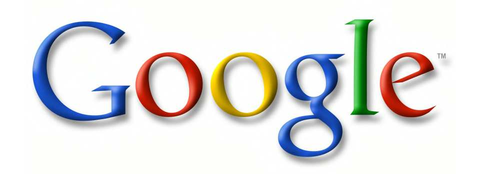
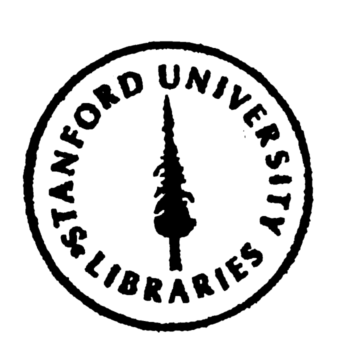






Die Woche


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES


Digitized by Google

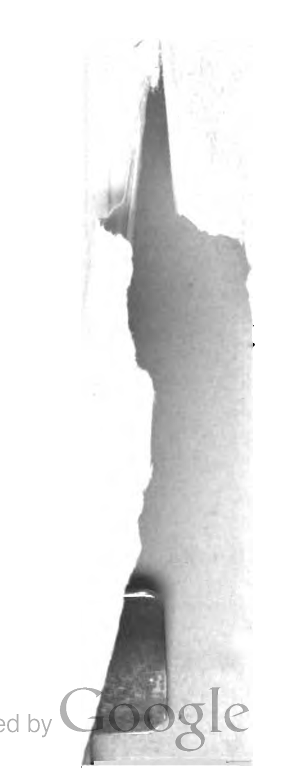
e

,to
ng

Wi
ags
: dab
elischen
elbständig
s Lebens

Der deutsch

In Verfolg
ig geht d
fend die


Digitized by Google

DIE·WOCHE.

Nummer 1. Berlin, den 4. Januar 1902. 4. Jahrgang.

Inhalt der [Nu]mmer 1.

Man abonnier[t au]f die „Woche“:

in Berlin und Vororten bei der [Ex]pedition Zimmerstraße 37/41, sowie bei den Filialen des „Berliner Lokal[-Anzei]gers“ und in sämtlichen Buchhandlungen,
im Deutschen Reich bei allen [Buch]handlungen oder Postanstalten (Zeitungs-Preisliste Nr. 8221); und den [Gesch]äftsstellen der „Woche“: **Bonn a. Rh.**, Kölnstr. 29; **Bremen**, Ober[n] 29; **Breslau**, Ring 18; **Chemnitz**, Innere Johannisstr. 6; **Dresd[en, Pra]gerstr. 1; **Düsseldorf**, Schadowstr. 59; **Elberfeld**, Herzogstr. 38; **Esse[n a.]R.**, Limbeckerplatz 8; **Frankfurt a. M.**, Zeil 63; **Görlitz**, Luisenstr[.]; **Halle a. S.**, Alte Promenade 8; **Hamburg**, Neuerwall 60; **Ha[nno]ver**, Schillerstr. 17; **Karlsruhe**, Kaiserstraße 34; **Kattowitz**, Poststr[.]; **Kiel**, Holstenstr. 6; **Köln a. Rh.**, Hohestraße 145; **Königsberg i. [Pr.]**, Kneiphöfsche Langgasse 55; **Leipzig**, Petersstr. 19; **Magdeburg**, [Brei]teweg 184; **München**, Kaufingerstr. 25 (Domfreiheit); **Nürnberg**, Lore[nzerst]r. 30; **Stettin**, Breitestr. 45; **Stuttgart**, Königstr. 11; **Weimar**, Jub[ilä]splatz 1; **Wiesbaden**, Kirchgasse 26.



Die sieben Tage der Woche.

2[7.] Dezember.

General Dewet erst[ürm]t an der Spitze einer beträchtlichen Burenschar das [La]ger Firmans bei Tweefontein. Die Engländer erleiden bede[ute]nde Verluste.

2[7.] Dezember.

In Washington w[ird] amtlich die Ernennung des bisherigen Gouverneurs [vo]n Java, Shaw, zum Schatzsekretär anstelle Gages bekannt[g]egeben.

2[8.] Dezember.

Kaiser Wilhelm nim[m]t an der Feier des dreihundertsten Geburtstags Herzogs [E]rnst des Frommen in Gotha teil. Er hält dabei eine [R]ede, in der er die Einigung der evangelischen Kirchen D[eu]tschlands, soweit sie ohne Verletzung der Selbständigkeit and[er]er möglich ist, als ein hohes Ziel seines Lebens bezeichn[et].

[2]9. Dezember.

Der deutsche Kreuz[er] „Vineta“ trifft in La Guayra ein.

[2]9. Dezember.

In Verfolg der Sc[hei]dung der Ehe des Großherzogs Ernst Ludwig geht der hessi[sc]hen Ständekammer ein Gesetzentwurf betreffend die Regentsc[ha]ft im Großherzogtum zu.

29. Dezember.

In der südwestlich von Tanger gelegenen marokkanischen Hafenstadt Safi richtet eine Wasserhose große Verheerungen an. Mehr als 200 Personen, unter denen sich jedoch kein Europäer befindet, ertrinken.

30. Dezember.

Ueber einen neuen Streitpunkt zwischen Deutschland und Venezuela wird gemeldet. Präsident Castro verfügte die Einstellung des Betriebs der deutschen Bahn in Venezuela, weil diese sich weigerte, Regierungstruppen zu befördern. Der deutsche Geschäftsträger in Caracas erhob entschiedenen Einspruch.

Bei der Reichstagsstichwahl in Schweinitz-Wittenberg wird der Abgeordnete Dr. Barth von der freisinnigen Vereinigung gewählt.

31. Dezember.

Aus Washington wird gemeldet: der deutsche Gesandte von Holleben teilte dem Staatssekretär Hay offiziell mit, daß Deutschland beabsichtige, ein Geschwader nach den venezolanischen Häfen zu senden, Marinesoldaten dort zu landen und die Zollämter zu besetzen, bis zwei Millionen Dollars eingenommen seien.

1. Januar.

Im Königlichen Schloß zu Berlin findet vor dem Neujahrsgottesdienst die Nagelung und Weihe von Fahnen für verschiedene Truppenteile statt.

Die Versorgung unserer Veteranen.

Von

Dr. **Otto Arendt**, Mitglied des Reichstags.

Anläßlich der Interpellation, die ich im Reichstag gestellt habe, und die leider infolge der Erkrankung des Herrn Reichsschatzsekretärs von Thielmann vor Weihnachten nicht mehr zur Verhandlung kommen konnte, sind mir eine Flut von Zuschriften aus allen Teilen des Reichs zugegangen, die ebenso wie zahlreiche Zeitungsartikel zeigen, wie viel Mißverständnisse die Beurteilung dieser wichtigen Angelegenheit erschweren.

Nach der siegreichen Beendigung des französischen Krieges wurde von den fünf Milliarden Frank Kriegskostenentschädigung ein Teil von 561 Millionen Mark abgesondert zur Versorgung der Kriegsinvaliden. Das ist der Reichsinvalidenfonds, der unter Kontrolle der Reichsschuldenkommission einer gesonderten Verwaltung unterstellt ist. Man hatte 1871 veranschlagt, wie viel die Versorgung der Invaliden und der Hinterbliebenen ausmacht, und hieraus einen Aufzehrfonds gebildet, das heißt, die Zinsen und das Kapital des Invalidenfonds sollten so lange reichen, als Opfer des Krieges zu versorgen waren.

Sei es nun, daß die Sterblichkeit der Invaliden stärker war als veranlagt, oder daß die Rechnung sonst nicht zutraf, der Invalidenfonds wies bis zur Mitte der neunziger Jahre einen steigenden Ueberschuß auf. Wenn nämlich mittels der Wahrscheinlichkeitsrechnung alle Verpflichtungen des Invalidenfonds kapitalisiert wurden, blieb das so festgestellte Kapital erheb-

lich hinter dem vorhandenen Kapital zurück, so daß anzunehmen war, daß, wenn der letzte Versorgungsberechtigte starb, ein großes Kapital noch unverwendet geblieben wäre. Ja, es tauchten bereits anfangs der neunziger Jahre Vorschläge auf, über Beträge des Invalidenfonds anderweitig zu verfügen.

Mit Recht entstand hierüber in den Kreisen der alten Krieger lebhafte Erregung. Die alten Krieger erklärten, daß der Invalidenfonds nur zu seinen Zwecken, das heißt, zur Versorgung der Kriegsopfer, verwendet werden dürfe. Aus dieser Bewegung heraus trat eine namentlich von dem rührigen Kyffhäuserverband der Kriegervereine, der fast zwei Millionen Mitglieder zählt, nachdrücklich vertretene Forderung hervor, außer den als Invaliden anerkannten Kriegern auch solchen Kriegsteilnehmern einen Ehrensold zu bewilligen, die hilfsbedürftig und erwerbsunfähig sind.

Das ist der Ursprung der Veteranenversorgung, wobei „Veteranen" alle Kriegsteilnehmer bezeichnet, die nicht zu Invaliden erklärt sind. Zuerst wurde durch das Gesetz vom 22. Mai 1895 bestimmt, daß solche Veteranen „aus den Zinsen der Ueberschüsse des Invalidenfonds" eine jährliche Beihilfe von 120 Mark bis zur Gesamthöhe von 1 800 000 Mark erhalten sollten. Wie groß die Zahl dieser notleidenden Kriegsteilnehmer sein würde, entzog sich jeder Vorausberechnung. Man nahm an, daß diese Bewilligung, die 15 000 Mann versorgte, sich als ausreichend erweisen würde, und setzte fest, daß die Verteilung durch die Einzelstaaten zu erfolgen habe, und daß, falls die Zahl der sich Meldenden über die bewilligte Summe hinausginge, die Auszahlung in folgender Reihenfolge vor sich gehen solle: 1. Kriegsteilnehmer mit Auszeichnungen, 2. nach der Reihenfolge der Feldzüge (1848, 1864, 1866, 1870/71), 3. nach dem Lebensalter.

Hier haben wir den Ursprung der so schwer verständlichen Abweisungen „mangels finanzieller Mittel", soweit es sich um Veteranen handelt. Die Kriegsteilnehmer hatten den Nachweis gebracht, daß sie hilfsbedürftig und gänzlich erwerbsunfähig seien, es war ihnen die Berechtigung auf Bezug von 120 Mark jährlich zuerkannt, da aber die Bewilligung der Mittel auf 1 800 000 Mark beschränkt war, mußten sie, als die Zahl von 15 000 überschritten war, „mangels finanzieller Mittel" warten, bis sie an die Reihe kamen bis also die entsprechende Zahl von Vordermännern abgestorben war. Bald standen den 15 000 Mann, die etwas bekamen, 15 000 gegenüber, die berechtigt waren und warten mußten, deren letzter also vielleicht etwas bekommen hätte, wenn alle 15 000 Mann vor ihm ins Gras gebissen.

Es liegt auf der Hand, daß das unmögliche Zustände waren; um gerecht zu sein, muß aber anerkannt werden, daß es sich nicht um ein Verschulden der Behörden handelte, sondern um einen Fehler der Gesetzgebung. Das Gesetz hatte nur Zinsüberschüsse des Invalidenfonds im Betrage von 1 800 000 Mark bewilligt, und die Verwaltung des Invalidenfonds konnte unter keinen Umständen größere Beträge herausgeben. Bei Etatsansätzen sind Etatsüberschreitungen möglich, aber nicht bei derartig gebundenen Beträgen aus gesondert verwalteten Fonds. Die Gesetzgeber machten eben einen Sprung ins Dunkle, und die Konsequenzen müssen nun getragen werden.

Der Reichstag begann, sobald sich dieser Thatbestand herausstellte, dringend Abhilfe zu fordern; zunächst wurde die bewilligte Summe erhöhtaber das war ein Tropfen auf einen heißen Stein; je mehr Veteranen den „Ehrensold" bekamen, um so mehr Anwärter waren auf der Liste und mußten „mangels finanzieller Mittel" — warten. Im Jahr 1899 fiel die Beschränkung auf die Zinserder Ueberschüsse des Invalidenfonds weg, und im vorigen Jahr wurde die Summe auf 5 200 000 Mark erhöht. Da damal nach den Nachweisungen von Ende Januar 1901 etwa 4106 Mann die Berechtigung erhalten hatten und die obige Sume für 43 300 Mann ausreicht, auch eine gewisse Sterblichkeit bei Männern in so hohem Lebensalter (durchschnittli 56—57 Jahre) in Rechnung zu stellen ist, so glaubten die Vertreter der Regierung und die Budgetkommission des Reichstags, daß nunmehr für alle kommenden Fälle innerhalb des Etatsjahrs ausgesorgt sei. Um so unangenehmer war deshalb die Ueberraschung, als bereits im Sommer wiederbekannt wurde, daß der Etatsansatz überschritten und daß abermals „mangels finanzieller Mittel" Veteranen, die erwerbsunfähig und hilfsbedürftig, also in äußerster Notlage sind, auf die Auszahlung warten müssen.

Inzwischen ist der neue Etat bekannt geworden, wonach vom 1. April 1902 ab die bewilligte Summe auf 6 200 000 Mark steigen soll, also für etwas über 51 000 Mann ausreicht. Ich nehme an, daß von den etwa noch vorhandenen 500 000 Kriegsteilnehmern jetzt 50 000 Mann die Berechtigung für den Ehrensold besitzen, so daß etwa 7—8000 Mann im Augenblick wieder „mangels finanzieller Mittel" nichts erhalten.

Wie kann dieser unhaltbare Zustand beseitigt werden? Durch Etatsüberschreitungen nicht, weil die Verwaltung des Invalidenfonds ohne gesetzliche Vollmacht keine Mittel herausgeben darf. Nur ein Nachtragsetat kann augenblickliche Hilfe bringen, nur ein Nachtragsetat kann unsern notleidenden 7—8000 Veteranen noch die gerade im Winter doppelt nötige Beihilfe sofort gewähren. Dazu ist nur eine Viertelmillion erforderlich. Der Nachtragsetat ist deshalb die erste Forderung, die ich bei meiner Interpellation, die unmittelbar nach der ersten Lesung des Etats zur Verhandlung kommen wird, zu stellen beabsichtige.

Die Einstellung einer um eine Million erhöhten Summe in den nächstjährigen Etat, die übrigens erst unter dem Druck der Interpellation der beiden konservativen Parteien erfolgte, ist an sich gewiß dankenswert, aber so wenig ausreichend, wie die früheren Erhöhungen. Die Kriegsteilnehmer kommen jetzt sämtlich in das Alter, wo die Arbeitsfähigkeit aufhört, dazu kommt die schlechtere wirtschaftliche Lage. Die Behörden verfahren äußerst streng, nach meiner Meinung viel zu streng in der Prüfung des Hilfsanspruchs der Veteranen, aber trotzdem kann heute niemand sagen, ob nicht bis zum Winter 1902/3 die Zahl der zum „Ehrensold" berechtigten Veteranen auf 60 000 und darüber gestiegen ist — dann haben wir wieder wie heut denselben unerträglichen Zustand, daß „mangels finanzieller Mittel" 8—10 000 notleidende Veteranen die ihnen gesetzlich zugebilligte Beihilfe nicht erhalten können. Aber auch die weitere Steigerung der Bewilligungen aus dem Invalidenfonds hat ernste Bedenken. Die Lage des Invalidenfonds, der jetzt noch etwa 370 Millionen Mark beträgt hat sich seit der Mitte der neunziger Jahre gänzlich geändert. Durch das neue Kriegspensionsgesetz ist endlich die so lange nötige Aufbesserung der Bezüge für unsere Invaliden und

ihre Hinterbliebenen erfolgt. Der Ueberschuß des Invalidenfonds ist zu Ende, an seine Stelle trat ein erheblicher Fehlbetrag. Im nächsten Etatsjahr betragen die Zuschüsse aus dem Kapital des Invalidenfonds 31 Millionen Mark. Danach ist der Invalidenfonds in 10—12 Jahren erschöpft. Es können aber auch weitere Bewilligungen für die Kriegsinvaliden nötig werden, und dann ist es für diese eine ungebührliche Verkürzung, daß der Invalidenfonds durch die Zahlungen an die Veteranen belastet wird.

Im Interesse der Invaliden wie der Veteranen und im Finanzinteresse des Reichs liegt es deshalb, daß die Beihilfe der Veteranen, entsprechend den wiederholten Beschlüssen des Reichstags, aus dem Invalidenfonds heraus auf den allgemeinen Reichsetat übernommen wird. Dadurch wird die Lebensdauer des Invalidenfonds auf 15—18 Jahre verlängert also bis zu einer Zeit, wo sein natürliches Ende nahe ist, da das Durchschnittsalter der dann noch lebenden Kriegsteilnehmer auf fast 73 Jahre gestiegen ist. Die Veteranen aber werden nicht mehr „mangels finanzieller Mittel" zum Warten gezwungen, denn die allgemeinen Etatssätze können überschritten werden. Die Reichsfinanzen endlich tragen schon heut eine kleinere Last, werden aber dadurch davor bewahrt, bei einem vorzeitigen Ende des Invalidenfonds plötzlich eine große Verpflichtung tragen zu müssen. Das Belassen der Veteranenbeihilfe im Invalidenfonds ist schlechte Finanzpolitik, denn es bedeutet nichts weiter, als daß das Reich Schulden auf Kosten der Zukunft macht.

Gewiß ist augenblicklich die Finanzlage schlecht, und die Schaffung eines neuen Finanzpostens, der vielleicht auf 12 Millionen Mark (100000 Mann) anschwillt, ehe er seinen Höhepunkt erreicht, um dann durch Absterben wieder vermindert zu werden, ist sicherlich weder der Reichsfinanzverwaltung noch den Einzelstaaten erwünscht. Aber es muß sein — es giebt keinen andern Ausweg, und das Reich kann und darf sich den Verpflichtungen gegen die Veteranen nicht entziehn. Das sind Ehrenschulden, und wenn auch die Nichtzahlung „mangels finanzieller Mittel" dem Etatskundigen erklärlich ist, für die öffentliche Meinung ist sie unerklärlich und unverzeihlich, ein Aergernis, das ein Ende nehmen muß.

Alle Parteien des Reichstags haben sich bereit erklärt, zur Versorgung unserer Kriegsteilnehmer neue Steuern zu bewilligen. Niemand zahlt gern Steuer, aber einer Steuer zu diesem Zweck wird niemand widersprechen. Es fehlt auch nicht an einem geeigneten Steuerobjekt — die Wehrsteuer, wie sie in Frankreich, Oesterreich und der Schweiz besteht, wird zwar schwerlich 25 Millionen Mark jährlich einbringen, wie der Kyffhäuserverband veranschlagt, der für diese Steuer eintritt, aber wohl so viel, um die Veteranenbeihilfe zunächst zu decken und später eine umfangreichere Fürsorge für unsere Kriegsteilnehmer und ihre Hinterbliebenen zu ermöglichen.

Es ist nur gerecht, daß diejenigen jungen Leute, die vom Militärdienst verschont bleiben, in Form einer mäßigen Steuer herangezogen werden. Krüppel und dergleichen können befreit bleiben. Der Steuerertrag muß gesetzlich für die Zwecke der Veteranenbewilligungen festgelegt werden.

Dank der Fürsorge unserer Väter hat das deutsche Volk bisher nicht einen Pfennig für die Opfer seiner Kriege gezahlt, der aus der französischen Kriegskostenentschädigung stammende Invalidenfonds hat alle Zahlungen geleistet. Es ist nicht zuviel verlangt, daß jetzt, wo unsere Kriegs[...] ins Greisenalter eintreten, das deutsche Volk selbst in den Beutel greift. Auch unsere Gemeinden sollten, wie einst gegenüber den Freiheitskämpfern, Beihilfen für diejenigen ihrer Mitbürger bewilligen, die das Deutsche Reich begründen halfen. Die Beihilfe von 120 Mark jährlich reicht allein sicher nicht aus, und um so weniger, als sie sich auf die Fälle gänzlicher, dauernder Erwerbsunfähigkeit und Hilfsbedürftigkeit beschränkt, also thatsächlich an die Stelle der Armenunterstützung tritt und die Gemeinden mithin entlastet.

Welche Gemeinde im Deutschen Reich wird sich den Ruhm erwerben, die erste zu sein, die den notleidenden Kriegsteilnehmern über den Ehrensold des Reichs hinaus eine Beihilfe bewilligt? Geschieht das erst an einer Stelle, so wird es bald überall geschehn.

Haben wir erst erreicht, daß der „Ehrensold" von 120 Mark an alle Berechtigten auch wirklich ausgezahlt wird, was von dem Augenblick an und nur dann sicher ist, wo die Zahlung aus dem Invalidenfonds auf den allgemeinen Reichsetat übergeht, dann muß der Kreis der Berechtigten erweitert werden. Das Aktenmaterial, das ich nach dieser Richtung hin in Händen habe, weist Unglaubliches auf. Trotz der Zusage, die auf eine von mir im preußischen Landtag gestellte Anfrage der damalige Minister des Innern von Rheinbaben gab, daß die Gesuche der Veteranen mit möglichstem Wohlwollen behandelt werden sollen, scheinen die Verwaltungsbehörden nach wie vor „hilfsbedürftig" und „gänzlich hilfsbedürftig" zu verwechseln, und so wird die Beihilfe von 120 Mark vielfach da versagt, wo ein geringes Einkommen vorhanden ist und sie eben deshalb gerade doppelt segensreich wirken würde.

Nach dieser Richtung hin wird eine Aenderung des bestehenden Gesetzes angestrebt werden müssen. Eine solche war schon durch den Antrag des konservativen Abgeordneten Nißler beabsichtigt, der anstelle „gänzlicher" Erwerbsunfähigkeit eine Beschränkung der Erwerbsunfähigkeit auf ein Drittel als Voraussetzung der Bewilligung des Ehrensolds vorschlug. In der Budgetkommission führten die materiellen Schwierigkeiten, die sich der praktischen Durchführung des im Grundsatz allgemein gutgeheißenen Antrags Nißler entgegenstellten, dahin, daß dieser dem Reichskanzler als Material überwiesen wurde. Ein von mir gestellter Unterantrag, daß die Zahlung der Beihilfe „vom Tage der Bewilligung ab" erfolgen solle, gelangte in Form einer Resolution zur Annahme — leider bisher auch ohne praktisches Ergebnis.

Für die Gesetzgebung verbleibt also noch eine Reihe von Aufgaben zu lösen. Das Endziel muß sein alle Kriegsteilnehmer im Greisenalter vor Hunger und Not zu bewahren.

Entsprechend den Bestimmungen für die Invaliden muß schließlich, wenn auch erst in der ferneren Zukunft, allen unsern Veteranen ein Existenzminimum von 600 Mark jährlich gewährleistet werden. Das sind keine uferlosen Forderungen, heut giebt es noch 500 000 Kriegsteilnehmer, aber wie viele von ihnen leben noch in zehn Jahren? Den letzten Zeugen der großen Zeit muß dann ein sorgenfreier Lebensabend geschaffen werden, das ist eine Ehrenpflicht des deutschen Volkes, und die Einführung der Wehrsteuer wird hierfür ausreichende Mittel bieten.



Ist die Gesangskunst im Niedergang?

Von Mathilde Marchesi (Paris).

Nahe genug läge für eine Lehrerin von meinen Erfahrungen die Versuchung, eine solche Frage mit dem überschwenglichen Lob der guten alten Zeit zu beantworten. Vor solcher einseitigen Erörterung des bedeutsamen Themas schützt mich das Milieu, in dem ich all die Jahre her nach Kräften dem Fortschritt in der Kunst zu dienen bestrebt bin. Der lieben Jugend wird in meinem Haus gottlob kein Ende — und ich sollte den Tempi passati eine Elegie widmen? Nun und nimmermehr! Wer mein Naturell kennt, wird solche Banalität von mir am allerwenigsten erwarten. Nur das anerkannt Gute und Bewährte, das Aesthetisch-Schöne, das uns die Tradition hinterließ, soll den nachwachsenden Geschlechtern überliefert werden.

Was ich, angeregt durch die liebenswürdige Aufforderung der „Woche", über den gegenwärtigen Stand der Vorbildung für Opernbühne und Konzertsaal zu bemerken habe, bezieht sich auf den Unterricht von Damen. Diese Einschränkung vorangeschickt, will ich von den herrschenden Uebelständen einige der bedenklichsten hervorheben.

Ein Jahr oder gar nur zehn Monate an die Vorbereitung zur „Karriere" wenden zu wollen, das ist leider der traurigste Irrtum, dem man bei den als Familiengenies ausgerufenen Mädchen begegnet. Niemand wäre naiv genug, eine solche kurze Spanne Zeit als ausreichend für einen Platz in einem anständigen Orchester zu halten. Und dem so überaus schwierig zu behandelnden rein physischen Instrument, das die Stimme ist, wollte man den Vorteil entsprechender Dauer der Ausbildung schmälern? Von einem Lenz zum andern, so lauten häufig genug Wunsch und Anspruch, soll die Stimme zu herrlichster Vollendung gediehen sein. Ach ja, es finden sich Lehrkräfte, die solche kraftgenialische Leistungen wenigstens versprechen. Was aber bringt einer so schnell „reif" gewordenen Elevin der junge Lenz? — Gewöhnlich einen tüchtigen moralischen Schnupfen und, wenn's gut geht, den wohlgemeinten Rat einer ehrlichen Freundesseele: zu retten, was noch zu retten ist, und sich einem gewissenhaften Stimmbildner anzuvertrauen. Also ein Jahr verloren! Ja, wenn der angerichtete Schaden nicht noch viel größer wäre! Die junge Dame, der in diesem Jahr die falsche Anschauung beigebracht worden, man könne gründlicher musikalischer Vorkenntnisse ebenso entraten wie der Kenntnis mehrerer moderner Sprachen, wenn man nur durch sogenannte „brillante Lichter" und einen gewissen Entrain zu blenden versteht, empfindet anfangs einen wahren Haß gegen die strenge Schule, die ihr täglich und stündlich Mängel der Stimmbildung und empfindliche Lücken des Wissens vorhalten muß. Eine gute schmiegsame Natur wird, echte Kunstbegeisterung und nimmermüden Fleiß vorausgesetzt, die Fehler ablegen und mit der Zeit jene Freude an der Ausübung ihrer Kunst gewinnen, die so reich für alle Mühsal entschädigt. Die Aermsten aber, die durch den Zwang der Erwerbsverhältnisse oder durch falschen Ehrgeiz getrieben, schlecht vorbereitet die Opernbühne oder die Konzertestrade betreten — diese sind es zumeist, die dem Wort „Die Gesangskunst ist im Niedergang" eine gewisse Berechtigung verleihen.

Wird nun solch eine Debütantin von der Probe fortgeschickt oder nach dem ersten Auftreten mehr oder minder sanft hinauskomplimentiert, und fragt man, woran es denn eigentlich fehlte, so heißt es in vielen Fällen: sie hatte solche Angst vor irgendeiner Note im dritten Akt, daß sie schon in der Auftrittsscene die Herrschaft über ihre Mittel verlor. — Jetzt sieht die um ihre stolzesten Hoffnungen Betrogene ein, daß es besser gewesen wäre, auf den Meister oder die Meisterin zu hören, die das langweilige Vokalisieren so energisch betrieben, bis die Register vollständig ausgeglichen sind und der Mechanismus als tadellos erklärt werden kann.

Leider aber sind die gewissenhaften Stimmbildner in unserer Zeit rar geworden und ganz besonders jene, die die Fähigkeit besitzen, den so wichtigen stilgerechten Vortrag klassischer Lieder in der Ursprache zu leiten. Bei der Bedeutung, die der Kunstgesang im modernen Kulturleben gewonnen hat, erscheint es geradezu befremdend, daß man nicht schon lange bemüht war, das große Uebel, an dem die Gesangskunst krankt, an der Wurzel zu fassen. Der wahre Grund des Verfalls liegt nämlich in der Duldung völlig unkundiger Gesangslehrer, die ihren bedauerlichen Mangel an Vorstudien durch neue, unbrauchbare, nur allzuhäufig schädliche, demnach absolut verwerfliche Spezialmethoden zu ersetzen versuchen. Diesen tollen Bizarrerien und gefährlichen Exzentritäten energisch zu steuern, erscheint als Gebot der dringendsten Notwendigkeit. Schon giebt es im Ausland bekanntlich Staatsprüfungen für den Klavierunterricht. Warum sollte man nicht eine analoge Prüfung für den Gesangsunterricht einführen? Hier handelt sich's nicht um physiologische Meinungen, sondern um die Erzielung praktischer Resultate. Jene Lehrkraft, die mehrere Eleven, womöglich verschiedener Stimmgattungen, vorzuführen vermag, Eleven, die wohl regulierten Atem, mühelosen Ansatz und, wie schon oben bemerkt, ausgeglichene Register haben, weder Zittern, noch Schreien, edlen Stil mit schöner Textaussprache vereinen — solch eine Lehrkraft soll den Anspruch auf ein Zertifikat der zuständigen Kommission besitzen.

Diese Kommission hätte zu bestehen aus: Vertretern des Direktoriums der höheren Musikanstalt, der Künstlerschaft, der Kritik und nicht zuletzt des Ministeriums für Unterricht und schöne Künste.

Bedeutet mein Vorschlag auch nicht ein Allheilmittel für die Uebelstände unserer Kunst — einen wesentlichen Fortschritt zum Besseren darf man immerhin davon erwarten. Die Natur ist nicht geiziger geworden; aber dem frevelhaften Verschwenden edlen Stimmmaterials muß man einen Damm setzen. Das volle Gelingen liegt freilich nicht in des Lehrers Macht allein. Die künstlerisch vorteilhaft veranlagte Individualität, die entsprechende Erscheinung, glühende Liebe zum Beruf und jenes gewisse Etwas, das zündend auf das Publikum wirkt, müssen das übrige thun.

Wovon man spricht.

Hebel erzählt eine gar schöne Geschichte aus der Franzosenzeit. Als Napoleon I. den Rückzug aus Rußland angetreten hatte, überschwemmte er die deutschen und französischen Zeitungen mit Siegesberichten. Die Wahrheit sickerte aber doch durch, und da sie niemand sagen durfte, verfiel ein findiger Theaterdirektor Westdeutschlands auf den Gedanken, sie symbolisch zum Ausdruck zu bringen. Er ließ ein Stück aufführen, in dem ein Pantoffelheld von seiner mit dem schönen Namen Viktoria geschmückten Gattin furchtbar durchgeprügelt wurde. Je dichter nun die Streiche fielen, desto gellender schrie der die Milde seiner Gattin anflehende Geprügelte: „Viktoria! Viktoria!" Das Publikum verstand die Andeutung und war baß erbaut davon. Ganz ebenso schreit General Kitchener immer lauter „Viktoria!", je kräftiger die Schläge der Burenführer Dewet, Botha u. s. f. auf seinen Rücken fallen — er will damit das Klatschen dieser Streiche übertönen, freilich mit negativem Erfolg. Erst kürzlich haben die englischen Zeitungen wieder von Beratungen der Burenkommandanten zu melden gewußt, die, durch deren Kriegsmüdigkeit veranlaßt, die Uebergabebedingungen zum Gegenstand haben sollten. Das Dementi von seiten der Buren ist prompt besorgt worden. Auf der ganzen Linie, im Oranjefreistaat, in Transvaal und an der Grenze von Natal haben sie sich in Bewegung gesetzt und den Engländern Schlappe auf Schlappe beigebracht. Den Vogel hat dabei der im Osten des Oranjefreistaats operierende Dewet abgeschossen, indem er bei Tweefontein das Lager des Generals Firman überfiel, vier Kompagnien Yeomanry überrannte, eine große Zahl tötete oder außer Gefecht setzte, sehr viele Gefangene machte und zwei Geschütze erbeutete. Kitchener schließt seinen Bericht mit der spaßhaften Wendung, zwei Kompagnien leichter Reiterei hätten die Buren verfolgt, aber nicht zu erreichen vermocht. „Viktoria! Viktoria!" Eine Folge dieses englischen „Sieges" ist, daß die Blockhauslinie zwischen Harrismith und Bethlehem jetzt in der Luft steht, denn Tweefontein war der Zentralpunkt dieser Befestigungslinie.

„Was lange währt, wird gut", pflegt man zu sagen, man kann den Satz aber auch umkehren in „Was gut ist, währt lange". So umgewandelt, paßt er auf das Jubiläum des Gesandten der schweizerischen Eidgenossenschaft in Berlin, Oberst Dr. Roth. Er wird am 15. Januar auf eine fünfundzwanzigjährige Dauer seiner Wirksamkeit in der eben erwähnten wichtigen Stellung zurückblicken können. Dr. Roth hat nicht nur im allgemeinen seinen Obliegenheiten in ausgedehntester Weise genügt, sondern auch unter besonders schwierigen Umständen seine Klarheit und Ruhe in Beurteilung der Dinge, sowie seinen sicheren Takt bewährt. Sein Ehrentag wird in Berlin, wo er sich überaus zahlreiche Freunde erworben, sowohl offiziell als auch aus persönlichem Antrieb die entsprechende Würdigung finden.



Oberst Dr. Roth,
feiert am 15. Januar sein 25jähr. Jubiläum als Gesandter der Schweiz in Berlin.
Für die „Woche" gezeichnet von J. v. Kulas.

Das Oberlandesgericht in Darmstadt hat die Ehe des Großherzogs Ernst Ludwig von Hessen mit Viktoria Melita, Prinzessin von Sachsen-Koburg und Gotha, für geschieden erklärt. Die Erledigung der Angelegenheit durch richterliche Entscheidung, nicht durch einen Willensakt des Großherzogs, entspricht durchaus der Rechtsauffassung der Gegenwart und trägt jedenfalls dazu bei, den Vorgang in das richtige Licht zu stellen. Da männliche Nachkommen aus der jetzt geschiedenen Ehe nicht vorhanden sind, hat die hessische Regierung Anlaß genommen, jetzt den Ständekammern für alle Fälle ein Regentschaftsgesetz vorzulegen.

In Südamerika schien in der letzten Zeit ein allgemeines „Haberfeldtreiben" gegen die Republik Chile, das bestgeordnete, aber auch ehrgeizigste unter den südamerikanischen Staatengebilden, bevorzustehen. Verschiedene Republiken, Argentinien, Bolivia und Peru, haben ein Hühnchen mit jenem pazifischen Staat zu pflücken: die erstgenannte große Republik wegen der Auslegung des zwischen ihr und Chile bestehenden Grenzvertrages, durch den die Wasserscheide als Grenze zwischen beiden Republiken festgesetzt wurde. Bei näherem Zusehn stellte sich aber heraus, daß die Wasserscheide keineswegs, wie Argentinien vorausgesetzt haben will, mit dem höchsten Kamm des Gebirges zusammenfällt, daß vielmehr beträchtliche, östlich von diesem gelegene Gebiete an Chile gelangen würden, wenn lediglich die Wasserscheide zur Norm gewonnen würde. Argentinien erhob daher die Forderung einer neuen Grenzfeststellung durch Vertrag, und man einigte sich in der That dahin wegen gewisser Punkte die schiedsrichterliche Entscheidung des Königs von England anzurufen. Das hinderte aber Chile nicht, sich inzwischen an den Wortlaut des bestehenden Vertrags zu halten und in den wieder strittig gewordenen Gebieten Straßen anzulegen. Das Verhältnis zwischen beiden Teilen wurde dadurch ein so gespanntes, daß ein Krieg fast unvermeidlich erschien und auf beiden Seiten mit Rüstungen begonnen wurde. Peru und Bolivia haben noch immer die Gebietsverluste nicht verschmerzt, die ihnen ihr letzter Krieg gegen Chile gebracht hat, und der für diese armen Länder allerdings sehr schmerzlich ist, da er gerade die einträglichsten Landstriche umfaßt. Sie zeigten daher große Neigung, sich einem Angriff Argentiniens auf Chile zuzugesellen. Auch ein Anschluß Brasiliens an die Koalition schien nicht ausgeschlossen. In letzter Stunde haben sich Chile und Argentinien indessen doch nochmals dahin geeinigt, die Entscheidung dem Schiedsspruch des Königs von England anheimzustellen. Inzwischen wird dem Bedürfnis der Südamerikaner nach Rauferei und Revolution noch immer durch Venezuela und Kolumbien Rechnung getragen. Augenblicklich scheint die Wage zu Gunsten des Präsidenten von Kolumbia zu steigen, während Präsident Castro von Venezuela durch eine neue Revolution stark bedroht wird. Dessenungeachtet scheint es ihn auch noch nach unfreundlichen Auseinandersetzungen mit Deutschland zu verlangen. Dabei dürfte er sich jedenfalls stark in die Nesseln setzen.

Die Toten der Woche.

Karl Brodhag, Stadtbaumeister von Wien, † in Wien am 13. Dezember im Alter von 42 Jahren.

Edward Onslow Ford, berühmter englischer Bildhauer, † am 23. Dezember im 50. Lebensjahr.



Professor Franz Xaver Kraus †

Henry Fouquier, Publizist und früherer Deputierter, † in Paris am 25. Dezember im Alter von 63 Jahren.

Burenkommandant Haasbroek, † in einem Gefecht bei Doornberg im Oranjestaat am 23. Dezember.

Sanitätsrat Dr. Hermann Hartmann, Dichter und Kulturhistoriker, † in Lintorf am 27. Dezember im Alter von 76 Jahren.

Professor Axel Key, bekannter Bakteriologe, † in Stockholm am 27. Dezember.

Professor Franz Xaver Kraus-Freiburg, bedeutender katholischer Theologe, † in San Remo am 30. Dezember.

Dr. Tuisko von Lorey, Professor der Forstwissenschaft, † in Tübingen am 29. Dezember im Alter von 56 Jahren.

Geheimer Regierungsrat Richard Freiherr von Lyncker, früherer Landrat und Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, † in Berlin am 28. Dezember im 75. Lebensjahr.

Professor Dr. Eugen Pappenheim, Vorsitzender des Berliner Fröbelvereins, † in Berlin am 25. Dezember.

Hofrat Hugo R. von Perger, Professor der Farbenchemie an der Wiener Technischen Hochschule, † in Wien am 30. Dezember.

Professor Dr. Tuisko von Lorey †

Mitrofan Remesoff, russischer Romanschriftsteller, † in Moskau am 25. Dezember im 67. Lebensjahr.

Dr. Spieß, früherer braunschweigischer Justiz- und Kultusminister, † in Braunschweig am 23. Dezember im Alter von 72 Jahren.



Professor Dr. Eugen Pappenheim †

Dmitri Ssamarin, bedeutender russischer Publizist und Slavophile † in Moskau am 23. Dezember im Alter von 74 Jahren.

Karl von Storr, früherer Senatspräsident beim Oberlandesgericht, † in Nervi am 19. Dezember im Alter von 67 Jahren.

John Swinton, bekannter amerikanischer Publizist, † in Neuyork am 18. Dezember im Alter von 71 Jahren.

Geheimer Kommerzienrat Wächter, bekannter Großindustrieller, stellvertretender Obervorsteher der Stettiner Kaufmannschaft, † in Stettin am 28. Dezember.



Nach Weihnachten beginnt ein zweiter Abschnitt im Theaterwesen Berlins. Im neuen Jahr dürfte es auf unsern Bühnen, wenn auch nicht reicher, so doch bewegter zugehn, als in der vorausgegangenen Zeit. Das werden die zahlreichen Gastspiele machen, in deren Gefolge zugleich eine Flut von dramatischen Neuheiten zu erscheinen pflegt. Ein Hauptanteil an den Gastspielen fällt diesmal den Parisern zu. Zunächst tritt Coquelin in seinen Glanzrollen, darunter als Cyrano, im Königlichen Schauspielhaus auf. Es heißt sogar, französische Gesellschaften sollten alljährlich an unserm Hoftheater wiederkehren. Da hätten wir die Ansätze zu einer fremden Stagione, wie wir sie ehedem erlebten. So sehr wir uns vom Fremdenhaß frei wissen, so willkommen uns die lebhafteren Beziehungen zur Pariser Künstlerschaft auch sind: eine fremde Saison sollte nicht zur festen Einrichtung werden und am allerwenigsten am Königlichen Schauspielhaus. Wir sind heute die Armen nicht mehr, denen man zu geben und nur zu geben hat.

Zur Jahreswende gab es an Schauspielnovitäten nur das Familienstück „Wohlthäter“ von L'Arronge im Berliner Lessingtheater. Das Drama ist zuerst in Hamburg und dann in andern deutschen Großstädten gespielt worden. Es enthält in der bekannten derbkleinbürgerlichen, aber schlichten Manier von L'Arronge die Mahnung an die Wohlthäter: seid nicht taktlos und ruhmrederisch, wenn ihr einmal jemand wohlgethan habt, sonst wird eure Wohlthat Plage. Das harmlose Spiel wurde mit Beifall aufgenommen.

Auch die Ueberbrettelei, oder wenn man's lieber so nennen will, das Kleintheater, hat knapp vor Neujahr noch durch das nagelneue „Trianontheater“ von Otto Julius Bierbaum (Porträt S. 16) eine Bereicherung erfahren. Der Eröffnungsabend verlief entschieden unglücklich, und fast will es scheinen, die Abneigung galt nicht so sehr dem neusten Unternehmen, als vielmehr der Uebersättigung an den Kunststückchen des Kleintheaters überhaupt. Ganz gewiß äußert sich ein Zug von Ueberdruß. Es ist eben auch sehr schwierig, gerade in der Kleinkunst, im flüchtigeren Kleinspiel, im Bühnenliedchen, das Maß zu finden. Hier ein Kosthäppchen, da ein Kosthäppchen, und man wird nirgend satt. Otto Julius Bierbaum wollte offenbar das zartere lyrische Genre, halb Melancholie, halb ein flüchtiges Lächeln, pflegen; dazwischen wohl auch ein derberes kleines Scherzspiel. Nun liegt aber sein Theatersaal inmitten des Bereichs der polternden Stadtbahn, die naturgemäß ein Feind des gehauchten Gedichts ist. Dann hatte der jüngste Berliner Theaterdirektor in der Auslese für den Eröffnungsabend besonderes Mißgeschick. Auf ein bleiches, allegorisches Versspiel, auf eine Träumerei ohne blutwarmen Schwung folgten lyrische Kindlichkeiten, die man einzeln, wenn sie liebenswürdig und kapriziös gebracht werden, gern verträgt. Aber zu Hauf! Dann ermüdete zum Schluß ein Singspiel durch übergroßen Wortreichtum.

Nach dem ersten Unfall des Trianontheaters sprach man von einem „Krach“ der gesamten Kleintheatralik. Man sollte das Kind nicht mit dem Bad ausgießen. Lyrisch bewegliche Reize, saubere Liederspielchen, zum Teil auch groteskphantastische Einfälle könnten immer noch am Kleintheater Leben gewinnen, und sie wären gewiß ein Fortschritt gegenüber der forciert-lustigen Schablone, der Variétéchansons und Variétépikanterie: aber das hastende Uebermaß, die gierige Konkurrenzjagd war von Uebel.

Loki.



Bilder vom Tage.

Skizzen und Glossen.

Hierzu die photographischen Aufnahmen Seite 9—16 und Seite 41—42.

Das Königliche Schauspielhaus in Berlin (vergl. die nachstehende Abbildung) konnte zu Neujahr eine Hundertjahrfeier begehen. Am 1. Januar 1802 wurde an der Stelle, an der es steht, das Königliche Nationaltheater eröffnet, das später den Titel Schauspielhaus erhielt. Das alte Gebäude steht nicht mehr, es fiel 1817 einem Brand zum Opfer, aber in dem neuen Bau gedeiht die alte Kunst.

Königin Helene von Italien (Abb. S. 9) erfreut sich im besten Wohlsein ihres Mutterglücks, die kleine Prinzessin Jolanda gedeiht aufs beste. Die kleine Enttäuschung, die die Geburt des Töchterchens am 1. Juni vorigen Jahres vielleicht auch der Königin bereitete, da auch sie wohl auf einen Thronerben gehofft hatte, ist längst vergessen. Der Mutter ist die Tochter so lieb, wie ihr der Sohn gewesen wäre, sie pflegt mit aller Liebe und Sorgfalt ihr Kind, ihr nun halbjähriges Baby. Unser Bild, das die Königin mit dem Töchterchen auf dem Arm zeigt, ist ein Familienbild im engsten Sinne des Worts, die Aufnahme hat die Schwester der Königin, Prinzessin Anna von Battenberg, gemacht.

Die Enthüllung des Baudin-Denkmals in Paris (Abb. S. 10) ist ruhiger verlaufen, als man erwartet hatte. Präsident Loubet, der gleich den übrigen offiziellen Rednern



Zur Hundertjahrfeier der Eröffnung des neuen „Königlichen Nationaltheaters" in Berlin am 1. Januar 1802: Das Königliche Schauspielhaus im Jahr 1802 (oben) und 1902 (unten).
Für die „Woche" gezeichnet von Paul Brockmüller.

den Cäsarismus scharf verurteilte, stieß auf keinen Widerspruch. Nur als der nationalistische Präsident des Pariser Gemeinderats, Dausset, das Standbild im Namen der Stadt übernahm, kam es zu einigen Demonstrationen, obwohl er sich jedes provozierenden Worts enthielt. Alfonse Baudin, der am 20. April 1811 in Nantua (Ain) geboren war und in Paris als Arzt lebte, wurde ein Opfer seiner republikanischen Ueberzeugung. Er wurde erschossen, als er am 3. Dezember 1851 in der Vorstadt St. Antoine, die Verfassungsurkunde in der Hand, die Barrikade bestieg, um gegen den Staatsstreich Napoleons am Tage vorher zu protestieren. Eben dort ist ihm nun ein Denkmal errichtet worden.

Das schreckliche Eisenbahnunglück bei Neuenbeken (Abb. S. 11), von dem kurz vor Weihnachten der Köln-Berliner D-Zug betroffen wurde, hält die Gemüter noch in Erregung. Da es sich unter ganz ähnlichen Umständen ereignete, wie ein Jahr zuvor der Unfall bei Offenbach, will die Frage nicht verstummen, ob nicht mehr hätte geschehen können, um es zu verhüten, oder wenigstens seine Folgen zu mildern. Hier wie dort wurde das Unheil dadurch hervorgerufen, daß ein Zug auf freiem Feld halten mußte und einem kurz darauf auf derselben Strecke folgenden das Haltesignal nicht gegeben wurde. Der D-Zug war gezwungen, die Fahrt zu unterbrechen, weil ein Pferd unter die Räder seiner vorderen Lokomotive gekommen war. Da zwischen den Stationen Altenbeken und Neuenbeken eine starke Steigung zu überwinden hatte, wurde hinten eine zweite, sogenannte Druckmaschine angefügt. Auf diese fuhr dann der nachfolgende Personenzug mit solcher Wucht auf, daß der Koloß vollständig in die Luft geschleudert wurde. Sie fiel dann auf den letzten Wagen des D-Zugs und schlug ihn mit ihrem Riesengewicht in Trümmer. So erklärt es sich, daß von dessen Insassen keiner heil davon kommen konnte.

Der Bau des Panamakanals (Abb. S. 12), der so viele Existenzen vernichtet hat, ist nun selbst endgiltig in die Brüche gegangen. Der Gedanke, den zentralamerikanischen Isthmus zu durchschneiden und durch eine künstliche Wasserstraße dort eine kurze Verbindung zwischen dem Atlantischen und dem Großen Ozean herzustellen, beschäftigt die Geister schon seit dem sechzehnten Jahrhundert. Er schien seiner Verwirklichung nahe zu sein, als Lesseps, der Erbauer des Suezkanals, sich an die Ausführung machte. Nun, die Schicksale des Unternehmens sind bekannt, es ist total verkracht. Zwar wurde auch nach dem großen Panamaskandal noch weiter gearbeitet, aber schließlich stellten sich die Schwierigkeiten als unüberwindlich heraus. Der Panamakanal bleibt unvollendet, und gebaut wird der Nikaraguakanal, über den sich die Vereinigten Staaten durch einen neuen Vertrag mit England die Herrschaft schon im voraus gesichert haben.

Das Begräbnis des Generals Mathews in Zanzibar (Abb. S. 13) gestaltete sich zu einer Trauerfeier, wie sie die Insel noch kaum gesehen hat. Die allgemeine Beteiligung der Bevölkerung entsprach der eigenartigen Stellung, die der Verewigte einnahm. Sir Lloyd William Mathews, der 1850 geboren war, trat bereits im Alter von 28 Jahren in die Dienste des Sultans von Zanzibar Said Bargasch. Als Said Ali zur Regierung kam, wurde Mathews Ministerpräsident und verblieb in dieser Stellung auch unter dessen Nachfolgern bis zu seinem Tode. Eine Zeitlang fungierte er auch als englischer Generalkonsul. Er hat es musterhaft verstanden, zugleich die Regierungsgeschäfte des Sultans zu besorgen und die Interessen seines Vaterlandes wahrzunehmen, das die Schutzherrschaft über Zanzibar als East-Afrika-Protektorat ausübt.

Guiglielmo Marconi (Abb. S. 14), der Erfinder der drahtlosen Telegraphie, der an der Vervollkommnung seiner Erfindung unermüdlich fortarbeitet, hat neuerdings mit einem neuen verbesserten System große Erfolge erzielt. Vor seiner Abreise nach Amerika, wo er sich zur Zeit aufhält, telegraphierte er über eine Strecke von 225 englischen Meilen zwischen Poldhu und Crookhaven. Dabei überzeugte er sich aus der Stärke der Zeichen, daß sich die Entfernung der Stationen ohne jeden Schaden für die Deutlichkeit vervielfachen lasse. Er ist nun am Werk, eine telegraphische Verbindung ohne Kabel zwischen der alten und der neuen Welt, zwischen Amerika und Europa herzustellen.

Sully-Prudhomme (Abb. S. 14 u. Gedicht S. 19), der durch den Nobelpreis ausgezeichnete französische Dichter, hat von mancher Seite hören müssen, daß man andere der Ehre für noch würdiger halte. Aber auch an Kundgebungen der Sympathie hat es ihm nicht gefehlt. So haben ihm beispielsweise Graf d'Haussonville und Gaston Boissier, der Präsident und der Sekretär der Akademie, deren Mitglied der Dichter ist, persönlich die Glückwünsche des Instituts überbracht.

Frau Mathilde Marchesi (Abb. S. 15), die Verfasserin unseres Aufsatzes auf Seite 4, ist wohl wie kaum eine andere berufen, in der von ihr behandelten Frage das Wort zu ergreifen. Denn, nachdem sie selbst als Fräulein Graumann in den Konzertsälen große Erfolge errungen hatte, begann sie bereits 1854 am Wiener Konservatorium ihre Thätigkeit als Gesanglehrerin, die sie heute als Sechsundsiebzigjährige noch fortsetzt. Im Laufe dieses halben Jahrhunderts hatte sie reiche Erfahrungen gesammelt. Sie hat abwechselnd in Wien, Köln und Paris gewirkt, aber wo immer sie war, fand sich ein großer Kreis von Schülerinnen bei ihr ein, deren eine ganze Anzahl sich unter ihrer Leitung zu Bühnenkünstlerinnen heranbildeten, die Weltruf genießen.

In Wolfenbüttel soll ein Brunnen (Abb. S. 41) errichtet werden zum Andenken an Herzog August als Begründer der Stadt. Um den Auftrag zu erhalten, trat eine ganze Anzahl zum Teil sehr bedeutender Bildhauer in Wettbewerb. Zur Ausführung wurde der Entwurf von Georg Meyer-Steglitz gewählt. Auf Felsgestein lehnt ein Ritter, der die Züge Herzog Augusts trägt, an seinem Pferd. Den beiden wird das Wasser des Brunnens Erfrischung bringen.

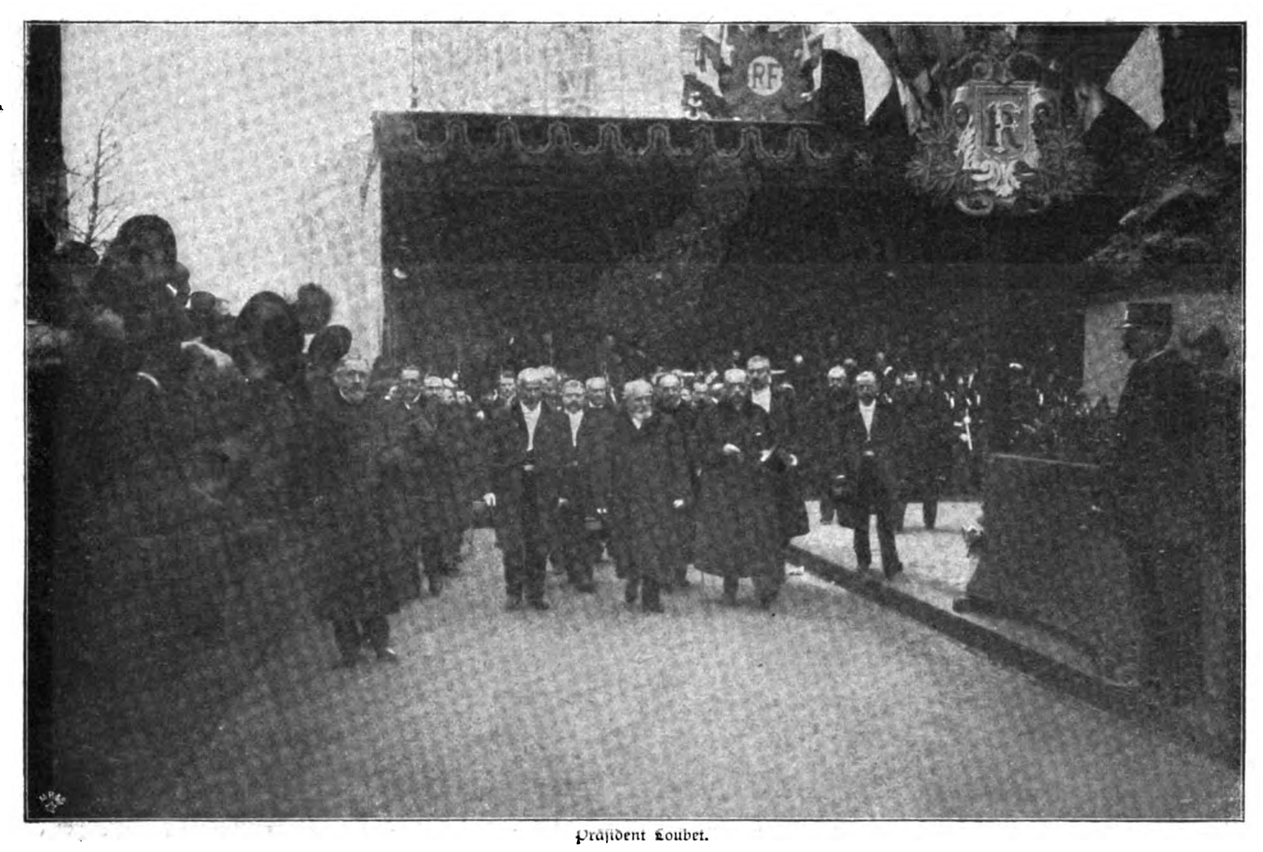
Japanische Elfenbeinschnitzer in Neuyork (Abb. S. 42). Es sind und werden in Nordamerika noch Gesetze erlassen, die die Einwanderung einschränken, freilich nur die der Mittellosen. Wer etwas besitzt und etwas leisten kann, wird auch heute noch gern zugelassen. So kann man in Neuyork beispielsweise japanische Elfenbeinschnitzer treffen, die dort ihr Brot besser verdienen, als in der Heimat.

Personalien (Porträts S. 14). Daß die englischen Machthaber nicht nur gegenüber den Buren zu Gewaltmaßregeln greifen, sondern auch gegenüber ihren eigenen Landsleuten, wenn diese ihnen unbequem werden, davon weiß Miß Hobhouse ein Lied zu singen. Die Schriftstellerin, die zuerst die Greuel in den sogenannten Konzentrationslagern schilderte, wurde zur Strafe für ihre Wahrheitsliebe in Kapstadt verhaftet, obwohl sie krank war, zwangsweise von einem Trupp Soldaten auf ein Schiff getragen und so wider ihren Willen in die Heimat befördert. — Die russische Botschaft in Berlin hat anstelle des Obersten Gurko, der in die Heimat abberufen wurde, in dem Oberstleutnant Schebeko einen neuen Militärattaché erhalten. — Sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als Gerichtspräsident feierte am 24. Dezember der Chef des Kammergerichts Wirklicher Geheimer Rat von Drenkmann. Der Jubilar, der am 6. Juni 1826 in Oppeln geboren wurde, wurde vor einem Vierteljahrhundert zum Präsidenten des Appellationsgerichts in Marienwerder ernannt, war dann zehn Jahre lang Senatspräsident beim Reichsgericht in Leipzig und wurde 1889 in seine jetzige Stellung berufen. — Zum Bürgermeister der Hansastadt Bremen wurde jüngst Senator Dr. Pauli gewählt, der gerade in der letzten Zeit wiederholt vom Bundesratstisch aus in die Debatten des Reichstags über die Seemannsordnung rednerisch eingegriffen hat.



Königin Helene von Italien mit ihrem Töchterchen, Prinzessin Jolanda.

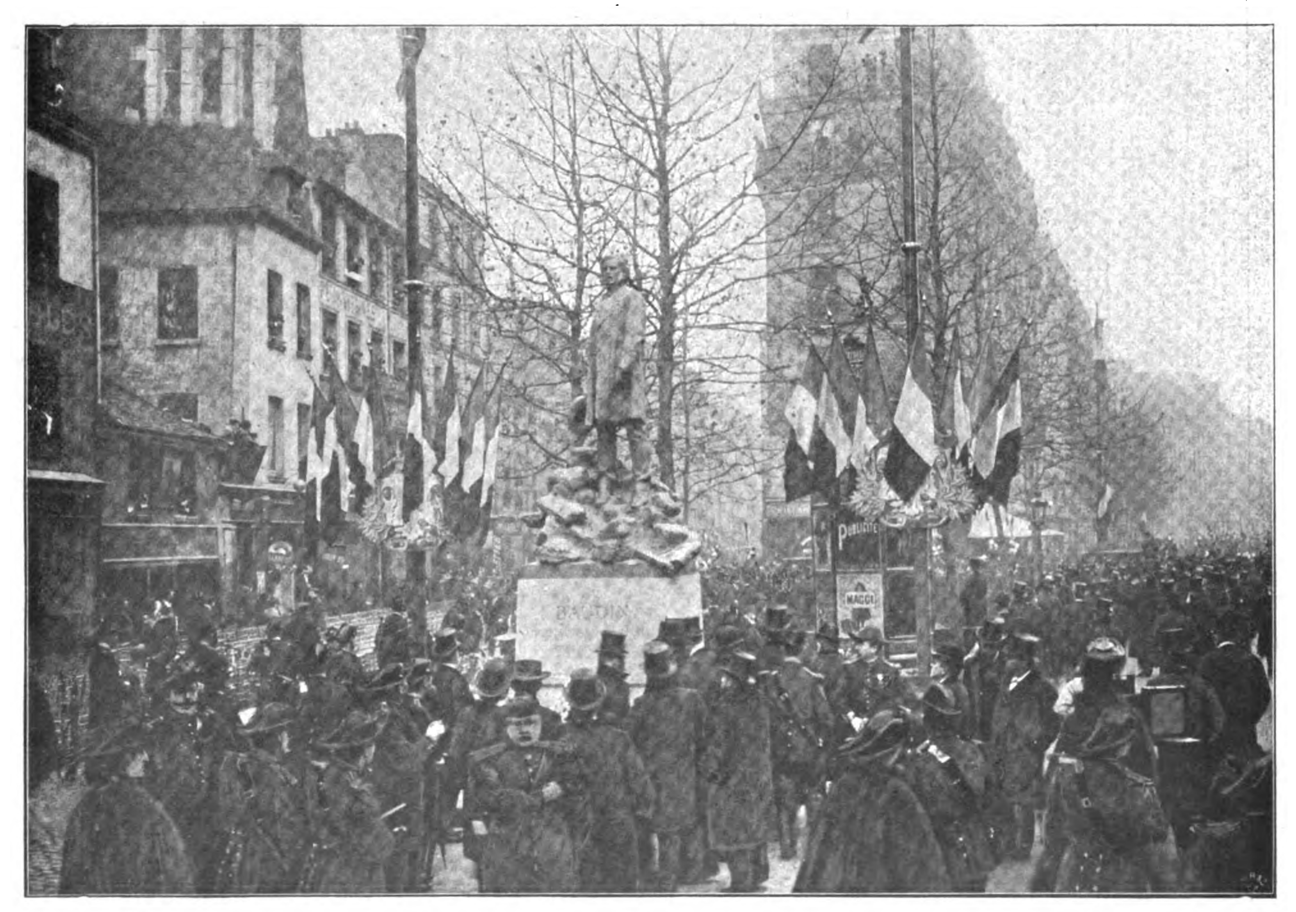
Photographische Aufnahme der Prinzessin Anna von Battenberg, der Schwester der Königin.



Präsident Loubet.

Von der Enthüllung des Baudin-Denkmals in Paris: Präsident Loubet und seine Umgebung bei der Feier.

Photographische Momentaufnahme.



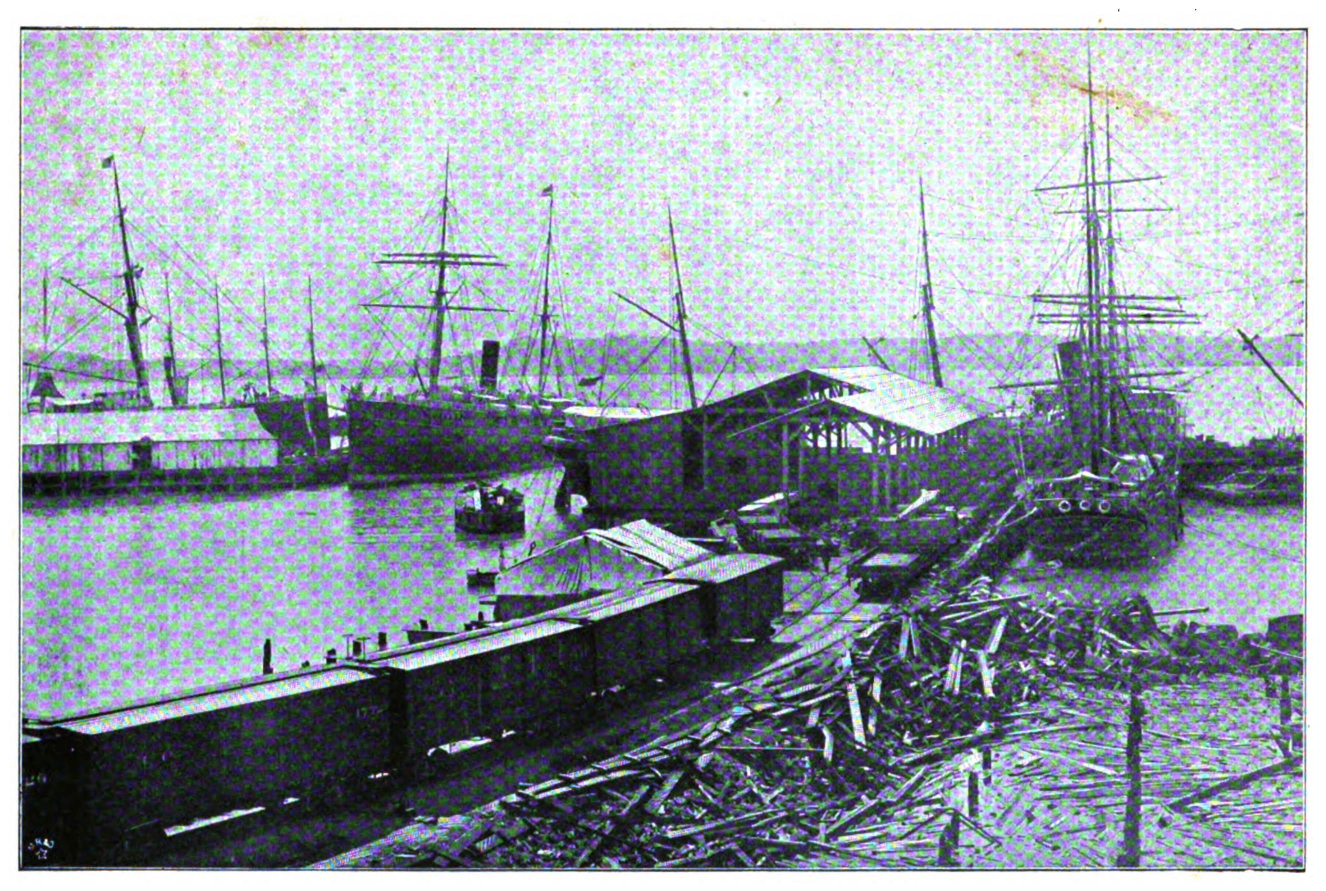
Die feierliche Enthüllung des Baudin-Denkmals im Faubourg Saint Antoine in Paris am 22. Dezember.

Photographische Momentaufnahme.

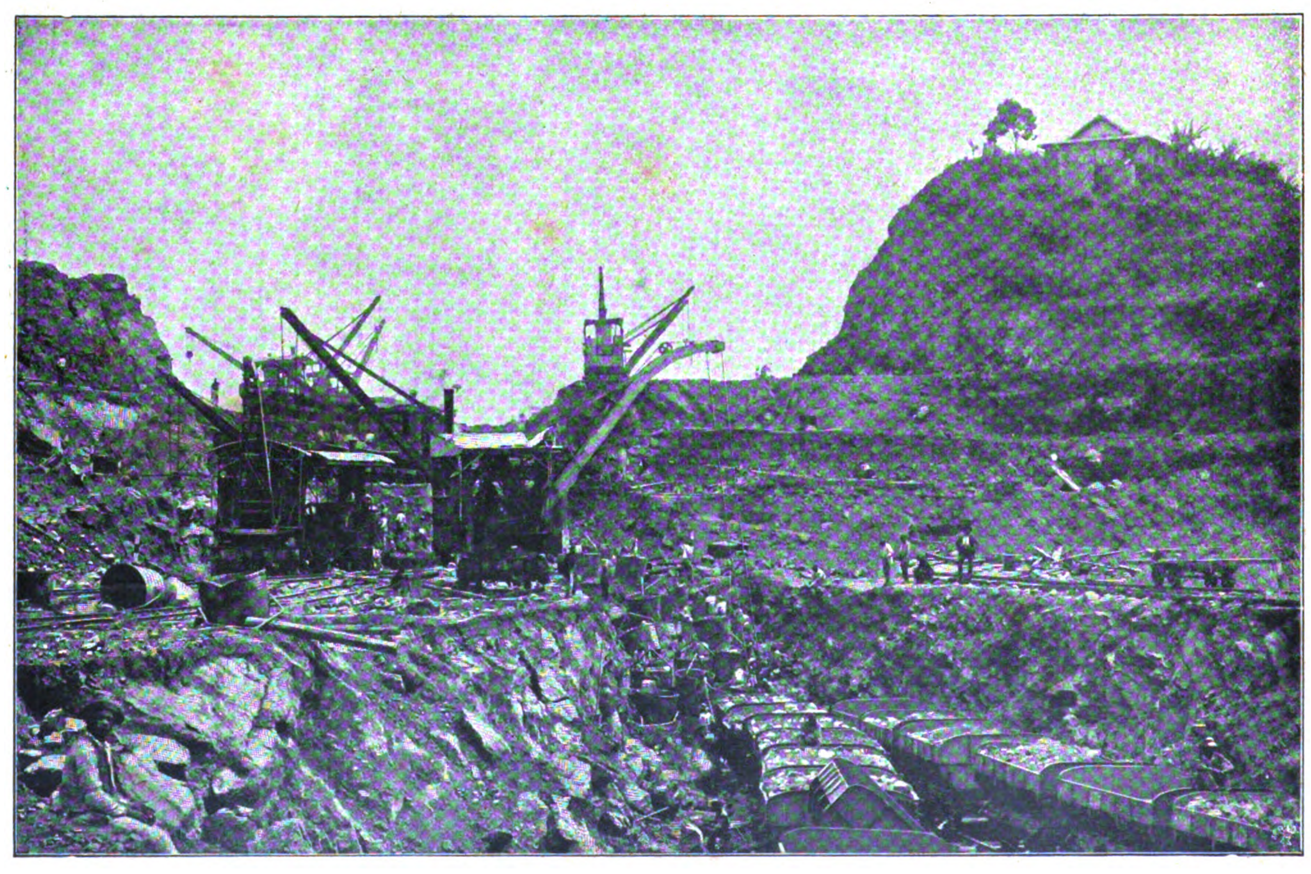


Vom Eisenbahnunglück bei Neuenbeken am 20. Dezember: Die Schlussmaschine des Köln-Berliner-Zuges auf dem zertrümmerten D-Zugwagen.

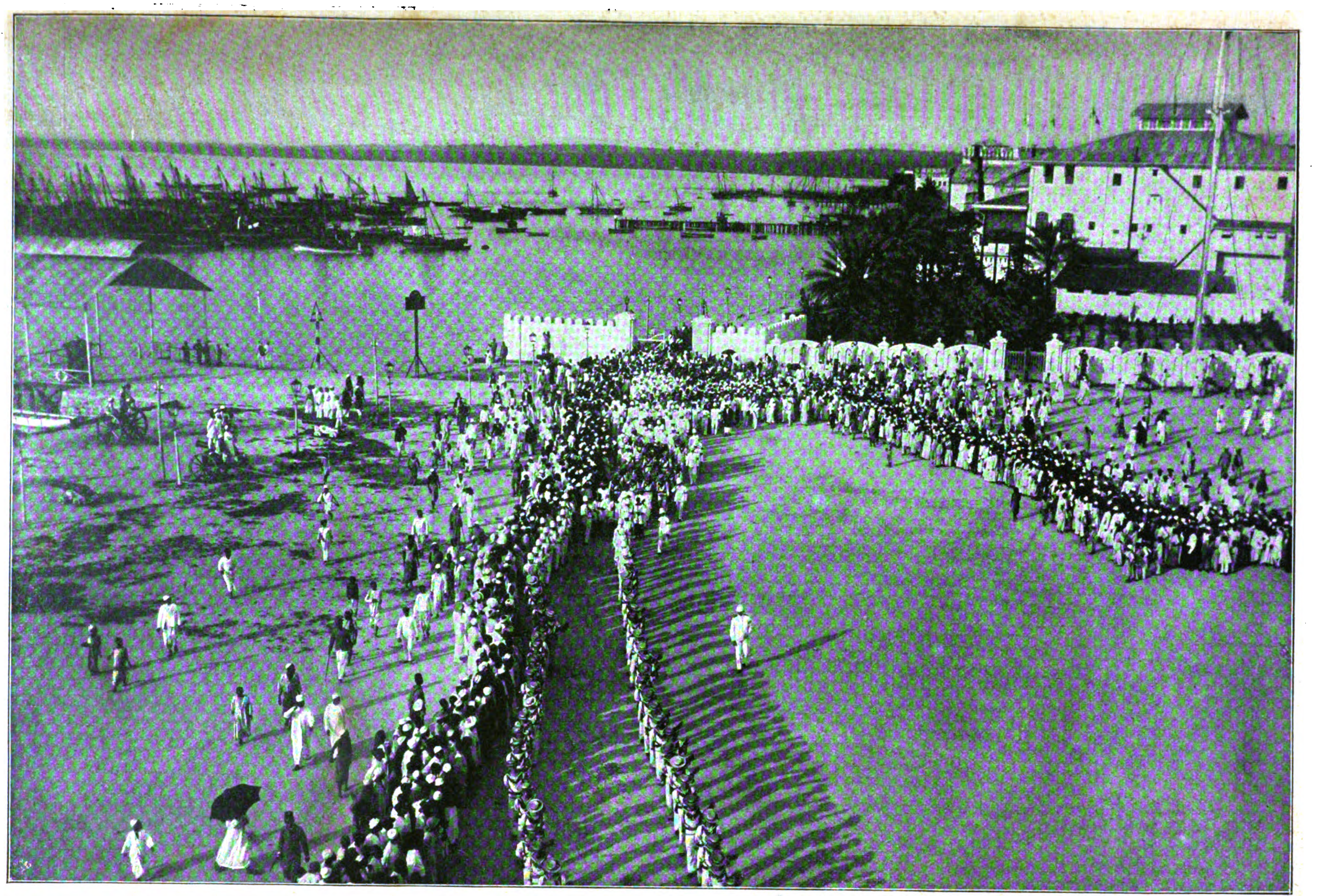
Photographische Aufnahme von A. Cyboven, Paderborn.



Zur zentralamerikanischen Kanalfrage: Die Stadt Colon, der Endpunkt des Panamakanals auf der Atlantischen Seite.
Photographische Aufnahme.



Zur zentralamerikanischen Kanalfrage: Der jetzt aufgegebene Durchstich des Kulebragebirges bei der Panamaroute.
Photographische Aufnahme.



Das Begräbnis des englischen Gouverneurs von Zanzibar General Mathews.

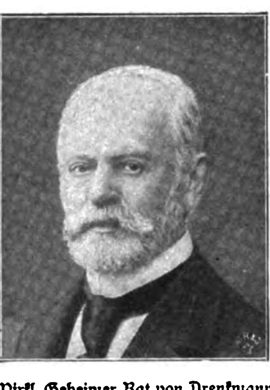
Photographische Momentaufnahme.



Miß Hobhouse, schilderte zuerst die Mißstände in den südafrikanischen Konzentrationslagern.



Marconi, der Erfinder der drahtlosen Telegraphie, errichtet die erste telegraphische Verbindung ohne Kabel zwischen Amerika und Europa.
Neuste Porträtaufnahme von Elliott & Fry, London.



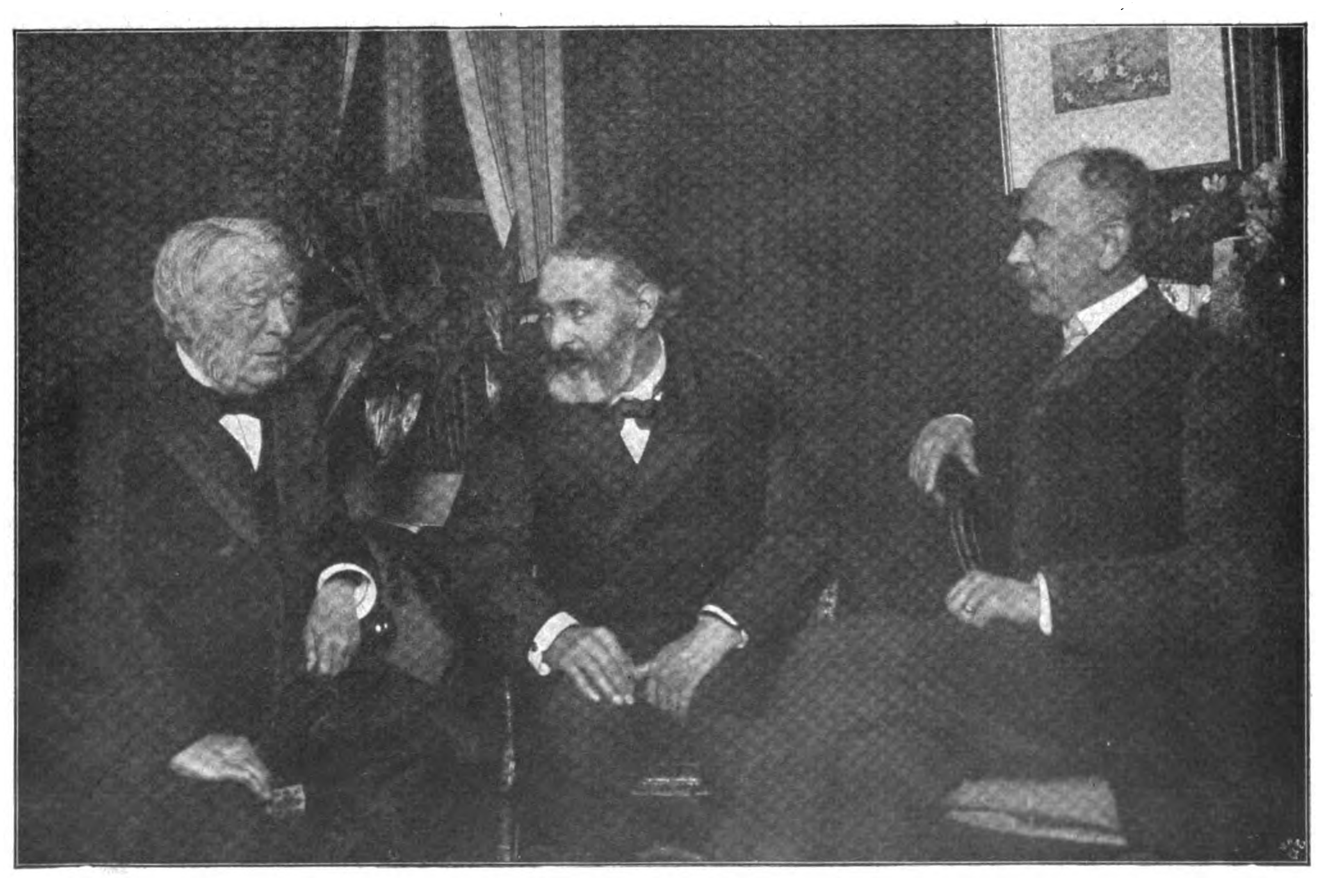
Wirkl. Geheimer Rat von Drenkmann, Kammergerichtspräsident, feierte am 24. Dezember sein 25jähr. Präsidentenjubiläum.



Oberstleutnant Schebeko, der neue russ. Militärattaché in Berlin.



Senator Dr. Pauli, der neue Bürgermeister von Bremen.



Gaston Boissier, Sekretär der Akademie. Sully-Prudhomme. Graf d'Haussonville, Präsident der Akademie.

Der Präsident und der Sekretär der „Académie française" überbringen Sully-Prudhomme die Glückwünsche der Akademie zum Nobelpreis.

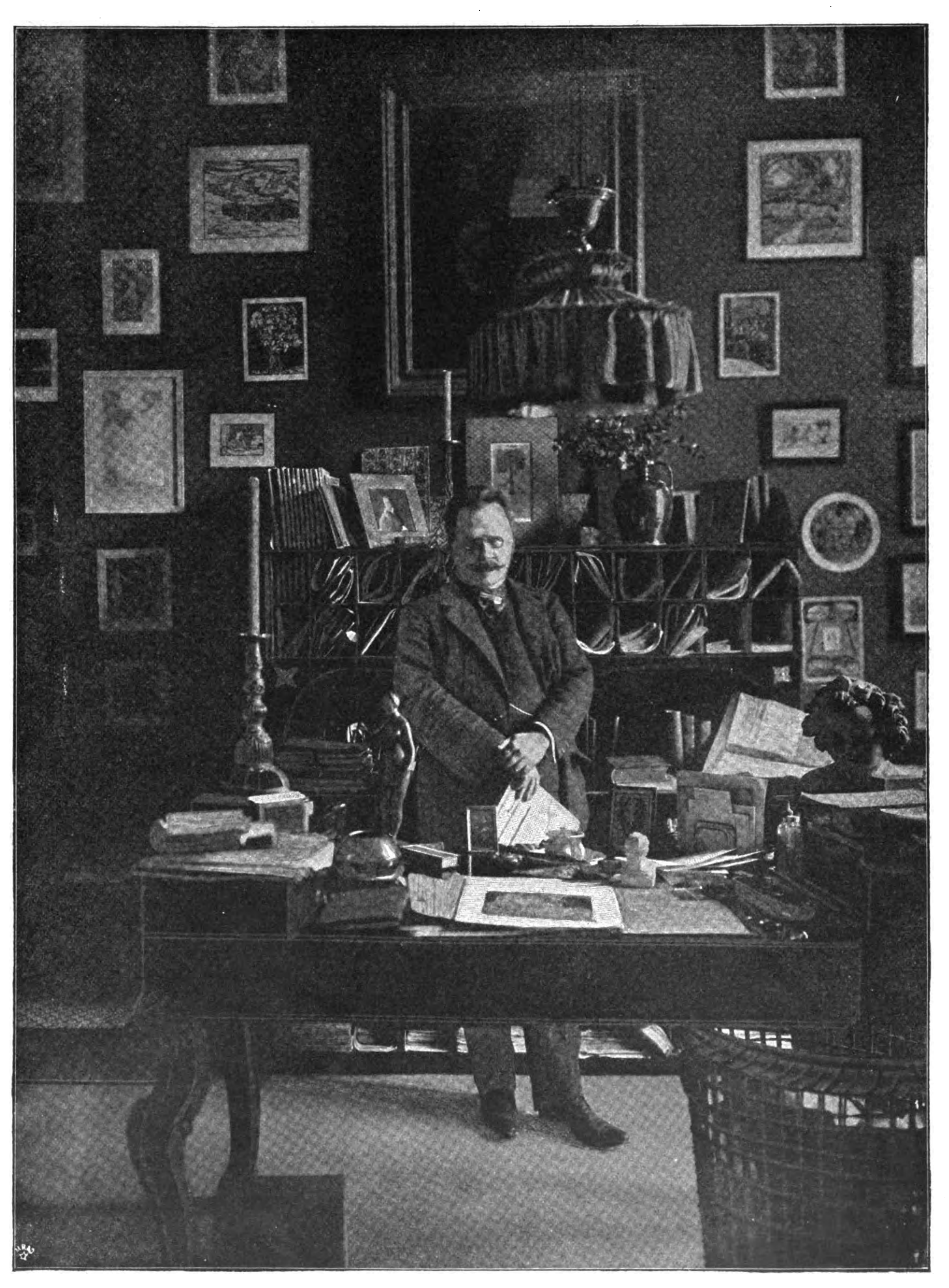
Photographische Aufnahme von Juven, Paris.



Die berühmte Gesangslehrerin Mathilde Marchesi, Paris.

Verfasserin unseres Aufsatzes auf Seite 4.

Aufnahme des Photographen Barry, Paris.



Otto Julius Bierbaum,

der Direktor des neuen „Trianontheaters" in Berlin.

Phot. Aufnahme von H. Franke & Co., Berlin.

Schlaf und Traum.

Von Professor Dr. O. Lubarsch (Posen).

II.

Die Klarheit und Einfachheit des Traums ist zweifellos dadurch bedingt, daß der den Traum auslösende Reiz so stark ist, daß er fast momentan den Schlaf unterbricht und das Zustandekommen ungewöhnlicher und wirrer Assoziationen unmöglich macht. Sobald aber derartige Assoziationen eintreten, gewinnt der Traum leicht den Charakter des Befremdenden, weil in ihm Vorstellungen erweckt werden und Erinnerungsbilder auftauchen können, die im Unbewußten verborgen lagen und im Wachbewußtsein nicht vorhanden waren. Ein einfacher, aber dem Träumenden äußerst befremdlich erscheinender Traum mag als Beispiel dienen. Ein Herr besucht nach jahrelanger Abwesenheit seinen intimsten Freund. Des Abends sitzen sie längere Zeit im Musikzimmer und tauschen mannigfache alte Erinnerungen aus. Am nächsten Morgen erzählt der Gast seinem Freund einen höchst befremdlichen Traum. Es wäre große musikalische Gesellschaft beim Freund gewesen, in der er sich auch neben manchen bekannten und gänzlich unbekannten und verzerrten Gestalten befand. Als eine junge Dame, Fräulein X, sich an den Flügel gesetzt und einen Chopinschen Walzer gespielt, wäre er aufgestanden, auf sie zugegangen und hätte ihr einen Kuß auf die Lippen gedrückt. Der Traum erschien dem Betreffenden völlig befremdlich und unverständlich, weil er seines Wissens nie das geringste Interesse für die betreffende Dame gehegt hatte. Allein sein Freund konnte sich mit Bestimmtheit erinnern, und darauf fiel es auch dem Träumer ein, daß dieser, als er vor sieben Jahren in dem Musikzimmer, in dem sie den vorhergehenden Abend verplaudert, einer musikalischen Abendunterhaltung beiwohnte, beim Anblick des am Flügel sitzenden Fräulein X zu ihm gesagt hatte: „Die Kleine sieht wirklich entzückend aus, ich möchte ihr am liebsten einen Kuß geben.“ Damit war der Traum erklärt und seines befremdenden Inhalts entkleidet. Auch er war ein Wunschtraum, in dem ein wenn auch nur flüchtiger und weit zurückliegender Wunsch sich erfüllt hatte. Angeregt war er durch den Aufenthalt in demselben Raum und den Austausch alter Erinnerungen, bei dem zwar weder jenes Festes, noch jener Dame gedacht worden, aber doch vieles, was bisher im Bewußtsein geschlummert, erweckt war. So konnte denn auch jener flüchtige Wunsch im Schlaf aus dem Unbewußten auftauchen und die Schwelle des Bewußtseins überschreiten.

Die dritte Art der Träume, die verworrenen und sinnlosen, scheinen dagegen jeder Erklärung und Deutung zu spotten und haben am meisten der Ansicht Vorschub geleistet, daß die geistige Arbeit im Traum eine verworrene, unter- und ungeordnete ist, die auf nur partieller Thätigkeit des Gehirns beruht. Es ist deswegen um so interessanter daß neuerdings von S. Freud ein äußerst geistreicher Versuch gemacht ist, auch diese Träume zu deuten und sie mit den Träumen der ersten und zweiten Kategorie gemeinsam zu betrachten. Nach seiner Auffassung sind sämtliche Träume Wunschträume, die man nach ihrem Verhalten zur Wunscherfüllung in drei Klassen einteilen kann, 1. solche, die einen unverdrängten Wunsch unverhüllt darstellen: die Träume von infantilem Typus; 2. die, die einen verdrängten Wunsch verhüllt zum Ausdruck bringen: die oft sinnlos und verworren erscheinenden Träume, weil ihr Inhalt erst durch besondere Analyse verständlich wird; 3. solche, in denen ein verdrängter Wunsch unverhüllt oder ungenügend verhüllt auftritt.

Zum Verständnis der zweiten Klasse, die die Kategorie der unzusammenhängend, verworren und sinnlos erscheinenden Träume umfaßt, ist es nötig, zu unterscheiden zwischen dem manifesten Trauminhalt, d. h. den Traumereignissen, wie sie uns in der Erinnerung vorliegen, und dem latenten Trauminhalt, d. h. den Gedanken und Vorstellungen, die dem manifesten Traum zu Grunde liegen und nur durch den Traum einen eigenartigen Ausdruck erhalten. Um vom manifesten Trauminhalt zu den latenten Traumgedanken zu gelangen, ist es nötig, nicht eigentlich über den Traum nachzudenken, sondern sich alles ohne Ausnahme klarzumachen, was einem zu ihm einfällt. Es ist dabei gut, den Traum in seine einzelnen Elemente zu zerlegen und zu jedem Bruchstück die anknüpfenden Einfälle aufzusuchen. Bei einiger Uebung und systematischer Analysenarbeit gelingt es, diese latenten Traumgedanken aufzudecken. Ihre Verhüllung im manifesten Trauminhalt kommt im wesentlichen durch folgende Umstände zu stande: 1. Durch die Dramatisierung des Traumgedankens: jeder Gedanke wird in eine Situation verwandelt, aus der man ihn erst wieder herausfinden muß. 2. Durch die Verdichtung des psychischen Materials in der Traumarbeit (der Umwandlung des latenten in den manifesten Trauminhalt): die Traumarbeit drängt die Vorstellungselemente der Traumgedanken in großartiger Weise zusammen, so daß aus dem manifesten Trauminhalt sämtliche Elemente der Traumgedanken nur dann klarzustellen sind, wenn man allen Assoziationsfäden nach allen Richtungen nachgeht. Diese Verdichtung tritt besonders deutlich hervor in den phantastischen Sammel- und Mischpersonen und wunderbaren Mischgebilden aus Pflanzen- und Tierreich, an denen die Träume so reich sind. 3. Durch die Traumverschiebung, die Umwertung der psychischen Werte, die jedenfalls darin besteht, daß die psychische Intensität von den eigentlichen Traumgedanken und Vorstellungen auf andere unwichtigere übergeht und sie in den Vordergrund drängt, so kommt es, daß das, was im manifesten Traum breit und deutlich als wesentlichster Inhalt erscheint, durch die Analyse als unbedeutend für die latenten Traumgedanken sich erweist. Je weiter man in der Analyse der Träume gelangt, um so mehr zeigt es sich, daß selbst in den verworrensten Träumen ein sinnvoller Wunsch vorhanden ist, freilich ein solcher, der in unserm Wachleben uns nicht oder wenigstens für gewöhnlich nicht zum Bewußtsein kam, ja uns direkt unangenehm berührt. Das Absonderliche der Träume ist somit nicht nur durch die oben gekennzeichneten Vorgänge der Traumverdichtung und -verschiebung, sondern auch dadurch bedingt, daß selbst unverhüllte oder mangelhaft verhüllte Wünsche uns fremdartig erscheinen, weil sie unserm Wachbewußtsein thatsächlich fremd sind.

Es ist sehr schwer, ein Urteil über die Richtigkeit der Auffassung Freuds schon jetzt abzugeben. Kein Zweifel ist es mir, daß sie außerordentlich befruchtend für das Verständnis der Träume ist. Ob sie für alle Fälle zutrifft und nicht in einzelnen mancher Korrekturen bedarf, mag abgewartet werden. Mir selbst ist aber erst nach der Lektüre von Freuds Broschüre mancher Traum klar geworden, für den mir bisher ein volles Verständnis gefehlt hatte. Am deutlichsten zeigt sich dies in dem folgenden Traum, der sowohl verworren und unzusammenhängend, als auch unklar und zum Teil sinnlos erscheint. Ich träumte ihn im November 1892 in Rostock

und schrieb ihn seiner Seltsamkeit wegen sofort auf. Ich hatte ein Manuskript zu einem bestimmten Termin abzuliefern versprochen und arbeitete eifrig bis tief in die Nacht hinein, um die Arbeit noch zu dem gegen 3 Uhr früh abgehenden Schnellzug auf die Bahn bringen zu können. Gegen 1/22 Uhr befiel mich eine bleierne Müdigkeit, der ich trotz des Gedankens: „Du mußt das Manuskript zur Bahn bringen" allmählich erlag und am Schreibtisch einschlief. Ich träumte, ich sei auf dem Weg zur Bahn, aber immer türmten sich Hindernisse entgegen; hier mußte der Wagen an einem Bahnübergang warten, dort traten ihm eine Schar Männer drohend entgegen. Doch schließlich erreichte ich den Zug. Bald bin ich in Zürich (von wo ich erst ein Jahr zuvor nach Rostock berufen war), bald in Genua, bald in Neapel. Auf der Chiaja begegnen mir eine Menge von Leichenzügen, und bevor ich meinem Erstaunen darüber Ausdruck geben kann, tritt ein Briefträger auf mich zu mit den Worten: „Chlora, Chlora, mache, daß du fortkommst." Ich befinde mich im Pathologischen Institut in Zürich; es sind viele Sektionen zu erledigen; als ich glaube, fertig zu sein, frage ich den Diener, ob noch eine Leiche da ist. Er nickt bejahend und fährt auf dem Wagen mich selbst zum Sektionstisch. Ich beginne die Sektion und diktiere das Protokoll, äußere zu meinem Assistenten das Erstaunen über eine Anzahl pathologischer Befunde, die ich nie bei mir erwartet hätte. Doch plötzlich ist alles vorbei. Ich befinde mich mit den deutschen Truppen auf anstrengendem Marsch in Frankreich. Wir sehen den Feind und stürmen darauf los. Ich erblicke eine feindliche Batterie, die auf einen Hügel auffährt, um gegen uns zu feuern. Unser Oberst scheint sie nicht zu sehen, und ich stürze auf ihn zu, um ihn darauf aufmerksam zu machen, damit wir Deckung suchen können. Zu spät, ein mächtiger Knall, eine Granate schlägt ein, und alles wälzt sich im eigenen Blut. Ich wache auf. Von meinem Schreibtisch ist ein dicker Foliant heruntergefallen.

Der Beginn des Traums ist leicht verständlich, in ihm kommt noch die Angst, nicht rechtzeitig zur Bahn zu gelangen, zum Ausdruck. Aber alles übrige erscheint verworren, unzusammenhängend, fremdartig und zum Teil sinnlos. Und doch ergiebt die Analyse folgenden Wunschinhalt: „Wäre ich doch wieder in den herrlichen Gegenden, wo ich mehrere Jahre so froh verbracht, und brächte mich nichts wieder von dort fort, auch nicht die Cholera (im Traum „Chlora"), derentwegen ich im August 1892 das schöne Rhonethal, in dem mich die diesbezügliche Depesche meiner vorgesetzten Behörde traf, hatte verlassen müssen. Besser aber wäre es noch, du wärst gar nicht pathologischer Anatom geworden — dich selbst kannst du ja doch nicht sezieren, wie ich im Scherz öfter sagte. Wärest du doch Soldat geworden, wo Ehre und Lorbeeren oder ruhmvoller Tod im Krieg dir hätten zu teil werden können. Die letzten Gedanken und Wünsche, zu denen die Traumanalyse immer wieder hinführt, erscheinen mir fremdartig und unangenehm. Denn ich übe meinen Beruf als Dozent und pathologischer Anatom mit Leib und Seele aus. Aber ich kann bei aufrichtiger Befragung meines Innern nicht leugnen, daß in Zeiten der Mißstimmung und seelischer Depression — und in solcher befand ich mich gerade damals — hie und da ganz leise und rasch vorübergehend der Gedanke in mir auftaucht: du hast deinen Beruf verfehlt; hättest du doch deine Jugendidee, Soldat zu werden, ausgeführt.

So zeigt dieses Beispiel, daß selbst scheinbar sinnlose und verworrene Träume einen klaren Sinn besitzen und von hohem psychologischen Wert sind. Wie aber kommt die Verhüllung und Verdrängung der Wünsche, wie die Verdichtung und Verschiebung der Traumgedanken zu stande? Diese Fragen sind zur Zeit wohl kaum zu beantworten, weil sie auf die schwierigsten Probleme der Psychologie führen. Immerhin sei bemerkt, daß wir nach Analogie ähnlicher Zustände bei Alkoholisten, Geisteskranken und Hypnotisierten ein Hauptmoment in dem Fortfall gewisser, im Wachleben sehr wirksamer Hemmungen sehen müssen. Gerade deswegen ist der Traum so phantastisch, weil es im Schlaf keine Schranken für die Assoziation giebt und gleichsam nach allen Richtungen die psychische Erregung sich fortpflanzen kann; gerade deswegen tauchen Erinnerungen, Vorstellungen und Gedanken auf, die im Wachleben unter der Schwelle des Bewußtseins bleiben. Die Gehirnthätigkeit ist daher im Traum keineswegs eine ungeordnete oder nur partielle, in dem Sinn, daß etwa nur, wie manche Autoren meinen, die eine Hälfte des Gehirns arbeite oder sogar nur vereinzelte, räumlich nicht verbundene Teile. Aber sie scheint allerdings darin sich zu unterscheiden, daß die Bewußtseinszellen von andern Vorstellungen besetzt werden und Isolierschichten für die Assoziationsfasern fortfallen. Diese Ansicht mit unsern Kenntnissen von der Anatomie und Histologie des Gehirns in Verbindung zu setzen, wird erst möglich sein, wenn man darüber mehr weiß als bisher.

Stellt man sich auf den obenentwickelten Standpunkt, daß die Traumgedanken stets Wünsche sind, so erkennt man, daß die Laienansicht von der Bedeutung der Träume ein Körnchen Wahrheit enthält. Freud sagt sehr richtig darüber: „In Wahrheit ist die Zukunft, die uns der Traum zeigt, nicht die, die eintreffen wird, sondern von der wir möchten, daß sie so einträfe. Die Volksseele verfährt hier, wie sie es auch sonst gewohnt ist: sie glaubt, was sie wünscht."

Wie steht es nun aber mit den prophetischen Träumen? Es würde verkehrt sein, a priori die Möglichkeit zu leugnen, nachdem wir gezeigt haben, daß den Träumen wertvolle psychische Thätigkeit zu Grunde liegt. Man braucht kein Mystiker zu sein, um zuzugeben, daß auf seelischem Gebiet noch so vieles unerklärt ist, daß man mit dem flach aufklärerischen Standpunkt nicht weiter kommt. Nicht nur Hamlet spricht von den Dingen zwischen Himmel und Erde, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt, sondern auch Goethe sagt: „Wir wandeln alle in Geheimnissen. Wir sind von einer Atmosphäre umgeben, von der wir noch gar nicht wissen, was sich alles in ihr regt und wie sie mit unserm Geist in Verbindung steht. Soviel ist wohl gewiß, daß in besonderen Zuständen die Fühlfäden unserer Seele über ihre körperlichen Grenzen hinausreichen können und ihr ein Vorgefühl, ja auch ein wirklicher Blick in die nächste Zukunft verstattet ist."

Auf der andern Seite aber ist es ungemein schwierig, einen exakten, wissenschaftlichen Beweis für das Vorkommen „vorhersagender Träume" zu führen, und den meisten Angaben gegenüber ist skeptische Kritik sehr am Platz, da für die Beurteilung zahlreiche Fallstricke und Fehlerquellen existieren. Zunächst giebt es Fälle, in denen es sich um zufälliges Zusammentreffen handelt. Typisch dafür ist folgender Traum eines meiner Freunde, den er im September 1891 in Rorschach, eine Nacht, bevor er nach mehrjährigem Aufenthalt als Dozent in Zürich nach Deutschland übersiedelte, träumte. Es war natürlich, daß ihm noch vor dem Einschlafen manches von seinen Erlebnissen und Eindrücken während des Züricher Aufenthalts durch den Kopf ging. Aber einer jungen Dame, die in den ersten Monaten seiner Dozententhätigkeit eine gewisse Rolle in seinem Leben gespielt hatte, gedachte er nicht. Im Traum dagegen sah er sie wieder und sprach eingehend mit ihr. Als er am nächsten Morgen von Lindau aus weiter nach Norden fahren will, blickt er eine Minute vor Abgang des Zuges nochmal aus dem Kupeefenster und glaubt, seinen Augen nicht trauen zu dürfen, als er die junge Dame, von der er geträumt, in größter Hast in Begleitung eines Herrn auf den Zug zustürzen und ihn besteigen sieht. Er glaubt bei

ruhigem Ueberlegen, daß eine Aehnlichkeit ihn getäuscht, und benutzt daher den ersten längeren Aufenthalt, um sich davon zu überzeugen, ob er sich nicht geirrt. Er überzeugt sich, daß es wirklich die bewußte Dame ist, und spricht sie an. Der Traum der letzten Nacht ist somit thatsächlich in Erfüllung gegangen. — Zunächst leuchtet ein, daß um ein Haar der Traum alles Wunderbaren entbehrt hätte, wenn nämlich die betreffende Dame sich noch etwas mehr verspätet haben würde; dann aber ist es klar, daß der Wunsch, die Betreffende doch noch einmal zu sehen, im Unbewußten meines Freundes vorhanden war und nur durch die Erinnerungen des letzten Abends im Traum ins Bewußtsein gezogen wurde. Nur, wenn er auch die näheren Umstände des Wiedersehens genau so geträumt hätte, wie sie nachher verliefen, würde man mit Recht von einem prophetischen Traum sprechen können. Das war aber nicht der Fall. Gerade der Umstand, daß einerseits unbewußte Wünsche und Befürchtungen im Traumleben ins Bewußtsein gelangen, andrerseits der Inhalt der Träume, ja die Thatsache des Träumens so oft vergessen wird, erschwert die Kritik der vorhersagenden Träume so außerordentlich. Wenn z. B. die Frau eines Kapitäns, die weiß, daß ihr Mann in der Südsee mannigfachen Gefahren seitens wilder Völker ausgesetzt ist, im Traum sieht, wie er im Kampf mit Wilden getötet wird, und sich nachher herausstellt, daß der Mann wirklich in selbiger Nacht gefallen ist, so ist der Traum nur dann wunderbar, wenn er der einzige war; denn wurde er in dieser und ähnlicher Weise von der besorgten Gattin öfter geträumt, so besteht eben nur ein zufälliges Zusammentreffen. Daß aber wirklich dies der einzige derartige Traum war, ist nicht zu beweisen, da die andern vergessen worden sein können. Auffallender wird es noch erscheinen, wenn jemand, der nichts von Krankheit und Gefahren eines Angehörigen weiß, träumt, der Betreffende sei gestorben, und dies dann zutrifft. Aber auch hier wird die Untersuchung festzustellen haben, ob nicht Anlaß für eine, wenn auch zunächst nur unter der Schwelle des Bewußtseins bleibende Beunruhigung vorhanden war (z. B. Ausbleiben von Nachrichten u. s. w.). Ein besonderer Nachdruck wird auch darauf gelegt werden müssen, daß nicht nur im allgemeinen ein geträumtes Ereignis eintrifft, sondern daß die näheren Umstände im Traum die gleichen sind, wie in dem thatsächlichen Ereignis.

Nun endlich noch zur Frage von der Funktion und dem Wert der Träume. Im allgemeinen sieht man die Träume als Störenfriede an; Freud aber will ihnen gerade im Gegenteil die Funktion als Hüter des Schlafes zuerkennen und begründet dies in sehr reizvoller Weise. Bezüglich des Kindertraums weist er darauf hin, wie die Gewährung des im Wachleben versagten Wunsches den Schlaf ermöglicht, in dem mit der Erfüllung der Wunsch aufgehoben wird. Für die komplizierten Träume des Erwachsenen ist auch eine komplizierte Begründung nötig. Die Aufmerksamkeit, die im Schlaf fortbesteht und sich z. B. dadurch kundgiebt, daß Sinnesreize wahrgenommen werden und bei genügender Stärke den Schlaf unterbrechen, wendet sich auch den inneren Wunschreizen aus dem Verdrängten zu; es würde somit zu einer Unterbrechung des Schlafes kommen, wenn nicht der Traum diese Wünsche erfüllte und diese Erfüllung Glauben fände. Daß in der That durch den Traum der Schlaf noch verlängert werden kann, ergeben die durch äußere Reize ausgelösten Träume, von denen oben Beispiele angeführt wurden. Allein der Ausdruck „Hüter des Schlafes" erscheint mir doch zu anspruchsvoll und mißverständlich, weil man daraus die Auffassung ableiten könnte, als ob während der ganzen Dauer des Schlafes geträumt würde. Im allgemeinen ist aber die Dauer der Träume ungemein kurz.

Es giebt aber sehr genaue Beobachtungen darüber, wie kurz die Dauer eines uns wie eine Ewigkeit erscheinenden Traumes sein kann. Scholtz teilt mehrere äußerst verworrene und komplizierte Träume mit, die kaum die Dauer einer Minute hatten, und von den von mir mitgeteilten, durch Kältewirkung hervorgerufenen Träumen gilt sicherlich das Gleiche. Der so sehr wirre Traum, den ich in Rostock, als ich über der Arbeit eingeschlafen war, träumte, und der mir ein halbes Menschenleben auszufüllen schien, dauerte nicht 2 Minuten. Ich hatte noch kurz vorher, als ich im Kampf mit der Müdigkeit lag, nach der Uhr gesehen: 35 Minuten nach 1 Uhr nachts; als ich, aufgewacht, wieder so weit zu mir gekommen war, um nach der Uhr sehen zu können, war es 37 Minuten nach 1 Uhr nachts. Somit haben wir allen Anlaß, anzunehmen, daß die Träume im allgemeinen von äußerst kurzer Dauer sind und nur eintreten, wenn ein tiefer Schlaf noch nicht erreicht ist oder schon wieder aufgehört hat. Man kann dann wohl den Traum allenfalls als „Verlängerer", kaum aber als seinen Hüter bezeichnen.

Alle unsere Ausführungen beweisen, daß die Wertschätzung des Traums sich nicht nach Eduard von Hartmanns in der Philosophie des Unbewußten aufgestelltem Maßstab richten darf. Hartmann sieht im Traum das Hineinragen des wirklichen Lebens in den Schlaf, in dem alle seine Plackereien uns wieder zu teil werden. Das Urteil über den Traum müsse daher mit dem über den Wert des Lebens zusammenfallen. Wir haben gezeigt, welch hohen psychologischen Wert der Traum besitzt, so daß wir durch seine genaue Analyse in die tiefsten Falten unseres Herzens Einblick erhalten. Auch für das Verständnis mannigfacher Symptome der Geistesstörungen und damit vielleicht auch für ihre Behandlung ist es, wie Freud hervorhebt, von unschätzbarer Bedeutung. Vor allem aber erkennen wir, daß uns im Traum nichts bewegt, was nicht auch im Leben für uns Bedeutung besitzt, und wie recht Sante de Santis hat, wenn er in Anlehnung an ein bekanntes Sprichwort sagt: „Sage mir, was du träumst, und ich will dir sagen, was du bist."



Ein Traum.

Von Sully-Prudhomme.

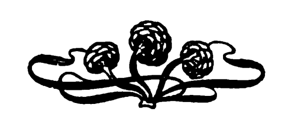
Der Landmann sprach: „Bestelle selbst die Saat,
Geh, backe Brot und friste dir dein Leben."
Der Weber sprach: „Ich mag nicht länger weben."
Der Maurer: „Nimm die Kelle, Kamerad!"

Da wußt ich mir auf Erden keinen Rat.
Der Menschheit Bannfluch ließ mein Herz erbeben,
Und himmelwärts wollt ich den Blick erheben
— Da sperrten Löwen dräuend meinen Pfad!

. . . Und ich erwachte. Bange sann ich weiter.
Werkleute pfiffen fröhlich auf der Leiter.
Ein Webstuhl summte. Halme trug das Feld.

Nun fühlt ins Herz das Glück ich wiederkehren:
Es kann der Mensch den Menschen nicht entbehren!
Und seitdem lieb ich diese Menschenwelt.

(Uebertragung von A. Noelle.)



Weltgift.

Roman von

Peter Rosegger.

9 Fortsetzung.

Der Wagen rollte über die Brücke und hinab gegen das Schloß. Das lachte mit seinen hellen Fenstern dem Sabin heute besonders freundlich entgegen, aber er schien nicht viel darauf zu geben. Er fuhr dem Wirtschaftshof zu und zwischen den Gebäuden hinein. An der Ecke stand der Verwalter und schalt einen Tagelöhner.

„Sie, Franz!" rief ihm Sabin vom Bock springend zu, „räumen Sie den vorderen Stall für diese Pferde!"

Franz erstarrte. Bewegungslos wie eine Thorsäule stand er da und richtete sein Auge fragend auf den Schloßherrn, und ob der noch lange säumen würde, dem kecken Jungen die Zurechtweisung zu erteilen.

„Haben Sie verstanden? Den Stall sollen Sie räumen!" wiederholte Sabin.

Dem Herrn schien das einigen Spaß zu machen, er stieg behaglich aus dem Wagen und sagte: „Herr Verwalter, hier stelle ich Ihnen meinen Kompagnon, Herrn Sabin Hausler, vor."

Jetzt wurde Franz wieder lebendig und machte eine Verneigung. Aber sie war zu tief geraten — der Kopf stand tiefer als der Rücken, und das besagte auch etwas. Sabin war schlau genug, um auch diese Zeichensprache nicht ganz mißzuverstehn.

Aeußerlich änderte dieses Ereignis nicht viel auf Finkenstein. Der junge Mitherr machte sich mit den Pferden zu schaffen, oder mit den Tagelöhnern. Vor allem hatte er sich beim Krämer in Gug ein Notizbuch angeschafft, in das alle wirtschaftlichen Dinge, besonders Einnahmen und Ausgaben, aufgeschrieben wurden. Franz wollte von dieser Zeit ab nicht mehr am Tisch der Herrschaft speisen, er müsse stets bei den Arbeitern sein und sie überwachen. Besonders abends, des Feuers wegen. Wenn er nicht zur Stelle gewesen wäre, läge Finkenstein seit acht Tagen als Schutthaufen da. „Lag der besoffene Zigeuner im Stroh und rauchte die Pfeife!"

Und gelegentlich, als Franz über die Leistungen der Tagwerker Bericht erstattete, fragte Sebald: „Ist die Zigeunerin noch da?"

„Die alte und die junge."

„Sagen Sie, Franz, was halten Sie von den Zigeunerkünsten? Von den Heilkünsten? Es ist ganz verdammt. Sie wissen ja, der Eistropfen, ich bringe ihn nicht los. Man sagt, so ein Aegypterweib hätte geheime Mittel."

„Wer glaubt, wird selig," antwortete der Verwalter. Er war auffallend wortkarg und zurückhaltend geworden. Wenn Sabin ihn über dies und das befragte oder sonst zur Rede stellte, so gab er keine Antwort, oder eine spöttische. Und als jener eine Zifferlegung über die Tagewerker verlangte, sagte Franz kurz ab, die lege er vielleicht einmal dem Herrn und niemand anderm. Das beobachtete Sebald, und sachte begann der Verdacht zu wachsen.

Sabin forschte bei den nachbarlichen Bauernhöfen, wie sie es treiben. „Wir müssen von ihnen lernen, anstatt sie von uns," sagte er. „Man sehe es ja, wie sie's machen. Kein einziger der Grundbesitzer im ganzen Breitengruberkessel spiele den Herrn oder halte sich einen Verwalter. Jeder arbeite als der erste und der letzte mit seinen Leuten und esse mit ihnen und trage dasselbe Gewand. Bauernhäuser, wo es so sei, stünden fest, die andern purzelten. Finkenstein sei freilich ein besonderes Ding, ein zweiköpfiges Kalb, halb Bauernhof, halb Herrschaft. Bauer und Knecht könne man sein zu gleicher Zeit, Graf und Knecht nicht. Und wenn er alles Geld hätte, um was die hohen Herren von ihren Verwaltern betrogen würden, er könne sich dafür das Königreich Bayern kaufen."

„Ja, wenn das so wäre," meinte Sebald, „da müsse freilich an eine Aenderung gedacht werden. Arbeite gelegentlich mal einen Wirtschaftsplan aus, Sabin, dann sprechen wir darüber."

Da ward Sabin unmutig. „Immer Pläne machen und sprechen? Anfangen soll man, zugreifen soll man. ‚Nicht im Fragen und Wägen, nur im Wagen ist Segen'."

* * *

Und plötzlich war das Verhängnis da, das unvorhergesehenste und schrecklichste. Finkenstein in Schutt und Trümmern.

Da waren sie an jenem schwülen Juliabend im Zimmer gestanden, die „Brüder Hausler". Das Licht war ausgelöscht. Sebald stand an dem einen Fenster, Sabin an dem andern. Die Fenster waren offen, sie schauten hinaus in die stille, tote Nacht. Die Luft war schwer zu atmen. Vom Bach herüber hörten sie das Rieseln des Wässerleins, das fast versickern wollte, denn es hatte wochenlang nicht mehr geregnet. Und doch flüsterte es herüber. Hinter fernen Höhen zuckte manchmal ein leichter Blitzschein.

Sebald war in weichmütiger Stimmung. Er ging leise zum andern Fenster hinüber, wo Sabin stand. Er hätte gern den Arm um seinen Nacken gelegt, er dürstete nach einem zärtlichen Wort. Manchmal früher hatte er geträumt, wenn der Junge das liebe Haupt nur einmal hinlegen wollte an seine Brust, wenn er es nur einmal an sein Herz ziehen könnte! Daran dachte er jetzt, als er im Dunkeln neben ihm am Fenster stand. Aber es geschah nur, daß er mit seiner Hand leise Sabins Arm berührte. Dieser schien es nicht zu merken, er schaute hinaus und schwieg. Die Blitze in den Wolken am Horizont zuckten in kurzen, dünnen Feuerstäbchen senkrecht auf und ab. Und alles blieb still. Hoch am Himmel die flimmernden Sterne.

„Nicht wahr, kommen wird nichts?" fragte Sebald leise.

„Ich hab mir's gedacht," sagte Sabin. „Es sind die Schwalben so niedrig geflogen den ganzen Tag."

Dann schwiegen sie wieder und blickten hinaus in die Nacht. In tiefer Ruhe lag der Hof nach dem heißen Tage. Selbst der Springbrunnen im Garten lag dahin, denn das Vieh hatte alles Wasser ausgetrunken oben im Behälter. Nur das Rieseln vom Bach her.

„Ja, mein lieber Sabin, so geht's auf der Welt!" seufzte Sebald. Es war ihm allzu bange, er mußte Menschenstimme hören.

„Ich will doch schlafen gehn," sagte Sabin. „Gute Nacht!"

Sebald tastete nach seiner Hand: „Wenn du schon gehst — schlaf wohl!"

An der Thür war Sabin ein wenig stehen geblieben und hatte leise gesprochen: „Gute Nacht, Vater!" Dann ging er auf sein Zimmer, lehnte sich an den Schrank und dachte: das war nicht gut, was ich jetzt gethan habe.

Ohne Licht anzuzünden, ging auch Sebald zu Bett. Der Schreck hatte ihn zittern gemacht. Das Blut war heiß in alle Fingerspitzen und in den Kopf gezuckt, und so heftig, daß es weh gethan hatte. Endlich! Endlich dieses Wort! Jahrelang hatte er es ersehnt und — gefürchtet. Und auch er fragte jetzt: war das gut? War das gut, Sabin? — Auch das! Auch das erlebt! — Ist's jetzt anders? Es ist alles Qual, alles Pein. Auch das — —

Schlafen konnte er nicht. Die Luft! Es war keine Luft da, um atmen zu können. Ohne Decke, kaum mit leichtem Linnen überhüllt, lag er. Das Blitzen war häufiger geworden. Immer wieder sprangen die Zimmerwände mit den Bildern und der Uhr grell vor ihm auf, um ebenso plötzlich wieder in Nacht zu versinken. Die Scheine waren gelb-grünlich, manchmal fast weiß, immer in kleineren Zwischenpausen, endlich verschwanden sie kaum mehr, sondern glühten ununterbrochen fort.

Sebald mußte endlich doch ein bißchen eingeschlummert sein, er verlor sich ein Weilchen, um wieder durch die glühenden Qualme geweckt zu werden, die an sein Auge prallten. Fort und fort lohten die Lüfte, und manchmal war's, wie ein Donnerrollen aus der Ferne. Sebald konnte es nicht mehr aushalten, er stand auf und blickte neuerdings zum Fenster hinaus. Am Himmel wogten Wolken, und hinter den Bergen stieg eine schwefelgelbe Wand auf. Aus den Büschen herauf war es, als rühre sich irgendwo ein einziges Blatt. Alles schläft im weiten Haus, nur einer wird morgen zerfahren und zerrissen sein, und nach solchen Nächten ist die Zeit, da friedlose Menschen ihre Selbstmorde begehen. — Nun schlief er unversehens. Auf dem Lehnstuhl war er eingeschlummert. Aber grausam wurde er geweckt von einem schmetternden Knall. Der Fensterflügel schlug heftig hin und her, in den alten Bäumen toste es. Das Grauen des kalten Tropfens rieselte durch seinen Leib. Er schloß das Fenster, aber die Scheiben zitterten vor den Schlägen, vor dem Sturm draußen. Sebald suchte den Winkel am Kamin auf und besann sich, ob das Schloß Blitzableiter hätte. Er konnte sich nicht erinnern. — Das soll ein Tod sein, von dem man nichts weiß, so urplötzlich. Jetzt ist man noch, denkt man noch, bangt man noch — und auf einmal nichts. Aber, warum hat man denn Angst, wenn es so ist? Es wird einem doch nicht leid thun um ein solches Leben? — Dann fiel es ihm ein, ob jenes junge Weib wohl auch so gern gestorben sein mochte? Und fiel ihm ein, ob es nicht irgendwo einen alten Mann gebe, der vielleicht ebenso sehr nach dem Wort „Vater" dürsten mochte. — Und diese Gedanken peinigten ihn.

Das Getöse wurde immer mächtiger, es ächzten die mächtigen Drambäume an der Zimmerdecke. Wie? Durch das wüste Brausen, hört man nicht Menschenstimmen? Es war wie ein kurzer, greller Schrei gewesen. Sebald ging wieder ans Fenster. Bei den grün und schwefelgelb lohenden Lüften sah er, wie die Baumwipfel rasten, da waren sie schon verschleiert in Wasserstürzen. Und dann die unermeßlichen, die unversiegbaren, rauschenden Wasser. Vom Dach nieder brach ein langer, dunkler Körper, und nachgoß ein Schleier, der alles verdeckte. Die Dachrinne war gebrochen, und der Sturm warf die Güsse ans Fenster. Dann traumhafte Stumpfheit. — Wieder ein Schrei. Vom Hof kam er.

„Das Wasser! Das Wasser ist da!"

Sebald warf ein Kleid um und eilte in Sabins Zimmer. Der Junge war schon fort. Sebald lief hinab, und nur mit aller Anstrengung konnte er das große Thor öffnen; das daran drückende Wasser, nun schoß es auch schon herein in die Vorhalle, und der Wind pfiff wie hundert schwingende Peitschen. Im Hof gingen Männer mit Laternen umher, deren Lichter in den Pfützen sich zuckend spiegelten. Ueberall Wasser. Sebald watete hindurch und rief nach Sabin.

„Der ist beim Vieh!" schrie der alte Simon, der mit einer langen Stange das untere Hofthor aufzustoßen suchte, um dem Wasser Abfluß zu geben.

„Zur Brücke sollen sie hinauf!" rief jemand.

„Ach, lasset jetzt die Brücke!" sagte Sebald. „Die mag hin sein."

„O mein gnädiger Herr," schrie der alte Simon, „wenn sie hin wäre, wolle es Gott! Wenn die Brücke nit bricht, so ist es aus mit uns."

Und einer der Welschen berichtete mit allen Gebärden des Schreckens, an die Brücke habe es Treibholz angeschwemmt, das Wasser könne nicht durch, und man höre es schon kommen zum Schloß herab.

„Zur Brücke hinauf, Männer!" schrie der Alte. „Nehmt's Krampen und Haken mit, nehmt's Pulver mit."

„Wo ist der Verwalter?"

„Der wird schon oben sein."

Sabin jagte die Rinder aus den Ställen, die Pferde. Doch als diese zwischen Scheune und Schuppen hinaus wollten, schreckten einige mit wilden Sprüngen zurück. Ein hohler, surrender Ton drang heran, wie man ihn noch nie gehört hatte.

„Ins Haus! Ins Haus! Das Wasser ist da!" lärmten Leute, die mit Fackeln erschienen waren.

„Nit ins Haus!" schrie der alte Simon. „Auf den Rain! Auf den Rain! Auf den Rain!"

Während sie durch die quirlenden Tümpel und gießenden Fälle nach dem höhergelegenen Rain flüchteten,

begannen die Fluten schon zu den Fenstern der Erdgeschosse hineinzugurgeln, und an den Ecken und Grundfesten lockerte sich Stein um Stein. Die Blitze leuchteten zu allem: wie das Hausgerät im Hof um sich selbst tanzte, wie es hinausglitt durchs Thor und rasch davon, wie Säulen fielen und Mauern lautlos niedersanken, zu allem leuchtete der Blitz. Im Haus waren noch einige Weiber, kreischend und jammernd warfen sie ihre Kleider zu den Fenstern heraus ins Wasser, dann die leeren Koffer nach, dieweilen sie selbst in höhere Stockwerke flüchteten.

Sebald, halb betäubt, taumelte so dahin. Er fühlte sich kaum mehr aufgeregt; wenn er später nachdachte, wie ihm zur Stunde gewesen, so erinnerte er sich fast nur an die Stimmung eines Zuschauers. Er wußte nichts mehr von Wind, Regen und Hagel, oder daß er Anordnungen getroffen oder selbst mit Hand angelegt hätte. Er stand oben und schaute hin auf die mit dämonischer Gewalt sich entwickelnde Verheerung. Um so öfter hörte man die Stimme Sabins, und jemand sah ihn ringen mit einem Pferd, das, wild geworden, ins Verderben wollte. Die zwei Magyaren wateten im Wasser umher und deuchten sich viel zu leisten, wenn sie mit ihren hochgehobenen, qualmenden Lunten zeigten, wie die Bauwerke stürzten, die Wagen, Karren, Pflüge davongetragen, die schrecklich röhrenden Tiere von den Wogen fortgerissen wurden. Auf der Mauer des Gartenwärmhauses stand ein brauner Geselle, bestrebt, mit einem Krampen allerlei Gegenstände aus dem Wasser zu haken. Dann untersuchte er rasch die Beute, ob sie gut genug wäre, um sie für sich irgendwo zu verbergen.

Endlich graute der Tag. Er enthüllte erst ganz den Jammer. Die Gebäude, die Einfriedungsmauern, die noch ragten, die Bäume, der Wildpark hin und hin — alles stand in einem unendlichen braunen See. Wo er ruhig war, da drehten die Sachen sich langsam um und um, wo reißende Strömung war, da glitten die Geräte rasch dahin. Die Luft war ruhig geworden, aber ununterbrochen regnete es aus bleigrauem Himmel. Ueber den Thalgrund hin rollte das hohle Donnern der wogenden Wasser.

Die Leute besannen sich, ob jemand fehle. Der Verwalter! Er war nirgends zu sehen, auch nicht oben am Bergbach, wo Bauern aus der Nachbarschaft mit Lebensgefahr arbeiteten, um die Brücke einzureißen und dem stauenden, zum Schloß niederfahrenden Wasser regelrechten Abfluß zu verschaffen.

Da wurde Sebald gewahr, daß im inneren Hof noch Rinder schwammen, hoch über die Flut reckten sie ihre Köpfe und röhrten gräßlich. Wo ein Kopf niedersank, da gurgelte das Wasser in Blasen. Einige der Tiere wurden an die Ecke getrieben, wo sie angstvoll mit krampfhaft ausgreifenden, strampelnden Beinen Stütze suchten, bis auch sie hinausgetragen wurden auf die fürchterliche See, wo die toten Körper dahinrannen. Sebald sprang vom Rain auf eine Terrasse, von dieser konnte er den rückwärtigen Teil des Schlosses erreichen. Er versuchte auf sein Zimmer zu kommen, um Papiere zu retten, aber es war die Treppe eingestürzt, und der Schutthaufen lag in quirlendem Wasser. Er kehrte um, wieder ins Freie. Und nun sah er, wie plötzlich der rückwärtige Giebel des Gebäudes wankte. Nur wankte, dann blieb er schief geneigt stehen. Und dort — außerhalb der Hofecke, war dort nicht ein Mensch, der im Wasser zappelte? Der bemüht war, ein widerstrebendes Maultier den Fluten zu entreißen? Das Tier hatte noch den Kummetriemen um den Kopf, bei dem faßte es der kühne Mensch; selbst in der Flut schon gleitend, das Haupt noch mühsam emporhaltend und eingedrungenes Wasser aus der Kehle sprudelnd, so zerrte und riß er, um das Maultier gegen die Gartenmauer ans Ufer zu bringen.

Dem Schloßherrn schien, Sabin sei's. Er sah nun klar, Sabin war es. Er rief ihm zu, auszuhalten! Er schrie schmetternd laut! Jener hörte nichts und rang. Sebald ging ins Wasser. Es stieg ihm bis zum Knie, bis zu den Lenden, bis zur Brust, es hob ihn empor; noch einen Stoß nach vorn, da erhaschte er den Riemen des Maultiers und reißt es mit sich ans Ufer. Sabin ist verschwunden. Weiterhin reckt sich ein Arm aus dem Wasser. Sebald läuft die Mauer entlang. „Nicht hineinspringen! Nicht hineinspringen!" ruft man ihm zu — er springt hinein. Er sinkt sofort unter, taucht auf, sinkt unter; so treibt es ihn hin gegen entwurzelte Baumstämme, noch einmal sucht er den Kopf zu heben, aber im gießenden Wasser ist alles verschleiert. Er kann noch denken: also das! Also jetzt — dann nichts mehr.

Wir finden eine merkwürdige Tagebuchstelle, die auf diese Stunde Bezug hat. Sie lautet: „Es war wieder einmal gestorben. Fast so viel als gestorben — alles abgethan. Leute, die uns in die ewige Ruhe schicken, werden bestraft. Und die uns ins Elend zurückschleudern, gegen unsern Willen, sollen frei ausgehen? Aber Sabin hat sich gerächt. Ich hatte ja einst auch nicht angefragt, ob es ihm recht sei . . ."

Ein absonderlicher Tanz war das gewesen, im Wasser. Sabin hatte sich auf einen schwimmenden Baumstamm geschwungen, von da aus in nächster Nähe den untergehenden Mann gesehen und nach ihm niedergegriffen. Sie rangen miteinander, und jeder soll in diesem Augenblick die Empfindung gehabt haben, als wolle ihn der andere verderben, bis gleichsam der Instinkt die Aneinandergeklammerten an das Ufer warf.

Nun lag Sebald hingelehnt an eine alte Ulme, sein Gewand, sein Gesicht voller Schlamm, und Schlamm ringsum. Leute umgaben ihn, und einer kraute ihm mit dem Sacktuchknollen Sand und Schlamm aus dem Mund. Aber auch mit einem andern beschäftigten sie sich, der weiter abseits lag im Gekräut.

„Der gnädige Herr wird uns bleiben," sagte einer. „Er hat den Bruder wollen herausziehen und hat das Maultier erwischt. Darauf ist er noch einmal hinein, nachher hat ihn der junge Herr herfürgebracht. Tapfere Leut!"

Das war so schön, wie eine Leichenrede. Aber Sebald lebte.

„Auch der junge Herr bleibt uns!" rief jemand in der andern Gruppe.

Zu den Fenstern hat man sie hineinschaffen müssen in ihre Zimmer, die unversehrt geblieben waren. Sie

erholten sich beide rasch. Schon am nächsten Tag saßen sie am Fenster beisammen, aber ihr Gespräch stockte und wollte nicht in Fluß kommen.

„Die Pferde sind hin," sagte Sabin.

„Finkenstein ist ruiniert," entgegnete Sebald.

Dann Schweigen.

„Du hast das Maultier herausgezogen," sagte Sabin.

„Ich muß lachen," sprach Sebald. Lachte aber nicht.

Dann wieder Schweigen.

Der alte Simon kam herein. Ueber eine Leiter hatte er Nahrung heraufgebracht.

„Wie sieht's aus, im Hof, Simon?"

„Es ist nit zu sagen, Herr. Halt auch ein Menschenleben wird's gekostet haben. Der Herr Verwalter wird vermißt. An der Brücke hat man seinen Hut gefunden."

Dann stieg der Alte wieder hinab.

„Der Hut ist gefunden."

„Er wird leer sein."

„Was denkst du, Sabin?"

„Das Allerbeste."

Lange jedoch blieb Sabin nicht sitzen auf dem Zimmer. Nun hatte er nicht mehr zu klagen, daß es nichts für ihn zu thun gab. Die Verwüstung war unbeschreiblich. So groß war sie, so gar alles war zerrissen, zerstört, so unmeßbar war das Wirrsal, daß Sebald sagte: „Mir ist ordentlich wohl ums Herz."

Denn übergroßes Unglück macht auch ruhig.

Das Schloß stand noch, mit Ausnahme einiger gebrochener Wände. Von den Wirtschaftsgebäuden standen Teile, aber sie waren halb verschüttet und verschlammt, stellenweise begraben in Sand und Schutt und in das angeschwemmte Gewüst von Baumstämmen, Sträuchern, Gewurzel, Scheitern, Heu, Garben, verklemmten Brettern und Zimmerbalken. Hier und da eingeklemmt ein totes Tier, mit gebrochenem Auge ins Nichts hinausstarrend. In den Tiefungen standen noch die Tümpel, durch den Hof schoß noch ein trüber Bach herab, der von der Brücke her einen wüsten Graben gerissen hatte. An den Bäumen des Wildparks hing Stroh und anderer Wust. Um die schöne Marmorgruppe der Aphrodite war eine gelbe Lache, in der Kröten hin- und herpatschten. Aus Gug und andern Ortschaften waren Leute gekommen, standen da und betrachteten die Verwüstung. Sie äußerten Meinungen und Ratschläge. Einige sagten, der beste Rat sei: Davonlaufen. Andere erklärten mit etwelchem Behagen, sie wären bloß einmal neugierig, was der Finkensteiner jetzt beginnen würde.

Als Sebald lange auf den Ruinen hin- und hergestiegen war, kam ihm vor, als sei das eine ersprießliche Arbeit gewesen. Auf seinen früheren Gängen durch die Wirtschaftsgebäude hatte er nie so viel erfahren, als diesmal. An der Linde traf er mit Sabin zusammen. Diesen fragte er leise: „Was werden wir jetzt machen?"

„Ich hab mir's schon ausgedacht."

„Hast du gehört, was die Leute munkeln? Sie sagen, der Frang wäre —"

„Glaubst du's jetzt?"

Es ging das Gerücht, daß in der unteren Au ein angeschwemmter Mensch gefunden worden wäre. Aber ein Mann, der im Holzhandel umging, erzählte, daß er den Frang drüben bei Kieshofen gesehen hätte. Freilich nur mit einem Blick, denn als er zur Thür einer Steinschlägerhütte hineingetreten, sei jener zum hinteren Thürchen hinausgehuscht. Er habe zu den Leuten noch gesagt, das müsse ja der Verwalter von Finkenstein gewesen sein. Sie behaupteten, ihn nicht gekannt zu haben. Weiter keine Spur von dem Mann.

Die Taglöhner meldeten sich beim Schloßherrn. Sie sähen, daß hier nichts mehr zu machen sei, und bäten um ihren Lohn.

„Ihr seid doch wöchentlich ausbezahlt worden?"

„Für die erste Woche ja. Seit einem Monat haben wir nichts mehr bekommen."

Sebald begehrte derb auf. Das könne jeder sagen. Der Verwalter habe die Arbeiterlöhne regelmäßig in die Hand bekommen, um sie auszuzahlen.

Sie zuckten die Achseln. „Wenn's der Herr nit glauben will, müssen wir unser Recht anderswo suchen."

„Wir glauben es euch ja," sagte Sabin.

Dann suchten sie geschäftliche Aufzeichnungen, aber es fand sich nicht ein Blättchen. „Das Wasser wird's vertragen haben," sagte Sabin nicht ohne Schalkheit.

Sebald wollte nicht vergessen, daß Frang für Finkenstein auch viel geleistet habe. „Er hat immer das Beste gewollt, und man muß nicht gleich das Schlimmste annehmen."

„Eben, weil er das Beste genommen hat, müssen wir das Schlimmste annehmen," entgegnete Sabin lustig. Uebrigens mochte er es dem Sebald weiter nicht unter die Nase reiben, wie sehr dieser mit seiner Vertrauensseligkeit aufgesessen war, und müsse man, meinte er, noch alle zehn Finger abschlecken, den Mann so billig losgeworden zu sein.

Der Junge kam nicht in die Lage, auch nur einen Finger „abzuschlecken".

Da fuhr er mit dem geretteten Maultier und einem ausgegrabenen, schiefwinkligen Karren hinüber nach Gug, um Lebensmittel zu holen. Und dort ward ihm mitgeteilt, daß Frang seit Jahr und Tag Mehl, Fett, Obstwein, Reis und Salz auf Kredit genommen hatte. Alles stand unbezahlt in den Büchern. Ferner kamen Maurer und Zimmerleute zum Schloßherrn und fragten an, was es nun mit ihrem Guthaben wäre? Der Herr Verwalter hätte sie immer vertröstet, hätte ihnen für das Zuwarten Zinsen versprochen, höhere, als je eine Sparkasse zahlen könne. Nun die Veränderung eingetreten, wollten sie sich doch bekümmern um ihre Sache.

Immer wieder versuchte es Sebald, die Leute an Herrn Frang zu verweisen. Der habe das Geld zur Auszahlung pünktlich bekommen, und wenn sie sich von ihm hätten beschwatzen lassen, so wäre das ihr eigener Schaden. Und wo der Mann sich gegenwärtig befinde, das wisse die Herrschaft Finkenstein eben auch nicht, Frang habe durch die Flucht den Vertrag gebrochen, somit sei er nicht mehr Verwalter auf diesem Gut, also könne Finkenstein auch nicht für ihn verantwortlich gemacht werden.

Fortsetzung folgt



Ein Besuch im Jugendheim.

Von Gabriele Reuter.

Hierzu 6 Spezialaufnahmen für die „Woche“ von Hugo Rudolphy.

„Die Welt hat sich ganz verändert,“ bemerkte ein alter Pfarrer kürzlich. „Jetzt bekommen die Kinder die allerteuerste und beste Milch, früher dagegen hieß es, wenn die Milch einen Stich hatte: die ist noch längst gut für die Kinder.“

Was würde der alte Herr zu dem Buch der schwedischen Schriftstellerin Ellen Key sagen, das den Titel führt „Das Jahrhundert des Kindes?“ Und zu den „Kunsterziehungstagen?“ Und zu den wissenschaftlichen Werken über die Psychologie der Kinderseele, zu den unzähligen Experimenten und Forschungen über die Ernährung des kindlichen Körpers? Ja — Gott sei Dank, wir nehmen endlich das Kind wichtig. Wir beginnen zu begreifen, daß zu allem Guten und Schlechten, zu allen schauerlichen und sittlichen Thaten des reifen Menschen der Grund in den Tagen der Kindheit gelegt wird. Das ist etwas Neues in der Kulturgeschichte Und dieses Neue steht erst in seinen Anfängen. Wir suchen noch alle die rechten Wege, um aus gewonnenen und erst halb begriffenen Erkenntnissen blühendes Leben zu gestalten. Darum die vielen und oft seltsamen Versuche, die ja nicht alle zum guten Ziel führen, von denen mancher das Gegenteil des Erwünschten wirken mag. Aber eins ist gewiß, es wird ehrlich und tüchtig gestrebt, und ich meine, wir können uns mit den Worten der Bibel trösten, die eine so tiefe Wahrheit enthalten: dem Aufrichtigen läßt es Gott gelingen.

Die Jugend von einigen hundert Kindern gesunder und froher zu machen, sie zu lehren, sich selbst das Dasein zu verschönen und ihnen die gelassene Heiterkeit mitzugeben, die wir Aelteren als Lebensstab und Stecken oft so schmerzlich vermissen, das ist die Aufgabe, die sich das Jugendheim für Knaben und Mädchen in Charlottenburg gestellt hat. Das Unternehmen trägt einen so originellen und pädagogisch nach zwei Seiten hin wichtigen Charakter, daß ein näherer Einblick sich wohl lohnen dürfte.

Frau Kommerzienrat Heyl, die Gründerin der von der Stadt Charlottenburg mit Geldmitteln und den nötigen Räumlichkeiten ausgestatteten zwei Anstalten, hatte die Sache bereits in kleinerem Umfang bei den Kindern ihrer eigenen Fabrikarbeiter erprobt und als segensreich kennen gelernt. Jetzt berücksichtigt man hauptsächlich Kinder von Müttern, die allein für deren Unterhalt sorgen müssen und durch die Arbeit von Haus ferngehalten werden. Die Kinder sollen nach den Schulstunden anregend beschäftigt werden, aber sie sollen das nicht als Fortsetzung des Unterrichts empfinden, sondern sie sollen sich wirklich daheim fühlen, in gemütlichen Stuben, die sie sich selbst in mannigfachster häuslicher Thätigkeit mit den allereinfachsten und billigsten Mitteln zu einem behaglichen lustigen Aufenthaltsort schaffen. Und das sollen sie nicht lernen von abgehetzten, überarbeiteten Menschen, die erstarrt und gedrückt unter der Schwere des Lebens sind, sondern von frischen jungen Mädchen, die noch den ganzen unverbrauchten Thatendurst und Idealismus ihrer sechzehn und achtzehn Jahre mitbringen. Das Mädchenheim besitzt nur zwei bezahlte Leiterinnen, alle übrigen sind Freiwillige.

Jeder der Helferinnen ist eine Gruppe von etwa zehn Kindern zugewiesen, die sie je nach deren Alter in allem, was der Haushalt an notwendigen Arbeiten mit sich bringt, zu unterweisen haben, genau so, wie eine gute Mutter sich ihr Töchterchen zu ihrer Hilfe heranziehen würde Da wird gewaschen, gebügelt, genäht, gestrickt, die Zimmer gereinigt, die vortreffliche Suppe gekocht, mit der die Kinder um fünf Uhr erquickt werden, da unternimmt man weite Spaziergänge, erzählt Geschichten, singt und spielt mit den Kleinsten, denn auch ein Kindergarten ist mit der Anstalt verbunden. Und oft können sich die kleinen Dinger von ihren freundlichen Tanten gar nicht trennen und haben noch so viel auf dem Herzen, was sie sagen und fragen möchten, wenn die Mehrzahl von ihnen schon heimgegangen ist. Die jungen Mädchen der „guten Familien“ aber bekommen durch das Vertrauen der Kinder Einblicke in traurige und sorgenvolle Lebensverhältnisse, ihr Nachdenken, ihre menschliche Teilnahme wird erregt, und durch die Disziplin, die sie an sich selbst üben müssen, erziehen sie sich unvermerkt zu größerem Ernst, zu tapferer Energie.

Es war wenige Tage vor Weihnachten, als ich dem Mädchenheim einen Besuch abstattete. Schon auf der Treppe der Gemeindeschule in der Pestalozzistraße, deren obere Räume ihm überlassen sind, schallte mir fröhliches Stimmengewirr entgegen. Alle Wände waren mit Fichtenzweigen und bunten Papierketten festlich herausgeputzt, alle Bilder umkränzt, sogar das Mätzchen in seinem Bauer hatte ein grünes Läubchen bekommen. Das kribbelte und wimmelte wie in einem Bienenkorb in geschäftiger Aufregung durcheinander. Es galt ja in höchster Eile noch die letzten Stiche an den Weihnachtsarbeiten zu machen, den Christbaumschmuck herzustellen, die letzten Kuchen zu backen! Denn hier werden nicht die Kinder beschenkt, wie sonst in ähnlichen Anstalten üblich — hier sind sie die Gebenden, die für Eltern und Geschwister aufbauen dürfen, was sie selbst seit Wochen geschafft. Und die Freude der Wichtigkeit leuchtet aus den kleinen, oft recht blassen und abgezehrten Gesichtchen, die Plaudermündchen wollen gar nicht still stehen, bis die Leiterinnen die Lieder aus dem Weihnachtsspiel anstimmen, das am nächsten Sonntag aufgeführt wird, und alles fröhlich in den Gesang einfällt. Aus der durcheinanderströmenden Bewegung entwirrt sich allmählich Ordnung. Jedes hat seinen Platz gefunden. In dem einen Zimmer wird genäht, gestickt, geschneidert, in einem andern geklebt, gepappt, getischlert, in einem dritten Raum werden große Körbe roter Aepfel blank gerieben und Mandeln gestoßen und Mehl und Zucker abgewogen. Einzelne haben ihre besonderen Obliegenheiten zu verrichten. Hier gießt ein kleines Mädchen die Blumen in den Gestellen, die, von den Kindern selbst getischlert, alle Fenster füllen, dort muß eine andere den Schrank mit der zierlich gesäumten und gestickten Hauswäsche ordnen, eine dritte wäscht die Thüren, eine vierte rührt in dem Riesenkessel mit der Nachmittagssuppe, dazwischen schlüpfen andere mit weißgedeckten Tablettchen und servieren den Helferinnen den Thee. Es ist die reinste kleine Heinzelweibchenwirtschaft, und man be-



kommt die größte Lust, sich gleich eins der flinken, eifrigen kleinen Geschöpfe als Hilfe im eigenen Haushalt mitzunehmen.

Die Leiterin Fräulein Gierke öffnet mir nun mit freudigem Stolz die Schränke, in denen die von den Kindern angefertigten Weihnachtsgeschenke aufbewahrt werden. Sie erklärt mir, wie es das Prinzip der Anstalt ist, nur die von der Industrie und von Privaten als völlig wertlos ihnen überlassenen Proben, Reste, Abschnitte und Abfälle, wie leere Garnrollen, Liebigbüchsen, Zigarren- und Traubenkisten, Paketknebel und dergleichen zu verwenden. Da ist es nun wahrhaft wunderbar, welche Fülle von nützlichen und hübschen Gegenständen daraus gemacht worden ist. Wieviel Nachdenken, wieviel lustige Einfälle stecken in dieser eigenartigen Ausstellung! Manches Stück ist mit einem feinen und sicheren Farbensinn zusammengestellt, und man sieht daraus, wie auch der Geschmack der Kinder am Harmonischen in liebevoller Weise gepflegt wird. Welche große Bedeutung es hat, wenn das Mädchen aus dem Volk



Im Jugendheim: Die Kleinen in der Küche.



Im Jugendheim: Die Kinder beim Kuchenbacken.

durch jahrelange Uebung lernt, das Unscheinbarste noch praktisch und erfreulich zu verwenden, wie sie sowohl als Dienstmädchen wie als Hausfrau einen ganz anders wertvollen, nationalökonomischen Faktor repräsentiert, wenn ihre Hände geschickt sind zu den verschiedensten Vorrichtungen, ihr Geist geweckt und erfinderisch, statt stumpf und apathisch — das liegt ja auch für den Oberflächlichsten klar zu Tage. Und wieviel wichtiger ist dergleichen als die Frage, ob in den Volksschulen französisch und englisch gelehrt werden soll oder nicht.

Nahe an hundert Kinder im Alter von zwei bis zu vierzehn Jahren, dazu sechzig Helferinnen, von denen jede ein bis zwei Nachmittage in der Woche anwesend ist, stehen unter der Leitung von Fräulein Gierke. blutwarmes Leben gewonnen, jene Worte: „Erniedrigend, nicht zu verbreiten und fortzupflanzen, ist der Gedanke, der Wahn, als arbeite, wirke, schaffe der Mensch nur darum, seinen Körper zu erhalten, sich Brot, Haus und Kleider zu erwerben. Nein, der Mensch schafft ursprünglich und eigentlich nur darum, damit das in ihm liegende Geistige, Göttliche sich außer ihm gestalte.“ Und ferner: „Nicht auf dem toten Weg der Nachahmung, sondern auf dem lebendigen Weg der selbst- und freithätigen Entwicklung und Ausbildung gelangt der Mensch zur Reife seiner inneren Kraft.“

Wer aus solcher Gesinnung heraus wirkt und lebt, der eignet sich gewiß zur leitenden und beratenden Freundin junger Mädchen. In besserer und gesunderer



Beim Waschen, Plätten und Wäschelegen.

Manche der Kinder sind seit dem Bestehen, also seit vier Jahren, ständige Gäste des Heims. In jeder Frage, jeder Bitte spricht Liebe und Zutraulichkeit zu der Leiterin sich aus, und augenscheinlich hängt die ganze Seele dieses Mädchens an ihrer Thätigkeit. Ihre strahlenden Augen, der intelligente und heitere Ausdruck ihres feinen Gesichts, ihr herzliches Lächeln stempeln sie zu einer Persönlichkeit, die wie selten eine für ihre Aufgabe geschaffen ist. Man sieht ihr an — sie hat die philanthropischen Ideen, von denen Frau Kommerzienrat Heyl bei Gründung der Jugendheime ausging, nicht nur äußerlich gefaßt. Jene wundervollen Worte Fröbels, die Frau Heyl den Schülerinnen ihres andern Lebenswerkes, des Pestalozzi-Fröbelhauses, als Abschiedsgruß mitzugeben pflegt, haben in ihr wirklich Luft können sie sich gar nicht für das Leben, das ihrer wartet, vorbereiten. Es ist gewiß ein gutes Zeichen, daß unter den Helferinnen am Charlottenburger Jugendheim eine ganze Reihe von Töchtern unserer größten und gewissenhaftesten Forscher und Gelehrten vertreten ist. Und man möchte noch viel mehr jungen Damen, die ihre Zeit mit dem Anhören unfruchtbarer Vorträge nützlich ausgefüllt glauben, eine solche praktische Lehrzeit wünschen, in der sie wirklich lernen, sich pädagogisch mit Kindern beschäftigen, durch die sie auch in nahe Beziehung zu dem wirklichen, ernsten Leben kommen und die zimperliche Scheu vor jeder Berührung mit dem Volk verlieren. Es ist ja eigentlich ein so einfacher Gedanke: da sind Mütter, die durch die bittere Not gezwungen sind, ihre Kinder allein zu lassen; da sind



Die Kinder beim Korbflechten und bei häuslichen Handarbeiten.



Im Kindergarten.

zahllose unbeschäftigte Mädchen, die sich nach einem Lebenszweck sehnen — also, wenn einer zum andern kommt, so ist beiden geholfen, und die Vereinigung wird allen Teilen Gewinn bringen. Zum Schluß noch eine Bemerkung: die Summe, die die Stadt zur Erhaltung der Jugendheime beisteuert, deckt noch nicht ein Viertel der Kosten. Möchte mancher „Wochenleser", der sich an den hübschen Bildern aus dem Heim erfreut, durch eigene Anschauung ein noch wärmeres Interesse dafür gewinnen und zum thätigen Förderer der segensreichen Anstalten werden.





Beim Abendessen.



Die beiden Unzertrennlichen.

Der Affe bei Tisch.

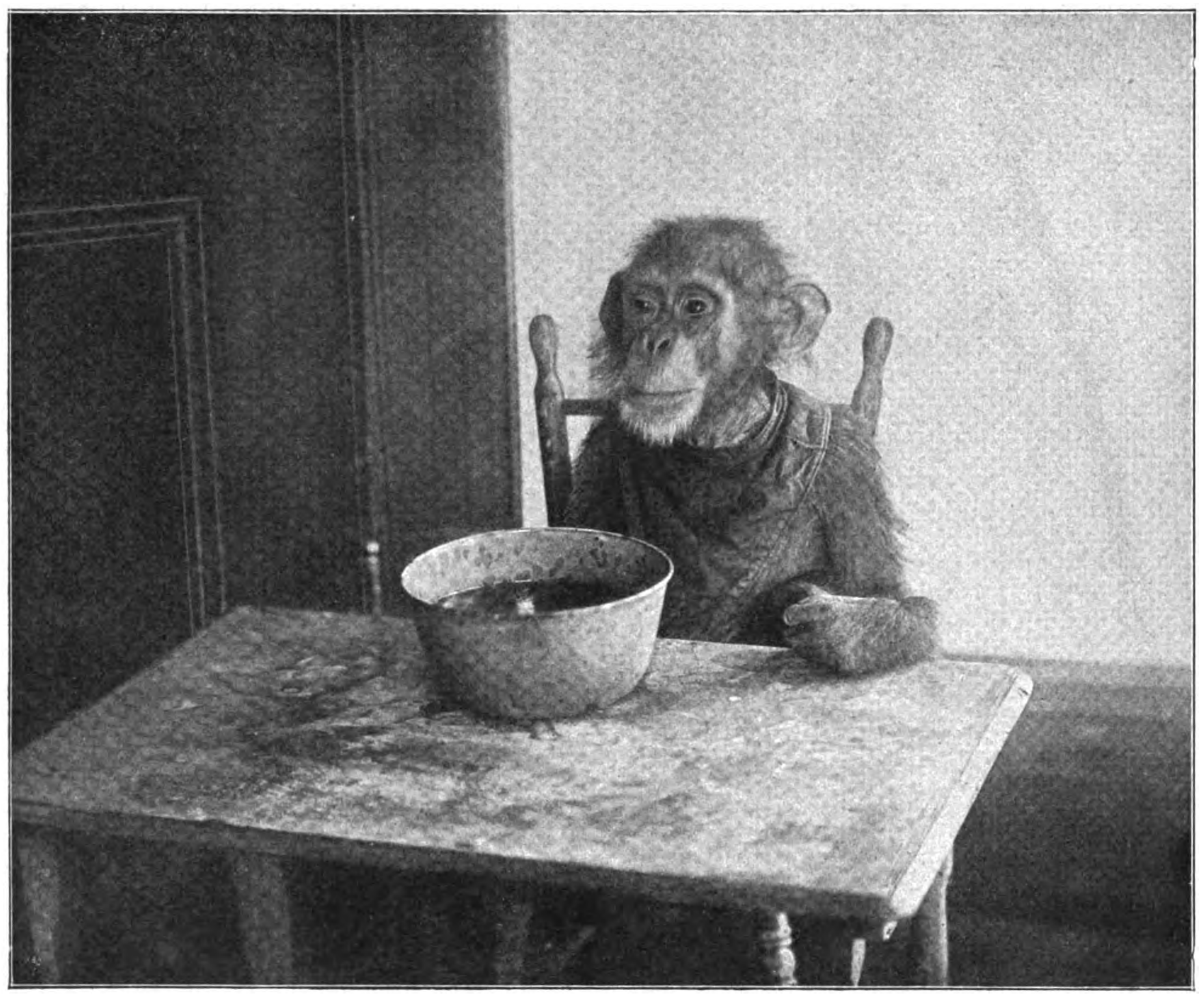
Von Wilhelm Bölsche.

Hierzu 4 photographische Momentaufnahmen.

Am 29. Juni 1776 kam in der Menagerie des Prinzen von Oranien in Holland ein weiblicher Orang Utang an. Er stammte aus Borneo, war aber schon ein Jahr lang am Kap der guten Hoffnung in menschlicher Pflege und Zucht gewesen. An diesem Exemplar lernten wissenschaftliche Beobachter zum erstenmal unzweideutig die Eigenschaft der Menschenaffen kennen, von der unsere Bilder erzählen: daß man sich nämlich mit ihnen zu Tisch setzen kann.

Die Tafel des Menschen gefiel auch dem Orang. Mochte er in seinen Heimatwäldern hauptsächlich Vegetarier sein (er verzehrt dort mit Liebe die berühmte Durianfrucht, die noch besser als alter Limburger schmeckt und noch viel unheimlicher riecht), die böse Welt hatte ihn rasch verdorben, und ihm mundete jetzt nichts besser als Braten und Fisch. Und zwar bewältigte er die mit Messer und Gabel, geschickter als Robinsons Freitag. Legte man ihm Erdbeeren vor, so nahm er eine nach der andern mit der Gabel auf, während er mit der andern Hand manierlich den Teller hielt. Sein Normalgetränk war Wasser, aber Wein zog er vor. Insbesondere der süße Malaga hatte es ihm angethan. Er zog den Stopfen aus der Flasche und trank säuberlich aus einem Bierglas. Nach dem Trunk wischte er sich die Lippen und benutzte mit vollendetem Geschick den Zahnstocher.

So berichtete der Holländer Vosmaër der staunenden Welt. Man hatte ein liebenswürdiges Bild auf einmal eingetauscht gegen ein gespenstisch-grauenvolles. Denn als wahre Waldgespenster waren diese Menschenaffen zuerst in der Kenntnis der Kulturvölker aufgetaucht. Aus dem Wald brach ein Ungetüm, groß oder größer als ein Mensch, jedenfalls mit übermenschlichen Kräften. Es lief auf den Hinterbeinen, schlug die Männer mit einem Ast als Keule nieder und raubte die jungen Mädchen. War dieser Waldteufel Tier oder Mensch? In einem alten Schweinslederband von 1606 der deutschen Uebersetzung von Gesners Naturgeschichte finde ich diese Sage vom Orang der Sundainseln bunt noch vermischt mit einem ganzen Rattenkönig anderer jahrtausendalter



Wohl bekomm's!

Fabeleien der lustigsten Art. Da figuriert er im Kapitel von den „Geyßmännleinen". Geyßmännlein ist verdeutscht aus dem klassischen Begriff Satyrn. Mit den Menschenaffen verschmilzt kunterbunt das Bild bocksbeiniger Faune. Das „Schrättelein" gesellt sich dazu, heut weit bekannt als Waldschratt aus Hauptmanns „Versunkener Glocke". Neben versprengten Nachrichten über das wirkliche Tier Borneos liest man plötzlich den köstlichen Satz: „Es ist auch in Türingen, nicht weit von Isenach ein berg, den man Hirselberg nennt, davon das gemein geschrey ausgegangen, wie die Geyßmännlein darinnen wohnen sollen."

So floß hunderterlei ineinander. Und kein Wunder, denn dem Dajak, dem Eingeborenen auf Borneo selbst, der doch den echten Orang sozusagen vor der Thür hat, ist der große Affe mit dem struppigen Rothaar noch immer dreiviertel Gespenst. Der „Maias", wie er ihn nennt, ist ein verzauberter Mensch. Wer einen tötet, der erlebt furchtbare Strafen aus dem Unbekannten. Hoch auf dem Kedangberg haust in seiner Höhle der Urmaias, der Affenkönig. Von Gestalt natürlich auch ein Orang, sind ihm Haare und Bart doch vor Alter schneeweiß geworden. So grinst er ab und zu aus seinem Loch. Bei Vollmond aber thut sich die ganze Höhle auf. Zuerst jagen Wildschweine heraus, dann schwarze Bären, und endlich kommen Hunderte der riesigsten Orangs, und in ihrem Schutz endlich feierlichen Schrittes der greise Maiasrajah selbst. Und nun zieht dieses Seitenstück unserer „wilden Jagd" durch die einsamen Urwälder der Tropeninsel. So erzählten die berüchtigten „Kopfjäger", denen es sonst gewiß nicht an Mut gebrach, dem deutschen Professor Emil Selenka, als er in Begleitung seiner tapferen Frau Borneo bereiste — eine Reise, aus der neben bedeutsamen wissenschaftlichen Ergebnissen zur Naturgeschichte der Menschenaffen das wundervolle Buch „Sonnige Welten" hervorgegangen ist. Man versteht die Sagenbildung erst vollständig, wenn man den alten Orang Utang vor Augen sieht. Im letzten Jahrzehnt ist dazu auch bei uns in Deutschland mehrfach Gelegenheit geworden. Der junge, besonders der sehr junge Orang schaut nicht gespenstisch, sondern nur komisch aus. Ich weiß keinen besseren Vergleich für ihn als mit dem Tintenfisch. Seine Arme haben im Verhältnis zum Körper etwas von Polypenarmen, und da sie in allen Bewegungen entscheidend erscheinen im Gegensatz zu den kurzen Beinen und Kopf und Rumpf zur Kugel darunter verschmelzen, erhält das Ganze einen Zug wirklich vom Kopffüßler. Wie beim Tintenfisch rollt der runde Trommelleib als eine Art unbewegten dicken Anhängsels nur so mit, wenn die Arme turnen. Nur dem Auge mangelt gänzlich der harte Schellfischblick des großen Weichtiers. Es ist ganz apart. Mit dem Auge des Menschenaffen läßt sich



Beim Diner.

meines Erachtens nichts sonst in der Natur vergleichen, nicht andere Tiere und auch nicht der Mensch. Unser Bild, das den jungen Orang trinkend darstellt, giebt immerhin eine gewisse Andeutung davon. Das eigentlich Grausige des Blicks aber besitzt erst der ganz erwachsene Menschenaffe. Beim alten Orangmännchen gewisser Unterarten entstellt sich ohnehin das ganze Gesicht durch eine Art monströser Pausbackengeschwülste zur häßlichsten Unform, und aus dieser Maske glühen die Augen nun mit wirklich satanischer Gewalt des „bösen Blicks".

Unsere Bilder zeigen besonders gut auch, wie verschieden der Gesichtstypus des südindischen Menschenaffen Orang von dem des afrikanischen Schimpansen ist. Eine Welt liegt zwischen diesen beiden Tieren. Man erinnert sich, daß sie zwei letzte äußerste Spitzen eines weit verzweigten vorgeschichtlichen Stammbaums sind, zwei letzte Mohikaner, deren eigentliche große Zeit längst um ist. In der mittleren Tertiärzeit, als Europa noch ein wesentlich wärmeres Klima hatte als heute, lebten in Frankreich, in der Schweiz und in Schwaben menschenähnliche Affen, der eine mehr dem Schimpansen, der andere mehr dem Gibbon ähnlich. Damals lebte der Schimpanse auch in Indien, und der Orang war noch neben ihm auf dem asiatischen Festland heimisch, während er jetzt nur zwei Inseln bewohnt. Noch giebt es übrigens einen Fleck der Erde, wo ganz gut doch unbekannte Arten von Menschenaffen heute lebend hausen könnten, nämlich die geheimnisvolle Waldregion Innerafrikas. Ist doch erst kürzlich dort ein anderes überaus merkwürdiges großes Säugetier entdeckt worden — das Okapi, das in die Verwandtschaft der Giraffe gehört und ein scheinbar längst ausgestorbenes Tier leibhaftig vor uns erstehen läßt. Vor bald hundert Jahren meinte Cuvier, unsere zoologische Entdeckerkunst sei wenigstens größeren Säugern gegenüber zu Ende auf Erden. Wie oft ist er seitdem zum Glück Lügen gestraft worden!

„Entdeckt" zu werden, ist für diese „Waldmenschen" (Orang heißt auf malaiisch der Mensch, Utang der Wald) leider eine Art Todesurteil. Das Interesse, das der Kulturmensch an diesen wunderbaren Reliquien der Entwicklung nimmt, äußert sich im Wunsch, sie lebend in Menge in unsere Tiergärten überzuführen. Auf Borneo ist der Orang bereits ein regelrechter Handelsartikel, der Stück um Stück aus dem Innern an die Küste gebracht und nach Europa exportiert wird. Aber nur ein winziger Prozentsatz erreicht wirklich lebend das ferne, unwirtliche Land. Im Grunde ist es ein unablässiger Vernichtungskrieg, der da geführt wird. Neuerdings ist es auch nicht mehr bloß Europa, das beständig Hunger nach Menschenaffen als Zugstück seiner zoologischen Gärten äußert. Amerika fordert ebensoviel und mehr. Unsere Bilder stammen

Gesegnete Mahlzeit!

direkt aus dem Zoologischen Garten zu Neuyork. Im Land selbst werden die sinnreichsten Methoden erfunden, um selbst der riesigsten alten Herrn habhaft zu werden. Auf seinen Urwaldbäumen ist der Orang ja höchstens der Büchse zugänglich, aber nicht lebendig zu fassen. Er schwingt sich von Baum zu Baum im Eiltempo eines schnelllaufenden Menschen, und wer will ihm da folgen vom Geschlecht der „Zweihänder“. Also muß er auf die Menschenerde herabgelockt werden. Haben die Dajaks einen Baum entdeckt, auf dem einer gerade fest haust, so werden in Eile ringsum die Stämme gekappt. Nun ist er isoliert. Um den einsamen Orangstamm wird ein Palissadenzaun gezogen, der ihn auch unten abschließt. Ein Kampf des listigen kleinen Odysseus mit dem Riesen Polyphem! Jetzt gilt es, ihn aushungern. Wagt er sich endlich im Hunger herunter, so wird er mit einer Fallklappe völlig eingeengt und durch zähe Stricke gefesselt. Erst dann stopft man den Wehrlosen in einen Transportkäfig aus Bambusstäben. So erzählt Selenka den Hergang. Andere berichten, daß in den Palissadenzaun einfach ein berauschendes Getränk gestellt werde, aus dem der arme Orang endlich seinen Durst stillt. Hier wird er also wirklich bezwungen genau nach der Methode Polyphems: der Rausch nimmt seine Gigantenstärke von ihm.

Nicht leicht würde sich ein Tier so rasch, so fast unmittelbar an Menschenbräuche gewöhnen, bei Tisch sitzen, aus der Tasse trinken und mit dem Löffel essen, wenn nicht schon in seiner Wildheit leise Anfänge eigener Kultur lägen. Gerade der Menschenaffe gehört ausgesprochen zu denen, die als Tier schon übergegangen sind zum ersten Stadium der Werkzeugbildung im Gegensatz zur reinen Organnutzung. Nicht bloß, daß er auf seine Verfolger harte Aeste und Stachelfrüchte als Geschoß herabschleudert. Geradezu einzigartig ist seine Weise, wie er sich für die Nacht hoch im Baum ein Schlafbett bereitet. Wie ein Raubvogelhorst wird es aus abgebrochenen Zweigen und Laubwerk in einer Astgabelung von ihm hergerichtet. Auf dieser künstlichen Plattform krümmt er sich schlafend zusammen, genau wie ein Mensch auf behaglichem Pfühl, und deckt sich gegen den Regen mit Blättern zu. Wenn der Jäger ihm von unten mit den Blicken folgt, weiß er sich auch am Tage durch solche schnell improvisierte Schanze unsichtbar zu machen. Besucher unseres schönen Berliner Museums für Naturkunde finden neben den ausgestopften rotzottigen „Waldschratten“ Borneos dort ein solches Lager, Selenka hat es mitgebracht. Die Blätter sind eingetrocknet, aber man sieht genau noch den künstlichen Bau, den eine „Hand“ sich geschaffen — die gleiche Hand, die Messer und Gabel führen lernt. Bloß, daß sie diesen Bettbau nicht erst vom Menschen zu lernen brauchte.



Das Bild.

Erzählung von

Georg Freiherrn von Ompteda.

Schluß.

Die Frau wischte sich mit dem Schürzenzipfel über das Gesicht und fuhr fort: „Und hier in dem Zimmer, da hat er gesessen, und da hat er Buße gethan. Der frühere, der hat's ganz genau gewußt. Er hat dann hier gesessen und hat immer den Ring drehen müssen, nachdem er das Tuch abgenommen hat. Und den ganzen Tag hat er ihn gedreht, bis das Fleisch wund ward. Dann wurde der Ring naß vom Blut, und daher kommen die Rostflecke. Und Blut ist auch dabei gewesen, da macht mir nu keiner was vor. Und das war seine Strafe, die er sich selbst auferlegt hat für den Mord damals in seiner Jugend."

Sie schwieg. Ich hatte der immer blühenderen Phantasie des alten Weibes zuerst nur lächelnd zugehört, aber allmählich in dem luftabgeschlossenen Raum, bei der düsteren Beleuchtung, war mir doch ganz eigen zu Sinn, ich muß gestehen, nicht gerade angenehm. Ich fühlte etwas wie Beklemmung und wollte lieber hinausgehen. Interessantes war ja nicht zu sehen, und die Geschichte konnte mir die Alte ja auch im Nebenzimmer erzählen. Aber nur zwei Fragen wollte ich noch stellen:

„Sagen Sie mal, wie nun Ihr Herr gestorben ist, da haben Sie doch den Ring gefunden, den hatte er doch um den Hals?"

Sie machte ein überlegenes Gesicht:

„Nee! Das ist es doch, als er zum Sterben kam, sind doch dann die Verwandten gekommen, natürlich der Gouverneur oder der Großfürst, oder was er war, der war ja tot, aber eine Dame ist gekommen mit ihrer Tochter. Ganz in Schwarz. Warum Schwarz? Na weil die auch beteiligt waren. Die haben ihn dann nicht mehr allein gelassen, nur der Pope war da. O, die sind schlau! Und beim Tode sind wir doch nicht dabei gewesen. Und wissen Sie, wie er dann tot war, da war es nicht mehr so schwierig, da haben sie ihm den Ring abgemacht, denn die wollten doch nicht, daß das jemand merkte. Und ich habe noch unten in unserer Küche, mir war es wirklich so — ich kann's ja nicht beschwören — aber das Ratschen einer Feile habe ich doch gehört. Und dann, wissen Sie, war er am Hals richtig wie verbrannt, und mein Mann meinte, die haben ihn abgelötet."

Jetzt mußte ich über die gute Frau lächeln. Aber die zweite Frage beschäftigte mich: „Warum soll der Mann denn eigentlich einen Mord begangen haben?"

Jetzt wurde sie beinah böse, lachte trocken und meinte: „Nu wissen Sie, so was merkt man doch. Das weiß man doch. Das ist nun mal nicht anders, das bleibt nicht verborgen. Der frühere, der hat es uns doch ganz genau erzählt, und der Mann war doch zwölf Jahre bei ihm, der wird's doch wissen. Da hat er doch vielleicht auch mal in seinen Gewissensbissen sein Herz erleichtern wollen. Und dann hat er ja Briefe gelesen, denn damals ging der gnädige Herr noch manchmal in den Garten, wenn er auch nicht auf die Straße ging, und er ging auch nur in den Garten rückwärts, wo ihn niemand sah — na, und da hat der andere doch die Briefe gelesen. Und dann kam doch immer auch aus Paris ein Brief.

„Das mit dem Mord, das will ich Ihnen mal kurz erzählen. . . ."

Ich wollte gern hinaus, mir war wirklich der Aufenthalt hier nicht angenehm. Aber sie begann sofort, und als ich die Thür öffnen wollte, legte sie den Finger auf den Mund: „Pst! Hören Sie doch! Bleiben Sie doch mal hier, ich muß es Ihnen doch gerade hier zeigen."

Dann nahm sie das Licht vom Tisch, ging an das eine Büchergestell, räumte geschwind eine Anzahl verstaubter Bände herunter, die eine Wolke von sich gaben, als sie sie etwas hart auf den Boden setzte, nahm zwei der Bretter aus dem Regal, und von selbst fiel ein Teil der Rückwand nieder. Ein Bild erschien, ein Pastell, nicht ganz gut erhalten, denn — sei es durch Reisen, Erschütterung oder die Feuchtigkeit — kurz, von den oberen Teilen war der Staub der Farbenstifte heruntergefallen und zog in Streifen über die Gestalt, die vor mir stand.

Ein paar große, wunderbare Augen blickten mich an, ein paar Augen, die das ganze Mädchen- oder Frauenantlitz zu beherrschen schienen. Es war, als ginge ein Leuchten von ihnen aus. Sie zogen allein die Blicke auf sich, alles andere schien nebensächlich zu sein. Es interessierte auch gar nicht. Nicht der kleine Mund, das leichtgelockte Haar, das an der einen Schläfe etwas in die Stirn fiel, nicht die allerdings nur angedeuteten Schultern.

Ein süßer Liebreiz ging von dem Gesicht aus, oder wieder muß ich sagen, von den Augen, von diesen märchenhaften, braunen, weichen Augen ganz allein. Sie trafen mich förmlich, und ich glaube, ich habe ein erstauntes „Ah!" gesagt.

Da störte mich die Frau an meiner Seite aus den Betrachtungen: „Nu, was sagen Sie denn dazu? Ist das nicht 'ne Schande, so'ne Frau ums Leben zu bringen?"

Ich blickte sie erstaunt an: „Was denn? Was meinen Sie damit?"

„Das ist doch gerade die Geschichte, die ich erzählen will. Also denken Sie mal, ich sagte Ihnen schon, von dem früheren wissen wir es — das ist nämlich dem gnädigen Herrn seine Frau gewesen, und die hat er ermordet, man weiß nicht wie. Er soll sie erstickt haben, er soll ihr einen Strick um den Hals geworfen haben, und dann hat er sie erwürgt. Merken Sie nun den Zusammenhang? Deswegen hatte man ihm doch den

Ring als ewiges Angedenken um den Hals gelegt, und deswegen war er nach Sibirien geschickt. Und wissen Sie, immer wenn er sich hier einschloß in dem Zimmer, das war am Jahrestag. Denn es war immer den siebenten von jedem Monat — obgleich er auch sonst manchmal in das Zimmer ging — aber den ganzen siebenten blieb er hier, und da konnten wir das Essen nicht reinbringen. An einem siebenten hat er sie tot gemacht. Und dann ist er immer hier hereingegangen, das war seine Buße. Und dann hat er sich hier eingeschlossen mit ihr, hat die Bücher heruntergenommen, wie ich's jetzt gemacht habe, und dann haben ihn die Augen — sehen Sie nur mal die Augen! — die haben ihn angeguckt. Und wir haben auch manchmal so was gehört, wie wenn er geschrien hätte oder geweint. So was soll auch einer aushalten, wenn der, den man tot gemacht hat, einen den ganzen Tag so in der halben Beleuchtung anguckt. Ist das nicht schauderhaft? Aber das war seine Buße, die hat ihm der russische Priester aufgelegt, denn der kam nämlich jede Woche einmal und besuchte ihn. Und wissen Sie, dem hat er's doch wahrscheinlich gebeichtet. Aber der darf doch dem Gericht nichts sagen. 's ist doch eine Schande, so eine schöne Person! Sehen Sie nur mal die Augen an! Das versteht doch sogar unsereiner."

Sie hatte mich so aus der Betrachtung des Bildes gerissen, daß mir die Stimmung vergangen war. Ich ärgerte mich über die Person und fragte: „Weshalb soll er sie denn ermordet haben?"

Sie wurde ganz eifrig: „Nun, da giebt's verschiedene Ansichten. Der frühere, der meinte, er hat ihr Geld haben wollen. Und dann haben wir auch mal mit der Köchin vom Popen gesprochen, die ist natürlich auch gleich dahinter gekommen, und die sagte, sie glaubt das nicht, da sei eine andere dabei im Spiel gewesen, daß er sich hat frei machen wollen. Und er war doch ein guter Herr sonst. Wirklich, er war furchtbar gut, das kann man nicht anders sagen, und er ist immer freigebig gewesen. Nun, wissen Sie, sonst bleibt man doch auch bei so 'nem Mörder nicht. Nur durfte niemand hier rein, und ich durfte nicht raus."

Dabei klappte sie das Brett wieder zurück, schob die Regale vor und begann die Bücher einzuräumen.

„Woher wußten Sie denn von dem Bild?" fragte ich.

Sie stemmte die Hände ein: „Nun, wir hatten es nicht gesehn, bis der gnädige Herr tot war, denn der ließ einen doch nicht hier herein, nicht einmal zum Reinemachen. Aber wissen Sie, der frühere, der hat's mal im Spiegel gesehn."

Wir schritten hinaus, sie öffnete die Thür mit den drei Schlössern und zeigte mir gegenüber über dem Schreibtisch mit den Zarenbüsten einen Spiegel.

„Sehn Sie, da drin kann man's sehn. Wenn nämlich Licht drin brennt in dem Zimmer, kann man bis herein gucken, wenn die Thür offen ist. Und wie der frühere mal mit dem gnädigen Herrn zu thun gehabt hat, da war der herausgekommen und hatte die Thür angelehnt. Und ich weiß nicht, durch den Zug oder wodurch, genug, während er mit ihm spricht, weil der gnädige Herr doch nicht recht zugemacht hatte, geht die Thür auf, und der frühere, der sieht alles im Spiegel. Und da hat der gnädige Herr gesehn, wie er geguckt hat, da ist er aufgestanden und hat die Thür zugemacht, und seitdem wurden drei Schlösser angebracht. Und da hat er denn schließlich dem früheren gekündigt, gleich für die nächsten Monate ausbezahlt und hat uns genommen. Denn es durfte doch niemand hinter sein Geheimnis kommen, sonst wäre er doch nicht mehr sicher hier gewesen. Aber dem andern hat er immer noch weiter gezahlt, daß er nicht reden sollte."

Ich blickte mich noch einmal um, unwillkürlich nach der Thür. Mir fehlte das Bild, mir fehlten die Augen, die mir unablässig zu folgen schienen. Ja, im Dunkel des Vorsaals, als wir hinausgingen, denn die andern Zimmer waren leer, war es mir unausgesetzt, als schauten mir diese wunderbaren Augen gerade ins Gesicht.

Ich gab dem alten Weib ein ungewöhnlich gutes Trinkgeld, worauf sie mich bis ans Gartenthor begleitete, während der Mann drüben auf seinem Beet weiterarbeitete, ohne aufzublicken.

Dann ging ich hinaus. Sie sagte mir, ehe sie das Thor schloß, wenn ich wiederkommen wollte, sie stünde immer zur Verfügung.

Ich ging die Straße hinab und blickte mich noch einmal um. Wie in meinen Jugendjahren lag das Haus noch da, und von hier aus sah man auch nicht, daß die Fenster geöffnet waren; es schien noch zu schlafen, wie einst. Aber als ich meinen Weg fortsetzte, und mein Auge auf eine weiße Gartenmauer fiel, war es mir — seltsam — als stünden darauf wieder diese großen braunen Augen, die mich schwermütig ansahen.

Es war wirklich wie eine Zwangsvorstellung, ich wurde das Bild nicht los. Ich vergaß allmählich immer mehr das Aeußere, ich weiß auch nicht, ob ich sie jetzt richtig geschildert habe — vielleicht sah man doch mehr von der Figur — im Gedächtnis geblieben sind mir nur die Augen. Es quälte mich, herauszubekommen, was an der Geschichte eigentlich Wahres gewesen. Am liebsten hätte ich den russischen Geistlichen aufgesucht; aber wenn wirklich etwas daran war, durfte der ja nicht sprechen. So erkundigte ich mich denn bloß bei Bekannten, die möglicherweise etwas wissen konnten. Niemand ahnte etwas. Man wußte nur, ein alter Herr hätte dort gewohnt, ein Russe — man nannte auch den Namen, der mir aber nichts sagte. Er wäre sehr sonderbar gewesen, ja einzelne meinten, es gäbe wohl nur eine Erklärung, er sei mehr wie Sonderling, er sei im Kopf nicht ganz richtig gewesen.

Es ging längere Zeit darüber hin. Ab und zu wieder spukte mir die Geschichte im Kopf, erschienen mir die Augen mit ihrem unsäglich reizvollen Blick, den wohl keiner vergaß, wenn er ihn einmal gesehen. Aber allmählich verblaßte die Erinnerung. Ich hatte wirklich anderes zu thun. Und schließlich kam es, wie es bis zu diesem zufälligen Besuch in der Stadtgegend draußen gewesen, ich ging nicht wieder hin.

Da geriet ich einmal in der Eisenbahn mit einem Herrn, der mir gegenüber saß, in die Unterhaltung. An seiner Aussprache merkte ich bald, daß er aus den Ostseeprovinzen oder ein Russe sein mußte. Ich weiß nicht

mehr, wie es kam, ein Wort gab das andere, und durch irgendeinen Zusammenhang, wie ihn der Zufall so giebt, vielleicht wegen seiner Landsmannschaft, waren wir bei dem verlassenen Haus. Er kannte es, hatte es sogar angesehen, um es zu erwerben. Ich erinnere mich nicht mehr, was ihm daran nicht gepaßt hatte, genug, er hatte es nicht gekauft.

Da war es wiederum natürlich, daß ich von meiner Begegnung dort und von dem Bild sprach. Und allmählich erzählte ich ihm von all den Gerüchten, dem Ring um den Hals, von dem Mord, von den Hintertreppengeschichten, von dem Dienstbotenklatsch, dem wir alle ausgesetzt sind, und der hier solche wahnsinnigen Blüten getrieben.

Der Herr hatte mir ruhig zugehört, nun sagte er ganz einfach:

„Was die Frau Ihnen da erzählt hat, ist natürlich jelogen. Aber eine Bewandtnis hat es schon mit dem Bild. Ich wußte von dem alten Herrn, ich kenne die Jeschichte. Sie ist eigentlich furchtbar einfach. Von der Phantasie der guten Frau ist keine Rede. All das ist so bequem zu erklären, daß es keines eisernen Ringes um den Hals und keines Mordes bedarf. Ich kannte die Familienverhältnisse dieses alten Herrn ganz gut. Sein Vatter verkehrte in Petersburg mit meinen Eltern. Das Leben ist viel, viel eenfacher, als man gewöhnlich so denkt. Alles hat seine guten Gründe, alles ist psychologisch leicht zu erklären. Also hören Sie. Er hatte eene Frau. Er hat sie auf Händen jetragen, er liebte sie, wie vielleicht kaum je eine Frau jeliebt worden ist. Er war sehr reich, er sah ihr jeden Wunsch an den Augen ab. Er machte Reisen mit ihr, er lebte nur für sie — er betete sie einfach an. Ich habe sie jekannt. Sie hatte, obgleich sie damals schon über dreißig Jahr alt war, noch etwas so Junges, so Mädchenhaftes, so Reines und Keusches, ein paar Augen, ich sage Ihnen, in den Augen steckte alles. Es steckte alles darin, nur nichts Böses. Sie waren gut, sie waren treu, sie beherrschten den ganzen Menschen. Man sah förmlich nur sie. Und man meente darin lesen zu können — man las darin eine unberührte, kindlich reine Seele.

„Und das hat der Mann auch darin gelesen . . . zu lesen jeglaubt. Jeglaubt, sage ich! Denn denken Sie eenmal, eines Tags war sie mit einem Jardekapitän durchjegangen. Eenfach durchjegangen. Sie ist nie wiederjekommen. Ich glaube, er hat auch nie erfahren, wohin sie ist. Der Mann wäre imstande jewesen, ihr zu verzeihen.

„Nun sehen Sie, darüber hat er beinah den Verstand verloren, ist wie wahnsinnig jeworden. Das ist so, als ob Sie mit eener Frau jlücklich sind, mit eener Frau jahrelang verheiratet, als ob Sie in einer Seelengemeinschaft mit ihr lebten, wie nur zwei Menschen sich verstehen können, und mit eenem Mal kommt heraus, daß sie in ihrer Jugend jestohlen hat, im Jefängnis saß. Und Sie wissen nichts davon. Ja, das müßte Sie doch wahnsinnig machen. Und nun denken Sie, man glaubt von einem Menschen, daß er der Inbejriff ist alles dessen, was es Edles jiebt und Bestes im Weibe. Man glaubt, eine Frau zu kennen bis in die tiefsten Fasern der Seele hinein, und meint, wenn man stürbe, würde sie sich das Leben nehmen. Und eenes Morgens ist das Nest leer, und sie ist mit eenem Jardekapitän durchjegangen.

„Ich denke doch, das erklärt genug. Der Mann verließ Petersburg und ging hierher nach Deutschland. Er kaufte sich dieses Haus, er mied jeden Verkehr, er zog sich von allem zurück. Er ist, wie ich hörte, weiß jeworden vor den Jahren, und wie mir unser Geistlicher jesagt hat, er konnte mit niemand sprechen, er hätte jeden fragen müssen: ‚Haben Sie meine Frau nicht jesehen?'

„Denn er liebte noch immer diese Frau. Und mit seinem Geld hat er ein System eingerichtet, ein Nachforschungssystem. In allen Ländern führte er Korrespondenzen. Es war sein ganzer Lebensinhalt jeworden, herauszubekommen, was aus der Frau jeworden. Detektivs waren unterwegs in Paris wie an der Riviera, in Amerika wie in ganz Rußland. Und denken Sie, niemals hat er eene Spur wiederjefunden. Und er liebte diese Frau noch immer. Den Monatstag jedesmal, an dem sie entflohen war, hat er vor ihrem Bild in seiner Bibliothek, die er vollkommen vermauert und abjeschlossen hatte, zujebracht.

„Er war sehr religiös jeworden. Er bildete sich ein, es sei eine Strafe, die ihm Gott auferlegt für irgendetwas, das er verfehlt gegen sie. Und immer an diesem Tage that er förmlich Buße.

„Aber er hat nie etwas von ihr jehört. Nur kurz vor seinem Tod, ich glaube sogar zu seinem Sterben, war sie da mit ihrer Tochter. Wie sie es erfahren, weiß ich nicht. Sie war in Schwarz, ihr Mann ist eben jestorben jewesen. Denn sie hatte den Jardekapitän jeheiratet, und das Mädchen, das sie mitbrachte, war sein und ihr Kind. Und dann ist sie fort, und für sie wurde das Haus verkauft. Er hat sie zur Erbin einjesetzt. Durch den Geistlichen ist das jegangen.

„Wie es ihr möglich war, seinen Nachforschungen zu entgehen, wo das Paar jelebt hat, bleibt ein Rätsel, das einzig Rätselhafte an dem ganzen Vorgang."

Er hatte geendet. Ich sah vor mich hin, und wieder verfolgten mich immerfort diese wunderbaren Augen. Mir erschien die einfache Lösung, die keines Hintertreppenapparats bedurfte, so tragisch, so tief traurig, daß ich lange keine Entgegnung fand.

Endlich fragte ich: „Ob sie denn mit dem andern glücklich gewesen ist?"

Er zuckte die Achseln: „Ich weeß nicht. Ich jlaube an keine Vergeltung. Es kommt oft so dumm und falsch und anders. Nur kann ich mir nicht denken, daß sie auf der Erde hätte eenen Menschen finden können, der sie mehr jeliebt hätte wie der Mann, dem sie untreu wurde. Aber wie die Leute eenmal sind, eine solche Liebe erscheint andern, die doch meist nur der Selbstsucht fähig sind, beinah wie Verrücktheit. Da muß ein Mord herangezogen werden. Und ein Mensch, dem ein anderer so weh jethan, darf es nicht jahrelang in sich tragen. Der muß vergessen, der muß womöglich bald wieder heiraten. Das ist dem Durchschnitt immer viel verständlicher, denn jeder, der eensam seine Straße jeht, erscheint der großen Menge stets verrückt."



Die Frauenfrage im Harem.

Plauderei von Julius Stinde.

Abendland und Morgenland sind sich nicht mehr so fremd wie in früheren Zeiten. Die schwimmenden Hotels des Bremer Lloyds und der Hamburg-Amerikanischen Paketfahrt, die schönsten und schnellsten Schiffe der Welt, bringen alljährlich zahlreiche Gäste nach dem Orient, und andrerseits suchen die Söhne des Ostens den Westen auf, um Europas Kultur, seine Wissenschaft, seine fortschrittlichen Errungenschaften kennen zu lernen.

So findet ein Austausch statt. Wir sehen die Länder und Völker, denen die Sonne eher aufgeht als uns, und führen die märchenhaften Berichte aus der reiseschwierigen Zeit, die Fabeln über die von der Ferne verhüllten Wunder, auf ihre Wesenheit zurück, indem wir die natürlichen Dinge prüfend untersuchen und die Geschehnisse selbst mit erleben. Der Orient seinerseits, der mit dem Occident in innigere Beziehungen trat, nimmt mancherlei Abendländisches an. Sein Heer wird nach europäischem Muster eingeübt, es entstehen Lehranstalten, westliche Sprachen finden Eingang, dieser oder jener Gebrauch wird angenommen, und selbst die Kleidung kann sich nicht dem Einfluß der Mode entziehen. Gar seltsam berührt es, wenn ein ägyptischer Stutzer Alexandriens oder Kairos seine geschmackvolle heimische Tracht durch die Zuthat eines Berliner Sommerpaletots verdirbt, sich selbst aber tadellos elegant fühlt.

Während meines Aufenthalts in Aegypten habe ich oft genug bedauert, wie die Annahme abendländischer Formen das malerische Bild des Orients zu trüben beginnt, wie durch das Zusammenheften des Ungehörigen die schöne Naivität verloren geht und die Karikatur entsteht. Anders aber gestaltet sich der Eindruck abendländischer Einwirkung, wenn man sich die Mühe giebt, ihre ändernde Kraft am Leben des Volkes zu studieren.

Es würde uns zu weit führen, hier auf die Umwandlung des Heerwesens, der Regierungsmaschine, der öffentlichen Angelegenheiten, des Verkehrs u. s. w. nach europäischem Muster einzugehen; gering sind auf diesem Gebiet die Unterschiede zwischen dem westlichen und östlichen Betrieb. Höchst beachtenswert dagegen ist, daß die abendländische Kultur mit leisem Finger an die Thür des orientalischen Familienhauses klopft und Einlaß in dessen strengste Abgeschlossenheit, in den Harem, begehrt. Und aus den Frauengemächern tönt es schüchtern, vorsichtig zurück: „Wir erwarten dich! Deine Zeit kommt!"

Es sind jedoch nicht die Frauen, die ihre Stimme also laut werden lassen, sondern — die Männer; solche Männer, die erkannt haben, daß alte, zum Gesetz erhobene Sitten für die Zukunft nicht mehr haltbar sein werden. So giebt es zumal im Land Aegypten eine Frauenfrage, die von den Männern angeregt wird.

Nach den landläufigen Begriffen, die das Abendland sich macht, stellt der Harem eine Art von fidelem Gefängnis dar, dessen unglückselige Bewohnerinnen in strengstem Arrest gehalten werden und nur dazu da wären, ihren Ehetyrannen durch allerlei ballettartige Vergnügungen bei guter Laune zu erhalten. Wie unsagbar falsch diese Ansicht ist, geht aus allem hervor, was wahrheitsliebende Europäerinnen über das Haremsleben berichten und was gebildete Orientalen darüber schreiben. Für den Europäer ist der Besuch eines Harems absolut unmöglich, darf doch selbst der Arzt nur in allerhöchster Gefahr die verbotene Schwelle überschreiten. Nur ein Mann hat das Recht, die Frauengemächer zu betreten: der Gatte; und auch der muß vor der Thür umkehren, wenn ein Paar kleiner Pantoffeln davor steht, das Zeichen, daß eine fremde Frau ihre Visite macht.

Es ist durchaus unrichtig, zu behaupten, die ägyptische Frau werde eingeschlossen gehalten. Im Gegenteil: alle Frauen gehen aus, wann sie wollen, ob bei Tag oder bei Nacht, wie die Männer. Sie gehen allein oder mit ihren Freundinnen, besuchen die Kaufläden, die Bäder, die Bazare, die Promenaden und reisen sogar allein. Ihnen ist erlaubt, was den Männern erlaubt ist, aber beide sind denselben Verboten unterworfen. Den Männern ist die Gesellschaft der Frauen verboten, den Frauen die der Männer. Das, was wir Geselligkeit nennen, der gesellschaftliche Verkehr beider Geschlechter, ist dem mohammedanischen Morgenland unbekannt.

Und deshalb fragt der gebildete Mohammedaner, der das Abendland kennen lernte: „Wer ist mehr zu beklagen: die Frauen des Harems oder wir Männer, die wir den Umgang der Frauen entbehren müssen?"

Die orientalische Frau ist Herrin des Harems. Ihr Bereich ist das Haus, und darin herrscht sie unbeschränkt, sie ist die Tyrannin ihres Eheherrn. Die Gesetze des Korans stehen ihr bei. Die Frau des Mohammedaners ist im vollen Besitz der bürgerlichen Rechte, sie kann mit der Habe schalten und walten, kaufen, verkaufen, vor Gericht klagen, über das Ihrige verfügen, ohne Zustimmung des Gatten, ohne irgendeine Bevormundung, sie hat niemand um Rat zu fragen als sich selbst, keinem ist sie gesetzlich verantwortlich als ihrer eigenen Person. Schwer verständlich ist es daher einem Muselmann, daß im Abendland ein selbständiges Mädchen durch die Verheiratung unselbständig wie ein Kind wird und sich dem Gatten unterordnen muß, ja sogar — unser neues Gesetzbuch schafft allerdings einigen Wandel — nicht einmal das eigene Vermögen verwalten darf.

„Ihr in Europa," so spricht ein Muselmann, der die Vorwürfe zurückweist, die dem Orient von Unkundigen gemacht werden, „ihr seht bei der Verheiratung auf Rang und Mitgift. Wir kennen solche Unnatur nicht."

Der Islam hat niemals Vorrechte der Geburt noch des Kapitals anerkannt. Er leugnet nicht die Gesetzmäßigkeiten der Vererbung: Fehler sowohl wie Vorzüge vererben sich oft vom Vater auf den Sohn, aber deshalb ist der Sohn eines großen Paschas keineswegs auch ein großer Pascha. Der Sohn arbeite und verdiene persönlich sich Stellung, Ansehn und Ehren, die ihm nicht versagt werden, wenn er ihrer würdig ist. Ein arabisches Sprichwort lautet: „Nur der darf sich Mann nennen, der sagen kann: dies bin ich; nicht jener, der da stammelt: das war mein Vater."

Auf Grund der Gleichheit, der Auslöschung der Rangunterschiede ist dem Aermsten Gelegenheit gegeben, sich aus untergeordneter Stellung emporzuarbeiten und hohe Würden zu erreichen, und ebenso findet das arme Mädchen oft einen hochgestellten reichen Gatten, wenn sie ihm entgegenbringt, was er begehrt: einen guten Charakter, Tugend und Wohlgestalt. Niemand fragt,

wes Standes die Eltern, keiner nach dem, was sie einbrachte. Die Frau wird nicht der Mitgift wegen genommen; ein Streit mit dem Schwiegervater über das Heiratsgut fällt aus. Der Bräutigam hat für die Mitgift zu sorgen. Brächte auch die Frau eine Million in das Haus, so gehört das Geld ihr. Dem Gatten liegt es ob, den Unterhalt für Frau und Kinder zu beschaffen. Der Mann ist der Erhalter des Hauses.

Der Frau gehört das Haus nach der Sitte der Mohammedaner; das Heim ist der Schutz der Schwachen. Ihnen ist die Ehe kein Geldgeschäft. Kein Mittel des Fortkommens durch den Einfluß der Familie, in die hineingeheiratet wird, keine Rettung aus Schulden und verlodderten Verhältnissen, wie dies nicht allzu selten im Abendland der Fall ist, sondern ein von Gott gewolltes Bündnis zwischen Mann und Weib. Auf die Frage: „Wo ist das Paradies?“ hat Mohammed geantwortet: „Zu den Füßen der Mutter.“

Was aber auch die Mohammedaner zur Verteidigung ihrer Einrichtungen sagen mögen, das Abendland wirft ihnen vor, daß die Polygamie, die bei uns als Verbrechen bestraft wird, ihnen gesetzlich erlaubt ist. Der Koran sagt: nimm eine Frau, der Ruhe deines Herzens wegen. Dir ist gestattet, eine zweite zu nehmen, wenn die Umstände es gebieten, wenn die Nachkommen fehlen, wenn ihr euch in eurem gegenseitigen Wesen getäuscht findet. Auch eine dritte und vierte ist erlaubt. Doch wisset: jede Frau hat gleiche Rechte und die gleichen Ansprüche auf Nahrung, Kleidung, Dienerschaft, Schmuck, Geschenke, für jede ist in gleicher Weise zu sorgen, es darf in dem Unterhalt der einen oder andern kein Unterschied gemacht werden. Die Kinder sind deine Kinder und haben als solche die gleichen Rechte: keins darf zurückstehen. Eine zweite Frau ist gleichbedeutend mit der Verdopplung des Hausstandes, eine dritte bedingt eine Verdreifachung des täglichen standesgemäßen Unterhalts. Durch solche Verpflichtungen hat der Gesetzgeber die Erlaubnis der Vielweiberei erschwert, und in Wirklichkeit kommt sie in Aegypten selten vor. Der Landbewohner erwirbt kaum genug, sein Leben und das seiner Frau zu fristen, der Mittelstand, der Beamte, hat gewöhnlich nur eine Frau.

Der Muselmann lernt das Mädchen, das er heiratet, vor der Ehe nicht kennen, ja, er sieht es nicht einmal von Angesicht. Vielleicht sah er sie als Gespielin seiner Knabenzeit, sobald jedoch die Heranwachsende verschleiert wird, birgt sich ihr Antlitz vor den Augen der Männer. Die Mutter pflegt für ihren Sohn zu wählen. Fehlt die Mutter, übernimmt eine Verwandte die Brautschau. Erst nach der Hochzeitszeremonie fällt vor dem Gatten der Schleier, ohne den keine Frau sich öffentlich zeigt. Hat die Mutter die rechte Wahl getroffen, finden die Herzen sich, so gestaltet die Ehe sich zu einer glücklichen. Bleibt aber die Liebe aus, fühlt der Gatte, daß er in seinen Erwartungen betrogen, stehen ihm zwei Wege zur Aenderung des Verhältnisses frei. Der eine ist die Scheidung. Nicht das Gericht scheidet wie im Abendland, sondern die Eheleute können sich trennen nach ihrem Ermessen, sie sind die Herren ihrer Herzensangelegenheiten und nicht gezwungen, die Regungen ihrer Seelen, ihr Leid, ihre Qualen dem Gerichtshof und der neugierigen Menge preiszugeben. Geboten ist ein Familienrat, der aus Verwandten des Mannes und der Frau zusammengesetzt ist, der den Fall zu erwägen hat und einen Ausgleich herbeizuführen bemüht sein soll, denn obgleich Allah die Ehescheidung erlaubt hat, verabscheut er sie. Erlaubt ist sie, weil sie wie ein Damoklesschwert über dem Haupt der Gatten schwebt und beide warnt, an dem Glück zu rühren, das um so fester wird, je inniger sich eins dem andern fügt, je weniger Anlaß zur Uneinigkeit heraufbeschworen wird. Verabscheut ist sie, weil sie, von Leichtfertigen gemißbraucht, Unheil anrichtet. Wo aber unbesiegbare Antipathie, die Verschiedenheit der Charaktere, geistige und körperliche Unvollkommenheiten, moralische Gebrechen das Zusammenleben unmöglich machen, da erlöst die Scheidung vom Uebel und vollzieht sich im stillen Kreis der Familien. Der gläubige Muselmann jedoch, der weiß, daß Allah die Scheidung verabscheut, wählt den andern erlaubten, wenn auch erschwerten Weg, er nimmt eine zweite Frau. Gefällt solches Thun der ersten Frau nicht, steht es ihr frei, das Haus zu verlassen mit allem, was ihr eigen. Ist sie arm oder liebt sie den Mann, dem sie keinen Erben gab, so bleibt sie und hat ein Heim. Sie wird nicht hinausgestoßen in die Welt. Betrachtet man die Gebräuche des Orients von diesem Standpunkt aus, so erscheinen sie in ganz anderm Licht, sie erinnern uns an die Sitte, wie sie das alte Testament aus den Zeiten der Patriarchen berichtet, an Jakobs Ehe mit Rahel und Lea, über die sich weder der Lehrer, noch der Geistliche beim Unterricht jemals entrüstete.

Die Kinder der orientalischen Doppelehen haben gleiche Rechte, wie schon erwähnt, vor allem haben sie einen Vater, der sich zu ihnen bekennt. Den Fluch der natürlichen Kinder, der Enterbten, die nur ihre Mütter kennen, hat der Orient nicht; ebensowenig bedarf er der Findelhäuser. Da die Frau ein Heim hat, ist auch dem Kind das Heim gesichert, und mit Recht fragt der gebildete Mohammedaner: wer ist beklagenswerter, die von den Gesetzen der Religion geschützte Frau des Muselmanns, die die Liebe des Gatten mit einer andern teilen muß, oder die Verlassene des Abendlandes, die wohl an der Liebe eines Mannes teil hat, nicht aber an seinem Heim und ein trauriges Dasein führt, in das nicht einmal die Sonne des Mitleids scheint?

Im Orient heiratet die Armut leichter als im Abendland, und desgleichen viel leichter der Mittelstand. Die Ranges- und Standesunterschiede hemmen nicht die Schließung der Ehe, die gesellschaftlichen Anforderungen, der Moloch des Hervorthuns, fallen weg. Dem Muselmann gebietet die Religion, den vierzigsten Teil seiner Habe, seines Einkommens den Armen zu geben. Wer sich im Orient, zumal in Aegypten, von den Bakschisch (Geschenk) Heischenden belästigt fühlt, möge bedenken, daß ihm abgefordert wird, was er von Rechts wegen zu geben verpflichtet erscheint. Denn in den Augen der Eingeborenen ist der Reisende aus dem Frankenland unermeßlich reich, dieser Fremde, von dessen Sitten so mancherlei verlautet, was der Orientale nicht begreift. Unsere moderne Litteratur, die Romane, die Komödien sind ihm unfaßbar, und gebildete Orientalinnen, die Klavier spielen, französisch lesen und sprechen, fragen Europäerinnen, die im Harem gastlich aufgenommen wurden: „Wie ist so etwas bei euch möglich?“

Die Orientalinnen schweigen; nur hin und wieder erheben schriftstellernde Europäerinnen in ihrem Namen einen Weheruf über das Los der mohammedanischen Frauen, der jedoch meistens das Rechte nicht trifft, weil darin die verletzten abendländischen Gefühle die Stimme führen, die sich ebenso schwer in die Empfindungswelt des Ostens hineinfinden wie die der Haremsfrauen in

die Moral des westlichen Lebens, soweit ihnen solches aus der sogen. Sittenlitteratur zeitgenössischer Autoren bekannt wird. Nicht von den Frauen des Harems geht die Emanzipationsbewegung aus, sondern von den Männern, und zwar von solchen, die voraussehen, daß eine Durchbrechung der starren Form dem Orient zum Segen gereichen wird.

Zunächst verlangen sie einen besseren Unterricht der Frauen auf wissenschaftlichen, ethischen und auch praktischen Gebieten. „Zu den Füßen der Mütter liegt das Paradies", aber auch das Wohl des Volkes und des Landes. Sie sind die Erzieherinnen der Knaben: je größer der Schatz ihrer Kenntnisse, um so reicher können sie geben, je vornehmer ihr Geist gebildet, um so edler das Echo aus der Seele des Sohnes. Und in ihren Töchtern erstehen die Tugenden der Mutter aufs neue. Nicht die Geschicklichkeit der Hände allein macht die Frau dem Hause des Zukünftigen wert: sie soll seine Gefährtin sein auf den Wegen der Freude und des Kummers. Wo steiniger Pfad den Gang leidvoll macht, sind es die Blüten ihres Gemüts, an denen er sich dankend erquickt. Wandeln sie durch gesegnete Fluren, so soll sie es sein, deren Freude des Segens Segen ist.

Ferner verlangen sie, daß die altherkömmliche Abgeschlossenheit der Frauen aufhöre, daß es den jungen Leuten gestattet werde, sich vor der Hochzeit kennen zu lernen. „Wir sind verpflichtet, eine Frau zu nehmen, die wir nie sehen, mit der wir kein Wort sprechen," so sagen moderne Mohammedaner, „wir können selbst nicht die wählen, die bestimmt ist, das Leben mit uns zu teilen. Daher die Enttäuschungen, die zur Scheidung, die zur Doppelehe führen. Gebt uns das ungetrübte Glück der Ehe, gebt uns die Wahl des Herzens frei."

Solche Forderungen werden in der orientalischen Presse laut. Sie finden Eingang in die Frauengemächer, wer aber erfüllt das berechtigte Verlangen? Und doch wird in den Harems die Frauenfrage nicht zum Schweigen gebracht werden, trotz der Beharrlichkeit des Orients in der Abwehr neuer Gebräuche. Sie ist da, von außen kommt sie als Angelegenheit der Männer, und diesen liegt es ob, für ihr Ideal den Kampf mit dem Bestehenden aufzunehmen.

Wohl kaum giebt es einen größeren Gegensatz zwischen dem Orient und Occident als eben hier. Im Abendland einigen sich die Frauen zum Kampf um ihre Rechte, das Weib tritt gegen den Mann in die Schranken, in öffentlichen Wettbewerb. Im Orient sucht der Mann der Frau größere Freiheit zu erkämpfen, ihr die Schätze der Kultur darzubieten, die ihr vorenthalten wurden. Im Abendland ist die Alleinstehende gezwungen, sich eine Stellung zu erringen, und bedarf dazu der Anspannung ihrer Fähigkeiten; im Morgenland öffnet sich den Frauen das Heim, und die Frau im Heim höheren Zielen zuzuführen als bisher — das ist die Frauenfrage im Harem.



Ein Weltteil.

Eine nachdenkliche Kindergeschichte.

Von B. Canter.

„Und nun, mein liebes Mädchen, noch eine kleine Geschichte. So, jetzt stell dich mal hübsch zu mir her — oder bist du müde — willst du lieber in dem großen Stuhl sitzen — so, sitzest du jetzt gut — und willst du dann nachher ganz artig zu Bett gehen?"

„Kommt auch wieder 'ne Prinzessin drin vor?"

„Nein, eine Königin — eine ganz kleine Königin, die ein Kleidchen trug aus weißem Seidenpapier mit goldenen Sternchen darauf und um die Taille ein rosenfarbiges Bändchen —"

„Gerade so wie auf dem Lampenschirm?"

„Ja, mein kleiner Liebling, gerade so wie auf dem Lampenschirm — aber sie war viel, viel kleiner, so klein, daß man sie hier in diesen Pfeifenkopf hätte stecken können — aber als ich zu ihr kam, dachte ich daran nicht, denn ich sah ihr in die schönen blauen Aeuglein, und als sie mich fragte, ob ich mit ihr kommen wolle, um eine Reise zu machen durch ihr Weltreich, sieh, mein Herzchen, da war ich plötzlich auch so klein geworden —"

„Du bist so schon so klein, Onkelchen."

„So — bin ich das — nun, aber ich war damals noch viel kleiner — und ich hatte ein Köpfchen, das war nicht größer als eine grüne Erbse — und ich trug ein kleines Krägelchen und ein ganz, ganz kleines Krawattchen aus roter Seide mit einem goldenen Nädelchen darauf. ‚Nun will ich dir mein Land mal zeigen,' sagte die kleine Königin, sie hieß Bâl —"

„Ach, was für ein drolliger Name! Schneeball?"

„Nein, Bâl hieß sie — und an ihrem Händchen lief ich neben ihr her mit ganz kleinen Schrittchen, tripp trapp, tripp trapp — so liefen wir nach ihrem Weltreich — wir setzten uns in ein kleines Wägelchen mit vier Rädchen, die nicht größer waren als Pfennigstücke — nein, noch viel, viel kleiner, und dann ging es los, gerade wie in einem Automobil — erst kamen wir in ein Städtchen, da waren kleine Straßen, und darin standen kleine Häuser, und alles war genau so wie in einer großen Stadt — und in den Häusern saßen ganz kleine Menschlein — und die sprachen mit feinen, ach so feinen Stimmchen, aber ich konnte sie doch sehr gut verstehen, weil ich eben so klein war wie sie — es war so niedlich ihnen zuzuhören — sie sprachen über ganz kleine Sächelchen — über kleine Bücher, die sie gelesen hatten, und über die kleinen Ereignisse des Tages: von kleinen Pferdchen, die ins Wasser gefallen waren, und dann sagten sie: ‚Ach, ach, die armen Tierchen' — und von kleinen Kinderchen, die verhungert waren, und dann sagten sie: ‚Ach, ach, die armen Kinderchen.' — Und sie sprachen über unartige kleine Kaiser und kleine Könige, die nicht dafür sorgten, daß so was nicht geschehen konnte, und dann sagten sie: ‚Pfui, pfui, wie

sind die kleinen Kaiser und die kleinen Könige doch unartig!' — und darauf tranken sie Kaffee und Thee aus kleinen Täßchen — aus ganz kleinen Täßchen, noch kleiner als die von deinem Puppenservice, noch viel kleiner, und die kleinen Männchen schenkten sich kleine Gläschen Schnaps ein aus kleinen Flaschen . . . aus ganz kleinen Fläschchen, so wie das Fläschchen von deinem Puppensäugling —"

„O, wie süß, Onkelchen, wie reizend — und durftest du auch mittrinken?"

„Nein — das litt die Königin Bâl nicht; ich mußte ganz still sein und dafür sorgen, daß sie mich nicht sahen, denn die kleinen Menschlein hatten es nicht gern, daß man sich in ihren Häuschen umsah, und sie ließen einen nicht zu, wenn man fremd war. — Und dann, mein Herzchen, kam auch eine Zeitung — eine ganz winzig kleine Zeitung, und die begannen die kleinen Menschlein zu lesen — und darin standen lauter kleine Geschichten, und da stand eine kleine Geschichte darin, die davon handelte, was andere kleine Menschlein thaten, und was sie nicht thaten, und was sie thun sollten, und was sie gesagt hatten, und was sie nicht gesagt hatten."

„Wie wußten sie denn das, liebes, gutes Onkelchen?"

„Das wußten sie nicht, aber sie thaten so, als ob sie es wüßten — und die kleine Zeitung war reizend, ganz wunderschön, nicht größer als meine Fingerspitze und mit ganz feinen, kleinen Lettern gedruckt, als wären sie mit einer Nadelspitze geschrieben — und da stand zuerst, ganz zu Anfang, ein kleiner Aufsatz darin, worin gesagt wurde, daß die Menschen alle brav sein sollten — und dann stand darin, was in dem ganzen Weltchen Böses verübt worden sei von Menschlein, die nicht brav waren, die aber alles zu sagen hatten — und dann kleine Berichtchen von ganz weit her, wo die Menschlein auch nicht brav waren; die hatten sicherlich die Ermahnung in der kleinen Zeitung nicht gelesen — und die fochten miteinander mit kleinen Gewehrchen und schossen einander tot, und dann stand in der kleinen Zeitung, wieviel Menschlein wieder tot geschossen waren — und dann sagten die kleinen Leser: ‚O, o, wie traurig', und dann tranken sie wieder ganz kleine Schlückchen aus ihren kleinen Täßchen und ihren kleinen Gläschen."

„O Onkelchen, wie hübsch, wie reizend — und hast du das alles gesehen?"

„Ganz kleine Gläschen, mein Engel, aber sie tranken ein Menge davon aus — das kannst du wohl verstehen, nicht wahr? — denn es ging so wenig hinein, ein Tröpfchen nur — und dann fingen sie wieder an zu lesen — und dann stand in der kleinen Zeitung, daß da ganz, ganz weit fort auch kleine Mütterchen mit kleinen Kinderchen seien, die in Häuschen gewohnt hatten — und die Häuschen waren verbrannt von den bösen Männchen — und dann waren die Mütterchen und die Kinderchen eingesperrt in kleine Zeltchen, und dann hatten sie Kälte und Hunger gelitten — und die Kinderchen waren gestorben, und die Mütterchen waren krank geworden — und als die kleinen Menschlein in den kleinen Häuschen von diesem großen Unheil lasen, da fingen die kleinen Menschlein an zu weinen und sagten, daß das sehr schlimm wäre, wenn es auch noch so weit sei, und daß sie gerne helfen würden, aber daß sie es nicht könnten, weil sie selbst schöne Häuschen hätten, die noch nicht in Brand gesteckt seien, und daß sie zufrieden sein müßten; denn wenn die bösen Menschen nun auch mal zu ihnen kämen und ihre Häuschen in Brand steckten, dann wären noch mehr Häuser verbrannt, und sie sagten wieder: ‚O, o' und ‚Ach, ach' und tranken wieder aus kleinen Täßchen und kleinen Gläschen — es ging nur ein Tröpfchen hinein — und sie lasen weiter in der kleinen Zeitung, und sie lasen, daß es noch mehr Ländchen in der Welt gäbe, und daß da auch Städtchen seien und auch Menschlein, die auch die kleinen Zeitungen läsen und auch sagten: ‚O, o' und ‚Ach, ach' und ‚Pfui, pfui', und daß sie die bösen Menschlein in dem fernen Lande wohl strafen möchten, aber daß sie selbst Häuschen hätten, die noch nicht in Brand gesteckt seien — und daß es entsetzlich sei, wenn die bösen Menschen auch ihre Häuschen in Brand stecken würden. Und die tranken auch Täßchen Thee und tranken auch Schnaps und lasen auch kleine Zeitungen, worin wieder von vielen andern kleinen Ländchen stand, in denen auch wieder Millionen von kleinen Menschlein lebten, die auch: ‚O, o' und ‚Pfui, pfui' sagten und ‚Gott sei Dank, daß unsere Häuschen nicht in Brand gesteckt werden' — und so, mein kleiner Liebling, war es überall, bis wir in unserm kleinen Wagen durch das ganze kleine Ländchen und dann auch durch alle andern Ländchen gefahren waren — und dann stieg die Königin Bâl aus unserm Wägelchen, und sie nahm zwei Schalen von einer Nuß und die legte sie darum und machte sie mit einem winzig kleinen Riegelchen zu, und alles paßte ganz genau hinein —"

„Ach Onkelchen, mein liebes Onkelchen — wie ist das reizend — und wo ist jetzt die kleine Nuß?"

„Und, mein Kind, da kam mit einem Mal ein Mann."

„Auch so'n kleiner?"

„Nein, das war ein großer, ein echter, großer Mann —"

„Ach, wie schade!"

„Ja, und der war sehr unartig, und ich fragte die Königin Bâl, wie er hieße, und da sagte sie mir: ‚Komm nur schnell mit, das ist Nap, der große ungezogene Mann' — und sie lief ängstlich davon, und ich folgte ihr schnell, und es war wirklich die höchste Zeit, denn kaum hatte der große Mann die Nuß gesehen, da trat er auch schon mit dem Fuß darauf, und krach, krach sprangen die Schalen entzwei und in ganz kleine Körnchen und Krümchen — und alle Ländchen lagen durcheinander, und alle Menschlein liefen herum und jammerten, denn auch ihre Häuschen waren zu Grus zermalmt. Es sah gerade so aus, als hätte Nap auf eine echte große Nuß getreten, und sie sagten: ‚O, o' und ‚Ach, ach' und ‚Pfui, pfui', und dann fingen sie wieder an zu weinen —"

„Ach Onkelchen, was für ein Jammer — und wird das nun nie wieder ganz gemacht?"

„Das werde ich dir morgen erzählen, wenn du nun hübsch artig zu Bett gehst und gleich einschläfst — gute Nacht, mein liebes Kind — schlaf recht gut!"

(Aus dem holländischen Manuskript für die „Woche" übertragen von Else Otten.)





Hautpflege im Winter.

Es ist in erster Linie die Kälte, die bei abnorm langer Dauer der Einwirkung die Blutgefäße der Haut lähmt, so daß sie sich nicht wieder zusammenziehen können. Die Haut wird dauernd rot, selbst blaurot, sie schwillt an, allerlei lästige Beschwerden treten auf — Frostbeulen haben sich entwickelt.

Die bösen Frostbeulen! Gewiß ist noch kein Mensch daran gestorben; aber sie können einem das Leben vergällen, daß man mitunter meint, man müsse vor Unmut aus der Haut fahren. Das zwickt und zwackt in den erfrorenen Gliedmaßen, das juckt und brennt und sticht, als wenn tausend schadenfrohe Kobolde unter der Haut steckten. Und wenn es nur die Gliedmaßen wären, die dem bösen Frost zum Opfer fallen! Der Frost aber kennt keinerlei Schönheitsrücksichten, er nimmt selbst von den zarten Ohren unserer Damen Besitz, und auch manch zierliches Näslein trägt die arg entstellenden Spuren eisiger Einwirkung verräterisch zur Schau. Eine erfrorene Nase ist aber auch deshalb besonders unangenehm, weil sie ihren Besitzer nur zu leicht dem schnöden Verdacht aussetzt, er sei ein allzu eifriger Verehrer des bekannten Paragraphen Elf. Ein Mittel, ein sicher wirkendes Mittel gegen diese doppelt peinlichen Frostbeulen — das ist der Wunsch zahlloser unglückseliger Menschenkinder, die dem nahenden Winter mit Bangen entgegensehn.

Ja, wenn alle diese Unglücklichen nur ein wenig Verständnis für die wichtigsten Forderungen der Hygiene zeigen wollten! Wer enge Stiefel oder prall anschließende Glacéhandschuhe trägt, darf sich nicht wundern, wenn er sich Finger oder Zehen erfriert. Die ungünstigen Kreislaufverhältnisse, die in beiden geschaffen werden, erleichtern das Zustandekommen einer Erfrierung ganz außerordentlich. Man soll gerade im Winter bequemes Schuhwerk und weiche Handschuhe tragen. Zweckmäßig ist es, Gesicht und Hände nicht unmittelbar vor dem Verlassen der Wohnung zu waschen, jedenfalls aber die Haut sorgfältig abzutrocknen und — wenn einmal eine Neigung zu Erfrierungen besteht — mit einer weichen Salbe leicht einzufetten. Ueberhaupt sollte man überflüssiges Hantieren in kalten oder scharfen Flüssigkeiten nach Möglichkeit vermeiden; gerade die Angestellten in Materialwarenhandlungen, Buttergeschäften, Schlächtereien u. s. w., die mit kalten und scharfen Flüssigkeiten zu thun haben oder deren Hände übermäßig viel mit kalten Gegenständen in Berührung kommen, erfrieren sich die Hände verhältnismäßig schnell. Hier wird allerdings von einem Vorbeugen nicht wohl die Rede sein können; hier heißt es, in irgendeiner Form dagegen einschreiten.

Ein empfehlenswertes Mittel sind, sofern es sich um erfrorene Gliedmaßen handelt, Hand- oder Fußbäder von heißem Wasser, denen Essig — zwei Eßlöffel auf einen Liter — oder Chlorkalk — ein Eßlöffel auf die gleiche Menge — zugesetzt ist. Auch heiße Tanninbäder — ein Theelöffel voll Tanninpulver auf einen Liter Wasser — thun oftmals vorzügliche Dienste. Die Bäder müssen täglich in einer Dauer von zehn bis fünfzehn Minuten gebraucht werden. Ferner werden Einreibungen von Petroleum, Einpinselungen mit Jodtinktur und Waschungen mit reinem Spiritus gerühmt. Frostsalben hält der Apotheker stets auf Lager; meist enthalten sie Kampfer. Besonders wirksam soll eine Salbe sein, die aus frischem Chlorkalk (ein Teil) und Paraffin (neun Teilen) besteht. Man reibt damit die erfrorene Hautstelle einige Minuten ein und bedeckt sie mit einem dichten Stoff, z. B weichem Guttaperchapapier.

Betrifft die Erfrierung die Nase oder die Ohren, so kann man sich mit heißen Kompressen zu helfen suchen; im übrigen läßt sich auch hier eine der üblichen Salben anwenden. Haben sich bereits offene Wunden und Einrisse gebildet, so nehme man unverzüglich ärztliche Hilfe in Anspruch.

Außer der niederen Temperatur kann auch die Feuchtigkeit der Winterluft schädigend auf die Haut wirken. Die Haut wird gelockert, nimmt eine rauhe Beschaffenheit an, oder sie wird — zumal wenn scharfe Winde die Feuchtigkeit der Haut rasch zum Trocknen bringen — rissig und springt auf. Häufiges Hantieren in Flüssigkeiten und unvollkommenes Abtrocknen müssen begreiflicherweise die Neigung der Haut zum Rauh- und Rissigwerden wesentlich erhöhen. Scharfe Seifen sind in solchen Fällen streng zu meiden; man benutzt besser Mandelkleie oder reibt die Haut mit Goldcreme, Lanolinsalbe u. s. w. ab. Dem Waschwasser setzt man Borax oder Glycerin — einen Eßlöffel voll auf einen Liter — zu; das Wasser selbst soll lauwarm sein und vor dem Gebrauch abgekocht werden.

Es ist überhaupt eine irrige Ansicht, der gerade unsere Abhärtungsapostel huldigen, daß man sich auch im Winter mit eiskaltem Wasser waschen solle. Das Wasser kann getrost eine Temperatur von 16 bis 18 Grad, bei Kindern von 18 bis 22 Grad Celsius haben; allenfalls kann man eine Uebergießung mit kälterem Wasser folgen lassen. Zum Abtrocknen soll man ein grobes, dickes und dadurch gut aufsaugungsfähiges Handtuch nehmen. Unter Umständen wird man gut thun, die Verdunstung der Flüssigkeitsreste durch Bepudern (mit Stärkemehl Kartoffelmehl, Reispuder u. s. w.) zu unterstützen. Doch ist der Puder danach wieder abzuwischen und ein wenig Salbe einzureiben. Ist die Haut bereits spröde und rauh, so ist alles übermäßige Reiben und Frottieren nach Möglichkeit zu vermeiden. Ist eine Säuberung nicht zu umgehen, so mag man allenfalls eine milde, überfettete Seife wählen.

Im übrigen soll man sich vor jeder überflüssigen Verweichlichung der Haut hüten; es gilt vielmehr, sie durch regelmäßige tägliche Waschungen und kräftiges Abreiben mit groben Leinentüchern, das einer Massage gleichkommt, widerstandsfähig gegen atmosphärische Einflüsse zu machen. Wesentlich trägt dazu das warme Bad, einmal wöchentlich genommen, bei, wofern ihm eine kühle Uebergießung folgt.



Was die Richter sagen.

Das Erbrecht der Illegitimen.

Das nach Landesrecht früher dem unehelichen Kind am Nachlaß seines Vaters zustehende gesetzliche Erbrecht ist jetzt beseitigt, wenn der Tod des Vaters nach dem 31. Dezember 1899 eingetreten ist. So hat das Kammergericht in einem Urteil entschieden und folgendes zur Begründung ausgeführt. Das Bürgerliche Gesetzbuch, das die Erbfolge in den Nachlaß einer am 1. Januar 1900 oder später verstorbenen Person regelt, kennt ein gesetzliches Erbrecht unehelicher Kinder gegen den Vater nicht. Ebenso ist bei dem unter der Herrschaft des neuen Gesetzbuchs eintretenden Tod des außerehelichen Vaters dem Kind das bisher nach Landesgesetz in Preußen und sonst zustehende Erbrecht entzogen, sofern es nicht etwa die Stellung eines ehelichen Kindes aus besonderen Rechtsgründen hatte. Dies Ergebnis wird auch nicht ausgeschlossen durch den Ausspruch eines unter der Herrschaft des alten Rechts ergangenen Urteils: „Daß dem Kind das gesetzliche Erbrecht zugesprochen werde," denn damit ist dem Kind nicht mehr zugesprochen, als ihm damals — nach altem Recht — auch ohne solchen Ausspruch schon als Folge der Feststellung der außerehelichen Vaterschaft des späteren Erblassers gesetzlich zustand. Auch war das so zugesprochene gesetzliche Erbrecht von der im Zeitpunkt des Todesfalls bestehenden Gesetzgebung abhängig. Es konnte mithin bis zum Tode des Vaters durch eine Aenderung der Gesetze jederzeit illusorisch werden.



Bilder aus aller Welt.



Modell des neuen Brunnens für Wolfenbüttel,
der zum Andenken an Herzog August, den Begründer der Stadt, errichtet werden soll.
Entwurf vom Bildhauer Georg Meyer-Steglitz.



Kunstgewerbliche Werkstätten in Neuyork: Japanische Elfenbeinschnitzer bei der Arbeit.
Photographische Momentaufnahme.

Schluss des redaktionellen Teils.

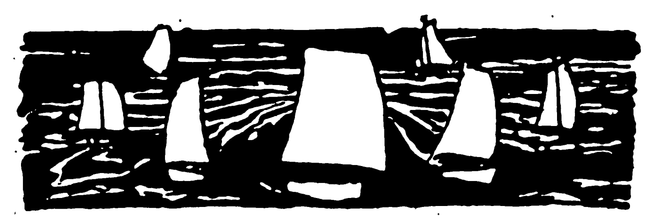
DIE·WOCHE.

Nummer 2. Berlin, den 11. Januar 1902. 4. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 2.

Man abonniert auf die „Woche“:

in Berlin und Vororten bei der Hauptexpedition Zimmerstraße 37/41, sowie bei den Filialen des „Berliner Lokal-Anzeigers“ und in sämtlichen Buchhandlungen, im Deutschen Reich bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten (Zeitungs-Preisliste Nr. 8221); und den Geschäftsstellen der „Woche“: **Bonn a. Rh.**, Kölnstr. 29; **Bremen**, Obernstr. 29; **Breslau**, Ring 18; **Chemnitz**, Innere Johannisstr. 6; **Dresden**, Seestr. 1; **Düsseldorf**, Schadowstr. 59; **Elberfeld**, Herzogstr. 38; **Essen a. R.**, Limbeckerplatz 8; **Frankfurt a. M.**, Zeil 63; **Görlitz**, Luisenstr. 16; **Halle a. S.**, Alte Promenade 8; **Hamburg**, Neuerwall 60; **Hannover**, Schillerstr. 17; **Karlsruhe**, Kaiserstraße 34; **Kattowitz**, Poststr. 12; **Kiel**, Holstenstr. 6; **Köln a. Rh.**, Hohestraße 145; **Königsberg i. Pr.**, Kneiphöfsche Langgasse 55; **Leipzig**, Petersstr. 19; **Magdeburg**, Breiteweg 184; **München**, Kaufingerstr. 25 (Domfreiheit); **Nürnberg**, Lorenzerstr. 30; **Stettin**, Breitestr. 45; **Stuttgart**, Königstr. 11; **Weimar**, Jubiläumsplatz 1; **Wiesbaden**, Kirchgasse 26.



Die sieben Tage der Woche.

2. Januar.

Die Berliner Stadtverordnetenversammlung wählt ihre früheren Vorsteher, Dr. Langerhans und Michelet, wieder.

Der Papst unterhält sich beim Empfang des diplomatischen Korps auf das lebhafteste mit dem preußischen Gesandten Freiherrn von Rothenhan.

In Portugal eröffnet der König die Kortez mit einer Thronrede, in der die guten Beziehungen des Landes zu den auswärtigen Mächten betont werden.

3. Januar.

Bei der Reichstagswahl in Pforzheim wird der Sozialdemokrat Geck gewählt.

General Botha hat, wie nach London gemeldet wird, sämtliche Burenkommandanten zur Fortsetzung des Krieges mit dem Hinweis aufgefordert, daß England bald seine Truppen aus Transvaal werde zurückziehen müssen, da das englische Volk keine Mittel mehr bewilligen werde.

4. Januar.

Aus Washington wird gemeldet, daß der Kaiser Miß Alice Roosevelt (Porträt S. 46), die Tochter des Präsidenten, eingeladen habe, seine neue Rennjacht zu taufen, und daß Miß Roosevelt die Einladung angenommen habe.

Fürst Ferdinand von Bulgarien nimmt die Demission Karaweloffs an und betraut Daneff, den bisherigen Minister des Auswärtigen, mit der Neubildung des Kabinetts.

Das preußische Staatsministerium beschließt in einer Sitzung, unter Leitung des Grafen Bülow, im Prinzip die Zulassung der Abiturienten von Realgymnasien und Oberrealschulen zum juristischen Studium.

5. Januar.

Die bulgarische Sobranje wird aufgelöst infolge des mit 69 gegen 67 Stimmen gefaßten Beschlusses, das von dem neuen Kabinett verlangte zweimonatige Budgetprovisorium nicht zu bewilligen. Das provisorische Handelsabkommen mit Rumänien ist noch vor der Auflösung auf ein Jahr verlängert worden.

6. Januar.

In Wien wird eine offiziöse Erklärung veröffentlicht, daß die Regierung gegen die Polendemonstration im galizischen Landtag nur in dem Wunsch nicht Einspruch erhoben habe, um der Angelegenheit nicht zu einer größeren Ausdehnung zu verhelfen und sie möglichst einfach und klanglos zu Ende zu führen. Die guten Beziehungen zwischen Oesterreich-Ungarn und dem Deutschen Reich hätten durch die Behandlung der Wreschener Vorgänge nicht gelitten.

7. Januar.

Der chinesische Hof langt mit der Eisenbahn in Peking wieder an.

8. Januar.

Die neue Session des preußischen Landtags wird mit einer vom Grafen Bülow verlesenen Thronrede eröffnet, in der die Kanalvorlage nur kurz erwähnt und für spätere Zeit in Aussicht gestellt, der Polenfrage hingegen ein längerer Passus gewidmet wird.

Im Reichstag beginnt die erste Beratung des Etats.



Das Naturheilverfahren und die Reform der Medizin.

Von

Dr. **Heinrich Lahmann** (Weißer Hirsch bei Dresden).

Es giebt manche studierte und unstudierte Leute, denen es einfach unfaßlich ist, daß es bei der hohen Entwicklung der Medizin überhaupt noch abweichende Heilsysteme geben kann, und nun sogar solche, wie das sogenannte Naturheilverfahren, das der Schulmedizin nicht nur bedeutende Konkurrenz macht, sondern auch unverkennbaren Einfluß auf sie gewinnt. Diese Leute gehen von einer falschen Voraussetzung aus. Nur die Medizin als Naturwissenschaft hat zweifelsohne in der letzten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts eine bedeutende Entwicklung durchgemacht; die Medizin als Heilkunst hinkt aber — abgesehen von dem chirurgischen Gebiet — noch gewaltig hinterdrein.

Sicher ist, daß der, der heilen will, wissen muß, was er heilen will. Somit ist die Auffassung vom Wesen der Krankheiten maßgebend für die Heilungsmaßnahmen, für die Therapie. Dies wird uns ein Beispiel klarmachen: wenn man bei einer Erkrankung die eingedrungene Schädlichkeit, z. B. kleinste Pilze, für das allein Schuldige hält, so wird man versuchen und hat es versucht, diese mit allen möglichen pilztötenden Mitteln zu vernichten. Leider aber wird man mit den Pilzen auch oft den Patienten schädigen oder töten. Wenn ich aber die individuelle körperliche Beschaffenheit als die Grundbedingung für die Empfänglichkeit erkenne, so werde ich durch diätetarische Aufbesserung der Körperqualität sowie durch ausscheidende, säftereinigende Heilmaßnahmen dem Kranken gründlich nützen können, und vor allem ohne ihm zu schaden.

Wie haben nun aber die Anschauungen über das Wesen der Krankheiten gewechselt, wie allein in der Zeit der Entwicklung der Naturwissenschaften im 19. Jahrhundert? Welche Ueberstürzungen haben wir erlebt! Jäh löste die Cellularpathologie, die Lehre, daß Krankheit die Erkrankung der zelligen Grundelemente bedeute, die ältere Humoralpathologie ab, wonach den „Humores", den Körpersäften, die Hauptrolle bei Erkrankungen zufalle. Dann kommt mit der Verfeinerung der optischen Instrumente die Erkennung des Kleinlebens und seiner Bedeutung für gewisse Erkrankungen, und im Jubel über diese Entdeckungen wirft sich alles auf die Bakteriologie und sucht ihr Gebiet soweit wie möglich auszudehnen, da eine einheitliche Theorie doch so wundervoll bequem gewesen wäre.

Das jüngste Kind der Pilzlehre ist die Serumtherapie, die nach Behrings eigener Meinung wieder mehr humorale (Säfte-)Therapie ist.

Gewiß, die alte Humoralpathologie hatte vieles Mystische und Unhaltbare; aber ist denn die Cellularpathologie für sich allein nicht ein noch größeres Unding? Warum vermittelte man nicht? Die Naturwissenschaft lehrte doch die Umwandlung der Arten durch andere Lebensbedingungen. Ist es da nicht einfach folgerichtig, anzunehmen, daß man auch durch Umänderung des Nährmaterials der Zellen, des Blutes nämlich, eine Beeinflussung der Zellen erzielen kann? Ja, giebt es überhaupt ein anderes Mittel, um kranke Zellen zu beeinflussen, als sich der Vermittlung der Nährflüssigkeiten des Körpers zu bedienen? War also das hochmütige Aufgeben der Humoralpathologie nicht der dümmste Streich der modernen Medizin?

Bald zeigte es sich, daß mit der Cellularpathologie die Heilkunst um keinen Schritt weiter gekommen war, ja durch Aufgabe der wichtigsten humoralpathologischen Hilfsmittel (des Aderlassens, des Purgierens, der oft vortrefflichen Fastkuren) geradezu leistungsunfähiger geworden war, wie man ja diese Periode bezeichnend die des medizinischen Nihilismus nennt. Um so mehr versprach man sich von der Bakteriologie. Was ist in den letzten zwanzig Jahren auf diesem Gebiet theoretisch gearbeitet worden, und — wie wenig praktisch Brauchbares ist dabei herausgekommen. Und warum? Mit demselben wissenschaftlichen Hochmut, mit dem man auf alle wissenschaftlichen Vorfahren herabsah, mißachtete man auch ihre klinischen Erfahrungen. Die Alten, sie kannten noch konstitutionelle Unterschiede, sie wußten, wie verschieden die verschiedenen Konstitutionen auf dieselbe Schädlichkeit antworten. Der Jüngere, der weiter kein Verdienst hatte, als daß er die Schädlichkeit genauer präzisieren konnte, dekretierte aller klinischen Erfahrung und sogar seinen Tierversuchen widersprechend einfach: „So und so viel bakterielles Gift tötet so und so viel Kilo lebendes Tier- oder Menschenmaterial." Genau wie der Serumtherapeut von heute sagt: „So und so viele Einheiten bakteriellen Gegengifts schützen, beziehungsweise retten so und so viel Kilo Versuchstier oder Mensch." Wie gesagt, der Tierversuch zeigte den Leuten die große Verschiedenheit der biochemischen Beschaffenheit der verschiedenen Tiere, von denen manche für diese oder jene Infektion gar nicht empfänglich sind; aber die Weiterverfolgung dieser wichtigen Beobachtung, die zur Beschäftigung mit den schwierigen Begriffen, Konstitution und Disposition, geführt hätte, wurde „als zu weit führend" unterlassen. Man unterschlug einfach, was nicht in den Kram paßte, machte aber trotzdem die Forderung geltend, ernst genommen zu werden.

Jetzt, nachdem sich wegen ungenügender Voraussetzungen fast alles als eitel erwiesen, nachdem man nur noch von einem Diphtherieantitoxin mit überzeugter Stimme zu sprechen wagt und alles weiter Behauptete auf die lange Bank der Zukunftswünsche schiebt, sieht man ernüchtert ein, daß noch aus anderm Material die Pfeiler zu einem soliden Bau der Medizin der Zukunft bestehen müssen.

Jetzt kommen die Verhöhnten und Geschmähten, die alle Zeit nüchtern geblieben sind, die da lehren, daß — was die Infektionskrankheiten anlangt — es ja sehr nützlich ist, von den Lebensbedingungen der Bakterien Neues zu erfahren, da man Vorbeugungs- und Heilungsmaßnahmen darauf aufbauen kann; daß aber das Wesen der Disposition, der Empfänglichkeit für gewisse Infektionskrankheiten von der ganzen Beschaffenheit, von dem konstitutionellen Wert des Einzelnen abhängt, und daß vor allem auch dieses Moment für das glückliche Ueberstehen sowohl der Infektions- wie überhaupt aller Krankheiten in Frage kommt, daß wir den konstitutionellen Wert des Einzelnen durch Aenderung seiner Lebensgewohnheiten beeinflussen und ihn auf diese Weise gegen allmögliche Schädlichkeiten gleichzeitig relativ widerstandsfähig machen können, ja daß es für den Arzt, der seine Patienten nicht als Versuchskaninchen betrachten will, gar keinen andern Weg giebt.

Ferner lehren diese Leute, daß es doch kurzsichtig von den Bakteriologen und Serumtherapeuten ist, immer und immer wieder von ihren paar Infektionskrankheiten zu reden, als ob es gar keine andern Krankheiten gäbe, die sagen, daß die Zahl der chronischen Krankheiten, der Stoffwechselstörungen eine weit größere und ihre Bedeutung für das Einzelwesen, für die Familie und die Gesellschaft weit wichtiger ist als jene der Ansteckungskrankheiten. Oder sollten die zahlreichen Verdauungs-, Herz-, Nieren-, Nerven- u. s. w. Leiden nicht weit mehr ausmachen als die gelegentlichen Diphtherie-, Typhus- u. s. w. Fälle? Diesen chronischen Leiden gegenüber ist aber keine Cellular-, keine Serumtherapie gewachsen — hier versagen sie einfach. Hier aber setzt die Reformbewegung in der Medizin ein, indem sie einen neuen Begriff vom Wesen all dieser Krankheiten schafft, woraus sich dann ganz von selbst eine unverrückbare Heillehre aufbaut.

Als Wissenschaftler kennzeichnen sich die Reformer als Anhänger der Konstitutionspathologie. Sie sagen: die ganze

Beschaffenheit des Körpers in organischer, biochemischer und physikalischer Hinsicht ist maßgebend für die Empfänglichkeit wie für den Heilungsverlauf einer Erkrankung. Sie werten alles, sowohl die Zellen und die Körpersäfte als auch die Bakterien; ziehen aber noch die vielen äußeren krankmachenden Einflüsse in den Kreis ihrer Betrachtung, vor allem die Lebensgewohnheiten, weiter klimatische und tellurische Einflüsse.

So kommen sie notgedrungen zunächst zu einer konstitutionellen Therapie. In erster Hinsicht ist sie angewandte Hygiene. Sie lehren daher die vernachlässigte persönliche Gesundheitspflege und haben zum Teil neue Gesetze für sie aufzustellen, indem sie mit den Technikern Hand in Hand das Wohnungs-, das Lüftungs- und Heizungswesen, die Bekleidungs- und die Ernährungsfrage u. s. w. kritisch behandeln. Als Praktiker, die sich die Erfahrung am Krankenbett zu nutze machen, werten sie viele Symptome anders, erkennen in manchen bisher als schädlich betrachteten Aeußerungen, zum Beispiel in dem Fieber, wichtige Hilfsmittel des Organismus, finden in dem chemischen und physikalischen Verhalten des Blutes, in den drüsigen und ausscheidenden Organen des Körpers so viele Schutzeinrichtungen, über die die andern blind hinweggegangen sind, daß sie einfach nicht begreifen können, wie man noch nach andern Hilfsmitteln herumtappt. Sie sagen: „Benutzt nur die vorhandenen Schutzeinrichtungen, steigert ihre Wirksamkeit, erhöht die Thätigkeit der ausscheidenden Organe, vor allem der Haut, der Nieren, des Darmes so habt ihr übergenug zu thun.“

Zahlreiche bewußte und unbewußte wissenschaftliche Mitarbeiter erscheinen auf dem Plan und helfen das Gebäude begründen. Ich erwähne nur die vielen, die die wichtige Lehre von den Selbstgiften ausgestalten, jene, die die Organsafttheorie studieren, jene, die die Bedeutung der Blutsalze beweisen. Es ist ein einfacher Schluß, daß den Reformern die ursprünglichsten konstitutionellen Heilmittel aller Zeiten, die Wasser-, die Wärmeanwendung, die Luft- und Lichttherapie, die aktive und passive Muskelpflege und nicht zuletzt die diätetischen Hilfsmittel als die einzig logischen erscheinen. Von chemischen Erfahrungsmitteln machen sie nur Gebrauch, wenn die Erfahrung absolut zu deren Gunsten spricht, während sie für den Hexentanz, der in den letzten zwanzig Jahren um die neusten und allerneusten chemischen Mittel aufgeführt wurde, nur ein mitleidiges Lächeln haben. Sie anerkennen den hohen Stand der operativen Technik; lehren aber, daß Operationen in vielen Fällen entbehrlich sind, wie sie auch im Einverständnis mit hervorragenden Operateuren behaupten, daß oft viel zu viel unnötig operiert wurde.

Insofern nun die Zurückführung der Krankheiten auf natürliche Ursachen, die Auffassung vom Wesen der Krankheiten eine natürlichere, nicht gekünstelte ist, die Therapie sich vorzugsweise solcher Mittel bedient, die das Volk mit Fug und Recht als natürliche (gegenüber den ausschließlich künstlichen der chemischen Industrie) bezeichnet, kann man wohl von einem natürlichen Heilverfahren sprechen und diese Besonderheit so lange betonen, bis die Fühlung mit den Wissenschaftlern am grünen Tisch hergestellt ist.

Daß schon die ersten Breschen in das alte System der thörichten Ausschließung der Dissidenten gelegt sind, geht daraus hervor, daß die Schulmedizin, die vorläufig noch auf das Lehrmeinungsgemisch: Cellularpathologie, Bakteriologie und Serumtherapie eingeschworen ist, sich in ausgedehnter Weise dieser natürlichen, der physikalisch-diätetischen Therapie, annimmt, ja sogar Lehrstühle für sie errichtet. Hoffentlich wird die innere Erleuchtung nachträglich folgen; denn mit der rein äußerlichen Therapie ist es nicht gethan, und wenn wir sie dank des hohen Standes der elektrischen Technik auch noch so „blendend“ gestalten können. Falls nicht die grundlegenden Theorien einer Revision unterzogen werden, die Therapie nicht ein gesetzmäßiger Ausfluß logischer Anschauungen über das so komplizierte Wesen der Krankheiten ist, erzielen wir nur — höhere Bademeister und Masseure.

Natürlich ist dieser ärztliche Standpunkt dem Naturheilapostel aus dem Volk nicht radikal genug; denn die Bewegung konnte ja dank der vielen Sünden der Vergangenheit und nicht minder jener der Gegenwart demagogisch-gründlichst ausgeschlachtet werden, genau wie der edle Kern einer sozialen Reform durch vergangene und zeitgenössische Fehler sich zu der Sozialdemokratie von heute auswachsen konnte.

Die Situation ist schwierig, zumal der Aerztestand einer Reform ablehnend gegenübersteht, deren volkstümliche Propagierung ihn zunächst materiell geschädigt hat. Aber handelt es sich hier nicht immer nur wieder um die Fernwirkung ein und derselben Sünde, daß die Schulmedizin die von der herrschenden Lehrmeinung Abweichenden stets von sich stieß und so die Reform ihrer selbst hinauszögerte. Natürlich wurden da die Lückenbüßer für wirkliche Reformärzte, nämlich die Laiennaturärzte, geradezu großgezogen. Aber daran sind doch nicht die wissenschaftlichen Reformer schuld, auf die man so gern schimpft. Nein, die Vogel-Straußpolitik muß aufhören! Was hilft denn das Versteckspielen? Das Volk hat das Vertrauen zu seinen Aerzten verloren, weil sie es nicht verstanden haben, seinen Drang nach Belehrung, sein Bedürfnis nach einer volksverständlichen Heilkunde in einer Zeit zu befriedigen, da der allgemeine Bildungsstand ein höherer geworden ist und den Einblick in fast alle Fächer menschlichen Wissens und Könnens erleichtert.

Was hilft es, alle die Sünden der wissenschaftlichen Medizin, fluchwürdige Auswüchse wie die Menschenversuche zu beschönigen? Erwirbt man sich damit das Vertrauen des Volkes? Nein, dann lieber reinliche Scheidung zwischen praktischen Aerzten und verkehrten Gelehrten!

Die Medizin muß volkstümlich werden. Nicht als ob wir die Heilkunde popularisieren wollten, wie es der Naturheilapostel in seinen Versammlungen anstrebt. Wir vermöchten es nicht; denn die Sache erscheint uns so schwer, wie ein Lebensberuf es nur sein kann. Er aber kann die Sache leicht nehmen, weil er die Grenzen seines Könnens vor lauter Begeisterung, die an sich sehr ehrlich sein kann, nicht sieht.

Wohl aber kann der moderne Arzt die Gesundheitspflege, die Krankheitsverhütung volkskundig machen helfen und bei dieser Gelegenheit beweisen, welche Läuterungen unsere wissenschaftlichen Anschauungen erfahren haben, beweisen, daß wir zeitgemäß geworden sind.

Der beste Bundesgenosse aber, um das Vertrauen zum ärztlichen Stand wieder gewinnen zu helfen, wird die ärztliche Kunst selbst sein, deren Leistungen mit der Medizin der Zukunft ja ungeahnt höhere werden müssen!





Wovon man spricht.

Das thörichte Bemühen einzelner transatlantischer Blätter, den Glauben zu erwecken, als hätte das Vorgehn der deutschen Regierung gegen Venezuela in Vertretung der Ansprüche und Interessen deutscher Reichsangehörigen ihre Beziehungen zu der Regierung in Washington getrübt, hat ein in seiner Art höchst originelles Dementi erfahren, daß die Urheber jenes Gerüchts nicht schärfer hätten Lügen gestraft werden können. Kaiser Wilhelm hat in seiner ritterlichen Art Miß Alice Roosevelt, die älteste Tochter des Präsidenten der Vereinigten Staaten, eingeladen, an seiner auf Staaten Island im Bau begriffenen neuen Rennjacht, einem Musterschiff seiner Gattung, den Taufakt zu vollziehn, und die Einladung, die nicht nur im Weißen Haus zu Washington, sondern in der ganzen großen Republik einen vorzüglichen Eindruck gemacht hat, ist freudig angenommen worden. Miß Alice ist die älteste, achtzehnjährige Tochter des Präsidenten Roosevelt aus dessen erster Ehe, die schon nach zweijähriger Dauer durch den Hingang der Gattin getrennt wurde.

Mit unverkennbarer Geflissentlichkeit hat der französische Botschafter beim Quirinal, Barrère, zu Neujahr die außerordentlich enge Gestaltung der französisch-italienischen Beziehungen betont. Allerdings bezweckten Barrères Aeußerungen wesentlich, die Besorgnisse Italiens wegen Tripolis zu zerstreuen, und man hatte also keinen ernsthaften Anlaß, sich durch sie beunruhigt zu fühlen. Aber das Fanfarenhafte an Barrères Kundgebung hat doch die Erörterung der Frage, ob der Dreibund nach seinem Ablauf im nächsten Jahr eine Erneuerung finden werde, zur Folge gehabt. Da hat wenige Tage darauf der französische Minister des Auswärtigen, Delcassé, die Gefälligkeit gehabt, auf die Erklärungen Barrères einem italienischen Interviewer gegenüber noch einen überkräftigen Drücker zu setzen, indem er Italien als den künftigen Alliierten Rußlands und Frankreichs auf der Balkanhalbinsel aufmarschieren ließ und es dadurch in feindlichen Gegensatz nicht nur zu Oesterreich-Ungarn, sondern auch zu England stellte. Durch dies Zuviel hat er nun den Italienern die Augen geöffnet und sie erkennen lassen, daß sie die Unabhängigkeit und den Frieden, die ihnen der Dreibund garantiert, gegen eine Politik der Abenteuer und gegen französische Vasallenschaft eintauschen sollen.

Der deutsche Reichstag und der preußische Landtag haben ihre Arbeiten am 8. Januar wieder aufgenommen. Der Reichstag setzt die bereits früher begonnene und mehrfach vertagte Session fort, seine Hauptaufgabe bleibt die Erledigung des Zolltarifgesetzes. Der preußische Landtag ist zu einer neuen Session zusammengetreten und wurde deshalb mit einer Thronrede eröffnet, die der Ministerpräsident Graf Bülow verlas. Mit größter Spannung sah man den Bemerkungen über die Kanalvorlage entgegen. Die Thronrede sagt darüber nicht viel, die Regierung hält die Ausgestaltung unserer wasserwirtschaftlichen Verhältnisse nach wie vor für ein Bedürfnis und wird der Volksvertretung „seiner Zeit" eine entsprechende Vorlage machen. Energischer und eingehender wird die Polenfrage behandelt, die die ernsteste Aufmerksamkeit der Regierung in Anspruch nimmt. Die Pflichten, die die Pflege des Deutschtums in den zweisprachigen Provinzen des Ostens der Monarchie der Regierung auferlegt, sollen mit „Festigkeit und Stetigkeit" erfüllt werden. Als Novum kündigt die Thronrede an, daß das juristische Studium in Preußen verlängert, der Vorbereitungsdienst verkürzt werden soll.

Präsident Castro von Venezuela ist bekanntlich ein großer Taschenspieler. So hat er, als es ihm zweckmäßig erschien, mitten im Krieg mit Kolumbien behauptet, im tiefsten Frieden mit diesem Staat zu leben. Jetzt, wo ihm die deutschen Forderungen auf den Leib rücken und auch englische und französische Reklamationen am Horizont auftauchen, verkündet er plötzlich, daß er der neusten sehr gefährlichen Revolution gegen ihn gänzlich Herr geworden sei. Eine anderweitige, so notwendige Bestätigung hat diese Mär noch nicht gefunden. Deutschland könnte es indessen nur erwünscht sein, zu wissen, mit wem es sich in Venezuela eigentlich auseinanderzusetzen hat.



Miss Alice Roosevelt,
die Tochter des Präsidenten der Vereinigten Staaten,
wurde von Kaiser Wilhelm eingeladen, die Taufe seiner Rennjacht zu vollziehen.
Für die „Woche" gezeichnet von J. v. Kulas.

In unserer Nummer 49 des vorigen Jahres brachten wir eine Plauderei „Was wird alles versichert?" von Dr. Hugo Böttger. Der Verfasser, der die Materie in weitestem Maß beherrscht, kam darin naturgemäß auch auf diese und jene Schäden zu sprechen, gegen die man sich noch nicht versichern kann, obwohl ein Bedürfnis dafür entschieden vorhanden ist. Er erwähnte unter anderm, daß sowohl die privaten Feuerversicherungsgesellschaften als die öffentlichen Sozietäten rundweg die Uebernahme von Unwetterschädenversicherungen ablehnen, die seit einer Reihe von Jahren in erster Linie von den rheinischen Industriellen eifrig erstrebt wird. Als Grund des Widerstandes gegen diese Wünsche wird angegeben, daß zur Bemessung, ja selbst zu einer nur annähernden Schätzung des Risikos jeder Maßstab fehle und die Prämienbemessung demnach ganz auf gut Glück erfolgen müsse. Was aber die Feuerversicherungen glauben ablehnen zu müssen, hat, wie uns mitgeteilt wird, wenigstens eine Unfallversicherungsaktiengesellschaft in einem gewissen Umfang gewagt, nämlich die Kölnische. Sie hat im September 1899 die Versicherung gegen Sturmschäden eingeführt und im Lauf der beiden letzten Jahre auch schon eine große Reihe von Entschädigungen, darunter solche im Betrage von 50000 Mark und darüber bezahlt. Im Geschäftsjahr 1901 betrugen die bis zum 31. Dezember gezahlten und zurückgestellten Beträge für Schäden einschließlich Kosten rund etwa 160000 Mark. Ein Anfang ist also gemacht, zweifellos werden dem ersten Schritt bald weitere folgen.

Die Theaterwoche.

Im April 1896 wurde die echt wienerische Komödie „Liebelei" von Arthur Schnitzler (Porträt S. 54) zum erstenmal im Berliner Deutschen Theater aufgeführt. Damals waren uns Hofmannsthals verträumte Elegien noch nicht bekannt, und Schnitzlers Schauspiel mit seiner wienerischen Anmut und Lebenswärme überraschte. Wien war ja für uns die längste Zeit passiv geblieben, so weit es moderne Bühnenbestrebungen galt. Wie so oft, war man in der ersten Ueberraschung bereit, Schnitzlers kommenden Dichterruhm zu vergrößern. Manchmal hat Saison empor. Von Lebenskomödien erzählen die Spiele Schnitzlers. In ernsten und in spottenden Glossen behandeln sie jenes künstlerische Schaffen, das aus dem eigenen Erlebnis alsbald Worte schmiedet.

Eine Mutter hat sich in Pelikanzärtlichkeit getötet, um ihren erschlafften Sohn durch den Lebensschmerz zu neuer Künstlerthat aufzustacheln. Eine Dame, die ihrem Galan ein Stelldichein zu geben bereit ist, erlebt vor einem Gemälde „Die Frau mit dem Dolch" eine warnende Traumvision. (Vergl. die untenstehende Abbildung.) Aber sie wird ihren Gatten doch betrügen. „Justament", sagen die Wiener. Tiefer als diese geflissentlich pointierten Stückchen



Leonhard (Richard Hahn). Remigio (Otto Sommerstorff). Pauline (Irene Triesch).

Von der Erstaufführung des Einakterzyklus „Lebendige Stunden" von Arthur Schnitzler im Deutschen Theater in Berlin am 3. Januar:

Die Hauptscene des Schauspiels „Die Frau mit dem Dolch".

Originalzeichnung für die „Woche" von E. Cucuel.

Schnitzler seither versucht, nach energischeren, tragisch umwehten Vorwürfen auszugreifen, zumal im Drama „Vermächtnis"; er erlahmte mitten auf dem Wege. Ihm ist die Kraft nicht gegeben. In seinem engeren Künstlerreich herrscht die Laune; die heiterbewegliche, liebenswürdig sinnende, wie die schwermütig-empfindsame Laune. Ein wenig aufschluchzen, dann wieder alsbald lächeln, in Lebensfreude oder in heiterer Resignation! Auch die neuen Einakter „Lebendige Stunden" die zum erstenmal im Berliner Deutschen Theater gegeben wurden, sind launige Spiele. In zweien der Einakter giebt sich die Laune mit kühlerer Berechnung gepaart; in zweien erscheint sie ungezwungen und künstlerisch sieghaft, und da wachsen dann die Komödien beträchtlich über die Witzspielereien und das Schnickschnackbehagen der trivialen Komödien in unserer reicht die Komödie „Letzte Masken". Ein verbitterter Zeitungsschreiber will seinem Freund, dem Dichter, einer Schwindelgröße, die Wahrheit geigen, ehe er im Hospital stirbt. Als aber der Dichtersmann in all seiner Erbarmungswürdigkeit kommt, verzichtet der Journalist auf seine letzte Rache. Wozu auch? Es lohnte sich wohl! Er überläßt den Freund ungestört den Eitelkeiten und der täglichen Lebensangst um den erheuchelten Ruhm.

Ein lustiges Satyrspiel zum Schluß — echte wienerische Hänselei, spöttelt mit Witz über Kaffeehauslitteraten beiderlei Geschlechts und hatte fast noch mehr Glück, als die „Letzten Masken". Fräulein Irene Triesch, Albert Bassermann, Rudolf Rittner und Max Reinhardt bestanden mit großen schauspielerischen Ehren.

Eine unserer Volksbühnen, die „Neue freie Volksbühne“, versuchte sich in litterarischer Schatzgräberei und brachte zum erstenmal „Dantons Tod“ von Georg Büchner, der als Jüngling starb, auf die Bühne. Die litterarisch berühmten Scenen konnten nicht „gerettet“ werden. Wenigstens nicht mit so unzureichenden Mitteln, mit den dilettierenden Kräften einer Bühnenvereinigung. Loki.

Die Toten der Woche.

Max Adamo, Historienmaler, † in München am 31. Dezember im Alter von 64 Jahren.

Fürstin Ernestine Auersperg, Witwe des Ministerpräsidenten, Herrenhauspräsidenten und Oberstlandmarschalls von Böhmen, Fürsten Karlos Auersperg, † auf Schloß Albrechtsberg (Niederösterreich) am 30. Dezember im 71. Lebensjahr.

Johann von Bloch †

Johann von Bloch, russischer Staatsrat, bekannt als bedeutendster Förderer der internationalen Friedensbewegung, † in Warschau am 6. Januar.

Albert Brockhoff, bekannter Publizist, Redakteur des „Berliner Lokalanzeigers“, † in Berlin am 1. Januar.

Luise von Eisenhart (von Kobell), Schriftstellerin, † in München am 30. Dezember im 73. Lebensjahr.

Geheimer Justizrat Wilhelm Elven, langjähriger Vorsitzender der Anwaltskammer der Rheinprovinz, früheres Mitglied des preußischen Landtags, † in Köln am 4. Januar im 77. Lebensjahr.

Professor Wilhelm von Herz, Direktor an der Münchner Technischen Hochschule, † in München am 8. Januar.

Geheimer Regierungsrat Professor Eduard Jacobsthal, Dozent der architektonischen Ornamentik an der Charlottenburger Technischen Hochschule, † in Charlottenburg am 1. Januar im 63. Lebensjahr.

Senator A. Llorente, früherer spanischer Finanzminister und Minister des Aeußern, † in Madrid am 5. Januar.

Anna Löhn-Siegel, Schriftstellerin und Schauspielerin, † in Dresden am 1. Januar im 72. Lebensjahr.



Prof. Hugo Pernice †

Professor Hugo Pernice, bedeutender Gynäkologe an der Greifswalder Universität, † in Greifswald am 30. Dezember im Alter von 72 Jahren.

Pietri, der berühmte Polizeipräfekt unter Napoléon III., † in Sartène auf Korsika am 5. Januar im Alter von 84 Jahren.

Baurat Dr. K. v. Schick, berühmter Palästinaforscher, † in Jerusalem am 24. Dezember.

Klaudius von Schrandolph, früherer Direktor der Kunstschule in Stuttgart, bedeutender Genremaler, † in Eppan bei Bozen am 5. Januar im Alter von 58 Jahren.

Landgerichtsrat a. D. Senestry, ehemaliger Reichstags- und Landtagsabgeordneter, Führer der Zentrumsfraktion im bayrischen Landtag, † in Regensburg am 2. Januar.

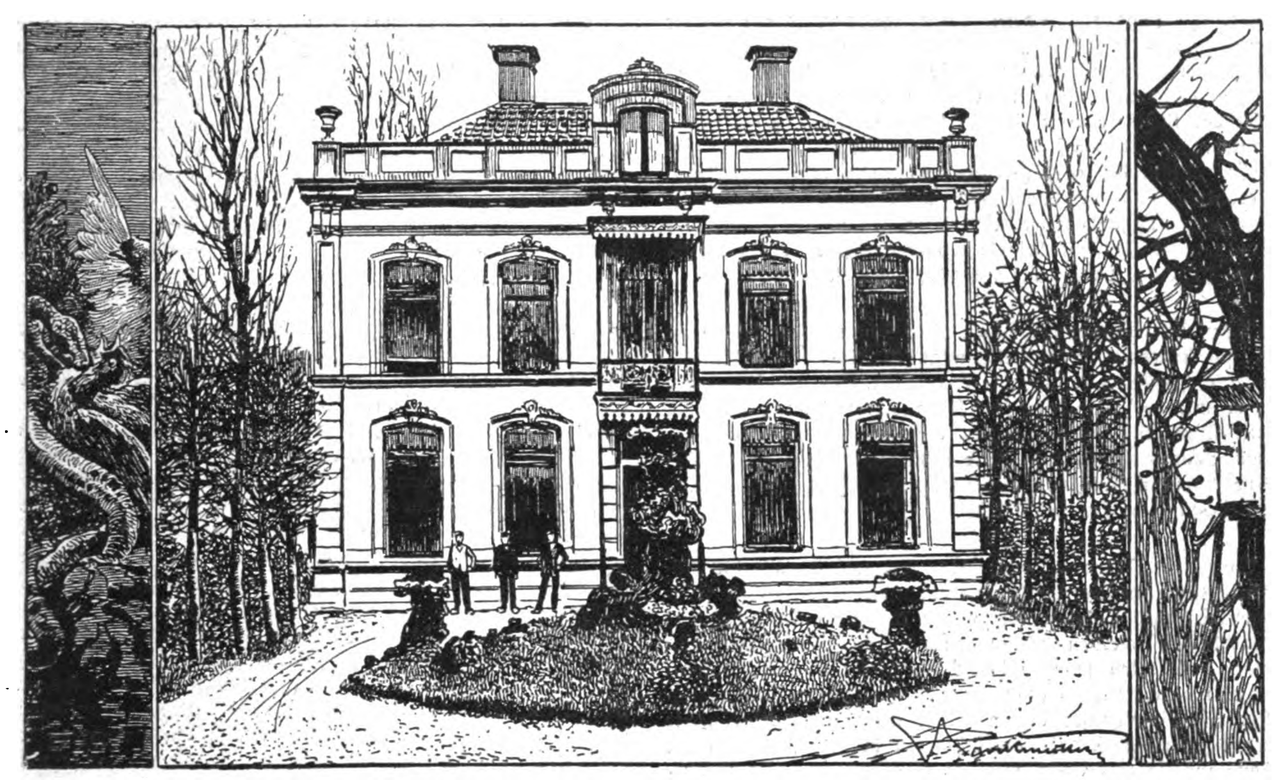


Die Börsenwoche.

Wenn der Chronist Parallelen ziehen will zwischen dem Anfang des neuen Geschäftsjahrs und dem des abgelaufenen, so hat er nur auf geringe Ausbeute zu rechnen. Damals schwamm der wirtschaftliche Horizont in einem grauen Nebelmeer der Hoffnungslosigkeit, und das Geschäftspublikum hatte bereits die Flinte ins Korn geworfen, noch ehe über dasselbe die schlimmsten Prüfungen hereingebrochen waren. Heute sehen wir bereits in der kurzen Spanne Zeit, die das neue Jahr zurückgelegt hat, eine Häufung hoffnungsfroher Aspekte heranziehen, an denen man noch vor wenigen Monaten fast ein ganzes Semester zu zehren gehabt hätte. Wenn jemals das oft mißbrauchte Wort „himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt“ eine Geltung hatte, so ist es diesmal der Fall, nur hat es die Börse in umgekehrter Reihenfolge angewendet. Wenn wir aber fragen, ob die zu Tage tretenden Hoffnungen, die sich bereits in sehr erklecklichen Preisbesserungen auf nahezu allen Marktgebieten ausgesprochen, eine innere Berechtigung besitzen, so wäre es übereilt, darauf kurzweg mit Ja oder Nein zu antworten. Wer die Börse und die Stellungnahme kennt, die sie oft genug gegenüber wirtschaftlichen Bewegungen einnimmt, der wird am liebsten überhaupt nicht antworten, sondern die Thatsachen in ihrer folgerichtigen Entwicklung reden lassen.

Ohne Zweifel bildet die zunehmende Geldflüssigkeit den hauptsächlichsten Zusammenhalt der Haussebewegung. Bei einem Bankdiskont von 4 Prozent hat sich in der ablaufenden Woche der Privatdiskontsatz bis auf etwa 2 Prozent ermäßigt. Die Krediterschwerungen, die die Börse und das ihr nahestehende Publikum so lange auf Hungerdiät gesetzt haben, machen wieder einer kulanten Praxis der Geldgeber Platz. Die so lange zurückgehaltene Kauflust des verdienenden und sparenden Publikums erwachte über Nacht, als wäre ein Mairegen niedergegangen, und merkwürdig genug wendet sich die Hoffnungsfreudigkeit, nachdem sie wenige Tage lang das Gebiet der soliden, festverzinslichen Werte aufgesucht, alsbald dem Feld der industriellen Dividendenpapiere zu, auf dem sie noch soeben so entsetzliche Erfahrungen sammeln mußte. Und doch hat sich vorerst noch sehr wenig in den schwierigen kommerziellen und industriellen Verhältnissen geändert. Man spricht von einer leichten Besserung in der Eisenindustrie und wagt noch nicht, von einer günstigeren Wendung am Kohlenmarkt zu reden.

Die Spekulation eilt jedoch bekanntlich den Ereignissen, deren Kommen sie vielleicht nur ahnt, mit frischem Wagemut voraus, und ihre Instinkte haben sie ja oft genug richtig geleitet. Jedenfalls vermag sie in dem Bestreben unserer staatlichen Behörden, der darbenden Industrie durch ausgiebige neue Arbeitsgelegenheit unter die Arme zu greifen, eine wertvolle Unterstützung für ihre optimistischer gewordenen Anschauungen zu erblicken. Immerhin hat die Thronrede bei Eröffnung des preußischen Landtags die von der Spekulation in dieser Richtung gehegten weitgehenden Erwartungen wenn auch nicht gerade enttäuscht, so doch auch nicht voll erfüllt. Auch die Furcht vor der sogenannten amerikanischen Gefahr, die man an dieser Stelle frühzeitig auf ihr richtiges Maß zurückzuführen suchte, hat sich immer mehr verflüchtigt, nachdem die große transatlantische Republik ihren eigenen Bedarf an Brennstoffen und Eisen gegenwärtig nicht zu decken vermag. Dagegen muß der vorsichtige Beobachter die Frage aufwerfen, wie es mit diesem Wettbewerb ausschauen wird, wenn dereinst die amerikanische Hochkonjunktur ernstlich abflaut und die Riesenproduktion des Landes unter allen Umständen sich Luft machen muß. Die in der letzten Zeit etwas häufig aufeinanderfolgenden Zusammenbrüche amerikanischer Trusts und sonstiger Industriegesellschaften geben zu denken. Unsere Geschäftswelt sollte sich jedenfalls nicht allzu zuversichtlich einem Haussetaumel hingeben, aus dem ein schweres Erwachen folgen könnte. Verus.



Das neue Heim des Präsidenten Krüger: Villa Oranjelust in Utrecht.
Für die „Woche" gezeichnet von Paul Brockmüller.

Bilder vom Tage.

Skizzen und Glossen.

Hierzu die photographischen Aufnahmen Seite 51—58.

Das neue Heim des Präsidenten Krüger. Im gastfreien Holland hat „Oom Krüger" eine Zuflucht gefunden. Die niederländische Regierung beobachtet in dem südafrikanischen Krieg eine ebenso strenge Neutralität wie die übrigen, aber die maßgebenden Kreise bis hinauf zur Königin Wilhelmina machen aus ihren Sympathien für das tapfere, stammverwandte Volk kein Hehl. Daher kann der alte Präsident der Transvaalrepublik in Holland nicht nur leben, sondern auch ungestört mit den Politikern des Freistaates Beratungen pflegen. Zuerst nahm er seinen Aufenthalt in Hilversum, wo er viel Böses erfahren, wo ihn auch die Nachricht vom Tode der teuren Gattin traf. So ist es begreiflich, daß er den Wunsch hegte, seinen Wohnsitz zu wechseln, er hat ihn neuerdings nach der Villa Oranjelust (vergleiche die vorstehende Abbildung) in Utrecht verlegt.

Die Neujahrsfeier in Berlin (Abb. S. 51) verlief im wesentlichen so, wie man es schon längere Zeit gewohnt ist. Allgemeine Fröhlichkeit, die gelegentlich ein bißchen über die Stränge schlägt, ohne übermäßig wüst auszuarten, wie es früher öfter vorkam, giebt ihr das Gepräge. Der Lärm in der Silvesternacht war allerdings groß genug, aber, wenn auch ein paar hundert Verhaftungen vorgenommen werden mußten, der Grund war meistenteils Uebermut, nicht Roheit. Am Neujahrstag selbst standen im Vordergrund des Interesses natürlich die Akte, an denen der Kaiser und die kaiserliche Familie teilnahmen. Die Fahnennagelung, der Gottesdienst, die Gratulationscour im Königlichen Schloß und die Paroleausgabe im Zeughaus. Von all diesen Dingen bekommt das große Publikum freilich nichts zu sehen, aber es findet sich in der Umgebung des Lustgartens doch zu Tausenden ein. Die Auffahrt allein bietet schon ein lohnendes Schauspiel, und dann kann man unter Umständen aus einiger Entfernung auch den Kaiser begrüßen. So auch in diesem Jahr. Er kehrte von der Paroleausgabe mit dem Kronprinzen und dem Prinzen Eitel Friedrich zu Fuß aus dem Zeughaus zurück.

Der englische Thronfolger (Abb. S. 52) kommt demnächst nach Berlin, um König Eduard VII. bei der Geburtstagsfeier unseres Kaisers zu vertreten. Der Prinz von Wales — diesen Titel führt Prinz Georg seit der Rückkehr von seiner Weltreise — steht jetzt im siebenunddreißigsten Lebensjahr, er ist am 3. Juni 1865 geboren. Wir bringen heute sein Bild in der neusten photographischen Aufnahme.

An der Riviera, insbesondere auch in Cannes (Abb. S. 52) wurde im vorigen Jahr, wie man sich wohl noch erinnert, über Kälte geklagt. Gab es auch kein Eis, so kam die Quecksilbersäule im Thermometer doch dem Gefrierpunkt ein ganz Stück näher als sonst. In diesem milden Winter aber herrscht wieder das gewohnte, angenehme und heilbringende Klima und infolgedessen das gewohnte Treiben auf den Promenaden. Unter den vornehmen Gästen, die sie bevölkern, war auch die ragende Gestalt König Leopolds II. von Belgien in Begleitung seiner unvermählten dritten Tochter, der Prinzessin Klementine, zu sehen, die unsere Momentaufnahme auf der Promenade des Anglais zeigt.

Die berüchtigten Konzentrationslager (Abb. S. 53), die die Engländer für die Buren bei Kapstadt errichtet haben, nehmen sich, aus der Vogelperspektive gesehen, gar nicht so übel aus: zahlreiche Zelte neben fester gefügten Gebäuden. Gegen die Lager selbst also wäre vom Standpunkt der Humanität wenig einzuwenden, wenn nur nicht in ihnen so unerträgliche Zustände herrschten, deren sprechendsten Beweis die enorme Kindersterblichkeit bildet.



Dr. Heinrich Lahmann (Portr. S. 54), der Verfasser unseres Aufsatzes über „Das Naturheilverfahren und die Reform der Medizin", ist, wie eben dieser Artikel lehrt, ein scharfer Polemiker und im Grunde doch ein Vermittler. Selbst ein tüchtiger Arzt — das beweisen die Erfolge seines Sanatoriums Weißer Hirsch bei Dresden — geht sein Streben dahin, der Medizin ihren Charakter als Wissenschaft zu erhalten und sie dabei doch volkstümlich zu gestalten. Er fordert, daß neben der Theorie in der Heilkunde der Erfahrung mehr Gewicht beigelegt werden solle, ein Prinzip, das er in seiner Praxis überall selbst befolgt.

Der Sühneprinz Tschun (Ab. S. 55), der Name ist ihm von seiner peinlichen Mission am Berliner Hof geblieben, hat seine chinesische Heimat wieder erreicht. Am 16. November traf er mit der Eisenbahn auf dem neuerrichteten Bahnhof Chien-Men in Peking wieder ein und wurde von der hohen Beamtenschaft feierlich empfangen. An einer langen Reihe knieender Polizisten vorbeireitend, zog er hoch zu Roß vom Bahnhof in der Stadt ein.

Aus der Bühnenwelt. Nachdem vor kurzem die Königliche Oper in Berlin dem berühmten französischen Dirigenten Edouard Colonne mit seiner Kapelle Gastfreundschaft gewährt hat, werden sich in den nächsten Tagen dem nicht minder berühmten französischen Schauspieler Benoit Constant Coquelin dem Aelteren (Abb. S. 57) die Pforten des Königlichen Schauspielhauses öffnen. Mit ihm kommt Marguerite Durand (Porträt S. 54), die sich schon längere Zeit von der Bühne zurückgezogen hat und als Chefredaktrice des Pariser Frauenblattes „Fronde" für die Rechte ihres Geschlechts kämpft und zugleich zeigt, was dies auf dem Gebiet des Zeitungswesens zu leisten vermag. Sie hat sich entschlossen, ihre jetzige Thätigkeit zu unterbrechen, um den ehemaligen Kunstgenossen bei seinem Gastspiel in Deutschland zu unterstützen. Coquelin, dessen Auftreten bei uns man mit großer Spannung entgegensieht, gehört zu jenen Künstlern, denen die Natur äußerlich für ihren Beruf wenig mitgegeben hat, bei denen aber der Geist die Materie vollständig besiegt hat. Er ist klein von Statur und sein Organ, wenngleich umfangreich, so doch von Hause aus spröde. Aber vermöge seiner hervorragenden Intelligenz und seiner eminenten Kraft der Darstellung glückte es ihm, auf der Bühne dauernd die größten Erfolge zu erzielen. Am 23. Januar 1841 in Boulogne geboren und vorgebildet auf dem Pariser Konservatorium, debütierte er 1860 auf dem Théâtre Français, als dessen ständiges Mitglied er bereits drei Jahre später aufgenommen wurde. Von hier aus verbreitete sich sein Ruhm rasch über die Erde. — Im „Deutschen Theater" in Berlin ist am 4. Januar zum erstenmal ein Einaktercyklus „Lebendige Stunden" (Abb. S. 47) von Arthur Schnitzler (Abb. S. 54) aufgeführt worden, dessen kritische Würdigung unsere Leser in der „Theaterwoche" finden. Was immer die litterarischen Kunstrichter im einzelnen an seinen Werken auszusetzen haben mögen, seine künstlerische Potenz findet auf allen Seiten Anerkennung; der Erfolg ist ihm günstig, und seinen Stücken wird gerade an den besten und vornehmsten Theatern Gastrecht gewährt. Arthur Schnitzler, der am 15. Mai 1862 geboren wurde, ist seines Zeichens Arzt, seinen Namen aber hat er sich als Dichter gemacht. — Eine durch ihre Kunst, wie durch ihre Lebensschicksale gleich interessante Bühnensängerin ist Sibyl Sanderson (Porträt S. 54). Auf der Höhe des Ruhms angelangt, vermählte sie sich einem sehr reichen Kubaner. Nicht lange danach stellten sich infolge einer Krankheit hartnäckige Lähmungserscheinungen ein, die ihr die Ausübung ihrer Kunst in der Oeffentlichkeit unmöglich gemacht hätten. Allein sie genas und trat wieder vor das Publikum. Als sie im vorigen Jahr dem Zug der Zeit folgend im „Wintergarten" in Berlin ihre Kunst produzierte, glaubte man, sie sei in Not geraten, da der Gatte inzwischen gestorben war. Jetzt ist sie zum zweitenmal in den Hafen der Ehe eingelaufen, der Graf Henry Fitz-James führte sie heim.

Gustave Charpentiers Oper „Louise" (Abbildungen S. 54 und 56) hat in Deutschland siegreich ihren Einzug gehalten, fast gleichzeitig wurde sie mit Beginn des neuen Jahres in Elberfeld, Hamburg und Leipzig aufgeführt und fand in allen drei Städten eine glänzende Aufnahme. Das Werk hat während der Jahrhundertweltausstellung das Publikum in Paris begeistert, aber man fürchtete, daß es in Deutschland nicht einschlagen möchte, da der Stoff zu spezifisch pariserisch sei. Charpentier hat in der That den Stoff aus dem Leben geschöpft, das er in Paris um sich sah, aber es ist dies ein Leben, für das man allenthalben Interesse hat. Er führt uns nicht auf die Boulevards, nicht in die vornehmen Viertel der französischen Hauptstadt, sondern auf den Montmartre, in dessen klarer Luft sich die Bohème niedergelassen hat, der es im quartier latin zu eng geworden war. Die Typen der Künstler, die in freier Ungebundenheit ihr Dasein verbringen, bis sie etwas werden, sind uns aus den Scenen Murgers hinlänglich bekannt und vertraut, sie bleiben dieselben, ob sie im Thal oder auf dem Berge wohnen. Sie auf die Bühne zu stellen, haben gerade Musiker in den letzten Jahren wiederholt versucht, aber weder Leoncavallo noch Puccini bewiesen dabei eine so glückliche Hand, wie Charpentier, der nicht, wie jene sich an Murger anlehnt, sondern, selbst ein Bohémien, aus eigener Anschauung und nach eigener Wahl Scenen aus dem Milieu schildert, in dem er zum Künstler herangereift ist. Das giebt dem Werk seinen Reiz. Musikroman nennt er es, nicht, wie ihm von verbissenen Kunstrichtern unterschoben wird, um sein Stück als eins von besonderer Gattung hinzustellen, sondern in der Erkenntnis, daß es im ganzen genommen den strengen Anforderungen, die man an ein Drama stellt, nicht entspricht. Die Geschichte, die Charpentier — er ist sein eigener Dichter — erzählt, ist ebenso einfach wie wahr. Der Poet Julien und Louise lieben einander. Der Vater will die Tochter nicht gern von sich lassen, weil sie den Sonnenschein in sein Leben bringt, die Mutter will sie dem Bohémien nicht geben, weil er sie durch seine übermütigen Bemerkungen gekränkt hat und weil er ihr zu „unsolide" erscheint. So kommt es, daß Louise sich Julien, der erst ehrbar um sie geworben hat, in freier Liebe ergiebt. Die Mutter ahnt wohl, daß es so kommen könnte, sie begleitet die Tochter selbst in das Atelier, in dem diese als Näherin beschäftigt ist (dies stellt unser Bild dar), aber ihre Vorsicht ist vergebens. Louise folgt dem Geliebten in sein schnell hergerichtetes lauschiges Heim. Nachdem sie aber Luft und Genuß einmal kennen gelernt hat, will sie davon nicht wieder lassen, und so wird sie zuletzt vom Vater, der sie durch die Mutter zur Rückkehr hat bewegen lassen, aus dem Haus gejagt. Sind es gleich vielfach nur lose aneinander gereihte Scenen, die vor unsern Augen aufgerollt werden, so geben sie doch ein lebendiges Bild von dem Treiben nicht nur der Bohème, sondern der ganzen Bevölkerung auf dem Montmartre. In der Musik bedient sich Charpentier durchaus des von Wagner geschaffenen Stils, aber er wird nicht von ihm beherrscht, sondern er beherrscht ihn und schaltet damit frei und selbständig. Selbständigkeit auch in der Erfindung und Feinheit sind ihre hervorstechendsten Eigenschaften. Schreibt man den Erfolg von Opern meistenteils hauptsächlich entweder der Partitur oder dem Text zu, so ist bei der „Louise" darin nicht zu unterscheiden, Dichtung und Musik sind von gleichem künstlerischem Wert. „Louise" wird überall ihr Publikum finden, wo sie die Kräfte findet, die sie braucht. Das Stadttheater in Hamburg hat solche, die dortige Aufführung war vortrefflich.

Ein Eisenbahnunfall in Zittau (Abb. S. 58). Ein ganz ähnlicher Unfall wie kürzlich in Frankfurt a. M. hat sich am 5. Januar auf der Station Zittau ereignet. Die Lokomotive eines Personenzuges konnte nicht rechtzeitig zum Stehen gebracht werden, fuhr über eine Drehscheibe hinaus, durchbrach die Mauer des Stationsgebäudes und drang ein Meter tief in den Raum der Telegraphenexpedition ein. Der Materialschaden ist in diesem Fall nicht so bedeutend, leider aber wurden drei Reisende nicht unbedenklich verletzt.





Der Kaiser. Der Kronprinz. Prinz Eitel Fritz.

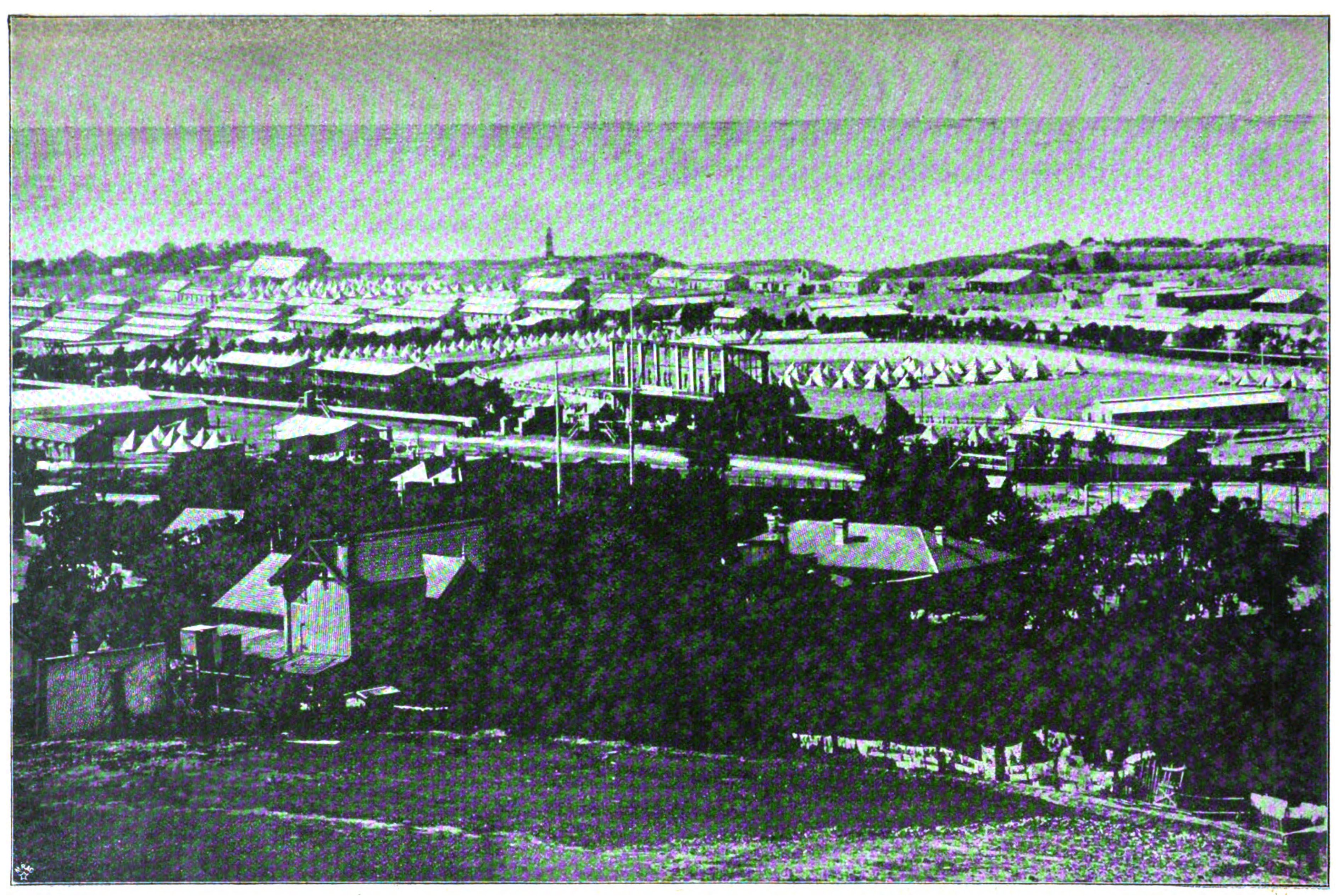
Vom Neujahrstag in Berlin: Der Kaiser und die Kaiserl. Prinzen kehren von der Paroleausgabe im Zeughaus zurück.

Momentaufnahme von H. Rudolphy, Berlin.



Augenblicksbild von der Riviera: König Leopold von Belgien mit seiner Tochter auf der Promenade des Anglais in Cannes.
Momentaufnahme von Gribajedoff.

Zum bevorstehenden Besuch des englischen Thronfolgers in Berlin: Die neuste Porträtaufnahme des Prinzen von Wales.
Hofphotographen Hughes & Mullins, London.



Vom südafrikanischen Kriegsschauplatz: Eins der berüchtigten Burenkonzentrationslager bei Kapstadt.

Photographische Aufnahme.



Dr. Heinrich Lahmann,
der Verfasser unseres Artikels
auf Seite 43.



Die Sängerin Sibyl Sanderson,
vermählte sich mit dem Grafen
Henry Fitz-James.



Marguerite Durand,
Chefredaktrice der „Fronde“,
gastiert mit Coquelin
im Berliner Schauspielhaus.



Gustave Charpentier,
der Komponist der Oper „Louise“.
Vergl. Seite 56.



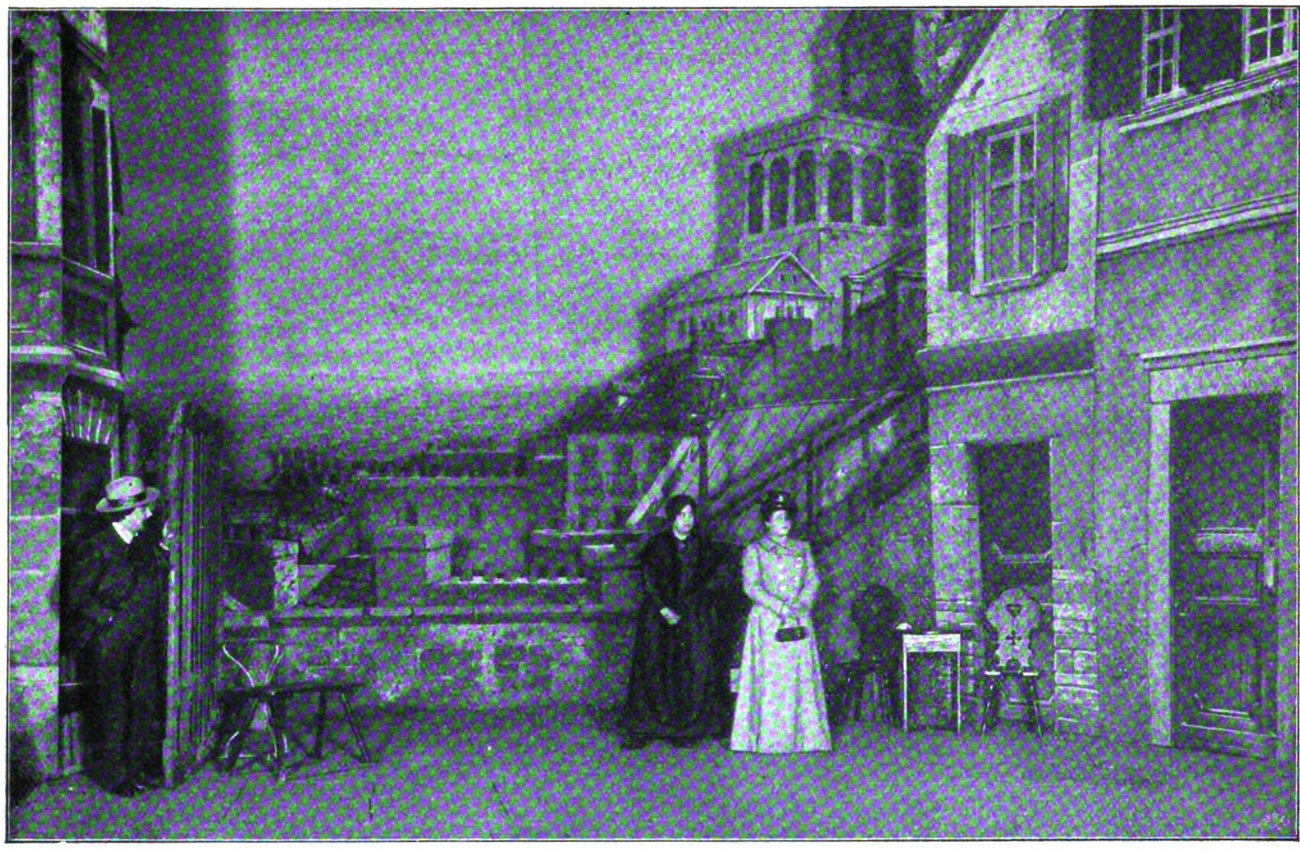
Zur Erstaufführung des Einaktercyklus „Lebendige Stunden“ von Arthur Schnitzler im Deutschen Theater in Berlin am 4. Januar:
Der Dichter in seinem Wiener Heim.
Aufnahme des Hofphotographen A. Huber, Wien.



Prinz Tschun.

Die Ankunft des Sühneprinzen Tschun in seiner Heimat: Der feierliche Einzug in Peking.

Photographische Momentaufnahme.



Julien (Herr Pennarini). Mutter (Frl. Beuer). Louise (Frl. Schloß).

Von der Erstaufführung der Oper „Louise“ von Gustave Charpentier im Hamburger Stadttheater am 3. Januar: Scene aus dem II. Akt.



1. Louisens Vater (Herr Goritz). 2. Louise (Frl. Schloß). 3. M[illegible]er (Frl. Beuer). Julien (Herr Pennarini).

Von der Erstaufführung der Oper „Louise“ von Gustave Charpentier im Hamburger Stadttheater am 3. Januar: Die Darsteller der Hauptrollen.

Photographische Aufnahmen des Ateliers Schaul, Hamburg.



Zum Gastspiel Constant Coquelin des Aelteren im Berliner Königlichen Schauspielhaus am 13. Januar:
Der Künstler in der Rolle des Cyrano von Bergerac.
Photographische Aufnahme von A. Dupont, Paris.



Der Eisenbahnunfall auf dem Bahnhof in Zittau am 5. Januar:

Die Lokomotive des Görlitzer Personenzuges No. 603, ein Meter tief ins Stationsgebäude eingedrungen.

Photographische Aufnahme von H. Strube jun., Zittau.

Sollen wir unsern Kindern Märchen erzählen?

Eine Erziehungsfrage.

Von Marthe Renate Fischer.

Wir schreiten über unsere schöne Erde dahin, wir Menschen von heute, ohne daß wir immer dessen achthaben, oder auch achthaben können, was wir bei unserm scharfen Gang etwa zertreten. Raum für uns! Ellenbogenweite! Unser Geist grübelt und zergliedert. Wir schaffen und ergründen und erfinden. Wenn wir feiern, so kommt auch die Märchenstimmung. Das Stück Poesie, das Stück Begeisterung, das Stück feinen Genußvermögens, deren Keime wir in der Kindheit mit dem Märchen in uns aufgenommen haben, gewinnt Raum und macht uns unsere Feierstunden zu solchen, gleichviel ob diese Feierstunden im Kreise froher Freunde oder im einsamen Zimmer, gleichviel ob sie mit Gesang und Scherz oder mit träumenden Gedanken heraufziehen.

Es streckt sich eine Hand aus, um uns zu berauben. Dem Märchen wird der Krieg erklärt. Ernsthaft wird überall die Frage erörtert, ob wir unsern Kindern Märchen erzählen sollen.

Wir vergessen ganz, daß nicht etwa von langer Hand her durch Gewöhnung der Sinn für das Märchen in uns geweckt worden ist. Das Märchen ist Seele von unserer Seele, das deutsche Gemüt ist der Dichter gewesen. Das Volk in seinen Feierstunden hat diese duftigen, bunten Träume gesponnen.

Man sollte im Interesse des Volksgeistes hier nun eher fördern, als daß man Wandel anstrebt. Wir bedauern lebhaft, daß die alten Volkstrachten mehr und mehr verschwinden, daß das Volk sich ebenso der alten Sitten und Gebräuche begiebt. Zu der allgemeinen Verflachung und Farblosmachung wollen nun auch wir unser Teilchen beitragen, indem wir mit überlegendem Geist das Volksmärchen ausrotten helfen. Wir bedenken wahrlich nicht, wie sehr wir damit auch der Poesie die Nährkraft verringern.

Wenn wir unserm jungen Kinde ein dem thatsächlichen Leben entsprossenes Geschichtchen erzählen, in dessen Verlauf das brave Kind von der Mutter Schokolade empfängt, das ungehorsame aber vom Vater mit dem Stock gezüchtigt wird, so wird dieses Geschichtchen nicht einmal bei allen ein mäßiges Interesse erwecken, jedenfalls wird es nicht den befreienden, erhebenden und anhaltenden Eindruck auf das kindliche Gemüt machen, wie dies unsere alten Märchen thun mit dem Strafen des Schlechten und der Belohnung des Guten durch die Zwerge, Feen und guten Geister.

Das Märchen arbeitet somit unserer Moral vor, denn es belohnt das Gute und straft das Böse. Neugier, Falschheit, Neid, Lüge, Habsucht, Eitelkeit fallen der Strafe anheim, sofern sie nicht bereuen und Besserung geloben. Fleiß, Bescheidenheit, Gehorsam, Aufrichtigkeit, Treue, Erbarmen werden mit reichen Schätzen belohnt. Gütig und liebenswürdig erzählt uns das Märchen von dem Einfältigsten unter seinen Brüdern, der dennoch, da er reinen Herzens war und Barmherzigkeit übte, zu hohen Ehren und Reichtum gelangte und das Königstöchterlein heimführte.

Muß ich wirklich einzelne Märchen hier aufzählen? Das Märchen vom Marienkind, vom Aschenbrödel, vom Schneewittchen, vom König Drosselbart, von der Frau Holle, von der goldenen Gans, von denen jedes einzelne gar lehrreich ist? Das Märchen vom eisernen Heinrich, der, als sein Herr in einen Frosch verwandelt worden, drei eiserne Bande um sein Herz legen ließ, damit es ihm nicht vor Weh und Traurigkeit zerspränge? Das Märchen von den sieben Raben und von den wilden Schwänen, diese Märchen der Geschwisterliebe? Habt ihr nicht die glänzenden Augen der Begeisterung bei euren märchenlauschenden Kindern gesehen, ihr Mütter, wenn ihr ihnen das Märchen vom Rotkäppchen oder vom Dornröschen erzähltet? In euren Knaben meldet sich der ritterliche Mut des Schützers, des Vollbringers ungeahnter Thaten, des Drachentöters, des Hexen- und Riesenbezwingers, in euren Mädchen wird das gläubige Vertrauen geweckt. Sie lauschen den blumigen Worten der Poesie, sehen die glänzenden Bilder, die die Phantasie vor ihnen entrollt, und werden unversehens in den Duft und Zauber mit hineingezogen, der in ihnen weiter spinnt.

Die märchenlauschenden Kinder lernen blicken und schauen, denn die Natur lebt im Märchen. Sie lernen lachen in naiver, köstlicher Kinderlust, denn der Humor pocht an die jungen Herzen, daß er sein Zelt in ihnen aufschlage. Erzählt euren Kindern einmal die Märchen vom Lumpengesindel, ihr Mütter, vom tapferen Schneiderlein, vom Daumesdick, von Daumerlings Wanderschaft. Vergeßt auch nicht die Märchen von den dankbaren Tieren, die dem Menschen, der ihnen beigestanden hatte, in seiner Bedrängnis dienten. Oder wollt ihr nicht die Tierliebe in eure Kinder gepflanzt wissen? Es sind freilich nur zarte Keime, die ihr einsenkt, aber Keime, die, wenn schon nicht in allen, so doch in vielen jungen Herzen Wurzel schlagen und Frucht tragen werden.

Man wird mir einwerfen, dies und das im Märchen sei ungeeignet oder gar schädlich für das kindliche Gemüt. Wir wollen nicht vergessen, daß das kindliche Gemüt rein ist, und daß wir Erwachsenen, die wir die grauen Seiten des Lebens kennen, mancherlei Zweifelhaftes im Märchen bemerken, das an der heiligen Seele des Kindes vorübergeht. Wir sollen ja gewiß auch unsere Kinder nicht vollpfropfen mit Märchen, vor allen Dingen soll dem sehr nervösen Kind das Was und Wieviel sorglich zugemessen werden. Aber das ist die Sache der treuen Mutter, die ja auch darauf achtet, daß dem Magen ihres Kindes nicht das Unmögliche zugemutet wird. Sollte sie der jungen empfänglichen Seele nicht dieselbe Sorgfalt angedeihen lassen? Sache der Mutter ist es auch, das Drohen mit dem schwarzen Mann und allerlei anderem Spuk abzustellen, was thörichterweise dem Märchen zugeschoben wird, in Wahrheit aber nichts weiter ist als alberne Gepflogenheit bequemer, schlecht erzogener und schlecht beaufsichtigter Kindermädchen.

Man beklagt bei unseren heutigen Kindern, daß ihre Mehrzahl keine Kinder mehr seien, sondern erwachsene Personen im kleinen. Erziehungsfehler, der dem jungen Organismus unzeitige Eindrücke zumutet,

die er noch nicht bewältigen kann. Um die Frühreife zu verhindern, meine ich, giebt es kein besseres Mittel, als die schöne, stille Märchenzeit in der Kinderstube beizubehalten, diese Zeit des naiven Genießens für das Kind. Unter dem gläubigen Schauen und Lauschen haben Leib und Seele Zeit zu erstarken. Man überlege wohl, was das heißen will: Leib sowohl wie Seele erstarkt zu der künftigen schweren Arbeit des Lebens!

Ein freimütiger Mann sagte mir unlängst: wenn er ein Brautpaar vor dem Altar stehen sehe, das Bräutchen im Schmuck des Myrtenkranzes und im Zauber ihrer Unberührtheit, so sei es ihm immer, als erblicke er neben ihren weißen Atlasschuhen ein Paar staubiger Stiefel, die dem Bräutigam zugehörten. Das Stück Märchenzauber aus der Kinderzeit war in dem Mann wach geworden, der also sprach. Das Stück Märchen in der jungfräulichen Frau machte, daß er den Nacken beugte.

Wer bäte nicht den Himmel, ihm Märchen in's Leben zu flechten! Die erste Liebe zwischen Jüngling und Jungfrau, ist sie nicht ein erlebtes Märchen? Der erste Schritt in die junge Ehe — das Geben und Empfangen — das Sichselberverlieren an den andern und Sichselberwiederfinden in dem andern — das erste Kindchen.... Sind es nicht wunderbare Märchen, die wir erleben, bei denen Frau Poesie unsere Hausgenossin ist?

Und der Sturm der deutschen Frauen und Jungfrauen bleibt aus, die sich gegen den Raub des Märchens zur Wehre setzen!

Dabei soll der deutschen Jungfrau der Märchenschleier genommen werden, der sie geheimnisvoll umhüllt, das Feenkrönchen soll ihr geraubt werden. Zurückbleibt eine heiratsfähige Maid, die vielleicht gefreit wird, weil der Mann Nachkommenschaft wünscht und weil ihres Vaters Staatspapiere ins Gewicht fallen, oder aber weil, noch zurückgehalten durch die Bande der Sitte, die Circe aus ihr spricht.

Der Gattin und Mutter will man Pinsel und Palette entwenden, womit sie ihren Kindern goldstrahlende Bilder malt, die ihre jungen Herzen entzücken, ihre Begeisterung entfachen. In die Winkel des Hauses, in denen die schwarzen Schatten hocken, setzt die Frau mit dem Märchenzauber im Herzen rosenfarbene Lichter. Sie hascht Sonnenstrahlen und verstreut sie über die Gemächer. Zurückbleibt nach dem Verlust vielleicht eine eifrige Beschließerin und Fürsorgerin oder eine weibliche Prunk- und Paradegestalt. Haben die deutschen Frauen und Jungfrauen das Denken verlernt, daß sie nicht selbst zu dem Schluß kommen?

Irgendwo habe ich gelesen, die Gestalten der Hexe und der bösen Stiefmutter im Märchen nähmen dem Kind die Achtung vor dem Alter und erschwerten der Stiefmutter ihre Stellung den erheirateten Kindern gegenüber. Es giebt auch Märchen, in denen rechte Eltern grausam mit ihren Kindern verfahren; ich erinnere an Hänsel und Gretel und an Hans mein Igel; aber es ist noch keine Klage laut geworden, daß diese Märchen die Kindesliebe untergraben hätten. Da muß es sich doch wohl um bestehende Mißstände handeln, deren sich die Volksseele bemächtigt hat, und die auch heute noch nicht abgestellt sind.

Die Münchner Fliegenden Blätter waren lange Zeit nicht zu denken ohne Schwiegermütterwitze. Ein alter finnischer Spruch lautet also:

„O ihr holden, liebenswürdigen Mädchen,
Woher kommen nur die bösen alten Frauen!“

Personen, an deren Lauterkeit und Zuverlässigkeit ich keine Veranlassung habe, zu zweifeln, erzählen mir von älteren Frauen, die unduldsam, gehässig, herrschsüchtig seien und den nachwachsenden Generationen unverdienterweise Bitternisse bereiteten. Ich für mein Teil kenne nur Matronen mit mild blickenden Augen, tröstendem Mund und segnenden Händen. Aber nach dem eben Angeführten ist es so ganz unwahrscheinlich nicht, daß es auch einzelne solche giebt, die wohl daran thun würden, wenn sie aufs neue Märchen zu lesen und sich dem dargebotenen Zerrbild entgegen zu erziehen begännen.

Was nun die bösen Stiefmütter anbelangt, so bin ich auch hier in der beneidenswerten Lage, deren keine zu kennen. Ich habe jedoch erzählen hören, es gäbe solche — es gäbe Stiefmütter, die mit ihrem Pfund der Liebe und der Uneigennützigkeit kargten den anvertrauten Kindern gegenüber.

Wir Frauen erheben unsere Stimmen gewaltig, wir wollen nicht rasten und rosten, wir wollen uns bethätigen. Hier ist ein Feld, das uns seit ungezählten Jahren offensteht, und darauf wir doch wohl nichts nach unsern Kräften geleistet haben. Gehen wir denn ans Werk und bethätigen wir uns dem Spiegel gemäß, den das dichtende deutsche Gemüt uns im Märchen vorhält, als feine, kluge, gütige Matronen, bethätigen wir uns auch als Stiefmütter, die den mißtrauischen Kindersinn durch Zärtlichkeit, Nachsicht und Ueberlegung entwaffnen, die durch Uneigennützigkeit, Geduld und Gerechtigkeit die Volksstimme zwingen, statt der strafenden Töne Töne des Lobes anzustimmen. Ungezählten Tausenden von Frauen würde sich damit ein reiches Arbeitsfeld aufthun, darauf sie wirken könnten zum Segen ungezählter Millionen der andern Generationen. Und das deutsche Volk, so märchenfaul es geworden ist und das Dichten den Leuten vom Fach überlassen hat, würde bald anfangen, Märchen zu erzählen von der gütigen greisen Fee Trostauge und vom holden Stiefmütterchen Wohlgemut, das, da der Weg voll spitzer Steine war, ihre Hände darüber ausbreitete, auf daß ihr Stiefkindchen weich dahinschreite, und die, als ihr Stiefkindchen fror, sich ihrer eigenen Kleider beraubte, in die sie ihr Kindchen einhüllte.

Ehe ich diese kleine Betrachtung begann, habe ich vergebens nach stichhaltigen Gründen gesucht, die eine Ausrottung des Märchens in der Kinderstube rechtfertigen könnten. Ich habe deren keine gefunden. Die kurze Märchenzeit in der Kinderstube hemmt den Fortschritt der Menschheit nicht und tritt der Entwicklung des Geistes nicht hindernd in den Weg, unsere Söhne können genau so tüchtige Handwerker, Kaufleute, Richter, Aerzte, Beamte, genau so tüchtige Gelehrte und Erwerbsmenschen werden, wenn wir sie zur Kinderzeit gelegentlich bei der Hand nehmen und in dem blumigen Märchengarten sich ergehen lassen, als wenn wir die Kost für ihre fragende junge Psyche nur dem Positiven entnehmen.

Es kann ja vorkommen, wenn die Fürsorger nicht achtsam sind, daß ein wenig zu viel vom Märchen hängen bleibt, vielleicht ein wenig zu viel Arglosigkeit. Das streift jedoch das harte Leben sehr bald ab. Viel schlimmer aber ist es mit dem Zuwenig bestellt bei der Erziehung im Positiven; denn hier liegt die Gefahr nahe, daß das Gemüt verkümmert. Und wir sind ohnehin nachgerade nüchtern und praktisch genug. Wird dem nüchternen Sinn noch Vorschub geleistet, so stehen wir bald auf der Stufe der Nationen, deren praktische Vorzüge wir gern anerkennen, deren Gemütsleben uns aber bisher zur Nacheiferung nicht angespornt hat.

Gemüt ist deutsche Eigenart. Eigenart soll man wahren. Kleinodien soll man hüten. Die Märchen zählen zu den Kleinodien des deutschen Volkes.

Zum Schluß sei mir vergönnt, ein wenig von den Erfahrungen zu sprechen, die ich an mir selbst mit einem Märchen gemacht habe.

Als ich ein Kind war, hat meine Großmutter dem kleinen verträumten Mädchen das Märchen vom Glück erzählt. Ein armes Mädchen in Not und Kümmernissen zog aus, um die Fee des Glücks zu suchen. Es kehrte jedoch müde und verzweifelt nach mancherlei Irrfahrten heim, ohne daß es das Glück gefunden hatte. Not, Kümmernis und Entbehrung waren inzwischen ruhig im Haus geblieben, schlossen das heimkehrende Mädchen sogleich in die Arme und freuten sich, es wieder zu haben. Das Mädchen aber nahm seinen Packen geduldig auf die Schulter und lebte, so gut es ging, mit den drei argen Hausgenossen. Da, als es eines Tags mit seinen bitterlichen Thränen sein spärliches Mahl würzte, öffnete sich unversehens die Thür, und das Glück trat herein. Die holde Frau trug ein Krönlein in ihren Händen, das sie dem Mädchen aufs Haupt setzte.

Der Passus des Märchens: „Da öffnete sich die Thür, und das Glück trat herein," ist mit mir durch mein ganzes Leben gegangen.

Lernte ich einen lieben Menschen kennen, widerfuhr mir irgendetwas Beglückendes, so dachte ich heiteren Sinnes an die Glücksfee des Märchens, die zur Thür hereingetreten sei, und meine lachende Freude wurde noch um einen Schein heller und jauchzender.

Suchte mich Herzeleid auf, das ja an keinem Menschen vorübergeht, ließ sich nieder und wollte nicht weichen, so flogen instinktiv meine Augen zur Thür mit einem gespannten Ausdruck, als erwarteten sie, jemand eintreten zu sehen. Erst wenn ich mich betroffen fragte: Ja, was soll das? zog mir der Passus aus dem Märchen durch den Sinn, wo die Thür sich öffnete und das Glück hereintrat.

Das Glück ist wirklich jedesmal in mein Zimmer getreten; statt des Krönleins führte es meinen Frohsinn bei der Hand, der mir entlaufen war. Denn ich einfältige Person weinte hinterher Lachthränen statt der andern Thränen, die mir zuvor über die Wangen geflossen waren.



Weltgift.

Roman von

Peter Rosegger.

10. Fortsetzung.

Die Gewerbsleute lächelten nur über solche Ausflüchte und meinten sehr bescheidenen Tones, darüber wollten sie an dieser Stelle kein Wort weiter verlieren. Sabin ging mit ihnen anders um, er bat sie nur um Geduld von einer Woche, dann würden sie das Ihrige redlich erhalten. Schuldner sei die Herrschaft Finkenstein, das stehe fest wie der Amboß beim Schmied.

Er baute nämlich auf die Versicherungssumme, die für alle zu Grunde gegangenen Güter sofort ausbezahlt werden mußte. Die Anzeige der Verheerung war ja sofort gemacht worden, aber es traf weder die Schätzungskommission ein, noch das Geld. Die Versicherungsscheine, die beim Notar liegen sollten, waren nicht vorhanden. Frang hatte gar nichts versichern lassen, sondern die Prämiengelder eingesteckt.

Endlich erschien noch der alte Ehrenpreis, ein Getreide- und Holzhändler, und zeigte höflich einen Schuldschein mit dem Gutsstempel Finkenstein auf, in dem diese Herrschaft sich verpflichtet zur Rückerstattung von fünftausend Gulden binnen drei Jahren und zur Zahlung von zehn Prozent Zinsen. Frang hatte das Geld heimlich aufgenommen und unterschlagen.

So war der Verwalter Lebrecht Frang ein interessanter, viel gesuchter Mann geworden, und an seine Verunglückung beim Hochwasser wollte kein Mensch mehr glauben — es wäre ja zu schade um dieses wirtschaftliche Genie. Sebald aber schrieb in sein Tagebuch: „Ruiniert! Das heimelt an. Das riecht nach Welt."

* * *

Auf Finkenstein wohnten noch vier Personen. Die „Brüder Hausler", der alte Simon und eine betagte Magd. Der Alte sagte, er hätte sich's für seine letzten paar Jahre gern bequem gemacht und im Armenhaus Unterkunft gesucht, aber weil er achtundvierzig Jahre lang auf Finkenstein Knecht und Hauswart gewesen sei, auch in guten Zeiten, so wolle er es sich nicht nachsagen lassen, daß er in schlechten sein Bündel schnüre. Die alte Magd hatte sich aus Christenpflicht herbeigelassen, den zwei „armen Haschern" die Suppe zu kochen, den Ofen zu heizen und die Strümpfe zu flicken.

Nun saßen sie einmal draußen auf der Wiese, die fast ohne Schutt war, und weideten das Maultier. Das war ihr lieber Besitz. Selbst Sebald streichelte es gern. Es war ja sein, ganz sein, er hatte es sich so sehr verdient, daß nach seinem Dafürhalten nicht einmal die Gläubiger ihre Hand darauf legen durften. Er hatte das Tier ja vor dem Ertrinken gerettet.

„Gelt, daß du eine Freude hast daran!" sagte Sabin. „An dem, was man sich persönlich erworben, hat man immer eine Freude."

Sebald dachte, darauf ließe sich jetzt ein gutes Wort geben.

„Du, Sabin! Hast nicht auch du etwas erworben bei diesem Hochwasser?"

„Ja. Und darum hab ich dich seither auch lieber," antwortete der Bursche und schaute ihm treuherzig ins Gesicht.

„Ich war damals sehr böse, daß du mich herausgezogen hattest."

„Aha, Halbeselein!“ rief Sabin, denn das Maultier wollte abseits lenken und zerrte am Strick, an dem er es hielt.

„Und hast auch dir nichts Gutes damit eingebrockt,“ setzte Sebald bei. „Dieses Maultier, wenn du willst, schlägst du besser los als mich. Du bist gut mit mir, weil du glaubst, es läge bei Doktor Kerbholz noch etwas. Das ist nicht, mein Lieber. Seit dem Wasser ist ganz aufgeräumt worden. Wenn die Gläubiger alle befriedigt werden, so ist das ein Glücksfall. Was willst denn noch mit mir, Sabin? Bei mir heißt es wohl auch: graben kann ich nicht, und zu betteln schäme ich mich. Ei, Junge, so thue doch, wie es die Knaben machen, wenn sie beim Fischen anstatt der Forelle einen Kopen erwischen. Sie werfen ihn wieder ins Wasser.“

Jetzt sprang Sabin auf. Stramm und zornig stand er da in seinem Reiteranzug.

„Das ist gottlos, so ein Reden!“ rief er aus. „Warum beschimpfst du mich! Als wär ich einer, der dem Geld nachläuft. Hättest du lieber von einem andern so schlecht gedacht, als jetzt von mir! Ich hab dieses Finkenstein schon lang verflucht und vermaledeit. Schon wie du es gekauft hast, ist's mir gewesen, das nimmt kein gutes End! Mit deinen Stadtgewohnheiten hast nur Unglück gestiftet bei den Leuten da herum. Und der andere, der Lump, hat dir dabei geholfen. Du bist ein fauler Mensch, der auch gar nit weiß, was er will, du gehörst hin, wo du hergekommen bist. So, das hab ich dir sagen müssen.“

Sebald tastete nach seiner Hand, als ob er sie aus Dank drücken müsse. „Du hast recht, Sabin, du hast recht,“ sagte er dumpfig. „Verachte mich.“

„Verachten nit!“ rief der Bursche heftig. „Wie wir zwei zu einander stehen, das mag ich nit denken, gut bist zu mir gewesen, und zu deinem Bruder und was weiß ich hast mich gemacht. Und ich wär dir doch davongegangen. Aber erbarmt hast du mir so, oder was mich bei dir festgehalten hat. Sebald, so lang du keinen Besseren hast, verlaß ich dich nit. — Schau, seit Finkenstein beim Kuckuck ist, hab ich wieder Hoffnung. Jetzt haben wir nichts mehr, als uns selbst. Schau, mußt es nit schlecht nehmen, was ich gesagt hab. Wenn du auch wolltest, du kannst nimmer zurück. Das Hochwasser hat alle Brücken fortgerissen. Wir wollen zusammenhalten, wie zwei gute Kameraden. Schau, ich hab ja auch viel verloren.“ Sprach es aber nicht aus, daß er die Braunen meinte.

Also redete Sabin und legte seine Ellbogen auf Sebalds Achseln und schaute ihm innig ins trübe Auge. Jetzt, dachte er, muß ich viel thun, um die harten Worte von vorhin wieder gutzumachen.

Sebald waren weder die einen noch die andern Worte tief zu Herzen gegangen. Wenig Feuer und viel Asche. Das war seit dem Unglück noch schlimmer geworden. „Was du willst,“ sagte er nun, „mir ist alles eins.“

„Ich weiß schon, was wir thun,“ sprach Sabin. „Wir gehen ins Sesam hinauf. Dort brauchen sie alleweil Leut. Wir werden unser Brot selbst verdienen, gelt, das ist dir recht? Nachher sind wir unser selbst und brauchen weiter niemand.“

Wie aus einer Betäubung erwacht, wendete Sebald sein zerfahrenes Haupt und sagte sehr lebhaft: „Gut, Sabin, ich will arbeiten. Ich will kein Hundsfott mehr sein. Ich will arbeiten — was es auch sein mag. Gehen wir hinauf, noch weiter ins Gebirge. Ich will arbeiten, arbeiten!“

Alles lebte und bebte in seinen Mienen, so mächtig war die plötzlich aufflammende Begeisterung, und den ganzen übrigen Tag murmelte er noch hundertmal: „Ich will arbeiten!“

Im Tagebuch steht: „Nein, seine Verachtung wäre nicht zu ertragen. Er ist mir jetzt Freund, Bruder, Sohn — Vater. Seine Hand fahren lassen, und ich bin verloren. Er soll einmal sehen! Ich will arbeiten. Wenn schon nicht Steine graben, so kann ich doch Mineralogie treiben. Wenn schon nicht Gras mähen, so kann ich doch die Pflanzen studieren. Naturgeschichte, Volkskunde, Alpinistik — ein neues Leben! Wie einen zerschlagenen Giftkrug lassen wir Finkenstein an der Straße liegen und gehen nach Sesam. Ein Mensch, der kaum vierzig ist!“

Im Schloß meldete sich Herr Ehrenpreis, artig, rücksichtsvoll. Er möchte nur mit dem gnädigen Herrn sprechen, nicht mit — dem andern. Aber als er eintrat, schob Sabin in der Thür sich hinten nach. Er wolle auch bei der Unterhaltung sein.

„Nein, Herr von Finkenstein, der Mann ist nicht so schlimm wie sein Ruf!“ Mit diesen Worten führte der Händler sich anmutig ein. „Sie sitzen auf dem Trümmerhaufen, wie weiland Jeremias auf den Ruinen Jerusalems. Wie sollte man da können hart sein. Was werden Sie machen? Ich will kommen zu meinem Geld, und die andern werden auch wollen kommen zu ihrer Sache. Wie denken Sie, Herr? Werden Sie sitzen bleiben auf Jerusalem, oder werden Sie losschlagen?“

„Wir werden losschlagen,“ redete Sabin drein, und die Hand hinter dem Rücken machte eine Faust.

Sebald fragte ernsthaft: „Wollen Sie das Gut kaufen?“

„Warum denn nicht? Sie sind ein zu kluger Mann, als daß sie aufs Verganten warten. Das ruiniert den Kredit. Nach den Lasten, die auf Finkenstein liegen, habe ich mich erkundigt, die sind wild, Herr, die sind wild. Ersparen wir uns die Unannehmlichkeiten, und machen wir unter der Hand einen christlichen Preis. Ich bin ein mutiger Mann und nehme das Gut für die darauf haftenden Lasten.“

„Das glaub ich,“ sagte Sabin. „Herr Ehrenpreis, heut sind Sie umsonst aufgestanden. Finkenstein um das bissel Schulden, das glaub ich.“

„Schön. Sie haben recht. Es ist einfacher — Ihnen das Gut, mir das Geld.“

„Kommen Sie, bis Ihr Vertrag abgelaufen ist. Jetzt handeln wir nix,“ entgegnete Sabin.

„Der junge Herr ist ungemütlich,“ sagte der Händler mit weinerlicher Stimme. „Ich erlaubte mir aber, nur beim gnädigen Herrn vorzusprechen. Ein einsichtsvoller Mann. Wir machen, was recht ist unter Brüdern.“

„Danke verbindlichst!“ sagte Sebald.

„Bei meiner Treu. Wir alle sind Brüder, nicht wahr? Denken Sie an. Hausler und Ehrenpreis, zur weiblichen Seite — spreche ich.“

Sebald war ungeduldig geworden und sagte: „In geschäftlichen Angelegenheiten bitte ich, sich an meinen Kompagnon zu wenden.“ Dann ging er ins Nebenzimmer. Sabin aber blieb ungemütlich. Er empfahl dem Händler, falls er ernstlich an einen Kauf denke, das Gut näher kennen zu lernen.

„Besser nicht, junger Herr, besser nicht. Es könnte mich gereuen. Vom Dachgiebel bis zum Grundstein — alles verlottert.“

„Ah, Sie haben es also schon besehn.“

„Nicht minder, wie Ihr Soll. Vom Hauptdebet nicht zu sprechen, sind Sie geklagt vom Krämer in Gug auf siebenhundert Gulden, vom Franzwirt auf hundertsechzig, von den Tagelöhnern auf hundertdreizehn, von Gewerbleuten auf sechzehnhundert, von —“

„Wollen Sie nicht trachten, daß Sie weiterkommen?“

„Und von mir auf sechstausend Gulden — ab morgen.“

Als Sabin merkte, mit der Ausübung des Hausrechts sei hier nicht viel gethan, ließ er sich auf eine Unterhandlung ein. Aber während Ehrenpreis die Kauflust verlor und sein Angebot drückte, steigerte der Bursche seine Forderung hinauf. Endlich sagte er unwirsch, das Gut sei überhaupt nicht feil, und wenn, so gebe es Käufer genug, und seine Zeit, die habe er nicht gestohlen. Hierauf empfahl sich der Händler mit dem Ausdruck des Bedauerns, daß der junge Herr mit seinem, wenn auch an und für sich löblichen Optimismus, den Vorteil übersehe. Im Hof, der öde und noch ganz vermuhrt war, stand er eine lange Weile und schaute mit mehrmaligem Achselzucken die Verwüstung an. „Nein, nein,“ murmelte er endlich, aber doch immerhin so, daß es der vorbeischreitende Sabin vernehmen konnte, „man kann's nicht übers Herz bringen. Es muß etwas geschehn. Zu leid thut es einem, denn ich kann nichts sehen verderben. Leichtsinnig will ich sein!“ Und er begann sein Angebot zu steigern.

Zehn Minuten später war Finkenstein verkauft. Sabin hatte noch einen Ueberschuß erzielt.

Den Hauslers stand es frei, sofort auszuziehn oder den nächsten Winter über im Schloß wohnen zu bleiben.

* * *

Nach den Aufzeichnungen Sebald Hauslers war dieser letzte Winter auf Finkenstein nicht nach seinem Geschmack. Das war eine ungute Zeit. Die letzten Vorfahren auf dem Schloß, die zwei alten gräflichen Schwestern, hatten noch ein stolzes Weltleben geführt im Vergleich zu diesem Wüstensein mitten im Schutt. Hohl und traurig hallten die Schritte wieder, wenn er manchmal durch die großen, frostigen Räume ging. Wenn Sabin auswärts zu thun hatte, da wollte Sebald vor Langeweile verkommen. „Schade, daß kein Gott ist,“ schrieb er zur gesegneten Stunde in sein Buch, „für diesen Jungen wäre er nicht genug zu bedanken. Das ist ein unentbehrlicher Mensch. Und wenn jetzt einer käme und nachwiese: dein ist er nicht, so würde ich ruhig sagen: das macht nichts, mein ist er doch. Seit dem Unglück ist er wirklich mein.“

War Sabin da, so saßen sie oft beisammen im durchwärmten Zimmer, und der Junge erzählte von seiner lustigen Kindheit. Voller Sonnenheiterkeit war die Jugend dieses Waisenknaben gewesen im Gegensatz zu dem bunten, üppigen, anspruchsvollen Wechseltanz, den Sebald, der Sohn des reichen Hauses, geführt hatte, und der in jene pestartige Erscheinung auslief, daß der Kranke gleichzeitig Heißhunger und Ekel empfand. In solche Erinnerungen ließ Sabin seinen Genossen aber nicht zu tief versinken, er führte ihn hinaus in den tiefen Schnee, oder sie saßen im Stall bei dem Maultier, das sie sich als ihr eigen vorbehalten hatten. Schweigend schauten sie dem Tier zu bei seinem Heufraß und bei seinem behaglichen Hingestrecktsein auf dem Stroh.

Sabin hatte in seinem Brieftäschchen ein gemaltes Bildchen, das Sebald einmal betrachtete, weil er es für einen Talisman hielt. Es war ein Andenken von der Kirchnermutter und stellte in bunten Farben einen Heiligen dar. Unterhalb stand das Sprüchlein: „Wirke, so lange es noch Tag ist, denn es kommt die Nacht, wo du nicht mehr wirken kannst.“

Ein gewöhnliches Bildchen, wie sie die Schulkinder vom Katecheten bekommen. Sebald gab es gelangweilt zurück: „Das Bild ist schlecht.“

„Aber das Sprüchel ist gut!“ sagte Sabin. Der Junge nahm es wahr. Kein Augenblick, da er sich nicht etwas zu thun machte. Seine Bewegungen waren stets in einem gleichmäßigen Rythmus, nicht zu langsam, nicht zu schnell, und keine war überflüssig, jede verrichtete irgendetwas. Er schnitt Späne, oder er säuberte vor den Thüren den Platz, oder er schaufelte aus dem Weg den Schnee, befreite den Brunnen von Eis oder ging nach Gug, Lebensmittel zu holen, die er dann auch kochen half. Die Nächstenliebe der alten Magd war auf eine harte Probe gestellt worden, als der gnädige Herr mehrmals ihren Reisbrei und den Schöpsbraten und den eingebrannten Kohl zurückwies und den Sabin mit dem Kochen betraute. Ihre einzige Genugthuung war, daß der junge Herr in der Kochkunst bei ihr Unterricht nehmen mußte. Der alte Simon hinwiederum, der konnte überhaupt nicht begreifen, daß man des Kochens wegen Geschichten mache; er fand alles gut, was zu verdauen war, und verdauen konnte er ziemlich alles, auch Kieselsteine, meinte er, wenn sie klein geschlagen und gut geschmälzt wären.

Als es endlich gegen das Frühjahr ging, begann Sabin langsam die Vorbereitungen zum Auszug aus Aegypten. Und als um diese Zeit der neue Eigentümer mit einem aus allen Winkeln zusammengelesenen Gesinde erschien, in den Wirtschaftsgebäuden und auch im Schloß allenthalben ein entsetzliches Hämmern, Scharren, Schieben, Schleifen und Schreien anhub, da haben unsere beiden Freunde ihre sieben Sachen gepackt und sind davongezogen. Jetzt hatte er sie, die siebente Sache, der gute Saberl — es war das Halbeselein. In über dem Rücken zusammengebundenen und an beiden Seiten hinabhängenden Säcken trug das Tier bequem alles Eigentum der beiden Hausler. Sabin schritt voran und führte die Besitzung, die bequemerweise so mobil geworden war. Am Rücken trug er in grünem Umschlag seine Geige und in der Hand den roten Regenschirm. Sebald ging hinterdrein. Er trug am Leib den feinen

Salonanzug, darüber einen grauen Lodenmantel und einen Jägerhut. Ein zierliches Spazierstöcklein hatte er in der Hand, mit dem er das Tier manchmal ein wenig an die Pflicht erinnerte. Der Weg durch die Rabenschluchten war vom Hochwasser her noch so arg zerrissen, daß sie oft an Wiesenrainen und Waldhängen fürbaß schreiten und sich mühsam durch kratzendes Buschwerk arbeiten mußten. Sabin hatte nur die einzige Besorgnis, sein Begleiter — der zweibeinige — könne unwirsch werden. Aber der wurde es nicht, er schritt schwerfällig und teilnahmslos hinterdrein. Er ließ sich führen wie das Tier, so stumpf, so gleichgiltig für das Wohin, Wasnun. — Nur, daß er den Mantel immer höher knöpfte, je tiefer sie ins Gebirge kamen.

Endlich waren sie ins Hochthal gekommen. Bei einigen Häusern schloß man die Thüren, als die seltsamliche Gruppe heranzog. Ein altes Weib hörte man schreien: „Schüttet ihnen G'haspel nach!" Sabin verstand wohl den Sinn dieser Worte. Fremdlingen, denen böse Künste zugemutet werden, pflegt man Küchenspülicht, G'haspel genannt, von fern nachzuschütten, um damit die schlimme Macht zu bannen.

Geradeswegs dem Lindwurmhof strebte Sabin zu, und dort wurde er aufgenommen, wie ein alter Bekannter. Der Michel hatte ihn zuerst erkannt. Der hatte alle Stadtbläſſe längst abgelegt und war ein brauner, pausbäckiger Bauernjodel geworden. Alsbald nahm er sich des Maultiers an und brachte die Sachen in Gewahrsam. Die Lindwurmmutter stand im Vorraum und streute aus einem Korb Körner auf die Erde unter das Hühnervolk, das sie schnatternd und flatternd umschwirrte und einander im Kampf um die Brosamen befeindete. Die Ankömmlinge waren schon gemeldet gewesen, so durfte der Michel bloß sagen: „Mutter, da sind sie!"

Die Bäuerin war ein wenig befangen wegen des Schloßherrn von Finkenstein, den sie zu begrüßen hatte, sie wußte nicht recht, wie man das macht, und sagte daher nur: „Zu uns herauf ist's halt hoch."

Sebald hatte Bedenken gehabt, ob er — zu Bergbauern gehend — nicht doch am Ende zu tief herabstiege. Und nun kam ihm die Frau — von oben herab entgegen.

Aus einem Holzgelaß kam der alte Lindwurm. War er's? War das der rundliche, frischlustige und ein wenig großsprecherische Mann von damals in Gug? Der Bauer sah vergrämt aus und hatte graue Bartstoppeln. Um den Bauch hielt er anstatt der Geldkatze von damals ein schweres Bündel gebunden. Er sollte eben aufs Feld, um Korn zu säen.

„Der Acker zahlt gut, Vater!" sprach ihn Sabin an.

„Immereinmal bleibt er's auch schuldig," antwortete der Lindwurm schwermütig. „Oho! Das ist ja der Saberl! Das ist brav, das ist brav!" Er reichte ihm die Hand.

„Also, Vater Lindwurm, da sind wir."

„Brav, brav!" sagte der Bauer auch zu Sebald. „Die Stube ist hergerichtet, so gut und schlecht es halt sein kann."

So kam es zu Tage, daß der Sabin mit den Lindwurmleuten schon alles verabredet gehabt hatte.

Die beiden wurden in eine geräumige, gut bäuerlich eingerichtete Hinterstube geführt. Diese hatte zwei hochgeschichtete Betten und einen Tisch, auf den die Lindwurmmutter Milch, Brot und Butter auftrug. Als sie sich erquickt hatten, führte Sabin seinen Schicksalsgenossen auf den Söller hinaus und zeigte ihm die Gegend. Die Matten weit und frei, aber noch winterlich grau. Nur Wiesenstreifen, die von Wässerlein berieselt wurden, waren schon grün. Auf den braunen Aeckern arbeiteten überall Leute, sie pflügten mit Ochsen, eggten mit Pferden, schafften Steine an den Rain, und alles ging langsam und schwerfällig vor sich. Die Gehöfte standen dünn zerstreut, alle waren aus Holz gezimmert und hatten steile, schimmernde Bretterdächer. Auf den Bergen lag noch Schnee.

„Nun, also das ist Sesam," sagte Sabin und zog mit der flachen Hand einen Halbkreis, als ob er die Gegend erst aufrollen müßte. Beinah Stolz lag in dieser Darbietung.

„Und was sollen wir da?" fragte Sebald.

„Wohnen."

„Wohnen — dahier?"

„Und leben."

„Dahier leben? Mein lieber Sohn, wie willst du denn das anfangen?"

„Und arbeiten."

Sebald sagte nichts weiter, ging langsam in die Stube zurück und legte sich einstweilen auf eins der Betten, mitsamt den Stiefeln über die blaue Wollendecke hin. Er war müde. — Leben? Dahier leben? Da wäre er doch neugierig. Uebrigens — es ist ihm gleich.

Am Abend waren sie alle zusammen in der großen vorderen Wohnstube. Alles, was da war, geschah und gesprochen wurde — weltfremd mutete es den Mann an, der einst Weltmensch und Schloßbesitzer gewesen. Als nach dem umständlichen Abendessen das große Gesinde sich verlaufen hatte, blieben der Hausvater, die Hausmutter, der Michel und unsere Ankömmlinge noch am Tisch sitzen und besprachen einen Kauf. Doch endlich stand der Lindwurm auf und sprach: „Eh wenn ihr den Hochkaser gesehen habt, laßt sich nix sagen. Laßt euch gut träumen, über Nacht. Und solltet ihr etwan was rumpeln hören — ein bissel Mäuse haben wir."

Aber die Nacht schlug Sebald besser an, als er erwartet hatte. Leidlich frisch stand er auf und ging in der Morgenfrühe um den Hof herum und guckte wohl auch zu den Thüren hinein. Da war alles schon lebendig. Das ausgebreitete Gebäude, nicht überall in bestem Zustand, barg Heu, Stroh, Kornsäcke, Geräte aller Art, vor allem aber Getier. In den Ställen Kühe, Ochsen, Kälber; im Pfränger Schaf und Ziegen; im Jauchenschlamm Schweine, Ferkel, noch ganz jung und nackt; im Hohlraum unter der Tenne Kaninchen, weiße, graue; in einem Kobel der Kettenhund und Junge an den Zitzen der Hündin; an den Wandvorsprüngen Katzen, nach den Tauben spähend, die durch die Dachluken aus- und einflogen. Im Hofraum selbst gackernde Hühner und in der Wasserlache schnatternde Enten.

„Eine wahre Arche Noahs!" mußte Sebald ausrufen.



„Wär schon bald so!“ antwortete lachend eine Magd, die am Schragen Fichtenäste klein hackte. „Die Mutter hat halt ihr Heil damit!“

Dann kam aber auch schon Sabin mit dem Maultier über den Hof spaziert — sie gingen zur Tränke. Am rauschenden Brunnen stand eine kleine junge Maid und schwemmte im Trog Leinwand. Sie war also etwas aufgeschürzt und hatte das Hemd weit über die Ellbogen zurückgestreift.

„Darf man da trinken?“ fragte Sabin, leichthin das Hütchen lüftend.

Das Mägdlein antwortete nichts, sondern zog die Leinwand aus dem Trog und schlug am Boden den Zapfen aus, daß das Wasser auf den Sand schoß und der Trog in einer Minute leer war. Sabin stand betroffen da; er hielt das für eine feindselige That. Als jedoch das Mädel den Zapfen einsetzte und in wenigen Minuten der Trog wieder voll war von klarstem Wasser, das üppig aus dem Rohr schoß, da erst erkannte er ihre Absicht, sein Tier mit reinem Wasser zu tränken.

Dieses freundliche schweigsame Mägdlein wurde gerufen: Lisele und war jene Schwester des Michel, der zulieb damals die beiden Jungen ihr langes Haar gelassen hatten.

Bei dem Mittagsmahl dieses Tages war auch ein außergewöhnlicher Mensch vorhanden. Halb städtisch angezogen, das Gewand an den Säumen aber etwas verschlissen, die Knopflöcher verdehnt und der Hemdkragen am oberen Bug ein bißchen durchgeschwitzt. Das jugendliche Gesicht leicht geblaßt, mit einem schwarzen Bartanflug und mit Augengläsern. Sebald erkannte ihn nicht mehr. Es war einer der damaligen Studenten, der Lindwurmsohn Berthold, nun Doktor der Philosophie. „Auf Vakanzen daheim,“ wie der Alte sagte. Berthold machte ein etwas gelangweiltes Gesicht über die Gäste und schob immer wieder die Brille auf der Nase zurecht.

Um etwas zu sagen, bedauerte Sebald, daß der Herr Doktor wohl auch schon an der Zeitkrankheit leide und kurzsichtig sei.

„Es sind ja nur Fenstergläser!“ verriet der Michel lachend. „Er will nur recht gelehrt ausschauen.“

Doktor Berthold wendete sich mit Verachtung ab und murmelte: „Tropf!“

Die beiden hechelten fortwährend miteinander, wobei die Mutter immer begütigte, das Lisele immer kicherte und der Vater manchmal brummte. Als nach dem Essen der Michel aus dem Wandkasten seine Tabakspfeife nahm, sie aus der „Saubláder“ stopfte und dann anzünden wollte, machte der Doktor einen raschen Griff, um ihm das Zeug aus der Hand zu nehmen. Der Michel hielt aber seine Pfeife fest und wehrte sich, sie gerieten aneinander, rangen, fuhren unter dem Gelächter des Gesindes balgend durch die Stube, mit strammen Gliedern, daß die Beinkleider sich zum Bersten spannten. Dann lag der Michel am Boden und blutete. Der Doktor hielt die erkämpfte Pfeife hoch in die Luft und rief dem Besiegten zu: „Ja, mein Lieber! Der Stärkere hat recht!“

Der Lindwurm verwies ein solches Benehmen, und es wäre gerade keine Kunst, der Stärkere zu sein, wenn man um fünf Jahre älter und gut ausgerastet ist. Er sagte das in einem nahezu noch respektvollen Ton, setzte aber in sich hineinbrummend bitter dazu: „Zum Lachen, wenn ein Doktor der Weltweisheit nichts Gescheiteres zu thun weiß, als raufen mit den Buben.“

Die Mutter entschuldigte den Doktor, so gut es ging: „Ist halt wohl wahr, was die Ahne gesagt hat: Kind bleibt daheim Kind. Und wenn's ein Bischof ist, wenn's heimkommt, ist es Kind.“

Das Lisele kam mit dem Wasserbecken, um dem Michel das der Nase entströmende Blut abzuwaschen. Der Doktor saß daneben auf der Ofenbank, schaute zu und schmauchte des Bruders Pfeife. Bald hernach war der Michel auf dem Feld und jodelte seinen Aerger ins Weite. Sebald und Sabin gingen, begleitet vom Lindwurm, über die Matten hinauf gegen den Hochkaser.

* * *

Der Hochkaser ist in Sesam das höchstgelegene Haus. Es steht im sachte aufsteigenden Hochthal ganz hinten oben auf einer Bergböschung. Vor dem Hause liegen die freien Weiden und Wiesen bis hinab zum Lindwurmhof. Hinter demselben steigt Jungwald an bis zu den Almen. Seitlings windet sich ein langer, enger Graben hinauf bis zu den steinernen Bergen. Von denselben sieht man nur ein einziges Horn herüberragen über einen Waldrücken, aber es kleben häufig die Wolken daran. Vom Hochkaser abwärts treten rechts und links die Berge zurück, so daß das Sesamthal wie in einem Hufeisen ruht und durch die Höhen vor den Eiswinden geschützt ist. Nach dem Aufgang der Sonne hin ist ein freier weiter Ausblick in die Vorlande, die tief unten nebelhaft grau daliegen.

Der Hochkaser besteht aus einem kleinen Blockhaus und einem Stall. Wenn die Morgensonne dran fällt, leuchten die Wände wie rotes Gold, denn die Zimmerung hat erst der jetzige Lindwurmbauer aufführen lassen, als Ruhstatt, wenn er sich mit den Seinigen einmal zur Ruhe würde setzen können. Das Haus hat zwei Stuben mit je zwei viereckigen Fenstern, eine Küche mit offenem Herdfeuer und ein Vorgelaß, in dem aus einem Wandrohr der helle Brunnen ins Tröglein sprudelt. An Einrichtung ist nur das Allerwichtigste und Einfachste vorhanden.

„Was sagst du zu dieser Burg?“ fragte Sabin seinen Genossen.

Sebald knullte eine Zigarre, er zuckte die Achsel und antwortete gleichgiltig: „Nun — wenn du willst.“

Und Sabin wollte. Der Ueberschuß von Finkenstein, den er sich erhandelt, reichte knapp dafür aus. Noch ehe über den Waldbergrücken die Sonne niederging, waren sie Eigentümer des Berghauses, genannt der Hochkaser. Der Kauf hatte noch im letzten Augenblick Schwierigkeiten ergeben. Als der Lindwurm merkte, es wäre ihnen wirklich ernst mit der Sache, wollte er es sich erst noch überlegen. Man gebe von einem alten Besitz nicht gern etwas weg, und der geschlossene Hof müsse eigentlich beisammenbleiben. Dabei kam es immer wieder heraus, daß die Geldbedrängnis groß sei, weil halt die Söhne so viel hätten gekostet und noch immer

hätten kosten. Das Vieh im Stall gehöre auch nicht mehr ganz ihm, und nun wolle er vorher noch mit dem Händler Ehrenpreis sprechen. Mit dem habe er schon viele Geschäfte gemacht, der habe ihm schon oft aus der Geldklemme geholfen, und dem würde er doch die Vorhand lassen sollen. Als sie dann wieder im Hof saßen und auch die Lindwurmmutter mitredete, da stellte es sich anders. Der Ehrenpreis, sagte sie scharf, sei ein Wucherer, der ja kaum die Hälfte biete von dem, was der Herr Sabin geben wolle. Verkauften sie den Hochkaser dem Herrn Sabin, so könnten sie sich wenigstens von dem Händler befreien, und da es schon einmal nicht anders sei, als daß sie ihren Altenleutsitz für die Kinder opfern müßten, so sage sie in Gottesnamen: ja.

Sabin hatte dann ganz bescheiden die Banknoten aus der Tasche gezogen und das kleine Bergbauernhaus erworben für die „Gebrüder Hausler". Schon am nächsten Tage führten sie das Maultier hinauf und heimten sich ein in ihren neuen Besitz.

* * *

Der Küchenunterricht von der alten, christlich gesinnten Magd auf Finkenstein, der im Lindwurmhof noch ein wenig nachgebessert wurde, kam nun dem Saberl, oder wie er seit der Adoptierung bloß immer genannt wurde, dem Sabin, sehr wohl zu statten. Gleich am zweiten Tag tischte er auf Hochkaser ein großartiges Mahl, dessen Mittel der Vorratskammer des Lindwurmhofes entstammten und zu dem auch Freund Michel geladen war. Da gab es geröstetes Roggenmehl, in Wasser gekocht und mit Butter geschmälzt, dann gesäuerte Rüben, mit Speck eingebrannt, dann Eierkuchen mit Preißelbeerfüllung; ferner gab es goldklaren Apfelwein, Honig, Rahm und andere Dinge, für die den Neulingen der Name fehlte und beziehungsweise auch der Appetit. Sebald hatte sich so lange und so fest vorgenommen, dem Koch zuliebe alles delikat zu finden, bis er beim gesäuerten Rahmbrei plötzlich einen Ausruf that, der das Gegenteil besagte. Sabin that nichts desgleichen, dachte aber, daß es wohl nötig sein werde, als Küchenjungen den bewährten Kochkünstler: Hunger aufzunehmen. Und den sollte die Mutter: Arbeit zur Welt bringen.

Zum Hochkaser gehörten mehrere Grundstücke. Vom Hause hin Garten, Acker und Wiese. Ferner ein steiniger Anger, der oben im Berggraben an sonniger Lehne lag und der Brandanger genannt wurde. Bei dem Kauf war dieser Brandanger kaum bedacht worden, er war auch beinahe steuerfrei, weil nichts darauf wuchs, als kurzes Birstlinggras zwischen den Steinen und Gestrüpp. Sabin nahm sich vor, später einmal anzubinden mit diesem Anger. Jetzt beschäftigte ihn die Wiese, die das Maultier ernähren sollte, und Feld und Garten, von denen sie fürder selbst leben sollten. Kaum noch hatte er im Stall das Tier versorgt mit Streu und Heu, als er auch schon im Freien stand. Hut und Jacke hatte er von sich gelegt, in die Hände hatte er sich gespuckt, den Spaten angefaßt und zu graben begonnen, daß die Erde flog. Kartoffeln, Kohl, Erbsen, Rüben, Salat zu pflanzen, das war das Programm der ersten Woche. Wo es not that, mußte das „Halbeselein" helfen tragen und ziehn, und Sebald war befragt worden, ob er lieber mit dem Eisenrechen die Erdschollen zerkleinere oder Dung aus dem Stall trage. Sebald ging, so weit er geschoben wurde, und wenn ihn etwas Unbekanntes anstieß, meinte er gleichmütig, man müsse alles probieren. Nun zog er sein landjunkerliches Werksgewand an und versuchte zuerst das Schollenzerhacken. Dann rastete er; versuchte das Dungtragen und rastete wieder, bis er gestehn mußte, er könne nicht mehr, er sei krank.

Die größere Stube nach der Sonne hin hatte Sabin ihm angewiesen, weil Sebald zu keiner Entscheidung kommen konnte. Plötzlich aber ermannte er sich aus der Gleichgiltigkeit und sprang über zum Angriff. Der Wohnraum war überaus einfach eingerichtet gewesen, aber er ließ auch noch das wenige, was drinnen war, forträumen. Kein Bild, kein Krug, keinen Fenstervorhang duldete er. Nur Bettstatt, Tisch und Bank blieben stehn, und die Stube wiederhallte bei jedem Schritt. Hablosigkeit, das war sein neues Ideal. Gänzliche Hab- und Bedürfnislosigkeit. Wie vieles hatte er gewollt und nichts erreicht. Nun wollte er einmal nichts wollen. Eine wahre Lust empfand er in der Vorstellung, bettelarm zu sein. Anstatt Besitzhunger die größte Sorglosigkeit. Das Prinzip sollte nun gründlich zur Thatsache werden. Er hatte ein Gefühl, als ob von seinen Achseln Lasten, von seinen Armen Ketten abgefallen wären. Auf Finkenstein hatte er noch einen Eisenring gefühlt, der ihm um den Leib geschmiedet gewesen, wie der Reifen um eine berstende Säule. Auch dieser Ring war jetzt gefallen. Es war mancherlei anders geworden in ihm seit jener schrecklichen Nacht. Nichts mehr sein, nichts mehr haben, nichts mehr wollen. Und wie er sich dessen inne wurde in der kahlen Kammer, hätte er aufschreien mögen vor unbändiger Lust. Jetzt konnte ihm nichts mehr geschehen, jetzt war er Herr. In sein Buch schrieb er: „Leicht und lind, Leicht und lind. Selbstlos. Schuldlos. Jetzt giebt es auch einen Gott, und seine menschgewordene Vorsehung ist mein guter Sabin."

Und dieser Vorsehung gab er sich ohne weiteres anheim und bequemte sich zu einem thatlosen Dahindämmern. Nur eine gute Havana manchmal, und dafür war vorgesorgt.

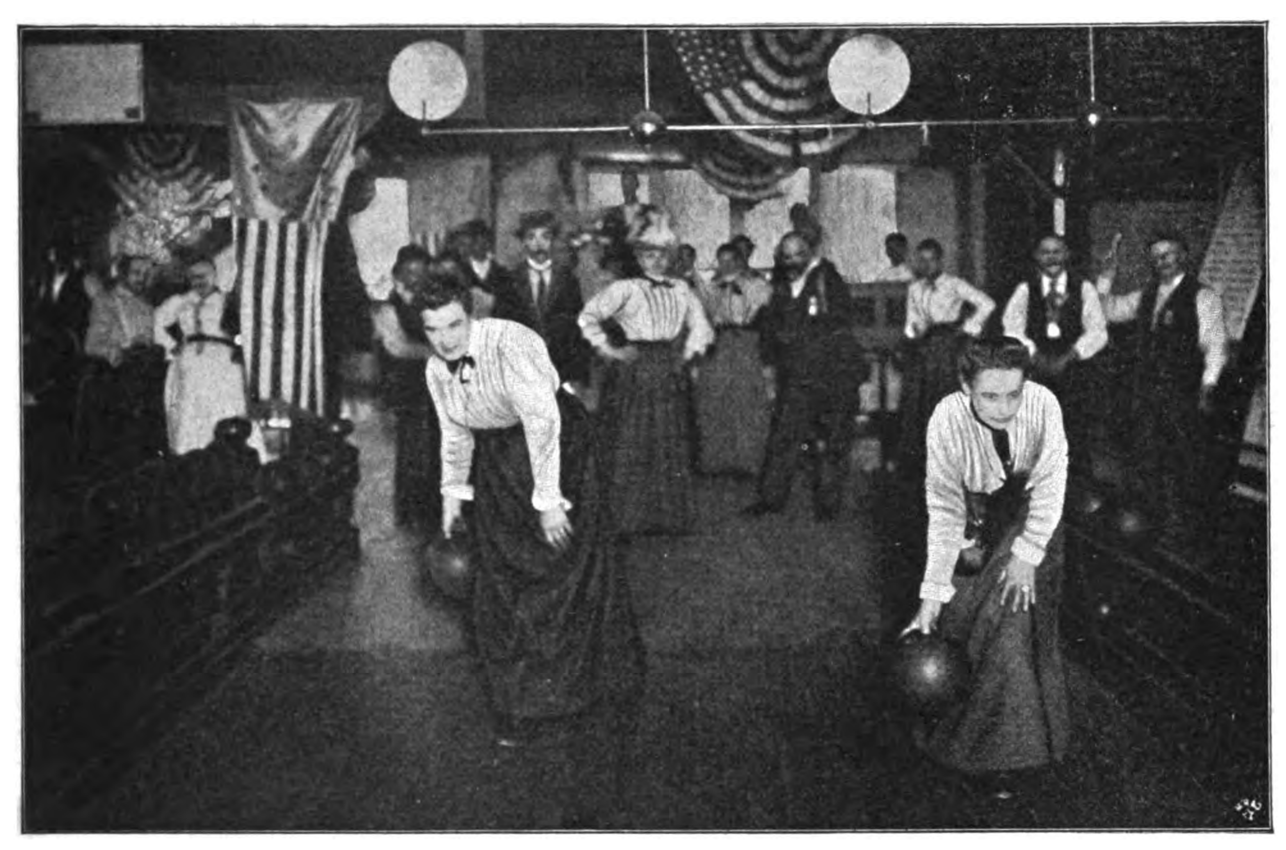
Nach Sabins Geschmack war das gerade nicht. Er führte dem Hausgenossen einmal das Maultier zu Gemüt. Das erste Mal habe es allerdings Gott erschaffen, das zweite Mal aber Sebald, als er es aus dem Wasser zog. Für dieses Geschöpf nun müsse er auch sorgen, es pflegen und füttern, es weiden und am Karren führen.

„Muß ich's, so thu ich's," sagte Sebald, „aber am liebsten ist es mir, du läßt mich einstweilen zufrieden. Ich bin bloß müde, ich bin nervös, ich will jetzt die Luftkur gebrauchen. Du siehst auch, daß ich kalte Hände habe."

Deshalb legte er sie manchmal gerne in die warmen Hände Sabins, die waren schon derb und schwielig, und es lag immer trockener Erdstaub dran.

Fortsetzung folgt.





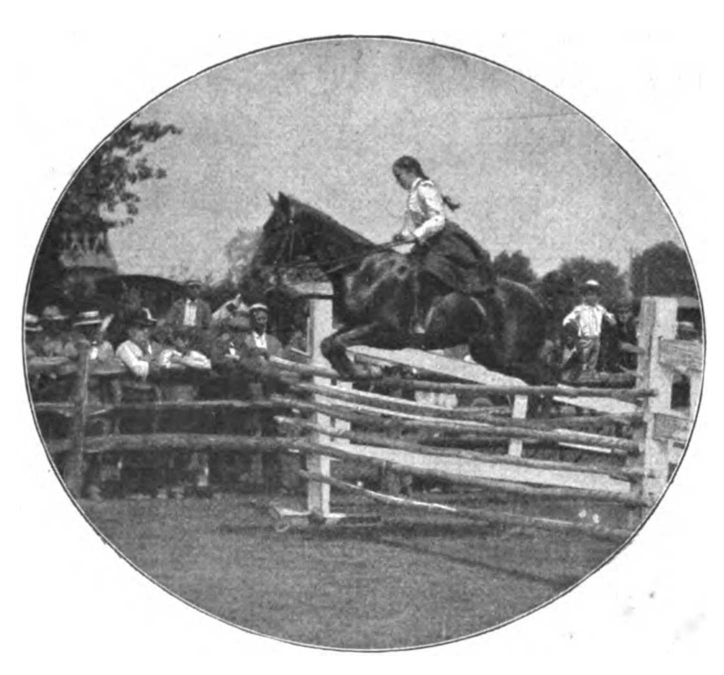
Auf der Kegelbahn.

Moderne Amazonen.

Hierzu 10 photographische Aufnahmen.

Von jeher sind die Begriffe von weiblicher Schönheit sehr verschieden gewesen, und sicher ist es gut, daß die Geschmacksrichtungen derart voneinander abweichen. Doch abgesehen von regelmäßigen Gesichtszügen und vollendeten Körperformen — Reize, mit denen Mutter Natur nur wenige Bevorzugte ausstattet — giebt es noch andere Dinge, ohne die wirkliche Schönheit nicht gut denkbar ist und die sich jede Vertreterin des schwachen Geschlechts zu eigen machen kann, sofern sie nicht mit körperlichen Gebrechen oder unheilbarer Krankheit behaftet ist: das ist Anmut, Beweglichkeit, Frische und blühendes Aussehen. Immer von neuem möchte man es den Frauen ins Gedächtnis rufen, daß die kostspieligsten kosmetischen Mittel nutzlos sind, wenn die einfachsten Gesetze der Hygiene keine Beachtung finden.

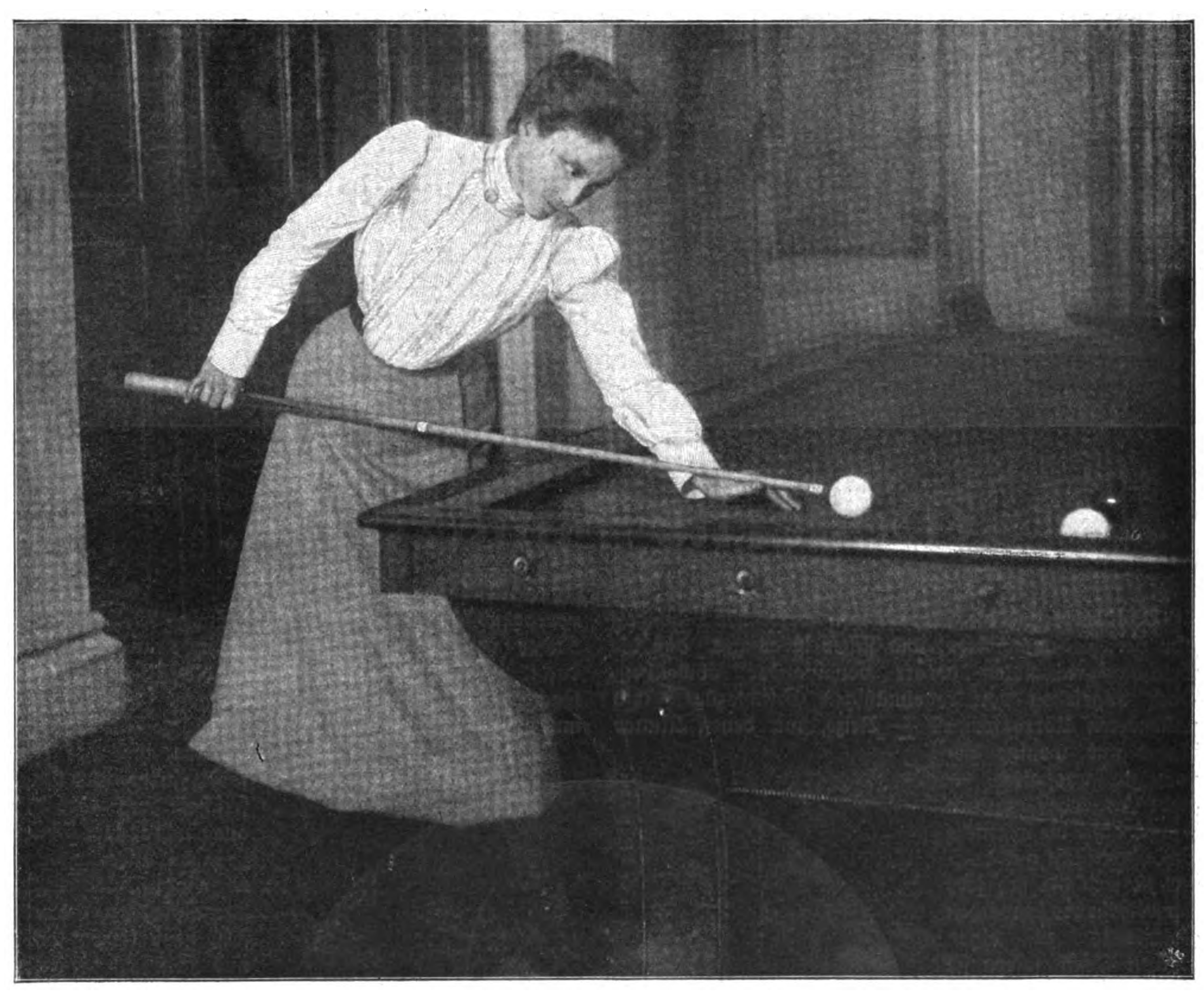
Man behauptet so oft, daß Eitelkeit die hervorragendste Eigenschaft des Ewig-Weiblichen sei. Sicher ist jede einigermaßen schöne Frau darauf bedacht, ihre Reize durch geschmackvolle Kleidung, Haartracht u. s. w. zur Geltung zu bringen. Sie mag auch im geheimen mehr oder minder harmlose Mittelchen anwenden, um ihre Hautfarbe zarter, ihre Lippen frischer und ihr Auge ausdrucksvoller erscheinen zu lassen. Manche Stunde verbringt sie vielleicht vor dem Spiegel und bemüht sich, jene feinen Runen und Fältchen, die heftige Gemütserregungen, gesellschaftliche Strapazen und die Vernachlässigung aller hygienischen Regeln mit den Jahren um Mund und Augen, wie in die einst so glatte Haut der Stirn zeichnen, weniger sichtbar zu machen. Die unwillkommenen Vorboten des Alters lassen sich aber oft nicht mehr entfernen, sind sie erst einmal da. Auch jene Verräter unvernünftiger Lebensweise



Junge Amerikanerin im Herrensitz beim Sprung über die Hürde.

und ungenügender Bewegung in freier Luft, wie Pusteln und Flecken im Gesicht, stellen sich ein. So mögen viele Frauen das Schwinden ihrer äußeren Vorzüge betrauern, doch wenige forschen nach den physischen Ursachen dieses vorzeitigen Verblühens. Sollte es thatsächlich kein Mittel geben, Schönheit und Jugendfrische eine längere Dauer zu sichern?

Gewiß, es giebt sogar zahlreiche Mittel, nur geht die deutsche Frauenwelt zum großen Teil noch immer achtlos an ihnen vorüber. In sorgfältiger Körperpflege, in der Ausbildung der physischen Kräfte durch die mannigfaltigsten Leibesübungen und im vernunftgemäßen Mehrzahl nichts von kranken Nerven und Blutarmut weiß. Jugendlich aussehende Mütter erwachsener Kinder wetteifern mit ihren Töchtern in der Handhabung des Fechtdegens wie aller Art Feuerwaffen, des Billardqueues wie der Kegelkugel. Auf dem Stahlroß sind sie ebenso sicher wie im Sattel des Renners von Fleisch und Blut. Und zwar reiten viele dieser modernen Amazonen schon seit Jahren nach Männerart, im kurzen geteilten Rock oder in Pluderhosen (Abb. S. 67). Sie lenken ihr Automobil und steuern ihre Jacht, spielen Fußball, Cricket, Golf, rudern, schwimmen, tauchen, daß es eine Art hat, und nehmen es in Bezug auf Ge-



Beim Billardspiel.

Betreiben mehrerer Sportarten liegt das Geheimnis „ewiger“ Jugend. Freilich wird auch bei uns schon seit Jahren eifrig geradelt und geritten, geturnt, gerudert und geschwommen. Aber das sind im großen und ganzen doch nur Ausnahmen. Auf die allgemeine körperliche Ausbildung der weiblichen Jugend wird bei uns in Deutschland leider noch immer viel zu wenig Gewicht gelegt.

Wenn wir uns von den wirklich staunenswerten Erfolgen einer methodischen und allgemeinen Ausübung der verschiedenartigsten Sports und Sportspiele, denen das weibliche Geschlecht huldigen darf, überzeugen wollen, dann müssen wir den Blick in weite Ferne richten. Jenseits des Weltmeers leben Frauen und Mädchen, deren schmeidigkeit, die sie bei gymnastischen Uebungen entwickeln, beinah mit einer Trapezkünstlerin auf. Schon mancher Fremde hat seine Verwunderung darüber geäußert, daß man in den wohlhabenderen Kreisen des Dollarlandes so wenig Frauen mittleren Alters sieht. Die Amerikanerinnen verstehen es eben, ein merkwürdig jugendfrisches Aeußere oft bis in die Fünfzig hinüberzuretten, dann aber verwandeln sie sich mit einem Mal, fast über Nacht, in die „wohlkonservierte“ Greisin. Dank ihrer Lebensweise, die allen Anforderungen der Hygiene Rechnung trägt, bleibt den meisten Amerikanerinnen das langsame, oft schon mit dem dreißigsten Jahr beginnende Altern der deutschen Mädchen und Frauen erspart.



Beim Fussballspiel: Eine „Niederlage".



Boxübungen: In der Auslage.



Boxübungen mit dem Kautschukball.



Thontaubenschiessen: Im Anschlag.

Es giebt kaum eine Art der Leibesübung, die den Töchtern des freien Kolumbia nur dem Namen nach bekannt wäre. Sehr beliebt ist gegenwärtig ein Kegelspiel, das „bowling" (Abb. S. 67), das Gewandtheit und ein gutes Auge erfordert. Im Sommer auf ebener Rasenfläche, im Winter auf dem mit Fries belegten Boden geräumiger Hallen, läßt jedes Mitglied der beiden beteiligten Parteien zwei große Kugeln derart über die abgesteckte Bahn rollen, daß sie eine kleinere weiße Kugel, den „Jack", berühren oder ihr doch so nahe wie möglich zu liegen kommen. Die Partei, deren Kugeln in die nächste Umgebung des Jack gelangen, hat gewonnen. Das nach unserer Ansicht ausschließlich für Männer sich eignende Fußballspiel hat in den Vereinigten Staaten ebenfalls zahlreiche begeisterte Anhängerinnen. Man erleidet dabei zwar manche Niederlage im wahrsten Sinne des Worts, wie unser Bild Seite 69 zeigt — doch was thut das, wenn man danach „kostümiert" ist! Jedenfalls bringt kein anderes Sportspiel das Blut so in Wallung und zaubert so frische Farben auf blasse Wangen. Manche schlanke, hübsche Maid findet sogar Gefallen am — Boxen. Die unförmigen Faustkämpferhandschuhe sehen zwar nach unserm Bild auf Seite 69 nichts weniger als graziös aus, doch die Bewegungen, die man im Wettkampf mit der Gegnerin ausführen muß, sind gesund, und das ist schließlich die Hauptsache.

Weniger robuste Damen, die es vorziehen, in stiller Zurückgezogenheit ihres Heims ihre Muskeln zu stählen und ihren Körper zu kräftigen, benutzen eine zu diesem Zweck besonders konstruierte Vorrichtung. Der Apparat wird an der Zimmerwand angebracht, und den jedem Stoß nachgebenden Kautschukball bearbeitet die boxlustige Schöne mit Ellbogen und Fäusten nach Herzenslust (Abb. S. 69).

Natürlich sind nicht in letzter Linie die amerikanischen Bühnenkünstlerinnen darauf bedacht, durch reichliche Körperbewegung ihre Gesundheit zu festigen und somit ihr gutes Aussehen recht lange zu erhalten. Unsere beiden Bilder Seite 71 zeigen, wie sie sich in der eleganten Kunst des Fechtens üben. Die geschickte Fechterin zeigt in Gang und Haltung, in allen ihren Bewegungen eine Anmut, die, falls sie nicht angeboren ist, sehr wohl erworben werden kann.

M. Oberberg.



Prinzessin Waldemar von Dänemark
in der Uniform eines Feuerwehroffiziers.
Hofphot. Hohlenberg, Kopenhagen.



Amerikanischer Frauensport: Florettfechten.

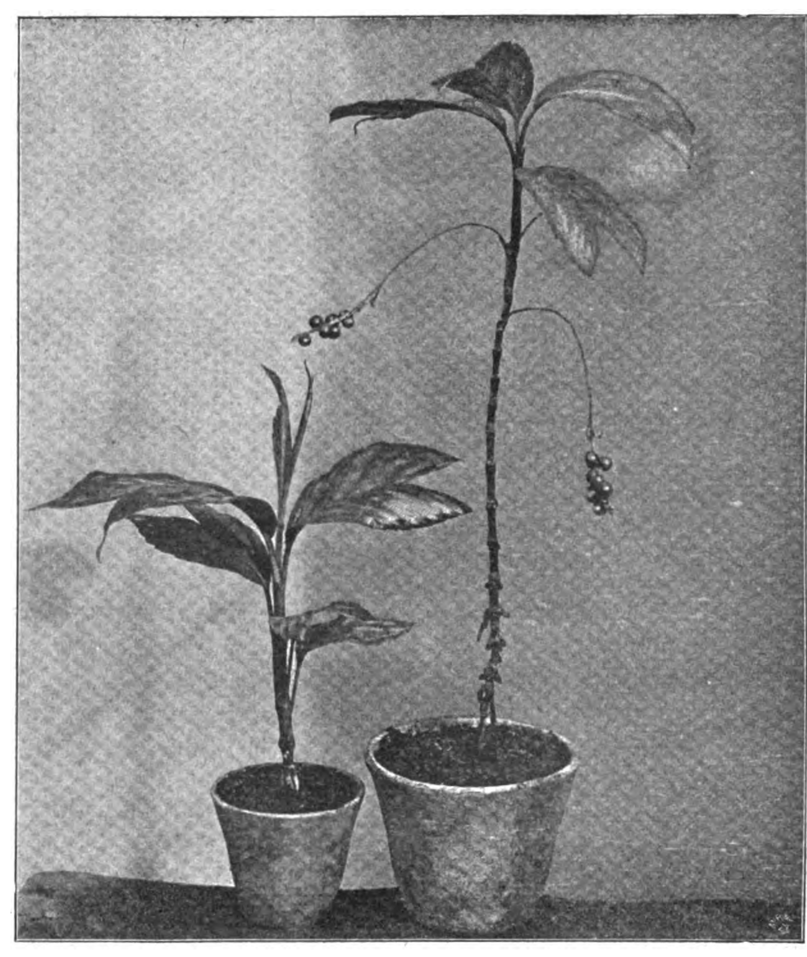


Ein Gang der bekannten amerikanischen Schauspielerin Grace George mit dem Fechtmeister Professor Senie.

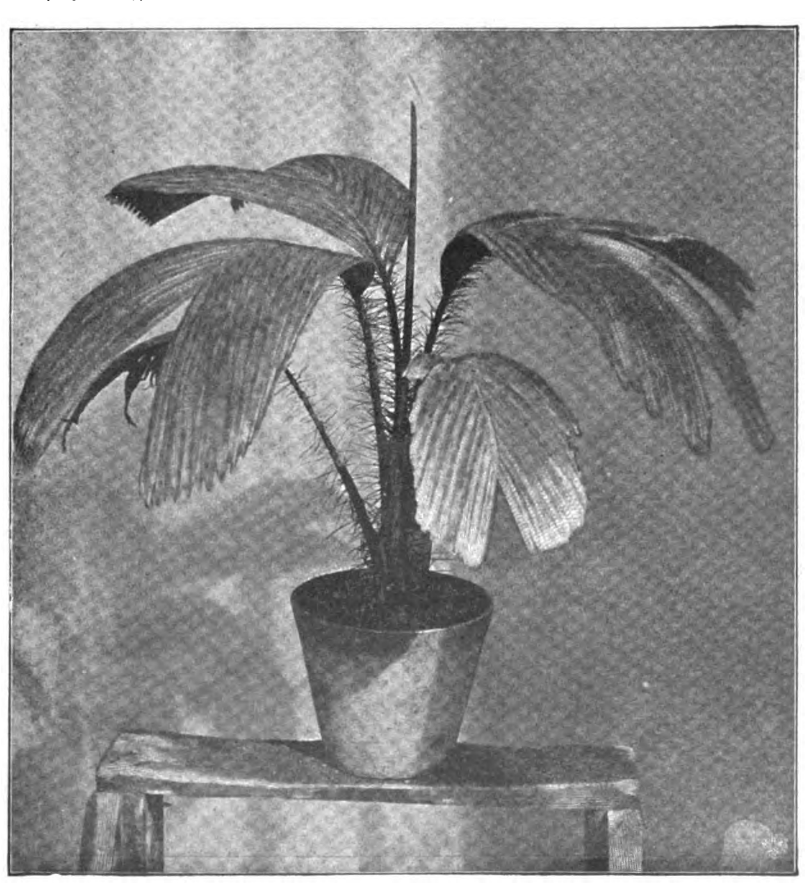
Seltene Palmen.

Hierzu 6 photographische Aufnahmen.

Die Liebhaberei für Palmen hat in den letzten Jahren wesentliche Fortschritte gemacht. In erster Linie hat dazu wohl beigetragen, daß jetzt alljährlich von der Riviera ganze Waggons junger, kräftiger Palmen bei uns eingeführt werden, die, weil sie im Freien kultiviert worden sind, große Widerstandsfähigkeit besitzen und sich bei uns nicht nur im Zimmer, sondern auch während der frostfreien Jahreszeit im Freien zur Dekoration verwenden lassen. Auch Palmen aus wärmeren Gegenden verlangen nicht unbedingt so sehr hohe Temperaturen, und gar viele von ihnen werden bei einiger Sorgfalt auch noch gut im Zimmer gedeihen. In der That ist die Zahl der im Zimmer kultivierbaren Palmen sehr groß, und sie steigt noch um ein Bedeutendes, wenn man im Zimmer ein kleines Glashäuschen, einen sogenannten Wardschen Kasten, aufstellt, in dem sich die Temperatur und die Feuchtigkeit der Luft sehr gleichmäßig halten. Die in ihnen aufgestellten Pflanzen werden einmal begossen und bedürfen dann vier, fünf, sechs Wochen lang keiner Bedienung! Sehr gute Resultate erzielt man auch schon, wenn man die Palmen in einem flachen Kasten oder auf einem Blumentisch mit Einsatz aufstellt und dann zwischen die



Zierliche Bergpalme.



Diebspalme

Töpfe Moos füllt, so daß diese bis an den Rand von Moos umgeben sind, das stets feucht gehalten werden muß.

Unter den Palmen, die in Kultur sind, giebt es nun häufige, seltenere und sehr seltene Arten. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß sie auch in der Heimat selten sind. Das seltene Vorkommen in der Kultur wird vielmehr durch verschiedene Umstände bedingt. Eine der Hauptursachen für das seltene Vorkommen gewisser Palmen in der Kultur ist die Eigentümlichkeit sehr vieler Palmensamen, daß sie ihre Keimkraft nur kurze Zeit behalten. Der Keimling, d. h. die junge Pflanzenanlage, ist bei den Palmen im Verhältnis zur Größe des Samens sehr klein. Er ruht in einer kleinen Vertiefung in dem sogenannten Nährgewebe, das die Hauptmasse des Palmensamens ausmacht. Dieses Nährgewebe ist in den meisten Fällen sehr fest; man denke z. B. an die Dattelkerne oder an die Steinnußknöpfe, die aus dem Nährgewebe des Samens einer Palme angefertigt werden. Häufig ist das Nährgewebe auch sehr fettreich, wie z. B. bei der Oelpalme oder der Kokosnuß. Der Keimling dagegen ist weich und zart. Er trocknet dementsprechend schneller aus als das ihn umgebende Nährgewebe, löst sich



Edle Bismarckpalme.

von solchen Pflanzen, wie Palmen, natürlich nur wenige Exemplare einsenden, denn diese verlangen eine ganz besonders sorgsame Verpackung und nehmen verhältnismäßig viel Raum in Anspruch. Trotz sorgfältigster Verpackung kommt es aber dennoch nicht selten vor, daß sämtliche Pflanzen auf der Reise zu Grunde gehen. Da sich diese Reisenden nicht längere Zeit an einem Ort aufhalten, so ist eine lebend in Europa ankommende Pflanze natürlich meist eine große Seltenheit. Hierher gehört z. B. Kentia Sanderiana (Abb. S. 74), die von dem berühmten Handelsgärtner Sander eingeführt wurde.

Wegen des kostspieligen Transports lebender Pflanzen ziehen manche Sammler das Einsenden von Samen vor, die natürlich auch mit aller erdenklichen Vorsicht verpackt werden, aber trotzdem, wegen des schnellen Schwindens der Keimfähigkeit, sehr häufig bereits tot in Europa ankommen. Bleiben solche Samen am Leben, so hängt es meist von ihrer Menge ab, ob die betreffende Art eine Seltenheit ist oder sein wird. So hatte in den siebziger Jahren der bekannte Afrikareisende J. M. Hildebrandt aus Westmadagaskar etwa hundert Früchte einer neuen Palme eingeschickt, die ihm durch ihre mächtigen Stämme und wie aus Metall gearbeiteten derben Fächerwedel aufgefallen war. Die Früchte kamen an den Berliner Botanischen Garten, wo sie

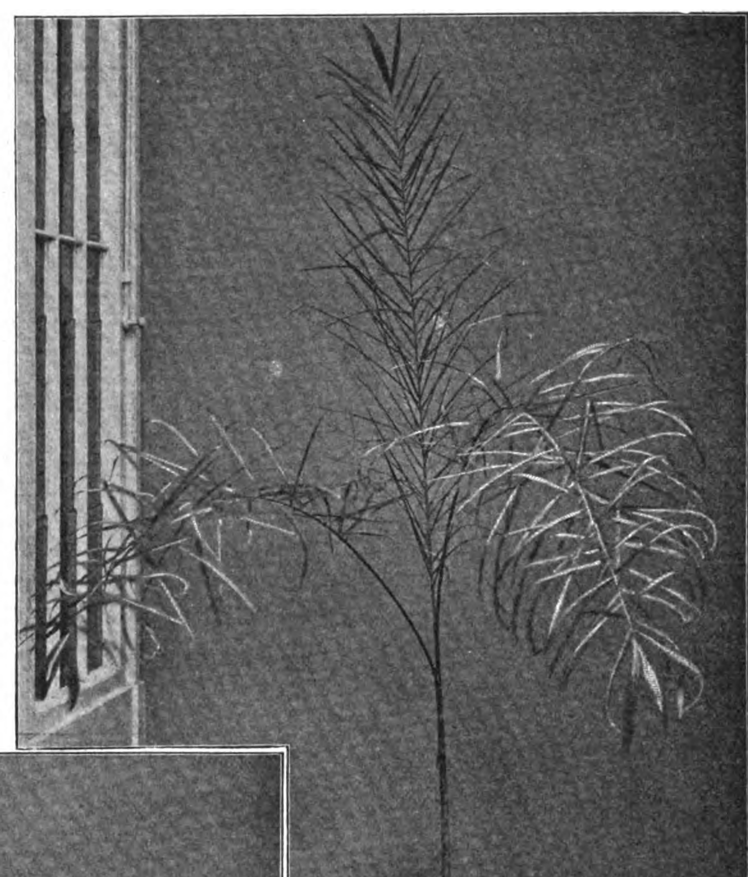
von ihm ab und kann dann nur schwierig von dem Nährgewebe, das ihn ja in der ersten Jugend ernähren soll, Gebrauch machen. Manche Palmensamen sind so empfindlich, daß sie, wenn sie einmal trocken geworden sind, überhaupt nicht mehr keimen. Hierher gehören in erster Linie die in feuchtwarmen Tropengebieten heimischen Palmen mit mehr oder minder reichlicher Bestachelung der Blätter, wie z. B. die Diebspalme (Abb. S. 72), deren schöne grüne Wedel dicht mit orangeroten Punkten übersät sind. Den wunderlichen Namen erhielt die Pflanze, weil von den drei zuerst nach Kew eingeführten Exemplaren der damals noch unbekannten Art eins von einem Gärtner gestohlen wurde, das dann in einer berühmten Palmensammlung auf dem Kontinent wieder auftauchte. Ein anderer Grund für die Seltenheit mancher Palmen ist der, daß sie aus solchen Gegenden stammen, die nur selten von Sammlern besucht werden. Ihre natürlichen Standorte kennen zum Teil nur ganz wenige Personen. Bekanntlich schicken große Handelsgärtnerfirmen alljährlich Gärtner in die Tropen, die für sie seltene Pflanzen, in erster Linie Orchideen, dann aber auch Palmen, Aroideen, Marantaceen u. s. w. zu sammeln haben. Diese Sammler können



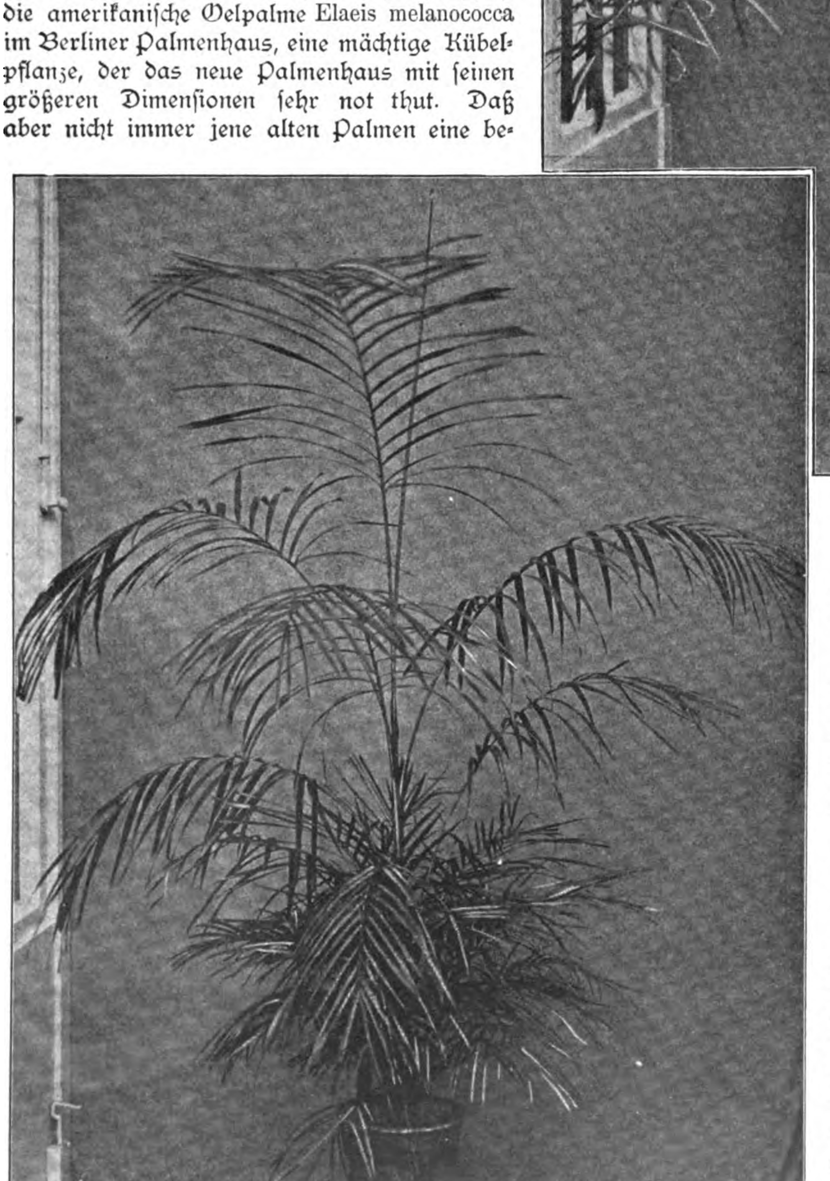
Ghiesbreghts Calyptrogyne.

ausgesät wurden und gut keimten. Die Pflanze wurde Bismarck zu Ehren Bismarckia nobilis (Abb. S. 73) genannt. Leider erwies sich diese neue Palme bei uns als sehr empfindlich, und so gingen nach und nach die meisten Exemplare ein. Der Preis einer Pflanze wird jetzt mit etwa tausend Mark bewertet.

Diesem allmählichen Aussterben in unsern Kulturen verdanken die meisten seltenen Palmen ihren Ruf als Seltenheiten. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts waren eine ganze Anzahl Sammler in Zentralamerika, wohl dem reichsten Palmenland der Erde, unterwegs und schickten von dort aus die Ausbeuten ihrer mühsamen Reisen nach Europa. Von den Palmen, die zu jener Zeit eingeführt wurden, hat sich nur wenig erhalten. Wohl eine der größten Seltenheiten in dieser Beziehung, weil sie die einzige Ueberlebende aus einer allerdings noch etwas früheren Epoche ist, ist die amerikanische Oelpalme Elaeis melanococca im Berliner Palmenhaus, eine mächtige Kübelpflanze, der das neue Palmenhaus mit seinen größeren Dimensionen sehr not thut. Daß aber nicht immer jene alten Palmen eine bedeutende Höhe erreichen, zeigt unsere Abbildung der Ende der fünfziger Jahre eingeführten Calyptrogyne Ghiesbreghtii S. 73.



Blaugrüne Bergpalme.



Sanders Kentia.

Einzelne Palmen sind auch künstlich zu Seltenheiten gemacht worden, so die reizende Chamaedorea glaucifolia (Blaugrüne Bergpalme) und die Chamaedorea tenella zierliche Bergpalme (Abb. S. 72), die als ganz alte Pflanze kaum einen halben Meter hoch wird. Unsere Abbildung zeigt von dieser Art eine ganz alte Pflanze mit Früchten und daneben einen Sämling dieser Pflanze in etwa 1/4 der natürlichen Größe.

Streng genommen sind die allermeisten Palmen selten, weil sie, wenn sie nicht durch Menschenhand verbreitet werden, meist nur einen sehr beschränkten Verbreitungskreis haben, der manchmal nur wenige Meilen Durchmesser hat. Eins der bekanntesten Beispiele hierfür liefert die sagenumwobene „Cocos de mer" Lodoicea sechellarum, die nur auf der Sechelleninsel Praslin wild vorkommt, von der aber der Berliner Botanische Garten zur Zeit fünf Sämlinge hat — ein wohl einzig dastehendes Faktum.

Dr. Udo Dammer.

Wintersnöte in der Vogelwelt.

Plauderei von Karl Neunzig.

Draußen ist's grimmig kalt. Wir im behaglichen Zimmer freuen uns beim Anblick der entlaubten Zweige der Bäume vorm Fenster, die, von glitzernden Eiskrystallen bedeckt, in märchenhafter Pracht erstrahlen, und über das blendende Weiß des frischen Schnees. Ein gewisses Gefühl des Behagens kommt über uns. Eine frisch angezündete Havanna zwischen den Lippen, setzen wir uns in die Sofaecke zur gewohnten Morgenlektüre. Zuerst die Telegramme — „Vom Rhein. Große Kälte. Erfrorene Vögel werden in Menge auf den Feldern gefunden."

Arme Vögel!

Mit unserer Behaglichkeit ist es zu Ende. —

Die Natur hat doch so gute Vorkehrungen getroffen, um ihre Geschöpfe vor den Unbilden des Winters zu schützen!

Dem einen giebt sie ein dichteres Fell. Andern hat sie die Gabe verliehen, beim Nahen des Winters in das Dunkel der Erde zu verschwinden und bei der auf ein Minimum zurückgedrängten Thätigkeit des Organismus gefeit zu sein gegen die Einflüsse der Kälte und der unterbrochenen Nahrungsaufnahme. Die Insekten suchen Schutz in der Erde, unter der Rinde oder im morschen Holz der Bäume, die Fische halten sich in der Tiefe der Gewässer oder am moorigen Grund, Reptilien und Lurche sitzen in Erdhöhlen, unter dem Moos oder in sonst geeigneten Versteckplätzen in lethargischer Ruhe.

Eine Anzahl Säuger treibt es in ungefähr derselben Weise. Sie legen sich Vorratskammern an für den Fall zu frühen Erwachens und verfallen dann, zumeist geborgen in tiefen Erdlöchern, in Baumhöhlen, unter Getreideschobern, in usurpierten oder auch selbstgefertigten warmen Nestern, in einen Zustand der Erstarrung. Die Atmungsthätigkeit ist dabei ganz gering, und einige von diesen Schläfern haben die für den Verbrennungsprozeß im Körper nötigen Stoffe in dicken Fettpolstern angesammelt.

Und die Vögel?

Fast gewinnt es den Anschein, als hätte die Schöpfung ihre lieblichsten Kinder etwas stiefmütterlich behandelt.

Da giebt es keinen Winterschlaf — im Volke spricht man allerdings davon. Den Vogel schützt vor der Kälte das dichte, wärmende Gefieder und vor allem die eigene Körperwärme. Ihre Produktion ist viel intensiver als bei andern warmblütigen Tieren. Wie wäre es sonst möglich, daß ein Spatz in irgendeiner offenen Wasserlache mitten im Winter ein „erfrischendes" Bad nimmt, ohne an seiner Gesundheit Schaden zu leiden?

Gegen die Kälte sind die Vögel unserer Zonen vollständig genügend geschützt, sie kann ihnen nichts anhaben; überdauern doch selbst Vögel aus den Tropen, die man zu Einbürgerungsversuchen aussetzte, unsern Winter ohne Beschwerde. Wenn aber dann, eine Folge der Kälte, den Vögeln die Möglichkeit des Nahrungserwerbs, die Möglichkeit der Erzeugung eigener Wärme genommen wird, dann beginnt eine trübe Zeit für unsere gefiederten Freunde, und die lieben kleinen Sänger kämpfen den schweren Kampf ums Dasein.

Der Kälte konnten sie wohl widerstehen, dem Hunger fallen ihrer viele zum Opfer.

Aber auch in der Vogelwelt steht man dem Nahen der „schlimmen Zeit" nicht thatenlos gegenüber.

Wir wissen, daß ein erheblicher Teil unserer Sommervögel uns verläßt — sobald die Nachkommenschaft soweit gediehen ist, daß sie den Kampf ums Dasein allein bestehen kann — um Gegenden aufzusuchen, wo der Tisch reichlich gedeckt ist.

Aber nicht allen denen, die die Heimat verlassen müssen, ist es vergönnt, rechtzeitig die große Wanderung in weite Ferne anzutreten. Da hat ein Paar Schwalben noch Junge im Nest, eine verspätete Brut. Die Liebe zu den Kindern ist mächtiger als der Wandertrieb; der Trieb, die Art zu erhalten, siegt über den der Selbsterhaltung. Noch bieten in der Luft umherschwirrende Kerfe genügende Nahrung. Wenn aber dann an kalten Tagen auch diese fehlen, dann geht es mit den Schwalben zu Ende. Die Hungernden verkriechen sich in allerlei Höhlungen, um sie nie mehr zu verlassen, oder sie suchen die gewohnten Schlafplätze auf im Schilf und Rohr. Doch während der Nachtruhe löst sich allmählich der schwache Fuß, und kraftlos gleiten sie hinab in die kalte Flut. Wenn dann zur Winterszeit tote Schwalben in Mauerluken, in Baumhöhlen oder im Wasser gefunden werden, spricht man im Volke vom Winterschlaf der Schwalben.

Aber nicht nur späte Bruten veranlassen Zugvögel, dem Wetter zu trotzen. Zeitweise Hemmung des Flugvermögens durch irgendwelche Verletzungen, allmähliche Anpassung an die klimatischen Verhältnisse, wie sie bei Staren, Lerchen, Buchfinken beobachtet wird, andauerndes mildes Wetter und mancherlei andere uns bisher unbekannte Ursachen bewirken, daß diese Vögel entgegen der Gewohnheit der Art die ungastliche Heimat nicht verlassen.

Die an Arten wie Individuen große Zahl der ständig in der Heimat bleibenden Vögel, der Jahresvögel, im Gegensatz zu den Sommervögeln, weiß den Nöten und Gefahren des Winters naturgemäß besser zu begegnen, als die durch äußere Verhältnisse zum Verweilen gezwungenen.

Eine merkwürdige und auffällige Veränderung geht in der Lebensweise dieser Vögel vor sich. Es erwacht in ihnen, die während des Frühjahrs und Sommers ihr Wohngebiet eifersüchtig überwachten und jeden Eindringling aufs heftigste befehdeten, ein ausgesprochenener Trieb zur Geselligkeit, und zwar nicht nur zu den Genossen der eigenen Art, sondern auch zu andern Vögeln, die gleichen oder ähnlichen Lebensbedingungen unterliegen. Man vereinigt sich zu einer Art von Genossenschaft, deren Zweck es ist, gemeinsam auszuziehen zum Erwerb der Nahrung und bei anbrechender Dunkelheit einen geschützten Platz zur Nachtruhe zu suchen.

Solange der Winter nicht mit seiner ganzen Strenge auftritt, mit heftigem Schneefall und Frost, kann von einer Not der Vögel kaum die Rede sein. Noch nicht bestellte Aecker und Brachland bieten in verstreutem Unkrautsamen, häufig auch noch in den auf dürren Stengeln

haftenden gefüllten Samenkapseln, in ausgefallenen Getreidekörnern und auch noch hier und da in nur oberflächlich an geschützten Stellen geborgenen Kerfen und Würmern allerlei Nahrung. Die Bäume an Feldwegen und Landstraßen haben den reifen Samen abgeworfen, Wacholder, Hartringel und Schneebeerensträucher tragen reife Frucht, und unter dem Waldmoos, in und unter der Rinde der Bäume, in Astwinkeln, Baumlöchern und unter dem Laub versteckt sind zahlreiche Kerfe, deren Eier, Larven und Puppen. Das alles bietet vorerst noch genügende Nahrung, deren Auffinden erschwert, aber doch möglich ist.

Mit einem Schlag kann sich das ändern. Anhaltender Regen, wie er im Vorwinter häufig eintritt, stellt sich ein, und nachts, besonders in den frühen Morgenstunden, sinkt die Temperatur unter Null. Der Erdboden, Bäume und Sträucher sind mit einer harten Eiskruste überzogen, und das, was sie an Nahrung bergen, ist besonders den dünnschnäbligen Insektenfressern, den Meisen, Baumläufern und den kleinsten und zartesten, den Goldhähnchen und Zaunkönigen, vollkommen unzugänglich.

Doch der Körper verlangt dringend nach Nahrung. Die Nacht war lang, und die wenigen Stunden des Wintertages hatten kaum genügt, um die zur Erhaltung nötige Nahrung in genügender Menge zu sammeln. Und nun vergegenwärtige man sich das Nahrungsbedürfnis gerade dieser kleinsten Vögel. Die Gewichtsmenge der täglich aufzunehmenden Nahrung übersteigt bei ihnen das Gewicht des eigenen Körpers beträchtlich. Die Not zwingt sie, den geliebten Wald zu verlassen und sich den Wohnungen der Menschen zu nähern. Hier finden sie an geschützten Stellen des Gartens, an Zäunen, Stallgebäuden und Dungstätten doch noch etwas, um den nagenden Hunger zu stillen. Wer in der Sommerszeit niemals Vögel im Garten sah, wird sie jetzt dort finden. Ist aber die harte Eiskruste allmählich geschwunden, so geht es mit fröhlichem Gezwitscher zurück in den Wald.

Bald aber wirbeln Schneeflocken lustig vom Himmel, und strenger Frost bewirkt, daß sie nicht wieder schwinden. Der Winter fordert seine ersten Opfer. Das Rotschwänzchen, das sich durch die anfangs milde Witterung verleiten ließ, nicht wie die Genossen gastlichere Gegenden aufzusuchen, ist, durch Nahrungsmangel entkräftet, dem ersten heftigeren Ansturm des Winters erlegen und mit ihm noch viele andere gefiederte Sänger, die uns unter normalen Verhältnissen, wenn der Sommer zur Neige geht, verlassen.

Und unsere Jahresvögel? Sie sind im ganzen besser auf den Winter vorbereitet. Sie nähern sich jetzt den bewohnten Ortschaften, sie suchen die Nähe des Menschen und auch seine Hilfe, die ihnen häufig gern gewährt wird. Ueberall rings um die Dörfer sammeln sie sich, um hier und da von den Tennen ein Körnchen zu naschen oder an dem für die Hühner bestimmten Mahl teilzunehmen. Aber auch in die großen Städte nehmen sie ihre Zuflucht.

Wie sehr muß die Armen der Hunger plagen, daß sie die angeborene Scheu vor dem Menschen, dessen Nähe die meisten von ihnen sonst meiden, vergessen?

Schlimmer noch sind die Vögel daran, die die Hilfe des Menschen nicht gern in Anspruch nehmen und deshalb bewohnteren Ortschaften fernbleiben. Fast ist es ein Rätsel, wie diese Vögel ihr Dasein fristen. Viele von ihnen gehn durch Hunger und Kälte zu Grunde. Andere werden ermattet dem Raubzeug, gefiedertem wie vierbeinigem, eine leichte Beute.

Aber auch in der Vogelwelt gilt zuweilen das Sprichwort „Not kennt kein Gebot". Da wagt es der scheue Grünspecht, an einer Scheune dicht am Waldrand mit kräftigen Schnabelhieben das morsche Gebälk zu bearbeiten, um im Holz versteckte Würmer zu erbeuten, ihm folgt ein Flug Meisen, wohl wissend, daß der kräftigere Schnabel des größeren Vogels auch ihnen manchen Bissen zugänglich macht.

Etwas Aehnliches können wir auch auf dem Feld beobachten. An einer schneefreien Stelle haben die hungrigen Schwarzröcke, die Krähen, den gefrorenen Boden mit dem Schnabel gelockert; das machen sich allerlei Finkenvögel, Lerchen und selbst Stare zu nutze und durchwühlen das lose Erdreich, um irgendetwas Genießbares zu finden.

Was ist für Vögel in der Wintersnot nicht alles genießbar! Zeuglappen und Bindfaden hat man im Kropf von Rebhühnern gefunden, im Kropf und Magen von Krähen vielfach eine Menge von Steinen und Pferdekot.

Das Frostwetter dauert an, und noch immer deckt hoher Schnee die Erde. Aber schon häufiger zeigen sich Flüge von Staren und lassen von Bäumen und Dachgiebeln herab ihr fröhliches Geschwätz hören, Buchfinken machen sich überall bemerkbar, sie scheinen die Rückkehr der im Süden weilenden Weibchen nicht erwarten zu können. Dem Wetterkundigen auf dem Lande sind das Zeichen bevorstehender Erwärmung und baldigen Eintritts von Tauwetter.

Der Winter geht zur Neige. Die Kraft der die Erde aus dem Bann des Eises befreienden Sonne nimmt stetig zu.

Seidenschwanz, Schneeammer, Leinzeisig und andere Wintergäste aus dem hohen Norden kehren in die Heimat zurück, und die ersten Wanderer aus den Reihen unserer Sommervögel stellen sich wieder ein, bald auch in größeren Scharen.

Man sagt, die Vögel wären gute Meteorologen.

Aber die Wanderlust und die Liebe zur Heimat läßt sie nur allzu unvorsichtig handeln. Sie kommen in der für die Vogelwelt verhängnisvollsten Periode des Winters, in der vogelmörderischen Zeit unerwarteter Witterungsumschläge.

Eben noch ist das Wetter milde, und der Erdboden, Bäume und Sträucher triefen vom Wasser des geschmolzenen Schnees. Ueber Nacht aber stellt sich wieder einige Tage andauernder Frost ein, und eine harte, undurchdringliche Eiskruste hat alles überzogen. Die noch eben freudig in die Heimat Zurückgekehrten werden durch die unheilvolle Witterung des Nachwinters dahingerafft.

Auch die Hilfe tierliebender Menschen versagt meist in solchen Fällen, weil man es bei der milden Witterung nicht mehr für nötig hielt, den Futterplatz zu beschicken. Gerade im Nachwinter aber sollte man sein Scherflein zur Erhaltung unseres Vogelbestandes beitragen und für die Hungernden sorgen. Dazu gehört aber auch vor allen Dingen, daß man den Tieren dasjenige richtige Futter reicht, das ihren Lebensgewohnheiten entspricht, und auch nicht das Wasser vergißt, da die Vögel empfindlichen Durst zu leiden haben.

Ein Vogel, der sich sättigen kann, erfriert nicht!



Die Schönste unter der Sonne.

Eine Erinnerung vom Kongo.

Von A. Schoebel.

Ein verlorener Ort da unten an der afrikanischen Küste.

Die Täuschung einer Schneelandschaft vorspiegelnd, beschien das Licht der Sterne und eines mächtigen bleichen Mondes grell und weiß die flachen Sanddünen, die sich in endloser Kette hinter den kahlen Ufern dehnten.

Aus der Ferne hörte man das Meer eintönig rauschen, vom Innern des Landes schallte hin und wieder das Bellen eines Schakals herüber. Die Hunde auf der kleinen europäischen Station hoben dann knurrend die Köpfe von den Pfoten oder kläfften kurz und scharf auf.

Drei Männer saßen auf der schlichten, über einer hohen Balkenanlage errichteten Veranda des langgestreckten Holzwohnhauses. Drei Europäer, rauchend und trinkend.

Ein überragendes Dach hielt das grelle Sternenlicht des Südens ab — ihre Gesichter zeigten sich dann und wann von dem roten Funkenfeuer erhellt, das an den Spitzen ihrer Zigarren glühte.

Der Jüngste der drei ließ unter der dichten wollenen Decke, die ihn gegen die empfindliche Kühle der Tropennacht schützte, einen athletischen Wuchs ahnen. In mächtiger Wölbung dehnte sich seine Brust, wie gemauert stand die Stirn über einem Paar unruhiger, flackernder, tiefliegender Augen. Die Farbe seines Gesichts setzte sich fast schwarz ab gegen das Weiß des Burnus und das Rot des Fes, der zurückgeschoben auf den dunklen Haaren saß.

Den Nächstältesten hatte die Aequatorsonne zur Mumie ausgetrocknet. Es schien, er würde eines Tags in Fasern zerfallen, wie eine ihrer Deckblätter beraubte Zigarre. Er lachte öfters ohne Grund gluckfend auf, ein listiger Blick glitzerte dann aus seinen schmalen, grauen Augen hervor.

Der Dritte im Bunde, ein berühmter Afrikaforscher, der den dunklen Erdteil kreuz und quer durchzogen hatte, glich geradezu einer Versteinerung. Mit allen Salben geschmiert, durch alle Feuer gegangen, schien er am Dasein nichts Ueberraschendes mehr finden zu können. Freud und Leid mochte er ausgemessen haben, dem Tod hundertmal entronnen sein. Nur selten ließ er ein Wort hören. Sein ganzes Wesen machte den Eindruck gespannten Wartens. Sehnte er das Ende dieses Lebens herbei? Hoffte er auf eine erneute Inkarnation nach dem Tode? Er verriet seine Gedanken darüber nicht.

Die drei Männer saßen seit geraumer Zeit schweigend, vom Qualm ihrer Zigarren eingehüllt.

Endlich reckte sich der Jüngste, der Athletische, empor, daß der aus Bambus geflochtene Stuhl unter ihm knarrte.

„Diese dunklen Weiber sind mir verhaßt," brach er aus, „und was wir von Europäerinnen hier haben, das ist alles letztklassig, verboten häßlich — abgestandene Ware, die uns der alte Kontinent drüben zugesandt hat."

Der Dürre lachte sein gluckfendes Lachen. „Freundchen, wer unter die Afrikaner geht, der lasse die Hoffnung auf galante Abenteuer hinter sich." Seine knöcherne Hand fiel auf die Tischplatte. „Hier gilt einzig der Mann, nicht der Salonheld. Sie können Paris nicht vergessen und Ostende! Ich fürchte, ehe wir's uns versehen, sind Sie fahnenflüchtig geworden."

Der Große, Stumme stieß einen Ton aus, in dem sich Spott mit düsterer Ergebung seltsam mischte.

Der Jugendliche verstand den Ton zu deuten: „Sie meinen, Doktor, wer einmal dieser Hexe Afrika verfallen ist, der kann ihr nie und nirgend mehr entrinnen?"

Der Angeredete nickte, und alle drei versanken aufs neue in Schweigen.

Plötzlich bellten die Hunde laut und wütend und rissen an ihren Ketten. Eine Schlange mochte unter den Trägern der Veranda hindurchgleiten.

Der Große, Schweigsame hob den auf die Brust gesunkenen Kopf. „Die dunklen Weiber seien Ihnen verhaßt — sagten Sie nicht so, Stachwitz?" Er schleuderte seine Zigarre über die Brüstung der Veranda. „Was haben Sie denn gesehen davon? Sklavinnen, Lasttiere, verprügelte Bestien!"

Der Gefragte zuckte die Achseln.

Der berühmte Afrikaforscher saß wiederum regungslos. Unheimlich sah er aus in dieser finsteren Versunkenheit. „Aber ich — aber ich —" sagte er dann, langsam, schwer, als müsse er sich selbst jedes Wort abkämpfen. „Ich habe die Schönste unter der Sonne gesehen."

Seine beiden Gefährten fuhren auf, einen Zug von Unglauben und Verdrossenheit im Gesicht, als fürchteten sie, zum Narren gehalten zu werden.

„Ich habe sie gesehen. Und noch heut müßte sie Tag und Nacht um mich sein, wenn nicht — —" Er brach ab.

Das Geklirr der Hundeketten, das Kläffen der aufgeregten Tiere zerriß weiter die Stille der Nacht.

Stachwitz strich auf der rauhen Tischplatte ein Zündholz an. „Sie haben uns Appetit gemacht, Doktor, und jetzt nehmen Sie uns den Bissen vom Munde fort. Freilich, wer dürfte sich auch rühmen, Ihnen mehr als zwei oder drei Sätze abgerungen zu haben."

Der „Afrikaner" bückte sich tief, tief. Es war, als schaue er in sich selbst hinein, in seine Seele, die unter einer Erinnerung erglühte. Er hatte ein Gefühl, als müsse ihn diese Erinnerung zersprengen, zerreißen, wenn er sich nicht von ihr befreite.

„Hören Sie," sagte er mit gepreßter Stimme. Der Schweiß stand ihm auf der Stirn, trotzdem der Nachtwind kühl ging und vom Meer ein scharfer Salzhauch herüberwehte. In seiner gebückten Stellung begann er zu erzählen:

„Fünf Jahre sind es her. Auf den Punkt fünf Jahre. Gelegentlich unserer großen zentralafrikanischen Expedition waren wir bis nach Bumba gelangt, ich und Conville. Armer Kerl! Er ist längst ‚ehrenvoll verspeist'. Wir hatten Strapazen aller Art hinter uns, Hungersnot, Wassersnot, Meuterei, Fieber- und Heuschreckenplage. Da unten am Kongo dachten wir nun zu rasten, neue Kräfte zu sammeln. Die Station in Bumba fanden wir ganz nach Art europäischer Wohnsitze angelegt, wenn auch die einfachsten sanitären Rücksichten sich stark vernachlässigt zeigten. Aber schließlich, es war ein fideles Gefängnis nach der Hundeexistenz, die wir nun fünf Monate hindurch geführt hatten.

„Der chef de poste, ein ebenso liebenswürdiger als lebenslustiger Holländer, sorgte in geradezu glänzender Weise für unsere Unterhaltung. Er ließ uns den Schauris und Festen der Eingeborenen beiwohnen, er machte uns mit mancher interessanten Eigentümlichkeit der dortigen Stämme bekannt. Die Bevölkerung ist ziemlich dicht in jener Gegend des Kongo, die Station liegt umkränzt von Dörfern. Die Männer treiben Fischfang, die Frauen zeigen eine besondere Geschicklichkeit im Flechten von Matten und Körben.

„Eines Tags sprach ich unserm Wirt gegenüber meine Bewunderung für den geradezu tadellosen Wuchs aus, den ich an der Mehrzahl der Bumbamädchen wahrgenommen hatte. Er lächelte geschmeichelt, als habe mein Lob etwa Töchtern von ihm gegolten. ‚Tanzen sollten Sie diese Naturkinder sehen!' entgegnete er. Und nach kurzem Nachdenken fügte er hinzu: ‚Warten Sie. Vielleicht läßt sich da etwas arrangieren. Geben Sie die geplante Flußpferdjagd auf, und an einem der nächsten Abende soll Sie ein Schauspiel erwarten —' Er schnalzte mit der Zunge. ‚Im alten Europa dürften Sie schwerlich Aehnliches gesehen haben.'"

Der „Afrikaner" sank noch weiter vornüber. „Im alten Europa —" wiederholte er wie geistesabwesend. Und dann starrte er vor sich hin. Erst allmählich belebte sich sein Blick. Er fuhr fort zu erzählen:

„Es war am zweiten Tag nach diesem Gespräch. Die Stunde, die alles vergoldet, lag über der Erde, die Stunde vor der langen Dämmerung jener Zonen. Unser Wirt, Conville, und ich sowie unser schwarzer Dolmetscher hatten es uns auf der Veranda des Stationshauses bequem gemacht. Bananenkognak, Pombe sowie ein paar Flaschen „Bock" standen vor uns, letztere das Geschenk deutscher Freunde an den chef de poste. Wir beobachteten ein merkwürdiges Schauspiel, das uns stets von neuem Interesse abzwang. Mit unheimlicher Pünktlichkeit breitete sich allabendlich ein mächtiger Schatten über den blauleuchtenden Strom, dessen Glitzern verlöschend. Unter Brausen und Rauschen erschienen Schwärme wilder Vögel. Sie ließen sich auf den der Station gegenüber aus dem Wasser tauchenden Inseln nieder, um vor Sonnenaufgang wieder davonzufliegen, irgendwohin, ins Unbekannte.

„Die dunkle, lebendige Wolke war vorübergezogen. Unsere Blicke ruhten, der Heimat gedenkend, auf dem Blumenparterre, das, völlig nach abendländischer Weise vor dem Wohnhaus angelegt, sich fast bis zu dem flachen Ufer des Kongo hinüberstreckte. Auf den Beeten wucherten in üppiger Fülle Tropenblumen von wunderbaren Formen, mit wilden, fast drohenden Angesichtern, brennend in einem unausdenkbaren Farbenzauber. Der Sand der schmalen Wege leuchtete wie Gold zwischen dem Blau, dem Gelb, dem tiefen Violett. Winzige, rötlich schillernde Insekten hingen wie fliegendes Feuer in der Luft. Wir spürten sie bei jedem Atemzug auf der Zunge.

„Plötzlich erklang Trommelwirbel hinter dem Haus und mischte sich in das Rauschen der breit und voll auf den Strand laufenden Wellen des mächtigen Stroms.

„Unser holländischer Wirt blickte auf die Uhr. Dann hob er sein gefülltes Glas: ‚Jetzt passen Sie auf, meine Herrn.' Er lächelte. ‚Meine Blumen wird's freilich kosten.'

„Ein seltsam dumpfes Geräusch wie das Auffallen zahlloser Füße auf weichen Boden wurde hörbar. Unten flog es herbei, von rechts, von links. Scharen schlanker Bumbamädchen waren es, lebendig gewordene Bronzen. Sie trugen die landesübliche sparsame Tracht und um den Hals zahllose feine Schnürchen aus weißen Perlen geflochten, die von dem braunen Körper, den kohlschwarzen Haaren ebenso grell abstachen wie die zwischen den nelkenroten Lippen blitzenden Zahnreihen.

„In rascher Flucht zum Strom hinab teilte sich der Schwarm in kleinere Trupps, und an die Spitze jedes Trupps stellte sich eine Art von Anführerin. Diese trug auf dem Kopf einen flachen, blumengefüllten Korb, den sie, ohne ihn mit den Händen zu berühren, geschickt balancierte.

„Die braunen Mädchen nahten jetzt in priesterlich feierlicher Weise. Sie zogen bis zu unserer Veranda heran und knieten nieder, die Arme über der Brust kreuzend. Ich schätzte die Menge der Tänzerinnen auf etwa hundertundfünfzig.

„Unser Wirt lehnte sich weit über die Brüstung hinaus und rief ein Wort über die kniende Schar hin.

„Da sprangen die Mädchen auf, und nun entfaltete sich ein berückendes Schauspiel. Die Bronzeleiber begannen sich in anmutigen Verschlingungen zu regen, die schlangenweichen, durch keine kulturellen Vorrichtungen entstellten Glieder gerieten in ein zitterndes Vibrieren. Und dazu blitzten die Zähne, die dunklen Augensterne, die in bläulicher Milch zu schwimmen schienen. Die unverbildeten Füßchen, die kein Schuh, keine Sandale je gedrückt hatte, flogen zwischen den leuchtenden Blumen der Beete umher, die Arme hoben sich, senkten sich, grüßten uns.

„Und eins von den Mädchen —" die harte Stimme des „Afrikaners" wurde dunkel und weich — „eins von den Mädchen grüßte mich, mich vor den andern. Eine der Anführerinnen. Ihr Korb, mit Feuerblumen gefüllt, schwankte auf dem dunklen Köpfchen gleich einer

Riesenmohnblume. Unter den verwegensten Beugungen und Drehungen glitt er nicht zu Boden.

„Sie war reizend. Zart, schlank, biegsam, alle Gelenke mit rassiger Feinheit gefesselt — ihr Wuchs das Vollendetste, was eine Künstlerphantasie sich erträumen würde. Die dunkle Hautfarbe konnte einen alten Afrikaner wie mich nicht stören. Was ist sie schließlich anders als eine besonders ausgesprochene Schattierung des Brünett? Kaum fünfzehn Sommer mochte die Tropensonne die Kleine beschienen haben. Das Gesicht zeigte freilich die dem Stamm eigene Flachheit der Züge, doch gemildert durch eine gewisse Lieblichkeit des Ausdrucks, durch eine sanfte, rührende Trauer, die darüber gebreitet lag. Man achtete zudem nur auf die Augen. Prachtvolle Augen, von dem Glanz und der Unschuld, wie wir sie bei Gazellen oder Antilopen finden. Sprechende, unvergeßliche Augen!

„Sie wollte mir als die Königin dieser Tänzerinnen erscheinen, sie anführend, sie mitreißend, sie gleichsam inspirierend durch ihre triumphierende Freude, ihre unfehlbare Sicherheit. Als ein Rieseln von Feuer und Licht goß sich das Abendrot über den mänadenhaften Wirbel aus, in dem alle diese bronzenen, metallisch erglänzenden Glieder jetzt zitterten.

„Atemlos betrachtete ich das wundervolle Schauspiel. Die brennenden Teppiche der Beete, das Gold der geschlängelten Wege und darauf die Fülle von frischester Jugend, von urwüchsiger Lebenskraft — das alles sich abhebend von dem gewaltigen Hintergrund des königlichen Stroms, der wie ein Stück Himmelsbläue leuchtete.

„Der Trommelwirbel schwoll immer stärker an und brach dann mit einem Schlag ab. Wie festgezaubert standen die Mädchen. Und während ein strahlendes Lächeln sich langsam über ihre Züge breitete, neigten sie die Köpfchen nach rechts, nach links und bückten sich schließlich zu den Beeten hinab, um Blumen davon zu pflücken. Ein Bombardement begann. Süßduftend flogen die Geschosse durch die Luft. Die meisten von ihnen trafen das reizende dunkle Kind mit den Antilopenaugen. Aus einem bunten Hügel erhob sie sich schließlich in holder Auferstehung. Etwas Ueberraschendes kam jetzt. Die ganze Schar lagerte sich im Halbkreis um sie her, jede von ihnen eine große Blume wie einen Fächer sanft bewegend.

„Und sie, sie tanzte allein. Dicht unter unserer Veranda. Den Korb hatte sie jetzt niedergesetzt. Und weiter grüßten mich ihre sprechenden Augen. Bei dem Rauschen der abendlich bewegten Wellen hob sie die Arme und schwebte zwischen den lebendigen Kulissen umher. Sie tanzte, als seien ihr Flügel gewachsen. Ihr wundervoller Leib erblühte gleichsam, die aufgewirrten Haare wehten wie schwarze Schleier darüber her. Mit hundert Augen hätte man auf sie blicken mögen, um dieses berückende Spiel der Linien voll zu erfassen. Jetzt drehte sie sich um sich selbst, rasch, immer rascher. Ihre Glieder schienen sich zu vervielfältigen, zehnfach erblickte man die schlanken Arme, das dunkle Köpfchen. Ein toller, toller Wirbel und dann ein Sprung — in dem Blumenhügel war sie verschwunden. Die Gefährtinnen drängten sich um sie her, verdeckten sie, führten sie fort. Das Schauspiel war zu Ende."

Der „Afrikaner" atmete schwer. Stachwitz streckte ihm die Hand entgegen. „Nach Bumba brech ich auf, sobald es angeht. Dank Ihnen, Doktor, für den Fingerzeig."

Der Dürre gluckste ein paarmal. „Frauenjäger!" bemerkte er spottend, unter einer Beimischung von Verachtung. „Wir sind nicht hier, um unerhörten Genüssen nachzugehn. Wir sind hier, um Raum zu schaffen für die auf dem alten Kontinent zusammengedrängten Völker, um Kulturarbeit zu verrichten! Wir sind hier, um zu leiden, zu bluten, zu sterben, wenn es sein muß!"

„Um zu leiden, zu bluten," wiederholte der „Afrikaner" dumpf. „Meine Geschichte ist noch nicht zu Ende." Er strich sich über die Stirn. „Ich habe die Blume der Wildnis wiedergesehn. Oft, lange. Sie war reizend. Blutjung. Und von einer Frische —! Ich brauchte sie nicht zu suchen. Schon am Morgen nach dem Tanz kam sie auf die Station, um Matten und Körbe anzubieten. Sie kniete vor mir nieder, sie kreuzte die Arme. Das ist nichts Ungewöhnliches bei den dunklen Frauen, wie Sie wissen. Aber hier war es nicht das Zeichen des Grußes — es war das Symbol einer bis in den Tod reichenden Unterwürfigkeit und Treue. Dieses Kind folgte einem Instinkt wie ein edler Hund, als es meiner Fährte nachging — witterte mich aus, wo ich mich auch befinden mochte, denn häufig tauchte die biegsame Gestalt unvermutet vor mir auf, während ich jagte oder die Umgegend durchstreifte. Kein Tag verfloß ohne ein Wiedersehn.

„Nur selten suchte ich nach Verständigung durch meinen Dolmetscher. Die ungelenke Sprache der Wilden konnte ja nicht wiedergeben, was das zarte Herz bewegte. Oft blickte sie mich minutenlang stumm an mit den wunderschönen Tieraugen, voll reizender Freudigkeit — öfter aber noch mit einer unendlichen Trauer. Die Essenz ihrer unschuldigen Zuneigung stieg gleichsam zu mir auf, wenn sie in einer ihrer unterwürfigen Stellungen herbeikam. Ich fühlte die Kruste schmelzen, mit der ein langes Leben voll schmählicher Erfahrungen mich gepanzert hatte — diese kleine Afrikanerin gab mir den Glauben an das Weib zurück."

Er stöhnte. „Sie wollte nichts, als mir dienen, als mich durch ihren Tanz, ihre kleinen Künste erfreuen, mir ein Lächeln ablocken. Nie hat sie das kleinste Geschenk von mir angenommen. Sie verschmähte die grellbunten Baumwollstoffe, die glitzernden Glasperlen, nach denen die afrikanischen Weiber bekanntlich ebenso lüstern sind wie zivilisierte Lebedamen nach Diamanten und Brokat. Dabei überschüttete sie mich mit Gaben. Sie flocht Matten und Körbe für mich. Ihre Phantasie war gleichsam erwacht. Sie wirkte bunte Verzierungen durch ihre Arbeiten hin, gab ihnen unerhörte Formen. Sie wurde zur Künstlerin. Eines Tags brachte sie mir einen gezähmten Rosenkakadu, ein entzückendes Tierchen, das ich jahrelang besessen habe. Der ganze Grund seines Gefieders leuchtete von einem herrlichen dunklen Rosenrot, das sich an der Spitze der Federn in ein schneeiges Weiß verlor. Auch mit Arzeneien und

Geheimmitteln versorgte sie mich, die sie von einem großen Zauberer ihres Stammes erhalten haben wollte. Ich erinnere mich an einen Zweig mit hochroten Beeren, deren Saft, auf Haut und Waffen gestrichen, vor dem Tod schützen und zugleich die Befähigung verleihen sollte, Herr über viele Sklaven zu werden.

„Das ging so eine Weile. Ich gewöhnte mich an meine kleine Antilope, wie ich sie nannte, sie wurde zum Bestandteil meiner Existenz. Da machte ich durch Zufall eine Entdeckung. Wie eine Schlange herangekrochen, im Busch lauernd, belauschte ein Bumbajüngling unsere unschuldigen Zusammenkünfte. Ein schöner Mensch war's, den die häßliche Tracht der landesüblichen Pumphosen nicht zu entstellen vermochte.

„Die Kleine schien ihn zu fürchten oder für mich zu fürchten. Sie erbebte, als sie seiner ansichtig wurde. Sie kam seltener von da an, blieb endlich ganz aus. Von einer geheimen Unruhe getrieben, durchstreifte ich die Dörfer, um sie zu suchen. Ich konnte mir nicht verhehlen, daß mein Herz, das ich seit Jahren nur wie einen Stein in der Brust gefühlt hatte, weich wurde unter dem Frühlingshauch dieser zarten, mir so unschuldig gebotenen Neigung — daß mich ein wahnsinniges Sehnen erfaßt hatte.

„Endlich fand ich sie. Sie saß vor einer armseligen Hütte, an einer Matte flechtend. Ihre feinen, schmalen Finger schienen sich zu verdoppeln bei der Arbeit, so emsig schlangen sie das Rohr ineinander. Um sie herum auf der Erde lagen kleine rote Blumen verstreut, die wie Blutstropfen glühten. Sie sang eine der melancholischen Weisen ihres Volks. Als sie mich erblickte, schlief ihr das Lied auf den Lippen ein. Sie heftete die glänzenden, traurigen Augen auf mich, warf dann unter einem gellenden Naturlaut der Freude die Matte von sich, sprang auf und begann im Kreis um mich herumzulaufen. Endlich kniete sie nieder. Jede Muskel an ihr zitterte. Sie legte das Köpfchen ganz flach auf den Boden — in den Staub. Ich wollte mich zu ihr niederbücken, sie aufheben, sie zum erstenmal berühren, ihre großen Rätselaugen küssen —"

Der „Afrikaner" richtete sich ein wenig auf aus seiner gebeugten Haltung. Mit riesigen, zitternden Pupillen blickte er vor sich hin. „Da hörte ich hinter mir in dem weichen Sand ein Tappen. Wie das elastische Auffallen von Tierpfoten im Sprung klang es. Bevor ich mich umwenden konnte, langte in Gedankenschnelle ein brauner Arm um meinen Rücken herum. Ich sah etwas blitzen. In dem zarten, gebeugten Nacken meiner kleinen Antilope stak ein Messer.

„Wie ein wildes Tier brüllte ich auf, griff zu, um den mörderischen Arm zu packen. Er war mit Fett gesalbt und entglitt mir. Ich sah den Verbrecher entlaufen und erkannte in ihm jenen Bumbajüngling, der uns belauscht und der vermutlich beleidigte Liebe gerächt hatte. In Panthersätzen sprang ich ihm nach — Tatzen waren es, die ich in seine Schulter schlug — der Schaum stand mir vor dem Mund. Von rückwärts her hab ich ihn erwürgt."

Voller Genugthuung streckte der „Afrikaner" seine Hände vor sich hin, deren Sehnen wie aus Stahl geflochten unter der Haut lagen. Durch die milchige Sternendämmerung blitzten seine Zähne raubtierartig. „Dann kehrte ich an die Unglücksstätte zurück. Das Gesicht im Staub lag das arme kleine Opfer, noch in der letzten Stunde seine Demut durch diese unterwürfige Stellung besiegelnd. Der Messerstoß hatte den Puls des Lebens getroffen. Tot war das reizende Geschöpf, das wie ein schuldloses Tier flüchtig über die Erde gegangen, das keine Bosheit gekannt und das sterben mußte, weil es liebte — —"

Die Stimme des Sprechenden klang leise, schien sich zu verflüchtigen, in jenes Schattenreich der Erinnerung zu entschweben, das seine Pforten einen geheimnisvollen Augenblick lang aufgethan. Seine Gestalt erbebte plötzlich, durchschüttert von einem fürchterlichen, krampfartigen Schluchzen. Ueber das graue, durchfurchte Gesicht rieselten zwei Thränen, wie Blutstropfen, dem Innern des harten Mannes erpreßt.

Und schamvoll flüsternd fügte er seiner Erzählung die Worte hinzu: „Werden Sie es begreifen? Ich, der Ungläubige, der große Heide, der längst mit jedem Gedanken an eine Auferstehung fertig geworden war — ich habe glauben gelernt in jener Stunde! Glauben gelernt, weil ich, um das Leben zu ertragen, mir ein Wiedersehn nach dem Tode einbilden mußte — ein Wiedersehn mit dem Kind der Wildnis, dessen Sprache mir fremd gewesen ist, von dem ich nicht den Namen gewußt habe —!" Er deckte die Hand über die Augen.

Da rollte etwas durch die Luft hin, ein Grollen wie von fernem Donner. Die Natur schien den Atem anzuhalten. — Ein Löwe hatte gebrüllt.

Das Königskind.

Von **Paula Dehmel.**

Wer tanzt mit mir?
Wer spielt mit mir?
Ich bin so sehr allein!
Kam da der gelbe Sonnenstrahl:
Ich tanze Tippel-Huschemal,
Willst du meine Tänzerin sein?

Wer tanzt mit mir?
Wer spielt mit mir?
Der Sonnenstrahl ist zu fein!
Kam da der wilde Pustewind:
Heidrih! Ich spiele Wegefind,
Laufe doch, fang mich ein!

Wer tanzt mit mir?
Wer spielt mit mir?
Der Wind macht mein Krönchen entzwei!
Kam da mein brauner Junge an,
Macht 'nen Diener wie 'n Edelmann:
Prinzeß! Ich bin so frei!



Jugendstil.

Aesthetische Plauderei.

Von **A. Freiherrn von Gleichen=Rußwurm.**

Viele, die sich für jung und modern hielten, für mitgeschwommen im Strom der Zeit, finden sich plötzlich vereinsamt. Eine Welle ging über ihren Kopf und, als sie prustend wieder nach Luft schnappten, schien die Welt merkwürdig verändert. Nur den besten Schwimmern gelang es mit Kraft und Mut, den neuen Führern nachzukommen. Aehnlich erging es den Naturalisten, so oft sie in Kunst und Litteratur an der Spitze des Fortschritts standen, so oft sie die schleierlose Wahrheit im Leben, den rücksichtslos genauen Eindruck nachahmten, den die Natur auf sie machte. Erreichte das technische Können den Höhepunkt, dann kam die Welle und der Ruf nach Stil, die Sehnsucht nach einem Ideal drang zu den erstaunten Ohren. Stil und Ideal berühren sich in vieler Beziehung. Wie der Mensch Kleider braucht, bedarf das Ideal eines Stils. Der freie Gedanke verlangt die Hülle einer feststehenden, bestimmten Form.

Wir sehen es jetzt in den Bildersälen und auf der Bühne, wir lesen es in den neu erscheinenden Büchern und bemerken es an Möbeln, Kleidern, wie am ganzen Kunstgewerbe, daß ein siegender Gedanke durchzudringen beginnt. Das Bewußtsein reift, daß die Gegenwart einen Stil besitzt. Einen Stil, der die Ideale der umgewerteten Zeit ausdrücken kann, der den modernen Lebensbedürfnissen entspricht. In den letzten Jahren erging es der gebildeten Welt ein wenig wie Peter Schlemihl, dem schattenlosen Menschen. Sie schämte sich, etwas zu entbehren, das im Grunde genommen zu keiner Funktion des Daseins notwendig ist und nur fehlt, weil es die vergangenen Generationen besaßen. Wie Peter Schlemihl den Schatten vermißte, weil er alle Leute unzertrennlich von dem ihren sah, empfand die Neuzeit den Mangel eines Stils. Die Sammelwut, die in wechselnder Mode von den gotischen Geräten bis zu den Möbeln der Biedermaierzeit die Formen aller Epochen hervorholte und jedesmal die zuletzt modern gewordenen für einzig schön erklärte, war ebenso ein Zeichen der Sehnsucht nach einem herrschenden Stil wie der Drang des schaffenden Künstlers, sich stolz von allem Dagewesenen abzukehren, um das neue „Originelle“ zu schaffen.

Das griechische Schönheitsideal, das, von unfehlbaren Aesthetikern allzusehr gepriesen, in seiner verwaschenen Neuauflage der Jugend langweilig geworden war, mußte unbedingt einem Naturalismus weichen, der grob und ohne Scheu der seelenlosen Puppe die Maske herunterriß, wie Goethes humoristischer König Andrason im „Triumph der Empfindsamkeit“ das Gewand der Puppe, in die der überempfindsame Prinz verliebt war. Daß der Naturalismus auf die Dauer nicht befriedigen kann, liegt tief in seinem Wesen begründet. Das bekannte Wort einer Dame aus der Pariser Aufklärungszeit, der Mademoiselle de Lespinasse: „Le secret d'ennuyer et celui de tout dire“ fand Anwendung auf die Schilderungen der Lebensdetails allzu kleiner Leute, auf die gemalten Warzen alter Männer und Weiber. Da bemerkte die Welt, die sich langweilte, daß sie keinen Stil hatte, und begann sich zu sehnen.

Die historischen Stilarten waren organisch aus den Idealen und Bedürfnissen ihrer Zeit entstanden. Während der romanische Stil sich auf den Trümmern des klassischen Altertums erhob, entwickelte sich die Gotik auf den Grundlagen der christlichen Weltanschauung. Nachdem mit dem Humanismus die Ideale der Antike wieder aufgelebt waren, kamen sie erst in den Stilarten der Renaissance zur äußeren Geltung. Doch bald wurden die frisch belebenden Götter wieder abgeblaßte Schemen. Mit Rembrandt in der Malerei, mit Shakespeare auf der Bühne und weit später in der deutschen Sturm- und Drangperiode siegte die Natur über den griechisch-römischen Götterzauber. Man schrie in den verschiedensten Epochen nach Wahrheit, wie man es in den achtziger Jahren wiederholte, als das sogenannte Schöne von neuem fad und süßlich, das Ideal für Backfische und alte Jungfern reif geworden war. Die Italienerin mit schwarzen Augen und roten Backen, die Spanierin der Zigarrenschachtel, die frisierten Bauern von Auerbachs Schule und die guten Gouvernanten der Frau Marlitt wurden aus Kunst und Litteratur mit einem großen Scheuerbesen vertrieben, wie die häßlichen Talmisachen und entsetzlichen Möbelgarnituren aus den Wohnungen. Man wollte um jeden Preis geschmackvoll und stilvoll sein. Aber man besaß weder Geschmack noch Stil, die beide gleich prächtigen Bäumen langsam wachsen. Der große Kehraus des Naturalismus verschaffte ihnen nur Luft und Licht, deren sie zunächst für gedeihliche Entwicklung bedurften. Die ersten tastenden Versuche — Wildschößlinge der jungen Pflanzen — zeigten sich auf allen Gebieten der Kunst und des Lebens. Spöttisch zurückgewiesen von Leuten, die ihn selbst nicht entdecken konnten, ins Lächerliche von den eigenen Propheten gesteigert und einem philosophisch-litterarischen Zug der Jüngsten entsprechend zum phantastischen Unsinn aufgebläht, konnte sich der neue Stil Jahre hindurch nicht über die Kreise seiner Schöpfer verbreiten. Seine Entwicklung steht eben im Gegensatz zu den unbewußt und langsam entstandenen, meist von Mäcenen beschützten historischen Stilarten. An den Geräten der Vorfahren, den Bildern und Büchern ihrer Zeit läßt sich erkennen, wie der treibende Gedanke jeder Epoche das Haus aufrichtete. Die Tage der Schäferpoesie liebten Watteaus anmutige Scenen, zarte Farben, bändergeschmückte Ornamente. Sobald an Rousseau geglaubt wurde, verschwand der Reifrock und alles Zierliche der Salonschäferei und, während die sozialen Verhältnisse sich ernster und einschneidender gestalteten, entstand bereits vor der Kaiserzeit der sogenannte Empirestil. Die großen Maler jener Jahre und die Bildhauer benutzten wie die Architekten klassische Motive, Schiller pries die Götter Griechenlands, und Goethe hüllte seine Gedanken in Iphigeniens Priestergewand. Auf diesen Stil, dessen gediegene Einfachheit in der Schwerfälligkeit und Breite des neunzehnten Jahrhunderts verloren ging, greift die heutige Jugend allerdings zurück, aber sie ahmt nicht nach, sie entnimmt nur als Grundform die gerade Linie. Sonst lehnt sie sich an die reinen Formen der Natur und des menschlichen Körpers, um alle Geräte zweckentsprechend zu bilden. Die nackte Schönheit der Körper triumphiert

wieder über die lächerliche Prüderie, die das große Zeitalter technischer und staatlicher Errungenschaften in künstlerischer Beziehung auf immer brandmarken wird. So lange man von Leander verlangte, daß er eine Badehose anzog, wenn er zu Hero schwamm, war keine der hervorragend schönen Statuetten möglich, die jetzt als plastischer Zimmerschmuck oder als Träger von Beleuchtungskörpern reichlich Verwendung finden; so lange das Theaterstück obligatorisch mit einer Verlobung oder mit dem Tod des Helden aufhören mußte, verbot sich von selbst der Blick auf ein schleierloses, nacktes Menschenschicksal. Mögen die alten Leute über „die müde Linie" spotten, die „wahnsinnigen Kringel" verlachen, in den Büchern der Neusten nur den Blödsinn und auf ihren Bildern nur das Komische erkennen, sie können die Thatsache nicht aus der Welt schaffen, daß der neue Stil in Wahrheit geboren ist. Er entspricht der eilig lebenden Zeit, er entspricht dem Reichtum und dem raffinierten Genuß der Gegenwart, er versteckt auch nicht das krankhaft Nervöse, das nun einmal nicht geleugnet werden kann.

Sein Wahlspruch heißt: alles Zweckmäßige ist schön. Mancher wird mir entgegnen: das hat auf die Kunst keinen Bezug, wie kann in der Kunst etwas zweckmäßig sein? — Wer so spricht, verkennt den Wert der Kunst, deren hoher Zweck wie ein Stern durch die Jahrhunderte leuchtete. Sie soll das Leben veredeln und harmonisch gestalten. Jedes Buch, das diesem Verlangen dient, jedes Bild oder jede Statue, die einem öffentlichen Raum oder einem Zimmer zum Schmuck gereicht, jedes Gebäude und jedes Ding, das seine Bestimmung tadellos erfüllt, kann durch seinen Schöpfer zum Kunstwerk erhoben werden.

Weil wir als Eklektiker mit Verständnis die Schönheit und den Geschmack vergangener Kulturepochen zu begreifen und unserm Gedankenkreis einzuordnen versuchen, konnte sich das Neue nicht unbewußt entwickeln. Ueberall sah es die Fesseln eines strenggeregelten Gesetzes, nirgends durften sich neue Ideen in Thaten verwandeln. Nur der wilde Naturalismus konnte sie befreien, dessen Deutlichkeit und technische Vollendung gleichzeitig empörte und befriedigte. Die rauhe Sprache der „Weber", die gepatzten Bilder der Freilichtler wurden mit Beifall begrüßt, bis Burne Jones' Gemälde allgemeine Anerkennung fanden und Maeterlincks Rätselpoesie ein Neues ahnen ließ. Man sprach zuerst verstohlen, dann immer lauter das kühne Wort aus, daß die schöne Erde wieder schöne Menschen beherbergen solle.

Jugendstil nannte man die Schöpfung der Modernen. Es ist ein schönes, ein hoffnungsfreudiges Wort, das die ängstlichen, achselzuckenden Philister am besten Lügen straft, wenn sie behaupten, es gäbe keine Jugend mehr. Freilich, die Jugend ist anders als die ihre, aber sie hat auch Ideale gefunden. Die Schönheit und den Kern des Lebens sucht sie in der Harmonie, die Farbe und Ton, Wort und Form umfaßt. Daß diese hohe und schwere Aufgabe nicht in den ersten Jahren gelöst werden kann, liegt in ihrer Größe. Daß sie aber ein bedeutenderer Fortschritt auf der Kulturbahn der Menschheit ist, als manche Gesetze, die in gewaltiger Menge vom grünen Tisch auf das Volk flattern, wird begreifen, wer ohne Haß Bühne und Buch, Bild und Gerät der Modernen betrachtet.

Es ist Jugend darin. Jugend ist aber Glück und Größe, Jugend ist Gegenwart und Zukunft zugleich.

Was die Richter sagen.

Bundesrat und Reichstag.

Die gesetzgebenden Faktoren des Deutschen Reichs sind wieder einmal zu gemeinsamer Thätigkeit versammelt.

Die Reichsgesetzgebung wird ausgeübt durch den Bundesrat und den Reichstag. Die Uebereinstimmung der Mehrheitsbeschlüsse beider Versammlungen ist zu einem Reichsgesetz erforderlich und ausreichend. Grundsätzlich wirkt also der Kaiser bei Schaffung eines Gesetzes nicht mit. Dem Kaiser steht jedoch die Ausfertigung und Verkündung der beschlossenen Reichsgesetze zu.

Der Bundesrat besteht aus den Vertretern der einzelnen deutschen Staaten. Das Oberhaupt des Einzelstaats entsendet sie. Im Bundesrat wiegen bei Abstimmungen nicht alle Staaten gleich viel. Der Bundesrat verkörpert 58 Stimmen, von denen Preußen 17, Bayern 6, Sachsen und Württemberg je 4, Baden und Hessen je 3, Mecklenburg-Schwerin und Braunschweig je 2, die übrigen Staaten je eine führen. Die Zahl der Bevollmächtigten zum Bundesrat braucht diesen Stimmen nicht zu entsprechen: Preußen z. B. könnte seine 17 Stimmen durch einen einzigen Bevollmächtigten vertreten lassen; kein Bundesstaat kann jedoch mehr Bevollmächtigte ernennen, als er Stimmen führt. — Die nichtpreußischen Mitglieder des Bundesrats gehören zur Diplomatie. Jedes Mitglied des Bundesrats hat das Recht, im Reichstag zu erscheinen, und muß dort auf Verlangen jederzeit gehört werden, um die Ansichten seiner Regierung zu vertreten. Dies gilt auch dann, wenn der betreffende Staat im Bundesrat bei einer Gesetzesvorlage überstimmt worden ist. Sind z. B. bei der Zolltarifvorlage im Bundesrat einzelne Staaten überstimmt worden, so sind sie nicht gehindert, demnächst im Reichstag gegen die Vorlage aufzutreten.

Der Reichstag besteht aus 397 Mitgliedern. Von diesen werden u. a. in Preußen 235, Bayern 48, Sachsen 23, Württemberg 17, Baden 14, Hessen 9 gewählt. Zu diesen Ziffern gelangte man, indem man auf je 100 000 Einwohner einen Abgeordneten zuteilte zu einer Zeit, als das Deutsche Reich 39 7/10 Millionen Einwohner hatte.

Wähler für den Reichstag ist jeder Deutsche, der das 25. Lebensjahr zurückgelegt hat, in dem Bundesstaat, wo er seinen Wohnsitz hat. Wer also während der Wahlzeit auf Reisen sich befindet, muß, wenn er seine Stimme abgeben will, in den Wahlbezirk sich zurückbegeben, in dem er wohnt. Personen des Soldatenstandes dürfen nicht wählen. Die Wahl gilt für fünf Jahre.

Zur vorzeitigen Auflösung des Reichstags ist ein Beschluß des Bundesrats unter Zustimmung des Kaisers erforderlich. Erfolgt die Auflösung, so müssen innerhalb sechzig Tagen die Neuwahlen stattfinden und spätestens binnen weiteren dreißig Tagen muß der neue Reichstag versammelt werden.

Die Mitglieder des Reichstags sind nicht Vertreter der Interessen ihres Wahlkreises. Sie gelten vielmehr als Vertreter des gesamten Volks und sind an Aufträge seitens ihrer Wähler oder anderer Personen nicht gebunden.

Ohne ausdrückliche Genehmigung des Reichstags kann kein Mitglied während der Sitzungsperiode wegen einer strafbaren Handlung zur Untersuchung gezogen oder verhaftet werden, außer wenn es bei Ausübung der That oder im Laufe des nächstfolgenden Tages ergriffen wird.

Dem Kaiser steht es zu, den Bundesrat und den Reichstag zu berufen, zu eröffnen, zu vertagen und zu schließen. Beide Körperschaften dürfen sich also nur auf kaiserliche Berufung hin versammeln; würde jemals der Reichstag ohne kaiserliche Berufung zusammentreten, so würden alle seine Beschlüsse null und nichtig sein. An welchem Ort sie zu berufen sind, ist gesetzlich nicht vorgesehn.

Kann der Bundesrat den Reichstag auflösen, so ist doch dem letzteren die Revanche versagt: eine Auflösung des Bundesrats ist nach den gesetzlichen Bestimmungen überhaupt unmöglich.





1. Die kleine Französin.



2. Der lustige Pierrot.

Kostüme für Kindermaskenbälle.

Hierzu 11 photographische Aufnahmen.

Wie würden die kleinen Neugierigen, die vor den erleuchteten Fenstern auf der kalten Straße warten und Wagen auf Wagen heranrollen sehen, sich freuen, könnten sie einen Blick in den Ballsaal werfen, wo flotte Gernegroß-Kavaliere tänzeln und zehnjährige Dämchen sich verneigen und feierlich zum Reigen antreten! Wie die Mamas darüber plaudern, daß heut alles so anders ist wie in der eigenen Jugend, und schnell verstummen, wenn der Kapellmeister mit seinem goldbeschlagenen Stäbchen aufklopft und der Zauber seinen Anfang nimmt!

Unter Palmengruppen und Rosenbogen schlängelt sich die Polonaise dahin, und das erste Tänzerpaar, vor allem das Fräulein in der Direktoriumstracht (Abb. 1), ist sich der Führerrolle wohl bewußt. Ihr kurzes Spitzenkleidchen, das nur ein ganz klein wenig auf „Taille" hält, fliegt auf und nieder, die hellblau seidenen Strümpfe und die weißen Spangenschuhe mit den Schmetterlingsschleifen kommen hübsch zur Geltung. Das Hängezöpfchen guckt verräterisch aus dem hochaufstehenden Hut mit den großen blauen Bandrosetten und der duftigen Florschleife unter dem Kinn hervor. Fest umschließt die Hand den Incroyablestab, an dem die Tanzkarte und eine dicke seidene Quaste hin- und herbaumeln. — Der Schönen zur Seite geht der etwas ältere Pierrot (Abb. 2), innerlich lebhaft bedauernd, daß der Papa nichts von kalkiger Gesichtstünche wissen wollte. Die lustigen Augen blicken deshalb glücklicherweise aus einem gesunden Gesicht heraus, das durch das schwarzseidene Kopftuch unter der spitzen Filzmütze noch rosiger als gewöhnlich aussieht. Die lange weiße Flanelljacke und die weiten Beinkleider — despektierlich „Hosenbeutel" genannt — die breite Halskrause, alles mit schwarzem Sammetband besetzt, die schwarzen Strümpfe, die Lackschuhe mit schwarzen Pompons, alles „echt", gerade so wie bei den großen, erwachsenen Pierrots.

Ihm folgt ein Schwesternpaar aus dem Land der Chrysanthemen in blütengemusterten Mantelgewändern (Abb. 3), die von breiten seidenen Binden zusammengehalten werden. Die dunklen Haare sind à la O-Mimosa-San frisiert, mit Liliputfächern und Einsteckkämmen, an die Mutters geschickte Finger noch schnell ein buntes Vögelchen festnestelten. Leider gab Mutter auch ihren teuren Fächer aus Adler- und Pfauenfedern her; ein Papierfächer hätt's auch gethan und viel besser zu Nym-Nyms vielteiligem

3. Das japanische Schwesternpärchen.



4. Mignon.



5. Grossväterchen.

Sonnenschirm gepaßt. Wahre Wunderwerke sind die stumpfnäsigen Schuhe, nur sind die hohen weißen Filzsohlen den europäischen Japanerinnen doch etwas unbequem beim Herumspringen.

Am Ende des hellerleuchteten Saales taucht eine zarte Erscheinung auf, die kleine Mignon (Abb. 4), die fast scheu darauf wartet, ihr klagendes Lied singen zu dürfen. Die schüchterne Kleine sollte zur Ballkönigin erhoben werden! Haltung, Ausdruck und Anzug stehen in jener seltenen Harmonie zu einander, die das Eingreifen einer sicheren Künstlerhand verrät. Das dunkelrote, in enge Falten gepreßte Röckchen von leichter Seide tragt am Saum einige flimmernde Zechinen. Ein tiefblauer, reich mit Gold gestickter Bolero hängt nachlässig über dem einfachen Blusenhemd, und schräg um die eine Schulter schlingt sich ein gestreiftes, dreieckiges Fransentuch, dessen geknotete Zipfel an der Seite herabhängen. Das Köpfchen umhüllt ein orangefarbener Shawl, den ein paar Granatblüten über dem Ohr zusammenfassen. Perlenketten und Münzgehänge schmücken die Brust des Mädchens. Beim Gesang wiegt sie sich in anmutigen Bewegungen, und die schwirrenden Klänge ihres Tamburins mischen sich mit dem leisen Klirren der Perlen, dem Klingen der Goldstücke.

Die beiden kleinen Herrschaften aus der vielgelobten „guten, alten Zeit" (Abb. 5 u. 6) scheinen geradeswegs aus den Zeichenmappen der jüngst verstorbenen Kate Grenaway gekommen zu sein: ein rechter Elegant und seine treue Herzensfreundin. Großkarierte, „fußfreie" trousers (wer könnte ohne Erröten „Hosen" sagen), eine dito Weste mit goldenen Dukatenknöpfen, dunkelblauer Frack, Vatermörder und weiße Riesenkrawatte mit schwarzen Tupfen, puffige Oberhemdmanschetten, grauer Felbelzylinder, geringelte Strümpfe und Knöchelschuhe — das ist der kleine „Unwiderstehliche" von Anno dazumal.

Seine Begleiterin in ihrem langen, faltenreichen Kleid aus geblümten Wollenmusselin erscheint als Großmutters leibhaftiges Ebenbild. Auch Großmama trug ein weißes Fichu und schwarze Filethalbhandschuhe und einen Ohrenhut, mit durchsichtigem Stoff bezogen und mit Rosenknöspchen besteckt. Aus längstvergangenen Tagen stammt auch der Ridicule, in Form einer langbeinigen Spinne, die in ihrem



6. Grossmütterchen.



7. Der Hofnarr.



8. Ueberbrettl 1902.



9. Der Küchenchef.

Inneren Batisttüchlein, Riechfläschchen und andere Sachen birgt.

Und um die würdige kleine Dame herum hüpft der lange Hofnarr, (Abb. 7), so daß alle Schellen an seiner brennendroten Zaddeljacke und dem Kapuzenkragen läuten, ja, selbst die Schellenordenkette rasselt und der Bajazzo in seiner Hand mit der Nase wackelt.

Geradezu Aufsehen macht das kecke Mamsellchen vom Ueberbrettl (Abb. 8), das Chansons vorträgt, in „eigenartiger" Toilette, dekolletiert, ohne Aermel, in lachsfarbigen Ballettschuhen, nickende Straußenfedern am Hut, die blonden Locken kokett auf der Stirn mit Schleifen gebunden — ist das nicht beinah shoking?

Eine vertrautere Figur ist der niedliche Koch (Abb. 9), blitzsauber vom Kopf zur Zeh, glattgescheitelte Haare, das Werkzeug bei der Hand und den Brillat-Savarin im Kopf — dem gehört die Welt!

Aber jetzt Achtung und aufgepaßt! Es nahen sich die Herrschaften vom altfranzösischen Adel. Herr und Frau Marquise (Abb. 10 u. 11) sind in großer Gala. Madame wählte rosa und weißgestreiften Damast mit weißen Spitzen, dazu eine Schoßweste aus mille-fleur-Atlas mit Aufschlägen von himbeerfarbenem Sammet und flachen, bemalten Knöpfen — zu der Puderperücke und dem schwarzen Dreispitz ein prächtiger Gegensatz. Im Spitzenjabot eine blitzende Nadel, das Lorgnon am schwarzen Band, weiße Glacéhandschuhe, weiße seidene Strümpfe und weiße Lackschuhe sind unerläßlich, zumal wenn man etwas wie den Hosenbandorden am Knie tragen darf.

Monsieur befleißigt sich einer vornehmen Einfachheit. Rock, Weste und Kniehose aus sandfarbigem Atlas tragen keine Stickerei, dagegen sind Spitzenjabot und Manschetten aus edelstem Material, und auf den Schuhen glänzen goldene Schnallen. Se. Hoheit trägt ungepudertes Haar und einen nur kleinen Haarbeutel mit kurzer Schleife und darauf einen silberbetreßten Diplomatenhut mit weißen Federstreifen.

So bot der Kindermaskenball ein buntes und farbenprächtiges Bild. Noch eine ganze Reihe kleidsamer Kostüme ließe sich aufzählen, aus aller Herren Ländern und allen Zeiten hatten die jungen Herren und Damen ihre Trachten gewählt. Dazu der Tanz, Lachen und Jubeln — kein Wunder, daß sich die kleinen Herrschaften ganz prächtig unterhielten! C. D.



10. Die Frau Marquise.



11. Der Herr Marquis.

Aus dem neuen Kindertheater in Berlin: Tanzscene aus dem Stück „Die Mäuse“.

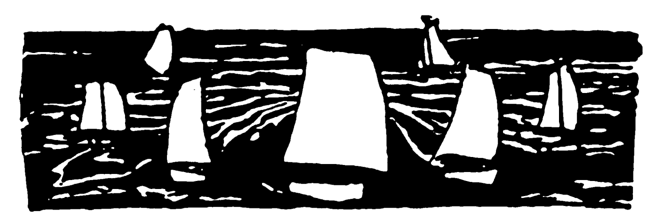
Phot. Zander & Labisch.

Schluss des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE.

Nummer 3. **Berlin, den 18. Januar 1902.** **4. Jahrgang.**

Inhalt der Nummer 3.



Die sieben Tage der Woche.

9. Januar.

Die Zolltarifkommission des Reichstags hält ihre erste Sitzung ab und beschließt, das Tarifgesetz vor dem Tarif zu beraten.

10. Januar.

Aus Buenos Aires kommen Nachrichten von dem Ausbruch einer Revolution in Paraguay und Gefangennahme des Präsidenten Aceval durch die Aufrührer.

Das amerikanische Repräsentantenhaus nimmt die Vorlage betreffend den Nikaraguakanal an.

In Frankfurt a. M. kommt es zu einem Zusammenstoß zwischen einer mehrere hundert Köpfe starken Truppe Arbeitsloser und der Polizei. Mehrere Verhaftungen werden vorgenommen, doch gelingt es, größere Ausschreitungen zu verhüten.

11. Januar.

Vor dem Reichsmilitärgericht wird der Krosigkprozeß in der Revisionsinstanz verhandelt. Das Urteil des Oberkriegsgerichts in Gumbinnen wird aufgehoben und die Sache in die Vorinstanz zurückverwiesen.

12. Januar.

Es wird ein Depeschenwechsel zwischen unserm Kaiser und dem Präsidenten Roosevelt veröffentlicht. Der Kaiser zeigt an, daß er die „Hohenzollern“ und als seinen Vertreter den Prinzen Heinrich zur Taufe seiner neuen Jacht nach Amerika entsendet. Präsident Roosevelt spricht hierfür seinen Dank aus.

13. Januar.

Im preußischen Abgeordnetenhaus legt der Ministerpräsident Graf Bülow die von der Regierung in Aussicht genommene Polenpolitik dar. Er erklärt, daß die Behörden in Wreschen sich durchaus im Rahmen der bestehenden gesetzlichen Bestimmungen bewegt haben, daß aber in Zukunft von der Anwendung der Prügelstrafe beim Religionsunterricht abgesehen werden soll. Die Regierung hält neue gesetzgeberische Maßnahmen nicht für nötig, verlangt aber größere Mittel zur wirtschaftlichen und idealen Förderung der Deutschen in den Ostmarken.

Admiral Senden-Bibran überreicht in London dem König Eduard ein Handschreiben Kaiser Wilhelms.

14. Januar.

Die Präsidien beider Häuser des preußischen Landtags werden vom Kaiser in Audienz empfangen. Der Monarch unterhält sich in bester Stimmung mit den Herren, ohne das Gebiet der Politik zu berühren.

Die französische Deputiertenkammer wählt Deschanel wieder zum Präsidenten.

15. Januar.

Aus Rom wird gemeldet, daß der Papst die Errichtung einer katholisch-theologischen Fakultät an der Universität Straßburg i. E. genehmigt hat.



Der vierte, fünfte und sechste Stand.

Von Eduard von Hartmann.

Die Sozialdemokratie betrachtet ihre Geschichte als den Emanzipationskampf des vierten Standes, den sie mit dem Proletariat gleichstellt. Sie sucht durch die internationale Vereinigung aller Proletarier zur Diktatur des Proletariats zu gelangen. Diese ist ihr einziges reelles Ziel im Gegensatz zu der Euthanasie des Staates, die nur als imaginäre Phantasmagorie dahintersteht. Daß der vierte Stand oder das Proletariat eine einheitliche Gruppe mit völlig gleichen Standesinteressen und einheitlichem Standesgefühl sei, gilt ihr als stillschweigende und selbstverständliche Voraussetzung; ebenso behauptet sie, daß dem Proletariat gegenüber alle übrigen Stände eine einzige, unterschiedslose, reaktionäre Masse bilden.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Unterschiede der Stände, die früher scharf gesondert waren, seit der ersten französischen Revolution flüssig geworden sind. Aber innerhalb jedes Standes haben sich dafür wieder große neue Unterschiede herausgebildet, und gerade dadurch haben die Grenzen sich teilweise verwischt und Durcheinanderschiebungen und streckenweise Ueberlagerungen der Stände stattgefunden. Die alten Standesbegriffe entsprechen längst nicht mehr der inneren, mannigfaltiger gewordenen Gliederung des Volksorganismus. So ist zum Beispiel der geistliche Stand heute kein eigener Stand mehr zu nennen, während der Bürgerstand und Bauernstand aus sich größere Unterschiede hervorgetrieben haben, als man früher ahnte, und der besitzlose Adel nur noch dem Namen, aber nicht dem Wesen nach zum Adelstand

gehört und sich mit einem Teil des Bürgertums zu einem eigenen Offizier- und Beamtenstand verschmolzen hat, der aber noch nicht als besonderer Stand gezählt wird. Dagegen haben die Handwerksgesellen, die früher zum Bürgerstand gehörten, sich mehr und mehr von diesem abgelöst und sind in den vierten Stand übergetreten, zu dem auch die Deklassierten der höheren Stände, insbesondere das sogenannte Geistesproletariat, gerechnet zu werden pflegen. Im ganzen sind aber trotz einer gewissen Nivellierung in den äußeren Erscheinungs- und Umgangsformen die Unterschiede in den oberen Ständen nicht kleiner, sondern größer geworden, wie dies der naturgesetzlichen Entwicklung jedes sich vervollkommnenden Organismus entspricht. Denn jeder organische Fortschritt vollzieht sich in gesteigerter Differenzierung der Glieder und Teile, wie schon Goethe erkannt hat.

Das Märchen von der einen reaktionären Masse findet darum auch selbst in den sozialdemokratischen Kreisen keinen rechten Glauben mehr. Selbst der praktische Gegensatz der Sozialdemokratie gegen die übrigen Teile der Gesellschaft hat seine Gleichmäßigkeit verloren, seitdem die Sozialdemokratie bald mit dieser, bald mit jener Partei Hand in Hand geht, Wahlbündnisse schließt und im Ausland sogar schon ihre Mitglieder in die Ministerien entsendet. Desto unerschütterter besteht aber bis jetzt das Dogma von der Einheit des vierten Standes und seiner Gleichsetzung mit dem Proletariat. Und doch ist dieses Dogma ebenso unhaltbar, wie jenes, und der Fortgang der Entwicklung hat es schon jetzt ad absurdum geführt.

Dieses Dogma knüpft ursprünglich an die Malthussche Bevölkerungstheorie an, nach der die Bevölkerung die Tendenz hat, sich in geometrischer Progression zu vermehren, während die Nahrungsmittel nur in arithmetischer Progression wachsen. Die Folge dieser Theorie ist natürlich die fortschreitende Verelendung der Massen. Marx und Engels hielten diese Folgerung fest, begründeten sie aber nicht wie Malthus durch ein angebliches Naturgesetz, sondern stellten sie als bloße Folge der kapitalistischen Wirtschaftsordnung dar. Lassalle milderte im Anschluß an Riccardo diese Marxsche „Verelendungstheorie“ zum „ehernen Lohngesetz“, nach dem die Lebenshaltung der Proletarierfamilie eine konstante Größe darstellt und der zu ihrer Gewinnung erforderliche Lohn nur Schwankungen, aber weder fortschreitende Aufbesserung noch zunehmenden Niedergang zeigen kann. Die neuere Sozialdemokratie hat sich von der Unhaltbarkeit sowohl der absoluten Verelendungstheorie als auch des ehernen Lohngesetzes überzeugt und vertritt nur noch eine relative Verschlechterung der Lebenshaltung des vierten Standes im Vergleich zu den übrigen Ständen, wie dies in dem neuen Parteiprogramm der österreichischen Sozialdemokratie offiziell zum Ausdruck gelangt ist. Sie giebt also zu, daß die Lebenshaltung des vierten Standes sich weder verschlechtert hat, noch auf demselben Fleck geblieben ist, sondern sich im Durchschnitt gebessert hat, behauptet aber, daß sie sich langsamer gebessert hat als die der oberen Stände. Alle drei Standpunkte erkennen das Wachstum des Volkswohlstandes im ganzen und das der oberen Stände an; aber die „absolute Verelendungstheorie“ behauptet, daß die Lebenshaltung des vierten Standes immer tiefer unter das Existenzminimum sinkt (das „eherne Lohngesetz“), daß sie auf dem Existenzminimum stehen bleibt (die „relative Verelendungstheorie“), daß sie sich unverhältnismäßig langsam über dasselbe erhebt.

Nun ist es klar, daß eine Lebenshaltung auf dem Existenzminimum oder gar unterhalb desselben in chronischem Hungertod und zunehmender Verkümmerung und Entartung keine nennenswerten Unterschiede im vierten Stand aufkommen läßt und ihn in seiner Gesamtheit zu einer proletarischen oder gar unterproletarischen Existenz verurteilt. So lange also die Sozialdemokratie auf dem Boden der absoluten Verelendungstheorie oder des ehernen Lohngesetzes stand, zog sie aus diesen Voraussetzungen die formell richtige Folgerung, daß der vierte Stand eine Einheit sei und sich mit dem Proletariat decke. Seit sie aber zur relativen Verelendungstheorie übergegangen ist, kann diese Folgerung nicht mehr ohne weiteres als richtig gelten. Sie kann höchstens noch so viel behaupten, daß die im vierten Stand bis jetzt hervorgetretenen Abweichungen der Lebenshaltung nicht groß genug seien, um Unterschiede herbeizuführen, die die Einheit und Interessensolidarität des Standes gefährden, und seine teilweise Unterscheidung vom Proletariat zu rechtfertigen. Ob solche Behauptung richtig sei, ist aber eine thatsächliche Frage, die nicht mehr durch Schlußfolgerungen aus irgendwelcher Theorie, sondern nur auf Grund empirischer Forschung zu lösen ist.

Indem die relative Verelendungstheorie thatsächliche Abweichungen vom Existenzminimum sowohl nach oben als auch nach unten zugiebt, macht sie es sich doch mindestens sehr schwer, an der Unerheblichkeit dieser Unterschiede festzuhalten. Es ist nichts weniger als unerheblich, ob eine Familie sich ein Stück über, oder ein Stück unter dem Existenzminimum befindet; die Gefühle werden in beiden Fällen wesentlich verschieden sein, und die Standessolidarität und Interessengemeinschaft erscheint selbst dann nicht mehr gesichert, wenn die beiden Abweichungen an sich nicht groß sind. Denn nach den Gesetzen von Laplace, Weber und Fechner müssen absolut kleine Abweichungen vom Existenzminimum für das Gefühl relativ weit schwerer ins Gewicht fallen, als große Unterschiede in einer höheren Lebensstellung.

Die „relative Verelendungstheorie“ trägt ihren Namen mit Unrecht und sollte vielmehr „relative Rückständigkeitstheorie“ heißen, da es sich in ihr nur um ein verhältnismäßiges Zurückbleiben des vierten Standes bei dem wirtschaftlichen Fortschritt des Volksganzen handelt. Aber wenn man selbst eine gewisse Rückständigkeit der untersten Schichten als Folge der fortschreitenden Differenzierung zugeben muß, so ist damit doch noch nicht gesagt, daß diese Rückständigkeit sich auf den ganzen vierten Stand erstreckt. Es bleibt zu untersuchen, ob nicht innerhalb des vierten Standes eine gewisse Grenze liegt, oberhalb deren sich solche Rückständigkeit nicht mehr behaupten läßt. — Es giebt zwei induktive Gesetze in der Wirtschaftsgeschichte, die gegen eine Rückständigkeit des Handarbeiterstandes im wirtschaftlichen Fortschritt sprechen. Das eine lehrt, daß mit der Zeit der Lohn für geistige Arbeit relativ sinkt und der für körperliche Arbeit relativ steigt, also beide sich einander asymptotisch annähern. Das andere besagt, daß der Zinsfuß mit wachsendem Volkswohlstand und die Risikoprämie mit den Fortschritten der Organisation und der Technik unter sonst gleichen Verhältnissen sinkt. Das erste Gesetz erklärt, warum ein Teil der Geistesarbeiter aus den höheren Ständen in den vierten Stand herabgesunken ist, während die Löhne qualifizierter Handarbeiter mächtig gestiegen sind; das zweite lehrt, daß der Anteil des Kapitals am Arbeitsertrag immer kleiner und der der Arbeit (d. h. der Geistes- und Handarbeit zusammengenommen) immer größer wird.*) Beides spricht gegen die Giltigkeit der Rückständigkeitstheorie für den ganzen vierten Stand und läßt ihre Geltung auf seine unteren Schichten beschränkt erscheinen. Damit löst sich aber die Einheit des vierten Standes und seine Interessengemeinschaft auf.

Zugleich wird es unmöglich, die Gleichsetzung des ganzen vierten Standes mit dem Proletariat aufrechtzuerhalten.

*) Vgl. den genaueren Nachweis für diese Behauptungen in meinen Schriften: „Die sozialen Kernfragen“ S. 27—52, 97—117; „Tagesfragen“ S. 11—24.

Wenn man unter Proletariern solche Personen versteht, die sich auf dem Existenzminimum, wenn nicht gar unterhalb desselben befinden, so fallen alle die Handarbeiter, die sich über das ortsübliche Existenzminimum ihrer Zeit bereits erhoben haben, ebensowenig unter diesen Begriff, wie die Geistesarbeiter, die noch nicht zum Existenzminimum herabgesunken sind. Es ist dabei zu beachten, daß das Existenzminimum durchaus nicht konstant ist, sondern nach Zeit, Ort, Geschlecht und Volkscharakter wechselt und durch Sitten, Gewohnheiten und Ansprüche bestimmt wird. Das Existenzminimum ist in einem modernen Industriestaat ein ganz anderes als in einem mittelalterlichen Agrarstaat, bei einem Kulturvolk höher als bei einem halbzivilisierten oder Naturvolk, bei dem anspruchsloseren und geringerer Hilfe bedürftigen weiblichen Geschlecht niedriger als bei dem männlichen. Die Unterbietung des Arbeitslohns durch auswärtige Zuzügler kann immer nur da stattfinden, wo soziale Gruppen mit bescheidenerem Existenzminimum in solche mit einem bereits höhergeschraubten eindringen.

So lange diese Verschiedenheit des Existenzminimums bei gleichzeitig lebenden Völkern besteht, muß das Abwehrbestreben der Völker mit höherem Existenzminimum gegen Zuzug aus solchen mit niedrigerem fortdauern und mit der Erleichterung des Verkehrs immer schärfere Formen annehmen; für so lange ist auch die Vereinigung der Proletarier aller Länder eine Unmöglichkeit. Der internationale Charakter der deutschen Sozialdemokratie ruht wesentlich auf der irrigen Voraussetzung, daß das Proletariat aller Völker gleichartig sei. Jedes Einströmen fremder Zuzügler aus kulturell tieferstehenden Ländern macht das Utopische dieser Voraussetzung dem heimischen Proletariat deutlich.

Das Existenzminimum in jedem Volk deckt sich im Durchschnitt stets mit dem Lohn für unqualifizierte Arbeit. Die ungelernten Arbeiter sind demnach die Proletarier im eigentlichen und engeren Sinn. Der Lohn der qualifizierten Arbeit erhebt sich um so höher über das ortsübliche Existenzminimum, je qualifizierter sie ist, d. h., je höhere Werte sie in gleicher Arbeitszeit erzeugt. Die Kulturvölker sind den halbzivilisierten und Naturvölkern durch eine ererbte Qualifikation überlegen, nicht bloß durch die erleichterte Gelegenheit zur Aneignung der nötigen Kenntnisse und Fertigkeiten. Der amerikanische Spinner kann mehr Spindeln gleichzeitig übersehen als der deutsche, dieser mehr als der japanische, und dieser wieder mehr als der chinesische, indische oder russische. Der Unternehmer findet es vorteilhafter, eine kleinere Arbeiterzahl hoch, als eine größere niedrig zu entlohnen, weil er weniger Räume und Unterbeamte braucht und ein besseres Produkt erhält. Deshalb haben die qualifizierten Arbeiter den Einbruch auswärtiger Zuzügler weniger zu fürchten; die Proletarier dagegen haben solche sehr zu fürchten, weil die unqualifizierte Arbeit, die sie verrichten, eben auch keine besondere Qualifikation der Arbeiter verlangt.

Was die qualifizierten Arbeiter zu fürchten haben, ist nicht die Lohnkonkurrenz ausländischer Zuzügler, sondern die Preisdrückerei durch das Empordrängen ungelernter Arbeiter ihres eigenen Volks, die über die durchschnittlich gleiche ererbte Qualifikation verfügen und sich nur die nötigen Fertigkeiten anzueignen brauchen, um dasselbe zu leisten, wie sie selbst. Die Gewerkvereine gelernter Arbeiter haben nicht bloß den Zweck, die Arbeitsbedingungen nach Seiten der Unternehmer zu verbessern, sondern auch den, die Konkurrenz ungelernter Arbeiter zu bekämpfen und die Zulassung in ihren eigenen Kreis zu regeln. Dieser Interessengegensatz zwischen den gelernten und ungelernten Arbeitern wird um so schärfer, je höher sich die ersteren über das Existenzminimum der letzteren erheben.

In England hat dieser Kampf zwischen dem gelernten Arbeiterstand und dem Proletariat zum Teil schon recht harte Formen angenommen und zu einer immer exklusiveren und unbarmherzigeren Abschließung des ersteren gegen das letztere geführt. In Deutschland, Oesterreich, Schweiz und Holland hat die sozialdemokratische Partei bis jetzt die Illusion aufrechtzuerhalten gesucht, als ob sie zugleich die Partei des Proletariats und die des organisierten Arbeiterstandes sei. Der orthodox marxistische Flügel der Partei fährt auch jetzt noch fort, sich krampfhaft an diese Ueberlieferung zu klammern, während der fortgeschrittene Teil der kritischer denkenden Führer sich bemüht, die Partei in eine wirkliche Partei der qualifizierten Arbeiter umzugestalten. Die Sozialdemokratie steht in einer Krisis; die Kämpfe, deren Zeugen wir in den letzten Jahren gewesen sind, bedeuten nichts anderes als die Geburtswehen des vierten Standes, der den fünften Stand so lange unbewußt in seinem Schoß getragen hat, jetzt aber sich anschickt, ihn von sich auszustoßen. Nur die um Bernstein sind die Vertreter des vierten Standes, während die Marxisten sich mit dem unüberwindlichen Widerspruch abquälen, die divergenten Interessen des vierten und fünften Standes unter einen Hut zu bringen.

Die Einsicht, daß die Lage des Arbeiterstandes auch unter der bestehenden Wirtschaftsordnung bei fortdauerndem Gedeihen des Ganzen durch gesteigerte Bildung und Leistungsfähigkeit der Arbeiter und verbesserte Gesetze, Einrichtungen und Organisationen fortschreitend verbessert werden kann, ist für die von der Sozialdemokratie systematisch verwirrten Arbeiterköpfe vorläufig noch überraschend neu, hat sich aber trotz der jahrzehntelangen Verhetzung doch schon in weitem Umfang Bahn gebrochen. Die ganze Tendenz unserer Zeit geht auf eine fortschreitende Differenzierung des Arbeiterstandes hin; je mehr die Handarbeit durch Maschinenarbeit, d. h. durch Nervenarbeit der Maschinenarbeiter, abgelöst wird, und je feiner die Ausbildung der Maschinen wird, desto höher muß sich die qualifizierte Arbeiterschaft über die unqualifizierte erheben und zu einer Arbeiteraristokratie entwickeln.

Das Genossenschaftswesen, das anfänglich nur Handwerkern und Händlern zu gute kam, hat sich mehr und mehr zu einer Einrichtung entwickelt, durch die auch die bessergestellten Arbeiter ihre Lebenslage erhöhen. Die zunehmenden Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen der Großbetriebe verbessern ebenfalls die Lebenshaltung ihrer Arbeiter und knüpfen ihre Interessen enger an das Gedeihen der Unternehmungen, was natürlich den heftigsten Grimm der Marxisten erregt. Die Behauptung der Sozialdemokratie, daß der Arbeiter nichts ersparen könne, ist längst durch die Thatsachen widerlegt; die Beteiligung der Arbeiter an öffentlichen und Fabriksparkassen, ihr Guthaben in Volksversicherungen und Fabrikversicherungskassen, sowie ihr erworbenes Recht auf höhere Unfall-, Invaliditäts- und Altersrenten beweist das Gegenteil. Das alles bezieht sich freilich nur auf qualifizierte Arbeiter, während der auf dem Existenzminimum lebende Proletarier nach wie vor im Durchschnitt sparunfähig ist und auf die Mindestsätze der Unfalls-, Invaliditäts- und Altersrenten angewiesen bleibt. Je besser gelohnt eine Arbeiterkategorie ist, desto mehr Kraft besitzt sie, um ihre Lage durch Lohnkämpfe noch weiter zu verbessern, und desto mehr Lust verspürt sie, von dieser Kraft Gebrauch zu machen; auch dies trägt zur Differenzierung des Arbeiterstandes bei. Es ist charakteristisch, daß die meisten Streiks der qualifizierten Arbeiter in den letzten Jahren nicht eigentlich mehr Lohnkämpfe, sondern Machtkämpfe um Organisationsfragen waren.

Wenn in dem vierten Stand mehr und mehr das Bewußtsein von dem Gegensatz seiner Interessen gegen die des fünften Standes aufdämmert, so fehlt es dem fünften Stand noch

faſt ganz an ſolchem Bewußtſein; wenigſtens geht es nicht über den Intereſſengegenſatz im beſonderen Fall hinaus. Es fehlt dem Proletariat genau ebenſo an einer Organiſation und Intereſſenvertretung im Gegenſatz zum vierten Stand, wie es bis zur Entſtehung der Bauernvereine dem Bauernſtand an einer ſolchen im Gegenſatz zum Großgrundbeſitz gefehlt hat. Wie die Bauern in Ermanglung eigener Organe die Vertretung ihrer bäuerlichen Intereſſen den Großgrundbeſitzern überließen, ſo überlaſſen noch jetzt die Proletarier die Vertretung ihrer Intereſſen den Organiſationen des vierten Standes, weil er ſich zugleich für die Partei des Proletariats ausgiebt. Je weiter die Klärung in der ſozialdemokratiſchen Partei fortſchreitet, deſto unvermeidlicher iſt das Entſtehn einer reinen Proletarierpartei, einer Parteiorganiſation des fünften Standes. Es iſt dabei gleichgiltig, ob der marxiſtiſche Flügel der Sozialdemokratie ſich für die Vertretung des fünften Standes allein entſcheidet und die des vierten ganz den Bernſteinianern überläßt, oder ob er in das Bernſteinſche Fahrwaſſer mitgeriſſen wird und im Gegenſatz zu der ganzen ſozialdemokratiſchen Partei ſich eine neue Partei als Vertretung des fünften Standes entwickelt. Für dieſe Partei des fünften Standes werden die vier oberen Stände in genau demſelben Sinn als eine einzige reaktionäre Maſſe gelten, wie die drei oberen Stände für die Partei des vierten Standes. Nach dem allgemeinen Naturgeſetz, daß der Kampf ums Daſein am heftigſten zwiſchen eng verwandten und benachbarten Arten und Varietäten entbrennt, wird auch der Kampf zwiſchen dem fünften und vierten Stand ſchärfere Formen annehmen müſſen, als der zwiſchen Ständen, die weiter auseinanderſtehn. —

Aber auch der fünfte Stand oder das Proletariat iſt noch keine homogene Maſſe. Er ſcheidet ſich wiederum ſcharf in zwei Gruppen. Die erſte Gruppe leiſtet regelmäßig produktive, wenn auch unqualifizierte Arbeit; ſie iſt alſo ein notwendiges, wenigſtens vorläufig unentbehrliches Glied am ſozialen Organismus. Das ortsübliche Exiſtenzminimum ihrer Zeit iſt ihr als Lohn ihrer Leiſtung im Durchſchnitt geſichert, und nur in wirtſchaftlichen Kriſen ſinkt ſie zeitweilig unter dasſelbe hinab. Ihr Leben iſt nicht das geſündeſte, ihre Lebensdauer nicht die längſte; aber das Exiſtenzminimum ſchützt doch im allgemeinen vor Entartung und Verkümmerung und läßt die Fruchtbarkeit unvermindert, und die Lebensdauer reicht durchſchnittlich aus, um der früh gezeugten Nachkommenſchaft bis zur wirtſchaftlichen Selbſtändigkeit zur Seite zu ſtehen.

Die zweite Gruppe des Proletariats zeigt in allem entgegengeſetzte Merkmale. Sie arbeitet entweder gar nicht oder doch nur ausnahmsweiſe, wenn bei beſonders günſtigen Konjunkturen alle verfügbaren Arme herangezogen werden; ſie iſt alſo im großen und ganzen unproduktiv, und da ſie doch lebt, ſo lebt ſie als Schmarotzer am Organismus der Volkswirtſchaft, d. h. von der Produktivität anderer, denen ſie die insgeſamt verfügbaren Genußgüter ſchmälert. Ihre Lebenshaltung iſt ungeregelt und ſteht im Durchſchnitt unter dem Exiſtenzminimum; ſie ſchwankt zwiſchen leichtſinnigem Vergeuden des jeweilig Erlangten und ſtumpfſinnig grollendem Darben. Ihr Leben iſt deshalb durchaus geſundheitswidrig, führt zu Verkümmerung, Entartung, verminderter Fruchtbarkeit und ſtark verkürzter Lebensdauer. Zur Volksvermehrung liefert ſie einen ſehr geringen, möglichſt ſchlecht erzogenen und erblich belaſteten Beitrag.

Sie umfaßt die Arbeitsſcheuen, Streitſüchtigen, Trunkenbolde, moraliſch Minderwertigen, verkümmerten und entarteten Schwächlinge, Schwachſinnigen, Willensſchwachen, zu keiner geregelten und dauernden Leiſtung Brauchbaren, Hochſtapler, Bettler, Gauner, Landſtreicher, Proſtituierten, Zuhälter und Verbrecher. Aus ihnen weſentlich beſteht jene vielbeſprochene „Reſervearmee“ der Arbeiterſchaft. Bei günſtiger Konjunktur iſt die Reſervearmee kleiner als dieſe Gruppe, weil dann ein Teil der letzteren vorübergehend zur Arbeit herangezogen iſt; bei ungünſtiger Konjunktur dagegen iſt die Reſervearmee größer als dieſe Gruppe, weil ſie dieſe dann nicht nur ganz in ſich enthält, ſondern auch noch den zeitweilig arbeitloſen Teil der unqualifizierten und qualifizierten Arbeiter. Es iſt alſo ganz irreleitend, alle jeweilig gezählten Arbeitloſen als Arbeitwillige und Arbeitfähige anzuſetzen; es ſind vielmehr der Mehrzahl nach ſolche, die entweder nicht arbeiten wollen, oder nicht ſo arbeiten können, daß ihre Arbeit irgendwelchen Lohnes wert wäre, oder die ſich ſo betragen, daß man ſie an keiner gemeinſamen Arbeitsſtätte dulden kann.

Die erſte Gruppe des Proletariats iſt ein unentbehrliches Glied, die zweite ein freſſendes Geſchwür am Organismus der Volkswirtſchaft. Die erſte verdient um ſo höhere Achtung als ſie ihre Aufgabe unter drückenden und wenig ermunternden Umſtänden erfüllt; die zweite darf nur Mitleid erwarten, aber auch dieſes nur unter Vermeidung ſoziologiſch ſchädlicher Konſequenzen. Die erſte iſt ein hochwichtiger Beſtandteil des ſozialen Lebens, die zweite die ſoziale Todesſchicht, der Vernichtungsapparat der ſozialen Selbſtregulation, durch den die überſchüſſigen und am ſchlechteſten angepaßten Elemente ausgeſchieden und abgeſtoßen werden. Jede Pflanzen- und Tierart hat eine andere als ihren Regulator außer ſich; nur die Menſchheit, die alle Tiere und Pflanzen beherrſcht und ſelbſt gegen ſchädliche Kleinlebeweſen ſich mehr und mehr ſchützen lernt, hat keinen. Der einzige Regulator ihrer Zahl iſt die Not, die die mindeſt angepaßte Schicht dezimiert. Dieſe allein muß jetzt die Leiſtungen mit übernehmen, die früher durch menſchenmörderiſche Kriege, maſſenhafte Schiffsuntergänge und ſonſtige Berufsſchädlichkeiten erfolgten, aber mit fortſchreitender Hygiene ſich immer mehr verringern. Die zweite Gruppe rekrutiert ſich keineswegs bloß oder auch nur vorzugsweiſe aus der erſten, ſondern aus den faulen Gliedern aller Stände, wenngleich zuzugeben iſt, daß das Herabſinken aus der erſten Gruppe in die zweite leichter ſtattfinden kann als aus einem andern Stand, weil den Männern die Verſuchung des Branntweins, den Frauen die der Proſtitution näher liegt, als den andern vier Ständen.

Zwei ſo grundverſchiedene, in allen Hauptpunkten entgegengeſetzte Gruppen kann man nicht, ohne der erſteren ſchweres Unrecht zu thun, in einen Stand zuſammenfaſſen. Man wird ſie als fünften und ſechſten Stand unterſcheiden müſſen. Auch der Name „Proletariat“ paßt durchaus nur für die erſte Gruppe oder den fünften Stand, der durch ſeine beſonders reichliche Proles oder Nachkommenſchaft auffällt. Bei der zweiten Gruppe oder dem ſechſten Stand fehlt gerade die Proles, von der der Name Proletarier abgeleitet iſt, oder ſchrumpft doch ſehr zuſammen und führt meiſt in der zweiten oder dritten Generation zum Ausſterben des Geſchlechts. Allerdings erfüllt die Unterſcheidung des fünften und ſechſten Standes vorläufig bloß eine theoretiſche Forderung der ſozialen Gerechtigkeit; eine praktiſche Bedeutung im Kampf der Stände untereinander kann ſie nicht eher erlangen, als bis der fünfte Stand ſeine Trennung vom vierten endgiltig vollzogen und Zeit gehabt hat, ſich auf ſein Weſen und die poſitiven Grundlagen ſeiner Exiſtenz zu beſinnen und das ſeiner Unwürdige von ſich abzuſtoßen. Deshalb ſteht das Intereſſe an dieſer Unterſcheidung vorläufig ſehr zurück gegen das an der Scheidung des vierten und fünften Standes, die ſich vor unſern Augen anbahnt.



Die Theaterwoche.

„Er spricht trefflich," heißt es in der alten Komödie „Fräulein von Seiglière" von Sandeau, mit Beziehung auf den Allerweltskönner Destournelles. Dieser Destournelles wurde von Coquelin dem Aelteren als Antrittsrolle während seines Gastspiels im Berliner Schauspielhaus gegeben (vergl. Abb. S. 98), und man faßte das Wort „er spricht prächtig" mit verständnisinnigem Gemurmel auf. Coquelin hatte für Berlin sein Spiel gewonnen. In der That ist es die ungemein geglättete und saubere Kunst des Sprechens, die für Coquelin unmittelbar einnimmt. Es steckt ungewöhnlich viel Feinarbeit, die ins Minutiöse reicht, und Kultur in seiner Redegabe. Sie hat mehr vom Esprit an sich, als von ursprünglicher Kraft und Natur. Es ist eine Kunst, die mehr ergötzlich ist, als daß sie hinreißt: aber der Reiz ihrer Verfeinerung hat liebenswürdige Werte, besonders, wo sie durch die sorgsam abgewogene Gebärde zu schalkhafter oder ironischer Ueberlegenheit gesteigert wird. Da zuckt es lustig und hell um die gescheiten Augen in dem echten Schauspielerkopf, eine sparsame Handbewegung wird lebhaft und beredt. Das alles ist delikat, bis in die Fingerspitzen von künstlerischer Tradition erfüllt, freilich nicht der Ausfluß eines besonders starken, persönlichen Temperaments. Das „Fräulein von Seiglière" ist eine Komödie, in der nun gerade ein Mann wie Coquelin brillieren kann. Ein Spiel nach alter Mode, wo die Kämpfer einander wie die Schachfiguren gegenüberstehen, und wo es der Hauptsache nach auf scharfsinniges Geplauder ankommt. Neben Coquelin zeigte sich als vielgenannter Gast seine ehemalige Kollegin von der „Comédie française", Madame Durand (Porträt S. 99). Mme. Durand, die sich hier den Frauenrechtlerinnen vorgestellt hatte, widmet sonst ihre Kraft ausschließlich ihrem Frauenblatt, der kämpfenden „Fronde". Man fühlte auch, daß sie auf der Bühne nicht mehr heimisch ist. Ihre Zurückhaltung als Frl. von Seiglière reichte fast bis zu kühler Manier, und die stattliche Blondine erschien doch wohl für die junge Liebhaberin zu frauenhaft reif. Der andere Coquelin, Jean, der den älteren und berühmteren begleitet, ist ein tüchtiger Komiker von breiter, derber Jovialität. Mit Glück also war das französische Gastspiel am Berliner Hoftheater eingeleitet, und mit Interesse wurden auch die Vorführungen von Molièrekomödien verfolgt.

Ueber die deutsche Schauspielnovität dieser Woche „Das schwarze Schäfchen" von Richard Skowronnek ist nichts Besonderes zu sagen. Das Stück wurde am Berliner „Lessingtheater" gegeben; das Publikum folgte mit aufmunterndem Beifall, aber recht warm wurde es nicht. Es ist ein Tendenzspiel, in dem der Begriff einer bestimmten Standesehre untersucht wird. Ein Offiziersdrama von der Art, wie sie jetzt nach dem Vollerfolg von Hartlebens „Rosenmontag" mannigfach auftauchen. „Das schwarze Schäfchen" ist eine süddeutsche, innerlich vornehme Frau, die in einer kleinen Garnison an der russischen Grenze Uebles erleidet. Sie kann sich in die Leutnantsatmosphäre nicht finden. Allerdings ist die Offizierswelt schwarz in Schwarz gemalt, und der Autor beweist wiederum nichts, weil er übers Ziel schießt.

Lori.

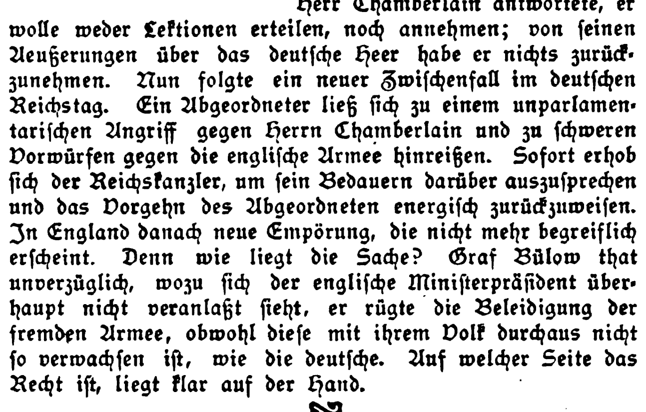
Wovon man spricht.

Als Theodor Roosevelt nach der Ermordung Mac Kinleys vom Vizepräsidenten zum Präsidenten der Vereinigten Staaten aufrückte, erwartete man ziemlich allgemein eine Rekonstruktion des amerikanischen Kabinetts. Allein die Männer, auf deren Ausscheiden man sich gefaßt machte, blieben alle in der Regierung, und jetzt erst hat ein vereinzelter Personenwechsel stattgefunden. Anstelle Gages ist der bisherige Gouverneur von Jowa, Shaw (vergl. das untenstehende Porträt), zum Schatzamtssekretär, wie der Finanzminister in Amerika heißt, ernannt worden. Leslie Mortier Shaw, der am 2. November 1848 geboren wurde, ist ein selbstgemachter Mann, aus kleinen Verhältnissen hat er sich zu Reichtum und hoher Stellung emporgeschwungen. Als sehr gesuchter Advokat wurde er zum Präsidenten der Banken von Dennison und Massila gewählt und konnte so für sein jetziges Amt spezielle Kenntnisse erwerben. In der Politik begann er 1896 eine Rolle zu spielen und zwar als energischer Parteigänger Mac Kinleys. Man wird daher auch seine Berufung ins Kabinett als einen neuen Beweis ansehn können, daß Roosevelt thatsächlich die Bahnen seines Vorgängers weiter zu wandeln entschlossen ist.



Leslie Mortier Shaw,
der neuernannte Schatzamtssekretär der Vereinigten Staaten.
Für die „Woche" gezeichnet von J. v. Kulas.

Der deutsche Reichskanzler Graf Bülow hat mit dem englischen Kolonialminister Chamberlain ein interessantes Rededuell ausgefochten. Der Anlaß des Zweikampfs ist bekannt. Er ist in den Chamberlainschen Aeußerungen über das deutsche Heer während des französischen Krieges zu suchen. Graf Bülow trug der in Deutschland herrschenden Entrüstung Rechnung, indem er dem englischen Staatsmann, übrigens ohne ihn zu nennen, im Deutschen Reichstag eine kleine Vorlesung über die für Minister gebotene Zurückhaltung bei Behandlung fremder Angelegenheiten las. Darob in England große Empörung, die ja vom Standpunkt der Engländer begreiflich ist, hingegen Zustimmung in den am Streit nicht bethätigten Ländern. Herr Chamberlain antwortete, er



wolle weder Lektionen erteilen, noch annehmen; von seinen Aeußerungen über das deutsche Heer habe er nichts zurückzunehmen. Nun folgte ein neuer Zwischenfall im deutschen Reichstag. Ein Abgeordneter ließ sich zu einem unparlamentarischen Angriff gegen Herrn Chamberlain und zu schweren Vorwürfen gegen die englische Armee hinreißen. Sofort erhob sich der Reichskanzler, um sein Bedauern darüber auszusprechen und das Vorgehn des Abgeordneten energisch zurückzuweisen. In England danach neue Empörung, die nicht mehr begreiflich erscheint. Denn wie liegt die Sache? Graf Bülow that unverzüglich, wozu sich der englische Ministerpräsident überhaupt nicht veranlaßt sieht, er rügte die Beleidigung der fremden Armee, obwohl diese mit ihrem Volk durchaus nicht so verwachsen ist, wie die deutsche. Auf welcher Seite das Recht ist, liegt klar auf der Hand.

Während zwischen dem englischen und dem deutschen Volk schon seit längerer Zeit eine tiefe Verstimmung herrscht — wir sagen zwischen den Völkern, nicht zwischen den offiziellen Kreisen — hat sich das Verhältnis der deutschen Nation zu Amerika höchst freundschaftlich gestaltet, dank

unseres Kaisers schon öfter bewiesener Geschicklichkeit bei gegebener Gelegenheit andern durch eigenartige Aufmerksamkeiten Freude zu bereiten. Der Einladung an Miß Roosevelt, den Taufakt bei seiner drüben erbauten Jacht zu vollziehen, sind weitere Schritte gefolgt. Der Kaiser hat die Anwesenheit der „Hohenzollern“ bei der Feierlichkeit in Neuyork angeordnet und den Prinzen Heinrich beauftragt, ihn daselbst zu vertreten. Die Meldung hiervon hat in Neuyork eine wahre Begeisterung erregt. Es wird ein großartiger Empfang des Prinzen vorbereitet, und die Amerikaner haben nur die eine Sorge, daß die dem Bruder des Kaisers zugedachten Ehrungen von ihnen selbst und nicht etwa nur von den Deutschen in Amerika auszugehen scheinen.



Noch einmal wird die Ermordung des Rittmeisters v. Krosigk das Oberkriegsgericht in Gumbinnen beschäftigen. Wie der Verteidiger des Dragoners Marten gegen dessen Verurteilung, hatte auch der Gerichtsherr gegen die Freisprechung des Sergeanten Hickel Revision beim Reichsmilitärgericht eingelegt. Dies hat beiden Revisionen stattgegeben, das Urteil des Gumbinner Gerichts mit seinen thatsächlichen Feststellungen aufgehoben und die Sache selbst in die Vorinstanz zur nochmaligen Verhandlung und Entscheidung zurückverwiesen. Man kann nur wünschen, daß es bei der nun bevorstehenden neuen Verhandlung gelingen möge, in die dunkle Sache größere Klarheit zu bringen.

Die Toten der Woche.

Oberst Mousinho Albuquerque, früherer Königlicher Kommissar von Mozambique, Erzieher des Kronprinzen von Portugal, † in Lissabon am 9. Januar.

Dr. Adam Flasch, Professor der Archäologie, † in Erlangen am 13. Januar.

Baron Galvagna, italienischer Gesandter im Haag, † im Haag am 5. Januar im Alter von 61 Jahren.

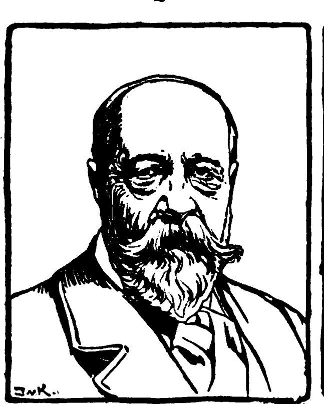
Professor Dr. Gouguenheim, bekannter Laryngologe, † in Paris am 13. Januar.

Rolin Jacquemin, belgischer Staatsminister und Ratgeber des Königs von Siam, † in Brüssel am 8. Januar.

Heinrich Kruse, bekannter Publizist und Dramatiker, † in Bückeburg am 13. Januar im Alter von 86 Jahren.

Landtagsabgeordneter Josef Kusar, Präsident der Laibacher Handelskammer, † in Laibach am 13. Januar.

Professor Gustav Schauer, bekannter Historienmaler, † in Berlin am 8. Januar im 76. Lebensjahr.



Professor Gustav Schauer †



Heinrich Kruse †

Dr. Johann Baptist Sigl, früherer Reichstagsabgeordneter, Herausgeber des „Bayrischen Vaterlandes“, † in München am 9. Januar im Alter von 62 Jahren. (Porträt Seite 96).

José de Terrsa y Miranda, mexikanischer Gesandter in Wien, † in Wien am 12. Januar.



Die Börsenwoche.

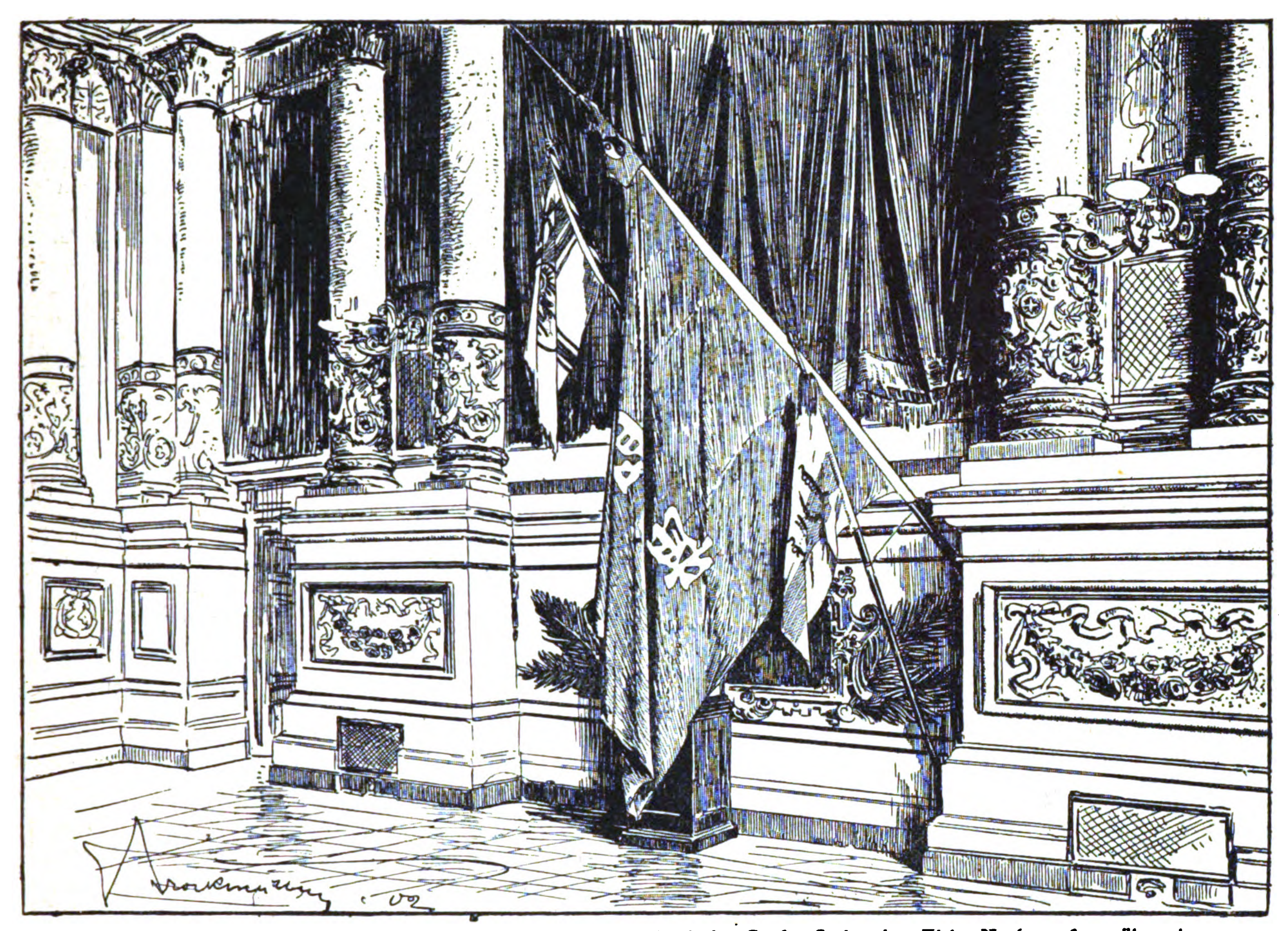
Das Reich und Preußen haben nach längerem Zögern sich nun doch noch in der ersten Januarhälfte zur Begebung ihrer Anleihen entschlossen. Jedenfalls begingen die betreffenden Ressorts diesmal nicht wieder den Fehler, den günstigen Zeitpunkt des flüssigen Geldstandes zu verpassen, und man geht vielleicht nicht fehl, wenn man annimmt, daß unsere Hochfinanz das Ihrige dazu beigetragen hat, die beiderseitigen Regierungen zur prompten Ausnutzung der günstigen Geldmarktkonjunktur zu veranlassen. Es wird sich diesmal auch nicht der mißliche Vorgang wiederholen, der einmal vor einer längeren Reihe von Jahren anläßlich einer großen Emission heimischer Staatsanleihen sich abgespielt hat, da die Reichsbank inmitten der im Gang befindlichen Anleihenemission ihren Diskontsatz erhöhte. Im Gegenteil kann man diesmal vielleicht noch vor dem Zeitpunkt der Anleihezeichnung auf eine Herabsetzung der Reichsbankrate rechnen; denn der starke Rückfluß der Barmittel auch in der zweiten Januarwoche und der befriedigende Stand des Goldbesitzes der Reichsbank lassen die Ermäßigung ihres offiziellen Zinssatzes als angezeigt erscheinen.

Die Börse erfreute sich in der ablaufenden Woche einer im ganzen recht freundlichen Stimmung. Gestützt auf die auch neuerdings günstiger lautenden Berichte aus der Eisenindustrie, hat sich die Unternehmung und auch bis zu einem gewissen Grad das fernerstehende Publikum mit ansehnlichen Käufen am Markt beteiligt. Die recht fragwürdige Episode des angeblichen Ankaufs der Gelsenkirchener Bergwerke durch den preußischen Staat wühlte vorübergehend das Spekulationsgebiet tiefer auf, und die ganze Angelegenheit hinterließ einen wenig angenehmen Nachgeschmack, zumal die Urheber der falschen Gerüchte nicht festgestellt worden sind. Der Umstand aber, daß der preußische Fiskus seinen Besitz an Kohlenbergwerkseigentum in anderer Weise erheblich vergrößert, ist ein wirtschaftlicher Vorgang, den die Börse vorläufig noch nicht sonderlich erfaßt zu haben scheint. Wenigstens nimmt sie Anstand, in praktische Erwägungen darüber einzutreten, daß die Macht des Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikats in absehbarer Zeit durch den Wettbewerb des Kohlen produzierenden Staates erheblich beeinträchtigt werden dürfte. Die Gegnerschaft, die sich die Brennstoffsyndikate durch die allzu eifrige Ausnutzung ihrer großen Machtfülle zugezogen haben, ist gegenwärtig in ständigem Wachsen begriffen, zumal Verschleuderungen der kostbaren Rohstoffe an das mit unserer Industrie in heißem Wettbewerb stehende Ausland weiter, und zwar in noch zügelloserer Weise, fortdauern. Das Westfälische Koksyndikat hat neuerdings, anstatt die unverhältnismäßig hohen Inlandspreise herabzusetzen, eine Betriebseinschränkung um nahezu weitere 10 Prozent ins Werk gesetzt und ist nunmehr auf den unmäßig hohen Einschränkungssatz von 43 Prozent seiner Produktion angelangt, bei welchem Satz eigentlich die Existenzberechtigung eines Syndikats aufhört.

Politische Vorgänge wurden in diesen Tagen gleichfalls von der Börse, wenn auch nur rein akademisch, in Betracht genommen, so vor allem die Differenzen, die sich zwischen den deutschen und englischen diplomatischen Kreisen herausgebildet hatten. Die Börse zeigte dabei indessen ein gesunderes und praktischeres Verständnis für den vorliegenden wirklichen Thatbestand und seine möglichen Konsequenzen als manche, die „öffentliche Meinung“ beeinflussende zünftige Faktoren, die infolge des Rededuells der Staatsmänner und des Geschreis einzelner publizistischer Organe den Frieden zwischen beiden Kulturstaaten als gefährdet bezeichneten. Auch das nicht zum engeren Kreis der Börse gehörende Publikum zeigte keinerlei Einschüchterung, und die in der letzten Krisenzeit in erheblichem Maß angesammelten Spargelder fahren fort, vorwiegend in festverzinslichen und zum Teil auch leider in etwas übermäßiger Weise in riskanteren Industriepapieren Unterkunft zu suchen.

Verus.





Die bei der Belagerung von Peking eroberte chinesische Fahne, durch den Grafen Soden dem Kieler Marinemuseum übergeben.
Nach einer photographischen Aufnahme von A. Renard, Kiel, für die „Woche“ gezeichnet von Paul Brockmüller.

Bilder vom Tage.

Skizzen und Glossen.

Hierzu die photographischen Aufnahmen Seite 95–102 und 127 und 130.

Nicht eben angenehme Nachklänge vom Chinakrieg waren dieser Tage bei der Etatsberatung im Reichstag zu vernehmen. Gleichzeitig aber vollzog sich in Kiel ein erfreuliches Nachspiel des glücklich beendeten Feldzugs. Vom Hauptmann und Kompagniechef im 1. Seebataillon, Grafen Soden, wurde dem dortigen Marinemuseum eine bei der Belagerung von Peking erbeutete chinesische Fahne (vergl. die vorstehende Aufnahme) übergeben. Die Feierlichkeit der Uebergabe machte deshalb einen besonderen Eindruck, weil Unteroffizier Horn, der unter Führung des Grafen Soden die Trophäe persönlich erobert hatte, sie auch bei dieser Gelegenheit trug.

Die Raphaelsche Madonna des heiligen Antonius von Padua (Abb. S. 95) ist in amerikanischen Besitz übergegangen. Pierpont Morgan hat sie für den ungeheuren Preis von 2 Millionen Mark angekauft. Vor wenigen Wochen erst ging durch die Presse eine Notiz, das teuerste Bild auf Erden sei die Madonna Raphaels aus der Sammlung des Herzogs von Marlborough in Blenheim, ihr Preis sollte 1 400 000 Mark betragen. Und nun noch über eine halbe Million mehr für ein Gemälde! Man sieht, wir schreiten in dieser Beziehung schnell, wenn die Amerikaner mitgehen. Bei dem ungeheuren Vermögen, die dort in einzelnen Händen vereinigt sind, spielen eben unter Umständen Summen gar keine Rolle, die bei uns zu Lande beinahe unerschwinglich vorkommen. Und da die amerikanischen Nabobs den Ehrgeiz haben, ihr Land nicht nur wirtschaftlich, sondern auch ideell immer höher zu heben, so wandert ein Kunstwerk nach dem andern aus der alten Welt über den Ozean.

Polendemonstrationen (Abb. S. 97) haben während der letzten Wochen in großer Anzahl, in Deutschland sowohl als in Oesterreich und Rußland stattgefunden. Die großpolnische Agitation, die den Traum der Wiederherstellung eines selbständigen Königreichs Polen weiter träumt, glaubte die Wreschener Vorgänge für ihre Zwecke ausnutzen zu können. Daher veranstalteten die Polen an den verschiedensten Orten Entrüstungsversammlungen und allerhand andere Kundgebungen. Am weitesten wagten sie sich — was ihre politische Stellung in Oesterreich erklärlich macht — in Galizien vor, indem sie sogar offiziell im Landtag, in dem sie die Mehrheit besitzen, eine Demonstration in Scene setzten. Erreicht haben sie damit freilich weiter nichts, als daß die polnische Gefahr deutlicher noch als bisher erkannt wurde. In Preußen wird die Folge sein, daß man schärfer auf ihre Agitation achtet und zur Erhaltung des Deutschtums in den Ostmarken größere Mittel aufwendet. Eine nationalliberale und eine polnische Interpellation gaben dem Grafen Bülow Gelegenheit, sich im Abgeordnetenhaus ausführlich über die zu beobachtende Ostmarkenpolitik auszusprechen, als deren Ziele er wirtschaftliche und kulturelle Förderung des deutschen Elements bezeichnete.

Marguerite Durand (Abb. S. 99) hat, noch bevor sie im Königlichen Schauspielhaus in Berlin mit Coquelin auftrat, in Berlin eine Konferenz über die „Frauenfrage in

Frankreich" abgehalten, ein Thema, das sie nach allen Richtungen hin beherrscht. Das Ziel der Frauenbewegung hat sie sehr weit gesteckt, es ist nicht mehr und nicht weniger als völlige Gleichstellung beider Geschlechter. Dabei will sie aber, und das unterscheidet sie von vielen andern Frauenrechtlerinnen, ihrem Geschlecht die holde Weiblichkeit erhalten. Sie dokumentierte dies nicht nur durch ihre Worte, sondern auch durch ihre ganze Erscheinung; die soziale Stellung der Frau will sie reformieren, nicht aber ihr Aeußeres.

Vilma Parlaghi (Abb. S. 100), die ihrer Kunst auch als Fürstin Lwoff treu geblieben ist, hat die Galerie der von ihr gemalten berühmten Männer um ein neues Bild vermehrt, sie hat ein Porträt des Reichskanzlers Grafen Bülow geschaffen. Vilma Parlaghi wurde am 15. April 1865 in Hajdu-Dorog in Ungarn geboren, kam aber schon im Alter von fünfzehn Jahren nach München, um hier, hauptsächlich von Lenbach beeinflußt, ihre Kunst zu erlernen. Im Jahr 1887 siedelte sie nach Berlin über und erhielt 1890 für das von ihr geschaffene Porträt Windthorsts auf der Berliner Kunstausstellung die kleine goldene Medaille. Im folgenden Jahr machte der Streit um ihr Moltkebild viel Aufsehn. Dieses war von der Hängekommission der Ausstellung zurückgewiesen worden, wurde dann aber vom Kaiser angekauft und als dessen Eigentum doch ausgestellt. Nachdem sie dann noch u. a. den Kaiser selbst und den Posener Erzbischof Stablewski gemalt hatte, erhielt sie 1894 auch die große goldene Medaille, eine Auszeichnung, die zum zweitenmal einen heftigen Meinungsstreit anfachte.

Das Hamburger Bismarckdenkmal (Abb. S. 101). Es ließ sich voraussehen, daß die Stadt Hamburg, zu der Fürst Bismarck von Friedrichsruh aus die besten und lebhaftesten Beziehungen unterhielt, sich nicht versagen würde, dem Begründer des Deutschen Reichs ein ihrer und seiner würdiges Denkmal zu errichten. Wie üblich wurde eine Konkurrenz ausgeschrieben, an der sich mehr als zweihundert Künstler beteiligten. Mit dem ersten Preis gekrönt und zur Ausführung bestimmt wurde der vom Bildhauer Hugo Lederer und dem Architekten Emil Schaudt in Berlin gemeinsam hergestellte Entwurf. Die Wahl darf als glücklich bezeichnet werden, denn das Werk der beiden Künstler wirkt an sich eigenartig und groß und ist in seinem ganzen Aufbau vortrefflich dem Terrain angepaßt, auf dem das Monument seinen Platz erhalten soll. Auf einem gewaltigen Unterbau, zu dem eine breite Treppe emporführt, erhebt sich die hochragende Gestalt des Fürsten in eiserner Rüstung. Als den „eisernen Kanzler" also werden die Hamburger ihren Ehrenbürger stets vor Augen haben. Gleich einem Roland steht er da, aber nicht der Schutzgeist einer einzelnen freien Stadt, sondern der Befreier des deutschen Volks aus seiner nationalen Zerrissenheit.

Winter in Kanada (Abb. S. 102). Während wir uns bis jetzt eines recht milden Winters zu erfreuen hatten, sind in gewissen Gegenden Amerikas ebenso ungewöhnlich hohe Kältegrade beobachtet worden. Während bei uns die Pächter der Eisbahnen und die Schlittschuhläufer trauerten, daß ihnen die erhofften Einnahmen und Vergnügungen zu Wasser geworden waren, konnte man sich beispielsweise in Kanada den Luxus gestatten, ganze Paläste aus Eisblöcken herzustellen. Bewohnbar freilich sind sie nicht, denn der Glut des Heizungsfeuers würde auch die Härte des kanadischen Eises nicht widerstehen, aber einen prächtigen Anblick gewähren sie, mögen sie nun am Tage im Sonnenlicht glitzern und funkeln, oder nachts elektrisch erleuchtet sein.

Frau Emil Zola (Abb. S. 127), die Gattin des berühmten Hauptes der naturalistischen Dichtung in Frankreich, hat die Oeffentlichkeit eigentlich noch nie beschäftigt. Selbst als die Wogen des Dreyfuskampfes besonders hochgingen und Zolas Name in aller Munde war, wurde seiner Gattin kaum gedacht, und seine grimmigsten Feinde nahmen Anstand, die Frau anzugreifen, während sie selbst den Vater, der längst gestorben war, nicht schonten, um den Sohn zu treffen: Jetzt hört man einmal auch etwas von Frau Zola, die italienischen Zeitungen teilen voll Stolz mit, daß sie sich von dem Maler Surdi in Rom porträtieren läßt.

Aus dem Kunstleben (Abb. S. 130). Frau Schumann-Heink, die ausgezeichnete Altistin, ist Mitglied der Königlichen Oper in Berlin, leider nur in partibus; sie feiert zur Zeit wieder Triumphe auf einer Gastspielreise durch Amerika. — Daß die neue Welt aber in der Kunst nicht immer bloß der nehmende, sondern auch einmal der gebende Teil sein kann, zeigt das Beispiel des Fräulein Mary Münchhoff, die ihre Studien in Deutschland gemacht und sich unter den deutschen Konzertsängerinnen einen hervorragenden Platz erobert hat. — Auch aus dem Ausland, wenn auch nicht aus ganz so weiter Ferne, ist Frau Lola Myß-Gmeiner zu uns gekommen, die augenblicklich wieder in unsern Konzertsälen Erfolg an Erfolg reiht. — Wenn man heutzutage das Kunstleben beobachten will, kann man an dem Ueberbrettl nicht vorbeigehen; die Bewegung ist in Fluß und zieht immer neue Erscheinungen in ihre Kreise. Ernst von Wolzogen hat sich für sein Buntes Theater in diesem Winter unter anderm Fräulein Lina Abarbanell und Fräulein Else Laura Seemann verpflichtet; letztere überdies auch für sein Haus, er hat sich mit der feinsinnigen, jungen Künstlerin verlobt.

Personalien (S. 96). Der kürzlich im Alter von 62 Jahren verstorbene Herausgeber des „Bayrischen Vaterlandes", Dr. Johann Baptist Sigl, war schon längere Zeit vor seinem Tod vom öffentlichen Schauplatz abgetreten; eine schwere Nervenkrankheit zwang ihn, in einer Anstalt Heilung zu suchen. In früherer Zeit machte er viel von sich reden durch die Schärfe, mit der er die Gestaltung der Dinge in Deutschland vom alldeutschen Standpunkt aus bekämpfte. Kein Partikularist war ihm preußenfeindlich, kein Zentrumsmann päpstlich und christlich genug. „Preußen, Juden und Patrioten", wie er sich gern ausdrückte, wurden von ihm häufig geradezu cynisch, wenn auch witzig angegriffen. Dabei übte er durch sein „Vaterland" einen großen Einfluß auf die altbayrische Bevölkerung aus, während er als Mitglied des Reichstags, dem er 1893—1898 angehörte, eine hervorragende Stellung nicht einzunehmen vermochte. — In Paris ist zu Beginn des neuen Jahres Richard Wagners „Siegfried" zum erstenmal mit glänzendem Erfolg aufgeführt worden. Die Titelpartie sang der polnische Tenor Jean de Reszke, der in Frankreich, England und Amerika seit langer Zeit als der bedeutendste seines Fachs gefeiert wird; er sang sie den Parisern zu Dank, aber gekürzt, da die Stimme heute den großen Anforderungen, die Wagner stellt, doch nicht mehr gewachsen ist. — Kapitän M. Korff, der Führer der Hamburger Viermastbark „Hebe", erhielt aus der Laeißstiftung der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger die große goldene Medaille für die Rettung von fünfundvierzig französischen Seeleuten, der Besatzung des gesunkenen Fünfmasters „La France". Die Auszeichnung ist ihm um so mehr zu gönnen, da man in Frankreich vergessen hat, ihm für seine wackere That zu danken. — Der zum deutschen Botschafter in London ernannte bisherige preußische Gesandte in Hamburg, Graf Paul Wolff-Metternich zur Gracht hat sich jüngst von dem Senat der alten Hansastadt verabschiedet und dabei eine Aufsehen erregende Rede gehalten, in der er vor dem „Jugendstil" in der Politik warnte und die Aufrechterhaltung guter Beziehungen zwischen England und Deutschland als durchaus notwendig bezeichnete. — In dem verstorbenen Bildhauer Onslow Ford hat England einen seiner bedeutendsten Künstler verloren. In zahlreichen Städten des Inselreichs stehen Monumente, die seine Schöpferhand geschaffen. Am berühmtesten ist sein Standbild Gordons in Chatham geworden, das den unglücklichen Helden von Chartum, auf einem Kamel sitzend, darstellt. Onslow, der einer Lungenentzündung erlag, ist nur fünfzig Jahre alt geworden.



Raphaels berühmte Madonna des heiligen Antonius von Padua.

Von dem amerikanischen Milliardär Pierpont Morgan für 2 000 000 Mark angekauft.



Dr. Johann Baptist Sigl †
früherer Reichstagsabgeordneter.
Herausgeber des „Bayrischen Vaterlandes".



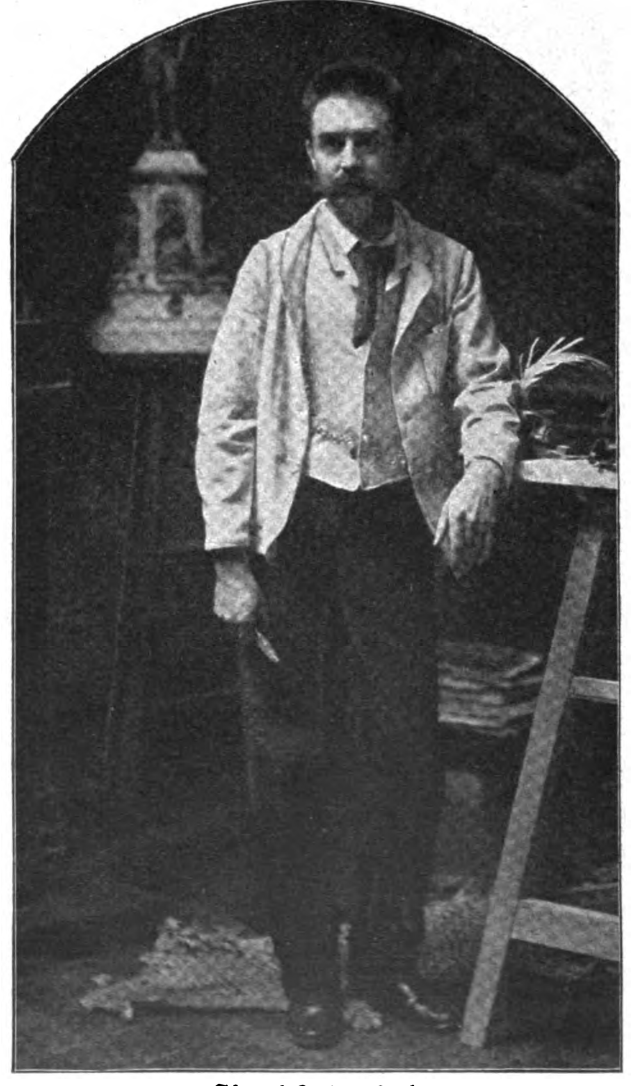
Jean de Reszke,
der Sänger der Titelrolle bei der Pariser Siegfried-Aufführung.



Kapitän M. Korff,
erhielt die große goldene Rettungsmedaille für die Errettung von 45 französischen Seeleuten.



Paul Graf Wolff-Metternich zur Gracht,
der neue deutsche Botschafter in London
in seinem Hamburger Heim.
Photographische Aufnahme von John Thiele, Hamburg.



Edward Onslow Ford,
der verstorbene englische Bildhauer
in seinem Atelier.
Photographische Aufnahme von Ralph W. Robinson, Redhill.



Zu den Polendemonstrationen in Oesterreich: Eine Sitzung des galizischen Landtags in Lemberg.
(Landtagsmarschall: Graf A. Potocki, Präsident: Fürst Lubomirski).
Photographische Aufnahme von Goldhammer.



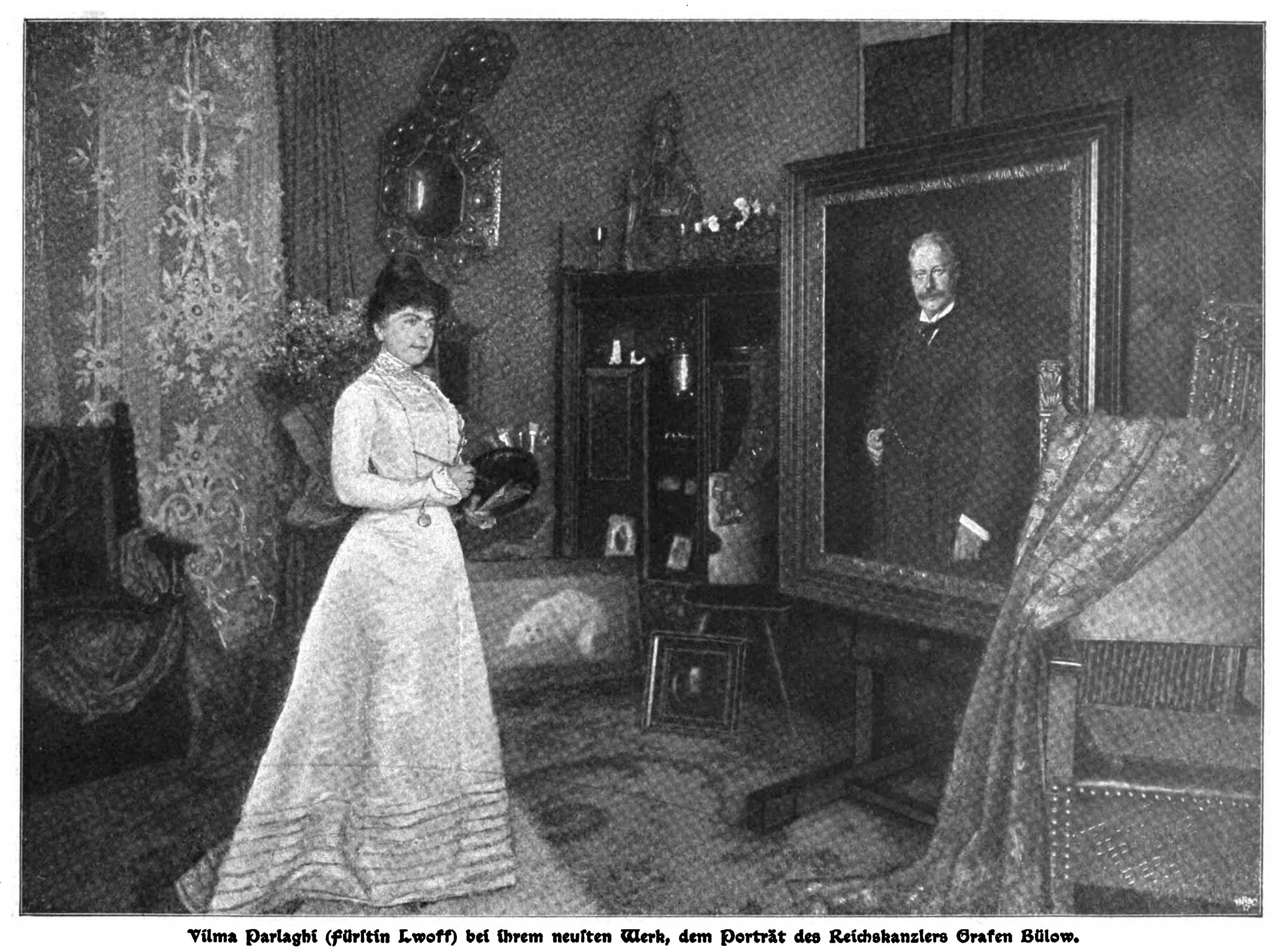
1. Coquelin der Aeltere (Destournelles). 2. Jean Coquelin (Marquis de la Seiglière). 3. Marguerite Durand (Hélène). 4. Mme. Bouchetal (Baronin de Vaubert). 5. M. Chabert (Jasmin). 6. M. Violet (R. de Vaubert). 7. M. Volny (Bernard Stamply).

Vom Gastspiel Constant Coquelin des Aelteren im Berliner Königlichen Schauspielhaus am 13. Januar: „Mademoiselle de la Seiglière", Lustspiel von Jules Sandeau.

Spezialaufnahme für die „Woche" von Zander & Labisch, Berlin.

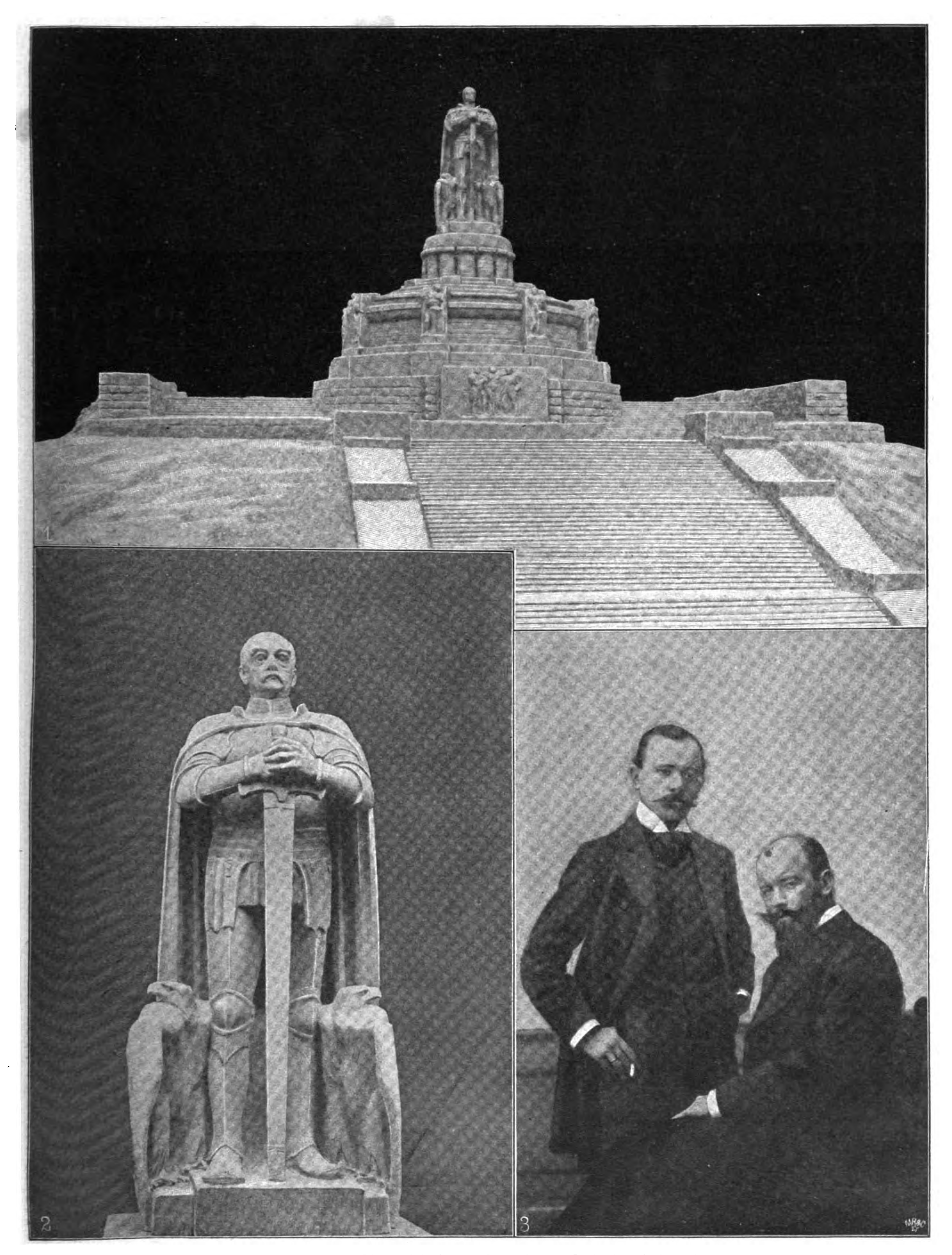


Marguerite Durand, die Chefredaktrice der „Fronde“,
während ihrer Conférence über die „Frauenfrage in Frankreich“ in Berlin am 12. Januar.
Spezialaufnahme für die „Woche“ von Zander & Labisch, Berlin.



Vilma Parlaghi (Fürstin Lwoff) bei ihrem neusten Werk, dem Porträt des Reichskanzlers Grafen Bülow.

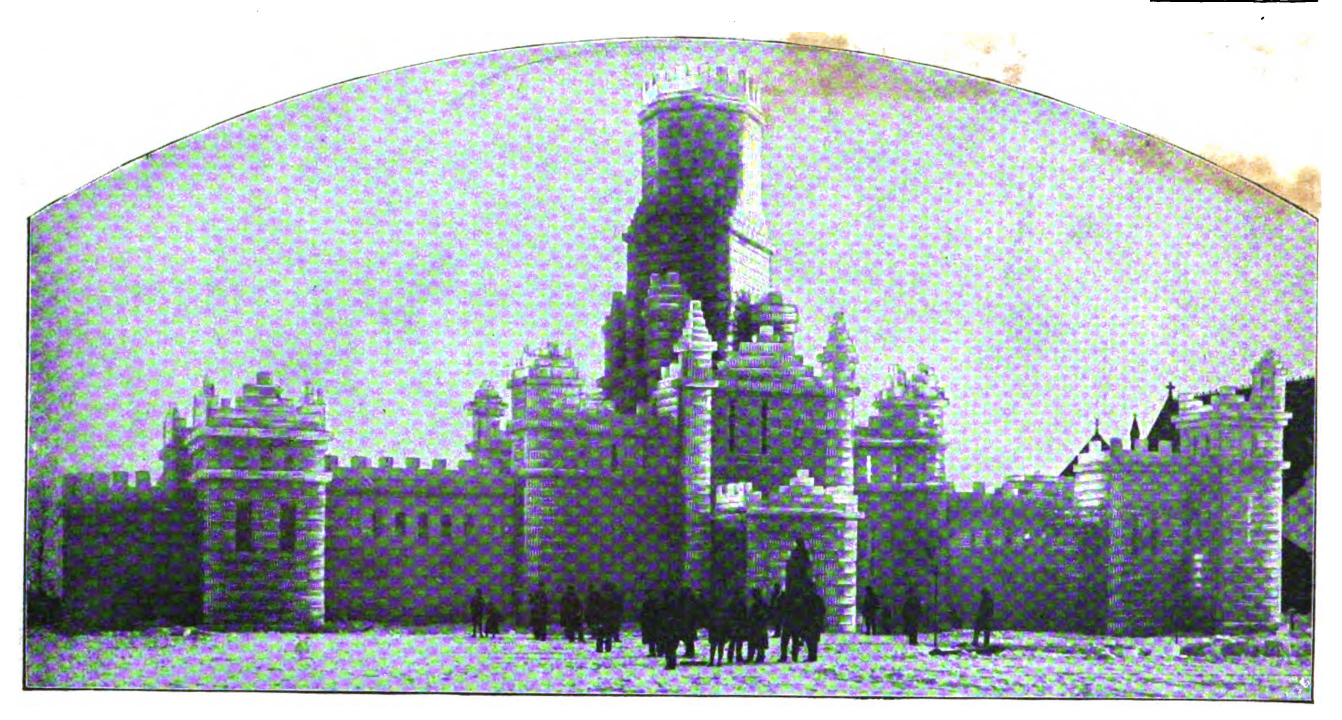
Spezialaufnahme für die „Woche“.



Von der Konkurrenz um das Hamburger Bismarckdenkmal: Der mit dem I. Preis gekrönte Entwurf von Hugo Lederer.

1. Die Gesamtanlage des Denkmals. 2. Die Bismarckstatue. 3. Die Schöpfer des Entwurfs: Bildhauer Hugo Lederer (stehend), Architekt Emil Schaudt (sitzend).

Photographische Aufnahmen von Hans Breuer, Hamburg.



Winter in Kanada: Ein Eispalast.

Photographische Aufnahme von H. J. Shepstone.

Winter in Kanada: Ein Palast, aus Tausenden von Eisblöcken erbaut.

Photographische Aufnahme von H. J. Shepstone.

Weltgift.

Roman von

Peter Rosegger.

11. Fortsetzung.

Sabin empfand Freude an dem jungen Besitz, und besonders deshalb, weil er ihn täglich neu erwerben mußte. So wie ein anderer tanzt, reitet, schwimmt, ficht, so grub er den Rasen, mähte das Heu, schnitt das Korn. An seine Kammerthür hatte er das bunte Heiligenbildchen geklebt, mit dem Spruch: „Wirke, so lange es noch Tag ist, denn es kommt die Nacht." Wenn er sich dann abends niederließ auf die Bank, that er manchmal einen fröhlichen Seufzer, und einmal sagte er: „Ja, arbeiten, das ist freilich lustig! Arbeiten wollt ich und thät's gleich, anstatt was einzubringen, was kosten." Dann aß er seinen Mehlkuchen, trank seine Milch und schlief wie ein Sack. Kaum der Morgen tagte, war er wieder aufrecht.

So verging nun Woche um Woche. Sabin brachte mit Beistand von ein paar Nachbarsleuten die neue Wirtschaft ins Geleise. Sebald begann auch mancherlei zu verrichten, führte aber nichts durch. Er war jeden Tag einer andern Stimmung unterworfen. Das eine Mal erglühte er für die Natur und schwärmte für den Sonnenaufgang, um ihn das nächste Mal wieder zu verschlafen. Dann begeisterte er sich für die Kunst, wollte malen lernen und begleitete an Sonntagen, wenn Sabin und Michel geigten, dieses Spiel mit seinem Gesang. Es fielen ihm, gestand er, allerhand Melodien ein, die er ein nächstes Mal leider alle wieder vergessen hatte. Dann kam wieder die Zeit dumpfer Abspannung und Niedergeschlagenheit, und hiervon stammen auch die großen Lücken in seinem Tagebuch. Dann gefiel es ihm auf einmal, sich unter die Leute zu mischen, ihnen bei ihren Arbeiten zuzusehen, ihnen Ratschläge zu erteilen, sich mit jungen Mägden zu unterhalten und witzig zu sein. Da lebte er auf, und man rühmte seine Leutseligkeit. Auch in Büchern las er manchmal, die Doktor Berthold auf dem Hochkaser zurückgelassen hatte.

Der Doktor war nämlich vor dem Verkauf des Hauses sein Bewohner gewesen, soll dort seine Schriften ausgebreitet und schrecklich studiert haben. Es gab überall noch Zigarrenstümpfchen und Aschenspuren, und vom Apfelweinkrug fanden sich auf dem braunangestrichenen Tisch noch die Ringe. Es war nur notgedrungen. Die allmähliche Versiegung der heimischen Geldquelle und der Umstand, daß sich nirgends eine Dozentenstelle ergeben wollte, hatten den Doktor bewogen, einstweilen ins Sesam zurückzukehren und an den natürlichen Brüsten seines Vaterhauses die tiefsinnigen Studien fortzusetzen. Auf dem Hochkaser war er hübsch ungestört gewesen, außer es kam der Michel in Sicht, der ihm gewöhnlich den schuldigen Respekt versagte und mit den Schätzen der Weltweisheit seine Allotria trieb. Das pflegte der Doktor stets zu ahnden, und schließlich mußte der Michel immer dran glauben, daß er trotz seiner klobigen Hände der Schwächere war. Einmal kam Sebald dazu, wie die feindlichen Brüder auf dem Anger balgten. Der Doktor hatte den Michel auf einen Reisighaufen geworfen, kniete ihm auf den Bauch, drückte ihm den Daumen in die Gurgel und fragte: „Liebes Michelein, was willst du denn von mir?"

Der andere antwortete nicht, es fehlte ihm hierzu zwar nicht der Mut, aber der Atem.

„Armer Kerl du!" sagte der Doktor mit zärtlicher Stimme, „ich will dir was schenken. Ich schenke dir das Leben. Sage: dank schön!"

„Hol dich der Teufel!" schnob der Junge, erhob sich und schüttelte den Spreu vom Leib. Und am Abend darauf brachte der Michel seinem großmütigen Gegner zu Ehren ein Ständchen. Er hatte ihn vorher tückisch in den Söller eingesperrt, dann stellte er sich unten hin mit der Geige und strich die kreischendsten, nervenzerkratzendsten Raunzer, die möglich waren. Der Doktor rettete seine Ohren, so gut es ging, nannte den Künstler ein freches Wüstenschakal, das er demnächst unfehlbar töten werde. Sebald merkte endlich wohl, daß die Fehde nicht ganz so blutigernst genommen werden müsse, und ergötzte sich. Doktor Berthold bedauerte recht oft, daß ihm nichts übrigbliebe, als diesen Burschen wie ein wildes Tier zu behandeln, weil das Kalb ja nicht satisfaktionsfähig sei.

Nun aber sah Doktor Berthold sich in der Lage, unter einem Dach mit dem Michel wohnen zu müssen, im Lindwurmhof. Recht unmutig ging er hinauf, um im Hochkaser seine Bücher und sonstigen Sachen zu holen.

Sebald hatte gerade einen guten Tag.

„Aber Herr Doktor!" sagte er. „Wozu übersiedeln! Bleiben Sie doch da. Aber natürlich, bleiben Sie doch ungeniert und machen Sie sich in der Stube bequem. Sie inkommodieren mich nicht im geringsten. Mir wird Ihre werte Gesellschaft großes Vergnügen machen. Ich kann in der Nähe Ihrer geistigen Schätze nur profitieren."

„Gut, Herr Hausler, wenn Sie gestatten." Und der Doktor streckte sich auf die Wandbank, wo Sebald eben vorhin zu eigenem Gebrauch das Bettkissen hingelegt hatte. Und weil er so behaglich lag, brannte er sich mit einem Schwefelholz die Pfeife an und begann zu plaudern.

„Herr Hausler," sagte er, „Sie haben einen besonderen Geschmack. Aus freien Stücken möchte ich mir das Sesam zum Aufenthalt nicht wählen. Ich — nun ja, bei mir liegt's anders. Meine Mutter wähnt, mit Mehlklößen und Rauchfleisch mich zu versöhnen. Für die Bedürfnisse eines alten Studenten jedoch ist kein Verständnis — nirgends. Apfelsaft, hier Wein genannt — ha ha! Bier kennen sie kaum dem Namen

nach, diese Kaffern. Wahrlich, solche Rassen sollte man ausrotten."

„Sind denn nicht Sie auch einer aus Sesam?" fragte Sebald, der unbequem auf seiner Bettkante saß.

„Allerdings," antwortete der Doktor und lachte gutmütig. „Das ist auch nicht so schlimm gemeint. Noch schlimmer steht es mit dem geistigen Leben hier. Was haben diese guten Leute für eine Weltanschauung, du mein lieber Himmel! Längst abgestandene Moralsimpeleien und immer nur Brotjägerei, Berufsschusterei, arbeiten, arbeiten — als ob der Mensch zum Arbeiten auf der Welt wäre!"

„Das ist sehr richtig!" gab Sebald bei, und nun saß er schon besser auf seiner Bettkante. „Ich sehe auch nicht ein, weshalb die Leute so viel aufs Arbeiten halten."

„Jetzt verderben sie mir natürlich meine paar Monate hier mit dem ewigen Gejammer: Stelle suchen, Stelle suchen! Wenn sich keine findet, was kann ich dafür! Privatdozentenstellen ja, wenn der Alte das Geld hergeben will. Na, da komm ich zum Rechten! Es ist ja richtig, er hat kein Geld. Es ist eine Bettlergemeinde, dieses Sesam, meiner Seel! Eine degenerierte Rasse. Man sollte das ganze Bauernvolk schmerzlos ausrotten."

So redete er halb in Scherz, halb in Ernst und blies Rauch in die Stube. Sebald hatte kein Vergnügen daran, daß der Doktor seinen guten Platz verlag und das Zimmer mit Gestank erfüllte. Er schaute zum Fenster hinaus und sagte: „Mir scheint, es wird Regen kommen."

„Ah, Sie meinen, daß ich noch vor demselben in den Hof hinabgehen soll. Nee, ich bleibe liegen, bis er vorüber ist." Und lachend setzte er bei: „Ich glaube, Herr Hausler, Sie wollen die Bank haben. Ich will aber Ihrer gütigen Einladung die Ehre anthun, in der Hoffnung, daß sie ernst gemeint gewesen ist. Wenn nicht, dann erst recht. Denn wissen Sie —"

Und dann that er einiges von seiner Lebensphilosophie dar. Für die schönen Worte sei er nicht, außer sie wären zufällig auch wahr. Er sei für die starke That. Und darum bleibe er liegen.

Für die Länge, dachte sich Sebald, möchte er gerade keinen solchen Stubengenossen haben. Als Sabin vom Feld kam und den Doktor sah, rief er: „Das ist gescheit. Ich brauch just einen starken Mann, der mir die Kornfuhr aufheben hilft; sie hat umgeschlagen."

Alle drei gingen sie hinaus, und der Doktor verzog sich. Er habe nicht dreizehn Jahre lang studiert, um Kornfuhren auf die Räder zu heben.

Dann war es einmal am Sonntagvormittag. Sebald war im Lindwurmhof, um zu sehen, was die Mägde machten, die nicht in die Kirche gegangen waren. Sie hatten aber diesmal alle die Kirche besucht, die Weibsleute, weit drüben in Oberbusch. Hingegen war der Lindwurm zu Hause geblieben. Durch das Fenster schien die Sonne auf den Tisch, davor kniete der Hausvater und hielt laut eine Gebetandacht. Sabin war auch vorhanden, er kniete an der Ofenbank neben dem Lisele. Unter die Kniescheiben hatte er sich ein paar Fußpatschen gelegt, denn die Andacht dauerte lang. Mit der kleinen Nachbarin hatte er sich auf eine leise Unterhaltung einlassen wollen, aber sie hörte lieber auf das Gebet des Vaters, als auf den Zuspruch des Burschen. Sebald hatte heut wieder einmal sein feineres Gewand am Leibe, und in dem Salonanzug hockte er neben dem großen Kasten, dieweilen er nicht wußte, wie ihm vor Langweile geschah. Er kam sich wie verhext vor. Er, der Hausler junior, in Sesam Psalter leiern zu müssen! Zum Glück gab's eine Abwechslung.

Als die Andacht beendet war, ging zur niedrigen Stubenthür der schlanke Doktor herein.

„Warum duckest du dich denn so, Berthold?" fragte ihn der Vater geschmeidig.

„Ich? Weil man sich sonst den Schädel anstoßt," gab der Doktor einfältig zur Antwort.

„So ist's," gab der Lindwurmvater bei. „Schau, und bei der Himmelsthür ist's auch so, mein Kind. Wer sich nit ducken und nit beugen will im demütigen Gebet, der rennt sich den Schädel an und kommt nit hinein. — Wo bist denn gewesen? Du weißt ja, daß wir um neun Uhr beten."

Eine Zurechtweisung, die der Philosophiedoktor sich nicht gefallen lassen konnte. Um so weniger, als er verbittert war in dem Bewußtsein, er wäre zu Hause überflüssig, und als er vollgeladen war mit Einwänden gegen diese alten, thörichten, geisttötenden Sitten, die ihm von Tag zu Tag zuwiderer wurden.

„Beten — Beten," sagte er mit Hohn. „Die kleinen Kinder beten. Die Schwachen beten. Die Starken verlangen."

„Wie soll ich mir das reimen?" fragte der Vater.

Da begann der Doktor. Anfangs noch vorsichtig, durch des Alten Widerspruch aber gereizt, bald heftig, schrankenlos. Er hasse das Bitten und Winseln, das Anrufen von Barmherzigkeit. Das sei Sache der Wichte und der sogenannten Demütigen. Die Demut aber sei eine falsche Tugend, sie mache nachgiebig, schwach, und der Schwache gehe unter. Der Weltgeist, oder wie er sagen solle, verachte den Schwachen, vernichte den Schwächling, den Starken liebe und erhebe er. In der ganzen Natur sei es so, und der Vater werde gewiß auch nur die starken Kälber züchten, die schwachen aber dem Fleischhauer verkaufen.

Sehr wendete der Lindwurm ein, daß Vieh und Mensch kein Vergleich wären. Das Vieh lebe für das Fleisch, der Mensch für die Seele. Der Mensch lebe aus Barmherzigkeit und für Barmherzigkeit.

„Barmherzigkeit!" rief der erregte Doktor und schlug die Hände zusammen. Barmherzigkeit sei ein Krebsschaden. Sie päppeln die Kranken und Krüppel auf, wodurch das Menschengeschlecht immer mehr herabkomme. Die Geduld sei ein Unding, weil sie der Unzulänglichkeit Vorschub leiste. Alle sogenannten Wohlthätigkeitsanstalten seien von Uebel, weil sie den Menschen beugen nach etwas, das nicht der Mühe wert ist. Das sogenannte allgemeine Menschenrecht sei eine Thorheit, weil nur der ein Recht habe, der etwas leistet. Der Starke sei im Recht, und der allein, und sein Recht und seine Pflicht sei, die Schwachen auszurotten und sich nur mit Starken zu verbinden. So sei es, und er hätte da

was gesagt, das jeder Gebildete längst wisse! — Bei dieser Preisrede auf die Kraft hatte er sich in eine so nervöse Aufregung hineingeredet, daß seine Hände zitterten. Wie ein Gifthauch schauerte es durch den ganzen jungen Menschen. Als es so war, trat der alte Lindwurm zu ihm heran, betastete seine Schulter und sagte heiser: „Ist das mein Bertel?“ Die Anwesenden standen betroffen da.

„Nit gescheit bist,“ fuhr der Alte fast kläglich fort. „Das ist ja aus der Weis. Na, na, Bertl, das ist nit. Das ist wohl nur ein Gedicht. Geh, sag's, daß es nur ein fürwitziges Gedicht ist. Sonst — sonst wär das ja der lautere Antichrist.“ Und laut auffahrend: „Sakra, auf so einen Doktor wollt ich pfeifen. Der wär sein Geld wert.“

Der studierte Sohn merkte nun wohl, daß er sich zu weit hatte hinreißen lassen. Doch sein Herz war so voll davon, oder mindestens sein Kopf. Gewißlich aber das Buch, das in seiner Kammer aufgeschlagen lag. — Er schwieg nun und ging hinaus. Als hernach die Mutter von der Kirche heimkam und von dem schluchzenden Lisele hörte, was es gegeben, ging sie den Doktor suchen. In seiner Bodenkammer lag er auf der Bank und verdeckte mit der Hand die Augen.

„Aber Bertl! Bertl!“ rief sie. „Daß du schon wieder einen Verdruß angerichtet hast! Ich weiß es gleichwohl, daß ein Student auch solche Sachen wird lernen müssen. Aber ausreden, hinpredigen so was, wie ein Wort Gottes, wer wird denn das thun! Dein Bruder, der Toni, muß ja auch alle Giftpflanzen lernen. Er wird doch nit hergehen und den Leuten die Giftpflanzen als wie eine Nahrung geben. Weißt, dein Vater mag's überhaupt nit leiden, wenn zu viel solche Sachen geredet werden, die unsereins nur zu halb oder gar nit verstehen mag. Sollst wohl anders sein mit deinem Vater. Er ist eh nit gut darüber, daß du alleweil noch keine Anstellung hast, wo es bei uns so karg hergeht. Schau doch nur um Gottes willen dazu, daß du bald was findest und du deinem Vater beweisen kannst, daß er's Geld für dich nit umsonst ausgegeben hat.“

Der Doktor blieb liegen, hielt sich immer noch die Augen zu. „Kann ich dafür? Geht's nicht hundert andern auch so, die ausstudiert haben und nichts finden? Außer man ist dumm genug, dann giebt's auch zu fressen. Ueberall dasselbe: der Ochse wird gefüttert, der Löwe muß sich durch die Wüsten schlagen.“

Als die Mutter weinend hinausgegangen war, sprang er auf und stieß seinen Fuß zornig in den Boden. Noch am nächsten Tag war er nicht im Gleichgewicht. Er fühlte sich hier ganz allein mit seiner Weltanschauung, und das beunruhigte ihn. Er ging neuerdings zum Hochkaser hinauf, um Verbündete zu werben. Ob sie denn nicht richtig sei, die Lehre vom Uebermenschen? Ob sie sich überhaupt widersprechen lasse? Und ob es denn etwas Neues sei, ob die anerkannte Lehre von der natürlichen Zuchtwahl nicht ganz auf dasselbe hinauskäme? Sebald mußte zu seiner Schande gestehen, daß er weder Darwin noch Nietzsche kenne. Dem Uebermenschen, so viel er gelegentlich von ihm wisse, könne er nicht Recht geben, weil man seinem Henker nicht gern den Strick drehe.

„Natürlich — Schwächling. Wie wir modernen Menschen alle,“ sagte der Doktor. „Doch warum uns den Strick drehen! Wir müssen die Henker unserer Henker werden. Die Schwäche, das Mitleid, die sklavische Unterordnung, diese unsere Henker sollen baumeln.“

Darauf entgegnete Sebald: „Mich dünkt, Herr Doktor, diese Ideen sind wirklich schon etwas übertragen. In Paris sah ich vor Jahren eine Komödie, in der ein alter Sonderling, der mit solchen abgestandenen Gedanken hausieren ging, lächerlich gemacht wurde.“

„Abgestandene Gedanken! Als ob nicht jeder alte Gedanke, der durch das Blut und die Nerven eines Denkers und Dichters geht, wieder frisch würde! Wissen Sie, Herr Hausler, daß Sie sich mit dem Uebermenschen nicht befreunden können, ist zu verstehen.“

„Ganz unrecht hat er nicht, der Doktor,“ sagte Sabin, der gerade dazugekommen war. „Nur wer schafft, der ist Herr.“

Sebald fand auf diese Bemerkung nichts zu erinnern. Er wußte schon lange, wer auf Hochkaser der Uebermensch war.

Gegen Abend begann es so heftig zu regnen, daß an den Fensterfugen das Wasser herab und auf dem Fußboden in Zickzackbächlein umherrann. Ein scharfer Wind warf Wasser in alle Winkel. Da der Doktor bei solchem Wetter nicht fort konnte, so ersuchte er, unter Dach bleiben und die Nacht auf dem Haferstroh zubringen zu dürfen.

„Keine Barmherzigkeit!“ rief Sabin munter aus. „Ich bin ein Uebermensch! — Und deswegen,“ setzte er gemütlich bei, „deswegen, weil ich ein Uebermensch bin, kann ich auch auf dem Haferstroh liegen neben dem Halbeselein. Legen Sie sich in mein Bett.“

Das that der Doktor. Er legte sich mitsamt den Kleidern in des Burschen Bett und schämte sich heimlich. Am nächsten Tag war er ärgerlich. Er stand so herum auf dem Hochkaser und schaute dann dem Sabin zu. Der hämmerte am Pflug. Der Doktor fragte ihn: „Was machen Sie denn da?“

„Ich regle den Arling. Er furcht zu tief.“

„Natürlich. Nur keine Tiefe!“ spottete der Philosoph. „Ihr Pflug und Ihre Gedanken sind von der gleichen Seichte. Sechs Zoll tief — höchstens.“

„Ha, ha!“ lachte Sabin. „Da möchte was Rechtes herauskommen, wenn der Pflug tiefer thät greifen. Sie sind ja ein Bauernsohn. So wissen Sie doch, daß in der Tiefe die Steine sind. Die fruchtbare Erdschicht ist auf der Oberfläche. Mit den Gedanken wird's halt auch nit viel anders sein.“

Der Doktor dachte ein bißchen nach und sagte dann: „Mich deucht, jetzt hätten Sie beinahe einen tiefen Gedanken ausgesprochen. Beinahe.“

Die fruchtbare Erdschicht ist auf der Oberfläche . . .

* * *

Es regnete nun tage- und tagelang. Und da sagte Sabin, das wäre das richtige Wetter, um Kohl zu pflanzen. Dazu brauche er aber einen Gehilfen, der Löcher in den Boden bohre, damit er hinterher die Krautpflänzchen einsetzen könne. Ob Sebald sich nicht den Spaß machen wolle, ihm zu helfen. Mit einer spitzen Stange in der aufgeackerten Erde der Reihe nach Löcher zu machen, das ist nicht arg und bedarf auch keinerlei geistiger Anstrengung. Sebald gab sich dazu her, warf den Regenmantel über und bohrte so hin und hin. Hinterdrein kam Sabin mit den zarten Pflänzchen, die er im Garten gezogen hatte; er tauchte sie mit den Wurzeln in den bereitstehenden Jauchenkübel und setzte sie ins Loch. Am Nachmittag war das Aeckerlein vollgepflanzt, Sebald streckte sich auf die Bank hin und war's zufrieden.

„Ich glaub dir's," bemerkte Sabin, dieweilen er sich am Brunnen die Hände reinigte, „du hast ja heut dem Herrgott geholfen beim Welterschaffen."

„War sie denn nicht schon fertig?"

„Nein, gerade die Kohlpflanzen haben noch gefehlt. — Gieb einmal acht, Bruder, ob du nichts spürst. Du mußt es ja an dir selbst wahrnehmen, wie jetzt die Pflänzlein in der Erde Wurzel fassen und wachsen."

In der That, er spürte so was — wenn's ihn nicht trog. Ein absonderliches Prickeln in allen Gliedern.

„Wohl, wohl, man spürt's mit, wenn's wachst, man spürt's mit," versicherte Sabin. Allein — das Schöpfungswerk war immer noch nicht vollendet. Das Wetter war schön und heiß geworden, die eingesetzten Kohlpflanzen legten ihre Blättchen weich und welk auf die Scholle hin. Da sagte Sabin: „Sie dürsten zum Verschmachten, wir müssen ihnen zu trinken geben."

Er schleppte in Kübeln Wasser aufs Feld, und Sebald mußte daraus schöpfen und mit der Seichkanne die Pflanzen begießen. Und so oft eine Pflanze trank, that Sabin den Mund auf. Der spaßhafte Gedanke, daß man seine Kindlein auch säugen müsse, hielt den Sebald aufrecht, daß er ein paar Stunden goß. Plötzlich aber warf er die Kanne fort, ging nach Haus auf seine Ruhebank und rauchte eine Zigarre.

Die Kohlpflanzen standen von nun an frisch gegen Himmel. Sabin ging jeden Tag zu ihnen hinaus, blickte sie zärtlich an. Und später, als Sebald einmal längs des Ackers hin spazieren ging und sah, wie die dünnen Pflanzen sachte zu strammen Kohlköpfen geworden waren, empfand er Stolz darüber. Diese Kohlköpfe waren sein Werk! Er schrieb ins Tagebuch: „Kein Beruf so groß, so schöpferisch, so gottähnlich, als der des Landmanns. Wahrhaftig, der Bauer ist Edelmann. Ich fühle es an mir selbst." Dann ging er nach Haus auf seine Bank und streckte sich hin.

Und Sabin rastlos thätig. Er ackerte, jätete, schnitt, ging umher und beobachtete die Entwicklung seiner Kulturen. Jeden Tag merkte er einen Fortschritt, jetzt am Stamm, jetzt am Blatt, jetzt an der Blüte, und endlich offenbarte sich die Frucht. Auch Sebald hatte in seiner Art offene Augen. Drückte er eines Tags seine Verwunderung aus über die Kartoffeln. Da hätte er immer gemeint, bei diesen sei die Frucht unter der Erde, und nun sehe er die Knollen, obschon sie noch ganz grün wären, hoch im Kraut. „Wisse, Bruder," sagte hierauf Sabin, „die Knollen in der Erde sollen mein sein, und die auf dem Kraut sollen dein sein." Sebald schüttelte den Kopf, das verstand er nicht genau. Er werde doch einmal im Botanikbuch nachsehen müssen, wie sich das verhält. Uebrigens — es war ihm gleichgiltig.

Ein paarmal war Sabin auch schon oben gewesen im Berggraben, bei seinem Brandanger. Der lag so gut an der sonnigen Lehne, und die Erde zwischen den Steinen war so schwarz, daß er nachsann, wie sich dieses Grundstück nutzbar machen könnte. Jetzt war nicht daran zu denken, seine Aecker und Wiesen am Haus nahmen ihn fest, und weil jeder Mensch, auch der glücklichste, einen ganz besonderen Wunsch hat, so wünschte er sich sechs Hände. Sebald hatte deren zwei überflüssig; er pflegte sie, wusch sie mit einer wohlriechenden Seife, feilte sorgfältig die Nägel und behauptete entschieden, Haue, Axt und Pflug seien einer Menschenhand nicht zuträglich. Der Mann wollte nicht arbeiten, und er wollte nicht. Allerhand Kindereien trieb er manchmal, um sich zu ergötzen. Eines Tags kam Sabin dazu, wie er just das Maultier prügelte. Er hätte dem Tier in einem Korb Kartoffelkraut vorgesetzt und wollte, daß es fresse. Das Maultier aber fraß nicht das Kraut, sondern Disteln, die am Zaun wucherten. Ob dieses Eigenwillens züchtigte er es mit der Gerte.

„Ja, Herr Kompagnon, was treibst denn?" rief Sabin.

„Sieh dir einmal das Vieh an," sagte Sebald erregt. „Es will nicht folgen. Da hab ich ihm das Leben gerettet, und es will mir nicht einmal den Gefallen thun, Kartoffelkraut zu fressen. Das ist ein Luder!"

Jetzt hielt ihm Sabin den Korb hin. „Lieber Bruder, oder was du bist. Thu mir den Gefallen und iß Kartoffelkraut. Nit? Aber schau, so undankbar sein! Ich hab dir einmal das Leben gerettet, und du willst mir nit einmal die Freude machen, Kartoffelkraut zu essen!"

Da lachten sie beide.

In ähnlicher Weise ging es eine Zeitlang fort, dann kam jener Brief. Schon tagelang vorher war das Gerücht umgegangen, daß auf der Post zu Oberbusch für Herrn Sebald Hausler ein Brief liege. Zuerst sagte er: „Was geht das mich an?" Und doch suchte er einen Boten aufzutreiben, der ihm den Brief holte. Das gelang, der Lindwurm hatte gefälligerweise eine alte Magd hinübergeschickt, die auch sonst einiges besorgen sollte. Wie gespannt war nun Sebald auf den Brief! Er, dem einst Korrespondenz die Qual des Tages gewesen. Schon von Mittag ab guckte er zum Fenster hinaus. Von wem konnte der Brief sein? Von Papa? Undenkbar — das war vorüber. Oder wollte er ihn am Ende zurückhaben? Das müßte man überlegen. Vielleicht wäre es das Vernünftigste. Oder schreibt die Kunigunde Füntner, die Mutter der armen Agathel? — Oder am Ende eine polizeiliche Mitteilung wegen des Defraudanten Franz? Es giebt zwar keine Gerechtigkeit auf der Welt, aber dem Sebald Hausler zuliebe könnte doch wohl einmal eine Ausnahme stattfinden.

Gegen Abend kam die Botin und brachte zwei Sachen. Eine Steuerverschreibung, die gab Sebald sofort an Sabin ab. Und einen Brief. Als er diese Handschrift sah, barg

er sie rasch in seine Brusttasche. Bei verschlossener Thür las er das Schreiben.

„Lieber Sebald!

Du erlaubst schon, daß ich einmal etwas von mir hören lasse. Man erinnert sich gern an alte Freunde, in einem Fall, wie ich bin. Mir geht es sehr schlecht. Mit dem Alten ist es aus für mich, der sagt, in früherer Zeit wären Näher- und Wäschermädchen amüsanter gewesen, als heutzutage die feinen Damen. Das hat er mir ins Gesicht gesagt. Aber ich habe ihm darauf geantwortet: denke nach, alter Herr, wo der Fehler liegt. Das hat er sich gefallen lassen müssen. Natürlich giebt er sich jetzt mit viel besseren Sachen ab. Denke dir, Fasanenjagen, sollst es nur sehen, wie er mit der Flinte in den Auen streicht, und wackeln ihm die Beine. Und eitel, wie ein Frauenzimmer. Von einem Bildhauer läßt er sich jetzt in Marmor aushauen und reckt sich dabei wie ein Giraffe, weil er seinen Söhnen, sagt er, ein gutes Bildnis hinterlassen will. Weißt du vielleicht, wo diese Söhne alle sind? Ich kenne nur einen. Und endlich hat der Alte eine Wohlthätigkeitsanstalt gegründet, ein Asyl zum Schutz armer unverdorbener Mädchen. Da hat er freilich kein Geld für unsereins. Ich bin also ganz verlassen und weiß schon oft nicht mehr, was anfangen. Adrett angezogen soll man doch auch sein. Nach deiner Adresse habe ich lange umfragen müssen. Teurer Freund, du bist jetzt noch meine einzige Hoffnung, und du wirst mich nicht verlassen. Beliebe mir Geld zu schicken, sobald es sein kann, sie wollen mich schon delogieren, weil keine Rücksicht mehr ist mit den Damen, und mit der Polizei habe ich auch schon zu thun gehabt. Wenn ich mir einmal nimmer ausweiß, dann ist mein letzter Weg zu dir, du hast mich vor zehn Jahren zu finden gewußt, ich werde dich jetzt zu finden wissen und glaube, daß wir doch noch für einander bestimmt sind. Vergiß nicht deiner dich liebenden Helene.

Schanzgraben, Friedelsteig Nr. 119."

Der erste Eindruck beim Lesen war für Sebald der des Schrecks. Sie kommt! Bei näherem Nachdenken wurde es ihm klar: sie kann nicht kommen, sie kann nicht mehr. Der Brief besagt viel, aber diese Wohnungsangabe sagt noch mehr. „Schanzgraben, Friedelsteig Nr. 119." Sie ist am Rande. — Diese Stadtgegend war ihm nicht unbekannt. Sofort hatte Sebald den Entschluß gefaßt, sich von dem Wisch weiter nicht beunruhigen zu lassen. Doch schließlich brachte er nicht einmal so viel Kraft auf, um ihn ins Herdfeuer zu werfen. — „Die Nachrichten vom Senior. Dem geht es also doch gut! Und kümmert sich nicht um den Sohn. So war er immer. Ein harter Mensch, ein Egoist. Und auch sie wirft er weg. — Gut! Gut! Sie soll kommen ... Wenn sie wirklich käme! Es wäre böse."

* * *

Im Hochsommerbrand ruhte der Lindwurmhof. Ein einziger war im Haus, schrieb Briefe an Lehranstalten, an Freunde und einflußreiche Persönlichkeiten um Erlangung einer Dozentenstelle. Als die Briefe fertig waren, ging er auch fort, um sie nach Oberbusch zu tragen. Alle übrigen Bewohner des Hofs waren draußen auf dem Kornfeld. Der Schafbube wie der Hausvater, die Magd wie die Mutter — alle waren der Reihe nach angestellt und schnitten Korn; die Weiber nicht minder fest und aushaltend wie die Männer. Sebald saß unter der Esche und schaute ihnen zu, und nun verstand er die Gleichberechtigung der beiden Geschlechter auf der Bauernschaft. Gleiche Leistung, gleiche Rechte, Sabin sagte es ja auch. Wie niedrig stand ihm in diesem Augenblick das Weib des Städters! Aber schon im nächsten stellte er sich vor, wie unvergleichlich huldreicher die Dame ist, als so 'ne Bauerntrine.

Auch Sabin half ernten. Er bedurfte für den Hochkaser in den nächsten Tagen ein Fuhrwerk, um Winterholz vom Wald herabzuschleifen. Der Lindwurm hatte es ihm zugesagt, und dafür half der Bursche Korn schneiden. Trotz der schweren Arbeit ergötzten die Leute sich dabei. Das Lisele hatte plötzlich einen Schrei und einen Seitensprung gethan. Eine Maus! Eine Feldmaus war über ihren Fuß gehuscht, und nun hielt der Bruder Michel Jagd, um das kleine Gespenst mit der Sichel zu töten. Da fuhr die Lindwurmmutter dazwischen: „Ihr Thoren! Ihr werdet das arme Tier doch nit umbringen wollen! Das thut ja keinem Menschen nichts! Nein, Michel, ich leid's nit. Gottesgeschöpf, wie wir allmiteinander."

Sie ließen ab, stellten sich wieder ans Korn und schnitten. Bald aber hub der Michel an zu kichern. Der Mutter, die vor ihm her war, saß ein Sperling auf dem Rücken. Das Vögelchen zuckte seinen kleinen Kopf hin und her und begann einen Spaziergang zu machen vom Nacken bis zur Rundung und wieder zurück.

„Was kuderst denn, Bub?" sagte sie, ohne von der Arbeit aufzublicken. — „Weil der Mutter ein Spatz auf dem Buckel steht," lachte der Junge. — „Der wird mich nit tottreten." Der Vogel hüpfte ihr auf das braune Kopftuch, dort that er etwas und flog davon. Der Michel gröhlte auf vor Lachen, und das Lisele stimmte hell mit ein. Die Mutter merkte etwas und sagte dreist: „Ich weiß eine Zeit, Kinder, da habt ihr es auch nit anders gemacht mit mir."

Als die Schatten lang wurden, steckte das Lisele die Sichel ins Holzjoch und ging Garben tragen. Da machte sich der junge Herr von Hochkaser in ihrer Nähe zu thun und redete sie an: „Lisele, du sollst die Garben nit so nachschleifen, sonst schleift sich das Korn aus."

„Wenn ich groß wär wie du, da wollt ich sie schon höher tragen."

„Und wenn ich so klein wär wie du, da wollt ich gar nit Korn tragen. Laß mich's thun."

„Dank schön. Kleine Leut werden nit leicht müd."

„Wenn ich vorher gesagt hab, daß du klein bist, so hab ich's nur gethan, weil du gesagt hast, daß ich groß bin."

„Schade, daß wir zwei so ungleich sind," sagte sie. Das war ihm für diesmal genug. Sebald strich zu Sabin und flüsterte ihm zu: „Die mußt du anders fassen, mein Junge. Der dürfte es schon bald recht sein."

Als hernach der alte Lindwurm die Garben in Hütchen zusammenstellte, fiel ihm ein rostbrauner Halm

auf. Er pflückte ein Körnchen aus der Aehre und zerdrückte es mit den Fingernägeln. Es hatte im Innern einen schwarzen Punkt.

„Wird doch nit der Flugbrand da sein!" murmelte er und ward nachdenklich. — Will denn alles zusammenkommen über das arme Sesam? Fremde Leut, fremde Lehr, fremder Brauch. Flugbrand auch noch?

Sebald schien der stille Sommer bisher nicht gerade schlecht bekommen zu sein. Nun aber machte sich die Veränderung bemerkbar in erhöhter Weise. Er war oft sehr aufgeregt, launisch, dann wieder abgemattet und doch lauernd, abenteuerlich aufgelegt. Mit Sabin suchte er manchmal verfängliche Gespräche anzuknüpfen, wobei Sabin rot, Sebald aber ganz blaß ward. Vom Arbeiten keine Rede mehr. Sabin hatte Kummer, was denn das noch werden solle. Ein Mann in den vierziger Jahren, und in solchem Zustand!

Eines stillen Nachmittags schlich Sebald neben den Büschen des Rains hinab gegen den Lindwurmhof. Die Leute arbeiteten jetzt auf der Wiese, nur das Lisele war nicht unter ihnen. Das mußte also im Hof sein. Am Flachsfeld pflückte er eine verspätete Blüte, dann zog er sich gegen den Hof. Die Hündin wollte knurren, schwieg aber, als sie die wohlbekannte Jägergestalt sah. Unter der Tenne schlüpften und hüpften Kaninchen und beschnupperten einander. Er bog um die Hausecke und sah eine hochgeschichtete Kornfuhr, auf der das barfüßige Lisele stand und mit einer langstieligen Gabel Garben spießte und sie zur Dachluke hineinwarf. Er grüßte sie artig, sie erschrak und ward rot. — Rot werden, aha, das stimmt. Es ließ sich wagen.

„Aber Mädel! Ist es denn nicht schade um deine Pfötchen, daß sie von den Halmen gestochen werden?"

„Das ist umgekehrt, Herr Hausler, ich steche die Halme!" entgegnete sie, spießte wieder eine Garbe und warf sie in die Dachluke.

Sebald stieg auf eine Radspeiche des Karrens, um ihr die Flachsblüte hinanzureichen. „Als ich sie unterwegs sah, fiel mir eine ein, die so himmelblaue Augen hat —"

„Ja, schön Dank, wenn's mir vermeint ist."

Er dehnte seinen Hals zu ihr hinauf und flüsterte: „Darf ich dir ein bißchen helfen, Lisele? Ja? Aber ja — nicht wahr?"

Und in dem Augenblick, als er zu dem neuerdings erschrockenen Mädel hinanklettern wollte, sprang aus der Dachluke Sabin hervor und rief hell: „Nein, Herr Kompagnon! In Sesam wird nit dreispannig gefahren!"

In Sebald Hauslers Tagebuch findet sich folgendes Blatt: „Mir scheint, es naht das Ende. Mit diesem Menschen ist es nun aus. Wie der Profos dem Arrestanten, so reicht er mir täglich mein Essen, kalt und wortlos. Ernst wird er mich wohl nie genommen haben, wenn er abwechselnd Kompagnon, Vater, Bruder, Kamerad zu mir sagte. Nun bin ich ihm zu Verachtung. Und das zerschmettert mich. Ich habe ihn einmal liebgehabt. Jetzt ist das auch weg. Nicht dreispannig gefahren in Sesam! Nicht so wie in der Fletz? Es ist der verdammte Blutstropfen der Hausler. — Wie der Profos den Arrestanten — genau so. Also endgiltiger Bankrott der Firma Hausler. — Nun heißt es eine kluge Wahl treffen. Ich glaube, der Strick wäre das Empfehlenswerteste. Der wird am häufigsten beliebt. Aber — jeden Tag hält mich etwas anderes ab. Und aus diesem feigen Lumpenpack will er Uebermenschen machen? Man sagt, mit der Entartung werden die Selbstmorde zunehmen. Ich fürchte das nicht. Aus dem heroischen Aufbäumen wird ein ängstliches Zappeln. Es bleibt kaum noch die Kraft, um zu jammern über die Schlechtigkeit, über das Weltelend, zu einem Druck am Zünglein reicht sie entschieden bald nicht mehr aus. Die feige Bestie der Zivilisation. Wenn man wenigstens den Mut hätte, ein gründlicher Bösewicht zu sein. Aber man bringt es bloß bis zum Spitzbuben — im besten Fall. Wie der Profos dem Arrestanten, so schiebt er mir die Nahrung hin. Hohe Zeit! Hohe Zeit! Ich will gehen!"

Aber er ging nicht. Einsam, furchtsam strich er in der Gegend umher, halb im Jägergewand, halb im verschlissenen Salonanzug, Haar und Bart verwildert, die Gestalt bisweilen schwankend. So war er geworden, und die Leute wußten nicht, was sie sich denken sollten.

An einem Herbstabend saß auf dem Steinbühel der alte Lindwurm und eichtete ein Ochsenpaar, das tagsüber am Karren gewesen. Es war schon so dunkel, daß der Vollmond von den Rindern leichte Schattenbilder warf. Der alternde Bauer sprach halblaut mit sich selbst und klagte sich sein Anliegen. Es geht halt abwärts. Das Geld für den verkauften Hochkaser ist gewesen wie ein Tropfen auf heißes Eisen. Zisch hat's gemacht, weiter nichts. Den Schimmel verkauft, die Uhrkette verkauft, sogar am Hut den Gemsbart verkauft. Lauter kleinwinzige Tropfen — zisch macht's, und nix ist's. Er und die gute Mutter könnten nicht mehr anziehn. Die Dienstboten thäten nicht gut, der Michel und das Lisele seien die besten Arbeiter. Die Mutter thäte nur zu viel verkochen, fettes und reichliches Essen auf den Tisch, das sei immer ihr „Heil" gewesen. Fremde Leute bewirten, den Kleinhäuslern der Nachbarschaft Brot, Mehl und Speck zutragen, das sei immer ihr Fehler gewesen. Und den Hunden und Hühnern die reine Leutekost. Sie ist halt ein ganzer Tiernarr. Die Viecher wären ihr lieber wie die Leut, sagt sie und streut ihnen alles für. Sie verthue viel. Aus lauter Gutherzigkeit. Früher habe es das auch getragen, aber jetzt sei es kleber — kleber. Und wenn etwa auch noch der Flugbrand sollte kommen übers Korn, nachher könnten sie gleich gute Nacht sagen und ihre Bündeln packen. Etliche Nachbarn thäten klagen, daß sie sich nicht mehr satt essen könnten. Diese Klage habe er nicht. Er sei oft schon satt, bevor er zu Tisch gehe, vor Sorgen. Was einem die Studenten für Kummer machen mögen, das könne man nicht glauben. Das viele Geld, was in die Stadt geschickt und getragen worden sei! Und der eine sitze jetzt da und habe kein Verdienst. Damals, wie der Michel ausgesprungen sei von der Studie, habe er gerade geglaubt, er müsse alles zerreißen vor Zorn. Jetzt? Wie stünde es mit dem Lindwurmhof, wenn der Michel nicht zurückgekommen wär! —

Die Ochsen grasten mit ihren großen Schnauzen nahe um ihn herum, und er hörte, wie sie mit den Zähnen

das Gras abrissen. Es that ihm wohl, daß sie so traulich waren, ihn deuchte fast, als hätten sie Teilnahme mit seiner Bedrängnis. „Wird eh so sein wie die Mutter sagt. Die Viecher besser wie die Leut.“ Nun wollte er seinen Ochsen auch etwas Erfreuliches sagen. Vom Toni etwas, dem Mediziner. Freilich habe der das meiste Geld gekostet, das ärztliche Studium sei das Allerlängste. Aber nun gehe es ihm schon gut, und er werde bald zu einem Erwerb kommen. „Und wenn's auch nur ein Bader wird, so hat er's besser, als so ein Weltweiser, der mit seiner Weisheit hausieren geht und dem keiner eine abkauft. Gescheitheit kauft keiner. Gesund ist nit jeder, aber gescheit ist jeder, wenigstens glaubt er's. Ich hab's auch einmal geglaubt von mir selber. Dazumal, wie der alte Zimmermann, der Christian, gesagt hat: ‚Lindwurm, gieb sie nit in die Stadt, deine Buben, gieb sie nit fort, du kriegst sie nimmer zurück, futsch sind sie. Nichts frißt die Stadt lieber als Bauern!‘ — Aber natürlich, ich in meiner Hoffart: studieren, nur studieren lassen die Buben! So geht's halt, wenn man zu weit oben hinaus will. — Seid ihr schon bald satt?“ fragte er die Rinder. „Nachher gehn wir heim, daß auch ich zu meinem Kraut komm!“ Bevor er sich noch erhob von seinem Steinbühel, fiel ihm eine Gestalt auf, die den Fußsteig langsam herankam, immer näher und näher. Ein Mann war's, der einen Rucksack trug und in der Hand am Henkel ein Holzkofferchen. Als er ganz nahe war, blieb er vor dem Lindwurm stehn und rief aus: „Wie? Was? Ist das nicht das Vaterl? — Ist es das? Dann grüß Gott! Ich bin's.“

Der Bauer stand schwerfällig auf. „Wenn diese Stimme richtig ist?“ Unsicher, zagend sagte er es.

„Ja, Vater, sie ist richtig. Der Toni muß doch einmal nachschauen gehen, wie es euch geht, miteinand. Gut, natürlich!“

„Gut sagst,“ entgegnete der Lindwurm, „nun, wenn du's eh weißt —“

Der Ankömmling legte seinen Arm um den mageren Mann: „Also, da wären wir ja wieder beisammen! — Oho! Mir scheint — mir scheint, das rundliche Bäuchlein ist weg. Darf euch nicht leid sein darum. Wenig Fett, feste Muskeln — das sind die gesündesten Leute. Und das Mutterl? Na, die wird hupfen. Und denkt euch, jetzt kann ich eine Weile bei euch bleiben, jetzt soll's gemütlich werden auf dem alten Lindwurmhof.“

Der alte Bauer fand anfangs kaum die Sprache. „Ist brav, ist brav, Anton,“ sagte er dann hastig, erregt, wie es sonst nicht seine Art war. „Doktor muß man jetzt schon sagen. Bist du zu Fuß her? Doch gefahren? Schön Wetter haben wir jetzt, gelt?“ Sie gingen, die Ochsen vor sich herleitend, dem Hof zu. „Zu Fuß bist?“

„Freilich, zu Fuß. Dafür bringe ich auch einen musterhaft ausgewachsenen Appetit mit. Ja, man könnte ihn ohne Großsprecherei geradezu Hunger nennen. Aber gewiß, Vaterl! Und wohnen werde ich wieder auf dem Hochkaser.“

„Der ist ja verkauft. Hab ich dir das denn nicht geschrieben?“

Der Ankömmling blieb wie festgewurzelt stehn und sagte: „Ich bin starr! Ihr werdet doch den Hochkaser nicht verkauft haben! Ja, Leute, seid ihr denn von Sinnen!“

„'s wohnt auch dein Bruder jetzt bei uns im Hof.“

„Der Michel, dieser Hallodri.“

„Der Berthold.“

„Wie? Der Berthold ist da? Der Berthold ist bei euch, dieser hochgelahrte Brahmine? Ja, um des Himmels willen, was treibt denn der in Sesam?“

„Er hat noch keine Stelle.“

„Der hat noch keine Stelle?! Na hört einmal, dann ist er selbst schuld. Dann ist's die Größe seiner Weisheit, die in keinem Lehrsaal Platz findet. Ich habe mir's übrigens gedacht.“

„Weil nur du aus dem Wasser bist, Anton — —“ sagte der Bauer, gleichsam tastend, unsicher den Fuß voransetzend, ob der Boden wohl fest sei.

„Aus dem Wasser — so weit ja,“ meinte Doktor Anton, „aber noch nicht ganz im Trocknen. Die Sache ist nämlich so: die erstbeste Futterkrippe will man nicht annehmen. Unter Dreitausend — das ist aber schon die schandbarste Tiefe — kann in unserer Zeit kein Mensch vegetieren, geschweige existieren. Uebrigens ist es immerhin gut, sich noch ein wenig weiterbilden zu können, in der Stille, versteht ihr. In der Klinik merkt der junge Arzt erst, was noch fehlt. Das will ich nun nachholen.“

Da sagte der Bauer geradehin: „Also zu deutsch, mein lieber Toni, du hast auch noch keine Stelle. Du hast sechs Jahr studiert und kannst noch nix.“

„Aber Vaterl, was soll ich darauf nur sagen? Man kann sich doch nicht selbst loben. Große Männer sind immer bescheiden. — Jetzt aber paßt einmal auf, wie Mutschgerl springen wird!“

So hatte Doktor Anton sich mit gutem Humor eingehakt. Während der Lindwurm im Hof die Ochsen versorgte, fiel der Heimkehrende der Mutter um den Hals und erhob ein solches Freudengeschrei, daß die Hühner auf der Stange aus ihrem Schlaf schreckten und zu gackern begannen.

„Hau, die Biberln!“ rief er lustig. „Mir scheint, die haben schon Angst vor dem Gebackenwerden. Ja, meine lieben Hühner, da kann ich euch nicht helfen. Wenn der Herr Doktor heimkommt, da heißt's Aufwartung machen in der Schüssel!“

Die kleine Schwester packte er an den Armen: „Aber Lisele! Willst du denn immer noch nicht in die Höhe? Und es warten schon die Männer auf dich. Soll ich dir einen verschreiben?“

„Aus der Apotheke vielleicht? Dank schön.“

Dem Michel, der vom Holzschneiden kam und sich mit dem Aermling den Schweiß vom Gesicht wischte, rief er zu: „Aber Micherl! So schwitzen! Hast du dein Griechisch und Latein denn immer noch nicht verschwitzt?“

Den Doktor Berthold, der lässig am Thürpfosten lehnte, begrüßte er als den achten Weltweisen.

Der Philosoph reinigte mit dem Sacktuch seine Augengläser und gab mit klassischer Ruhe der Meinung Ausdruck, daß Sesam nun bald seine Universität haben würde, zwei Fakultäten wären auf dem Lindwurmhof schon beisammen.

Der Mediziner hatte unterschiedliche Dinge mitgebracht in Rucksack und Kofferchen, die er an der Tischbank ablegte. Er war in einer Art Touristenanzug, hatte blondes, kurzgeschnittenes Haar und ein rundes, wohlgerötetes Gesicht, dem weder Stadtluft noch Bücherstaub viel hatte anhaben können. Seine frohe Stimme erscholl durchs ganze Haus. Die Mutter machte auch ein lächelndes Gesicht, später aber stand sie mit ihrem Mann im dunklen Vorgelaß und sagte leise: „Aber du mein Gott und Herr, jetzt ist der auch da!"

„Er hat noch keinen Futtertrog gefunden," sagte der Lindwurm.

„Jetzt, was fangen wir an? Zwei gesunde Mägen mehr, die machen schon was aus. Von Herzen gern, daß ich alle daheim hab. Nichts lieber, als ihnen was geben, wenn man's nur hätt. Mein Gott, mit den Kindern ist wohl ein blutiges Kreuz!"

„Daß neuzeit alles in die Stadt thät laufen, heißt's," sagte der Alte mit bitterer Ironie. „Ich find das nit. Mich deucht, die Stadtleut laufen aufs Land. Wenn s' Hunger haben."

„Aber gelt, Vater, vorhalten thust es ihnen nit, gelt? 's ist ihnen eh selbst nit gut, und dem Toni sieht man's an, wie er sich mit dem Lustigthun selbst tröstenwill. Es wird doch wohl eine Veränderung nehmen. Was der Herrgott schickt, muß man halt tragen."

Während die Alten im Vorgelaß bekümmert waren, schmorte am Herdfeuer schon der Eierkuchen in Schmalz.

„Und schlafen müßt ihr halt beisammen in der Dachkammer oben."

„In der Dachkammer? Aber Mutterl, wir sind ja keine deutschen Dichter."

Wenn diese Bemerkung im Lindwurmhof auch nicht allgemein verstanden wurde, so erlitt des Mediziners Heiterkeit doch keine Einbuße. Doktor Berthold jedoch war durchaus nicht erbaut darüber, mit dem „Jodoform-Rüppel" in einem Bett schlafen zu müssen, zumal er sich in diesem Fall nicht als der absolut Stärkere wußte. Und um den Ereignissen vorzugreifen — der Mediziner hat den Philosophen nicht schlecht an die Wand gedrückt.

Denn die beiden fanden sich nun auf dem Heimatshaus einander im Weg, und gerade im Bett empfand jeder das feindliche Lager. Der Philosoph stemmte stets Arme und Beine an die Wand, um den Eindringling mit dem Rücken über die Kante hinauszudrängen. Der Mediziner jedoch umarmte fest seinen Leib und sagte: „Bitte, nach Ihnen, mein Herr!"

Berthold rächte sich durch Aussprüche. „Um zur menschenwürdigen Kultur zu gelangen," sagte er einmal, „müßte man euch Giftmischer überhaupt töten. Was wollt ihr denn? Das Leben vergiftet ihr, anstatt es zu stärken. Wer nicht gesund ist, verdient überhaupt nicht zu leben."

„Freund," antwortete der Mediziner, „du bekommst auf die Stirn einen kalten Umschlag und Rhabarber."

Eines Morgens fand die Lindwurmmutter das Bett in Trümmern. Sie forschte nicht weiter nach der Ursache, seufzte nur: „'s ist halt ein Kreuz mit den Kindern!" Sie behauptete immer, all ihre Kinder gleich liebzuhaben. Sie fürchtete sich zu versündigen durch das Zugeständnis, daß der Toni ihrem Herzen am nächsten stand. Der war als Kind viel krank gewesen, hatte ihr den meisten Kummer gemacht. Jetzt war er Doktor, und sie ertappte sich bei dem frevlerischen Wunsch, einmal ein bißchen krank zu sein, um sich von Toni heilen zu lassen. Sie redete gern über körperliche Leiden zu ihm, und was es denn sei, daß der Mensch so auf einmal Seitenstechen haben könne? Und was die Ursache sei, daß man husten müsse, und ob es wahr sei, daß man sich keinen Schnupfen vertreiben soll? Aber es kam nichts Rechtes heraus. Der Doktor sagte lateinische Namen und erklärte die alten Hausmittel lachend für Unsinn. Das Schlimmste entstand, wenn die Mutter vom Bader in Oberbusch sprach. Da verlor unser Toni seinen Humor. Die Bader seien alle Quacksalber, man müsse sie hängen, sie seien geradezu gemeinschädlich — wenigstens für junge Doktoren.

Gemeinsam mit seiner Mutter hatte der Mediziner die Tierfreundlichkeit. Wenn sie davon sprach, daß der Mensch Wachsamkeit vom Hund, Reinlichkeit von der Katze lernen solle, oder von der Dankbarkeit der Hühner, die nach jedem Bissen, den sie schlucken, den Kopf gegen den Himmel erheben, wenn sie in allen Tieren die gute Seele sah, die sie selbst war, da legte ihr Doktor Anton zärtlich den Arm um den Hals: „Mutterl, du hast ganz recht, Mensch und Vieh — es kommt aufs gleiche hinaus. Nur daß der Mensch immer einmal ein klein bissel niederträchtiger ist." Auch der Doktor hatte die Tiere lieb, spielte manchmal mit den Hündchen und Kaninchen und trieb mit ihnen allerlei Abrichtungsversuche. Nur die Katzen wußten seine wohlwollenden Annäherungen nicht zu würdigen, sie flohen vor ihm über den Dachfirst hin, von gesicherter Stelle schnurrten sie über ihn herab und machten grünglühende Augen.

Fortsetzung folgt.



Sehnsüchtige Fahrt.

Der Winter will noch kälter werden,
Der Tann schleppt schwere weiße Fracht,
Mein Schlitten mit den wilden Pferden
Jagt durch die Wälder Tag und Nacht.

Unruhe ist mein Fahrtgeselle —
Jach hetzt die Welt vorbei und johlt . .
Und nur von meines Herzens Schnelle
Wird all das Jagen überholt.

Franz Evers.



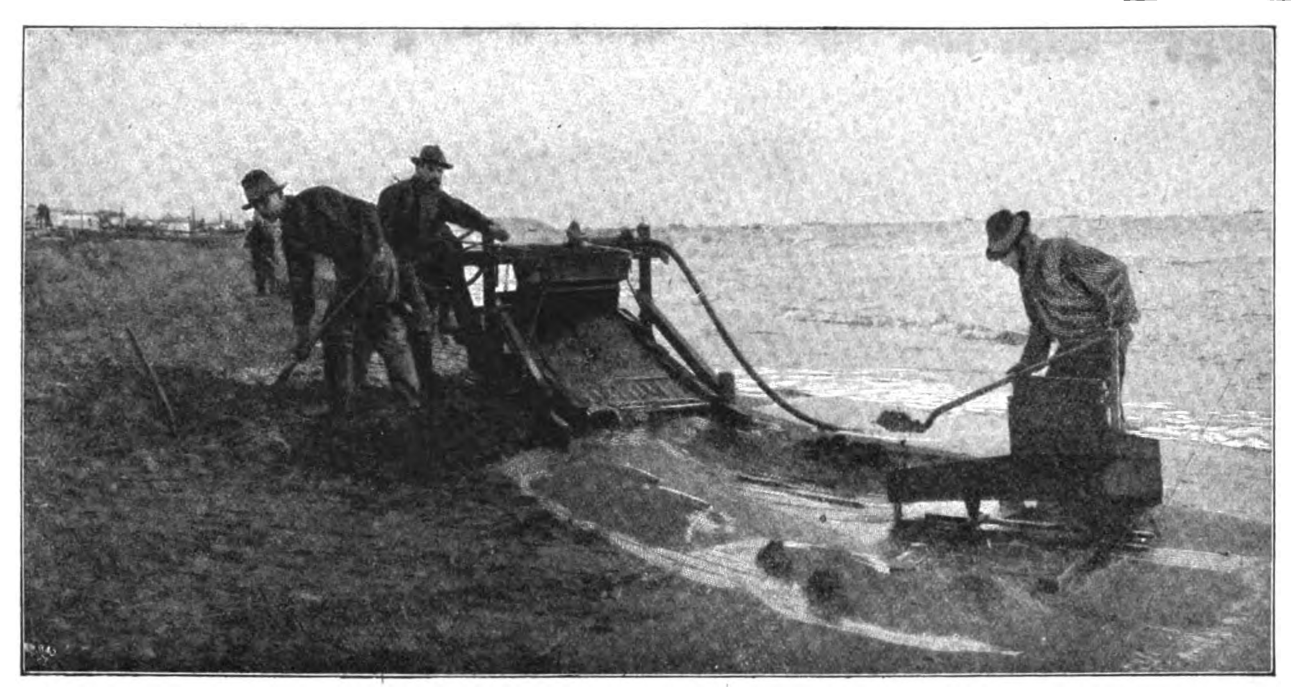
Ansicht der Goldgräberstadt Anvil City bei Kap Nome in Alaska.

Auf den Goldfeldern von Alaska.

Hierzu 7 photographische Momentaufnahmen.

Klondyke und Kap Nome, zwei Namen, vor zehn, vor fünf Jahren der Welt noch unbekannt, heute im Munde aller, der Traum und das Ziel, aber auch das Verhängnis Tausender! Nur wenige Jahre waren verflossen, seit Amerika und mit ihm die ganze zivilisierte Welt durch die Kunde von der Entdeckung reicher Goldfelder in dem „Klondyke“ getauften Gebiet am oberen Yukon überrascht und in Aufregung versetzt wurde. Da kam vor jetzt kaum drei Jahren die Nachricht über noch reichere Goldfunde am Strand des Beringsmeers bei Kap Nome. Goldsucher, die im Klondyke nicht das erhoffte Glück gefunden, waren es, die den Yukon hinabgezogen waren und das neue Dorado entdeckt hatten. Im Sommer 1897 waren die ersten von ihnen, mit Schätzen beladen, nach Seattle, dem Ausgangshafen dieser modernen Argonautenfahrten, zurückgekehrt, und noch im Herbst brachen die ersten Kap Nomefahrer von dort auf, um von Skagway aus den beschwerlichen Ueberlandweg nach Kap Nome anzutreten. Mit ihnen gingen Tausende aus den Goldstädten des Klondyke, nicht nur enttäuschte Goldsucher, sondern selbst die Besitzer gut zahlender Geschäfte und Minen, alle in dem Bestreben, als erste vor der Hauptmasse das neue Goldland zu erreichen. Mitten im Winter, über Schnee und Eis, bei einer Temperatur, die oft unter —50° C. sinkt, legten sie den 1600 englische Meilen weiten Weg zurück, Zelte, Lebensmittel und Feuerungsmaterial auf Schlitten mit sich führend. Und ob auch Hunderte infolge der Anstrengungen, der Kälte und des Hungers unterwegs ihren Tod fanden, ob auch Hunderte in den schrecklichen Schneestürmen vom

Sand und Kies werden auf Gold untersucht.

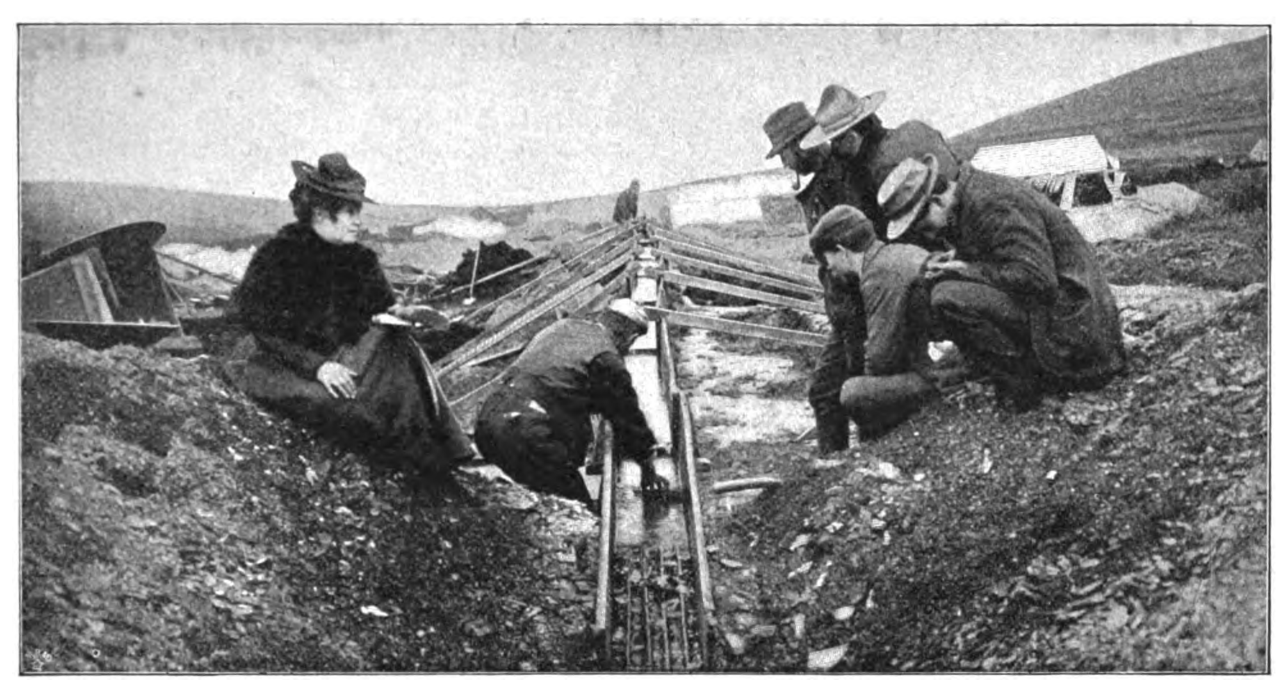


Goldwäscherei am Meeresstrand.

Weg abirrten und in der arktischen Schneewüste elend umkamen: als im folgenden Sommer die ersten Scharen, die den Wasserweg eingeschlagen hatten, den Boden dieser neuen Welt betraten, fanden sie am Anvil Creek, an der Stelle, wo am Meeresstrand das erste Gold gefunden war, die Stadt Anvil City (Abb. S. 111) vor, und überall am Ufer die Zelte derer, die ihnen zuvorgekommen. Mit jedem verfügbaren Fahrzeug, vom Dampfer bis herab zum Fischerschoner von zehn Tonnen Tragkraft, kamen sie herbei; über Nacht entstanden neue Zeltstädte auf der Tundra, und nach einer mäßigen Schätzung waren gegen Mitte des Sommers 60 000 Menschen auf jenem Fleckchen Erde beisammen. Ein Teil von ihnen war klug genug, nach den Vereinigten Staaten zurückzukehren, ehe der dort oben sehr früh eintretende Winter der Schiffahrt ein Ende machte. Die Mehrzahl jedoch blieb, und unter ihnen hielt der arktische Winter eine furchtbare Musterung. Aber was half's?



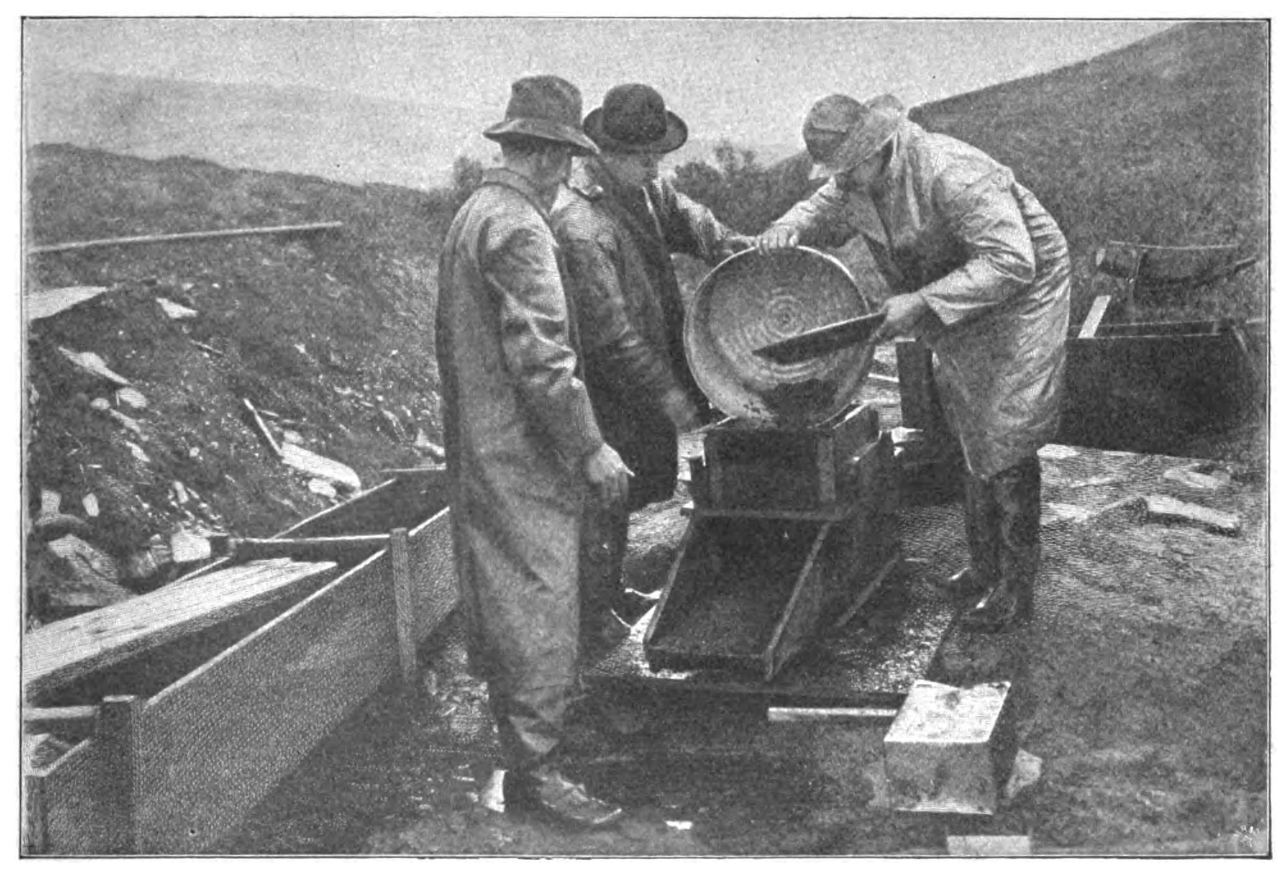
Eine Goldmine in der Steppe.



Holzrinnen mit Querrippen zum Auffangen des Goldes.

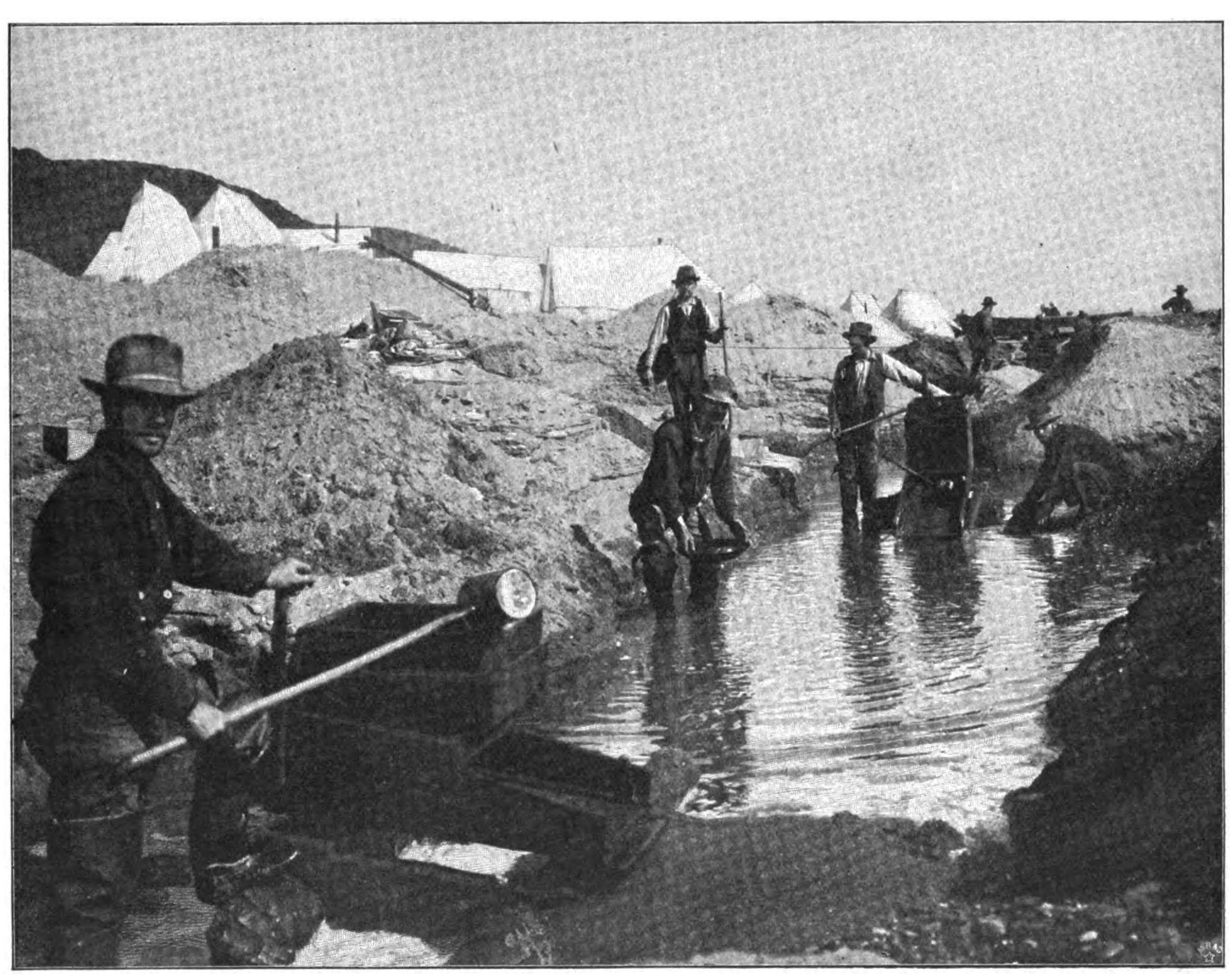
Der „heilige Hunger nach Gold" mit all seinen Aufregungen, Enttäuschungen und Schreckensscenen trieb auch im nächsten Sommer Tausende und Abertausende nach Kap Nome weit oben am Beringsmeer.

Heute hat sich das alles geändert. Onkel Sam, auf dessen Gebiet die Goldfelder von Kap Nome liegen, während der Klondykedistrikt zum größten Teil zu Kanada, also England, gehört, hat sich der Sache angenommen. Ein Militärkommando sorgt für Ruhe und Ordnung, eine regelmäßige Schiffsverbindung mit Seattle ist eingerichtet, die Zelte sind wohlgebauten Holzhäusern gewichen, und am Anvil Creek, Snow Gulch, und wie die übrigen Hauptfundstätten heißen mögen, sind regelrechte Städte entstanden, mit wohlgefüllten Kaufläden, Restaurants und Hotels, Wirtschaften, Spielhöllen und Tanzsälen, Kirchen, Zeitungen und Theatern. Wer also ein bißchen Kälte nicht scheut, der kann schon am Kap Nome überwintern. Aber sehr teuer ist es dort.



Letzte Sichtung des Goldschlamms im Schüttelkasten.

Die Gewinnung des Goldes war bisher primitiv genug. Das Gold Alaskas ist meist sogenanntes Seifengold, d. h., es findet sich in der Form von größeren oder kleineren Körnern im Sand und Kies der Flußthäler und bei Kap Nome im Meeressand. Der Boden nun ist viele Meter tief gefroren und taut nur im Sommer an der Oberfläche auf. Die goldführende Schicht liegt in den seltensten Fällen an der Oberfläche. Oft müssen erst einige Moor- und Kiesschichten von mehreren Metern Tiefe durchteuft werden, ehe man sie erreicht. Im Winter nun treibt man einen Methode ist nur möglich, wenn Wasser in hinreichender Menge vorhanden ist. Ist einmal der Goldschlamm auf die eine oder andere Weise bloßgelegt, so ist das weitere Verfahren einfach. Lange Holzrinnen, auf deren Boden Querrippen aufgenagelt sind (Abb. S. 113), werden aufgestellt. Dann wirft man den Goldschlamm hinein und läßt Wasser hindurchfließen. Dieses schwemmt den Schlamm und Kies und selbst größere Steine fort, während das Gold zu Boden sinkt und sich an den Querrippen ansammelt. Alle paar Stunden unterbricht man die Arbeit und nimmt das Gold heraus. Wo es an Wasser



Die reichste Goldmine am Kap Nome.

Schacht in das steinhart gefrorene Erdreich bis zum Grundfelsen, dem die Goldschicht meistens auflagert. Abends wird auf dem Boden des Schachtes ein Feuer angezündet, das den Goldschlamm auftaut. Am Morgen schaufelt man diesen heraus und häuft ihn an der Oberfläche an, wo er bis zum Sommer liegen bleibt. Statt der Feuer bedient man sich auch des heißen Dampfes, den man durch eiserne Röhren in den Goldschlamm leitet. Da diese Methode der Winterarbeit langwierig, mühsam und kostspielig ist, so ist man sehr von ihr abgekommen, und die ganze Arbeit geschieht im Sommer. Nachdem man die Gras- und Moorschicht mit Schaufeln entfernt hat, werden die überlagernden Kiesschichten mit Zuhilfenahme des fließenden Wassers beseitigt, bis man zu der goldführenden Schicht gelangt. Das Werk des Auftauens überläßt man der Sonne. Aber diese fehlt oder wo man die Rinnen nicht aufstellen kann, bedient man sich des auch sonst in Goldminen gebräuchlichen „Rocker", eines Kastens, bei dem die sichtende Arbeit nicht durch Wasser, sondern durch eine schaukelnde Bewegung — daher der Name — geleistet wird (Abb. S. 113).

Wie man sieht, war bisher alles ausschließlich Handbetrieb. Daß trotzdem Millionen an Gold gewonnen wurden, beweist den großen Goldreichtum des Landes. Der feine Goldstaub ging dabei meistens verloren, und deshalb ist man jetzt darangegangen, den Betrieb auf eine rationelle, wissenschaftliche Basis zu bringen. Auch haben sich bereits Gesellschaften gebildet, die den Schlamm des Yukon und den Sand am Meeresstrand bei Kap Nome mit Baggermaschinen heben und daraus das Gold durch Amalgamierung ausscheiden wollen.

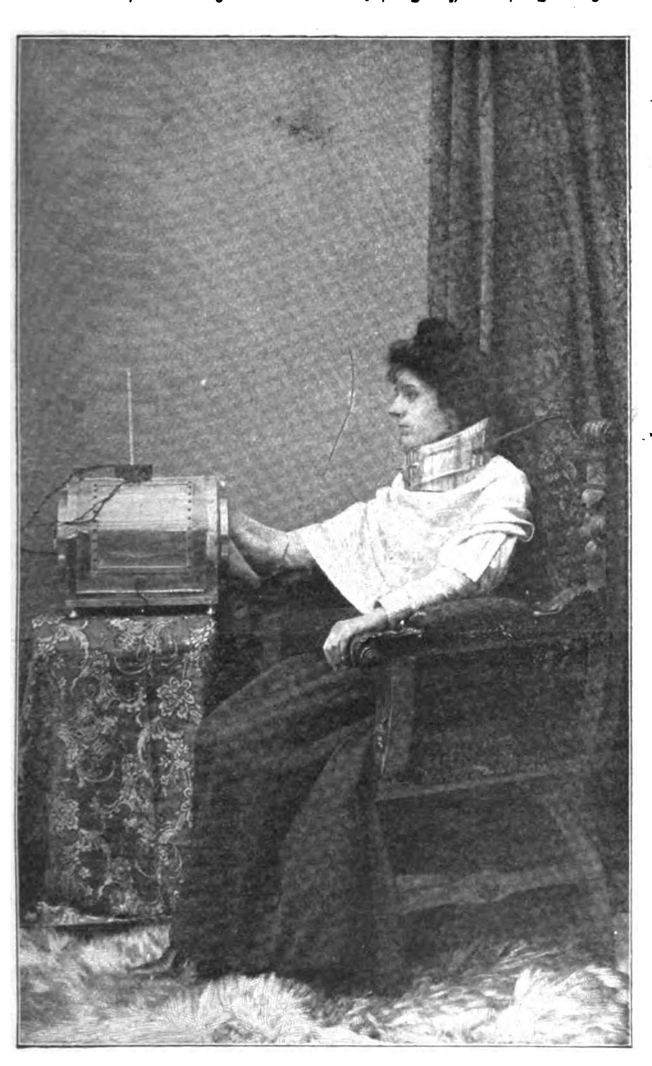
Heißluftbäder.

Hierzu 5 photographische Aufnahmen.

Die Wissenschaft strebt nicht in gerader Linie ihrem Ziel der möglichsten Vervollkommnung zu, sondern die Kurve ihrer Entwicklung gleicht viel eher einer Spirale. Sie scheint immer wieder zu älteren Vorstellungen und Hilfsmitteln zurückzukehren, die lange Zeit aufgegeben waren, und doch erfolgt ihre erneute Anwendung von einem höheren, theoretisch und praktisch vervollkommneten Standpunkt aus. Recht deutlich zeigt sich diese eigenartige Entwicklung bei der Heilkunde. Immer wieder und wieder greift die praktische Medizin auf Methoden zurück, die die Wissenschaft lange Zeit zum alten Eisen geworfen hatte, und läßt sie in verbesserter, vom rohen Empirismus mehr befreiter Form wieder auferstehn. Man denke nur an die gewaltige Rolle, die heute die rationelle Anwendung der Massage spielt, die nichts weiter ist, als eine auf wissenschaftlicher Basis begründete Wiederbelebung der uralten „Bestreichung" der Krankheiten; nicht anders ist es mit der Suggestionstherapie, die auf den viel angefeindeten Mesmerismus zurückgeht, nicht anders mit der Wasserheilkunde, mit der nach des Bauern Priessnitz Vorgang die modernste Medizin bekanntlich so große Erfolge erzielt.



Elektrische Maschine für Schultern und Füsse.

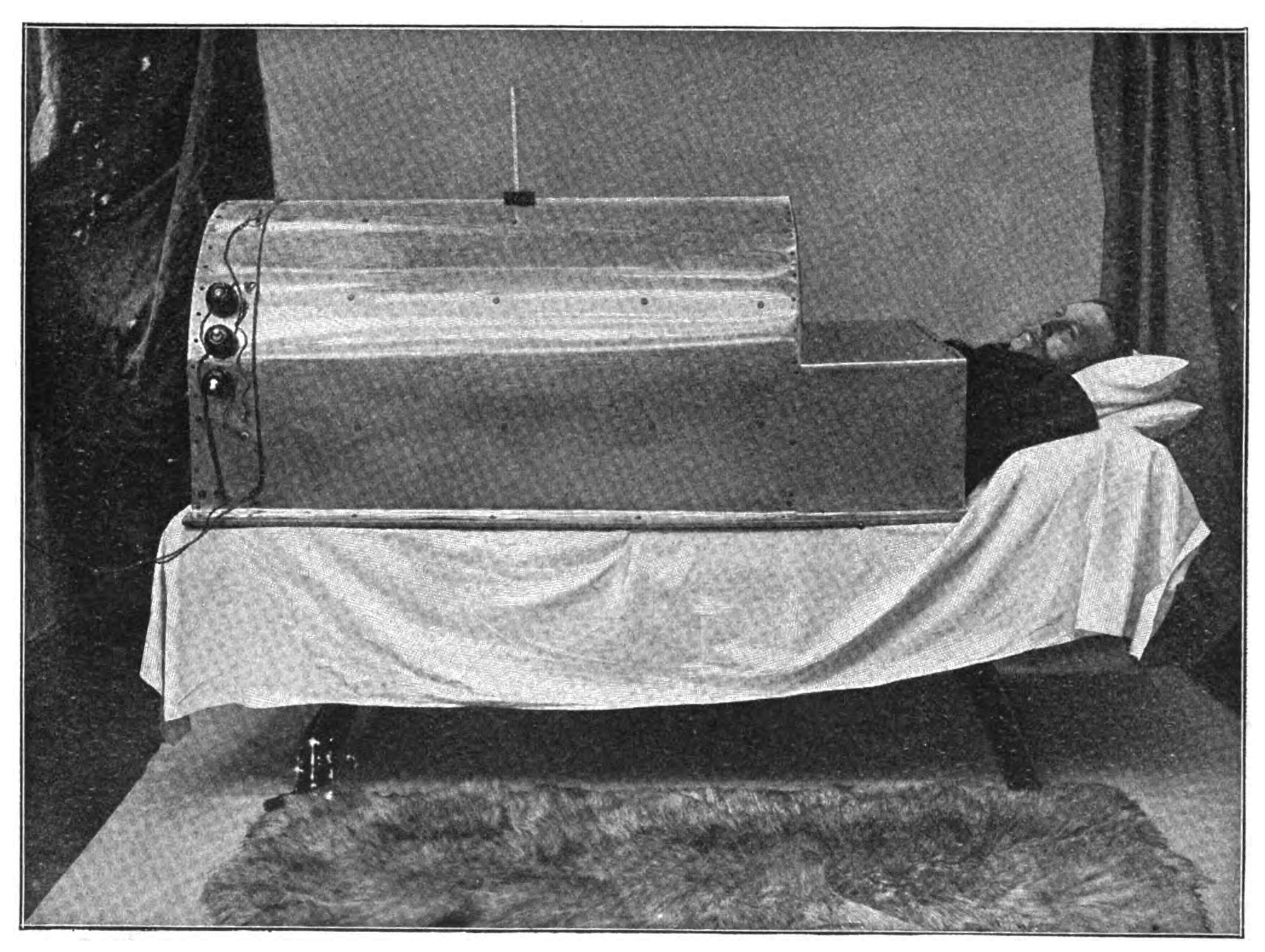


Elektrische Maschine für Hand und Nacken.

So ist auch die Anwendung von Hitze bei verschiedenen Erkrankungen ein uralter Besitz sowohl der wissenschaftlichen, wie der Volksmedizin. Speziell die rheumatischen Erkrankungen wurden zu allen Zeiten mit feuchter oder auch trockener Hitze behandelt. Sowohl die alten Kulturvölker in Aegypten und Griechenland, wie überall die Naturvölker bedienten sich dieses Hilfsmittels. Sie hielten den Rheumatismus für ein Besessensein durch böse Dämonen, die nun durch Hitze, am besten durch natürliche Dampfausströmungen vulkanischer Quellen, vertrieben werden mußten. In ähnlicher Weise wurden bei gewissen Krankheiten unter geheimnisvollen religiösen Zeremonien Räucherungen mit bestimmten Pflanzen, also trockene Hitze angewendet, z. B. gegen Aussatz, eine etwas sehr nach Dr. Eisenbarth schmeckende „Therapie". Aber auch abgesehn von diesen speziellen, halb mystischen Zwecken spielt das Schwitzen im Dampfbad und die Anwendung trockener Hitze überall eine große Rolle. Bekannt ist ja, daß die alten Römer leidenschaftliche Freunde heißer Bäder waren und daß heute noch Russen, Japaner und Indianer ohne heiße Bäder nicht leben können. So pflanzte sich die Anwendung feuchter oder trockener Wärme als Heilmittel durch die Jahrtausende fort; von der offiziellen Medizin bald eifrig gepflegt, bald als unwissenschaftlich und irrationell mehr oder minder verworfen, hat sie doch stets eine gewisse Bedeutung besessen. In den unvollkommenen

Mitteln der feuchten Umschläge mit Breikissen zur Schmerzlinderung und zur Erweichung von entzündlichen Herden, als trockene Hitze in Kräuterkissen und Sandsäcken gegen rheumatische Schmerzen u. s. w gehörte sie stets zum Rüstzeug der praktischen Heilkunde. Die Anwendung feuchter Wärme wird dadurch beträchtlich eingeschränkt, daß feuchte Hitze über 50° nur ganz kurze Zeit ertragen werden kann, wenn man ganz und gar darinsteckt, wie im Dampfbad, daß aber die lokale Applikation feuchter Wärme an einzelnen Körperstellen, wo man etwas höher steigen könnte, nur durch die sehr unvollkommene Methode der Kataplasmen u. s. w. durchzuführen ist. Besser ist schon die Behandlung mit

Diese Heißluftbäder läßt man nun entweder auf den ganzen Körper, mit Ausnahme des Kopfes, einwirken, oder man benutzt für einzelne Körperteile genau angepaßte Kästen. Sie sind natürlich gegen die Außenluft gut abgeschlossen, so daß nur die heiße Luft darin zirkuliert. Ein luftdicht eingepaßtes Thermometer gestattet die Kontrolle der Temperatur. Die Kästen selbst sind aus Aluminium und meist mit einem nichtleitenden Wollstoff überzogen. Man muß ferner darauf achten, daß kein Metallteil mit dem Körper in Berührung kommt und auch der erhitzte Luftstrom ihn nicht direkt trifft, sonst kann es schwere Verbrennungen geben. Die Behandlung des Kranken wird mit Temperaturen von



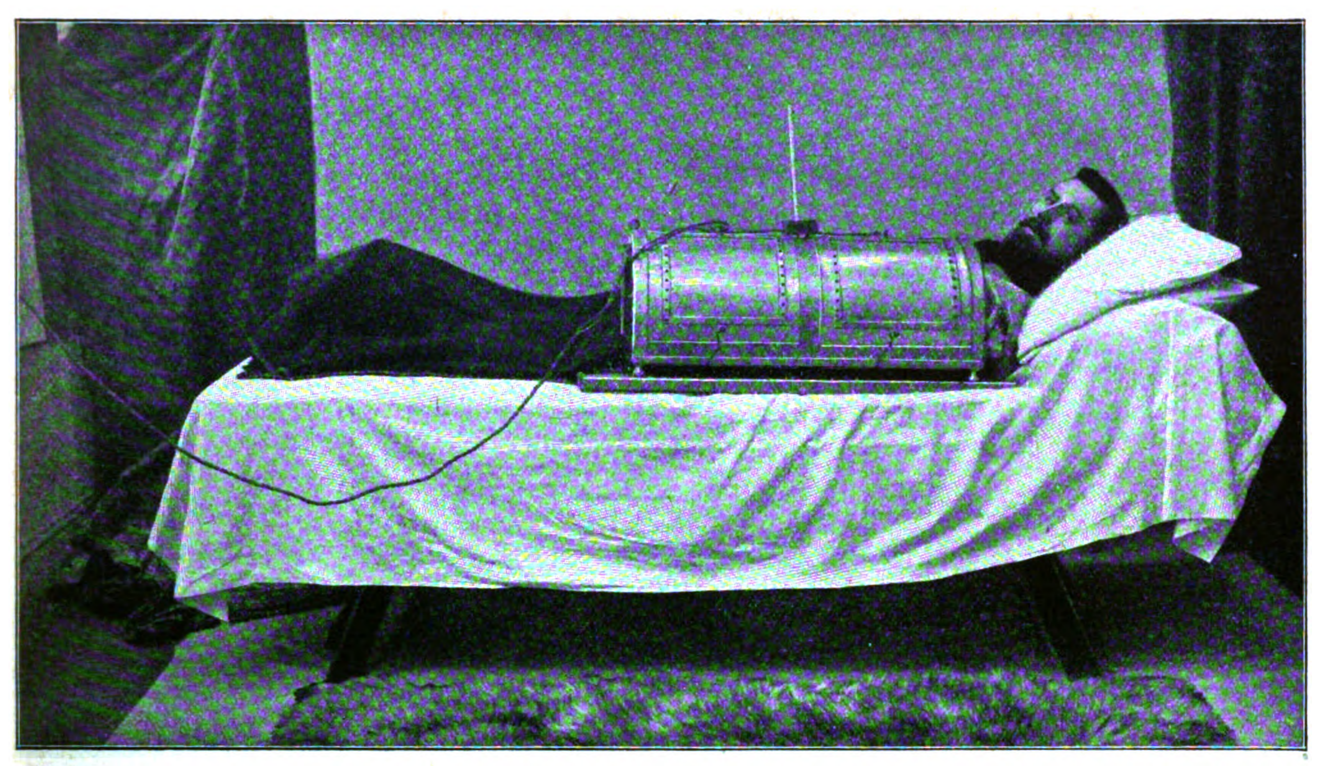
Elektrische Maschine zur Anwendung von Heissluftbädern für den ganzen Körper.

dem äußerst fein zerteilten Moorschlamm von Battaglia, der die gute Eigenschaft hat, sich sehr langsam abzukühlen.

Diesen Anwendungsformen gegenüber bietet nun die Benutzung trockener Hitze sehr große Vorteile. Man benutzt bei diesen Methoden heiße Luft, die entweder durch eine Spiritusflamme erwärmt wird oder durch einen starken elektrischen Strom, dem man beträchtliche Widerstände entgegensetzt, die einen großen Teil der Stromintensität in Wärme umzusetzen vermögen. Diese letztere Methode, wie unsere Bilder sie zeigen, ist wohl die rationellere; erstens ist jede Feuersgefahr vermieden, und ferner lassen sich durch Abstufungen der Stromstärke einerseits, der Widerstände andrerseits die Temperaturen sehr scharf regulieren.

60—80°C. begonnen, manche Patienten vertragen eine höhere Temperatur schlecht; bei andern kann man bis auf 150°C. heraufgehn. Auch die einzelnen Körpergegenden sind sehr verschieden empfindlich, am wenigsten die Kniegegend, am meisten Kreuz und Hüfte.

Man darf natürlich nicht denken, daß der Körper selbst derartig hohe Temperaturen annimmt; das müßte ihn sofort zu Grunde richten. Die hohen Temperaturen erzeugen nur einen außerordentlich verstärkten Zufluß von Schlagaderblut in die behandelte Gegend, der mit einem enormen Schweißausbruch einhergeht. Auf diesen Umständen beruht es, daß die Körpertemperatur ihre normalen Grenzen nur wenig übersteigt (0,23°C im Durchschnitt), da bei der Verdunstung der großen Schweiß-

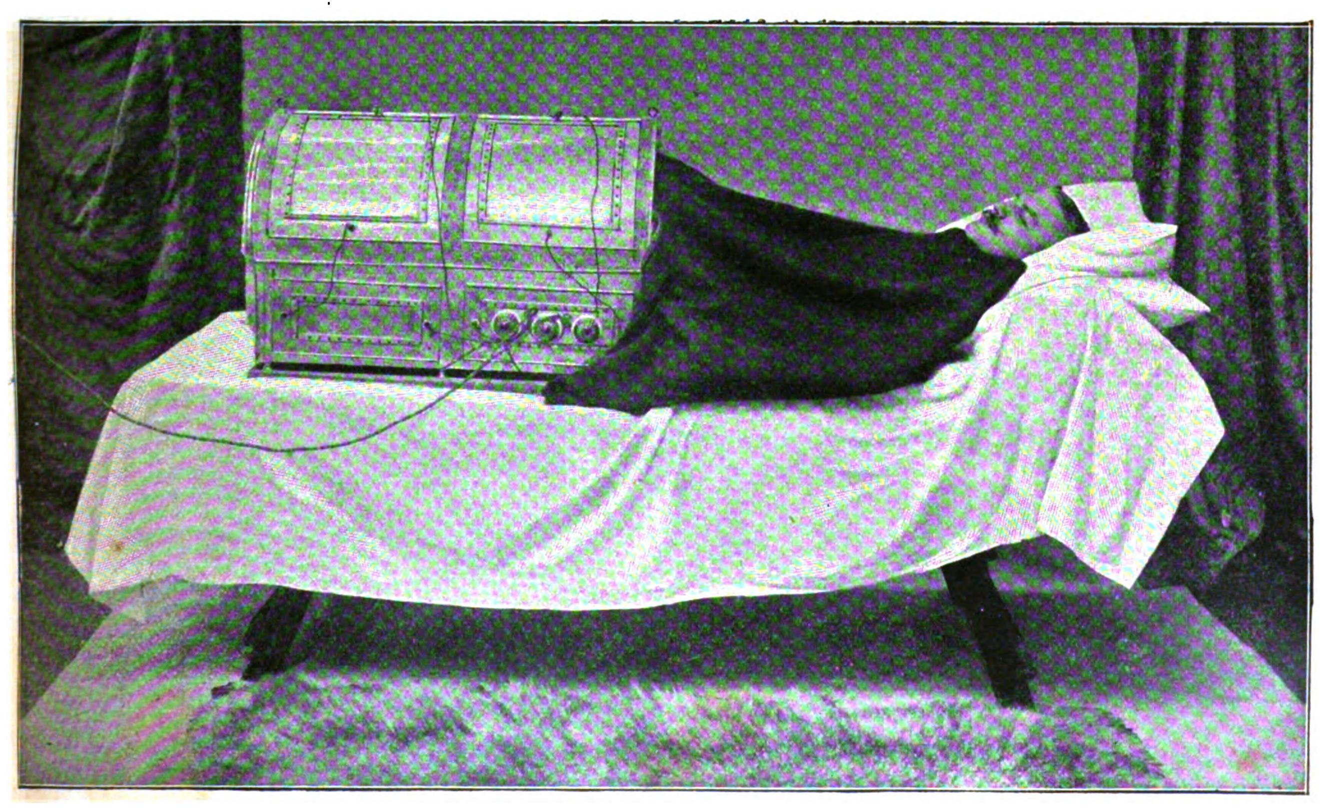


Elektrische Maschine für die Arme.

mengen sehr viel Wärme verbraucht wird. Auf dieser sogenannten „arteriellen Hyperämie", der außerordentlich verstärkten Zufuhr frischen Blutes in die erkrankten Gewebe und der Ausscheidung schädlicher Stoffe durch den massenhaften Schweiß beruht gerade die Heilwirkung der Heißluftbäder. Diese zeigt sich namentlich bei alten, sonst äußerst hartnäckigen Gelenkaffektionen. Besonders in Verbindung mit zielbewußter Massage und aktiver und passiver Uebung der Gelenke erzielt man mitunter geradezu glänzende Resultate.

So hat man denn die Heißluftbehandlung in ihrer modernen Form als eine ganz wesentliche Bereicherung unseres therapeutischen Hilfsmittelschatzes anzusehn.

Dr. E. Rack.



Elektrische Maschine für den Unterkörper.

Die moderne Uhr.

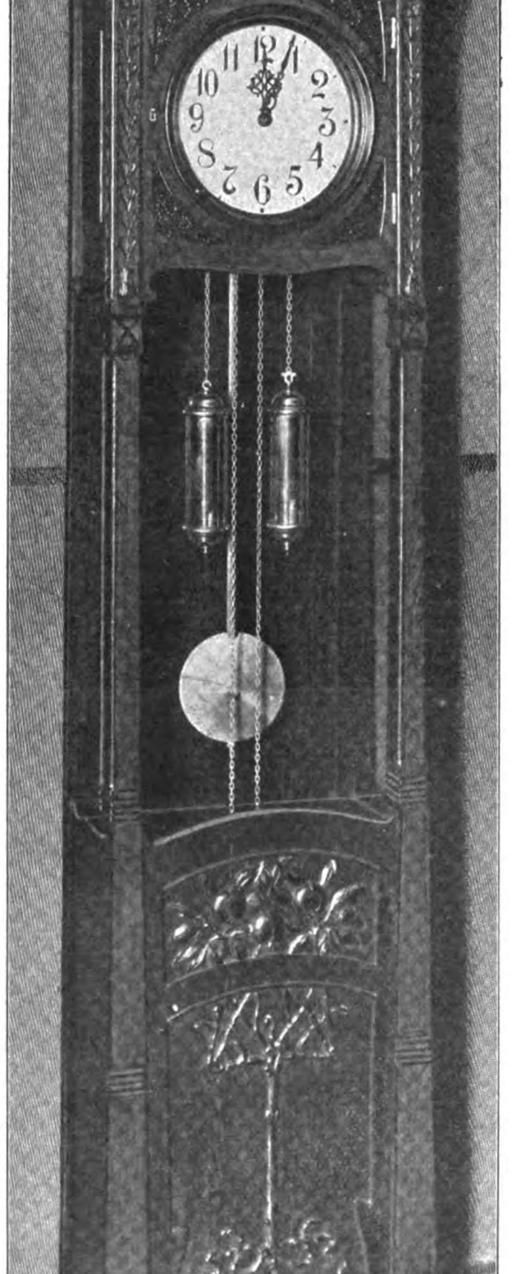
Kunstgewerbliche Plauderei von Dr. Felix Poppenberg.

Hierzu 3 photographische Aufnahmen von Johannes Lüpke, Berlin.

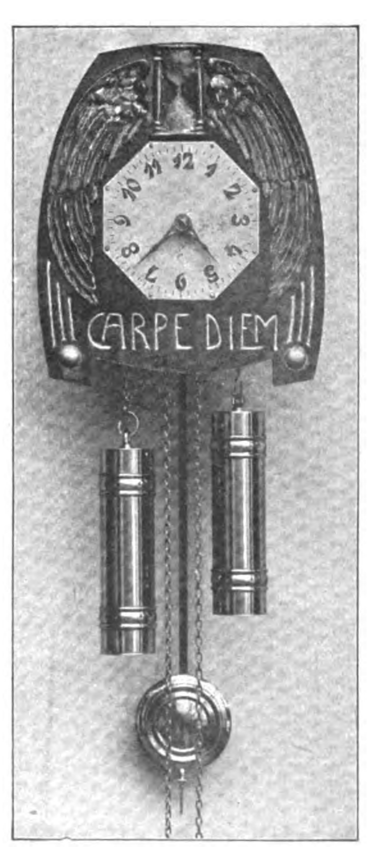
Huysmans hat in seiner Romanstudie „A rebours", die mit der gleichen Liebe die Besonderheiten seelischen Lebens und die Besonderheiten im Schmuck der äußeren Existenz, Möbel, Stoffe, Blumen, Edelsteine betrachtet, einem Raffinierten des Geschmacks eine dekorative Karthause eingerichtet. Bis in die subtilsten Nuancen ist hier alles erwogen, die Formen der Geräte, der Zusammenklang der Farben; Phantasieanregung und höchster Komfort vereinen sich. Eins aber fehlt gänzlich in diesen mit grübelndem Menschenwitz und Kunst erdachten Räumen, und es fehlt absichtlich: die Uhr. Der Herzog Des Esseintes, der ästhetische Eremit, will zeitlos sein Dasein verträumen, und das abgebrauchte Wort Max Piccolominis „O, der ist aus dem Himmel schon gefallen, der an der Stunden Wechsel denken muß, die Uhr schlägt keinem Glücklichen" hat seine Geltung auch für den modernen Dekadent, der den mahnenden Zwang des Pendels verabscheut und den die rastlose Monotonie des ewig gleichen Ticktack enerviert.

Unser Kunstgewerbe hat sich die Launen dieses klösterlichen Sybaritentums nicht zum Muster genommen, es ist ja in seinen Hauptvertretern, vor allem in van de Velde, gar nicht quietistisch, vergangenheitsfern, träumerisch nebelversponnen, sondern weit eher realistisch, dem täglichen Leben und seinen Bedürfnissen dienend, und hält sich — wenn auch eine gefährliche Neigung vom Darmstädter Festspielhügel her im Anzug scheint — vom phantastischen Apparat ziemlich fern. In einem aber scheint es doch mit der nervösen Aesthetik zu gehen, in der Lehre von der Uhr. Die Aufgabe, den so notwendigen Zeitmessern eine Formulierung und Gestaltung, eine Einkleidung zu geben, die unserm Anschaun entspricht und die in den Rahmen der andern „modernisierten" Utensilien des Hauses paßt, hat unsere Künstler nicht in dem Maß gereizt, wie die üppig blühende Schönheitskonkurrenz zur Veredlung sonstiger Interieurdetails. Es fehlt zwar nicht an modernen Uhren, aber

Wanduhr aus Nussbaumholz.



Standuhr aus braun gebeiztem Eichenholz.



Wanduhr in Eiche.

sie spielen nicht die Rolle, wie in vergangenen kunstgewerblichen Epochen.

Welch guter Zimmergefährte eine Uhr sein kann, lehren uns die alten Standuhren, bald in Gehäusen, reich geschnitzt oder zierlich durchbrochen, figurenreich bekrönt, als Antlitz ein getriebenes und ziseliertes Zifferblatt, bald in schlichtem, aber edellinig gegliedertem Aufbau. Ob kostbar oder einfach, diese Stücke sind als Interieurfaktoren in ihrer dankbaren Figur durch kein Möbel zu übertreffen; ohne massig zu wirken, füllen sie; sie sind schlank und doch voll gediegen in sich beruhender Festigkeit; wie ein Strebepfeiler betonen sie die ansteigende Wand; schmalen Flächen zwischen den Fenstern oder sparsamen Ecken geben sie einen durch nichts anderes zu ersetzenden, lebendigen, organischen Inhalt. Auch spätere Epochen haben mit besonderer Vorliebe ihren Stil der Uhr aufgeprägt, vor allem in Frankreich.

Boule gab ihr die kostbarsten Hüllen seiner Luxuskunst aus Edelhölzern mit Schildpatt- und Perlmuttereinlagen; die Grazienphilosophen des Rokoko machten aus ihr Pastoralidyllen, Schäfereiempfindsamkeit in Porzellan und Bronze, oder allegorisierende Madrigals: die Abundantia auf dem Muschelwagen thronend, den Amor lenkt und den zwei Löwen ziehen und dessen Wagenrad das Zifferblatt bildet. Als dann das klassizistische Empire mit seinen strengen Linien aufzog, war die Uhr ein zierlicher, säulengetragener, griechischer Tempelgiebel mit mythologischen Emblemen auf dem Mahagonifundament. Die Standuhr früherer, wuchtigerer Möbelperioden ward nun verdrängt durch die Pendule, die auf dem Kaminbrett vor dem venetianischen Facettenspiegel zwischen den Prunkleuchtern aus Vieux-Saxe oder den auf Kugeln stehenden, lichtertragenden Göttinnen aus Goldbronze paradiert.

Und auch in Deutschland machte die Uhr alle Wandlungen der Stile mit. Sie legte in der Biedermeierzeit einen Mahagonimantel um, aus dem ihr bemaltes Porzellanzifferblatt ehrbar und altväterisch mit seinen runden Zahlen in die bürgerlichen Vierwände blickte. Und sie vertauschte diese Wohnung in der Zeit der Servanten, der Spieldosen und der Vexiernippes mit einer spielerig wie aus Zuckerwerk aufgebauten Alabasterburg, die vor dem Staub sorglich durch eine Glasglocke geschützt auf einem Wandbort in einsamer Größe stand und in schöner Beständigkeit — niemand wagte dem Prunkbau mit dem Schlüssel zu Leibe zu gehen — stehen blieb.

Und als die gute Stube noch kärglicher wurde, da ward der Welt die Offenbarung des Regulators, des nüchternsten Gehäuses, das je ein Uhrwerk geborgen. Auf den braunroten Rosensträußen der Tapeten von 1870 hing dieser Armenuhrsarg in dürftiger Wichtigkeit.

Was nach ihm kam, die Cuivre-poli-Periode, das altdeutsche Talmitum mit seiner Uhr auf Zinkgußwandtellern, verzichtete ganz auf eigenes und begnügte sich, alte Motive mit minderwertigem Surrogatmaterial nachzumachen. Das war im Grunde viel schlimmer noch als der Regulator.

Das neue Kunstgewerbe fand hier ein weites Feld. Es hat sich aber auf diese Aufgabe nicht so enthusiastisch gestürzt. Vielleicht weil wirklich dem modernen Menschen der lebendigthätige Rhythmus der Uhr nicht mehr behaglich anheimelnd klingt, sondern in seiner rastlosen Unruhe antreibend, mahnend, irritierend, vielleicht auch aus einem in den ästhetischen Anschauungen der modernen, dekorativen Kunst liegenden Grunde. Die logische Aesthetik der neuen Bewegung betont bekanntlich als ersten Hauptsatz die organische Ausbildung jedes Objekts, der Schmuck soll ihm nicht von außen angeheftet werden, sondern er soll sich aus der möglichst vollendeten Ausbildung aller Funktionsbedingungen des betreffenden Stückes ergeben, aus der sichtbar zum Ausdruck gebrachten Wesensart. Die beste elektrische Krone ist nicht der Prunklustre, durch dessen reich gegliedertes Bronzewerk die Drähte versteckt geleitet werden, sondern die einfache Bensonkrone, die mit ihrem Rundreifen und der von ihr an seidenen, den Leitungsdraht umspinnenden Schnüren frei herabhängenden Birnen klar und augenscheinlich die Besonderheit dieser neuen Beleuchtungskörper zeigt. Sie brauchen nicht mehr auf steife Röhren aufgespießt zu werden, sie können in Anmut schweben.

Diese logisch konstruktive Aesthetik wäre nun auf die Uhr anzuwenden, die in der vergangenen Zeit als Bronze und Porzellannippes eigentlich niemals aus ihrer Eigenart heraus Schmuckausbildung erfahren hatte, sondern immer nur eine Komposition zweier innerlich zusammenhangloser Elemente war, entweder eine Porzellan- oder eine Bronzegruppe, in die — wir brauchen nur an jenes Wagenrad der Abundantia zu denken — ein Uhrwerk zufällig eingelassen war.

Für die konstruktiv ästhetische Uhr ergiebt sich eigentlich nur die eine Möglichkeit, von dem bewegten Werk, diesem intelligenten Mechanismus der feinen, sich gegenseitig rastlos treibenden Rädchen, auszugehen und diese blanke Präzisionsmaschinerie in ihrem Betrieb sichtbar zu machen. Darauf wäre konsequenterweise das Gewicht zu legen, nicht auf die kostbare und künstliche Ausgestaltung des Gehäuses, das den Mechanismus, worauf es bei diesem Stück doch vor allem ankommt, sorglich verbirgt. Denke man in solcher Konsequenz weiter, so ergiebt sich als einzig organische Hülle das Krystall in Rund- oder Würfelform, das an seinem Rand mit Silber, poliertem Kupfer oder Messing breit montiert, in seinem Innern sichtbarlich die kleine Chronoswunderwelt in ihrem hurtigen Getriebe zeigt.

Das wäre, wenn man sich auf den Kanon und den ästhetischen Kodex versteift, die einzige giltige moderne Uhr. Gemacht hat sie aber niemand. Die Künstler scheint es doch nicht gelockt zu haben, für unsere Interieurs solch puritanisch strenge, an Sternwarte, nautische Instrumente und Laboratorium erinnernde Apparate zu komponieren. Und andrerseits, wie es frühere Zeiten thaten, einer beliebigen Schmuckgruppe ein Uhrwerk als unmotivierte Zugabe mitzugeben, dagegen sträubte sich doch auch wieder das moderne künstlerische Gewissen. Aus einem solchen Widerspruch heraus kam wohl eine gewisse Unlust am Uhrthema überhaupt.

Einige überwanden es, und es ist sehr interessant, zu beobachten, wie die Künstler in den verschiedenen Ländern in der Uhreinkleidung, ohne die äußerste Konsequenz der konstruktiven Aesthetik zu ziehen, eine vermittelnde moderne Formulierung suchten und diese auf die jeweiligen nationalen Traditionsformen anwendeten.

Der Engländer Ashbee, der in seinen Möbeln von der rustikalsten Einfachheit ist und mit sprödester Gewissenhaftigkeit das Tischlermäßige betont, ist dagegen als Uhrmacher viel eher ein Schmuckkünstler als ein Zweckkünstler. Er komponiert keine Uhr, er macht Uhrgehäuse. Diese sind in ihrer Arbeit freilich außerordentlich gelungen. In der Kastenform auf Kugel-

füßen im Queen Annestil aus Zinn und Kupfer getrieben, zeigen sie ein apartes, ganz sparsames Flächendekor, und ganz aus dem modernen koloristischen Gefühl heraus werden die matten Metallwände diskret erhellt durch sehr taktvoll verteiltes Email und aparte Steine, die wie Märchenaugen aus den dunklen Wänden sehen. In dem einen dieser Kasten ist an der Vorderwand unten ein Herzausschnitt, durch den man das Pendel schwingen sieht, das ist aber auch das einzige außer dem natürlich unumgänglichen Zifferblatt, was auf das Wesen des Gegenstandes Bezug hat. Sonst könnten diese Metallkästen auch als Kassetten, als Behälter für Schmuck oder Briefe dienen, ihre Gestalt ist nicht aus den Wesensbedingungen der Uhr erwachsen. Es ist hier nicht der Geist, der sich den Körper baut, sondern das Werk ist in einen beliebigen Kasten gesteckt, der vorn ein Zifferblatt erhalten hat.

Konstruktiver ist eine Uhr des schottischen Aesthetenpaares Mackintosh-Macdonald. Ihr betontes Hauptstück ist eine große getriebene Messingplatte, das Zifferblatt; sie ruht, ganz frei ohne alle Architektur, wie eine Schießscheibe auf ganz einfachen, aber in sehr harmonischen Linien auf- und abschwellenden Holzträgern, zwischen denen das schön ausgeschnittene Perpendikel und die Gewichte schweben. Das ganze in Paneelhöhe ist als Eckfüllung gedacht. Es ist sehr schlicht und hat dabei im weißen Ton des Holzes und der starren hieratischen Linien der Treibarbeit, die schwer auf ihm ruht, etwas von jener mystischen Stimmung, die diese schottischen Künstler lieben. Diese Uhr könnte, das scheint ihnen höchstes Ziel, in einem Maeterlinckschen Interieur stehen und mit dumpfem Schlag das Schicksal künden. Uns scheint dies nicht das höchste Ziel, für viel anerkennender halten wir die nüchterne Konstatierung, daß hier die Uhr nicht in ein Allerweltsmöbel, das auch für jeden andern Zweck paßte, hineingesetzt ist, sondern daß sie in sich einen Aufbau darstellt, der eben nur für eine Uhr möglich ist.

Sehr charakteristisch für das zwischen neuer Auffassung und dem Traditionsgeschmack lavierende französische Kunstgewerbe ist eine Uhr ihrer modernen Schule. Bezeichnenderweise haben zwei Künstler daran gearbeitet, der eine für das Konstruktive, der andere für das Schmückende. Der Konstrukteur ist Selmersheim, der im Gegensatz zu England und Belgien zeigt, daß man konstruktiv und dabei von zierlichster Grazie sein kann. Er baute das Gestell der Uhr in Padukholz, und das ist kein Zufallsgehäuse geworden, sondern ein dem Werk angemessenes organisch gewachsenes Kleid. Vier weich aufstrebende Träger wachsen sich in schmiegsamer Rundung zu einer Kuppel aus, die die Uhr birgt. Das Pendel sollte nun freischwebend in dem offenen Unterbau seinen Takt angeben. Aber das wäre den Franzosen zu schmucklos geworden, so wurde zu diesem in seiner Proportionsgelungenheit und seiner logischen Architektur so schönen Stück noch ein besonderer Dekorateur geholt. Freilich ein sehr geschmackvoller, Alexander Charpentier. Er füllte den offenen Raum mit seinen an sich so überaus delikaten, matten Basreliefplaketten der „drei Parzen“ aus, und zum übrigen setzte er oben auf die Kuppel, dem konservativen, allegorisierenden Pendulengeschmack der Franzosen getreu, eine philosophische Gruppe „die Flucht der Stunden“.

Die Charpentiersche Bronzegrazie ist, an sich betrachtet, von erlesener Feinheit, aber die Uhr wäre ohne sie reiner in ihrem Stil. So ist sie eine den Familienzug nicht verleugnende Enkelin jener Abundantia.

In der neueren deutschen Uhrkultur haben sich die Münchner Vereinigten Werkstätten am rührigsten erwiesen. Zwei Typen kommen in Frage, die hängende Wanduhr und die stehende, wie sie unsere Abbildungen der in den Werkstätten von Keller und Reiner in Berlin entworfenen Uhren S. 118 zeigen. Auch hier sieht man, wie in den andern Ländern, das Anknüpfen an die Tradition, und zwar sind hier die Ahnen die alten schwarzwälder Bauernuhren mit ihren Starmatzkästen und den offen lang an der Wand herunterhängenden Gewichten. Der dieses Aschenbuttel neu zu Ehren brachte, ist F. Ringer. Die alte Form hat er beibehalten, die neue Note brachte er durch moderne Dekorierung des Zifferblatts. Mit einer zu der bäurischen Art dieser Uhr gut stimmenden rustikalen, farbenfrischen Kunst ist es behandelt. Die Zifferblätter werden holzgeschnitzt mit Blumen- und Rankenmotiven geziert, auch Sonne, Mond und Sterne stellen sich ein und Engel mit Flügeln und Sommerschmetterlinge, und die anspruchslosen Flächen werden lustig koloriert wie die Bauernblumen auf alten Laden und Truhen Süddeutschlands.

In Ausstellungen wirken diese munteren und gemütlichen Gehäuse sehr anheimelnd, in einem wirklichen Interieur sind sie aber gar nicht so leicht zu verwenden. In die geschlossene Innenarchitektur, wie wir sie lieben, in der ohne Isolierung ein Stück möglichst an das andere sich schließen soll, wo die Sofas eingebaut sind und die Schränke und Regale sich paneelartig gliedern, damit die Wand nur ja an jeder Stelle in ihrer unteren Fläche einen Inhalt hat, wirkt solch an die Wand gehängter Kasten, der nach unten freien Raum braucht, um seine Gewichte abzuhaspeln, etwas zusammenhanglos, kahl und mager. Dazu baute man ja früher die Standuhren, die auch häufig ihre Gewichte sichtbar hängen ließen, damit diese Gewichte nicht von der nackten Wand, sondern von dem organischen Hintergrund des Uhrschranks selbst sich abhoben.

Viel dankbarer in ihrer Verwendung bewähren sich die neuen zierlichen Standuhren für Schränke und Konsolen, die derselbe Ringer entworfen, ferner Morawe und pikanterweise auch der bitterböse, sonst die Zeit mit dem Karikaturengriffel messende Thomas Theodor Heine.

Morawe betont am stärksten von den Dreien das Konstruktive und verzichtet auf allen sekundären Schmuck. Seine konstruktive Idee geht aber nicht mit voller Konsequenz vom Mechanismus der Uhr, vom Werk, sondern nur von der Pendelbewegung aus. Er setzt sich zur Aufgabe, dem runden Zifferblatt mit seinem unten nach links und rechts ausschlagenden Perpendikel eine passende Holzumschreibung zu liefern, die vollkommen aus den Bewegungen der Uhr sich ergiebt. Er kam also ganz logisch auf eine oben gerundete, in der Mitte taillenartig sich verjüngende und nach unten sich verbreiternde ausladende Hülle, eine Art Glockenrock. Das waren die rohen Skizzenumrisse, sie galt es, künstlerisch zu beleben und organisch-rhythmisch in sich übergehen, auswachsen und auslaufen zu lassen. In dieser Konturenführung wendet Morawe die bekannten runden, umklammernden Linienmotive an, die alle Funktionen, im Unterbau das fest Fundierte, in den Seiten das zum Tragen und Halten Aufstrebende und im oberen Rund das Rahmen-Abschließende fast programmatisch zum Ausdruck bringen. Die Vorderwand ist natürlich offen oder verglast, damit das ästhetische Grundmotiv des ganzen Baus, der Pendel, in seinem Schilderhaus im Gleichschritt sichtbar wird.

Mehr nach Ausschmückung strebt Ringer. Er hat zwar die nach unten sich verbreiternde Form auch angewendet, aber er begnügt sich nicht mit dem Konturengehäuse, sondern er baut massive Kästen, die in der Vorderfläche Gelegenheit zum Dekor geben. Er legt hier meistens auf das Holz fast in seiner ganzen Ausdehnung getriebene Kupferplatten, die um das Zifferblatt herum ornamentales Linienspiel zeigen.

Sehr gelungen vermittelt konstruktive und dekorative Elemente die Uhr Heines. Auch sie hat die ausladende Linie. Er zieht sie energischer als Ringer, ohne dabei das etwas stark bewußt Betonte der „Modernen Linie" Morawes mitzumachen. Preziösen Empireanklang zeigt dieser elegante, strenglinige Uhrenpavillon eher. Auf das Sichtbare des Pendels legt auch er Wert, aber wieder ohne die übergroße Deutlichkeit Morawes. Das Pendel schwingt hier hinter zierlich geschnittenem Holzdurchbruch, zwischen dessen schwarzen Notenlinien das blanke Rund wechselnd hindurchschimmert. Dazu kommt noch als sekundärer Schmuck ein Intarsiendekor aus wellig spielendem Metallband.

Diese Uhr ist eng verwandt der graziösen Vignettenkunst Heines, der die zopfige Serenissimuswelt nicht nur als Satiriker ansieht, sondern auch die melancholische, künstliche Schönheit jener starren gezirkelten Parkalleen, der Terrassenwangen und des ornamentalen Kugellorbeers als Kulturfeinschmecker empfindet.



Gammel Anna.

Skizze von Theodor Duimchen.

Die Dorfstraße kam sie daher in ihrem merkwürdigen Trab, an dem man sie schon von weitem erkannte.

„Da kommt Gammel Anna," sagte ich zu meinem Großvater, den ich als Student von Kiel aus auf einige Ferienwochen besuchte und neben dem ich jetzt auf der nach dem Vorgarten gehenden großen Veranda meine Morgenzigarre rauchte. Gammel Anna, „die alte Anna", das ganze Dorf nannte sie so. Eine merkwürdige Gangart hatte die Alte. Leicht vornübergeneigt, fiel ihr Körper bei jedem Schritt sozusagen in sich zusammen. Es war ein unaufhörlicher Wechsel zwischen Zusammenbrechen und Sichwiederaufraffen, und dabei kam sie trotz der schweren Holzschuhe, die sie im Sommer und im Winter, an Wochen- und an Festtagen trug, unglaublich rasch vorwärts. Von ihren Holzschuhen trennte sie sich nur, wenn sie an sehr schönen Sonntagen zur Kirche ging oder wenn sie nach Flensburg fahren mußte, um Besorgungen zu machen, dann zog sie seufzend ein paar große, schwarze Zeugschuhe an, dieselben seit zwanzig Jahren. Am liebsten richtete sich aber die Siebzigjährige so ein, daß sie bei schlechtem Wetter nach Flensburg fahren mußte, dann hatte sie eine gute Entschuldigung, sich von ihren geliebten Holzschuhen nicht zu trennen und die Schwarzzeugenen zu schonen.

„Ein drolliges Frauenzimmer," sagte ich.

„Drollig?" antwortete mein Großvater und sah mich mit seinen blitzenden, hellgrauen Altenfritzenaugen an. „Drollig? Mein lieber Junge: Gammel Anna ist ein Weib von antiker Größe, eine Heldin von klugem und kühnem Lebensmut, von unglaublicher Treue gegen selbstauferlegte Pflicht und von zartestem Empfinden."

„Nanu?" sagte ich. Denn dithyrambisch war meiner Mutter Vater selten.

Er war damals achtzig Jahre, hatte das große Gut, Hof sagt man da oben, längst und zwar mangels eines direkten männlichen Erben und eines landwirtschaftlichen Schwiegersohns an den Mann seiner jüngsten Schwester abgetreten und sich nur das Wohnhaus und die Gärten vorbehalten. Da okulierte er denn seine Rosen und las. Er las sehr viel. Die Frerksen saßen seit Jahrhunderten auf dem Hof. Seit Jahrhunderten waren sie alle „Bauern" gewesen oder „zur See" gegangen. Der älteste Sohn hatte immer den Hof bekommen, die jüngeren Brüder wurden Kapitäne auf eigenen Segelschiffen. So ein Seglerkapitän war noch etwas anderes als die heutigen Oberschaffner der großen Dampfer, die für fünfzehnhundert bis achtzehnhundert Mark Gehalt und freie Station (während sie an Bord sind) ein Menschenalter lang zwischen Hamburg und Neuyork oder Bremen und Baltimore hin- und herfahren. Nein, sie standen in ihren eigenen Schuhen, sie führten ein Schiff, das ihnen selbst gehörte, oder in dem sie doch große Parten hatten. Damals gab es noch Berufsfreudigkeit unter den Seeleuten, denn man konnte noch „etwas werden" auf den „grauen Wogen, schaumumflogen". Es lag damals noch Sinn und Verstand in dem alten Hansespruch vom Bremer Rathaus: navigare est necesse, vivere non est necesse, man wußte, wofür man sein Leben wagte. Diese beiden Berufe, in denen die Ahnen alle seit grauen Vorzeiten gestanden und sich voll ausgelebt haben, geben der Rasse da oben das Gepräge. Diese Kreuzung zwischen Seefahrer und Großgrundbesitzer — denn aus vielen Höfen hätte man ein halbes Dutzend Rittergüter schneiden können — liefert kein schlechtes Menschenmaterial. Für eine Assessorenkarriere eigneten sich die Söhne aus diesen alten Familien allerdings selten, sonst aber waren sie etwas wert als Menschen, ganze Kerle, und wenn man einen von ihnen kannte, hatte man etwas davon.

Es waren niemals Leute, von denen zwölf auf ein Dutzend und hundertvierundvierzig auf ein Gros gehn, sie waren seßhaft und konservativ und dabei doch von einem merkwürdig weiten Blick und vorurteilslosen Geist.

Es interessierte mich, von einem solchen Mann — von einem Mann wie meinem Großvater — die Leidensgeschichte dieser Frau zu hören, von der er in solchen

Worten sprach, und die mir als Jungen auf meinen Ferienbesuchen immer nur eine gute, etwas komische Alte gewesen war.

Ich bat ihn darum, und er that mir den Gefallen.

„Als der alte Richelsen noch lebte, der Vater dessen, den du als den alten Richelsen kennst," begann er, „ist Gammel Anna zu den Richelsens auf den Hof gekommen, damals hieß sie aber die ‚schöne Anna'. Sechzehn Jahre alt ist sie gewesen. Sie stammte aus guter, kinderreicher Familie, von einem kleinen Hof im Sundewitt. Damals war es selbst für Töchter aus alten Familien ganz und gar keine Schande, auf einem Hof als Meierin, als Mamsell oder dergleichen zu dienen, und Anna Jepsen, ich sehe sie noch: das schönste Mädchen weit und breit. Sie war noch keine vierzehn Tage auf dem Hof, da waren wir jungen Leute schon alle verrückt um sie. Groß, prachtvoll gewachsen, ganz hellblond, aber nicht das gewöhnliche fahle Blond, ein leuchtendes, schimmerndes Hellblond, ein Teint, so fein und zart, wie selbst unsere nordischen Frauen, die doch dafür berühmt sind, ihn nur selten aufweisen. Die feinsten Aederchen schimmerten durch die zarte Haut. Du kennst die seltsame Geschichte von der Agnes Bernauerin, die Hebbel den alten Chronisten nacherzählt, daß, wenn sie roten Wein trank, man ihn durch den weißen Hals schimmern sah. So ungefähr. Dabei war sie von einer strahlenden Heiterkeit, von einer unverwüstlichen Laune, von einer Lustigkeit, ich hab's nie wiedergesehn. Wo sie war, da lachte die Welt: dem Stumpfsinnigsten und dem Vergrämtesten wurde leicht und wohl ums Herz, wenn er sie sah. Und tüchtig. Es war schwer wirtschaften auf dem Richelshof, schon damals. Der Alte war ein toller Kerl gewesen in seiner Jugend. Er war mit einer dänischen Gräfin, Dagmar Lehe, durchgegangen. Den Grafen, der ihnen nachgereist war, hatte er in Paris im Duell erschossen. Das war noch unter Ludwig XV. Richelsen war der reichste Mann hier in der ganzen Gegend, es war mehrere Generationen hintereinander immer nur ein Sohn dagewesen auf dem Hof, die Mutter, die Großmutter, die Urgroßmutter waren alle einzige Töchter und schwerreiche Erbinnen gewesen, und dann die guten Zeiten damals, sie hatten auch immer Glück gehabt mit Vieh und Getreide, da hatte sich das Geld erstaunlich aufgesammelt. Kasten und Truhen voll, kein Gut und fast kein Haus in der Gegend, auf dem sie nicht Geld stehn hatten. Und so viel bar auf der Bank in Kopenhagen, daß der große Adel Dänemarks neidisch wurde. Na, Peter Richelsen hat's klein gekriegt mit Dagmar Lehe.

„Während der Revolution starb sie in Paris, er selbst hatte Mühe, zu flüchten, machte dann noch ein paar Jahre lang große Reisen und kam erst wieder, als alles Geld heidi war und kein Mensch mehr noch eine weitere Hypothek auf den Hof geben wollte. Er heiratete dann. Viel brachte ihm seine Frau nicht mit, eine große Partie konnte er in seinen Jahren und nach seiner Vergangenheit nicht mehr machen. Es war also nicht glänzend, und als in den zwanziger Jahren die schlechten Zeiten kamen, hatte es schon damals viel Mühe gekostet, den Hof zu halten.

„Es war nur ein Sohn da, Hinrich Richelsen, den du als den alten Richelsen kennst.

„Hinrich war ein großer, schöner Mensch.

„Daß er seines wilden Vaters Blut im Leib hatte, ließ sich bald merken. Aber trotzdem hätte er jede Tochter bekommen. Da wäre nun das Vernünftige gewesen, eine der reichsten zu nehmen. Es waren gerade damals schöne, tüchtige, gute Mädels drunter, und jede wäre gern auf dem alten Richelshof Herrin und des schönen Hinrichs Frau geworden. Aber wie das so ist, sein Glück bei Frauen, aus dem er ein neues, festes Fundament für die alte Familie hätte bauen können, wurde gerade sein Unglück. Alle liefen sie ihm nach, und eine verdrängte immer die andere bei ihm. Da kam Anna auf den Hof, natürlich brannte er wie Pech und Zunder. Und was noch schlimmer war, auch sie verliebte sich in den prächtigen, wilden Kerl. Zu erreichen war aber trotzdem nichts bei ihr. Nicht etwa, daß sie aus Berechnung sich ihm versagt hätte: es giebt ganz einfach Mädchen, die es nicht fertig bekommen, einem Mann zu gehören, der sie nicht fürs Leben wählt.

„Hinrich begriff das nach und nach. Seine Begierde, sie zu besitzen, wuchs aber dadurch nur bis ins Ungemessene. Er bot ihr seine Hand an. Die Zustimmung des Alten wurde schließlich auch erreicht. Der Alte mußte wohl einsehen, daß Hinrich nur zu sehr sein Sohn war.

„Anna verließ den Hof und ging nach Haus, um ihre Ausstattung zu besorgen. In drei Monaten sollte die Hochzeit sein.

„Das war aber eine zu lange Zeit. So lange hielt sich Hinrich nicht.

„In den Krug kam gerade damals eine neue Schenkmamsell Metkathrin Ohlsen. Ihr Vater war ein kleiner Kapitän und ihre Mutter eine ‚Gelbe', wie sie hier sagen, eine Kreolin von Honduras gewesen. Er hatte sie drüben geheiratet, während er jahrelang an der südamerikanischen Küste Kapotage fuhr. Die Mutter war bei der Geburt des Mädchens gestorben, er brachte das junge Wurm mit und ließ sie dann hier taufen, drüben wäre sie wohl katholisch geworden.

„Im Jahr darauf ging seine Brigg in einem Taifun an der chinesischen Küste mit Mann und Maus unter. Geld hinterließ er nicht, er hatte sein ganzes Kapital in die Ladung gesteckt, und die Versicherungsprämie hatte er immer ruchlos und keck, wie die Leute häufig waren, ‚selbst verdient'. Die kleine Metkathrin wuchs bei Ohlsens unverheirateter Schwester auf, die auch nicht viel hatte. Der Balg hat ihr viel Sorge gemacht, sie war wie eine alte Henne, die eine schillernde Wildente ausgebrütet hat. Das Mädel hatte schon als Kind den Teufel im Leib.

„Als die Tante starb, mußte sie sich nach einer Stellung umsehen: der schwere Dienst als Mamsell auf einem Hof, oder die achtzehn Stunden in der Molkerei lächelten ihr nicht. Sie war immer nur für die Arbeit der andern, so kam sie eines schönen Tags als Schenkmamsell hier in den Krug. Kein dummer Gedanke von dem alten Niels. Es wurde ein tolles Leben: der alte Burgunder und der Cliquot flossen in Strömen.

„Die schöne Anna war noch keine vier Wochen weg, da saß Hinrich Richelsen auch in ihren Sprenkeln. Ein sündhaftes Geld wurde damals in dem Krug verkneipt. Niels hatte natürlich nichts dagegen, wenn sie denen, die am meisten draufgehen ließen, ein wenig gefällig war. Es wurde ein Hürdenrennen um ihre Huld. Alle wußten, daß sie nichts taugte, aber sie kamen nicht von ihr los. Hinrich Richelsen saß mit am festesten, und was das Schlimmste war, er kam vollständig an den Trunk. Jede Nacht saß er da und poussierte an dem Satan von Weib herum. Gewissensbisse mochte er dabei haben, deshalb trank er aber nur noch mehr. Es kam, wie es kommen mußte. ‚Gute Freundinnen' hatten Anna das Nötige geschrieben. Eines Tags kam sie an auf den Richelshof. Schon ziemlich spät am Abend. Hinrich war nicht zu Haus. Sie wußte aber, wo sie ihn zu suchen hatte.

„In einem der kleinen Zimmer, die auf den Kruggarten hinausgehen, pflegte er zu sitzen mit dem Racker. Sie hatte sich den Hinrich damals schon ausgesucht, mit ihm saß sie allein. Wenn die andern bedient sein wollten, ging sie immer nur auf kurze Augenblicke hinaus.

„An jenem Abend ließen sie im hellen Zimmer — die Fenster ohne Laden — er schon halb betrunken und sinnlos vor Leidenschaft, die Ahnungen der Unglücklichen, die draußen stand, zur Gewißheit werden.

„Da ist denn aus der lustigen, schönen Anna auch ein stolzes, wildes Weib geworden: mit schmetterndem Faustschlag hat sie das ganze Fensterkreuz eingeschlagen. Die schwarze Katze ist aus Angst in Ohnmacht gefallen, als sie das todblasse Gesicht unter dem glitzernden Blondhaar in der Fensteröffnung gesehen hat. Anna aber hat nur mit Hinrich gesprochen. Und nicht viel. Nur, daß er ein elender Schurke wäre, hat sie ihm gesagt, dann hat sie sich umgedreht und ist noch in derselben Nacht wieder abgereist.

„Er verlor den Halt: in demselben Jahr heiratete er das Frauenzimmer aus der Schenke weg, weil er sie nicht mehr mit andern teilen wollte.

„Erreicht hat er den Zweck nicht.

„Wer will solch Weib hüten!

„Zehn Jahre hatte die Ehe gedauert, da starb sie. Acht Kinder waren da. Sein Vater und seine Mutter waren längst tot, und da saß nun Hinrich Richelsen, der letzte Abkömmling eines uralten Hauses, da saß er nun auf seinem Hof, von dem ihm nichts mehr gehörte, hilflos und verkommen mit seinen acht Kindern."

Ich war der Erzählung des alten Herrn gespannt gefolgt. „Nun — und?" warf ich hier ein.

„Nun — und," fuhr er fort. „Einfach: Anna hörte, wie es um ihn stand — sie war auf Fünen in sehr guter Stelle. Sie hatte nicht geheiratet, obgleich sie gute Partien hätte machen können. Sie war damals noch eine Schönheit ersten Ranges mit ihren siebenundzwanzig oder achtundzwanzig Jahren, und es gab viel reiche Leute, die gern eine so schöne und tüchtige Hausfrau gehabt hätten. Sie aber gab alles auf, packte ihre Ersparnisse zusammen, und eines Tags stand sie vor Hinrich Richelsen.

„‚Ich hätte dich damals halten sollen,' sagte sie zu ihm. ‚Ich durfte dich ihr nicht lassen. Wenn du willst, komme ich zu dir, führe dein Haus und erziehe deine Kinder.'

„Seit fünfundvierzig Jahren ist sie da. Geheiratet hat sie ihn nicht, er hat nicht einmal davon reden dürfen. Acht Kinder waren ja auch für den verschuldeten Hof schon viel zu viel, und sie brachte es zwar fertig, sich für ihn und seine Kinder zu opfern, aber sie brachte es auch jetzt noch nicht fertig, Metkathrins Nachfolgerin zu werden.

„Sie war einfach seine Magd, dabei allerdings die Herrin des Hofs.

„Es war eine furchtbare Arbeit, unter den Umständen den Besitz zu behaupten. Hinrich war kaum eine Hilfe, nie zuverlässig, von Zeit zu Zeit immer wieder in den Trunk zurückfallend, in der gefährlichen Weise der Quartaltrinker. Zu Sekt und Burgunder langte es natürlich nicht mehr, aber Branntwein thut's ja auch. Welches Kreuz hatte sie allein daran. Als sie merkte, daß er von Zeit zu Zeit das Zeug haben mußte, fing sie an, ihn zu studieren und zu disziplinieren, sie selbst holte ihm dann den Schnaps, um ihn ihm dann wieder nach und nach zu entziehen. Niemand im Dorf sollte wissen, daß er trank, daß er sich bis zur vollen Würdelosigkeit in Schnaps betrank. Nur wenn ihm ‚nicht gut' war, trank Richelsen gelegentlich einmal Branntwein. Sie glaubt heute noch, daß das Dorf es ihr glaube.

„Die Kinder blühten unter ihren Händen auf, alle bildhübsch, gesund und scheinbar gut geartet, liebe, herzige Geschöpfe, so bis zur Reifezeit. Dann schlugen sie um. Alle ihre Mühe und Sorge, alle ihre Liebe und Arbeit waren vergeblich, einer nach dem andern verloren und verdorben.

„Nur der Jüngste hat sich wieder auf sich besonnen, er war Seemann, und als die gefährliche Zeit kam, wurde er gerade so ein Windbeutel und Durchgänger, wie die andern auch. Aber wie gesagt, er besann sich auf sich, er ging als Kapitän nach China, blieb dort und gründete ein kleines Geschäft, er soll Geld verdienen. Für den hebt Gammel Anna den Hof auf, wenn Drees so viel bei einander hat, daß er einen Teil der Schulden ablösen kann und noch ein vernünftiges Betriebskapital übrig behält, will er herüberkommen. Er muß jetzt sechsundvierzig, siebenundvierzig sein. Noch ist er unverheiratet. Wenn er so weit ist, wird er sich wohl hier umsehen unter den Töchtern des Landes. Darauf freut sich Gammel Anna. Das will sie noch erleben. Dann könnten, sagt sie, ‚Vadder' und sie sich ja zur Ruhe legen.

„Nun, was meinst du. Ist Stil in diesem Leben oder nicht? Und komm mir nicht etwa mit dem Einwand: was hat sie von ihrem Leben gehabt. Sie hat ein reiches Leben gehabt. Die Freude an sich selbst und an dieser Erde hat sie nie einen Augenblick verlassen."

Ich traf Gammel Anna ein paar Tage darauf auf der Dorfstraße. Ich hatte mich immer ganz gut mit ihr gestanden. Sie, die in ihrem ganzen Leben immer

nur dänisch gesprochen hatte, redete mit mir deutsch aus Höflichkeit, was sie deutsch nannte. Ich, der ich im Hause meines Großvaters, wo die deutsche Sprache auch mir gegenüber nur ausnahmsweise Anwendung fand, ganz gut plattdänisch gelernt hatte, besaß den Ehrgeiz, mein Dänisch anzubringen. Ich fragte sie auch in tadellosem Kartoffeldänisch: „Nun, was meinen Sie zum Wetter heut?“ Aber wieder kam auf „deutsch“ die Antwort: „So diesige Luft außen vor. Wir können chut noch Feuer im Ofen haben.“

„Warum laufen Sie so? Darf ich ein Stück mitkommen?“

„Nein, danke. Ich komme ssu und holen Vadder ein kleinen Snaps, er hat es nicht chut.“

Ihr altes Gesicht leuchtete in Güte und Lebensfreude. Dem Grabe schon so nahe, sagte sie noch ja zum Leben, wie man es heute bei der Jugend kaum findet. Ihre wimperlosen Augen lachten. Ueber den braunen, welken Wangen lag ein roter Schimmer, trotz der tiefen Runzeln, die die Jahre und die Sorge, die Wind und Wetter hineingegraben hatten.

Sie gab einem selbst Frohsinn und Mut: man sah in ihre fröhlichen Greisenaugen, und man freute sich seines Daseins. — Alles ist relativ. Mein Großvater hatte recht: ein reiches Leben!

Weibliche Vorzüge.

Plauderei von Dr. med. Robert Hessen.

Nicht was die Dichter besingen, soll heute zur Verhandlung stehn; nur wirtschaftliche Tugenden, die es den Frauen erleichtern, selbständig den Existenzkampf zu führen. Ich würde hinzufügen: ihre Hilfe dem Gatten wertvoller zu machen; doch dies ist es ja, wovon eine „fortgeschrittene“ Frau heutzutage nichts hören will. Auch produktive künstlerische Begabungen dürfen hier nur gestreift werden; sie sind selten und unzuverlässig. Niemand, der ein Talent hat oder sich einbildet, eins zu haben, kann wissen, ob und wie lange es ihn tragen wird. Mancher mit niedrigen Gaben hat nur vermöge robuster Charaktereigenschaften etwas aus ihnen zu machen verstanden; mancher Hochbegabte ist nie zur Geltung gekommen und im Elend gestorben.

Für eine Partei freilich ist diese Abhandlung überflüssig: für die Schwärmer, die behaupten, daß Männer und Frauen genau dieselben Eigenschaften besäßen und, wo die Begabung zur Zeit nicht bei beiden Teilen gleich ist, dies auf Unterdrückung zurückzuführen sei, auf die Unmöglichkeit, sich als Weib frei zu entwickeln. Aber eine einzige Thatsache macht jene Behauptung zu Schanden: auf keinem Gebiet ist die Berührung des Weibes mit den freien Künsten so ausgiebig und so früh eingetreten, wie auf dem der Musik; die Frauen lieben die Musik leidenschaftlich, sie haben als Sängerinnen, Musiklehrerinnen, Virtuosinnen die Welt mit ihrem Ruhm erfüllt, und doch ist noch keine einzige nennenswerte Komponistin erstanden. Die ganze ernste und leichte Musik, die wir haben, stammt von Männern.

Beginnen wir nun die Liste der weiblichen Vorzüge, so müssen wir einen obenanstellen, der ganz gewiß zu den männlichen Vorzügen in Deutschland im allgemeinen nicht gehört; das ist die Nüchternheit. Ihr ökonomischer wie gesellschaftlicher Nutzen leuchtet sofort ein. Nüchternheit bedeutet Abwesenheit unnützer Ausgaben und Vermeidung der Völlerei; sie bedeutet ferner Gebrauchsfähigkeit und Zuverlässigkeit in Situationen, wo inexaktes Auge, Leichtsinn, unzuverlässige Hand nebst den andern übeln Aeußerungen eines alkoholüberschwemmten Großhirns geradeswegs eine Gefahr für die Mitmenschen sind. Denn die „Trinkfestigkeit“, mit der man sich in gewissen Kreisen so gern schmeichelt, wird durch allertraurigste Vorkommnisse fortwährend widerlegt. Zwar ist es richtig, daß in manchen großen Städten die treue Gattin dem Mann in die Kneipe gefolgt ist, aber im allgemeinen nippt sie doch glücklicherweise nur von dem Glas, aus dem der Mann schlürft. Aus keiner noch so armen Gegend Deutschlands ist es bekannt, was in manchen Quartieren Londons, in vielen Dörfern Rußlands zur Tagesordnung gehört: daß betrunkene Weiber durch die Straßen taumeln oder in der Gosse liegen. Mag es die sehr glückliche konstitutionelle Schwäche, den Alkohol nicht zu vertragen, mag es die bloße Furcht sein, im Rausch lächerlich zu werden: die gemischte Fröhlichkeit bei 'ner Bowle trifft man oft in Deutschland, aber ein betrunkenes Mädchen ist etwas ganz Unerhörtes, eine betrunkene Frau selbst innerhalb der niedrigsten Volksklassen etwas kaum Gesehenes. Auch in den Trinkerasylen, wo sich hauptsächlich die Opfer krankhafter Veranlagung und Vererbung sammeln, stellen die Männer neun Zehntel, die Weiber nur ein Zehntel aller Insassen. In der Oeffentlichkeit aber hat die Haltung der deutschen Frau den Mann mehr und mehr gezwungen, sich einer Manierlichkeit zu befleißigen, die ihm früher abging, als der Fuselduft bei gewissen Subalternen fast eine amtliche Verpflichtung war, und es unterliegt auch gar keinem Zweifel, daß mit zunehmender Kultur die Plätze sich vermehren werden, für die es eine dringende Empfehlung ausmacht, eine Frau, das heißt absolut nüchtern zu sein.

Hand in Hand mit dieser Nüchternheit gehen Sauberkeit und Nettigkeit der äußeren Erscheinung und eine Höflichkeit des Betragens, die die Frau in hohem Grad als Verkäuferin, Repräsentantin, Empfangsdame in kaufmännischen und andern Geschäften konkurrenzfähig machen. Es ist richtig, daß diese Eigenschaften vorwiegend jugendlichen Mitgliedern der Gattung zukommen und sich in dem Maß verlieren, als die Einzelne mit höherem Alter gegen den Eindruck, den sie auf Männer macht, gleichgiltig wird. Da hier nur von Tugenden die Rede sein soll, wollen wir die Schattenseiten vorgerückter Weiblichkeit nicht besprechen. Aber fragen muß

man: ist es ein Zufall, daß an den Schaltern der Eisenbahnstationen fast überall junge Mädchengesichter blinken? Hoffen wir das Beste: daß es all diesen rotbäckigen Rekruten bald gelingt, von ihren Posten abgelöst zu werden und in verantwortungsreichere Stellen als Telegraphistinnen oder Kontrollbeamte aufzusteigen. Dann rückt blühender Nachwuchs in die Lücken, und geschlossene Diensträume bergen diskret das wohlerworbene Verdienst der Anciennität.

Ohnehin giebt es innere Gefahren genug, die den Mädchen aus ihrer Adrettheit entspringen. Denn selbstverständlich erfordert sie, wie alle guten Dinge dieser Welt, kostbare Zeit, und Gewissenhafte, die auf ihre Erscheinung das nötige Gewicht legen, werden oft in einen Zwiespalt geraten, bei dem das Amt zu kurz kommt. Dann giebt es von ungalanten und kenntnislosen Behörden solche Erlasse wie neulich in London, wo den weiblichen Stadtbahnbeamten die Garderobe mit dem Spiegel darin einfach geschlossen wurde. Eine Revolte und geharnischte „Protestmeetings" waren die Folge.

In jedem Fall schließt aber die verbindliche Form des Verkehrs mit jungen Damen Annehmlichkeiten in sich, die wenigstens von allen Klienten männlichen Geschlechts aufs dankbarste empfunden werden. Die Männer untereinander sind nicht annähernd so. Wer von uns jemals mit dieser unnachahmbaren weiblichen Freundlichkeit und Gewandtheit zurechtgewiesen, aufgeklärt, bedient worden ist, möchte nie wieder mit seinesgleichen zu thun haben. Die Männer sind so leicht gereizt, so leicht heftig. Ein Mädchen empfindet körperlichen Widerwillen dagegen, wenn jemand die Stimme hebt, ihr Blick wird strafend und kalt, aber sie selbst ist weit entfernt, schlechte Sitten nachzuahmen. Ihr kategorischer Imperativ lautet: „Den Anstand wahren!" und aus den Mäntelgeschäften dringt jene Lebensregel voll tiefer Weisheit langsam ins Volk: daß man die Kunden nicht nehmen dürfe, wie sie sein sollten, sondern so, wie sie sind.

Der Ordnungssinn fügt sich dieser schönen Seelenstimmung ohne weiteres an. Die Männer haben den Sinn auch, aber sie bethätigen ihn anders, mehr nach außen hin. Sie sind große Verwalter; aber man denke nur an männliche Schreibtische! Bei den Frauen muß gerade in gewissen Kleinigkeiten alles „seine Richtigkeit haben", sonst ist ihnen nicht wohl. Die Männer sind sorgloser hierin, sie haben auf dem Fernsprechamt nicht dies leidenschaftliche, triebartige Interesse, daß die rechten Leute auch wirklich zusammenkommen und miteinander „verbunden werden". Groß aber ist die Gabe der Frauen für den Posten des Kassierers. Die Französinnen haben uns dies Phänomen gelehrt, und seitdem bewähren sich auch unsere Mädchen und Frauen am Kassabuch aufs beste.

Die weibliche Geduld ist unzweifelhaft jener Vorzug, der im wirtschaftlichen Kampf am tiefsten wirkt. Was ist durch sie nicht alles erreichbar! Aus wie viel Positionen hat mit ihrer Hilfe das Weib den Mann nicht schon herausgeschlagen! Freilich machen die Frauen sich nicht gern klar, aus welchen Quellen die Geduld eigentlich stammt. Ist es bloß philosophische Nachsicht und Selbstbezwingung, wenn jemand zehn dumme Fragen hintereinander gut verträgt und durch das rein Mechanische einer Beschäftigung nicht ermüdet wird? Die Mutterliebe in ihrer vieltausendjährigen Uebung und Vererbung von Instinkten ist die Lehrmeisterin für diese große Tugend, der die Mädchen ihre außerordentliche Begabung für Krankenpflege und kindlichen Unterricht, ihre Tauglichkeit als Vorleserinnen, Gesellschafterinnen, Sekretäre bis zur fast völligen Beschlagnahme der modernen Schreibmaschine verdanken. Mit der Schreibmaschine unter dem Arm dringt die Frau wieder konkurrenzkräftig in alle möglichen neuen Gebiete ein, vorzüglich aber in Studierstuben.

Ausgesprochen muß werden, daß für die Kulturleistung, die liebende Frauen in aller Stille durch den Anteil an der Lebensarbeit ihrer Männer uns geschenkt haben, die Dankbarkeit der Nationen im allgemeinen ausblieb. Sämtliche Werke Theodor Fontanes sind von seiner Gattin sauber ins Reine geschrieben worden, und wer nun gar Tolstois Handschrift kennt, wird die Riesenarbeit bewundern, die die Gräfin Tolstoi durch das Entziffern dieser launisch verworrenen Manuskripte bis zur Drucklegung in aufopfernden Jahrzehnten vor sich gebracht hat. Es ist von einem berühmten deutschen Dichter bekannt, wie er nach dem Tod seiner ersten, schönen und geistvollen Frau eines Tags aufgeregt in das Kinderzimmer kam und verzweifelt rief: „Ich werde ja nie wieder etwas schaffen können!" In diesem Sinn hätte es längst schon bei uns heißen sollen: „Cherchez la femme!" und niemand kann es unsern Damen verdenken, wenn sie sich ihrer Selbstlosigkeit versuchsweise mal entwöhnen wollen.

Die Handfertigkeit des Weibes ist zweifellos auch auf andern Gebieten als auf dem Schreibtisch bedeutend. Das Spitzenklöppeln allein liefert den vollgiltigen Beweis. Dementsprechend sind gewisse Berufsarten fast ganz von Mädchen monopolisiert worden, wie das Amt des Punktierens in den Druckereien, des Retouchierens bei den Photographen. Ob in der differenzierten Industrie von dieser größeren Geschicklichkeit, dieser leichteren und geduldigeren Hand bereits der ausreichende Gebrauch gemacht wird, steht dahin. In vielen armen Nähterinnen schlummert vielleicht ein besonderes Talent nach dieser Richtung hin, während sie aus Unbekanntschaft mit ihren eigenen Vorzügen sich erbärmlich im alten Geleis weiterfristen oder heimlich an der Illusion berauschen, durch bessere „Erziehung" einmal die Kraft zur Führung des schweren männlichen Bügeleisens zu gewinnen. Hier wird die Sache zugleich tragisch. Mit dem Verzweiflungskampf der zu kurz Gekommenen (an Achtung und Anerkennung) muß man sympathisieren, mit der Wut der zu kurz Geratenen kann man das nicht. Auch nach tausend Jahren Frauenbewegung werden die Knaben als die Längeren und Muskelstärkeren heranwachsen, und die wirtschaftlichen Konsequenzen daraus werden genau dieselben bleiben: der Mann wird nach der Seite der Kraft, die Frau nach der Seite der Geduld hin verwendbarer und erwerbsfähiger sein.

Weibliche Bedürfnislosigkeit, der Trumpf, den ich noch in der Hand behielt, ist zweifellos eine der schneidigsten Waffen im Lebenskampf; aber es ist die Waffe der niedriger Organisierten. Die Slawen schlagen uns heut an unsern Grenzen und schieben sich vor, weil sie bei ihrer geringeren Kultur einen zahlreicheren Nachwuchs mit weniger Aufwand durchbringen können. Unsere Frauen wieder „kneipen" nicht nur nicht, sie essen auch viel mäßiger, sie sind überhaupt in ihren Genüssen weniger materiell und anspruchsvoll. Darum werden sie z. B. auf absehbare Zeit hin als Aerztinnen dort noch fortkommen, wo bei sinkenden Einnahmen des Standes der männliche Arzt nicht mehr existieren kann. Sie werden als Zeichnerinnen, Reporter, Schriftstellerinnen

u. s. w. den Mann unterbieten. Aber Bedürfnislosigkeit ist keine absolute wirtschaftliche Tugend, sie steht mit jedem Fortschritt in Widerspruch. Größere Mittel erzeugen Bedürfnisse; und stärkere Bedürfnisse regen wieder Erfindungsgeist und Thatkraft an.

Andere weibliche Vorzüge bleiben hier unbesprochen, weil sie teils nicht ausgebreitet genug, teils den Männern gemeinsam sind, Sparsamkeit zum Beispiel. Die sonderbarsten Belege heroischer Sparsamkeit von seiten der Frau stehen zur Verfügung, besonders wenn es für Mann und Kinder geht. Gleichwohl ist gerade das weibliche Geschlecht wegen seiner Verschwendungssucht berüchtigt. Weibliche Rechtlichkeit, weibliche Wahrheitsliebe sind unbestritten; gleichwohl haben die allermeisten Frauen einen natürlichen Hang, in Kleinigkeiten zu täuschen.

Die Fanatisierten unter ihnen würden es gewiß lieber gesehen haben, wenn jemand eine Studie über die weiblichen Vorzüge für Sanskritforschung, Tarifreform, Operationen und Strafprozeß veröffentlicht hätte. Wer den Frauen wirklich gut ist und ihnen auf dem Boden der Thatsachen helfen möchte, wird es doch in den Vordergrund stellen müssen, daß die wirtschaftlich verwertbarsten Vorzüge ihnen aus der Mutterliebe herkommen. Zwar auch in zehn und in hundert Jahren werden alle Mädchen, die existieren, eine Mutter, und diese wird wieder eine gehabt haben, so daß der Instinkt selbst nie ganz aus der Welt verschwinden kann. Nur wenn es wirklich gelingen sollte, die Ehe verächtlich zu machen und das Aufziehen von Kindern als eine unwürdige Aufgabe hinzustellen, für die vorgeschrittene Damen einfach keine Zeit haben dürften, wenn die Neugeborenen eines Tags vielleicht in ihrer Mehrzahl großen staatlichen Anstalten überwiesen würden, dürften sich die Instinkte der Mutterliebe doch schließlich einschränken, aber damit zugleich die Tugenden, die aus ihnen stammen. Dann würde liederlich werden, was früher sorgsam war, Ungeduld und Fahrigkeit würden sich breit machen und die Kultur schließlich für solche Mitarbeiter danken. Darum ist es frivol, die Mädchen im unklaren darüber zu lassen, woher sie ihre wertvollsten weiblichen Tugenden haben, und ihnen die Quellen ihrer wirtschaftlichen Kraft abzugraben. Mit einem Wort: die Mutterliebe ist und bleibt der Schlüssel zur wirtschaftlichen Weltstellung der Frau.



Was die Richter sagen.

Ausstattung und Aussteuer.

Diese im Leben häufig als identisch gebrauchten Begriffe haben juristisch verschiedene Bedeutung. Der Begriff Ausstattung ist weiter als der der Aussteuer. Ausstattung ist eine Zuwendung von Kapitalien oder sonstigen Gegenständen seitens des Vaters oder der Mutter an ein Kind „mit Rücksicht“ auf seine Verheiratung oder auf die Erlangung einer selbständigen Lebensstellung „zum Zweck“ der Begründung oder der Erhaltung der Wirtschaft. Da die Eltern moralisch verpflichtet sind, ihren Kindern zur Begründung einer Existenz zu verhelfen, so sind sie natürlich, soweit es in ihren Kräften steht, moralisch verpflichtet, ihnen eine Ausstattung zu geben. Aus dieser moralischen Pflicht erklärt es sich, daß eine den Verhältnissen entsprechende Ausstattung nicht als Schenkung angesehen wird. Es finden also die gesetzlichen Schenkungsbeschränkungen (Rückforderung, Widerruf u. s. w.) keine Anwendung. Nur wenn die Ausstattung das den Verhältnissen entsprechende Maß übersteigt, so gilt der übersteigende Betrag als Schenkung. Eine rechtliche Pflicht der Eltern zur Ausstattung der Kinder besteht aber nicht. Will also ein junger Mensch sich selbständig machen, so kann er nicht gegen Vater oder Mutter auf Leistung einer Ausstattung klagen. Er muß sogar, wenn der Vater ohne Testament mit Hinterlassung noch anderer Kinder stirbt, die eventuell erhaltene Ausstattung auf sein Erbteil sich anrechnen lassen.

Anders verhält es sich mit dem engeren Begriff der Aussteuer. Sie ist eine Unterart der Ausstattung und kann bestehen in Geld oder Hausgeräten u. s. w.; während eine Ausstattung auch ein Sohn erhalten kann, ist die Aussteuer eine Zuwendung nur an eine Tochter und zwar „im Fall ihrer Verheiratung zur Einrichtung des Haushalts“ (nicht etwa zur Gründung eines Geschäfts). Der wichtigste Unterschied aber besteht darin, daß eine Tochter einen rechtlichen Anspruch auf die Aussteuer hat (nicht bloß einen moralischen). Naturgemäß sind die Eltern — zuerst der Vater — nur dann zur Leistung einer Aussteuer verpflichtet, soweit sie dazu ohne Gefährdung des eigenen standesgemäßen Unterhalts imstande sind und nicht etwa die Tochter selbst ausreichendes Vermögen besitzt. Ist die Tochter großjährig bei ihrer Verheiratung, so kann sie die Aussteuer selbst dann einklagen, wenn sie sich ohne die elterliche Einwilligung verheiratet; die minderjährige Tochter aber verliert den Anspruch, wenn sie ohne die elterliche Einwilligung die Ehe eingeht. Die Gewährung der Aussteuer muß, wie gesagt, „im Fall der Verheiratung“ erfolgen. „Der Fall der Verheiratung“ aber liegt vor: nicht nur, wenn sich die Heirat vollzieht oder sich vollzogen hat, sondern auch, wenn sie sich vollziehen soll. Weigert sich also der Vater, der Tochter eine Aussteuer anzuschaffen, so kann diese schon vor der Verheiratung ihren Anspruch gerichtlich mittels Klage geltend machen.



Was die Aerzte sagen.

Der Kampf gegen die Erkältung.

Die Behandlung frischer Katarrhe ist gegenwärtig ohne Zweifel ein recht aktuelles Thema. Es giebt sicher nur wenige Menschenkinder, die in der jetzigen Jahreszeit nicht wenigstens einmal einen Schnupfen oder Husten oder eine Heiserkeit davontragen. Man spricht vielfach in etwas geringschätzigem Ton von einer „Erkältung“, ohne sie weiter zu beachten. Wie wenig diese Sorglosigkeit angebracht ist, lehren die interessanten Ausführungen, die Professor Nothnagel aus Wien in der „Therapie der Gegenwart“ macht. Eine Heilung ist — so äußert er sich — nur bei einem frischen Katarrh möglich; ein verschleppter, also chronischer Katarrh dagegen heilt gar nicht oder nur unvollkommen oder höchstens bei einem ungewöhnlichen Aufwand von Ausdauer und Zeit, Vorsicht und Sorgfalt. Die zeitliche Ausdehnung, während welcher volle Rückbildung der organischen Veränderungen bei akut einsetzenden Katarrhen erwartet werden kann, schwankt innerhalb gewisser Grenzen. Ungemein viel kommt dabei auf die Konstitution, die Widerstandskraft des Einzelnen an, und nicht minder bedeutsam sind die dann schließlich doch noch angewandten Maßregeln diätetischer, physikalischer, medikamentöser Natur. Daß ein Katarrh, der über sechs Monate gewährt hat, im anatomischen Sinn noch vollkommen rückbildungsfähig, d. h. heilbar sei, dürfte nicht allzu oft vorkommen. Gewisse Veränderungen des Gewebes sind hier schon eingetreten, die sich nicht wieder ausgleichen lassen.

Deshalb muß jeder akute Katarrh, auch der leichteste, vom ersten Tag an sorgfältig behandelt werden. Vor allem ist für möglichst gewissenhafte Fernhaltung der Schädlichkeiten zu sorgen, die die natürliche Rückbildung der katarrhalischen geweblichen Veränderungen aufhalten können. Diese Schädlichkeiten sind für die akuten Katarrhe der Atmungswege: Einatmung kalter oder überhaupt wechselnd temperierter Luft, Einwirkung von Temperaturwechsel auf die Haut, Wind, Staub, Rauch, Sprechen.





Frau Emil Zola, die Gattin des berühmten französischen Romanschriftstellers.

Photographische Aufnahme.

Haarpflege bei Kindern.

Hierzu 4 Spezialaufnahmen für die „Woche“ von Becker & Maaß, Berlin.

Der schönste natürliche Schmuck des Weibes ist dichtes, wohlgepflegtes Haar. Ein Gesicht mit Zügen klassischer Regelmäßigkeit wird wenig anziehend wirken, wenn es von dünnem, farb- und glanzlosem Haar umgeben ist. Dagegen kann manches keineswegs hübsch zu nennende Mädchen, das über prächtigen Haarwuchs verfügt, Bewunderung erregen.

Leider vernachlässigen deutsche Frauen nichts so sehr wie den ihnen von der Natur verliehenen Schmuck. Man kämmt das Haar des Morgens ein paarmal durch und arrangiert es dann zu der Frisur, die man den ganzen Tag trägt. Vor dem Schlafengehen werden allenfalls die Nadeln entfernt, selten aber denkt man daran, die Haarsträhnen ein wenig zu bürsten und lose einzuflechten. Es giebt auch viele junge Damen, die zu bequem sind, den am Kopf festgesteckten Knoten zur Nacht zu lösen. Zu spät meist sehen sie ein, daß sie durch diese Bequemlichkeit den frühzeitigen Ausfall ihres Haares verschulden.

Um sich davon zu überzeugen, daß eine vernunftgemäße Pflege das Haar thatsächlich stärker und schöner werden läßt und seine Farbe und Fülle bis ins Alter erhält, hat man nur nötig unter den Engländerinnen Umschau zu halten. Die Tochter Albions behandelt ihr Haar mit zärtlicher Sorgfalt. Sie bürstet es täglich vor dem Schlafengehen eine halbe Stunde lang, frottiert recht sanft die Kopfhaut mit einem milden Haarspiritus, wäscht das Haar mindestens alle zwei Wochen und gebraucht das Brenneisen nur so wenig wie möglich.

Vor allem aber verdienen die Frauen Englands als Muster hingestellt zu werden in Bezug auf die Pflege, die sie dem Haar ihrer Kinder angedeihen lassen. Selten wird eine englische Mutter ihre Kleinen mit zerzausten Köpfchen ins Bett



1. Wie das Haar gewaschen wird.



2. Das Haar wird trocken gefächelt.

schicken. Bei allen häuslichen Pflichten findet sie des Abends immer so viel Zeit, ihren Lieblingen eigenhändig mit Kamm und Bürste das Haar zu glätten. Den Knaben wird gewöhnlich erst, wenn sie zur Schule gehn, das Haar kurz geschnitten. Bis dahin tragen sie bis auf die Schulter herabhängende Locken, die — falls es nicht schon das Werk der Natur ist — von der geschickten Hand der Mutter allabendlich „gewickelt“ werden. Man teilt das Haar in fünf bis sieben Strähnen, rollt jede in einen Leinenstreifen und knüpft diesen dicht am Kopf zu einer Schleife. Am andern Morgen werden die Locken einzeln über den Finger oder besser über einen ziemlich starken Stock gebürstet, den man dann behutsam herauszieht. Bei natürlich gelocktem Haar ist selbstverständlich kein Wickeln notwendig. Da genügt das Bürsten der einzelnen Strähnen über den Stock vollkommen, um Ordnung in den wirren Lockenwald zu bringen. Bei kleinen Mädchen findet man es hübscher, wenn das offene Haar wie ein kleiner Mantel ihre Schultern umgiebt. Zur Nacht wird es daher nur sorgfältig gebürstet und in Zöpfe geflochten. Die kleidsame offene Haartracht behalten auch die Backfische noch bei. Nicht eher, als bis ihr erlaubt wird, ein Schleppkleid zu tragen, denkt die erwachsene Miß daran, ihre langen Haare zur Frisur aufzustecken. Ohne Zweifel ist es zum großen Teil dieser Sitte zu verdanken, daß die Engländerinnen sich mit wenigen Ausnahmen eines schönen Haarwuchses erfreuen. Das Haar wird weder durch festes Binden noch durch Nadeln oder gar durch die so ungemein schädlichen Krummkämme in seinem Wachstum behindert.

Sind Kinder im Besitz starken, schönen Haares, so ist weiter nichts notwendig, als für eine den Regeln der Gesundheit und Aesthetik entsprechende Pflege Sorge zu tragen. Die einfachsten Regeln, die auf keinen Fall unbeachtet bleiben dürfen, bestehen darin, den Kopf des Kindes einmal wöchentlich, bei sehr trockenem Haar und nicht zu Schinnbildung neigender Kopfhaut alle zwei bis drei Wochen zu waschen, jeden Abend und Morgen etwa eine Viertelstunde lang zu



3. Scheiteln und Kämmen des Haares.

kämmen und zu bürsten und ab und zu, besonders nach dem Waschen, ein wenig parfümiertes Olivenöl anzuwenden. Das beste Haarfett stellt man selbst her, indem man gereinigtem Baumöl oder Glyzerin einige Tropfen Rosen-, Veilchen- oder Maiglöckcheneſſenz hinzusetzt und diese Mischung vor dem Gebrauch gut schüttelt. Ein sehr angenehmer, milder Duft wird dem Glyzerin, das sich vorzüglich dazu eignet, den Geruch einer Blume in sich aufzunehmen, dadurch verliehen, daß man die frischen Blüten hineinthut und vierzehn Tage darin liegen läßt.

Zur Kopfwäsche bei einem Kind mit sprödem, glanzlosem Haar ist ein „Shampoo" aus folgenden Bestandteilen sehr empfehlenswert: in einem halben Liter Wasser, das vorher aufgekocht worden ist, werden ungefähr 60 Gramm Olivenölseife aufgelöst. Dann rührt man ein Eigelb mit dem Saft einer Zitrone an und gießt unter beständigem Quirlen das warme Seifenwasser darüber. Während das Kind sich mit festgeschlossenen Augen über eine leere Schüssel beugt (Abb. 1), läßt man die Mischung aus dem mit der linken Hand gehaltenen Gefäß langsam und in kleinen Absätzen über den Kopf rinnen. Die rechte Hand reibt die Flüssigkeit in die Kopfhaut ein, und zuletzt wird das ganze Haar darin gewaschen. Nachdem die nassen Strähnen ausgewunden sind, taucht man sie in eine bereitstehende Schüssel mit warmem Wasser, dem etwas Salmiakspiritus oder Soda zugefügt ist, und spült Kopfhaut und Haar recht gründlich. Nun wird noch klares laues Wasser zum Nachspülen benutzt, und unsere geduldige Kleine kann ihr Köpfchen wieder in die Höhe richten. Ein um die Schulter gelegtes breites, weiches Frottiertuch umfängt das nasse Haupt, das mit sanften Bewegungen so lange gerieben werden muß, bis das Gewirr scheinbar trocken ist. Die aber trotzdem noch vorhandene Feuchtigkeit verdunstet, wenn man das Haar, auf keinen Fall jedoch die Schädelhaut, mit einem aus starkem Papier gefertigten Fächer langsam fächelt (Abb. 2).

Sobald das Haar vollständig getrocknet ist, beginnt man, es mit der weitgezähnten Hälfte eines Frisierkamms behutsam zu strählen. Am leichtesten lassen sich die Knoten (Zotteln) entfernen, indem man die Haarmasse in mehrere Strähnen teilt und an den Enden zu kämmen anfängt, um allmählich den Kamm höher hinauf anzusetzen. Erst wenn sämtliche „Nester" heraus sind, kann das Haar in einem Zuge, und zwar recht viel, vom Scheitel nach den Seiten (Abb. 3) gekämmt werden. Doch muß man jeden Tag an einer andern Stelle scheiteln und stets darauf achten, den Kamm bei jedem Strich bis ganz nach unten zu führen, so daß auch die Spitzen des Haares durchgekämmt werden, ehe man wieder von oben anfängt. Nun tritt die Bürste ihre Arbeit an. Hat auch sie ihre Schuldigkeit gethan, so kann das Haar, das man, falls es sehr rauh und stumpf ist, vor dem Bürsten ein wenig mit dem parfümierten Glyzerin einfettet, in Leinwandstreifen gewickelt oder eingeflochten werden.

Nur zu viele Kinder giebt es leider, deren Haarwuchs so schwächlich ist, daß man die Haut überall durch die dünn gesäten Härchen schimmern sieht. Hier erheischt es die Pflicht der Mutter, alles zu thun, um das Haar nach Möglichkeit zu erhalten. Man kennt einige recht gute und einfache Mittel, deren Anwendung in den meisten Fällen Erfolg haben dürfte. Abgesehen von peinlicher Sauberhaltung der Kopfhaut, um das Entstehen von Schuppen zu verhindern, muß das Haar bis zum 10. bis 14. Jahr kurz gehalten und häufig geschnitten werden. Zur Kräftigung des Haarbodens wird eine tägliche Einreibung von Kornbranntwein und eine wöchentlich dreimal vorgenommene Frottierung mit — Rizinusöl von unübertrefflicher Wirkung sein. In den vereinzelten Fällen, wo selbst die sorgfältigste Pflege nichts hilft und das Haar zusehends dünner wird, ist es dringend notwendig, ärztlichen Rat in Anspruch zu nehmen.

M. Oberberg.



4. Wohlgepflegtes Haar.

Aus dem Kunstleben.


Lola Mysz-Gmeiner,
bekannte österreichische Konzertsängerin


Jenny Rauch,
neues Mitglied des „Deutschen Theaters".


Else Laura Seemann,
der neue Stern des Wolzogentheaters.



Der lieben „Woche" die mir so oft die liebe Heimath verzaubert, der ich so manche traute Stunde verdanke einen herzlichen Gruss aus dem fernen herrlichen Westen. San Francisco, Caly.
Schumann Heink

Kammersängerin Frau Ernestine Schumann-Heink,
unternimmt gegenwärtig eine Gastspielreise durch Nordamerika.


Frau Dr. Luise Krause,
erhielt die französische goldene Medaille.


Mary Münchhoff,
bedeutende amerik. Koloratursängerin.


Lini Abarbanell,
neues Mitglied des Wolzogentheaters.

Schluss des redaktionellen Teils.

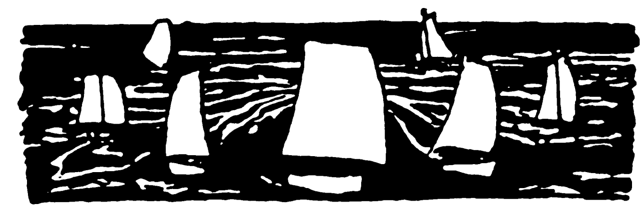
DIE·WOCHE.

Nummer 4. Berlin, den 25. Januar 1902. 4. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 4.

Man abonniert auf die „Woche“:

in Berlin und Vororten bei der Hauptexpedition Zimmerstraße 37/41, sowie bei den Filialen des „Berliner Lokal-Anzeigers“ und in sämtlichen Buchhandlungen, im Deutschen Reich bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten (Zeitungs-Preisliste Nr. 8221); und den Geschäftsstellen der „Woche“: **Bonn a. Rh.**, Kölnstr. 29; **Bremen**, Obernstr. 29; **Breslau**, Ring 18; **Chemnitz**, Innere Johannisstr. 6; **Dresden**, Seestr. 1; **Düsseldorf**, Schadowstr. 59; **Elberfeld**, Herzogstr. 38; **Essen a. R.**, Limbeckerplatz 8; **Frankfurt a. M.**, Zeil 63; **Görlitz**, Luisenstr. 16; **Halle a. S.**, Alte Promenade 8; **Hamburg**, Neuerwall 60; **Hannover**, Schillerstr. 17; **Karlsruhe**, Kaiserstraße 34; **Kattowitz**, Poststr. 12; **Kiel**, Holstenstr. 6; **Köln a. Rh.**, Hohestraße 145; **Königsberg i. Pr.**, Kneiphöfische Langgasse 55; **Leipzig**, Petersstr. 19; **Magdeburg**, Breiteweg 184; **München**, Kaufingerstr. 25 (Domfreiheit); **Nürnberg**, Lorenzerstr. 30; **Stettin**, Breitestr. 45; **Stuttgart**, Königstr. 11; **Weimar**, Jubiläumsplatz 1, **Wiesbaden**, Kirchgasse 26.



Die sieben Tage der Woche.

16. Januar.

Das englische Parlament wird durch König Eduard mit einer Thronrede eröffnet (vergl. S. 141). Die Beziehungen zu andern Mächten werden als andauernd freundschaftlich, der Gang der Operationen auf dem südafrikanischen Kriegsschauplatz als günstig für die englischen Waffen bezeichnet.

Der Landrat von Bennigsen in Springe, ein Sohn Rudolfs von Bennigsen, wird im Duell von dem Domänenpächter Falkenhagen tödlich verwundet.

17. Januar.

In Konstantinopel wird ein Irade des Sultans veröffentlicht, das der Anatolischen Bahngesellschaft endgiltig die Konzession für die Bagdadbahn erteilt.

Im englischen Unterhaus erklärt Balfour auf eine Anfrage, daß in der Chamberlainschen Angelegenheit amtlich keine Versicherungen von deutscher Seite verlangt worden sind, daß aber der Marquis of Landsdown in einer nicht amtlichen Unterredung dem deutschen Botschafter gegenüber festgestellt hat, von Chamberlain seien Beschuldigungen der Unmenschlichkeit gegen die deutsche Armee nicht ausgesprochen worden.

Bei einem Erdbeben kommen in Chilpanzinga in Mexiko 600 Menschen ums Leben.

18. Januar.

Die kaiserliche Jacht „Hohenzollern“ tritt von Kiel aus die Reise nach Amerika an.

Der frühere Burenoffizier Dr. Krause in London wird wegen versuchter Anstiftung zum Mord zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt.

Der französische Schauspieler Coquelin wird vom Kaiser in Audienz empfangen.

19. Januar.

Aus Graaffreinet in der Kapkolonie wird gemeldet, daß der gefangene Burenführer Scheepers daselbst zum Tode verurteilt und erschossen worden ist.

Der Oberbürgermeister von Rom, Fürst Colonna giebt wegen Meinungsverschiedenheiten mit den liberalen Munizipalitätsräten seine Entlassung.

20. Januar.

Das Stuttgarter Hoftheater wird nachts durch eine Feuersbrunst zerstört (vergl. Abb. S. 137).

Aus Schanghai kommt die Nachricht, daß General Tungfuhsiang, das eigentliche Haupt des Boxeraufstandes, am 15. Januar zu Schensia in Kansu hingerichtet worden ist.

Bei einem Gefecht im Hafen von Panama werden die kolumbischen Regierungstruppen von Insurgenten besiegt. General Alban wird getötet.

Im englischen Unterhaus wird ein gegen die Regierung wegen der Kriegführung in Südafrika eingebrachtes Tadelsvotum mit 283 gegen 64 Stimmen abgelehnt.

21. Januar.

Dem preußischen Abgeordnetenhaus geht der in der Thronrede angekündigte Gesetzentwurf betreffend die Vorbereitung der Juristen zu. Das Universitätsstudium wird um ein Semester verlängert, der praktische Vorbereitungsdienst um ein halbes Jahr verkürzt. Nach dem dritten Semester sollen die Studenten ein Zwischenzeugnis über ihre Studien beibringen.

Das norwegische Odelsthing nimmt einen Gesetzentwurf an, nach dem Frauen als Gerichtsbeisitzer zugelassen werden sollen.

22. Januar.

Der Kommandant des amerikanischen Kriegsschiffes „Philadelphia“ erhält aus Washington die Anweisung, einen Angriff der kolumbischen Insurgenten auf Panama nicht zuzulassen.

Volksinstinkt und Politik.

Von

Professor **M. Haushofer** (München).

Volksinstinkte hat es stets gegeben, seit es Völker giebt. Und sicher waren diese Instinkte in den früheren Jahrhunderten der Geschichte nicht feiner, sondern tierischer und gewaltthätiger, als sie heute sind. Aber ihr Einfluß auf die Politik war wesentlich anders geartet als heutzutage. Die Politik wird ja immer von einer Auslese gemacht: von einer Dynastenfamilie und ihrer Umgebung in der absoluten Monarchie, von aristokratischen Geschlechtern in der aristokratischen Republik, von den Monarchen, ihren Ministern und Parlamenten in der konstitutionellen Monarchie. Die politischen

Instinkte des ganzen Volkes aber liegen in der großen Masse in einer Art von halbem Schlaf befangen, aus dem sie aber jederzeit geweckt werden können. Und sehr verschieden wird der Einfluß der Volksinstinkte auf die Politik sein, je nach den Veranlassungen und Personen, die sie wecken; je nach der politischen Erziehung und Uebung, die sie genossen haben; je nach den Mitteln, die ihnen gegeben sind um sich den Leitern der Politik verständlich zu machen.

Die Volksinstinkte sind so mannigfach wie die Gefühle und Regungen, denen der Einzelne zugänglich ist. Zuneigung und Haß, Heimatliebe und Wanderlust, Kampfmut und Friedensbedürfnis, selbstbewußter Stolz und knechtische Demut, Freiheitssinn und Ordnungsliebe, Entwicklungstrieb und Beharrungsvermögen, ehrfürchtiger Aufblick zu Autoritäten und Gleichheitsgefühl und noch manche andere Gegensätze sind's, die die Volksseele bewegen und in mannigfaltigen Durchkreuzungen und Wechselwirkungen das erzeugen, was schließlich zum politischen Bewußtsein der Masse wird. Jeder Einzelne unter diesen Instinkten kann durch die politische Geschichte von Jahrhunderten erzogen oder verkümmert, richtig gelenkt oder irregeleitet werden.

Die einzelnen Volksinstinkte sind Imponderabilien; sie lassen sich nicht wägen und berechnen, wie die Volkszahl und das Staatsgebiet, wie die Parteigruppierung und Religionsangehörigkeit sich messen und zählen lassen. Und dennoch muß mit diesen Imponderabilien rechnen, wer große und heilsame Politik treiben will. Die Volksinstinkte können von den Führern der Völker nur gefühlt werden; und nur der fühlt sie vollständig und deutlich, der dem Volk ganz und gar von klein auf angehört. Denn einer der wesentlichsten und stärksten Volksinstinkte ist die Heimatliebe. Zugewanderte, die längere Zeit in einem Volk leben, können dessen Instinkte begreifen lernen, aber niemals das volle Verständnis für das Maß ihrer Stärke gewinnen. Denn dies Verständnis wird mit der Muttermilch eingesogen; es geht als Erbschaft des Geistes der Vorväter auf den Einzelnen über.

Man darf den Volksinstinkt nicht mit der öffentlichen Meinung verwechseln. Der Volksinstinkt liegt viel tiefer; er ist Gefühl, die öffentliche Meinung dagegen ist bewegliches Urteil des Massenverstandes. Die öffentliche Meinung wird bewegt und beeinflußt durch den Volksinstinkt; aber auch noch durch vieles andere. Die öffentliche Meinung läßt mit sich reden; sie läßt sich überzeugen und ändern, wenn sie auch manchmal recht zäh und hartnäckig ist. Aber der Volksinstinkt ist eine unverwüstliche explosible Gewalt; eine Summe von Empfindungen, die durch Generationen in der Volksseele schlafen, aber zeitweise mit feuriger Leidenschaftlichkeit emporflackern können.

Die Politik zu machen, ist Sache der Regierenden. Wenn aber eine Politik gesund sein und die Völker aufwärtsführen soll zur Zivilisation, muß sie die Volksinstinkte verstehen, erziehen, mit ihnen rechnen können. Dazu müssen einerseits die Regierenden selbst Anteil haben an den Volksinstinkten. Und andrerseits müssen die letzteren einen gewissen Spielraum haben, um sich in einer maßvollen und geordneten Form zu erkennen zu geben. Wo ihnen dieser Spielraum nicht gewährt ist, vermögen sie wohl in einzelnen wilden Ausbrüchen ihre Kraft zu äußern, wie in den Sklavenaufständen des alten Rom, in der Jacquerie des mittelalterlichen Rom, im deutschen Bauernkrieg oder in den polnischen Rebellionen. Aber nur sehr selten ist solchen eruptiven Regungen des Volksinstinkts ein großer, dauernder und edler Erfolg beschieden gewesen.

Es ist unzweifelhaft die schönste Wirkung des Konstitutionalismus und Parlamentarismus, den Volksinstinkten Gelegenheit zu einer weit freieren und geordneteren Aeußerung zu bieten, als sie jemals früher besaßen. Wenn auch die öffentliche Meinung nicht identisch ist mit den Volksinstinkten, so ist sie doch ihr Ausfluß und giebt Kenntnis von ihnen. Und wie mannigfach ist heute der Spielraum für die Aeußerungen der öffentlichen Meinung! Da sind nicht bloß die Verhandlungen der parlamentarischen Körperschaften, sondern auch die Wahlen zu ihnen; da sind die Wahlen und Verhandlungen von Provinzial-, Kreis-, Distrikts- und Gemeindevertretungen, die Bethätigungen des Vereins- und Versammlungsrechts, die Aeußerungen der Presse. Jeder dieser verschiedenen Wege für Kundgebungen der Volksinstinkte hat eine etwas andere Bedeutung. Und der geniale Politiker wird diese verschiedenen Bedeutungen zu würdigen und gegeneinander abzuwägen wissen. Er wird insbesondere zu beurteilen haben, wie weit diese verschiedenen Aeußerungen mit den tiefwurzelnden und verbreitetsten Volksinstinkten sich wirklich decken, und wo Abweichungen vorhanden sind.

Die Adresse einer parlamentarischen Körperschaft an das Staatsoberhaupt ist sicher eine der legitimsten Aeußerungen der öffentlichen Meinung, mit reiffster Ueberlegung durchdacht und geformt. Und doch wird wohl niemand behaupten, daß solche Adressen ein unverhohlener Ausdruck des ganzen Volksinstinkts sind; dafür sind sie viel zu vorsichtig, zu sorgsam abgemessen, zu sehr durch politische Einsicht und kluge Ueberlegung ihrer Verfasser gemäßigt.

Jene Behandlung der politischen Gesamtlage, die sich in den allgemeinen Besprechungen des Budgets zeigt, kann auch nicht als eine untrügliche Aeußerung des Volksinstinkts bezeichnet werden, weil in ihr die persönlichen Stimmungen und Anschauungen der einzelnen Redner zu leicht irreführen in der Beurteilung der Gesamtstimmung, und zwar um so leichter, je glänzender die Rednergabe ist, mit der ein oder der andere gewandte Parlamentarier es versteht, seine Anschauungen, Hoffnungen und Befürchtungen als die der Gesamtheit hinzustellen. Eine Fälschung der öffentlichen Meinung, Uebertreibungen oder Abschwächungen derselben sind durchaus nicht immer dem bösen Willen zuzuschreiben; in den weitaus häufigeren Fällen ist solche Fälschung ein Ergebnis unfreiwillig gezüchteter Vorurteile, nervöser Autosuggestion, sportsmäßiger Freude an der Macht des eigenen Worts und vor allem der ungeheuren Macht des Milieus.

Viel deutlicher sprechen die Volksinstinkte bei großen Volksversammlungen. Wohl mag dabei mancher Beifallssturm auf Rechnung einer gewissen Lust am Radau gesetzt werden; aber immerhin gehören die bei solchen Versammlungen zu Tage tretenden Aeußerungen des Massenwillens zu den wertvollsten Leitmotiven der Politik. Schon die Thatsache, daß bei gewissen Anlässen Volksversammlungen veranstaltet und stark besucht werden, spricht für die energische Anteilnahme des Volksinstinkts an den bezüglichen Angelegenheiten. Noch bezeichnender sind Aeußerungen des Volksinstinkts, die ohne jede organisierte Veranstaltung hervorbrechen. Wenn bei einer Theatervorstellung oder einem Konzert ein Satz eines Dramas oder ein Lied mit politischem

Inhalt plötzlich mit tosendem Beifall aufgenommen wird; wenn ein Buch oder ein Bild mit einer politischen oder sozialen Spitze unerhörtes Aufsehen erregt, so sind das solche spontane Aeußerungen des Volksinstinkts. Diese setzen durchaus nicht immer gleichzeitiges Zusammenwirken größerer Menschenmassen voraus. Oft genügt eine Anzahl von räumlich und zeitlich auseinanderliegenden Kundgebungen, um über eine Regung des Volksinstinkts Aufschluß zu geben.

Registriert werden diese Aeußerungen von der Presse, die sie je nach der Parteistellung mehr oder weniger sympathisch behandelt. Die politischen Lenker der Nationen aber haben die schwerere Aufgabe, nach derartigen Aeußerungen die Tiefe und Energie, die Echtheit und die Dauer der Volksinstinkte zu beurteilen, zu prüfen, was flüchtig flackernde Laune, oberflächliche Spektakellust, künstlich aufgebauschte Nichtigkeit ist.

Die französischen Machthaber vom Jahr 1870 hatten sicher die in Frage kommenden Instinkte des französischen Volks, Preußenhaß und Kriegslust, nicht überschätzt. Unterschätzt aber hatten sie den ihnen gegenüberstehenden nationalen Instinkt der Deutschen und deren pflichttreuen Heldenmut. Es sind eben von führenden Politikern nicht selten gegeneinanderstehende Instinkte zu würdigen, von denen oft der eine erst durch den andern zum Kampf aufgerufen wird. Von allen Volksinstinkten sind Rassenhaß und Völkerhaß, Klassenneid und religiöser Fanatismus die leidenschaftlichsten; aber wie wechselvoll ist selbst ihre Glut und Kraft, wie schwer berechenbar die Vorgänge ihrer Auslösung und Ablösung! Wohin ist der furchtbare Schwedenhaß gekommen, der während des dreißigjährigen Krieges halb Deutschland beseelte? Heut ist dem Deutschen kaum ein europäisches Volk so sympathisch wie das schwedische; der Schwedenhaß ward längst abgelöst vom Türkenschrecken und vom Franzosenhaß. Und wie wechselnd gestalteten sich des deutschen Volks politische Instinkte während der Kriege des ersten Napoleon! Wie unklar und schwankend erscheinen sie im Jahr 1848! Und wieder in den Jahren 1864 bis 1870! Da freilich fand sich der Mann, der sie in ihren innersten Tiefen verstand, ihre heißesten Regungen mitfühlte und durch einen meisterhaften Verband von Volksinstinkt und staatsmännischer Kunst das Deutsche Reich zusammenschmiedete.

Die Politik darf sich vom Volksinstinkt nicht hinreißen lassen, wenn er nicht ein ganz berechtigter, aus dem Zug der geschichtlichen Entwicklung unabweisbar hervorgehender ist. Und sie darf nicht gegen den Volksinstinkt handeln, außer, wo dieser unzweifelhaft aus großen Irrtümern erwachsen ist. Im Jahr 1866 noch richtete sich die Politik Bismarcks gegen den Instinkt der Mehrheit des deutschen Volkes, in der Erkenntnis, daß er einem stärkeren Instinkt, nämlich der heißen Sehnsucht nach einem endlichen nationalen Erfolg, weichen müßte. Diese Sehnsucht war Generationen hindurch in Zeiten trübster Ohnmacht erwachsen; sie war doch der stärkste und tiefste unter den deutschen Volksinstinkten, stärker als die zu überwindenden partikularistischen Gefühle. Diese mächtige Grundströmung erkannt zu haben, war des großen Kanzlers Meisterthat.

Wer neben den geschichtlichen Ereignissen der letzten Jahrzehnte auch ihre mannigfachen kleineren Begleiterscheinungen im Auge behält, wird manches von Volksinstinkten gewahr; aber auch von der Stellung der Politik zu ihnen. Jahrzehnte hindurch war der treibendste, stärkste Instinkt des französischen Volks der Trieb nach Revanche. Es ist sicher ein großes und dauerndes Verdienst der deutschen und auch der französischen Regierungspolitik, diesem gefährlichen Instinkt keine Nahrung geboten zu haben. Und wenn heute der deutsche Volksinstinkt wegen des südafrikanischen Krieges und wegen der Angriffe eines herzlosen englischen Politikers in einer gereizten Stimmung gegenüber dem britischen Volk sich befindet, ist es auch wieder die Aufgabe besonnener Politiker, sich durch das Lärmen von Volksversammlungen und durch die hin und herfliegenden Pfeile der Presse nicht beirren zu lassen, sondern das mühevolle Werk der Erhaltung des Weltfriedens mit Kraft und Umsicht fortzusetzen. Denn je größer die Macht ist, um so stärker ist die Verantwortung. Ausdrücke, die einzelnen Stimmen aus der großen Masse verziehen werden können, würden unverzeihlich für die Lenker der Völker. Haß kann geschürt, er kann aber auch gedämpft werden. Und wenn ihn Stimmen, die aus der Breite und Tiefe des Volks hervorklingen, schüren wollen, so werden die Stimmen derer, die an den Spitzen schreiten, ihn zu dämpfen haben. Und zwar deswegen, weil die Stimmen, die aus der Tiefe und Breite kommen, mit Vorliebe den erregtesten Teilen der Volksinstinkte Ausdruck geben und nicht die Folgen stärkerer Erregung allseitig erwägen. Damit soll nicht gesagt sein, daß Einschläferung, Mißachtung oder Unterdrückung der Volksinstinkte das Ziel der leitenden Politiker sein sollen. Denn solches Einschläfern, Mißachten oder Unterdrücken hieße das politische Volksleben in seiner Entwicklung aufhalten. Die Volksinstinkte sollen nicht stumm gemacht, sondern es soll ihnen durch politische Erziehung des Volks das Gefühl der Verantwortung, die Einsicht in die Folgen als treuer und besonnener Wegweiser beigegeben werden.

Das gilt am meisten für die auswärtige Politik, wo ja der Volksinstinkt am wenigsten von schützender und mäßigender Einsicht in die Verhältnisse begleitet ist. Auf den zahlreichen Gebieten innerer Politik dürfen und können die Volksinstinkte lauter zum Wort kommen, weil es sich da um Dinge handelt, bezüglich deren der Volksinstinkt weit mehr durch Erfahrung und Erlebnis der Nation genährt und getragen ist. Aber auch in allen Fragen der inneren Politik muß für alle Kulturvölker immer stärker und deutlicher zum Bewußtsein kommen, daß nicht die heißesten Volksinstinkte, Klassenegoismus und Klassenhaß, rücksichtslos sich Geltung verschaffen dürfen, sondern daß mit der Freiheit der Meinungsäußerung auch das Gefühl der Verantwortlichkeit verbunden sein muß und das Verständnis für das geschichtliche Werden und Wachsen aller Dinge. Wer das nicht den Kulturvölkern immer und immer wieder sagt, während er die Macht dazu hat, ist kein Erzieher, sondern ein Verführer des Volksinstinkts, kein einsichtsvoller Politiker, sondern ein eitler und selbstsüchtiger Demagoge.





Die Theaterwoche.

Noch ehe Coquelin von Berlin Abschied nahm um seine Gastreise durch deutsche Städte fortzusetzen, wurde er vom Kaiser in längerer Audienz empfangen und versprach, bald in Berlin wieder einzukehren. Die Wanderfahrten der Schauspieler stehn zur Zeit im Vordergrund des Interesses, und Neuheiten von Belang bilden kein Gegengewicht. Die Sängerin Yvette Guilbert hat ein wanderndes Montmartrekabarett zusammengestellt (vergl. Abb. S. 145); sie will die echtbürtige Pariser „Kaberettkunst" zeigen und nahm von Wien ihren Ausgang. Anfangs Februar kommt sie mit ihrer Truppe nach Berlin, und zugleich beginnt das Berliner Gastspiel der Frau Agnes Sorma am Lessingtheater.

Coquelins besondere Art und besonders die siegreiche Kraft seines echt gallischen, temperamentvollen Frohsinns trat im Verlauf seines Gastspiels immer schärfer hervor, und kaum ein trüber Rest blieb übrig, zumal in den lebensprühenden Sganarellerollen der Molièreschen Possen. Da vereinte sich das feine Raffinement mit der echt komischen Natur des Künstlers. Leider hat Coquelins Gastspiel uns kein modernes Stück gebracht, sondern außer Molières Komödien nur Genrebilder aus einer vergangenen Periode. Vielleicht wird er bei seiner Wiederkehr eine seiner neuen Glanzrollen, den Cyrano von Bergerac, geben.

Das französische Element hatte im allgemeinen in den letzten Tagen die Vorherrschaft. Zwei Komödien Molières, der dreiste „Amphitryon" und die bissige ulkige Satire vom „Eingebildeten Kranken", wurden in einer neuen Verdeutschung von Fulda im Berliner Lessingtheater aufgeführt. Man kennt die gefällig fließende Art der Uebersetzungen Fuldas. Der Molièresche „Amphitryon", gespickt mit mancherlei Cynismen wider die Götter und Fürsten dieser Erde, kann ohne komisch-phantastischen Uebermut nicht gut bühnenlebendig werden. An der phantastischen Laune, die wir gerade bei Coquelins komischen Molieregestalten kennen lernten, mangelte es am Lessingtheater. Die rechte kecke Lust wollte nicht gedeihn. Das derbkomische Element im „Eingebildeten Kranken" läßt sich schon weniger verfehlen. Zudem giebt es viel deutsche Vorbilder für die Hauptgestalten der Komödie, die ja auch Repertoirestück am Schauspielhaus war.

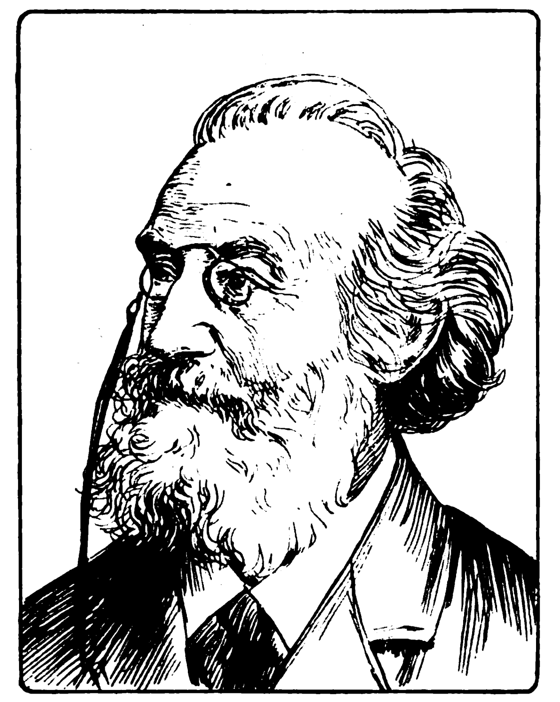
Von der Pariser Novität des Berliner Residenztheaters, dem Schwank „Die japanische Vase", läßt sich wenig sagen. Wieder ist es eine Variation des ewig gleichen Grundstoffs vom betrogenen Ehemann, und diesmal ist sie nicht einmal besonders dreist geraten. Als Verfasser zeichnen Paul Bilhaud und Maurice Hennequin. Der eine der Herren, Bilhaud, wohnte der Berliner Première bei und durfte nach dem zweiten Akt des Schwankes immerhin für den freundlichen Beifall der Zuschauer danken.

Loti.

Wovon man spricht.

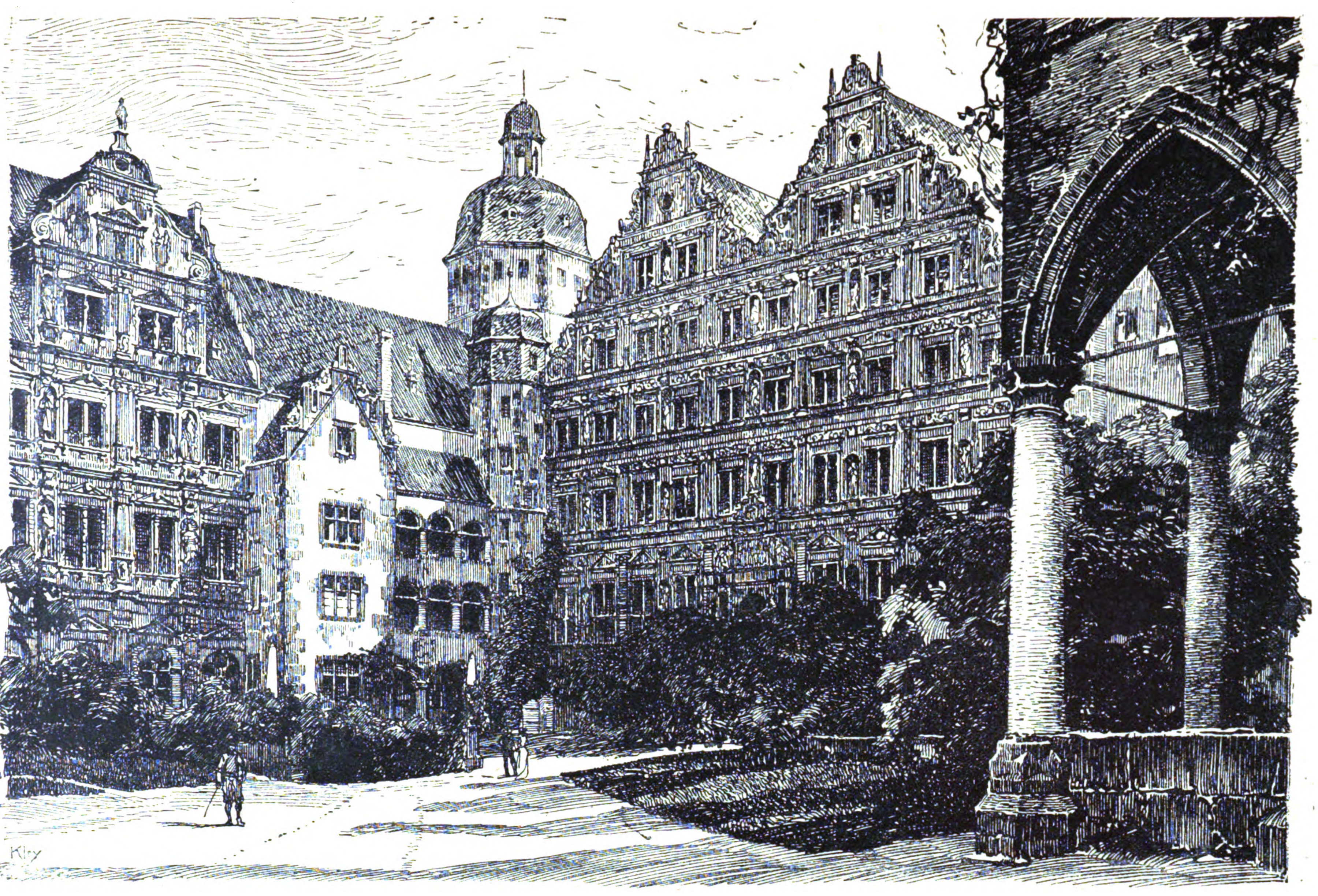
In dem verstorbenen Kammergerichtsrat Ernst Wichert hat das deutsche Schrifttum einen ihrer würdigsten Vertreter verloren. Für seine juristischen Fähigkeiten spricht seine Berufung an den höchsten preußischen Gerichtshof, für seine litterarische Begabung legen die Erfolge seiner Bücher und seiner Dramen auf der Bühne Zeugnis ab. Noch während der beiden letzten Jahre nahm er trotz seines hohen Alters die Bürde eines Präsidenten im Verein „Berliner Presse" auf sich. Freilich merkte man dem frischen Herrn sein Alter nicht an wohl aber den Reichtum an Erfahrungen, die Ruhe und die Milde, die die Jahre verleihen. Sein Andenken wird immer in Ehren gehalten werden.

Wieder erregt ein Zweikampf mit tödlichem Ausgang die öffentliche Meinung. Ein Sohn des bekannten deutschen Politikers Rudolf von Bennigsen, der Landrat des hannöverschen Kreises Springe Adolf von Bennigsen, ist von dem Domänenpächter Falkenhagen im Duell schwer verwundet worden und einen Tag später seinen Verletzungen erlegen. Der Ausgang ist um so beklagenswerter, da die tödliche Kugel den Unschuldigen getroffen hat. Wenn je ein Mann, so war der allgemein beliebte Landrat von Bennigsen nach den nun einmal obwaltenden Verhältnissen berechtigt, seinen Gegner zum Zweikampf herauszufordern. Denn dieser hatte ihm die Gattin, die Mutter seiner Kinder, verführt. Herr Falkenhagen, der es nicht für notwendig hielt, sich dem Gericht zu stellen, ist inzwischen in Berlin unter für ihn nichts weniger als rühmlichen Umständen verhaftet worden. Er wird sicherlich die schwerste Strafe, die auf das Duell gesetzt ist, erhalten, er wird sie sogar vermutlich ganz ableisten müssen, ohne nach seinem ganzen Verhalten auf Begnadigung rechnen zu dürfen. Aber viele, sehr viele werden der Meinung sein, daß auch eine zweijährige Festungshaft eine genügende Sühne gerade in diesem Fall nicht bilden könne. Die Festungshaft ist und bleibt doch immer nur eine custodia honesta.



Geheimer Justizrat Ernst Wichert †
bekannter Dichter und Schriftsteller, Berlin.
Für die „Woche" gezeichnet von Arthur Ratzka.

Der über das Heidelberger Schloß entbrannte Kampf ist in ein anderes Fahrwasser gelangt, seitdem das offizielle Protokoll über die Sachverständigengutachten und das Bauvorhaben der Großherzoglichen Regierung veröffentlicht wurde. Der in ihm abgedruckte Fassadenentwurf des Herrn Oberbaurat C. Schäfer zeigt, daß man es nicht, wie fälschlich vermutet wurde, mit einem der üblichen „halbechten" Restaurationsprojekte zu thun hat. Mit divinatorischem Geist hat der Meister aus dem Vorhandenen Schlüsse für das neu zu Schaffende gezogen, und die auf den Otto Heinrichsbau projektierten Giebel verbinden sich so organisch mit ihm, daß es schwer fällt, bei Betrachtung des Bildes zu entscheiden, wo neu und alt sich trennt. Wie glücklich sich der restaurierte Bau in die Gesamterscheinung des Schloßhofs einfügt, zeigt unser Bild auf S. 135. Es ist anders als das in der Erinnerung befindliche, aber es ist ungleich großartiger, ohne dabei den Reiz der Altertümlichkeit zu verlieren.



Zur Heidelberger Schlossfrage: Der Entwurf zur Restauration der Fassade des Otto Heinrichsbaus von Oberbaurat Schäfer.

Originalzeichnung für die „Woche“.

Die Börsenwoche.

Es geht rasch mit dem Vergessen an der Börse. Wer das Haussetreiben am Schluß der vorigen und zu Beginn der ablaufenden Geschäftswoche beobachtete, wie es sich namentlich durch überstürzte Käufe des Privatpublikums am sogenannten Kassamarkt der Industriepapiere abspielte, der mußte sich sagen, daß auch unter der doch sonst als so vorsichtig und ängstlich geltenden Gemeinde der reichen Sparer es nicht an leichtsinnigen Exemplaren mangelt, und andrerseits mußte der Beobachter dieses Treibens zu der Ueberzeugung gelangen, daß auch ein scharfes Börsengesetz der Spielwut im allgemeinen nicht zu steuern vermag, zumal sie gerade durch jenes Gesetz mehr als je vorher auf das Gebiet des Kassamarkts verpflanzt worden ist. Manche dieser außerordentlichen Preissteigerungen der jüngsten Zeit hätten ja an sich nichts so Bedenkliches, wenn nicht eine ganze Anzahl recht zweifelhafter und wohl auf lange Zeit hinaus noch ertragsloser Papiere mit in den Strudel der Hausse hineingezogen worden wären. Das Laienpublikum, das den Kurszettel studiert, gerät leider nur allzuoft zu der irrigen Vorstellung, daß recht niedrig stehende Papiere nur um so größere Steigerungschancen in sich trügen, und diese letzteren wachsen in der Phantasie jener eigenartigen Nationalökonomen in dem Maß, als der Kurs herabgesunken ist.

Die geringe Besserung, die namentlich aus dem Bereich der Eisenindustrie berichtet wird, könnte sich leicht als eine vorübergehende Erscheinung erweisen. Die Kohlenindustrie aber ist durch die Krisis sicherlich noch nicht hindurch; denn sie wird erst im April durch das kaudinische Joch der ihr durch die Verhältnisse aufgezwungenen niedrigeren Verkaufspreise gehen müssen. Leider leistet der flüssige und billige Geldstand den spekulativen Bestrebungen des Publikums wieder einen nur allzugroßen Vorschub. Die soeben erfolgte Zeichnung auf unsere neuen Anleihen hat freilich von dem Geldüberfluß in nicht zu unterschätzendem Maß profitiert. Die ziemlich rege Beteiligung des Auslandes an dieser Emission sollte nicht überschätzt werden; denn die amerikanischen Zeichnungen sind, wie man sich in unsern eingeweihten Kreisen nicht verhehlt, zum guten Teil spekulativer Natur, und auch französische Subskriptionen sind, wenn auch deren Qualität verläßlicher ist, doch nicht durchweg zu Anlagezwecken gemacht worden. Auf den regeren englischen Mitbewerb mußten wir diesmal freilich verzichten, und man wird sich am Kastanienwäldchen darüber zu trösten wissen.

Die englisch-deutschen Divergenzen spielen bei dieser Nichtbeteiligung des englischen Kapitals indessen eine weit geringere Rolle als die zwingende Macht ganz anderer Verhältnisse von weit mehr materieller Natur. Der englische Geldmarkt und die recht ausgiebigen Spargroschen Albions werden bekanntlich durch die immer weiter steigenden Anforderungen des Transvaalkrieges in Anspruch genommen, der das reiche Land nötigt, eine Kriegsanleihe auf die andere zu pfropfen. Wenn es in diesen Tagen wieder den Anschein hatte, als ob beide Teile kriegsmüde geworden und zu Friedensverhandlungen geneigt seien, so haben doch die erneuten scharfen Erklärungen Chamberlains im Unterhaus jene Hoffnungen geknickt. Aber die Börse läßt doch nicht von der Meinung ab, daß der Transvaalfriede näher sei, als man nach diesen Erklärungen anzunehmen versucht wäre. Sie, die sonst so nüchtern ist, gestattet sich von jeher gerade im Punkt des Transvaalkrieges ein übergroßes Maß von Phantasie, was durch die Preisbewegung am südafrikanischen Goldsharesmarkt ja deutlich genug belegt wird. Die leidige Politik hat unsere Börse in diesen Tagen übrigens weit weniger beeinflußt, als dies noch vor kurzem der Fall war. Der Schluß der ersten Lesung der Etatdebatten im Reichstag bedeutete auch gleichzeitig für einige Tage den Schluß des Janustempels. Er wird nicht lange geschlossen bleiben.

Verus.

Die Toten der Woche.

Sir Ellies Ashmead Bartlett, bedeutendes Mitglied des englischen Unterhauses, † in London am 18. Januar.

Majoratsherr von Beerfelde, Mitglied des Herrenhauses, † auf Schloß Sommerfeld am 20 Januar.

Dr. Dähnhardt, Senatspräsident beim Reichsgericht, † in Leipzig am 21. Januar im Alter von 65 Jahren.

Freiherr Anton von der Goltz-Kallen, früherer Reichstagsabgeordneter, † in Königsberg am 19. Januar.

Kammermusikus Joseph Hillmer, bekannter Violinspieler, † in Berlin am 14. Januar im Alter von 75 Jahren.

Sophus Magdalus Högsbro, früherer langjähriger Präsident des dänischen Folkethings, bedeutender Politiker, † in Kopenhagen am 15. Januar im 80. Lebensjahr.

Generalleutnant Eugen von Keyler, früherer Kommandant von Königsberg, † in Berlin am 16. Januar im Alter von 61 Jahren.

Köhler, Gouverneur von Togo, † in Lome (Deutschwestafrika) am 19. Januar.

Dr. med. Louis Kugelmann, bekannter Achtundvierziger, † in Hannover am 13. Januar im Alter von 74 Jahren.

Leopold Kuhn, bekannter Operettenkomponist, † in Wien am 16. Januar im Alter von 41 Jahren.

Philipp Marchetti, Komponist der Oper „Ruy Blas“, Direktor der Santa Cecilia-Akademie in Rom, † in Rom am 18. Januar im Alter von 67 Jahren.

Kardinal dell' Olio, Erzbischof von Benevent, † in Benevent am 18. Januar.

Senator Stephan R. Popovic, früherer serbischer Handelsminister, † in Belgrad am 16. Januar.

Professor Dr. Paul Scheffer-Boichorst, bedeutender Historiker an der Berliner Universität, † in Berlin am 17. Januar im Alter von 59 Jahren (Porträt S. 146).

Dr. Emil Selenka, Professor der Zoologie, † in München am 21. Januar.

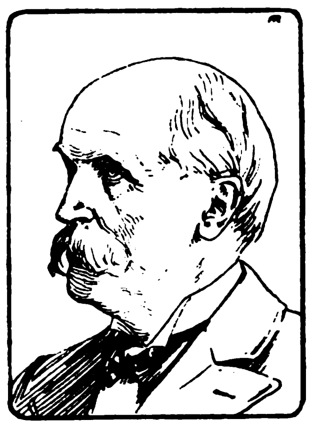
Infantin Marie Christina Isabella von Spanien, † in Madrid am 19. Januar im 69. Lebensjahr.

C. P. Tiele, Professor der Theologie an der Universität Leiden, † in Leiden am 15. Januar im Alter von 71 Jahren.





Infantin Christina von Spanien †



Geheimrat Hugo von Ziemssen †

Geheimer Justizrat Ernst Wichert, berühmter Schriftsteller, † in Berlin am 21. Januar im 71. Lebensjahr (Porträt S. 134).

Geheimrat Hugo von Ziemssen, bedeutender Pathologe und Kliniker, † in München am 21. Januar im 73. Lebensjahr.

Bilder vom Tage.

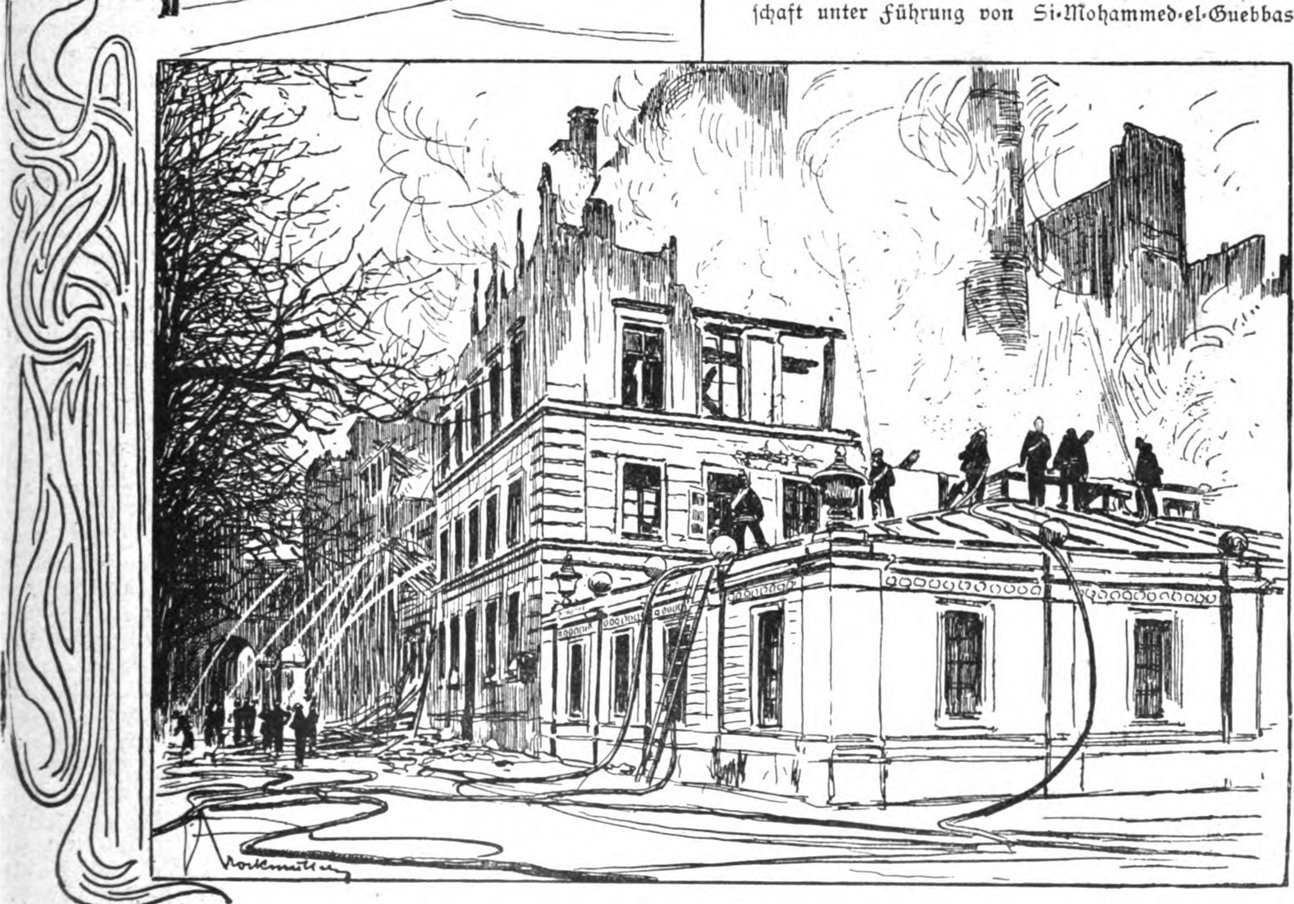
Skizzen und Glossen.

Hierzu die photographischen Aufnahmen Seite 139—146 und Seite 174.

In der Nacht vom 19. zum 20. Januar ist das Hoftheater in Stuttgart ein Raub der Flammen geworden. (Vergleiche die untenstehenden Abbildungen). Zum Glück brach das Feuer erst nach Schluß der Vorstellung aus, so daß wenigstens Verluste an Menschenleben nicht zu beklagen sind. Der materielle Schaden hingegen ist sehr bedeutend. Das Stuttgarter Hoftheater nahm sich äußerlich nicht gerade imposant aus, es war ursprünglich ein königliches Lusthaus, das Anfang des vorigen Jahrhunderts für die Zwecke der Kunst eingerichtet und in den vierziger Jahren umgebaut wurde. Im Innern aber war es mit allen Errungenschaften der modernen Theatertechnik ausgestattet, so daß auch die schwersten Aufgaben, die die neuere Kunst, insbesondere das musikalische Drama stellt, dort würdig gelöst werden konnten.

Prinz Eitel Friedrich (Abb. S. 139), der zweite Sohn unseres Kaisers, ist am 17. Januar beim diesjährigen Kapitelfest als Ritter des Schwarzen Adlerordens investiert worden, mit ihm zugleich der jüngste regierende deutsche Fürst, Großherzog Friedrich Franz IV. von Mecklenburg-Schwerin. Als Parrains, die die neuen fürstlichen Ritter vor den Kaiser, den Ordensgroßmeister, an den Thron im Rittersaal des Königlichen Schlosses geleiteten, fungierten der Kronprinz und Prinz Heinrich von Preußen. Natürlich wird Unbeteiligten nur in äußerst seltenen Ausnahmefällen ein Blick auf die feierliche Handlung gewährt. Um so angenehmer ist es uns, den Lesern der „Woche“ ein Bild gerade von der Investitur des kaiserlichen Prinzen bieten zu können.

Die marokkanisch-algerische Grenzregulierung (Abb. S. 140), die schon zu so vielen Häkeleien zwischen Frankreich und Marokko geführt hat, soll jetzt auf friedlichem Wege vorgenommen werden. Der Sultan von Marokko hat eine Gesandtschaft unter Führung von Si-Mohammed-el-Guebbas



Vom Brand des Stuttgarter Hoftheaters am 20. Januar:
Das Theater vor dem Brand (oben). Die Löscharbeiten (unten).
Nach Aufnahmen des Hofphotographen Julius Stooß, Stuttgart, für die „Woche“ gezeichnet von Paul Brockmüller.

mit der Aufgabe betraut, an Ort und Stelle die nötigen Untersuchungen vorzunehmen. Die Franzosen sind damit sehr zufrieden. Die Gesandtschaft wurde auf einem französischen Schiff von Tanger nach Algier gebracht und trat von dort den Zug in die Wüste an.

Die Amerikafahrt des Prinzen Heinrich beschäftigt die öffentliche Meinung jenseits des Ozeans fortgesetzt im höchsten Maß. Es zeigt sich bei dieser Gelegenheit wieder, wie von einer geschickten Hand alles, sogar der Sport, als friedenförderndes Moment benutzt werden kann. Die verschiedenen Wettkämpfe um den Amerikapokal zwischen den Vereinigten Staaten und England haben eine Ueberlegenheit der amerikanischen Rennjachten ergeben. Infolgedessen gab Kaiser Wilhelm als eifriger Freund des Wassersports Auftrag, für ihn auf Staaten Island eine Jacht zu bauen (Abb. S. 141). Mit der ihm eigenen Art ritterlicher Höflichkeit lud er dann die älteste Tochter des Präsidenten Roosevelt ein, beim Stapellauf den Taufakt zu vollziehen. Die Einladung wurde vom amerikanischen Volk so freudig aufgenommen, daß unser Kaiser sich veranlaßt sah, zu den bevorstehenden Festlichkeiten seinen Bruder als Vertreter zu entsenden. Prinz Heinrich wird vermutlich am 22. Februar in Newyork eintreffen, und Deutsche und Amerikaner werden miteinander wetteifern, ihn und in ihm unsern Kaiser zu ehren und zu feiern.

Die Eröffnung des englischen Parlaments (Abb. S. 141) ist am 16. Januar vom König Eduard VII. mit all dem pompösen Zeremoniell vollzogen worden, das in England noch das öffentliche Leben beherrscht. Zu vielen Tausenden hatte sich schon am frühen Morgen das Publikum angesammelt, um das Königspaar begrüßen zu können, das in der nicht weniger als 80 Zentner schweren goldenen Staatskarosse, die mit acht isabellfarbenen Hengsten bespannt war, vom Schloß nach dem Oberhaus und zurück fuhr.

In Berliner Ateliers (Abbildungen S. 142 und 143) herrscht reges Leben, naht doch wieder die Zeit der Kunstausstellungen, die von den wenigen Großen ebenso beschickt werden wie von den zahlreicheren Kleinen. Gewährt es einen hohen Genuß, die fertigen Kunstwerke zu betrachten, so hat es andrerseits einen eigenen Reiz, die Meister beim Schaffen zu belauschen. Wir wollen daher eine kleine Wanderung durch die Berliner Ateliers antreten und beginnen mit Gustav Eberlein und Max Liebermann. Den Bildhauer finden wir vor seinem neusten Werk „Gorillagruppe", den Maler bei seinem der Vollendung entgegenreifenden Bild „Die Papageienallee im Amsterdamer Zoologischen Garten".

Der Berliner Karneval (Abb. S. 144) steht in vollster Blüte, Redoute folgt auf Redoute, Ball auf Ball. So erschien denn auch Freiherr von Wolzogen bereits am 18. Januar mit seinem Ueberbrettl auf dem Plan und veranstaltete in seinem neuen „Bunten Theater" eine jener Redouten, die für viele die einzig ersehnte Gelegenheit bilden, einmal mit den Künstlern, die sie sonst nur auf der Bühne bewundern können, in persönliche Berührung zu treten.

Yvette Guilbert (Abb. S. 145) ist wieder über die Vogesen gekommen, diesmal aber nicht allein, sondern mit einer ganzen Gesellschaft „Montmartre en Ballade". Das Kabarett mit der gefeierten „Diseuse" an der Spitze gab zunächst im Münchner Schauspielhaus Vorstellungen und fand bei dem durch die Ueberbrettlbewegung genügsam vorbereiteten Publikum eine sehr wohlwollende Aufnahme.

Ein Zeitungsjubiläum in Rußland. Am 16. Januar waren 175 Jahre verflossen, seit die erste Nummer der deutschen St. Petersburger Zeitung erschien. Ihre Gründung verdankt sie der Zarin Katharina I., die sicherlich im Sinn ihres verstorbenen Gemahls handelte, wenn sie das Erscheinen des deutschen Blattes betrieb. Die Zeitung, die ursprünglich der Akademie der Wissenschaften in Petersburg unterstand, ressortiert neuerdings von dem Ministerium der Volksaufklärung. Das Volk aufzuklären, zwischen westlicher Kultur und östlicher Unkultur die Brücken des Verständnisses zu schlagen, hat das Blatt stets als seine Aufgabe betrachtet; und fraglos darf sie sich in dieser Richtung großer Erfolge rühmen. Wenn die St. Petersburger Zeitung sich nicht nur bis in die Gegenwart ihre alte Bedeutung erhalten, sondern neuerdings sogar einen merkbaren Aufschwung genommen hat, gebührt der Dank dafür in erster Reihe dem Chefredakteur Paul von Kügelgen (Porträt S. 146), der die Leitung 1874 übernahm und sie seitdem sehr erfolgreich fortgeführt hat.

Grubenkatastrophe in Böhmen (Abb. S. 146). Das Brüxer Bergwerksrevier ist wieder von einem furchtbaren Unglück heimgesucht worden. In den Jupiterschacht bei Seestädtl drang Wasser ein, und mehr als vierzig Bergleute fanden den Tod. Nur daß die Wassermengen die Grube sofort mit ungeheurer Wucht überschwemmten, macht den Umfang der Katastrophe erklärlich, denn sie kam nicht ganz unerwartet. Schon vorher waren in der Nähe des Jupiterschachtes Wasseransammlungen beobachtet und infolgedessen weitgehende Vorsichtsmaßregeln getroffen worden. Allein sie versagten gegenüber der Macht des Elements.

Ein Eisenbahnunglück bei Brindisi (Abb. S. 146). In der Nähe von Brindisi sind dieser Tage die Lokomotive und mehrere Wagen eines Arbeiterzuges in einen Abgrund gestürzt, wobei mehrere Personen ums Leben kamen. Ein Glück bei diesem Unglück war es noch, daß der Zug nur verhältnismäßig schwach besetzt war, da die Katastrophe sonst sicherlich viel zahlreichere Opfer gefordert haben würde.

Baronin Krticzka von Jaden (Abb. S. 174), eine geborene Isländerin, die seit ihrer Vermählung in Wien lebt, hielt im dortigen Verein für erweiterte Frauenbildung einen interessanten und sehr beifällig aufgenommenen Vortrag über das Frauenleben in Island. Nicht weniger Interesse als ihre anschaulichen Schilderungen erregte die Erscheinung der noch jugendlichen Dame, die zu dieser Gelegenheit isländische Nationaltracht angelegt hatte.

Personalien (Porträts S. 146 und 174). Seinen siebzigsten Geburtstag feiert am 28. Januar in Köln, wo er seit zwanzig Jahren als Nachfolger Ferdinand Hillers an der Spitze des Konservatoriums und als Leiter der Gürzenichkonzerte wirkt, Franz Wüllner. Vorher hatte er sich in München, wo er die ersten Aufführungen von „Rheingold" und „Walküre" leitete, und in Dresden an den Hofopern als ausgezeichneter Operndirigent einen Namen gemacht. — Anton Urspruch, der am 17. Februar 1850 in Frankfurt a. M. geborene Komponist, hat mit einem neuen größeren Chorwerk „Frühlingsfeier", einer Vertonung der bekannten Klopstockschen Ode, in Berlin einen großen Erfolg gehabt. — Mit einem Achtungserfolg mußte sich Alfred Sorman, geboren am 16. Mai 1861 in Danzig, begnügen, dessen zweiaktige Oper „Die Sibylle von Tivoli" sieben Jahre nach ihrer Vollendung im Königlichen Opernhaus zum erstenmal aufgeführt wurde. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich, wie vorher schon bei der Neueinstudierung von Bizets „Carmen", daß der provisorisch als Oberregisseur am Opernhaus angestellte Herr Georg Dröscher sich durchaus für diesen Posten eignet. — Die Berliner Universität hat einen schweren Verlust erlitten durch den Tod des Historikers Dr. Paul Scheffer-Boichhorst. Der Verewigte, der 1843 in Elberfeld geboren wurde, war seit 1875 akademischer Lehrer; der Berliner Hochschule gehörte er seit 1890 als Ordinarius an. — Das sechzigste Lebensjahr vollendete der Direktor des Technologischen Instituts in Berlin, Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Wichelhaus. — Das fünfundzwanzigjährige Jubiläum als Redakteur der Chemikerzeitung feierte Herr Professor Dr. G. Krause in Köthen (Anhalt), der das Blatt vor einem Vierteljahrhundert gegründet und auf seine jetzige Höhe gebracht hat.

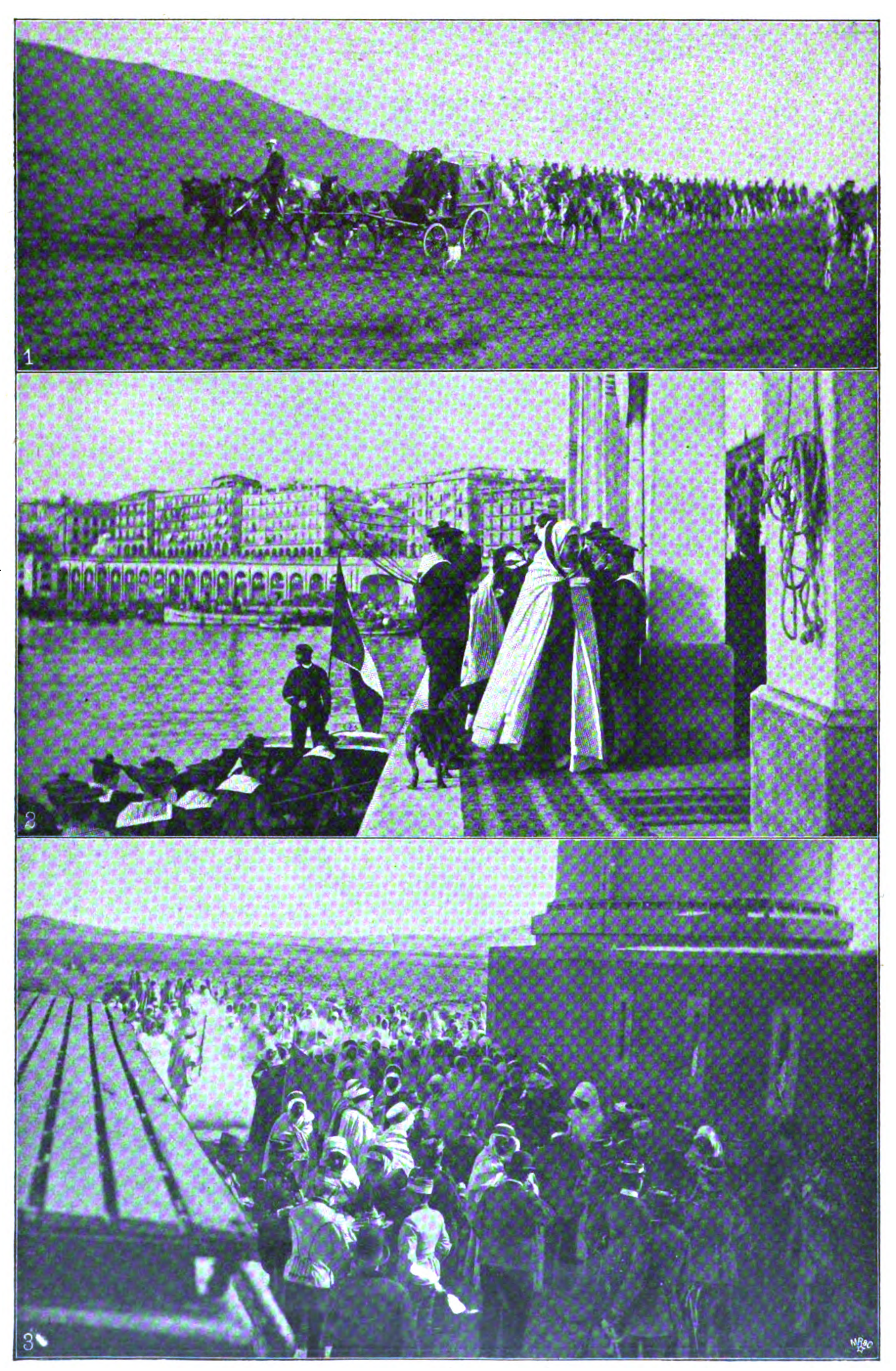


Der Kaiser. Prinz Eitel Fritz. Der Kronprinz. Prinz Heinrich.

Vom Fest des hohen Ordens vom Schwarzen Adler im Berliner Königlichen Schloß am 17. Januar:

Die Investitur des Prinzen Eitel Fritz von Preussen durch den Kaiser.

Nach einer Originalzeichnung für die „Woche" von Professor William Pape.



Zur marokkanisch-französischen Grenzregulierung:

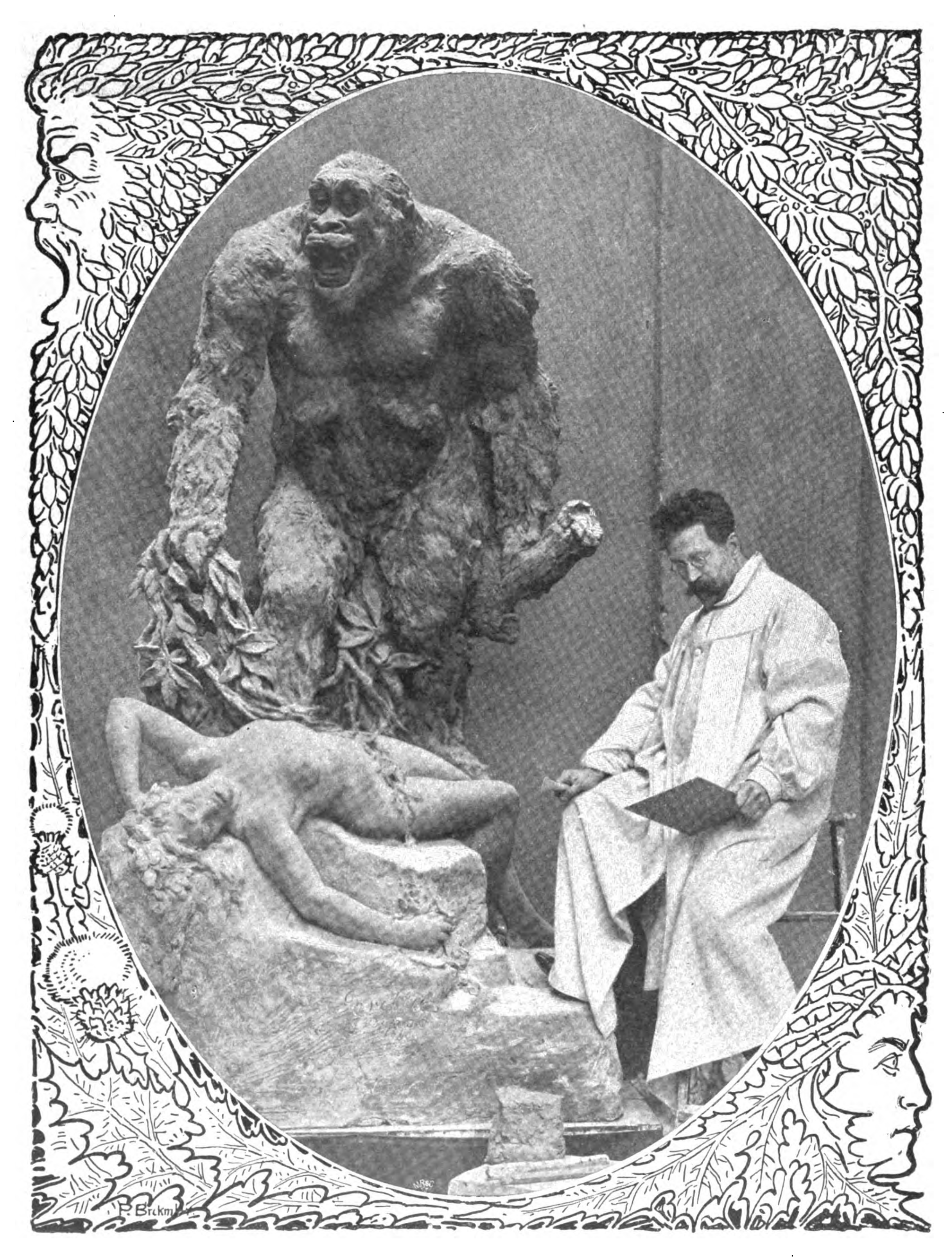
1. Die Eskorte der marokkanischen Gesandtschaft. 2. Si-Mohammed-el-Guebbas, der Chef der Gesandtschaft, geht in Algier an Land. 3. Eingeborene Häuptlinge bieten dem französischen Gouverneur und seinen Gästen Kaffee an.

Photographische Aufnahmen von Laroux.



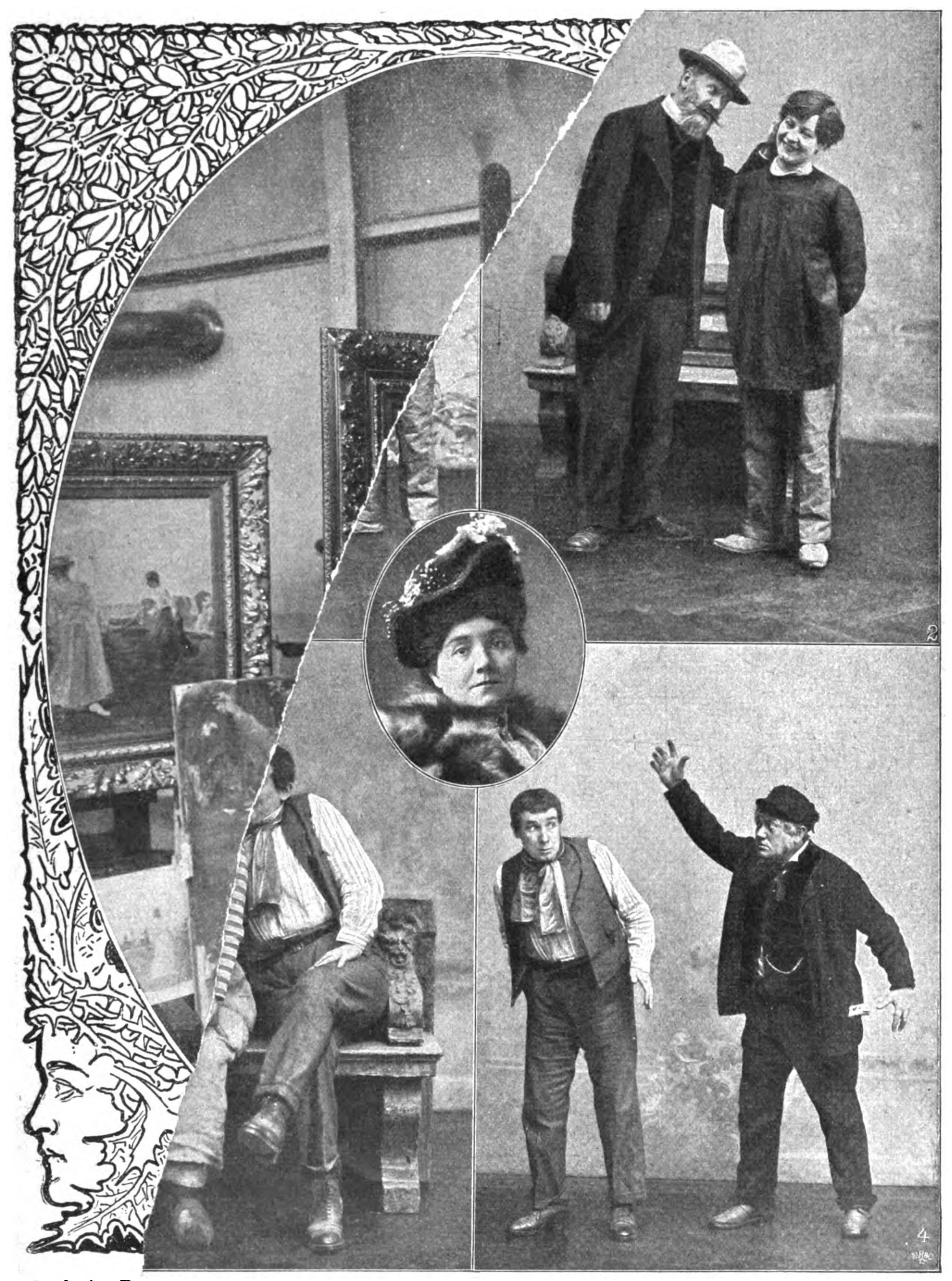
Von der Eröffnung des Parlaments in London am 16. Januar: Das Königspaar kehrt in der Goldenen Staatskarosse von der Zeremonie zurück.
Photographische Momentaufnahme der Standard Photographic Co., London.

Zur Amerikafahrt des Prinzen Heinrich: Die auf Staaten Island im Bau begriffene Jacht Kaiser Wilhelms.
Photographische Aufnahme.



Aus Berliner Ateliers: Professor Gustav Eberlein bei seinem neusten Werk „Gorillagruppe“.

Spezialaufnahme für die „Woche“.

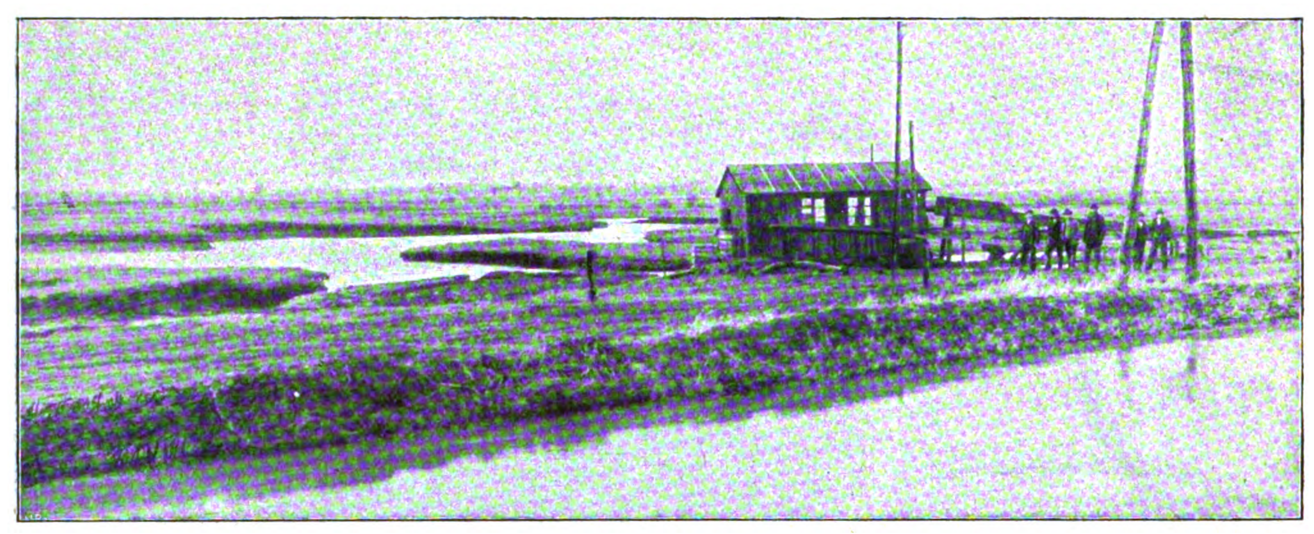


Aus Berliner At

Yvette Guilberts mit ihrer Gesellschaft „Montmartre en Ballade“ im Münchner Schauspielhaus.

und 2: Scenen aus „Poil de carotte“. 3. und 4: Scenen aus dem Einakter „Mariage d'argent“ von Eugène Bourgeois.

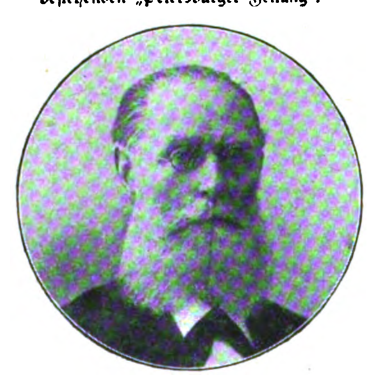
Aufnahmen des Hofphotographen Bernhard Dittmar, München.



Von der Grubenkatastrophe in Brüx: Der unter Wasser gesetzte Jupiterschacht.
Photographische Aufnahme von Heinrich Felber, Brüx.



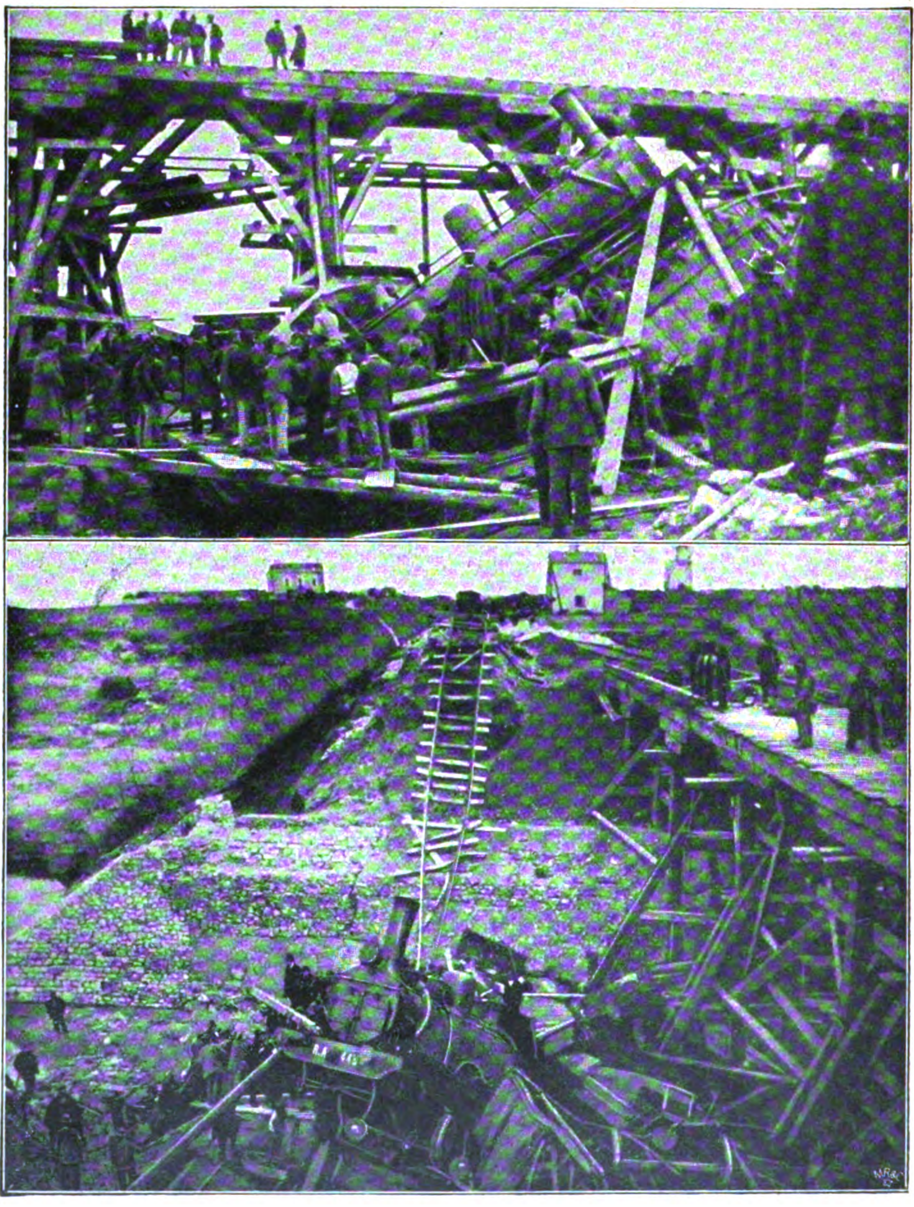
Paul von Kügelgen,
Herausgeber der am 16. Jan. 175 Jahre bestehenden „Petersburger Zeitung".



Franz Wüllner,
Direktor des Kölner Konservatoriums, feierte seinen 70. Geburtstag.



Professor Dr. Paul Scheffer-Boichorst †
bedeutender Historiker an der Berliner Universität.



Vom Eisenbahnunglück bei Brindisi am 12. Januar:
Der durch den Zusammenbruch der Brücke von Cillareies abgestürzte Arbeiterzug.
Photographische Momentaufnahmen.

Das Wunder der Wundheilung.

Von Professor C. L. Schleich.

Eine der gewandtesten, nur selten entlarvten Gauklerinnen ist die Gewohnheit. Sie versteht es, Rätsel, Merkwürdigkeiten und Probleme des Lebens langsam und ganz unkontrollierbar hinwegzueskamotieren, so daß nur wenige von uns hinter ihren Kunststückchen die Möglichkeit eines noch andern Sachverhalts wittern. Dem Realisten ersetzt die Erfahrung vollkommen die Erklärung. Was man recht oft erlebt, das glaubt man zu begreifen, und Phänomene, die wir angestaunt haben, werden, wie Telephon und Biograph, den Enkeln als die selbstverständlichsten Dinge von der Welt erscheinen. Dem großen Kind, dem Erwachsenen, ergeht es nicht anders: Gewohnheit und Routine nötigt uns eine Brille auf, die in dem Walten der Natur an allen Fragezeichen, an allen noch unbekannten Mächten, allen Märchengestalten, Symbolen und Mystizismen uns vorbeisehen läßt. Es war immer so, ist nun einmal so und wird gewiß so sein: das ist die Suggestionsformel der Erfahrungsweisheit, mit der das träumerisch betrachtende, nachdenkliche, nach Ergründung sehnsüchtige Gemüt in den Bann der „Bedürfnisse des praktischen Lebens" zurückbeschworen wird. Und doch hat jeder in seinem Beruf Kenntnisse von merkwürdigen Dingen, über die er anders zu denken, als es die Tyrannei „allgemeine Ansicht" mit den Fesseln der Gewohnheit erheischt, wohl einen tief verborgenen Trieb verspürt.

So ist für die meisten die Thatsache, daß Wunden heilen, eine naturgegebene und selbstverständliche Eigenschaft des Lebendigen, über die es für die Praxis nur so weit Betrachtungen anzustellen lohnt, als die Forschung Mittel und Wege verheißt, den Ausgleich einer Gewebsdurchtrennung sich möglichst schnell und gründlich vollziehen zu lassen. Die Wundbehandlung interessiert naturgemäß viel mehr, als das Problem der dabei ausgelösten Kräfte: die Heinzelmännchenarbeit des Zellstaates. Und doch: jeder, der eine Wunde behandelt, der ihren Zustand prüfend abwägt, sieht unmittelbar dem Wunder aller Wunder ins Auge: dem Entstehen und Vergehen des Lebendigen, der Neugeburt, dem Ersatz des Verlorenen, einem Versuch zur Unsterblichkeit. Wenn er ein bißchen Künstler ist in seinem Anschaun der Natur, wird ihn etwas von der Ehrfurcht berühren, die jeden umweht, der sich den verschlossenen Thüren naht, hinter denen ein Geheimnis schlummert. Die Wundheilung ist doch der Vorgang einer ausgleichenden Neugeburt an der Stelle vernichteten Zellebens. Regeneration, Wiedererzeugung lautet das allgemeine Gesetz, von dem die Wundheilung nur eine Teilerscheinung, einen Spezialfall darstellt. Vieles ersetzt sich an unserm Leib immer aufs neue, auch ohne daß es äußerer Gewalt zum Opfer fällt: unsere Fingernägel sind in 4—5, jene der Zehen in 12 Monaten vollständig neu erzeugt, unsere Augenwimpern wechseln in 100—150 Tagen, und nach 4 Wochen wird keine Hautschuppe mehr an meiner Körperoberfläche sein, die heute hier geboren und ans Licht gehoben wurde. Unsere Hornhaut, dieses klare Fensterchen, durch das alles Licht und jeder Schatten in unsere Seele fällt, wird immer neu gefügt vom Rand her und immer neu geputzt vom sanften Schlag der Lider. Den ganzen Körper durchstreifen Millionen wandernder Säemänner, die die weiten Felder und die tiefen Schachte aller organischen Gebilde mit neuen Keimen überschütten. So ist das Wunder des Säens und des Erntens, der Akt des Fruchtens und des Neubildens, des Sterbens und der Wiedergeburt in uns allen immer am Werk. Die winzigen Handlanger dieser ständigen Arbeit bei Tag und bei Nacht am Webstuhl des Organischen sind direkte Abkömmlinge jener Wunderzellen, die eine rätselhafte Kugel formten, aus deren Kapsel das Dasein eines jeden von uns sprang: die Träger der erhabenen Idee der Menschheit. Denn was ist ein befruchteter Keim anders, als die sichtbare Form der Unsterblichkeit, eine Hoffnung, ein Beweis für die Unvernichtbarkeit des Lebendigen, für die kontinuierliche Erhaltung auch der kompliziertesten Kräfte! Diese Keimlinge, die kein Geringerer als der Nestor der Anatomen, der greise Kölliker in Würzburg, als direkte Ueberbleibsel des befruchteten Eies auffaßt, die sich zu Millionen Individuen, zu weißen Urtierchen, Leukocythen genannt, in unserm Körper vermehrt haben, springen nun überall ein, wo es eine Neuarbeit, eine Reparatur, ja auch nur einen Widerstand, eine Gefahr giebt. Sie kämpfen mit Bakterien, produzieren Heilkörper, sie stillen die Blutungen durch Abscheidung von Gerinnungsferment, sie tragen die Nahrung den fernsten Geweben aus den großen Drüsenarsenalen der Verdauungshäfen zu, sie sind die Lastträger und Transporteure abgeschiedener, unbrauchbarer und fremdartiger Gewebsbestandteile, Arbeiter, die Gerüste aufbauen und Ruinen abtragen, überall gegenwärtig und immer bereit, aus den tausend Millionen Spalten, die das Blutadersystem ihnen offen läßt, hinauszuschlüpfen und nach dem Rechten zu sehen: eine Armee kleiner Gewebspolizisten, Krieger und Friedensförderer zugleich. Wo organisches Leben sich erhält und ersetzt, besteht es und formt es sich neu durch diese direkt von der Zeugung dem neuen Individuum erhaltenen Kraft der Ergänzung des Verbrauchten. Diese Fähigkeit ist merkwürdigerweise für die verschiedenen Pflanzen- und Tierarten eine höchst wechselnde, d. h., der Grad, bis zu dem ein verlorener Teil wieder ersetzt werden kann, scheint in umgekehrtem Verhältnis zur Ausprägung eines erhöhten, individuellen Lebens zu stehen, und je weniger ein Tier- oder Pflanzenexemplar in jedem einzelnen seiner Teile individuelle Variationen und Differenzierungen aufweist, je mehr es nur Artrepräsentant ist, desto weiter geht die Ersatzfähigkeit des Verlorengegangenen. Spinnen und Krebsen ersetzen sich mit allen zugehörigen Teilen abgeschnittene Fühler, Beine und Scheren; Schnecken erhalten ganze Teile des Kopfes mit Fühlern und Augen wieder; Fische vermögen die verlorene Schwanzflosse völlig wieder anzubilden. Bei Salamandern und Eidechsen zeigt sich ein Wiederwachsen des ganzen verlorenen Endleibes mit Knochen, Muskeln und selbst einem Teil des Rückenmarks, ja bei jungen Eidechsen führt seitliches Einkerben des Schwanzes zum Hervorwachsen eines zweiten aus der Wunde. Von solchen Vollkommenheiten des Wiederersatzes und einer luxuriierenden Wundheilung über den Bedarf hinaus ist freilich der Mensch weit entfernt.

Es ist beinahe, als hätte die Natur es seiner Launenhaftigkeit und Eitelkeit, niemals sich mit dem Gegebenen zu bescheiden, zugetraut, mehr als einmal die Nase wechseln und sich mehrfach schönere Augen einsetzen zu lassen.

Das Tier freilich, frei von Eitelkeit und selbstquälerischem Grübeln über die eigene unzulängliche Schönheit, kann mit diesen hohen Gaben der Wiederbildung abgeschnittener Glieder keinen Mißbrauch treiben.

Ist es aber nicht geradezu das Ideal einer Regenerationskraft, wenn wir erfahren, daß man den Schirm der gelatinösen Meerq..alle (Meduse) in beliebig viele Stückchen zerschneiden kann und aus jedem ein ganzes, neues Qualleninvidiuum hervorwächst, sofern nur an dem Torso ein Stück des Randes erhalten blieb; wenn Plenarien, Infusorien, Süßwasserpolypen, Ringelwürmer die Fähigkeit zeigen, aus zerstückelten Trümmern eines Individuums ebenso viele Söhne und Töchter zu bilden? Man denke an das in diesem Fall glückliche Opfer des berühmten Schwert- und Schwabenstreichs — die zur rechten und zur linken herabgesunkene Türkenhälfte hätte sich nach einiger Zeit als ein Bruderpaar erhoben — wenn auch der menschlichen Neuerzeugung ohne das Zwischenglied einer neuen Mutter so weite Grenzen gesteckt wären. Für uns Warmblüter ist es nun einmal anders angeordnet, jene Kaltblüter können sich also im Notfall auch ohne Liebe fortpflanzen, jeder ihrer Teile enthält in sich alle Keime zum Neuersatz des Ganzen. Da ist der hochorganisierte Mensch so arm: die Narbe, diese rötliche, später grauweiße Marke, dieses Kainszeichen eines Unglücks, einer von außen wirkenden Gewalt, bei Studenten das stolz getragene Merkmal besonderer Heldenhaftigkeit — dieses indifferente Gewebsmaterial ist das einzige, womit im günstigsten Fall die Krone der Schöpfung zum Ausgleich beschädigter oder entfernter Teile dienen kann. Und doch: in dieser Narbe, dieser bindegewebigen Substitution des Zerstörten, in diesem scheinbar so unvollkommenen Surrogat höher organisierten Gewebes stecken so viele merkwürdige, abgelaufene Prozesse, eine solche Fülle bildnerischer und zum Teil problematischer Vorgänge, daß es sich wohl auch für den Nichtfachmann lohnt, einmal einige Blicke auf ihre Entstehung zu werfen. Wohl jeder trägt irgendeine Narbe an sich, deren Geschichte auf einiges Interesse rechnen darf.

Was geschieht, wenn ein scharfer, spitzer, schneidender oder reißender Gegenstand in unsere Körpergewebe dringt? Ob die Stelle der Verletzung oder Durchtrennung die Oberfläche oder die Tiefe betrifft, ob sogenannte edle oder unedle Teile getroffen werden, sofern das Organ kein direkt lebenbeherrschendes ist, wie z. B. einige Teile des oberen Rückenmarks, durch deren Läsion das Leben wie an einem geöffneten Ventil ausströmt, stets werden dabei neben den spezifischen Gebilden des betreffenden Organs diejenigen Netze mitzerrissen, die überall sind: Lymph-, Blutgefäße und das stützende Gerüst, die Bindesubstanz, in die sämtliche höheren Organe, Drüsen, Muskeln, Nerven, Knochen, eingelassen sind. Denn neben dem knöchernen Skelett durchsetzt, hält und stützt unsern Körper ein bindegewebiges Gespinst, in dessen Maschen die eigentlich funktionierenden Substanzen aufgehängt sind. Dieses Maschennetz stellt zugleich die Bahnen dar, auf denen Blutgefäße und Nerven ihre Ströme zu den Zentralorganen hin- und zurückleiten. Diese drei Faktoren werden also überall getroffen, wo die Kontinuität des Gewebes gewaltsam durchbrochen wird, d. h., wo eine Wunde entsteht. Daher blutet sie, daher schmerzt sie, daher klafft sie. Meldet der Schmerz, dieser bissige und sprungbereite Wächter der Gefahr, den Vorgang zum Gehirn, so sucht seinerseits das herausströmende Blut die eingedrungenen Schädlichkeiten abzuschwemmen: Staub, Bakterien, Gifte, zerrissene und gelöste Gewebsfetzen, die der Zersetzung anheimfallen und Kadavergifte produzieren würden, werden so fortgerieselt, und beim Kontakt des Blutes mit der Luft, beim Aufhören der gewohnten Berührung mit der inneren Glasur der Gefäßröhren (dem Endothelium), gerinnt ein Teil und liefert den organischen Kittleim, dessen weiche Masse die Grundlage für die Organisation der späteren Narbe abgiebt. Zugleich wandern aus den vielfachen Spalten des Bindegewebes, durch dessen Entspannung die Wunde klafft, jene Keimlinge der Regeneration, die weißen Blutkörperchen aus, die dem zerrissenen und aufgewühlten Mutterboden die neuen Saatkörnchen zutragen. Nun zeugt und keimt es unaufhörlich, Zelle um Zelle des Mutterbodens, die Gefäßhäutchen, die Saftlückenauskleidungen, die Nerven, die Bindegewebszellen, sie produzieren von beiden Seiden des Wundspaltes her ein Chaos sich umschlingender, durchwachsender, mit den Fühlern verschmelzender, junger Brut, die scheinbar regel- und ziellos vorwärtsstrebt, gegen das jenseitige Ufer. Die Vorposten beider Seiten berühren sich im Innern des trennenden Gerinnsels. Nirgendwo aber gilt trotz des Durcheinanders aller dieser Zellarten so sehr der Satz omnis cellula e cellula, auf deutsch: Art schlägt sich zu Art, wie hier bei der Wundheilung. Allmählich entwirrt sich das Chaos; was zu Gefäßen gehört, bildet mit Geschwisterzellen einen Hohlraum, der schon angeschlossen an das alte Kanalsystem und schon gefüllt ist mit den roten und weißen Ernährungszwischenhändlern, den Blutkörperchen; das Bindegewebsnetz beider Seiten findet sich zu einem spannkräftigen Spinngewebe zusammen, dessen Elastizität gleichsam wie mit eingelassenen Stricken die Wundränder ständig zur Mitte zusammenzieht, d. h., sie einander nähert; die Nerven senden ihre Fühler kontinuierlich aus und finden sich sicher in dem Wirrwarr übereinandergehäufter Mauersteine zurecht.

Dann reichen sich die Werkmeister beider Seiten endlich die Hände und tauschen „die goldenen Eimer" des neugefügten Lebens. Es legt sich Gefäßkolben an Gefäßkolben, Nervenbündel gegen Nervenbündel, und das immer enger sich maschende Bindegewebsnetz bildet offene Lücken und Kanäle, so daß schon in weniger als zehn Tagen, bei ungestörter Heilung, Blut-, Saftstrom und Nervenleitung und mit ihm Leben und Nahrung ungehindert von einer Seite zur andern durch die Mauerwand des provisorischen Gerinnsels herüber und hinüber rollen. Darüber deckt sich schließlich der Teppich der Hautschuppen, der von seinem Muttergewebe aus im Moment der Vollendung dieses Kabel- und Kanalisierungssystems — wunderbar genug — nicht früher und nicht später, wie auf ein bewußtes Kommando, neugeborene Deckzellen abschiebt und über die noch etwas erhaben rötliche Narbe ausbreitet. Was giebt den Anstoß zu all diesen mit dem Mikroskop mühsam durch die Arbeiten eines Virchow, eines Thiersch, eines Billroth erforschten Keimungs-, Sprossungs- und Reparaturvorgängen? Ist es nicht merkwürdig, zu denken, daß der plötzliche seitliche Hemmungsfortfall, den der Schnitt oder der Riß bedingt, gleichsam ungezählte Spaltlücken hervorquellenden Lebens öffnet und daß von den reich ausströmenden Saatkörnern auch dem winzigsten etwas anhaftet, das wie ein Bewußtsein einer Pflicht, einer Berufstreue, einer bestimmten Rolle im ganzen Staat anmutet? Woher kommt dieser unmittelbar sich äußernde, regulierende, maßhaltende, sich in Reih und Glied stellende, einem idealen Typus, einem vorangegangenen Plan nachbildende Gesamtwille, der aus dem Chaos des Formlosen, aus dem Nebel des scheinbar Wahllosen und Zufälligen höchste Organisationen, wundersamste Funktionen herausbildet? Da drängt sich dem dazu disponierten, sinnenden Betrachter jene Ehrfurcht auf, die im Kleinen wie im Großen Unbegreifbares als einen Teil des Erhabenen nie ohne innere Bewegung anschaut und die dem Naturforscher so leicht verloren geht, obwohl gerade er so vielen Anlässen zu ihr begegnet. So ist auch dem Praktiker der Wundpflege ein immer reges, naives Sichwundern dienlicher, als ein gleichgiltiges „Das muß so sein!" Beim allzu kühnen Eindringen in das Allerheiligste menschlicher Gewebe und bei den gewohnten Erfolgen der Chirurgie erstirbt zu leicht das so natürliche Dankgefühl gegen die wunderbaren Hilfsmittel, die uns das ewig

um Erhaltung ringende Leben in die Hand giebt; nicht wir sind die Meister, es sind alles seine hohen Werke!

Daß unsere Kunst es verstanden hat, gerade gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts sich zum Diener dieser Naturkräfte zu machen, ist der Schlüssel zum Verständnis ihrer staunenswerten Erfolge; nicht allein hat sie es gelernt, die Hemmungen eines ungestörten, natürlichen Wundverlaufs (prima intentio naturae) auszuschalten (Antisepsis, Asepsis), indem sie die überall drohende Wundsekretzersetzung verhüten lehrte, die Gesamtheit namentlich der deutschen Chirurgen, allen voran ein v. Langenbeck, Billroth, Thiersch, Mikulicz, Czerny, v. Bergmann, haben die Technik der Benutzung der natürlichen Hilfsquellen wahrhaft erstaunlich gefördert. Hier hat sich der Fleiß und das Genie des Menschen wetteifernd den Wundern der Natur an die Seite gestellt. Gleichsam als hätte eine bewußte Arbeitsteilung Talent und Energie je nach der Individualität vor eine besondere Aufgabe gestellt, so hat jeder der Genannten und viele neben ihnen bestimmte Gebiete der Kunst mit besonderem Glück auszubauen verstanden. v. Bergmann lehrte zahlreiche Vorbedingungen zu erfolgreichen Eingriffen am edelsten Organ, am Gehirn, v. Langenbeck war ein Reformator der plastischen Chirurgie, Mikulicz und Czerny haben mit Billroth gewetteifert, die Chirurgie des Unterleibs technisch zu erschließen, Thiersch, Reverdin und Gluck waren Begründer der künstlichen Gewebsüberpflanzung, und noch neuerdings hat Rehn in Frankfurt und Kümmel in Hamburg gelehrt, daß man selbst Wunden des Herzens und der größten Gefäße zur Heilung zu bringen vermag. So ist denn der plastische Ersatz und die Vereinigung getrennter Gebiete durch die Naht und durch die verklebende und substituierende Narbe fast für jedes Organsystem fruchtbar gewesen, und die glückliche operative Entfernung verlorengegangener Gehirnteile, die Ausschneidung auch größerer Teile von Darm- und Magenstücken, die zweckmäßige Wiedervereinigung und Umschaltung der röhren- und sackförmigen Gebilde des Verdauungskanals sind dem oft rettenden Walten geschulter Chirurgen ebenso zugänglich, wie das Herz, die Lunge, die größten Gefäße, in denen das Leben an seiner Wurzel strömt und atmet. Das alles wäre nicht möglich gewesen ohne ein immer eingehenderes Betrachten der Wunder der Wundheilung, zu denen das bloße Auge nicht ausreichte, sondern sich mit den schärferen Linsen des Mikroskops bewaffnen mußte. So wurden denn von den Meistern der reinen Naturbetrachtung in stillen Werkstätten die Geheimnisse enthüllt, die der Chirurgie in ihrer praktischen Anwendung so ungeheure Erfolge brachten.



Weltgift.

Roman von

Peter Rosegger.

12. Fortsetzung.

Mit dem Lisele standen die Doktoren gut. Anton neckte sie gern mit dem Heiraten, während Berthold sagte: „Schwester, nur das nicht. Die Gattung ist zu degeneriert, um eines Weiterbestandes wert zu sein, verstehst du?"

„Das ist mir zu gescheit," antwortete sie.

Den aus der Studie gesprungenen Michel behandelten die beiden Brüder von oben herab. Der Philosoph herrisch, der Mediziner heiter frotzelnd. Wenn der Michel auf dem Feld den zähen Rasen umgrub, lag der Toni manchmal am Rain und schaute ihm behaglich zu. „Das muß eine Vieharbeit sein," sagte er dann. Der Michel überhörte es, grub und grub.

Ein gutes Zusammensehen hatte der Mediziner mit dem jungen Hochkaserer. Sabins stillbehagliche Heiterkeit, die sogar manchmal in Uebermut aufging, gefiel ihm. Wenn Sabin an Sonntagen nachmittags sich mit andern Burschen zusammenthat, mit ihnen sang und jauchzte, zu allerlei Schabernack aufgelegt war und jedes Aederchen an ihm zuckte vor Lebenslust, da gesellte sich auch der Doktor gern bei, und sie unterschieden sich nicht von andern Bauernjodeln. Sabin war ganz Bauer geworden, als wäre er aus Sesamlehm gekrochen — ein jung frischer Adam. Zuwider war ihm der alles bekrittelnde Philosph.

Besonders das, daß andere arbeiten mußten, damit der des Lebens froh sein konnte. Der selbst so unermüdlich arbeitende Sabin vermochte sich einen Nichtsthuer kaum vorzustellen. In diesem Punkt verließ ihn der Humor.

Darum klagte er eines Tags dem Mediziner seine Not mit dem Bruder Sebald. Sein Kamerad auf dem Hochkaser sei trotz allerlei Versuche und Anläufe nicht zu einem regelmäßigen Arbeiten zu bringen. Aus Unthätigkeit, Langweile und den sich daraus ergebenden Dingen sei es mit ihm weit gekommen. Körperlich und geistig. Es sei schwer, alles zu sagen. Allmählich fand sich der Mediziner aber doch eingeweiht in die Verhältnisse der „Brüder Hausler" und in den Zustand des haltlosen Schwächlings. Der Fall war ihm interessant und war gleich ein willkommenes Objekt, besonders um psychologische Studien zu machen.

„Nit zu reden davon, daß er mir ganz krank wird," sagte Sabin. „Aber so gar nix thun, so gar nix — das ist nit mitanzusehn. Wo auf Hochkaser in allen Winkeln und auf jedem Fleck die Arbeit liegt, und eine, die sich auszahlt. Da hab ich im Berggraben oben einen Acker, das heißt, es ist noch keiner, kann aber einer werden und wird einer werden, bis die Steine wegkommen. Wenn jemand alle Tag ein paar Stund thät Steine graben, in einem halben Jahr wär's gethan — das beste Kornfeld!"

„Wollen Sie von diesem Menschen verlangen, daß er Boden rodet?" fragte der Mediziner. „Glauben Sie, daß so etwas möglich wäre?"

„Ich glaub's nicht," sagte Sabin.

„Ich auch nicht," lachte der Doktor. „Aber, wissen Sie was, probieren wir's. Wenn wir ihn nur zu irgendeiner regelmäßigen körperlichen Thätigkeit bringen, so ist viel gewonnen. Aber Sie dürfen mir das Spiel nicht verderben."

Zur Zeit war es mit Sebald wirklich so weit, daß er sich mit einem Arzt zu besprechen wünschte und zwar aus zwei Gründen. Erstens, um sich wieder einmal aussprechen zu können, denn Sabin war immer noch der wortkarge „Profos", zweitens, um etwa durch kluge Aushorchungen darauf zu kommen, wie man schmerzlos ans Ziel gelangen könne.

Die Gelegenheit ergab sich an jenem Tag, als der Mediziner bei einem Waldgang Sebald im feuchten Moos schlafend fand. Er rüttelte ihn auf: „Das geht nicht, Herr Hausler, das ist nicht gesund!"

Obschon Sebald eigentlich nicht geschlafen hatte, that er doch, als ob er erwache, und war erstaunt, den jungen Doktor vor sich zu sehen. Sie kamen in ein Gespräch, und der Mediziner äußerte sein Bedenken über Sebalds schlechtes Aussehen. Es war bald so weit, daß er ihm den Puls fühlen, ihn an der Brust beklopfen und sonstige Untersuchungen anstellen konnte. Dabei vermochte er seinen Schrecken nicht ganz zu verbergen.

„Das ist doch seltsam, seltsam!" sagte er endlich mit der ernstesten Miene. „Eine Konstitution, daß Sie damit Methusalem der Zweite werden könnten. Und doch dieses Uebel, dieses abscheuliche Uebel!"

„Welches Uebel, Herr Doktor?"

„Herr Hausler," sagte der Mediziner. „Sie können sich jeden Tag versteigern lassen, für Kliniken. Ihr Eingeweide kommt in Spiritus für künftige Geschlechter. Der Fall ist zu selten. Sie haben den Herzschwamm."

„Den Herz—" Das Wort erstarb ihm im Mund. Jetzt war ihm alles klar, sein ganzes Leben, sein ganzes Schicksal. Er hat den Herzschwamm.

„Da giebt es natürlich keine Hilfe?" fragte er lauernd.

Der Mediziner zuckte die Achseln. „Gewöhnlich keine," sagte er dann. „Das Leiden hat seine Wurzel fast immer schon in der Jugend. Im Lauf der Zeit, durch das unnatürliche Leben, das wir arme Kulturmenschen besonders in den Städten führen müssen, steigert es sich. Das Herz wird matt, wulstig, unempfindlich, blutleer und fett und mit der Zeit schwammig. Bis natürlich der Patient geistig und körperlich zu Grunde gehen muß."

„Gewöhnlich keine Hilfe, sagten Sie, Herr Doktor. Also doch nicht ganz ausgeschlossen . . ."

„Fast so viel, als ganz. Das heißt. Ein Mittel giebt es, und gerade für diese besondere Erscheinung ein fast unfehlbares Mittel, aber leider — in unsern Apotheken fehlt es. Weil es sich nämlich nicht aufbehalten läßt. Es muß von dem Leidenden frisch, wie es gefunden wird, angewendet werden. Es ist die uralt bekannte Radix Mandragora, auch unter dem Namen Alraunwurzel bekannt."

„Alraun!" fiel Sebald lebhaft drein, „ich hörte davon, das soll ein sehr wunderbares Ding sein. Mein Gott, und kommt es denn so selten vor?"

„Je nachdem," sagte der Doktor. „Ich kann mich noch erinnern aus meiner Jugend, daß es hieß, da hinten oben im Berggraben wäre eine Stelle, wo Alraun wächst. Richtig doch, meine Mutter muß in ihrem Kasten noch so eine Alraunwurzel liegen haben, die einst eine alte Magd im Berggraben, auf dem sogenannten Brandanger ausgegraben hat. Dort wachsen sie, davon spricht man allgemein in Sesam. Da wäre ja wohl gerade der Umstand, daß Sie in diese Gegend verschlagen wurden, ein wahrer Glücksfall. Wenn wir frischen Alraun finden, so sind Sie gerettet."

Mit steigender Begeisterung hatte Doktor Anton so gesprochen, und mit steigender Erregung hatte Sebald ihm zugehört. Noch an demselben Tag kam Hausler in den Lindwurmhof, um die alte Alraunwurzel zu sehen. Der Mediziner hatte sie schon hergerichtet; ein verdorrtes, haariges Würzlein, das näher betrachtet aussah wie ein winziges bärtiges Waldmännlein. Sehr komisch. Sie mußten lachen, obschon sie das verdorrte Würzlein mit sichtlicher Ehrfurcht beguckten. Alle im ganzen Haus bestätigten, daß auf dem Brandanger Alraunwurzeln zu finden wären. Da meinte Sebald, es würde am Ende doch nur Aberglaube sein.

Der Mediziner lachte lustig auf: „Aberglaube! Das mag ja sein. Was liegt denn daran — wenn's nur hilft!" Schon am nächsten Tag konnte man sehen, wie Sebald Hausler in seiner Jägergewandung und mit dem Spaten auf der Achsel gegen den Berggraben hinaufging. Er schritt weit aus. Oben erreichte ihn Sabin, der nachgegangen war. Er führte ihn auf den Brandanger und wies ihm die Stellen, an denen etwas zu finden sein müsse. Sebald solle nur alles locker graben und die Steine in die Schlucht hinabwerfen. Dann ging Sabin wieder davon, und Sebald begann zu graben nach der Alraunwurzel.

* * *

Doktor Anton war übrigens nicht gesonnen, seine medizinische Thätigkeit auf Wunderkuren zu beschränken. Ein anderes Bild soll beweisen, daß er auch die realistischen Studien nicht aus den Augen ließ.

Dem Liesele war schon einigemal aufgefallen, daß der Anton am Herdfeuer eine lange Stecknadel glühend machte. Da dachte sie einmal, was denn das bedeute? Und als er mit der Nadel davoneilte, schlich sie ihm nach, hinaus in die Tenne. Mit einem schrecklichen Bericht kam sie in die Küche zurück zur Mutter. Auf dem Kornschleuderschragen sei ein weißes Kaninchen festgenagelt — ausgestreckt und festgenagelt an den vier Beinen und an den Ohren!

„Bist denn närrisch worden!" schalt die Lindwurmmutter das Mädel und lief auf die Tenne. Das Thor war verriegelt. Sie rüttelte, da rief drinnen der Anton: „Jetzt kann ich niemand brauchen da, ich bin im Studieren und will ungestört sein."

„Was thust du drinnen?" rief sie und rüttelte mit aller Kraft, bis das Thor aufsprang.

„Ach, Mutterl, das ist nichts für euch. Geht nur wieder kochen," sagte der Mediziner lachend und wollte sie zum Thor hinausschieben. Sie sprang hin zum

Schragen und sah es. Mit beiden Händen fuhr sie sich über die Augen, ob sie recht sehe. Das festgenagelte Tier zuckte und zitterte krampfhaft, es lebte! Und unter dem Ohr, tief im Fleisch stak jene Nadel, die er vorher glühend gemacht hatte. Die Bäuerin taumelte, sie wollte sprechen und konnte nicht. „Ein Messer, ein Messer!" Diese Worte stieß sie stöhnend hervor, und als das Lisele ein Küchenmesser brachte — der Doktor glaubte einen Augenblick, die Mutter sei rasend geworden — durchschnitt sie mit zwei heftigen Schnitten die Gurgel des Tiers. Während das Blut sachte vom Schragen niedertroff, standen sie sich gegenüber — schweigend. Er war ein wenig blaß geworden. Sie sprach endlich seinen Namen aus, aber in einem Ton grenzenloser Bestürzung. Er wollte den Mund öffnen, um sich zu verteidigen, da unterbrach sie ihn gewaltig: „Ja, Mensch! Hat dich der Herrgott verlassen?! — Nein, nein, mir steht der Verstand still. Das ist doch mein Kind nit! Das ist doch mein Toni nit!" Und noch wütender fuhr sie ihn an: „Wo hast du dieses Tierpeinigen her? Anton! Wo hast du dieses Tierpeinigen her? Das hast du nit daheim gelernt. Unter schlechte Leut bist mir geraten! Was willst denn damit? Mein heiliger Jesus, Kind, so sag mir doch, was willst denn mit diesem Laster? Hab ich richtig meinen Verstand verloren, daß mir so was unterkommt? Es kann ja nit sein, daß ein Mensch das thut. Ein Wesen, das niemand was vermag, das sich voll Vertraun hingiebt. Und so was thut ein Mensch, der selbst von Barmherzigkeit muß leben alle Tag, die Gott vom Himmel giebt! Und das ist mein Kind, meines! O himmlischer Vater, was hab ich dir denn gethan, daß ich so was muß erleben."

Auf dieses Geschrei waren die Leute zusammengekommen vom ganzen Hof. Der Lindwurmvater sprang ihr bei, sie sank erschöpft vor ihm zu Boden und stöhnte: „So krank bin ich worden . . ."

Sie wurde in das Haus gebracht. Der Mediziner begann sich zu rechtfertigen. Das sei doch keine absichtliche Tierquälerei, das sei eine Sache, die der Arzt für sein Studium unbedingt nötig habe. An den lebendigen Tieren müsse man den Menschen studieren, weil man den lebendigen Menschen nicht aufschneiden dürfe. Das bißchen Schmerz, das ein solches stumpflebiges Wesen etwa empfinde, komme dem Menschen zu gute. Die Fortschritte der Chirurgie, wem seien sie denn zu verdanken? Was er hier gethan, es sei gewissenhafte Arbeit, um die Leiden der Menschen zu lindern. In den chirurgischen Lehrsälen geschehe das an allen möglichen Tieren alle Tage.

Die Mägde wendeten sich mit Abscheu seithin, die Knechte brummten davon, daß man so einen doch selbst einmal über den Schragen spannen sollte, er müsse wohl auch stumpflebig sein. Von der Scheune herab schrie der Michel: „Sieben Fuhren Haferstroh sind nit so dumm und neun Sumpflacken nit so schlecht, wie so ein Tierschinder!" Alles stimmte bei, nur Doktor Berthold, der Philosoph, machte ein ärgerliches Gesicht über das „sentimentale Geraunze eines elenden Hasen wegen. Ist das Tier über, so bringt es eben den Menschen um. Und als ob es nicht Leutschinder gebe, die es weit schlimmer treiben! Und der weichherzige Michel, peitscht er nicht selbst die Ochsen beim Pflug? Mit welchem Recht denn? Sind's nicht auch Geschöpfe Gottes?"

Jetzt wollte der Michel was sagen. Schon lange drückte ihn etwas, aber noch einmal dämpfte er es nieder, denn der Vater trat vor.

„Es ist gerade ein Geschrei, als ob ein Verbrechen begangen worden wäre," sprach der Lindwurm. „Wo er doch selbst sagt, daß es halt just einmal notwendig ist und daß es allenthalben geschieht. 's wird doch etwan besser sein, ein Vieh geht zu Grund, als ein Mensch — nit? Wird's doch sogar vom Menschen alleweil verlangt, daß er sich sollt aufopfern für andere. Und so ein Tier, das gar keine Seel hat, sollt nit dürfen geopfert werden? Wer ist denn mehr wert? Für was hat Gott die Tiere denn geschaffen, als dem Menschen zu nutz? Wenn wir das Tier schlachten und essen dürfen, warum nit auch das? Fürs größte Gut, für die Gesundheit. Hätt's ja auch können sein lassen, da bei uns, angenehm ist's nit, für mich wär so was mein Letztes. Wird ihm wohl auch selbst kein Vergnügen gewesen sein. Aber wenn morgen von ihm verlangt wird, er soll helfen, so wird er's auch müssen gelernt haben. Jetzt geh, Toni, und putz auf der Tenne das Zeug weg."

„Ich will auch noch was sagen!" rief der Michel.

„Geh an deine Arbeit, Bub!" wies ihn der Lindwurm zurecht. „Die Rederei macht den Hasen nit mehr lebendig."

„Da hat der Vater recht," murmelte spöttisch Doktor Berthold und drehte sich lässig um seinen Stiefelabsatz.

„Toni, du bist eine Bestie! Eine Bestie! Eine Bestie! Eine Bestie!" Dieser Ruf erscholl noch zur Thür herein. Dann wurde es still.

Bald darauf — an einem Sonntag war's — kam der junge Doktor auf dem Lindwurmhof zur ungeahnten Geltung. Der Gemeindeschneider hatte seit etlichen Wochen ein feines Mädel aus dem Riesleuthof. Dieses Kind aber wollte der Gemeindeschuster haben. Als nun das Liebespaar beim Staudenhansel war und zur Erhöhung der Herzenssüßigkeit gezuckerten Wein trank, kam der Schuster herbei, warf dem Schneider ein Scheit an den Kopf und nahm ihm das Mädel weg.

„Ein Holzschnitt zur Lehre vom Herrenmenschen und der natürlichen Zuchtwahl," dozierte der Philosoph. „Recht so!" Nun war aber der Mediziner niedrig denkend genug, dem Schneider das Blut zu stillen, die Wunde zu verbinden und der schwachen Kreatur wieder auf die Beine zu helfen. Das war der erste Patient in Sesam, und da er den ziemlich arg zugerichteten Schneider bald auf den Glanz herstellte, so kam nun die ärztliche Praxis. Um Mitternacht wurde er aus dem Schlaf geweckt: „Geschwind aufstehen, Herr Doktor! Zum Zimmermeister Christian!" Fast mit allen Vieren vor Freude sprang er aus dem Bett. „Sei gnädig, Toni, bleib da, schenk ihm's Leben!" rief ihm der Philosoph nach. Der Arzt verstand jetzt keinen Spaß, und in unglaublich kürzer Zeit war er beim Kranken. Der lag in der dumpfen, stickigen Stube im Schüttelfrost und ächzte. Der Doktor riß das Fenster auf. Das Weib jammerte: „Mein Gott, wenn's nur nit schadet!"

Nachdem er den Kranken untersucht hatte, war sein Dafürhalten: „Ich glaube, es wird eine Lungenentzündung sein." Kaum gelang es ihm, seine Freude zu verbergen. Eine Medizin verordnete er nicht, nur kalte Umschläge, womöglich Eis. Das Weib war darüber völlig gebrochen. „Keine Medizin? Wie kann er denn da gesund werden ohne Medizin! Und kaltes Wasser? Eis? Das bringt ihn ja um!" Die Nachbarschaft sagte dasselbe. Man müsse ihn nur kennen, den alten Christian, ein dürres, eingeschrumpftes Männlein, das schier kein Blut mehr in den Adern hat, immer fröstelt und sein Waschwasser jahraus jahrein in der Herdpfanne wärmt. „So ein Mensch jetzt kalte Umschläge? Diese jungen Aerzte sollte man wohl in Säcke stecken und in den Bach schmeißen."

Am fünften Tag starb der Zimmermeister. Beim Leichenzug führten die Leute während des lauten Gebets leise Gespräche.

„Hätt auch noch eine Weile leben können."

„Ja wohl. Das Alter war's bei dem noch nit."

„Wenn er richtig behandelt worden wär. Kalte Umschläge, bei einer Lungenentzündung — hast so was schon gehört? So viel versteht eine alte Kuh, daß das gefehlt ist!"

„Der Tod will halt seine Ursach haben."

„Daß er aber just im neugebackenen Lindwurmdoktor seine Ursach sucht."

„Uh mei, bei dem wird der Tod noch oft Ursach finden."

„Und dazu muß der Mensch vierzehn Jahre lang studieren und einen Bauernhof kosten. Ich thu das umsonst, Leut ausblasen, wenn's mir erlaubt ist."

„Sein Bruder sagt's ja. Die alten kranken Leut hätten nix mehr zu thun auf der Welt. Die werden schon aufräumen, allzwei. Kann eine Freud haben, der Lindwurm, mit seinen Buben."

Die so redeten, wurden unterbrochen. Knapp hinter ihnen war der Michel gegangen, der sagte nun, sie möchten diese Sachen doch ein anderes Mal besprechen, wenn auch seine Brüder zuhören könnten! Darauf fragten jene, was sie denn gesagt hätten? Sie hätten gar nichts gesagt, hätten nur gebetet.

Hernach bei dem Totenmahl gab's viel zu trinken. Die Witwe tröstete sich, so gut sie konnte, und als wieder von den kalten Umschlägen gesprochen wurde, zischelte sie weinselig einer Nachbarin zu: „Aber was glaubt's denn! Ich werd ihm kalte Umschläge geben! Ich hab's ja gar nit gethan."

Der Michel war fleißig. Er hätte den Toni zwar manchmal am liebsten — er wußte nicht was. Aber seine Ehre muß man doch retten. Am nächsten Tag wußte es ganz Sesam, daß der Christian gestorben, weil sein Weib die Anordnungen des Arztes nicht befolgt habe. Und nun konnte der Mediziner sein Haupt leidlich hoch umhertragen und nebenbei den Rücksichtsvollen und Bescheidenen spielen. Der Christian hätte natürlich so wie so Nacht machen können — mit neunundsiebzig Jahren. Man müsse nicht glauben, ein Arzt könne Wunder wirken. Wenn man ehrlich sein wolle, so müsse man gestehen. — Er gestand es aber doch nicht. Er sagte nur gern, der Arzt sei weniger dazu vorhanden, um gesund zu machen, als um gesund zu erhalten. Darum bekommen die chinesischen Aerzte für jeden gesunden Tag ihrer Herrschaft fünf Dukaten und für jeden kranken fünf Prügel. — Doktor Anton ging manchmal zu den Bauernhöfen umher und erteilte ihnen mancherlei Ratschläge, wie sie wohnen, essen und sich kleiden sollten, um gesund zu bleiben. Die wertvollsten Einnahmequellen für den Dorfarzt sei die Stalljauche vor der Hausthür, der Dunghaufen über der Wasserleitung, das ranzige Fett in dem Kübel und das schimmlige Stroh, auf dem die Leute schliefen. Er glaube aber, auf solche Einnahmequellen verzichten zu sollen.

Der Herr Doktor ist halt nobel! dachte der Michel bei sich. Ist leicht nobel sein, so lange man von anderer Leute Arbeit lebt. Der alte Lindwurm gebärdete sich nun aber doch ein wenig stolz auf den Sohn und seine kalten Umschläge, die nicht befolgt worden waren.

* * *

Sebald Hausler wollte verzagen. Es war der Spätherbst gekommen, es lag Reif auf dem Gras, der Rasen begann zu frieren, und er hatte noch immer die Alraunwurzel nicht. Jeden Tag war er — oft schon früh morgens — hinaufgegangen zum Brandanger. Wühlte die Erde auf, grub Steine heraus, riß allerlei schlechtes Gewurzel hervor, aber er fand nichts. Trotz der Maßregel Antons, nur immer hübsch ruhig und beharrlich zu graben, sich nicht zu übereilen und nicht fahrlässig zu werden, war er endlich in eine große Hast geraten. Schon einen breiten Fleck hatte er umgearbeitet, jede Scholle hatte er zerschlagen, ob nicht vielleicht in ihr die kostbare Wurzel verborgen sei. Jeden Knollen und jedes Bodengeflecht untersuchte er genau, aber es war nichts. Da das geheimnisvolle Mittel, an dem sein Leben hing, vor dem Schneefall noch aufgefunden werden mußte, so wollte er Mitarbeiter haben. Da half ihm manchmal Sabin, grub Steine aus, verbrannte Gestrüpp und freute sich heimlich, wie sein Brandanger sachte gerodet wurde.

Sebald betrachtete manchmal seine Hand. Ein Jammer, wie sie schwielig und braun geworden war! Die schöne, schlanke Hand! Aber den Milchbrei kochte Sabin besser, als früher. Und wenn er nicht immer von der Alraunwurzel hätte träumen müssen, wäre auch der Schlaf leidlich gewesen.

Und eines Morgens war der weiße, wirbelnde Winter da. Um die blätterlose Esche, die vor dem Haus stand, tanzten die feinen Flocken, die Bäume am Rain steckten ihre Besen in den Nebel auf, und alles Weitere war verhüllt, versunken in unendliche, schneiende Nebel. Im Tagebuch heißt es: „Es ist verspielt. Dem Tode geweiht. Bin ich noch jemand? Es scheint doch, daß ich bin, denn ich habe Angst. Ich bin eine Sünde wider die Natur. — Sabin, er spricht wieder, aber es ist nichts mehr. Ich glaube, dieser Mensch ist so geschmacklos, glücklich zu sein. Ein halbes Jahr habe ich nun mitgelogen in diesem Bergwinkel. Mitgelogen je nach Laune, die, las ich irgendwo, der Wille der Schwachen ist. Es ist alles so ekelhaft. Und schuld

an allem Unglück ist der Alte. — Der reiche Hausler, bei einem einfältigen Bauernburschen das Gnadenbrot genießen. Und sucht die Alraunwurzel. Das Leben ist schön — aber dumm."

Da hob er einmal seinen Kopf. „Sabin, wie steht's mit uns Zweien? Wir kommen nicht mehr zusammen."

„Wir sind immer beisammen."

„Wir sagen nichts mehr."

„Weil wir nichts zu sagen haben."

„Bist du zufrieden?"

„Ich arbeite."

„Sprich mir das Wort arbeiten nicht mehr aus. Es kratzt wie ein Reibeisen. Mich dünkt, du willst heiraten und ich bin dir im Weg, sprich's nur aus. Du fürchtest, daß ich dir das Lisele ableibe. Du hast die Alraunwurzel versteckt. Du hast sie ausgegraben und versteckt, gestehe es nur. Jetzt will ich aber erst recht leben. Justement!"

Sabin sagte kein Wort. Es graute ihm. Wenn's keine Beschäftigung gab, war es doch noch schlimmer. Sabin wollte ihm eine alte Person zur Pflegerin nehmen. Dagegen lehnte Sebald sich auf. Er lehnte sich auf, er hatte einen eigenen Willen. Sollte das nicht schon ein Erfolg der wochenlangen Arbeit auf dem Brandanger sein? Ueble Laune sei ein besseres Zeichen, als Stumpfheit, meinte Doktor Anton. So sagte Sabin einmal: „Bruder Sebald. Im nächsten Frühjahr mußt du zeitlich anfangen. Ich will dir helfen. Wir finden sie sicher."

„Was finden wir?" fragte er träge entgegen. „Mir ist's einerlei." Und verstumpfte wieder.

Eines Tags erschien der alte Lindwurm. Er müsse doch wieder einmal den Hochkaser anschaun. Sabin führte ihn überall herum, zeigte ihm die Vorratskammer, die stattlich gefüllt war, die Kuh, die er längst gekauft hatte und die reichlich Milch gab, das Maultier, das wohlgepflegt eine fast glänzende Haut hatte und den Kopf so vornehm emporhielt, wie ein Pferd. „Bei gutem Wohlsein wird sogar ein Halbesel adelsstolz," sagte Sabin.

„Du mußt einen braven Stallknecht haben," lobte der Lindwurm.

„Ja, der Stallknecht bin ich."

„Und eine fleißige Kuhmagd."

„Die bin ich."

„Aber du bist doch der Hausherr."

„Und auch ein bissel die Hausfrau," sagte Sabin, dieweilen er Anstalt traf, den Bauer mit Brot und Apfelwein zu bewirten. Dann wollte der Lindwurm wissen, wo er den Apfelwein beziehe, wie er Fett, Salz und anderes einschaffe, und ob er das schmackhafte Brot selbst gebacken habe. Die Auskünfte befriedigten ihn. „Da muß man Achtung haben," sagte er, „nur eins, wenn ich dableiben müßt, zu still wär's mir bei euch."

„Gar laut ist es nit," entgegnete Sabin.

„Weib und Kind gehören her!" rief der Lindwurm fast feierlich aus. „Der Hochkaser wachst. Ich fürchte, Sabin, bald ist auch mein alter Lindwurmhof wieder beim Hochkaser. Leider ja, mein lieber Nachbar, ich werd verkaufen müssen. Ich hab die Kurasch verloren. Möglich, daß es mein Michel noch wagt. Thut halt gute Nachbarschaft halten miteinand. Ja so, jetzt hätt ich bald vergessen. Am nächsten Erchtag haben wir Christtag. Da sitzt man nit gern allein, der Mensch braucht eine Aufheiterung. Komm zu uns zum Essen. Nimm auch den Herrn mit."

„Sind euch die Leut bei Tisch immer noch zu wenig?" fragte Sabin.

„Wo ihrer dreizehn sitzen, haben auch vierzehn und fünfzehn Platz."

Als der Bauer davon war, erschien an der halboffenen Thür Sebald, der gehorcht hätte.

„Man darf gratulieren!" sagte er heiser lachend.

„Wieso?"

„Er wirft dir das Mädel ja nachgerade an den Kopf."

„Davon hat er nichts gesagt."

„Nichts. Nun, wie du's nimmst. Meinen Segen habt ihr. Und mich braucht ihr nicht. Stattlicher Knabe, zum Essen sollst du hinabkommen."

„Sie werden nit zu dreizehn sitzen wollen," meinte der Bursche.

* * *

Am Christtag war großer Schneefall eingetreten. Sebald ließ danken. Sabin brauchte, im tiefen Schnee watend, fast eine Stunde bis zum Lindwurmhof hinab und kam doch noch zu früh. Das ganze Haus roch nach Krapfen und Braten. Die Lindwurmmutter war hochgemut und froh gerötet im Gesicht. Kochen, Braten und Rösten, einer Bäuerin höchste Lust. Nun war sie fertig und ging von einem Fenster zum andern, um zu sehen, ob die Leute denn noch immer nicht von der Kirche kämen. Es schneite und schneite, und sie kamen nicht. In der großen Stube am Tisch waren die zwei Doktoren und spielten Karten. Der eine saß, der andere stand auf einem Fuß, mit dem zweiten kniete er auf der Bank.

Die Mutter kam, um den Tisch zu decken, und sagte zu den Söhnen: „An einem so heiligen Tag wär's wohl schöner, ihr thätet Psalter beten, als wie Karten spielen."

„Aber Mutterl," sagte der Mediziner munter, „den Psalter haben wir ja schon gebetet."

„Wenn ihr gebetet habt, dann seid ihr brav," entgegnete sie mit Beruhigung und ging in die Küche.

„Anton," sprach mißmutig der Philosoph, „hast du nicht den Mut, die Wahrheit zu sagen?"

„Warum hast du sie nicht gesagt?"

„Angelogen würde ich sie nicht haben, wenn sie mich gefragt hätte. — Schellzehner!"

„Das ist sehr tugendhaft von dir, mein weiser Sokrates von Sesam. Aber wisse: angelogen habe auch ich sie nicht. Den Psalter haben wir ja doch schon gebetet. Sie hat ja nicht gefragt, wann. — Gestochen mit Aß!"

„Jesuit!"

„Weil ich's gern habe, mein Mutterl," sagte Anton. „So will ich sie nicht kränken. Ein Arzt muß wohlthun. Die Wahrheit thut selten wohl, und um sie zu sagen, sind die Philosophen da. — Eichel Siebner!"

„Gut, und die Wahrheit ist, daß ihr ein Lumpengesindel seid. — Trumpf!"

„Ihr? Wer sind diese Ihr? Etwa die Aerzte? Mein Freund, an mich kannst dich verknusen nach Belieben, das ist mir Wind. Aber meinen Beruf laß ungeschoren — will ich ergebenst gebeten haben!"

So knufelten sie während des Kartenspiels. Sabin saß daneben und suchte durch lustige Bemerkungen das gereizte Gespräch immer wieder ins spaßhafte zu leiten. Die Lindwurmmutter war schon ganz aufgeregt worden. — „Wenn die Leut nicht heimkommen, da verdirbt ja das Essen!" — Es dunkelte der Abend, es schneite und schneite, und sie kamen nicht.

Der Philosoph zündete die Oellampe an, es war noch eine mit Rüböl. Der Mediziner erheiterte sich darüber, daß in diesem Haus noch immer das Petroleum nicht eingeführt sei. Petroleum, das fand der Philosoph zu philisterhaft.

„Die Herren von Dunst sind halt fürs Gas," sagte der Mediziner.

„Und die Herren von Dusterer haben vom elektrischen Licht noch nichts gehört," versetzte Doktor Berthold. So ergingen sie sich nun über die verschiedentlichen Licht- und Leutegattungen, und was die vollkommenste Art sei.

„Das ist alles noch nix," redete Sabin drein. „Ich weiß ein Licht, das alle andern Arten übertrifft. Es stinkt nit, wie das Rüböl, rußt nit, wie das Petroleum, platzt nit, wie das Gas, verdirbt die Augen nit, wie das Elektrische. Man kann's überall mitnehmen, ohne Umstände jeden Augenblick in Betrieb setzen. Na, das Licht möchten Sie einmal sehen. Gut," sagte Sabin, „in fünf Minuten bringe er die ganze Fabrik in vollstem Gang zur Thür herein."

„Aufgeschnittenes giebt's!" lachte der Mediziner. „Wir werden uns damit den Appetit verderben fürs Christmahl."

Sabin war hinausgegangen und kam in kurzer Zeit zurück mit dem Licht, das alle aufgezählten Vorzüge hatte. Es war — eine Talgkerze.

Dieser kleine Aufsitzer brachte beide Brüder in Humor. Der Mediziner fand ihn sogar sinnig und treffend, der Philosoph suchte aus der Lade eine alte Lichtschere hervor. Und so rüsteten sie den Tisch aus, bis man vom Vorhaus her endlich das Abklopfen der Schuhe hörte und die Leute da waren. Vier Stunden hatten sie gebraucht von Oberbusch her, und Mühe kostete es, aus allen Kleidern den Schnee zu stäuben. Die Männer traten mit weißen Hemdärmeln in die warmgeheizte Stube, die Weibsleute zogen trockene Joppen an, und nun ging es endlich zum Essen. Beim gemeinsam gesprochenen Tischgebet stellten sich die Doktoren, als thäten sie mit, markierten aber doch so, daß man merkte, für sie sei das lediglich Formel und nichts weiter. Den Michel wurmte das. Gerade diese Faulenzer hätten doppelt Ursache, demütig um Speise und Trank zu bitten. Der alte Lindwurm setzte sich mit würdiger Miene in den Winkel unter die Heiligenbilder. Die Doktoren an je ein Fenster. Sabin war neben dem Lisele zu sitzen gekommen. Aber das Mädel hatte mit dem Bedienen zu thun und konnte nicht „drei Vaterunserlang" ruhig sitzen und essen. Die Schüsseln und Pfannen stellte sie durchaus nicht gerade so auf den Tisch, daß an Sabins Seite die schlechtesten Bissen zu liegen kamen. Da gab es gesottenes Fleisch, gebratenes Fleisch, Klöße, Nudeln und Krapfen, Gurken, gekochtes Obst und Obstwein, der in gemeinsamem Krug um die Runde ging. Ueber dem Tisch an einer Schnur hing die Oellampe, an der Bilderleiste stand im Blechleuchter das Talglicht.

Das Tischgespräch war anfangs einsilbig und schläfrig gewesen; der Festgottesdienst in Oberbusch, der große Schnee wurden mit halben Sätzen besprochen.

„Zur Predigt bist zu spät gekommen, Michel!" sagte der Lindwurm in ruhigem, aber doch verweisendem Ton zum Burschen. Dieser entgegnete gereizt: „Ich weiß Leut, die gar nit in der Kirche gewesen sind."

Doktor Bertholds Augen blitzten den Bruder an: „Nur Kurasch, Micherl! Nenne sie nur, diese Leute, es geschieht dir nichts."

Der Michel nagte an einem Knochen des Schweinsbratens, ernstlich bemüht, seinen Groll hinabzuwürgen.

„Nun, Brüderchen, warum redest du nicht?"

Dazu der Mediziner: „Er kennt halt den Brauch, daß Kinder bei Tisch schweigen sollen."

Michels Stirnader schwoll an, seine Finger, mit denen er den Knochen an den Mund hielt, bebten, während des Nagens und Schlingens begann er zu sprechen — stoßweise: „Was habt ihr denn alleweil mit mir, ihr zwei? So viel Kurasch hab ich schon noch! Kinder, die bei Tisch schweigen sollen. Aber Holzhacken im Wald, das müssen diese Kinder, daß die Herren Doktoren nit erfrieren beim Ofen. Und Brocken herschaffen, das dürfen sie auch, diese Kinder, daß die fürnehmen Kavaliere was zu beißen haben."

„Genier dich nicht, Kleiner," reizte der Mediziner. „Sonst verschlägt's dir die Galle, und du bist morgen gelb wie ein Chineser."

Sabin sprang für seinen Freund ein und gab zu bedenken, daß der Michel immer gereizt werde.

„Die Frotzlereien, ich hab mir sie lang genug gefallen lassen," sagte der Michel und nagte, um zur Not die Aufregung zu verbergen, krampfhaft an seinem Knochen. „Schon ausgelacht haben mich die Leut, daß ich mir alles so thät gefallen lassen von den Herrenbrüdern. Die alles Schlechte wissen und nix Gutes können. Der eine lehrt das Leutumbringen, der andere thut's. Und probieren thut er's bei den Hasen, Katzen und Hühnern. O ja! O ja!" fuhr der Bursche, zum Mediziner gewendet, grell und heftig fort. „Im Schachen drüben, weißt du! Der Henne lebendigerweise das Hirn herausgeschnitten. Weil du selbst keins hast. Und wie du dem Ferkel den Hals hast verstopft mit dem Wollenknäuel, weißt du? Und solcher Leut wegen muß der Lindwurmhof zu Grund gehn. Und sitzen die Taugenixe da wie zwei Pfründner, nur daß sie nit so schlechte Bissen kriegen! Dabei zerplatzt der eine alleweil vor Gift und Galle, und der andere ist der Hansnarr und macht den Leuten Späße vor, dieweil er sie um —"

„Still bist mir!" schrie der Vater.

Fortsetzung folgt.

Mann über Bord!

Von Graf Ernst Reventlow, Kapitänleutnant a. D.

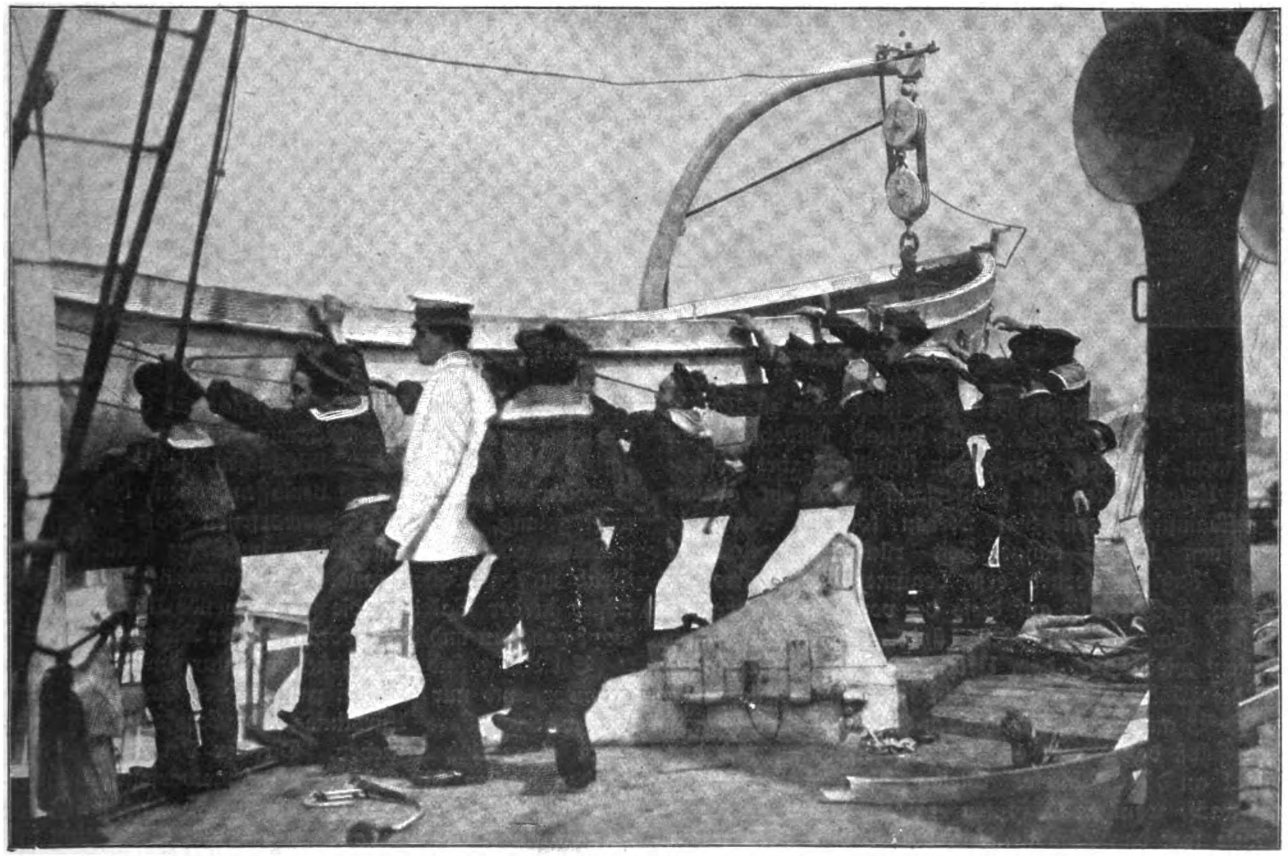
Hierzu 2 photographische Momentaufnahmen.

Die außerordentliche Steigerung der Schiffsgeschwindigkeiten innerhalb der letzten Jahrzehnte hat die Wahrscheinlichkeit, einen über Bord gefallenen Mann noch lebend dem feuchten Element zu entreißen, nicht erhöht — im Gegenteil. Auf der andern Seite ist allerdings durch Abnahme der Segelschiffahrt und damit des Arbeitens in der Takelage auch die Gefahr weit geringer als früher; indes giebt es auch heute noch auf den Schiffen der Kriegsflotte und den Kauffahrteidampfern Arbeiten und Beschäftigungen genug, die einerseits notwendig, andrerseits durch die Ungunst der Witterung, unglückliche Zufälle oder persönliches Ungeschick eine Gefahr in sich schließen. Schon oft wurde der Ausgucksposten auf der Want von einer See über Bord gespült oder verlor bei heftigem Schlingern des Schiffs den Halt auf dem schlüpfrigen Deck, oder aber das Zerreißen eines Taus — „Ende" sagt der Seemann — war die Ursache des Ueberbordfallens von Leuten, die mit Reinigungs- oder andern Arbeiten an der Außenwand des Schiffs beschäftigt waren. Tritt nun ein solcher Fall ein, so muß schnell und entschlossen gehandelt werden, und je höher die augenblickliche Fahrtgeschwindigkeit des Schiffes ist, desto geringer wird die Wahrscheinlichkeit der Rettung.



Leuchtboje zur Rettung von Menschen.

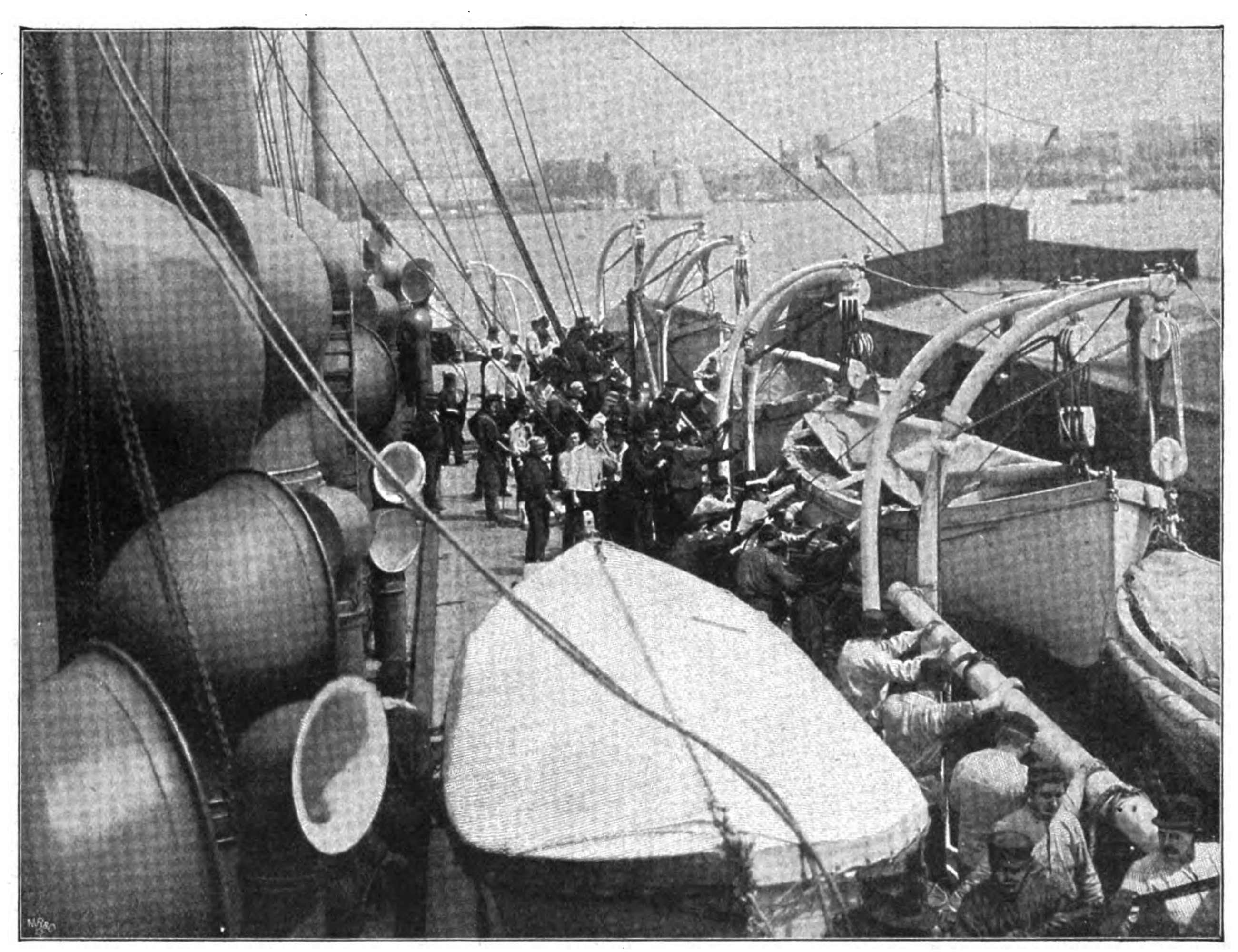
Nehmen wir zum Beispiel einen konkreten Fall an: ein transatlantischer Dampfer durchrast den Ozean mit einer Schnelligkeit von 22 Seemeilen in der Stunde (eine Seemeile = 1852 Meter), und ein Matrose fällt über Bord; ein anderer Mann der Besatzung sieht seinen Kameraden fallen und schreit mit Aufbietung aller seiner Kräfte „Mann über Bord!" — ein Ruf, den der Vorschrift nach jeder Mann im Schiff so laut wie möglich wiederholen muß. Der wachthabende Offizier auf der Kommandobrücke giebt sofort das telegraphische Signal „Volldampf zurück" in die Maschine hinunter, dem der Maschinist wiederum mit größter Schnelligkeit nachkommt. Zugleich bemannt die auf See beständig bereitgehaltene Besatzung das zum Gebrauch ebenfalls



Wie ein Rettungsboot ausgeschwungen wird.

stets fertige Rettungsboot, und damit der Verunglückte bis zu seinem Eintreffen sich über Wasser halten kann, sind Rettungsbojen, jene bekannten, roten Korkringe, möglichst in seine Nähe geworfen worden.

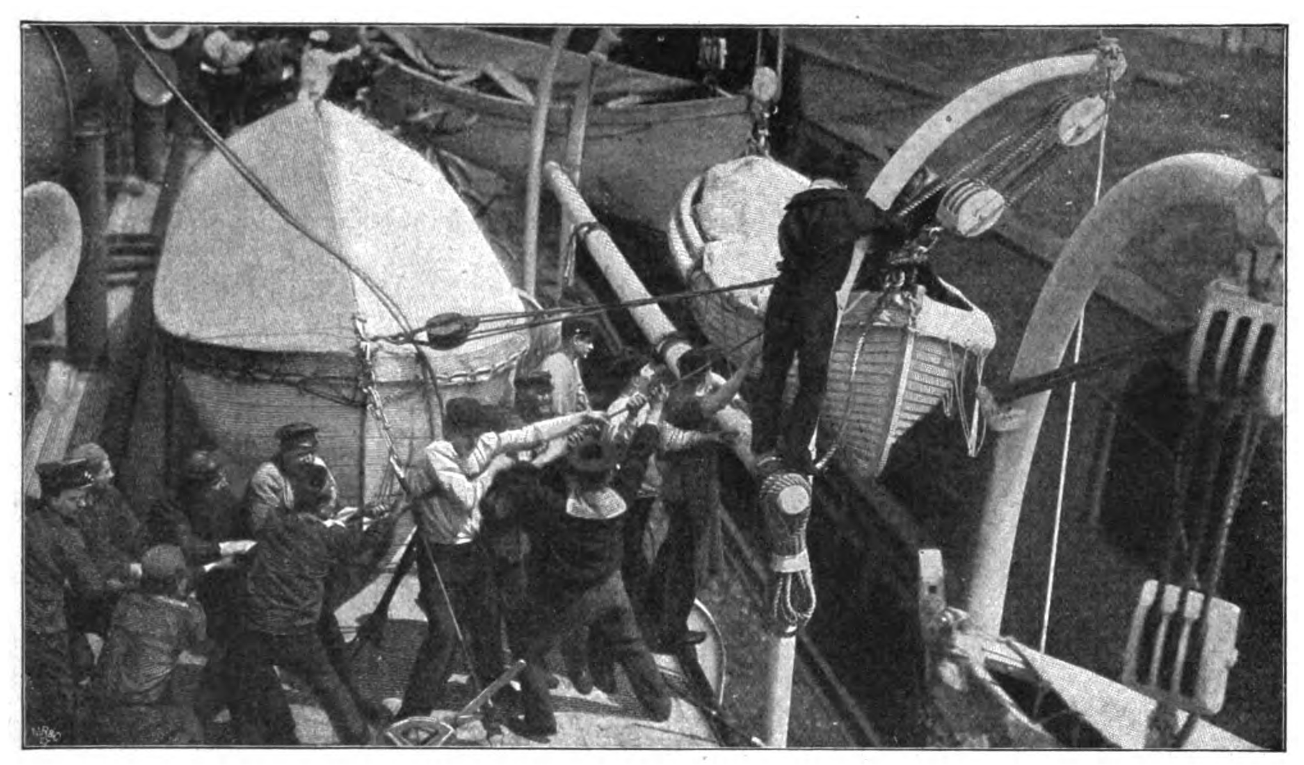
Die Schnelligkeit in der Ausführung aller dieser Maßnahmen ist deswegen von so großer, ja oft für das Gelingen des Rettungswerks geradezu entscheidender Wichtigkeit, weil das Schiff sich nach Maßgabe seiner Geschwindigkeit von dem schwimmenden Mann entfernt, womit dann der Zeitraum bis zum Eintreffen des rettenden Bootes immer größer wird, weil man dies Kilometer rechnen, den das Rettungsboot rudernd zurücklegen muß. Dadurch erwächst außer dem Zeitverlust eine zweite Gefahr, die schon oft verhängnisvoll geworden ist, nämlich, daß der schwimmende Mann, von dem nur der Kopf über Wasser sich befindet, aus Sicht kommt. Dies gilt besonders, wenn die See, auch nur wenig, bewegt ist. Vom Boot selbst aus ist der Gesichtskreis naturgemäß sehr beschränkt; es wird vom Schiff aus in der Weise dirigiert, daß Leute in der Takelage, mit Fernrohren ausgerüstet, den schwimmenden Mann von Anfang an beständig im Auge



Mehrere Rettungsboote werden gleichzeitig ausgeschwungen.

aber aus seemännischen Gründen nicht eher zu Wasser lassen kann, als bis das Schiff beinah stillsteht. Nun muß man bedenken, daß ein in schneller Fahrt befindlicher Koloß, wie ein Panzerschiff oder ein großer Schnelldampfer, erst zum Stehen kommt, wenn die Maschinen bereits einige Zeit rückwärts gearbeitet haben, daß sie ferner erst beginnen, rückwärts zu schlagen, nachdem sie auf diese der vorherigen entgegengesetzte Gangart eingestellt sind. Zwischen diesem Moment wieder und dem Ueberbordfallen des Mannes lag die Wahrnehmung des Unfalls, das Weitergeben des Rufes an den wachthabenden Offizier — wenn nicht dieser selbst den Mann hat stürzen sehen — und das Signal an die Maschine. Dieser Zeitraum wird zwar nur nach wenigen Minuten zählen, aber in einer Minute legt das 22meilenschiff bereits eine Strecke von 660 Metern zurück, man kann also mindestens einen behalten und mit farbigen Winkflaggen dem Steuerer des Rettungsbootes die Richtung anzeigen. Oft muß trotzdem das Boot vergeblich suchen, sei es, daß den Schwimmenden die Kräfte verlassen haben, daß es ihm nicht gelang, der ihm nachgeworfenen Boje habhaft zu werden, oder daß er, gleich vom Sturz betäubt, sein Grab in den Wellen fand. Oft haben auch die Beobachter in der Takelage die schwimmende Mütze für den Kopf gehalten und das Boot in falscher Richtung dirigiert.

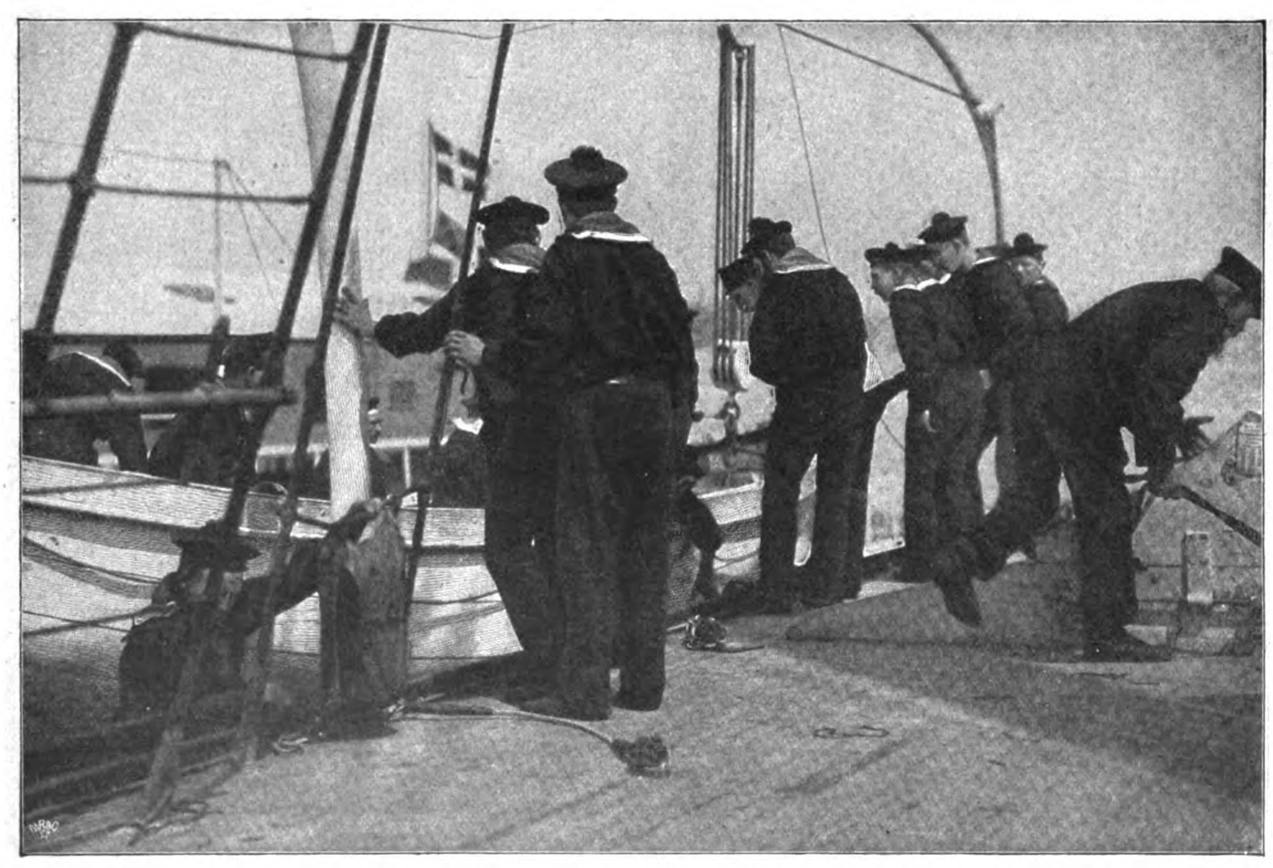
Bei Nacht sind die Aussichten naturgemäß noch weit geringer, und nur die bei ruhiger See durch das Kielwasser erkennbare Kurslinie des Schiffes kann dem Boot einen Anhalt geben. Da der Verunglückte auch in den meisten Fällen die ihm nachgeworfene Ringboje nicht sehen wird, so bemüht man sich bereits seit Jahrzehnten, einen Bojenapparat zu konstruieren, der nicht nur imstande ist, den Mann über Wasser zu tragen, sondern



Ansicht eines ausgeschwungenen Bootes.

auch einen Leuchtapparat besitzt, dessen Lichtstärke genügt, um auf weitere Entfernungen sichtbar zu sein. Derartige Apparate (Abb. S. 155) führen alle Kriegsschiffe, wie auch die modernen Kauffahrteidampfer; sie sind am Heck des Schiffes außenbords so angebracht, daß der Druck auf einen Knopf einen Raketensatz entzündet, ein zweiter die Boje fallen läßt.

In unserer Flotte sind alle möglichen Vorbereitungen, die Rettung in denkbar kürzester Zeit ins Werk zu setzen, in mustergiltiger Weise getroffen,



Das Rettungsboot wird zu Wasser gelassen.

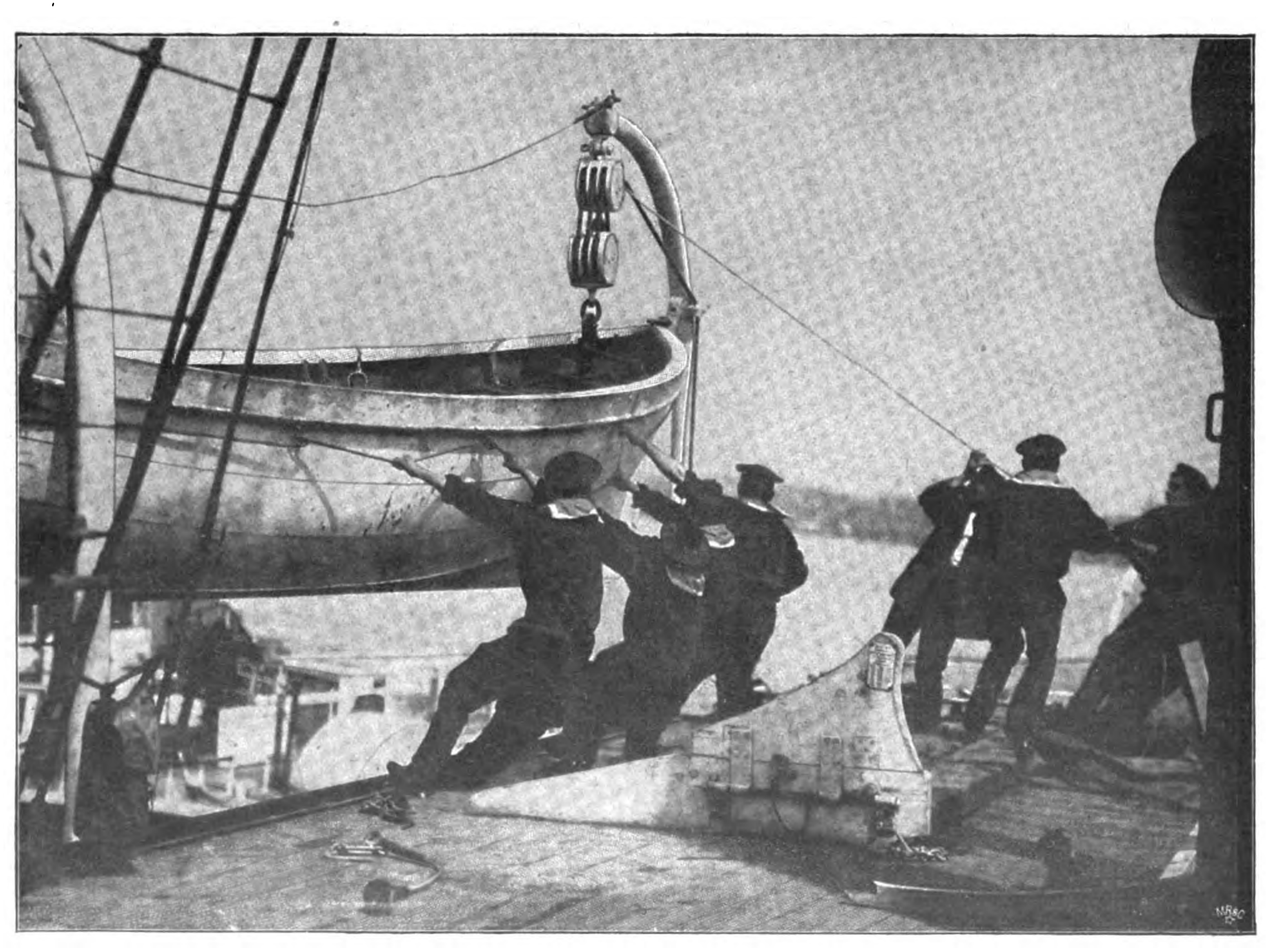


Die Leuchtboje wird vom Rettungsboot aufgehoben.

und das Manöver „Mann über Bord" bildet eine der häufigsten Uebungen, bei denen eine über Bord geworfene Boje den Mann darstellt. Da im Geschwaderverband die Schiffe nur mit einigen hundert Metern Zwischenraum hintereinanderfahren, ist es natürlich nötig, daß sie sämtlich zu gleicher Zeit zum Stehen gebracht werden, da sonst Kollisionen unvermeidlich sein würden; außerdem ist die Gefahr vorhanden, daß ein Mann, der auf einem voranfahrenden Schiff über Bord fällt, vom Hintermann überfahren oder von dessen Schrauben zermalmt wird.

Torpedofahrzeuge, deren Boote nicht so schnell zum Gebrauch bereit sind, fischen den Mann direkt, indem sie dicht an ihn heranfahren und ihn mittels Leinen und Bootshaken an Bord nehmen — ein Manöver, das große Geschicklichkeit und Kaltblütigkeit erfordert, besonders bei bewegter See. Einer besonders glücklichen und kühnen Rettung möge hier gedacht sein: es war im Jahr 1895, als die Torpedobootsflottille bei schwerem Sturm sich in der Nordsee befand und dem Kap Skagen zudampfte. In Höhe der berüchtigten Jammerbucht wurde der Kommandant eines Bootes von einer Brachsee über Bord geschleudert, und der an Bord verbleibende Unteroffizier vermochte, da gleichzeitig die Feuer ausgeschlagen wurden, nichts zur Rettung zu thun. Da unternahm der Kommandant des dahinterfahrenden Bootes das Rettungswerk. Vorsichtig dampfte er heran, sein Boot wurde wie ein Spielball hin und her geworfen. Zweimal setzte es vergeblich an, endlich beim dritten Anlauf gelang es, den fast Ohnmächtigen an Bord zu ziehen. Der Retter setzte sein eigenes Boot aufs Spiel, und nur seiner Kaltblütigkeit und Entschlossenheit war das Gelingen zu danken.





Das zu Wasser gewesene Rettungsboot wird eingeschwungen.



Dampfpfeife, mit flüssiger Luft betrieben.

Flüssige Luft.

Hierzu 5 photographische Momentaufnahmen.

Rastlos strebt der Menschengeist danach, die ihm gesteckten Grenzen zu erweitern. Durch ununterbrochen fortschreitende Verschärfung unserer Sinne mittels künstlicher Werkzeuge erschließen wir uns neue Gebiete. Das Mikroskop macht unser Auge fähig, hineinzudringen in die Geheimnisse der kleinen Welt: es zeigt uns Lebewesen, die nur Bruchteile eines tausendstel Millimeter groß sind; zeigt uns, daß alle Wesen zusammengesetzt aus kleinen Zellen und daß auch diese Zellen schon ein sehr kompliziertes Gefüge besitzen; das Fernrohr führt uns entfernte Weltkörper näher und verkündet uns die Existenz zahlloser Welten, die so weit von unserm Sonnensystem getrennt sind, daß der einzige Bote, der von dort her zu uns herüberdringt, der Lichtstrahl, viele Jahre, selbst Jahrhunderte gebraucht, um zu uns zu gelangen, und giebt uns mit Hilfe des Spektralapparats sogar noch Kunde von der chemischen Natur und der Bewegung aller dieser Sterne.



Wie flüssige Luft umgegossen wird.

So begnügt sich dieser rastlos strebende Forschergeist auch nicht mit den Temperaturgrenzen, die uns im gewöhnlichen Leben beschäftigen, sondern strebt danach, nach oben und unten hin die extremen Temperaturen herzustellen und das Verhalten der Stoffe bei ihnen zu untersuchen. Die alltäglichen Grenzen kann man ungefähr umreißen, wenn man die Temperaturen der größten beobachteten Winterkälte, etwa —55°, als untere, und den Schmelzpunkt des Schmiedeeisens, etwa 1800°, als obere Grenze ansieht.

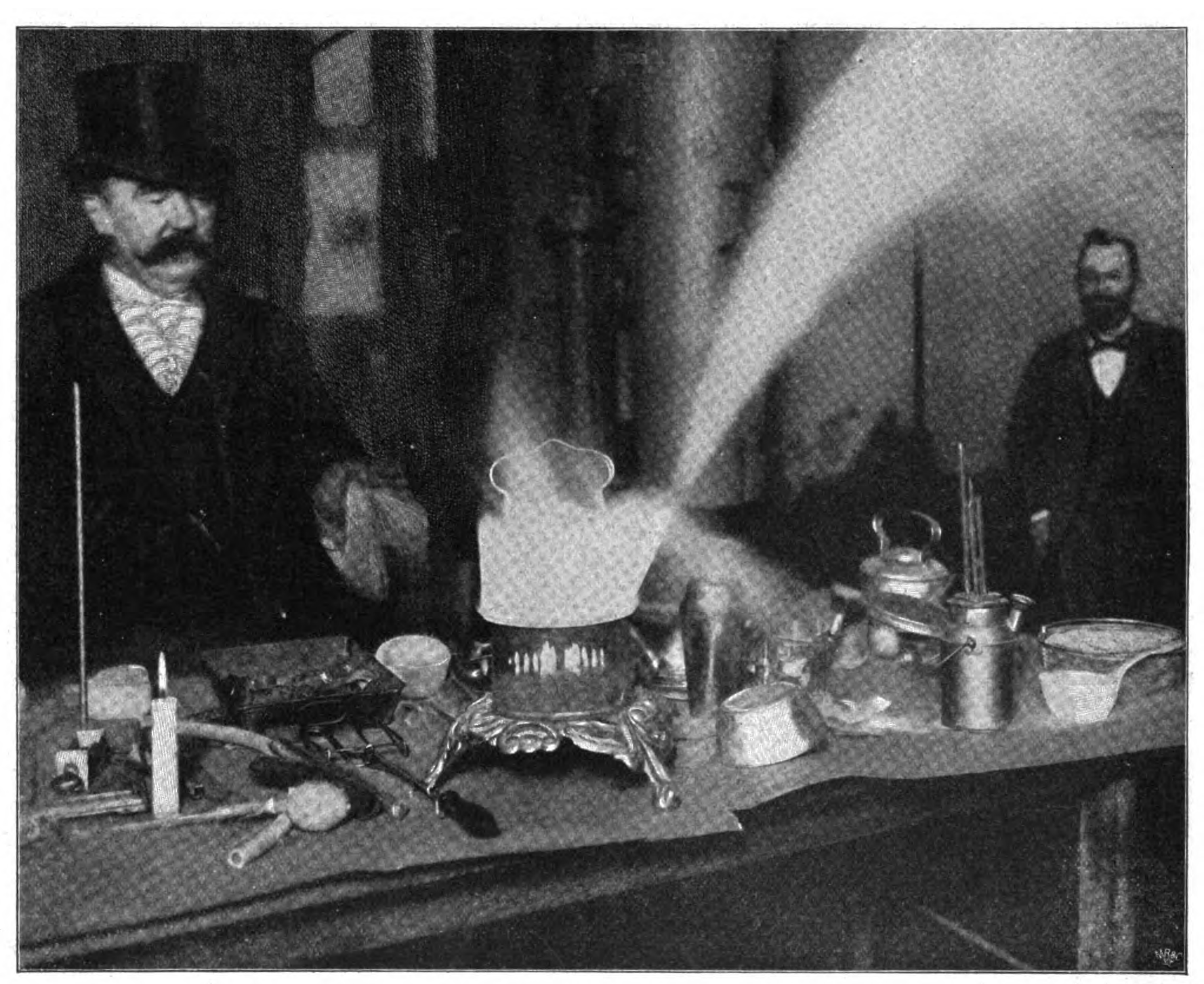
Die ersten erfolgreichen Versuche, diese Grenzen zu erweitern, sind um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gemacht worden. Einerseits entdeckte man, daß eine in reinem Sauerstoff brennende Wasserstoffflamme eine Temperatur von etwa 2000° besitzt, so daß in diesem sogenannten „Knallgasgebläse", in dem ein Gasgemisch von zwei Raumteilen Wasserstoff und einem Teil Sauerstoff entflammt wird, auch das widerspenstige Platin

schmilzt; später gelang es Moissan, die Hitze des elektrischen Flammenbogens so auszunutzen, daß er bei Temperaturen von etwa 3500° bis dahin unschmelzbare Stoffe verflüssigen und neue Verbindungen von großer praktischer Bedeutung, wie das Calciumcarbid und das Siliciumcarbid, ein ganz exzellentes Schleifmittel, hart wie Diamant, herstellen konnte.

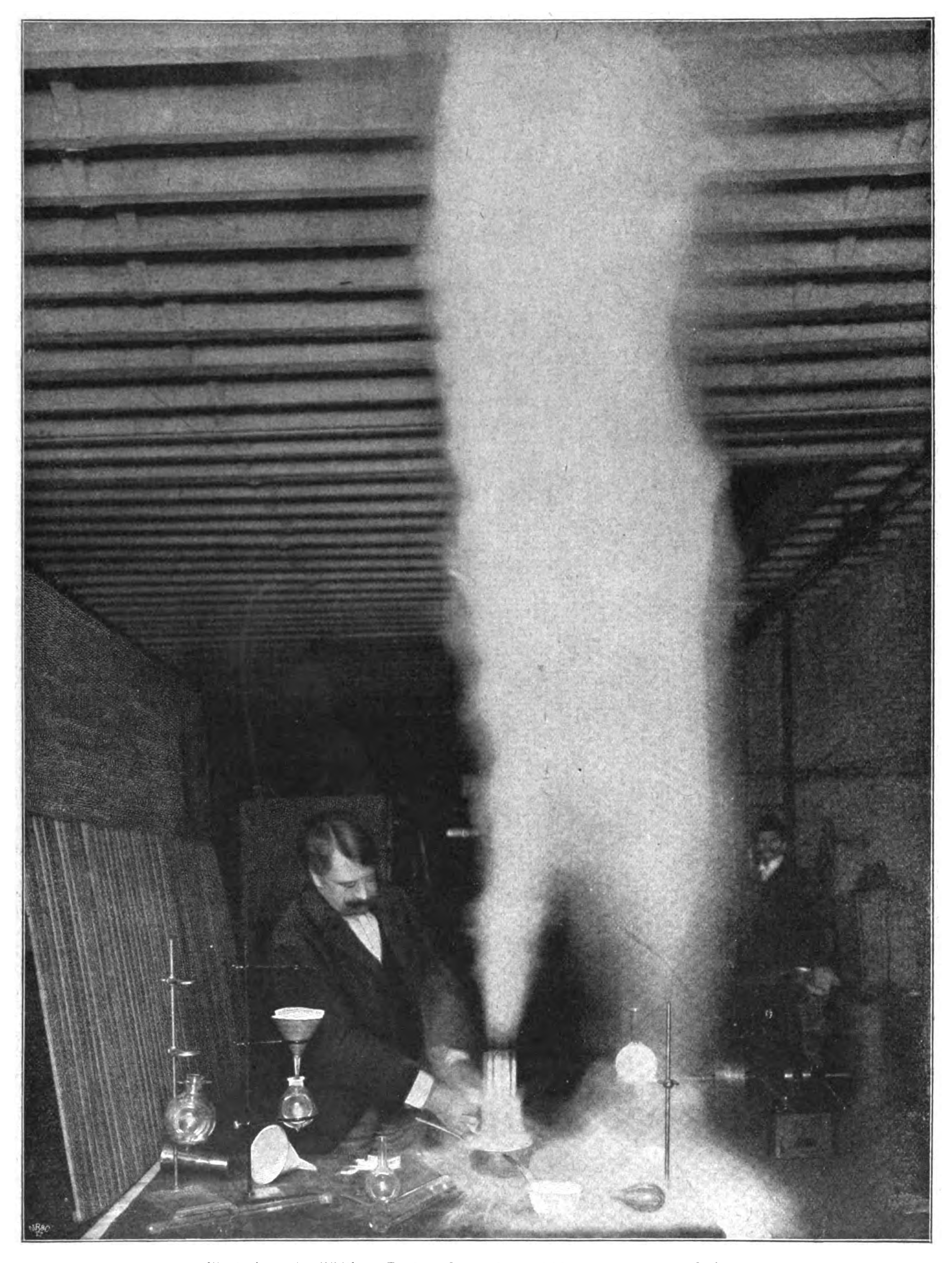
Andrerseits aber war man mit Erfolg bemüht, die Temperaturgrenzen nach unten hin zu erweitern. Gleichzeitig Ziel und Mittel aller dieser außerordentlich wichtigen Versuche war die Verflüssigung der Gase.

Wir unterscheiden bekanntlich drei Aggregatzustände unserer Stoffe, den festen, flüssigen und gasförmigen. Im allgemeinen sind diese Zustände Funktionen zweier Faktoren: der Temperatur und des auf den Stoffen lastenden Drucks. Bei gleichzeitig zunehmendem Druck und abnehmender Temperatur werden die gasförmigen Stoffe in den flüssigen Aggregatzustand übergeführt. Bei den Verflüssigungen oder Vergasungen des alltäglichen Lebens spielt der Druck keine große Rolle; wir sind gewohnt, unter dem gewöhnlichen Druck der Atmosphäre Wasser durch einfaches Erwärmen in Wasserdampf und durch Abkühlen wieder in Wasser überzuführen. Doch ist andrerseits auch allgemein bekannt, daß Wasser bei vermindertem Luftdruck, also in größerer Seehöhe, bei niedrigerer Temperatur in Dampf übergeht, während es andrerseits im Hochdruckdampfkessel bei mehreren Atmosphären Ueberdruck noch bei 120° flüssig sein kann.

Wir erkennen also auch an diesem einfachen Beispiel, daß der Druck bei diesen Aenderungen des Aggregatzustandes eine gewichtige Rolle spielt. Noch größer aber wird seine Bedeutung, wenn wir den Versuch machen, Stoffe, die bei unsern gewöhnlichen Kältegraden noch gasförmig sind, in flüssigen Zustand überzuführen. Denn die einfachen Mittel, die wir besitzen, um die Temperatur zu erniedrigen, sind nicht imstande, mehr zu leisten, als es die Winterkälte kann. Durch Mischen gewisser Salze mit Schnee können wir im besten Fall Temperaturen von etwa —40° erreichen. Bei dieser Temperatur wird nun aber keins der gewöhnlichen Gase flüssig. Sobald man aber die Anwendung größeren Drucks zu Hilfe nahm, gelang es leicht, einige Gase, besonders Kohlensäure und schweflige Säure, zu verflüssigen. So läßt sich Kohlensäure bei —30° durch 18 Atmosphären Druck zu einer Flüssigkeit kondensieren, bei 0° sind dagegen 36 und bei 30° 73 Atmosphären nötig. Analoge Zahlen sind bei andern Gasen erhalten worden. Das so erreichte Resultat war nun gleichzeitig ein Mittel, um weiter nach unten in der Temperaturskala zu kommen; denn wenn flüssige Kohlensäure schnell verdampft, verbraucht sie so viel Wärme, daß die

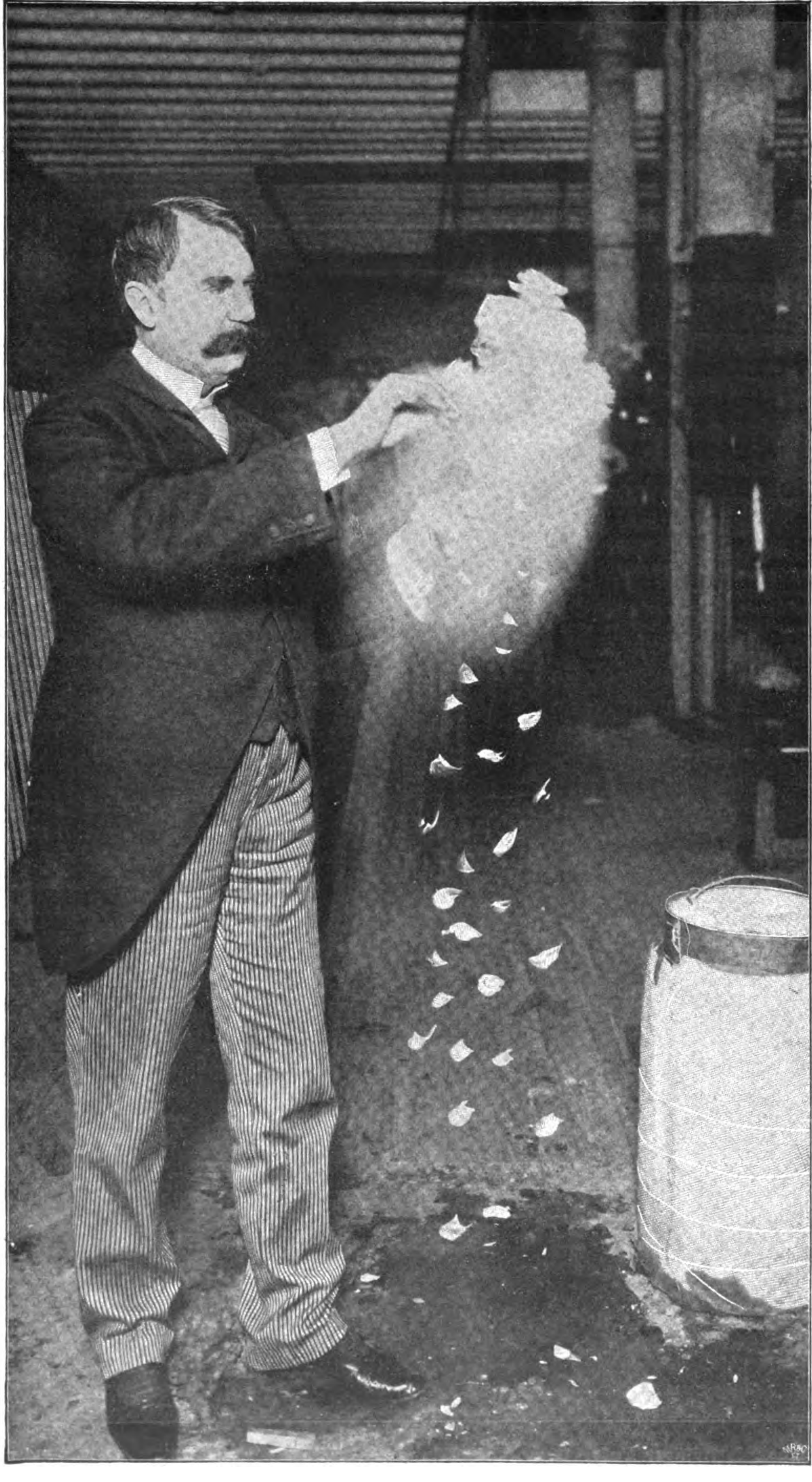


Dampfentwicklung flüssiger Luft in einem eisgekühlten Kessel.



Versuche mit flüssiger Luft: Dampfentwicklung aus engen Röhren.

Photographische Momentaufnahme.



Wie eine in flüssige Luft getauchte Blume zerfällt.

Temperatur ihrer nächsten Umgebung bedeutend unter die sonst erreichbaren Kältegrade sinkt.

So gelang es denn bald, eine Reihe von andern Gasen durch Kälte und hohen Druck zu verflüssigen. Einige Gase aber, und gerade die wichtigsten, nämlich Sauerstoff, Stickstoff und Wasserstoff neben einigen andern, spotteten lange aller Bemühungen, sie zu verflüssigen, so daß man sie als permanente Gase bezeichnete. Es gelang selbst bei Anwendung ganz gewaltiger Drucke, bis zu 20000 Atmosphären, nicht. Bald entdeckte dann die Wissenschaft den Grund, warum alle diese Versuche scheitern mußten. Wenn wir auch den Punkt, wo ein Gas in den flüssigen Zustand übergeht, als eine gemeinsame Wirkung von Temperatur und Druck kennen gelernt haben, so ist das doch nicht ohne Einschränkung; es giebt nämlich eine obere Grenze der Temperatur, oberhalb der auch durch ungeheure Drucke ein Gas nicht verflüssigt werden kann oder bei der es mit andern Worten selbst dem höchsten Druck zum Trotz wieder vergast. Diesen Punkt nennt man die „kritische Temperatur“. Für Kohlensäure liegt sie bei 31°, so daß wir den Uebergang leicht beobachten können. Bringen wir zum Beispiel bei niederer Temperatur ein Quantum flüssiger Kohlensäure in ein sehr starkwandiges Glasgefäß und schmelzen dies zu, so kann man das Rohr bis 30° langsam erwärmen, ohne daß irgendeine Veränderung eintritt. Bei 31° aber beginnt plötzlich eine Bewegung in der Flüssigkeit, und in wenigen

Sekunden ist sie verschwunden, obwohl der Druck in dem Rohr ein ungeheurer sein muß. Läßt man das Rohr wieder abkühlen, so beginnt bei 30° die Kohlensäure sich wieder flüssig abzuscheiden, und man kann dieses Wechselspiel beliebig wiederholen.

Eine solche kritische Temperatur haben nun auch die früher so genannten „permanenten" Gase. Nur liegt bei ihnen die kritische Temperatur weit unter —100° bei Kältegraden, die man früher nicht erreichen konnte. Oberhalb dieser Temperatur läßt sich aber mit diesen Gasen nichts anfangen; und so konnte das Problem nicht eher gelöst werden, bis es gelang, derartig unerhört tiefe Temperaturen zu erzielen.

Jetzt ist auch dies Ziel erreicht; nicht nur Sauerstoff und Stickstoff oder ihr Gemisch, die atmosphärische Luft, sind in flüssigem Zustand in großen Mengen dargestellt worden, sondern auch der noch viel schwerer zu kondensierende Wasserstoff, dessen kritische Temperatur bei —242° liegt, nur 10° oberhalb der Siedetemperatur (—252°), während Sauerstoff bei —119° seine kritische Temperatur und bei —181° seinen Siedepunkt unter gewöhnlichem Atmosphärendruck besitzt.

Zwei Methoden sind es prinzipiell, die es gestatten, zu diesen tiefen Temperaturen hinabzusteigen. Die erste ermöglicht ein stufenweises Absinkenlassen der Temperatur durch Anwendung immer niedriger siedender Stoffe. Auf diesem Weg gelang es Pictet 1877, flüssigen Sauerstoff zu gewinnen. Er verflüssigte zuerst Schwefeldioxyd, was ziemlich leicht gelingt. Läßt man diese Flüssigkeit bei Gegenwart von Kohlensäure verdampfen, so entsteht flüssige Kohlensäure, die mit einer Temperatur von bereits —65° in einen luftleeren Raum eintritt, dort schnell verdampft und dadurch nun eine Temperatur von —140° herbeiführt, bei der sich Sauerstoff durch wenige Atmosphären Druck verflüssigen läßt.

Schon ganz kurze Zeit vor Pictet hatte Cailletet den Grundgedanken der andern Methode verwirklicht, die ihm flüssigen Sauerstoff in sehr geringer Menge lieferte. Er komprimierte Sauerstoff zunächst durch 300 Atmosphären Druck. Dabei erwärmte sich das Gas stark und wurde auf gewöhnliche Temperatur wieder abgekühlt. Ließ er nun plötzlich mit dem Druck nach, so dehnte sich das zusammengepreßte Gas sehr schnell aus, verbrauchte dabei eine große Menge Wärme und kühlte sich infolgedessen so schnell ab, daß sein kritischer Punkt unterschritten und einige Tröpfchen flüssigen Sauerstoffs sichtbar wurden. Auf demselben Prinzip, nur in hoher technischer Vollendung, beruht der Apparat von Linde, der mehrere Liter flüssiger Luft in der Stunde zu liefern imstande ist. Die Luft wird mit 200 Atmosphären Druck komprimiert, durch strömendes Wasser abgekühlt und dann auf 20 Atmosphären entlastet; dies geschieht in einem langen Spiralrohr, das durch Einhüllung mit nichtleitendem Material sorgfältig vor der Zufuhr äußerer Wärme geschützt wird. So muß sich die zirkulierende Luft bei ihrer Expansion auf eigene Kosten immer abkühlen und wird schließlich flüssig, so daß sie aus einem Reservoir einfach abgezapft werden kann. Da sie infolge beigemengter fester Kohlensäure milchig trübe ist, filtriert man sie durch ein Papierfilter und erhält sie dann als helle, bläuliche Flüssigkeit.

Es klingt mehr als seltsam, daß man mit einer Flüssigkeit, die eine Temperatur von unter —160° hat, so einfach umgehen, sie abzapfen, filtrieren, umgießen kann, wie dies unser Bild S. 159 zeigt. Doch verhält es sich in der That so. Die flüssige Luft verdampft sehr langsam, da bei der Verdunstung eines Teiles der Flüssigkeit so viel Wärme verbraucht wird, daß der Rest seine niedrige Temperatur und flüssige Konsistenz behält. Man bewahrt sie in offenen Gefäßen auf, die einen doppelten Mantel besitzen, zwischen dessen Wänden ein luftleerer Raum sich befindet, um eine Wärmezufuhr von außen her nach Möglichkeit zu verhindern, und kann so 2 Liter flüssige Luft 14 Tage lang erhalten, indem täglich nur etwa 100 Gramm verdunsten. In Metallgefäßen, die Wärme leiten, verdunstet sie sehr schnell und erzeugt zum Beispiel in einem eisgekühlten Kessel eine lebhafte Dampfentwicklung (Abb. S. 160); nur ist der „Dampf" eiskalt.

Wichtig ist, daß man das Lindesche Verfahren auch zur Darstellung von großen Mengen fast reinen Sauerstoffs benutzen kann. Die Luft ist ein Gemenge von etwa 80 Teilen Stickstoff und 20 Teilen Sauerstoff. Verflüssigt man nun das Gemenge und läßt es in der angedeuteten Weise offenstehn, so verflüchtigt sich zunächst der niedriger siedende Stickstoff (—194°), während das zurückbleibende Gemisch immer reicher an Sauerstoff wird. Durch geeignete technische Vorkehrungen liefert die Lindesche Maschine direkt fast reinen Sauerstoff.

Mit flüssiger Luft kann man sehr hübsche Versuche anstellen, die zum Teil große praktische Bedeutung besitzen. So stellt z. B. eine Mischung von loser Watte, Kohlenpulver und flüssiger Luft ein der Schießbaumwolle sehr ähnliches Sprengmittel dar, dessen Verwendung in der Technik eifrig versucht wird; ein weicher, schwarzer Gummischlauch wird durch Eintauchen in flüssige Luft so hart, daß man ihn in Stücke zerschlagen kann, ähnlich zerfällt eine Blume, die man in flüssige Luft eintaucht (Abb. S. 162). Stellt man ein Gefäß mit Aether in die Flüssigkeit, so erstarrt der Aether zu schneeweißen Krystallen, Alkohol dagegen wird zähflüssig wie Glyzerin, schließlich hart, aber ohne zu krystallisieren.

Sehr interessant ist im allgemeinen, daß bei diesen tiefen Temperaturen jede chemische Aktivität ihrem Erlöschen naherückt. Selbst Schwefelsäure und Aetzkali, die sonst ungemein stürmisch miteinander reagieren, vertragen sich bei dieser Temperatur vollkommen.

Mit der Erreichung von Temperaturen bis zu —257°, wie sie uns durch Verflüssigung von Wasserstoff und Verdampfung dieser Flüssigkeit im luftleeren Raum (wobei fester Wasserstoff entsteht) zugänglich geworden sind, nähern wir uns bis auf eine kurze Spanne dem „absoluten Nullpunkt" einer auf theoretischen Annahmen basierten Temperatur von —273°, die die tiefste, überhaupt auf dem Weltenrund mögliche Temperatur darstellen muß, wo alle Substanzen in absolut starrer, fester Form existieren müssen, wo jede Atombewegung und damit jede chemische Reaktion und jede Bewegung überhaupt aufhören muß, die Temperatur des absoluten Todesschweigens in der gesamten Natur. Mit Recht darf man darauf gespannt sein, ob unsere Gelehrten auch diese ihre theoretisch so weittragende Annahme durch die Beobachtung des absoluten Nullpunktes werden bestätigen können. Nahe genug daran sind sie.

Dr. L. Reimer.

Auch ein Berliner Kind.

Dem Leben nacherzählt von Antonie Andrea.

„Zur Pflege einer Wöchnerin," schloß die Oberin ihre Anweisung für Schwester Klara, eine der jüngsten und widerstandsfähigsten Kräfte des Diakonissenheims. Sie blätterte dabei in ihrem Armenregister: „K — K — Kratsch! Richtig. Arbeiter. Der Mann hat schon früher unsere Hilfe in Anspruch genommen. Seine Frau starb im Krankenhaus — wenn ich nicht irre, an der Lungenschwindsucht. Also wieder verheiratet. Sehen Sie sich nur etwas bei den Leuten um, Schwester! Damals war es eine recht verkommene und liederliche Wirtschaft."

Vom Humboldthain wehte ein starker Nordost herüber, kalt noch und bissig, aber Frühlingswehen war doch schon darin. Schwester Klara bekam rote Backen, als sie kräftig zuschritt, immer gegen den Wind, der ihr das schöne blonde Haar mit Gewalt unter der glatten Haube hervorreißen wollte. Sie wehrte sich dagegen, strich es immer wieder unter, aber innerlich machte es ihr Spaß. Sie fühlte den Frühling im Sausen des Märzes und freute sich darüber.

Den ganzen Winter nichts als Krankenbetten, Armut und Elend zusammengepfercht in engen, kalten, übelriechenden Stuben! Einige Schwestern waren so dabei heruntergekommen, daß sie zu ihrer Erholung nach außerhalb geschickt werden mußten. Sie nicht. Sie hatte Nerven von Stahl und eine eiserne Gesundheit. Außerdem glaubte sie die Erfahrung gemacht zu haben, daß man sein Herz gegen die Leiden seiner Mitmenschen in acht nehmen müßte, um widerstandsfähig zu bleiben: nur nicht sich vom Mitleid unterkriegen lassen; wer in ihrem schweren Beruf aushalten und Tüchtiges leisten wollte, der mußte in jeder Lage kaltes Blut und einen klaren Sinn behalten.

Eine der bekannten, übervölkerten Straßen. Nummer siebzehn. Die übliche Mietskaserne voll Armeleutewohnungen. Hof so eng, daß die Sonne sich klein machen mußte, wenn sie mal hineinscheinen wollte. Hinterstube, drei Treppen.

Schwester Klara rührte das alles nicht mehr, nur stand sie einmal auf der schlüpfrigen Treppe still, um Atem zu schöpfen.

Oben polterte es. Ein Junge kam mit einem großen Eimer mit Gott weiß was für Abfällen herunter: wie ein Lasttier schleppte er daran, keuchend und pustend. Als er die Diakonissin sah, setzte er den Eimer hin und rieb sich den Rücken.

„Wohnen die Kratsch hier?"

„Stimmt. Dühr links. Sie sind woll die Schwester?" Es war ein ganz erbärmlicher, kleiner Wicht zwischen neun und zwölf Jahren, nicht gerade verwachsen, aber mit krummem Rücken, hängenden Schultern und einem unförmig starken Leib. Sein Gesicht graugelb, faltig; aber ein paar blanke, kluge Augen darin, die die Diakonissin unausgesetzt fixierten.

„Wem gehörst du, Kleiner?"

„Kratschens. Der Aelt'ste. Sie kennen mir woll nich?"

Schwester Klara entsann sich nicht, das verunglückte Geschöpf je gesehen zu haben.

„Sie sünd ümmer bei die andre Mutter gekommen. Jk kenn Jhnen. Sunne olle Klappe hatten Sie ooch uffen Kopp."

„Es wird eine andere Schwester gewesen sein."

„Kann sinn, kann ooch nich sinn. Aber Jhnen kenn ik. Sie wollen zu Muttan. Js nich ville mit ihr los, und dat Kleine hat't ooch nich."

Er spuckte sich in die Hände und faßte seinen Eimer. „Verflucht volle; aber tragen kann ik't. Heben Sie mal!"

Die Diakonissin that es.

„Aber Junge," rief sie entsetzt, „das ist doch viel zu schwer für dich, und dann, wie kommt es, daß du zu Hause bist? Gehst du nicht zur Schule?"

„Kann nich. Jk hab't innen Rücken. Und wenn't weh thut, au Backe! Sagen derf ik aber nischt, denn wird Vatta eklich."

Jn der Stube links wimmerte es. Der Junge spitzte die Ohren. „Dat is unsa Kleinet, 'n Mächen. Jk muß ihr ümmer halten, un trocken legen kann ik ihr ooch."

Er war augenscheinlich zufrieden, seine Leistungsfähigkeit vor jemand Fremdem leuchten zu lassen, er setzte sogar zum Pfeifen an, als er mit seinem Eimer abzog; aber das blieb ihm im Hals stecken, so daß er über ein peinvolles Gesichterschneiden nicht hinauskam. —

Eine Stube mit verbrauchter Luft, nicht Licht und Wärme genug. Ein durch Leiden und Entbehrungen geschwächtes Weib und einen vermückerten Säugling: wie oft hatte Schwester Klara das gesehen! Und immer dieselben Klagen: knapper Verdienst. Oft der Mann ohne Arbeit. Die teure Miete. Die vielen Kinder —

„Wie viele haben Sie denn?" fragte die Diakonissin, während sie das Fenster öffnete, um Luft hereinzulassen.

Die Frau sträubte sich dagegen. Sie könnte das nicht vertragen, und das Kleine wäre nur mit ihrem alten Umschlagtuch zugedeckt. Als sie aber sah, daß es keinen Eindruck auf die Schwester machte, beantwortete sie die Frage: „Dat is't zweite, mein eignes; aber dreie sind noch von der ersten Frau, und denn der Jung, mit dem die Schwester auf die Treppe gesprochen hat. Dat is der Aelteste —"

Schwester Klara hörte nur mit halbem Ohr hin. Sie räumte in der Stube auf und suchte aus einem Haufen Lumpen in einer Ecke heraus, was allenfalls noch brauchbar war. Die Frau hatte sie früher auf Aufwartestellen geschenkt bekommen: was als fertiges Kleidungsstück gepaßt hatte, war vertragen worden. Zum Zurechtschneiden, Zusammennähen und Flicken hatte sie weder Zeit noch Lust gehabt. So lag der Plunder und verfaulte.

„Sie hätten es sich überlegen sollen, Frau Kratsch, ehe sie einen Witwer, der kaum das liebe Leben

hat, mit vier Kindern heirateten," warf die Diakonissin ein.

„Ja, die Schwester hat jut reden. Wat hat unsereiner sonst vom Leben? Immer sich abracken bei Herrschaften, wo man alle vierzehn Tag 'n halben Tag frei hat, oder in die Fabrik, wat ooch nich ville abschmeißt, denn denkt'n Mächen, it giebt 'ne eigne Wirtschaft, und sie brauch sich von keinem nich schikanieren lassen. Freilich, mit die Mannsleut is auch nich ville los, und seine liebe Not hat man —"

Hier wimmerte das Kind so jämmerlich, daß Schwester Klara dem Gespräch ein Ende machte.

Der Junge kam mit seinem Eimer zurück. Vor dem Besuch that er sich wichtig. Er trat wie ein Alter auf, polterte, stieß überall an und setzte den Eimer mit einem Krach hin.

„Willst nich sunnen Radau machen!" schrie die Frau im Bett. „Und gleich nimmst dat Kleine, sonst sag ik't Vattan: der soll dich woll die Knochen im Leib enzwei schlagen?"

Die Diakonissin hatte in der Küche Feuer gemacht. Sie brauchte warmes Wasser, das Kind zu waschen, und wollte auch eine Suppe kochen. Der Junge hatte zugesehen, wie sie es machte; nun blinzelte er sie vielsagend an. Es sollte heißen: „Ja, ja, so geht man mit mir um! Aber ich schere mich den Henker darum. Ich bin ein ganzer Kerl." Er rieb sich dabei wieder den Rücken und tastete an sich herum. Dann schlich er auf den Fußspitzen in die Stube und holte das Kind. Er setzte sich mit ihm auf den umgestülpten Eimer und schaukelte es auf den Knien, leise zwischen den Zähnen zischend, mit der Miene einer erfahrenen Frau.

Diesen Abend konnte Schwester Klara nicht einschlafen, obgleich sie recht müde war. Der Kratsche Junge verfolgte sie mit seiner halb stumpfen, halb altklugen Miene und seinen wunderbaren Augen: glänzte in denen nicht eine tiefversteckte, ungestillte Sehnsucht?

Den nächsten Morgen hackte der Junge einen großen Holzkloben in kleine Stücke, als Schwester Klara auf den Hof trat. Er pustete und schnaufte fürchterlich, und der Schweiß lief ihm über das Gesicht.

„Mußt du das immer thun?"

„Allemal. Sie denken woll, dat besorgt Vatta? Ne, is nich. Der haut bloß mir; aber stramm."

Er war fertig und stellte sich breitbeinig vor der Diakonissin auf. Trotz der anstrengenden Arbeit und der Erhitzung sah er fahl aus, und seine Augen waren ohne Glanz.

„Hast du heut Prügel bekommen?"

„Ne doch. Vatta jeht früh uf Arbeet. Jestern abend jab't wat. 'n Stiebel kriecht ik annen Kopp, da! Sie denken woll, Schwester, ik hab mir gestoßen? Ne, dat is von Vattas Stiebel."

Er zeigte ihr einen großen blau und gelben Fleck an seiner Schläfe unter dem ungekämmten, fahlbraunen Haar. Sie schob es zurück, um die Stelle zu untersuchen, da fiel es ihr auf, daß es seidenweich war.

„Warum schlägt Vater dich so viel?"

Er zog die Schultern in die Höhe: „Weeß nich. Sonndags am döllsten, denn brauch er nich uf Arbeet. Ne, die Sonndags hab ik dicke. Und innen Hain derf ik ooch nich, ne, nie nich."

In seinen Augen glänzte es auf; aber sein Gesicht blieb stumpf, voller Falten: es erinnerte an das eines halbverhungerten, geschlagenen Hundes.

„Die annern Jungens derfen alle Dag hin, Uhlmanns Fritze und Schulzens Hujo, da unten, außen Keller. Innen Hain möcht ik woll, Schwester; aber nee, ik derf nich."

Jetzt wußte Schwester Klara, wem die arme, darbende Sehnsucht in dem Blick des Knaben galt: dem Humboldthain.

In der Stube oben sah es diesmal schon menschlicher aus. Die Diakonissin äußerte ihre Verwunderung darüber.

„Der Jung is't gewesen, unser Männe," sagte die Frau. „Wenn er nich bockich is, geht er einem schon 'n bißchen zur Hand. Männe!" schrie sie dann in die Küche, „wisch den Flur sauber uf und die Küche ummen Kokskasten rum. Zum Faulenzen behalt ich dir nich zu Haus. Nachher kannst dir 'ne Schrippe nehmen."

Sie wollte der Diakonissin zeigen, daß sie auf Ordnung im Haus sehe und auch nicht schlecht mit ihren Kindern umgehe.

„Nischt mehr da," rief der Junge heiser zurück. „Die annern haben allens ufgefressen."

In der Stube wälzten sich die beiden Jüngern auf der Diele. Das älteste Mädchen war in der Schule.

„Ihr Luders!" drohte ihnen die Frau; aber sie meinte es nicht schlimm. Die Bälge kicherten. Es war immer ein Hauptspaß, dem „Jungen" einen Schabernack zu spielen.

Der hantierte indes mit dem Schrubber auf dem Flur herum, keuchend und polternd. Dem Lärm nach mußte er seine Sache gründlich machen. Plötzlich hörte der auf, auch das Keuchen ließ nach: es wurde ganz still — nur noch hin und wieder ein pfeifender Laut. Allerdings bewog dieser die Diakonissin, nachzusehen. Sie fand den Jungen zusammengekauert in dem halbvollen Kokskasten sitzen, mit hochgezogenen Knien, das Gesicht vor Schmerz verzerrt.

„Was fehlt dir?"

„Scht!" machte er. „Wenn't Mutta hört, setzt et wat. Et is mei schlimmer Dag — ümmer 'nen Rücken runter, Schwesta, eklich!"

Sein Körper krümmte sich, das Gesicht wurde kleiner und spitzer, und seine schmutzigen Hände krallten sich an dem Kasten fest.

Die Diakonissin wußte nicht, wie ihr geschah. Alle Ruhe und Besonnenheit verließ sie; nur ihr Herz sprach noch.

Sie nahm den armen Wicht auf ihren Schoß und drückte seinen Kopf mit dem weichen Haar an ihre Brust. Ein schrecklicher Geruch von Unsauberkeit und Krankheit ging von ihm aus; doch Schwester Klara merkte es kaum — so groß war ihr Erbarmen.

Ob der Junge es fühlte? Sein Gesicht glättete sich allmählich. Ihm dämmerte etwas von großem Wohlbehagen. Was war es nur? Befand er sich etwa in dem Paradies seiner Kindheit: dem „Hain"?



„Schwester!" rief zeternd die Frau herüber. Das Neugeborne war aufgewacht und wimmerte nach Nahrung.

Mit dem Knaben im Arm kam die Diakonissin in die Stube.

„Was ist es mit dem Jungen, Frau? Ich fand ihn in einem fürchterlichen Anfall."

„Seine olle Krankheit," entgegnete die Frau verdrießlich. „Legen Sie ihn in die Ecke, Schwester, und lassen Sie ihn ruhig liegen. Wenn't vorbei is, kann er in seine Kabuse kriechen, sonst setzt't noch wat, wenn der Mann nach Haus kommt: er kann dat nich leiden."

Die beiden andern Kinder machten sich an den älteren Bruder heran. Eins wollte den Plunder fortziehen, den die Diakonissin unter seinen Kopf gelegt hatte, das andere versuchte ihn mit einem Strohhalm unter der Nase zu kitzeln.

„Wollt ihr ihn gleich in Ruhe lassen?"

Schwester Klara gab beiden einen Klaps und brachte sie in die Küche. Erst stießen sie ein Geheul der Entrüstung aus; dann aber vergnügten sie sich damit, den Kokskasten umzustürzen und seinen Inhalt über Küche und Flur zu zerstreuen.

Inzwischen mußte die Frau der Diakonissin Bescheid geben. Es geschah nur widerwillig.

„Da wäre nichts zu machen. Ein ‚Doktor' hätte mal gesagt, es käme von den Nieren. Ganz voll Beulen und Schwären säße der Junge, nicht anfassen könnte man ihm, ohne sich zu ekeln —"

„Aber Frau," unterbrach die Diakonissin sie, „dagegen habt ihr nichts gethan? Ihr laßt vielmehr das arme Geschöpf die schwersten Arbeiten verrichten und obenein es von seinem Vater mißhandeln? Das ist ja haarsträubend!"

Das Weib wurde wehleidig; sie läge doch und könnte sich nicht rühren, und all das Elend, der Mann, die vielen hungrigen Mäuler! Dabei verlöre eine arme Frau wohl mal die Geduld. Sonst wäre sie nicht böse gegen den Jungen. Im Gegenteil, wenn es irgend anginge, kriegte er jeden Morgen seine Schrippe.

Den Tag blieb die Diakonissin, bis Kratsch nach Haus kam, um ihm wegen des Jungen ins Gewissen zu reden. Er machte ein mürrisches Gesicht und ging nicht darauf ein. Ein paarmal pfiff er durch die Zähne. Schließlich sagte er roh: „Wenn der Jung stirbt, denn is er dod, Schwester! Ran müssen wir mal alle, und't kräht keen Hahn nich nach."

„Ich muß aber darauf bestehen, Kratsch, daß Sie ihn in ein Krankenhaus geben."

„Man zu! Aber keenen Deut nich aus meine Tasche, Schwester. Ik kenne disse Krankenhäuser, noch von meine Erschte: sie laufen mich noch alle Dag 't Haus in, ik soll vor ihr berappen, obschonst sie lange dod is."

„Ich kann für Hermann vielleicht ein Freibett bekommen."

„Is mich janz enjal, bloß lassen Sie mir mit Ihre Krankenhäuser sind. Den Jungen nehmen Sie man mit: 'n Brotfresser weniger, jut, sag ik!"

Mit dem Freibett hatte es indes seine Schwierigkeit. Die Armenabteilungen in den Krankenhäusern waren alle überfüllt. Schließlich stellte eine Dame aus der Gethsemanegemeinde Schwester Klara eins in Aussicht, das allerdings noch von jemand eingenommen wurde.

Als Männe hörte, daß er ins Krankenhaus sollte, sagte er nur: „Ach nee!" Aber seine Augen leuchteten plötzlich auf, und in seiner kindlichen Phantasie schwankte er hin und her, ob er dem Krankenhaus oder dem Humboldthain den Vorzug geben sollte.

Eines Morgens stand er wartend auf dem Treppenflur, gewaschen und gekämmt, einen alten Filz auf dem Kopf und ein Bündelchen in der Hand.

„Willst du fortgehen, Männe?" fragte die Diakonissin ihn verwundert.

„Et is vor't Krankenhaus, Schwester! Nu bringen Sie mir man hin. Ik bin fix und fertig."

„Mein lieber Junge, heut geht es noch nicht. Ich habe das Bett für dich nicht bekommen."

Er senkte den Kopf. „Na, denn nich. Bloß, morjen is't widder Sonndag, und Vatta geht nich uf Arbeet; denn krieg ik meine Haue."

„Er hat mir doch versprochen, dich nicht mehr zu schlagen."

„Duhn duht er't doch. Er hat zu Muttan gesagt, dat geht Ihnen nischt an, Schwester, un Sie brauchten nich widder kommen. Mutta soll man ufstehn und allens alleene machen. Ik hab't in meine Kabuse gehört, wenn sie auch denken, dat ik schlafen duh. Nee, Schwester, schlafen duh ik nich ehr als bis in't Krankenhaus. Ik hör allens."

Schwester Klara kam in der That nicht wieder. Es gab so viele arme Leute, die sie jetzt nötiger hatten als die Kratsch; aber ihren Schützling vergaß sie nicht, wenn auch die Zeit verstrich, ehe sie ihm helfen konnte.

„Die Pflege bei den Kratsch scheint Sie merkwürdig angegriffen zu haben, Schwester Klara!" sagte die Oberin. „Hatten Sie es dort so schwer?"

Die Diakonissin verneinte; aber sie wurde rot dabei. Sie wollte nicht bekennen, daß das Mitleid sie untergekriegt hätte und ihr Herz bei dem armen Männe geblieben wäre.

Da stand der eines Morgens vor der Thür, als sie herauskam, wieder hübsch gekämmt und gewaschen, den bekannten Filz auf dem Kopf und das Bündelchen in der Hand.

„Na, Schwester, bringen Sie mir nu in't Krankenhaus?" Seine Stimme klang gerade so heiser wie damals, als die Krankheit ihn in der Küche niedergeworfen hatte. In dem grellen Morgenschein sah sein Gesicht verfallen aus und hoffnungslos von dem langen Warten.

„Mein lieber Junge, du darfst die Geduld nicht verlieren! Sobald ich ein Bett für dich habe, hole ich dich."

Er drückte den alten Filz auf dem Kopf fester.

„Ik dacht man, Schwester, Sie hätten mir vergessen." Dann drehte er sich um und ging nach Haus.

Endlich kam der Tag. Schwester Klara fuhr in einer Droschke vor, die auf der Straße halten bleiben mußte.

Das ganze Haus lief zusammen, und die Weiber und Kinder aus der Nachbarschaft standen herum und gafften.

Hermann hockte in der Küche in seiner Schmerzensecke. Er hörte und sah nichts. Stumpf, den Blick stier ins Leere gerichtet, saß er zusammengekauert, bis der fürchterliche Anfall ihn aufrüttelte.

In der Stube schimpfte die Mutter, daß er nichts eingeholt und nichts im Haus gethan hätte. Als die Diakonissin eintrat, wurde sie verlegen und schwieg still.

„Ich will den Hermann holen Frau Kratsch."

In der Küche begann es zu rumoren. Ein Keuchen und Pusten, und herein torkelte der Junge — freilich nicht gewaschen und gekämmt, aber den Filz auf und das Bündel in der Hand.

„Willst du woll!" fuhr die Frau ihn an.

Die Diakonissin drückte ihren gehobenen Arm herunter. „Sie versündigen sich an dem armen Kind, Frau!"

Da fing diese jämmerlich zu zetern an.

„Wenn der Jung fort is, Schwester, hab ik alle Last alleene! Die Jroße jeht in Schule, und die annern sind klein. Dat is, um 'ne arme Frau uffen Kirchhof zu bringen. Der Mann hat aber keene Insicht nich, und wenn er einen jedrunken hat — na, der Jung is nich mehr da, denn kann't die Frau kriegen!"

Sie heulte ganz verzweifelt, und ihr Schmerz, so egoistisch er war, war doch echt. Der arme Wicht hatte immer noch ein bißchen Ordnung im Haus gehalten und auf die Kinder aufgepaßt: vor allem, er war der ständige Prügeljunge gewesen.

„Adjes auch, Mutta!" sagte der Junge, „und jrüß Vattan."

Auf der Straße war ein Auflauf wie zu einem Begräbnis. „Nu bringen se Kratschens Männe in't Krankenhaus," sagten die Buben. Hermann kam sich sehr wichtig vor. Er dachte, ganz Berlin sähe zu und beneidete ihn.

Als er mit seinem Bündelchen in die Droschke stieg, wurde ihm schwindlig.

Draußen schien die Sonne. Der Rasen grünte überall, und die Bäume trieben Knospen.

Sie fuhren am Humboldthain vorbei.

„Dat is er," sagte der Junge stolz. „Wenn ik aus't Krankenhaus komme, geh ik rin, nich, Schwester?"

„Jawohl, Hermann! Aber sag, verursacht das Fahren dir Schmerzen?"

Er rieb sich den Rücken: „Dat is bloß, wenn't so über die Steine geht. Uhjeh! Dat war eener."

Die Diakonissin legte den Arm um ihn. Da fiel sein Kopf matt gegen ihre Schulter; aber Schmerzen fühlte er nicht mehr. Er dachte, dies wäre der schönste Tag seines Lebens.

Das nächste Mal, als Schwester Klara ihren Schützling sah, lag er in einem weißen Bettchen, still und weiß, das weiche Haar glatt gekämmt und solch einen zufriedenen Glanz in den Augen. Er lächelte ihr entgegen; aber dabei zuckte es kaum in seinem altklugen Gesicht — nur wie ein Leuchten ging es darüber hin.

Das Sprechen wurde ihm sauer. Er mußte aber erzählen, wie gut er es hätte. Auch der „Doktor" besuchte ihn immer. Das wäre ein junger, lustiger, der sagte immer: „Na, Männchen, wie geht's, wie steht's?"

„Und immer waschen sie mir, un Milch krieg ik. Und wat der Dokta is, der spaßt mit mich. Ik hab aber jesagt: ‚Sie denken woll, ik mag Ihnen so ville leiden wie Schwester Klara? Nee, is nich! In janz Berlin is keene nich, die ick so doll jut bin.' Da hat er jelacht und mich die Backe gekloppt. Herrjeh, Schwester, wat vor 'nen scheenen Blumenpott haben Sie?"

Es war eine blühende Hyazinthe, rosenrot, wundervoll duftend Sie hatte sie unterwegs für ihn gekauft. „Der Frühling ist in den Humboldthain gekommen. Er läßt dich schön grüßen und schickt dir dies."

„Ach nee!" sagte er nur, wie damals, als er hörte, daß er ins Krankenhaus sollte, und wieder das Leuchten in seinem spitzen Gesichtchen.

Ueber Nacht schossen im Humboldthain die ersten Veilchen auf, und als der Morgen graute, begannen die Finken zu schlagen. Dann ging die Sonne auf, rot, mit langen, goldenen Strahlen. Einer davon glitt an dem Fenster entlang, wo in dem großen Krankensaal ein schmales Bett stand. Er beschien die blühende Hyazinthe auf dem Tischchen daneben — und das spitze, weiße Gesichtchen in dem schmalen Bett. Eine kaum merkbare Erschütterung geht durch den Frühlingsmorgen, ein Aufzucken, ein verwehender Seufzer, dann tiefe Stille — —

Am Fenster flattert ein weißer Schimmer der Sonne entgegen. Ein langer, goldener Strahl nimmt ihn auf und trägt ihn empor in den blauen Aether — —

Still bleibt es in dem Krankensaal; aber die Hyazinthe, die Schwester Klara ihrem Schützling hergebracht hatte, duftet und duftet, süß, gewaltig, als ob sie eine Seele bekommen hätte.

Mädchenherzen.

Von Hans Müller.

Hätt ich dein Herz in meiner Hand,
Wie wollt ich es streicheln und herzen!
Herzen sind alle von Gott gesandt
Und blühen auf allen Wegen.

Doch die Herzen wollen verschlossen sein,
Tief unterm roten Mieder.
Da schlummern die jungen Sünden ein,
Und niemand wird empfangen sein,
Nicht Kuß, nicht Blüten, nicht Lieder.

Nur einmal wird das Herz so laut
Tief unterm Mieder schlagen!
Und die Stube ist eng, und der Himmel blaut,
Und die Welt ist licht, und du bist eine Braut,
Und das Herz wird lächelnd sagen:

„Küß mich und nimm mich in deine Hand!
Herzen sind alle von Gott gesandt
Und müssen ihr Wunder tragen . . ."

Künstlerische Männerkleidung.

Ein Vorschlag von Adolf Friedrich Brüggemann.

Wenn wir unsere heutige Herrenkleidung mit der Tracht unserer Ahnen vor fünfzig und hundert Jahren vergleichen, so können wir nicht umhin, einzugestehn, daß sich im Gegensatz zu damals eine traurige Nüchternheit geltend gemacht hat. Es mag ein Ergebnis unseres wesentlich aufs Praktische gerichteten Zeitalters sein, daß wir wenig ausgesprochenen, stumpfen Farben den Vorzug geben. Reine Tuche, die allein einen einheitlichen Farbeneindruck hervorrufen, finden nur noch bei Uniformen und Damentoiletten Verwendung, während für Herrenkleider heute fast nur noch gerippte Stoffe, Kammgarn, Cheviot u. s. w., verwendet werden, die selbst in den beiden einzig noch vorkommenden traurigdüsteren Unifarben Schwarz und Dunkelblau durch ihre gerippte Oberfläche das Licht brechen und so niemals einen einheitlichen, reinen Farbeneindruck hinterlassen.

In Wirklichkeit macht unsere heutige Zeit aber gar nicht mehr solch ein griesgrämiges Gesicht, als sie sich gern den Anschein giebt. Das Zeitalter der allein auf das Praktische gehenden Nüchternheit scheint einer ganz natürlichen Reaktion zu weichen. Es liegt ein Sehnen in unsern Tagen, alles schön und nicht nur praktisch zu gestalten, und die Kunst selbst ist aus ihren engen Kreisen ins Leben hinausgetreten, um diesem Sehnen freundschaftlich entgegenzukommen. So sehn wir heute überall eine Freudigkeit an leuchtenden Farben und charakteristischen Formen durchbrechen, die für unsere Zeit außerordentlich bezeichnend ist. Daß diese Bewegung der sogenannten angewandten Kunst an der Nüchternheit unserer bisherigen Herrenkleidung nicht spurlos vorüberging, war zu erwarten.

Es sind denn auch schon beachtenswerte Vorschläge und Versuche in dieser Richtung gemacht worden. Zuerst waren es farbenliebende Personen, insbesondere Maler und Künstler überhaupt, die sich bemühten, jener Nüchternheit zu entgehn, ohne damit Einfluß auf die Gesellschaft zu haben. Dies war noch keine naturgewachsene Bewegung aus der Menge, sondern nur Bestrebungen Einzelner, die sich dadurch auffallend machten und so das eigentlich Feine und Vornehme, das den Anklang der Gesellschaft hätte erringen können, ausschlossen, und zwar um so mehr, als der Künstler in dieser Beziehung leicht etwas ins Extreme verfällt.

Indes wuchs sich unser modernes Bestreben, das künstlerisch Schöne ins praktische Leben zu übertragen, mehr und mehr aus und fand besonders zu Beginn des vorigen Jahres einen hervorragenden Förderer in Ernst Freiherrn von Wolzogen. Es ist nicht Gegenstand dieser Betrachtung, ein kritisches Urteil über die künstlerische Bedeutung des von Wolzogen gegründeten Ueberbrettls zu fällen, aber es liegt wohl im Bereich dieser Abhandlung, darauf hinzuweisen, welches Moment sein Unternehmen in der Bewegung der sogenannten angewandten Kunst bedeutet, und wie durch ihn die uns hier interessierende Kleiderfrage akut geworden ist. Diese Bewegung, die bisher nur in den Kreisen der bildenden Kunst zu Hause war, indem die bildenden Künstler es nicht unter ihrer Würde erachteten, sich angelegentlicher als zuvor mit den kunstgewerblichen Erzeugnissen unserer Zeit zu befassen, wurde durch Wolzogen auch auf die beiden andern Künste, Musik und Dichtkunst, übertragen. Man spricht heute in seinem Sinn von angewandter Lyrik und einer ihrem Inhalt entsprechenden Komposition. Kurz, Ernst von Wolzogen wurde es zum Grundsatz, daß alles, was den Gästen seines „Bunten Theaters" dargeboten wurde, je in seiner Art einen künstlerischen Eindruck hervorrufen sollte: das Lied als Dichtung und als Komposition, der Vortrag des Liedes, die ganze Einrichtung des Salons auf der Bühne, in dem das Lied vorgetragen wurde, das alles sollte einen unserm modernen Empfinden entsprechend künstlerischen Eindruck hervorrufen. Unzweifelhaft hätte der Künstler in diesen Rahmen einen Mißklang gebracht, wenn er in der traurig nüchternen Kleidung unserer Zeit aufgetreten wäre. Andrerseits hätte ein phantastisches Bühnenkostüm ebensowenig dort gepaßt, wo die dargebotene Kunst ihren Stoff größtenteils unmittelbar aus dem Leben unserer Tage hernahm. Es handelte sich also darum, die Künstler in geschmackvolleren, farbenfreudigeren Kostümen auftreten zu lassen, ohne doch ganz aus der Art herauszufallen, nach der wir uns nun einmal heute zu kleiden pflegen.

Wolzogen trug z. B. den düsteren, schwarzen Frack zu hellen Beinkleidern und besetzte ihn mit silbernen Knöpfen. Bei andern Aufführungen ließ er seine Künstler in einer unserm modernen Geschmack verwandten Empiretracht auftreten. Hieraus ist ihm oft zu Unrecht ein Vorwurf gemacht worden. Wenn die Nüchternheit unserer Zeit uns in kostümlicher Hinsicht auf Abwege geraten ließ, so ist es ganz richtig, wenn wir auf jene Zeit zurückgreifen, in der zuletzt noch künstlerisch wohlgefällige Farben und Formen in der Kleidung geherrscht haben, und das war eben die sogenannte Biedermeierzeit. Das heißt nun aber nicht, daß wir heute wieder in Empirekostümen herumlaufen sollen. Die Zeit ist vorbei; im Gegenteil, wir wollen uns für eine neue Zeit kleiden, aber die Fäden, die man damals hat fallen lassen, müssen heute wieder aufgenommen werden.

Ernst von Wolzogen wagte auf der Bühne seines Bunten Theaters moderne Kostümproben, die, stark abweichend von der Nüchternheit unserer gewohnten Tracht, durchaus nicht geschmacklos waren und von denen die eine oder andere sich vielleicht auch noch die Liebe und Nachahmung seines Publikums erworben hätte, wenn das Ganze nur etwas einheitlicher gehandhabt worden wäre. Der Einzelne wünscht nicht gern als Einzelner aufzufallen. Soll die Bewegung wirklich lebensfähig sein, dann muß sie sich nach diesen Einzelversuchen zunächst mehr im großen mit einem einheitlichen Modell durchringen, um dann, wenn sie sich eingelebt hat, dem Einzelnen wieder einen mehr individuellen Spielraum zu lassen.

Unabhängig von Wolzogen verfertigten nun im vergangenen Winter auch schon nennenswerte Schneidergeschäfte in Großstädten hier und da dunkelbraune Frackanzüge mit goldenen, dunkelblaue mit silbernen Knöpfen, nachdem bereits geraume Zeit in Fachkreisen immer wieder bisher vergebliche Versuche gemacht worden waren, unsere düsteren, schwarzen Gesellschaftsanzüge durch eine neue, geschmackvollere Mode zu ersetzen.

Dies dürften wohl die einzigen Versuche sein, die auch in den Kreisen der Gesellschaft aufzukommen wagten.

Wenn wir unsern üblichen Gesellschaftsanzug, den schönen Frack, einer ästhetischen Betrachtung unterwerfen, so erweisen sich an ihm, sogar an dem schönsten Frack, allerdings bedeutende Mängel.

Betrachten wir zunächst seinen Schnitt. Es ist kein Rock und keine Weste, hinten lang und vorne kurz, gerade als hätten wir auf unserer Rückseite noch etwas Besonderes zu bedecken. Leute mit offenem Blick für das Geschmackvoll-Schöne haben schon lange in diesem zierlich beschwänzten Gesellschaftsanzug das Geschmackloseste des Geschmacklosen erkannt und ihrer Ansicht darüber auch oft genug unverhohlen Ausdruck verliehen. Daß es daneben engherzige Naturen giebt und geben wird, die einer Aenderung an diesem eingewohnten Festanzug mit Mißmut und Angst vor dem Zusammenbruch aller gesellschaftlichen Formen entgegentreten, ist eine Sache, die sich von selbst versteht und über die man stillschweigend hinweggeht.

Fassen wir nun die melancholische Farbe des Fracks mit Bezug auf seine Verwendung ins Auge. Mit diesem düsteren, traurigen Schwarz folgen wir wohl einer Leiche, sollen wir aber auch im hellerleuchteten Ballsaal unter freudig geputzten Damen in den hellsten und schönsten Farben fröhlich sein und gar einen zierlichen Reigen tanzen? Wie stimmt da die Nüchternheit eines dahingehenden Zeitalters noch mit unserm modernen Empfinden überein? Ist Schwarz die Farbe der Freude und frohen Feierlichkeit?

Ueber alles dies sind wir nun so ungeschickt gewesen, unsern besten Gesellschaftsanzug auch noch den Lohndienern auszuliefern, und können es nachgerade nicht mehr besonders feierlich empfinden, uns in den festlichsten Momenten unseres Lebens mit dem Kellnerfrack zu begnügen.

Wie oben erwähnt, haben Wolzogen und feine Schneidergeschäfte vergangenen Winter den Frack mit goldenen oder silbernen Knöpfen besetzt, um so noch einmal etwas von seinem alten Glanz aufzufrischen. Ich weiß nicht, ob es die Absicht dieser Herren war, ihn dadurch von dem Lohndienerfrack zu unterscheiden. Es könnte ja ein Weg dazu sein. Würde dies allgemeine Mode, wie lange würde es dauern, bis in feinen Häusern die Lohndiener, um ebenfalls möglichst nobel zu erscheinen, auch metallene Knöpfe an ihrem Frack trügen, und wir wären so weit, wie wir waren. Mir gefällt dieser Versuch mit blanken Knöpfen überhaupt nicht; will man durch solche einen Unterschied hervorheben, so sollte man sie gerade den Lohndienern zuweisen und nicht der Gesellschaft; denn wir sind doch einmal geneigt, in diesen Knöpfen etwas Livreeartiges zu sehn.

Diese Beobachtungen und Erwägungen haben mich auf den Gedanken eines ganz neuen Anzugs gebracht, der die erwähnten Mängel unseres bisherigen Gesellschaftsanzugs glücklich zu vermeiden scheint.

Dieser Anzug soll vor allem durch seine feine Farbenzusammenstellung wirken. Es sind dies drei Farben, aber jede von diesen dreien eine ausgesprochene Unifarbe. Abgesehn von der Weste, die aus Seide besteht, darf deshalb auch kein gerippter Stoff verwendet werden, sondern nur reines Tuch, das allein imstande ist, einen einheitlichen Farbeneindruck zu hinterlassen. Vor fünfundsiebzig Jahren kannte man nichts anderes, heute ist das etwas Neues, weil reine Tuche in Herrenanzügen leider außer Gebrauch gekommen sind. Es ist im wesentlichen ein hellhellsilbergraues Tuch, ich wiederhole ausdrücklich: „hellhellsilbergrau". Es ist nicht ein grauer Anzug von jenem trüben Grau, wie wir ihm häufig begegnen, es wird vielmehr zu diesem Anzug ein ganz zartes und sehr diffiziles Perlgrau und zwar in Tuch verwandt, wie es in unserer Zeit zu Herrenanzügen überhaupt nie verwandt worden ist, sondern nur zu Damentoiletten. Aus diesem perlgrauen Damentuch werden Rock und Hose verfertigt.

Was den Schnitt des Rocks anbetrifft, so sollen auch hier die Fäden aufgenommen werden, die vor fünfundsiebzig Jahren fallen gelassen wurden. Man trug einen langen Rock mit Taille, der wesentlich unserm heutigen Gehrock entsprach. Es ist ein unbewußt richtiges Zurückgreifen auf jene Zeit, wenn der Gehrock in unsern Tagen wieder eine Aufnahme findet, die man vor nur zehn Jahren nicht geahnt hätte. Man trägt ihn schon heute nicht nur schwarz und in Gesellschaft, sondern als täglichen Anzug und sogar braun und dunkelgrau und auch mit Taille ganz wie damals, nur leider nicht in Tuch.

Der Rock unseres neuen Gesellschaftsanzuges soll also auch mit Taille glockenförmig ringsum bis über die Knie fast auf die Waden reichen, jedoch nur zum Offentragen gemacht sein. Der Kragen des Rocks ist mit schwarzem Tuch unterlegt, das mit einer feinen Linie über seinen Rand hinaussteht und diesen so als tiefschwarze Paspelierung scharf markiert. Diese Paspelierung läuft vorn weiter mit dem Rand des offenen Rocks bis an dessen unteres Ende. Unten ringsum bleibt der Rock dagegen unpaspeliert. Da der Rock nicht zum Schließen gemacht wird, so bedarf es keiner Knopflöcher, und es können rechts und links der schwarzen Paspels einige schwarze Knöpfe gesetzt werden. Einen besonderen Schnitt haben die Aermelöffnungen, indem sie nach hinten etwa zehn Zentimeter aufgeschnitten sind und dann die beiden etwas weitgeschnittenen Tuchenden in der Art modern flach zusammengelegter Manschetten mit einem schwarzen Doppelknopf geschlossen werden. Die Aermelöffnungen mit ihrem Einschnitt sind wieder schwarz paspeliert. Beim Einblick in den Aermel sieht man ein bis zwei Zentimeter der schwarzen Unterlegung, worauf perlgaues Seidenfutter folgt, mit dem der ganze Rock gefüttert ist. Der Rock hat hinten einen einzelnen hochreichenden Schlitz ohne Paspelierung und ohne Taillenknöpfe, so daß man von hinten den perlgrauen Tuchanzug nur mit der schwarzen Paspelierung am Kragen und an den Aermelöffnungen sieht.

Das Beinkleid wird ohne Paspelierung nach modeartigem Schnitt aus demselben perlgrauen Tuch verfertigt wie der Rock.

Die Weste, die als Mittelpunkt den ganzen Anzug beherrscht, besteht aus ganz zarter, blasser, farbiger Seide. Auch hier soll wieder ein ausgesprochener Farbeneindruck erzielt werden, weshalb sie im Gegensatz zu bisherigen Seidenwesten „uni", ohne eingewebtes Muster gewählt werden muß. Die feine Farbe dieser seidenen Weste muß mit dem zarten Perlgrau des Rocks in dezentem Einklang stehn, sei sie nun ganz duftig rosa oder zart himmelblau oder blaß resedafarben oder ebenso feingelb. Diese Weste bleibt gänzlich unpaspeliert, ist dagegen mit zwei Reihen schwarzer Knöpfe besetzt, unten ziemlich kurz und oben gleich einem Wams ohne Brustausschnitt hoch bis zum Hals geschlossen.

Der Kragen wird über die Weste geknöpft, und der Rand des Kragens auf der Weste mit einer weichen, schwarzseidenen, breiten Binde bedeckt, die hinten wenig den Rockkragen überragt, vorn in voller Schleife auf die Weste fällt. Kragen und Manschetten bleiben stets weiß. Schwarze Lackstiefel und ein weicher perlgrauer Hut mit breiter unpaspelierter Krempe, aber einem schmalen, schwarzseidenen Band vervollkommnen den Anzug. Der furchtbare Zylinder wirkt zu diesem neuen Gesellschaftsanzug stets komisch und wird damit glücklich unmöglich.

Ich schlage diesen neuen Gesellschaftsanzug als Ersatz unseres bisherigen Fracks vor, womit nicht gesagt sein soll, daß Leute, die einen besonderen Geschmack an ihm finden, ihn nicht auch als Promenadenanzug tragen können. Im allgemeinen scheint mir dieser durch seine Diffizilität so feine Anzug zu kostbar, um viel getragen zu werden, und man wählt vielleicht, um auch unsern düsteren Gehrock zu vermeiden, an seiner Stelle dunkelbraune und dunkelblaue Tuchanzüge ohne Paspelierung mit bunten Tuchwesten, aber auch dieses alles stets „uni", wenn es wirklich vornehm sein soll.



Was die Richter sagen.

Hausfriedensbruch.

„Mein Haus ist meine Burg". Wie in alter Zeit die Störung des Burgfriedens strafrechtlich geahndet wurde, so straft das moderne Recht die Verletzung des Hausfriedens. Der Hausfrieden ist das Recht, das Haus, die Wohnung, das umfriedete Besitztum, die Geschäftsräume nach eigenem Gefallen den Zwecken der Häuslichkeit oder den Geschäftsinteressen gemäß zu benutzen.

Als umfriedetes Besitztum hat das Reichsgericht eine solche Grundstücksfläche erachtet, die durch ihre enge räumliche und äußerlich erkennbare Verbindung mit einem bewohnten Haus auch dessen Frieden teilt, selbst wenn diese Fläche nicht durch Schutzwehren gegen das beliebige Betreten durch andere gesichert ist, wie das z. B. der Fall ist hinsichtlich des nicht mit einer Umfriedung umgebenen Hofraums eines Gutshauses oder eines nicht eingehegten Hausgartens oder des Vorplatzes eines Fabrikgebäudes. Umfriedetes Besitztum sind aber auch eingehegte Grundstücke, die nicht in erkennbarem Zusammenhang mit der Wohnung stehen, z. B. eine isolierte und unter Verschluß gehaltene Scheune oder ein Neubau, dessen Betreten durch zusammenhängende Schutzvorrichtungen verhindert ist. Es müssen aber in die Luft ragende Schutzwehren sein, wie Hecken, Zäune, Drähte; Furchen und Gräben bilden keine genügende Abgrenzung, noch weniger bloße Warnungstafeln.

Geschäftsräume sind die erkennbar abgegrenzten Räume, in denen jemand seine Erwerbsthätigkeit ausübt, wie Werkstätten, Wirtslokale, Marktbuden, ja selbst der Wagen eines Landmanns, von dem aus er seine Waren auf dem Markt verkauft. Dagegen sind Straßenbahnwagen oder Eisenbahnabteile nicht Geschäftsräume des Unternehmers; in ihnen ist also ein Hausfriedensbruch nicht möglich.

Begangen wird der Hausfriedensbruch auf zweierlei Weise: entweder durch widerrechtliches Eindringen in Räume der vorbezeichneten Art oder durch unbefugtes Verweilen darin trotz der Aufforderung des Berechtigten, sich zu entfernen.

Widerrechtlich ist das Eindringen, wenn es unter Störung des von einem andern rechtmäßig ausgeübten Besitzes mit dem Bewußtsein erfolgt, gegen den Willen des Berechtigten zu handeln. Dies Bewußtsein ist nicht immer leicht nachzuweisen. Es ist aber jedenfalls dann als vorhanden zu erachten, wenn der Thäter aus den Umständen entnehmen muß, daß sein Eintreten dem Willen des zum Besitz Berechtigten widerspricht. Hausfriedensbruch begeht daher z. B. der Bettler und der Hausierer, wenn sie die Warnungstafel: „Hausieren und Betteln ist verboten!" mißachtend eintreten, nicht minder der Neugierige, der ein Schloß, ein Museum ohne die — wie ihm bekannt — erforderliche Einlaßkarte betritt; schließlich auch, wer sich zum Zweck des Diebstahls einschleicht, aber noch vor dessen Ausführung ertappt wird. Nicht rechtswidrig und kein Eindringen ist aber der Zutritt, wenn er dem gewöhnlichen Verkehr entspricht, wie z. B. der Eintritt der Kunden in den Laden. Auch ist das Eindringen dann nicht rechtswidrig, wenn es durch Vertrag oder durch Gesetz gestattet ist. So ermächtigt das Gesetz den Vater und den Vormund, in die Wohnung des minderjährigen Sohnes oder des Mündels einzudringen; der Vollziehungsbeamte darf behufs Vollstreckung die Wohnung des Schuldners betreten; Durchsuchungen der an sich dem Hausfrieden unterstehenden Räume können nach Maßgabe der Strafprozeßordnung, Revisionen seitens der Gewerbepolizei, z. B. seitens der Fabrikinspektoren, können auf Grund der Gewerbeordnung vorgenommen werden. — Ehegatten, die einen gemeinsamen Haushalt führen, machen sich nicht des Hausfriedensbruchs schuldig, wenn der eine in die besonderen Räume des andern auch gegen dessen Willen dringt. Anders liegt es aber, wenn sie thatsächlich von einander getrennt leben. Der Mann hat keine der elterlichen Gewalt des Vaters über die minderjährigen Kinder entsprechende eheliche Gewalt über die Frau. Aber auch die Frau, die dauernd von dem Mann getrennt lebt und seine Wohnung nur betritt, um die in seinem Besitz befindlichen, wenn auch ihr gehörigen Mobilien ohne seine Erlaubnis fortzuschaffen, macht sich des Hausfriedensbruchs schuldig. — Ueberhaupt ist zu beachten, daß wer nur eine beschränkte Befugnis zum Betreten bestimmter Räume hat, dann als widerrechtlich eindringend zu erachten ist, wenn er eben diese Räume mit bewußter Ueberschreitung seiner Befugnis betritt. Das gilt z. B. für den Hauswirt, der die Wohnung des Mieters nur unter dem Vorwand der Feststellung einer Reparaturbedürftigkeit, nachweisbar aber zu ganz andern Zwecken betritt.

Wie erwähnt, begeht auch der Hausfriedensbruch, der unbefugt trotz Aufforderung des Berechtigten in den umfriedeten Räumen verweilt. Weitverbreitet, aber irrig ist die Annahme, diese Aufforderung müsse wiederholt, sogar dreimal geschehen sein: eher läge ein unbefugtes Verweilen nicht vor. Es genügt vielmehr eine einmalige und auch nur durch Gesten ausgedrückte Aufforderung. Nur muß sie vom Berechtigten geschehen, d. h. von dem, dessen Besitz durch die Störung verletzt wird, oder von seinem Vertreter. Das sind die Ehefrau, die erwachsenen Familienmitglieder und die Dienstboten. Dem Wirt gegenüber hat der Mieter ein Hausrecht sogar dann noch, wenn er trotz abgelaufenen Kontrakts noch über die Mietzeit in der Wohnung verweilt.

Nur den unberechtigt Verweilenden kann der Berechtigte gehen heißen, nicht aber den, der z. B. durch Vertrag zum Verweilen befugt ist. Deshalb muß der Gastwirt dem Gast, dem Speisen und Getränke gewährt sind, auch den zum Verzehren nötigen Aufenthalt im Lokal gestatten. Der Prinzipal darf nicht beliebig seinen Angestellten aus den Geschäftsräumen, die Herrschaft nicht beliebig den Dienstboten aus dem Haushalt weisen. Ist aber die Zeit des Dienstvertrags abgelaufen oder das Dienstverhältnis einseitig gerechtfertigterweise gelöst, dann ist das fernere Verweilen des bisher Dienstpflichtigen u. s. w., dem Verlangen des bisherigen Herrn zuwider, Hausfriedensbruch.

Das Strafmaß anlangend, so darf auf Geldstrafe von nicht weniger als drei Mark erkannt werden; auch tritt die Strafverfolgung überhaupt nur auf Antrag des Verletzten, der binnen drei Monaten zu erfolgen hat, ein. Ist der Hausfriedensbruch aber von mehreren gemeinschaftlich begangen oder von einer bewaffneten Person, mag auch die Waffe verborgen gewesen sein, so erfolgt die Strafverfolgung auch ohne Antrag. Auch ist das Strafmaß in solchem Fall zum mindesten auf eine Woche Gefängnis festgesetzt



Ein nordischer Bildhauer.

Hierzu 3 Spezialaufnahmen für die „Woche".

Barthel Thorwaldsen, der geniale Wiedererwecker der altgriechischen Plastik, war keine vereinzelte Erscheinung am nordischen Kunsthimmel. Was er auf dem Gebiet der Bildhauerkunst geleistet, wiederholte sein Landsmann Theophil Hansen auf dem der Architektur, indem er das herrliche, von hellenischer Anmut umschimmerte Wiener Reichsratsgebäude schuf. Man hat zur Erklärung dieses außerordentlichen Verständnisses für antike Formen sogar die Hypothese aufgestellt, daß die Dänen Nachkommen der alten Griechen seien, die sich mit ihren Schiffen ja weit hinauswagten und auf ihren Seefahrten nach dem Norden verschlagen worden wären.

Wie dem auch sei, Thatsache ist, daß diese Söhne des nebligen Nordens, allen Theorien von dem Einfluß des Klimas und der Atmosphären zum Trotz, ein ausgeprägtes Gefühl für scharfumrissene Formen, für das harmonische Gleichgewicht der Massen, für prägnanten Ausdruck besitzen. Die Kollektivausstellung der Skulpturen von Professor Sinding in Berlin, die zur Zeit die Welt der Kunstfreunde nach dem Salon von Keller und Reiner zieht, ist ein neuer Beweis von dieser eigentümlichen Begabung der Dänen.

Sindings Werke, insbesondere die der letzten Jahre, zeugen von dem Streben des Künstlers, allem, was an akademische



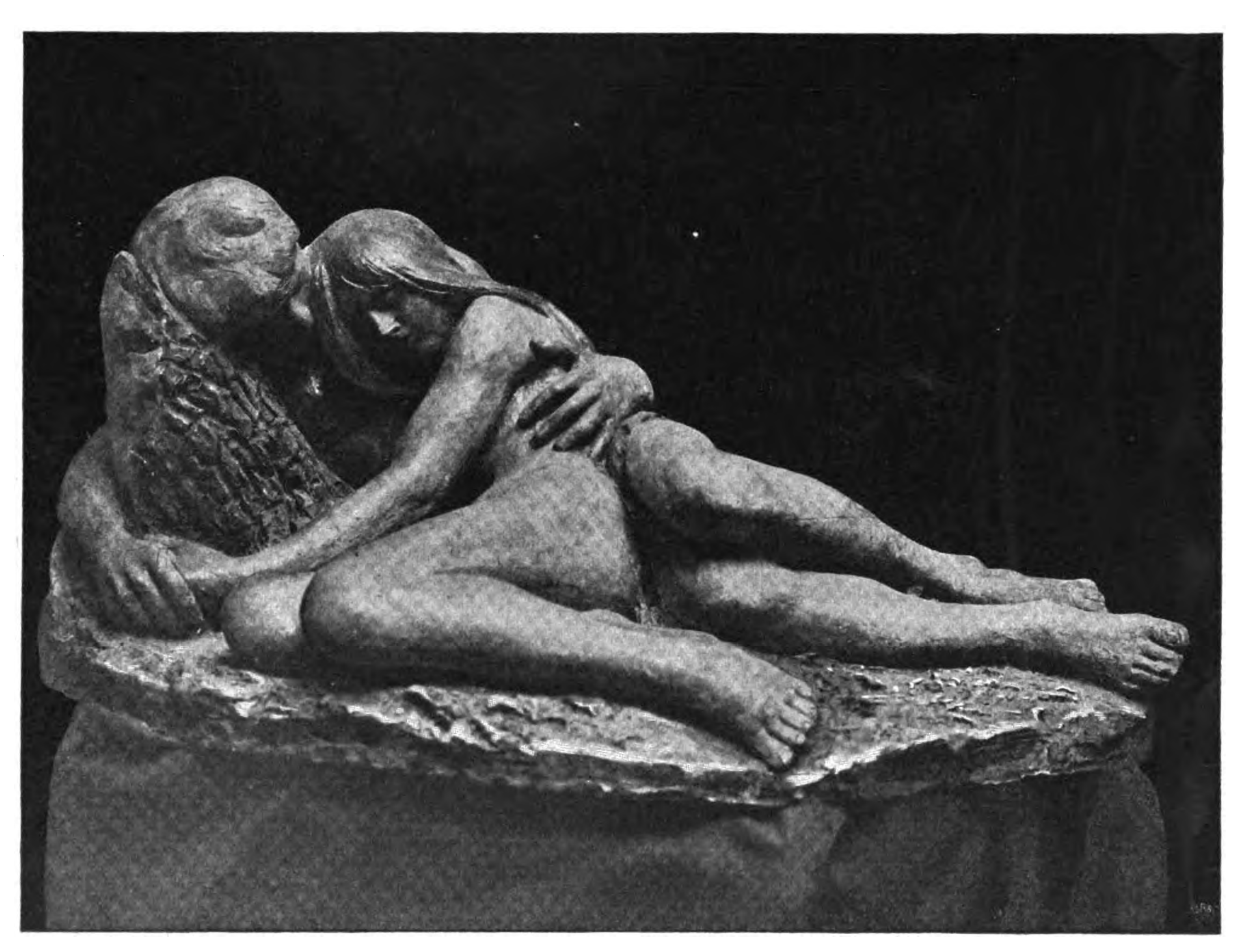
Sinding. Sindings Sohn.

Professor Stephan Sinding in der Ausstellung seiner Bildwerke im Kunstsalon von Keller & Reiner, Berlin.

Kunst und Klassizismus mahnen könnte, aus dem Wege zu gehen und die Bahnen der modernen Plastik zu wandeln. Und doch lebt noch ein Hauch von Hellenismus in ihnen — nicht zu ihrem Nachteil. Denn das Schönste schafft Sinding dort, wo er ausschließlich das uralte und einzige Ziel der Plastik, dem menschlichen Körper das schönste Formen- und Linienspiel abzugewinnen, verfolgt. So in der hier abgebildeten Gruppe „Nacht", die das von Rodin in seinem „Baiser", von Peter Breuer in „Adam und Eva" erfolgreich gelöste Problem, einen männlichen und einen weiblichen Körper zu einer wirkungsvollen Gruppe zu verbinden, in origineller Weise behandelt. Nicht minder vollendet ist Sindings „Gefangene Mutter": eine Sklavin mit auf dem

Aehnlich steht Sindings „Krieg", mit dem Maßstab plastischer Schönheit gemessen, entschieden über der bekannten, dasselbe Thema behandelnden Komposition J. S. Gérômes, ohne an Macht hinter ihr zurückzutreten. Bei Gérôme eine brüllende Furie mit weitaufgerissenem Rachen, zu deren Füßen eine Schlange drohend ihr Haupt erhebt, bei Sinding eine Walküre mit flatterndem Haar, die auf ungezäumtem Roß im Sturmwind von einer Anhöhe herabgeritten kommt. Die weibliche Figur sowohl wie das Pferd atmen in der etwas stilisierten Geschlossenheit ihrer Formen eine geradezu wilde, fast unbändige Kraft.

Diesem Streben nach Größe und Wucht läßt Professor Sinding in seiner neusten Schöpfung „Mutter Erde" die



Nacht. Gruppe von Stephan Sinding.

Rücken zusammengebundenen Händen, die kniend ihr Kind nährt. Es giebt wohl wenige moderne Skulpturen von gleich harmonischem Aufbau und gleich edlem Linienfluß.

Mit diesen Körpern verglichen, erscheint die Gruppe „Barbarenmutter" (Abb. S. 172) als ein Werk jener mehr charakterisierenden Richtung, die in dem Belgier Konstantin Meunier heute ihren hervorragendsten Vertreter gefunden hat. Allerdings geht Sinding hier nicht ausschließlich auf das Charakteristische und Machtvolle aus, wie Meunier in seinen derben Arbeitergestalten mit ihren eckigen Ellbogen und zerknitterten Beinkleidern: die Alte, die ihren gefallenen Sohn aus der Schlacht trägt, steht trotz ihrer Kleidung unter dem Gesetz der schönen Linie, und der ohnmächtige Jünglingskörper in ihren Armen ist von hoher plastischer Vollendung.

Zügel schießen: hier hat er Gigantisches erreicht, zugleich aber von dem Geist harmonischer Schönheit sich am weitesten entfernt. Nicht an die hellenische Plastik lehnt sich Sinding in diesem Werk an, er geht auf die altägyptischen sitzenden Königskolosse zurück. In der hieratischen Gebundenheit der Pharaonen thront die nackte Riesengestalt der Erde auf formlosem Gestein; in ihrem Schoß schläft ein Menschenpaar. Kann man dies Monumentalwerk auch nicht als durchaus einwandfrei bezeichnen — nur wenige werden wohl mit der Disposition der breit auseinanderstehenden Beine der Hauptfigur einverstanden sein — so wird doch jeder vor dem technischen Können und der kühnen Konzeption Sindings, die sich hier kundgeben, den Kopf beugen. Dr. A. Nossig.





Barbarenmutter.

Von Professor Stephan Sinding-Kopenhagen.

Spezialaufnahme für die „Woche".

Bilder aus aller Welt.



Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Wichelhaus, Direktor des Technolog. Instituts in Berlin, feierte seinen 60. Geburtstag.



Alfred Sorman, Komponist der Oper „Die Sibylle von Tivoli“.



Baronin Krticzka von Jaden,
die isländische Vorkämpferin für Frauenrechte in Wien
Phot. Markowsky.



Anton Urspruch, Komponist des großen Chorwerks „Frühlingsfeier“.



Georg Dröscher, provisorischer Oberregisseur der Königlichen Oper in Berlin.



Prof. Wilhelm Hertz-München † bekannter Schriftsteller und Literarhistoriker.

Prof. Dr. G. Krause-Köthen, feierte das 25jährige Bestehen der Chemikerzeitung.

Schluss des redaktionellen Teils.

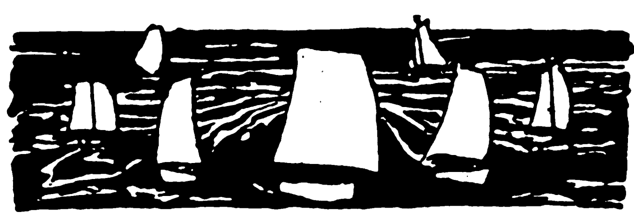
# DIE·WOCHE.

Nummer 5. Berlin, den 1. Februar 1902. 4. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 5.

Man abonniert auf die „Woche“:

in **Berlin** und Vororten bei der Hauptexpedition Zimmerstraße 37/41, sowie bei den Filialen des „Berliner Lokal-Anzeigers“ und in sämtlichen Buchhandlungen,
im **Deutschen Reich** bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten (Zeitungs-Preisliste Nr. 8221); und den Geschäftsstellen der „Woche“: **Bonn a. Rh.**, Kölnstr. 29; **Bremen**, Obernstr. 29; **Breslau**, Ring 18; **Chemnitz**, Innere Johannisstr. 6; **Dresden**, Seestr. 1; **Düsseldorf**, Schadowstr. 59; **Elberfeld**, Herzogstr. 38; **Essen a. R.**, Limbeckerplatz 8; **Frankfurt a. M.**, Zeil 63; **Görlitz**, Luisenstr. 16; **Halle a. S.**, Alte Promenade 8; **Hamburg**, Neuerwall 60; **Hannover**, Schillerstr. 17; **Karlsruhe**, Kaiserstraße 34; **Kattowitz**, Poststr. 12; **Kiel**, Holstenstr. 6; **Köln a. Rh.**, Hohestraße 145; **Königsberg i. Pr.**, Kneiphöfsche Langgasse 55; **Leipzig**, Petersstr. 19; **Magdeburg**, Breiteweg 184; **München**, Kaufingerstr. 25 (Domfreiheit); **Nürnberg**, Lorenzerstr. 30; **Stettin**, Breitestr. 45; **Stuttgart**, Königstr. 11; **Weimar**, Jubiläumsplatz 1; **Wiesbaden**, Kirchgasse 26.



Die sieben Tage der Woche.

23. Januar.

Aus Tientsin wird gemeldet, daß der dem Kommando der deutschen ostasiatischen Besatzungsbrigade zugeteilte Leutnant von Mutius (Porträt S. 184) auf einem Patrouillenritt in der Nähe von Chunliangcheng von Räubern durch einen Schuß in die rechte Schulter schwer verletzt worden ist.

Bei der Reichstagsersatzwahl in Schaumburg-Lippe für den verstorbenen freisinnigen Abg. Müller wird eine Stichwahl zwischen dem konservativen Kandidaten Grafen Reventlow und dem der freisinnigen Volkspartei Architekten Demmig notwendig.

24. Januar.

Der Kaiser reist ohne vorherige Ansage nach Hannover, um den althannoverschen Offizieren durch seine Teilnahme an einem von ihnen veranstalteten Festmahl eine Ueberraschung zu bereiten. Nach einem Besuch im Kasino der Königsulanen tritt er die Rückreise nach Potsdam an.

25. Januar.

Der Prinz von Wales trifft in Berlin ein, um dem Kaiser die Glückwünsche König Eduards zu seinem Geburtstag zu überbringen. (Vergl. Abb. S. 185).

26. Januar.

Der Prinz von Wales besucht in Begleitung des Kaisers die Kaserne des Ersten Gardedragonerregiments Königin Viktoria, nimmt an einem Frühstück bei den Offizieren des Regiments im Kasino teil und begiebt sich dann nach Potsdam, um an den Gräbern des Kaisers und der Kaiserin Friedrich Kränze niederzulegen.

Der König von Württemberg trifft in Berlin ein.

27. Januar.

Der dreiundvierzigste Geburtstag des Kaisers wird in Berlin und im ganzen Land in der üblichen Weise gefeiert. Die Hoftrauer wird für diesen Tag unterbrochen.

Aus London kommt die Nachricht von einem Verlust der englischen Marine. Die Kriegsschaluppe „Condor“ ist verschollen. Man befürchtet, daß sie auf einer Fahrt von Esquimault nach Honolulu in einem Wirbelsturm mit der 130 Köpfe starken Besatzung untergegangen ist.

28. Januar.

Es wird eine Bekanntmachung des Bundesrats veröffentlicht, durch die für Gehilfen und Lehrlinge in Gast- und Schankwirtschaften Mindestruhezeiten und Höchstarbeitstagszeiten angeordnet werden.

Im englischen Unterhaus macht der erste Lord des Schatzes Balfour die Mitteilung, daß von der niederländischen Regierung Vorschläge zur Friedensvermittlung eingegangen seien, die zur Zeit der Erwägung der englischen Regierung unterliegen.

Im sächsischen Reichstagswahlkreis Döbeln-Roßwein wird anstelle des verstorbenen nationalliberalen Abgeordneten Dr. Lehr der sozialdemokratische Kandidat Fabrikant Grünberg gewählt.

29. Januar.

Der Prinz von Wales kommt von einem Besuch am Hof in Neustrelitz nach Berlin zurück und tritt ohne längeren Aufenthalt die Heimreise nach England an.

Geh. Regierungsrat Freiherr von Seherr-Thoß wird zum Präsidenten der Regierung von Liegnitz ernannt.



Die nationale Sicherung unserer Schiffahrtslinien.

Von Professor Dr. Ernst von Halle.

Es ist schon einige Monate her, seit zum erstenmal hier und da in der Presse das Gerücht auftauchte, einer der großen amerikanischen Trusts wolle eine der großen Linien, die Deutschland mit den Vereinigten Staaten verbinden, aufkaufen, und zwar wurde in erster Reihe hierbei von der Hamburg-Amerikalinie gesprochen. Seither sind von Zeit zu Zeit immer wieder ähnliche Nachrichten in verschiedenen Formen aufgetreten. Bald hieß es, die Amerikaner ließen unter der Hand Aktien auf dem deutschen Markt kaufen, bald hörte man von Interviews, in denen die Gesellschaftsleiter sich Zeitungskorrespondenten gegenüber über die Frage aussprachen, bald wurde der Faden nur hier und da wieder in der Presse aufgenommen und weiter gesponnen.

Die Vorgeschichte dieser Gerüchte, so weit es sich nur um solche handelt, läßt sich unschwer darauf zurückführen, daß einzelne deutsche Linien im Lauf der letzten Jahre mehrfach ganze überseeische Linien angekauft haben — der Norddeutsche Lloyd zwei große ostasiatische und die Hamburg-Amerikalinie eine westindische Dampfschiffsgesellschaft — und ferner darauf, daß das amerikanische Morgansyndikat einen erheblichen Teil einer der größten Linien der englischen Leylandlinie aufgekauft hat und, wie verlautete, weitere Aufkäufe vornahm und vornehmen wollte.

Bis gegen das Jahr 1860 war die amerikanische Reederei in einem raschen Aufschwung begriffen, speziell in den 40er und 50er Jahren entwickelte sie sich schneller als die englische, die sie gegen das Jahr 1860/61 nahezu erreicht hatte. Der Sezessionskrieg trieb die amerikanischen Schiffe unter fremde Flagge. Inzwischen war der Eisenschiffbau aufgekommen, dem die amerikanische Industrie damals noch nicht gewachsen war, und so ging die überseeische Reederei der Amerikaner erheblich zurück. Sie bauten Eisenbahnen, entwickelten ihren Binnenverkehr, überließen aber den Seeverkehr den Ausländern. Namentlich der Umstand, daß die Nationalisierung fremder Schiffe in Amerika verboten ist, erschwerte eine Wiederbelebung der Reederei. Seit etwa fünfzehn oder zehn Jahren ist man nun in den Vereinigten Staaten ständig mit Erwägungen umgegangen, wie man dem abhelfen könne; mehrfach wurden schon Vorschläge zur Aufhebung des Einfuhrverbots von Schiffen oder zur Zollbefreiung des Schiffbaumaterials oder zur Gewährung von Bau- und Schiffahrtsprämien gemacht. Bisher aber sind alle erfolglos geblieben, und die überseeische Reederei der Vereinigten Staaten hat sich nur sehr langsam entwickelt. Ein Versuch zu Anfang der 90er Jahre, durch Gewährung von Spezialbegünstigungen eine ganz erstklassige Gesellschaft zu schaffen, ist nicht sehr günstig ausgeschlagen; die „American Line" mit zwei in England gekauften und zwei in Amerika gebauten Schnelldampfern hat trotz Prämien und Begünstigungen nicht den erwarteten Aufschwung genommen. Seit nun aber im spanisch-amerikanischen Krieg ein großer Schiffsbedarf eintrat, den man nur schwer befriedigen konnte, und dann 1899 der große wirtschaftliche Aufschwung in Amerika einsetzte, ist das Bestreben, die Reederei zu fördern, intensiver geworden. Die Petroleummagnaten hatten schon früher eine größere Reederei für ihren Seetransport eröffnet. Kleinere Linien bestanden auch außerdem. Nunmehr will man den pazifischen Verkehr für Amerika gewinnen und den atlantischen zu erobern versuchen. Große Werften entstanden an den Küsten, die bisher meist auf Kriegsschiffbau angewiesen, nunmehr auch Seehandelsschiffbau treiben wollen. Seit drei Jahren währt jetzt der Kampf um die Gewährung von Schiffbau- und Schiffahrtsprämien erbitterter denn je; man hofft, zum Ziel zu gelangen, wenigstens so weit die Gewährung von Prämien durch die Staatsregierung in Frage kommt. Inzwischen hat sich das Reedereiinteresse etwas erweitert, die Atlantic-Transport-Companie für den Verkehr mit England hat sich vergrößert, und nachdrücklich macht sich das Bestreben geltend, die großen kapitalistischen Trusts zur Beteiligung an der Reederei mit heranzuziehen, einerseits, weil sie die beste Förderung geben können, andrerseits, weil man durch ihren Einfluß am sichersten Prämien zu erhalten hofft. Nun ist gleichfalls in den letzten Jahren eine lebhafte Bewegung zu Tage getreten, die früheren großen Tarif- und Konkurrenzkämpfe der Eisenbahnen zu beseitigen und an deren Stelle Interessengemeinschaften zu schaffen, die nicht nur eine Verteilung des Verkehrs auf ihre Linien wechselseitig vornehmen, sondern sich durch Verwaltungsgemeinschaften und Austausch eines Teils ihres gegenseitigen Aktienkapitals innerlich miteinander verbinden und verschwägern, so daß sie in ihren Verkehrsinteressen in Zukunft als einheitliche Interessenkomplexe dastehen können. Diese großen Frachttransporteure vom und zum Ozean sind zwar noch in mehrere Interessentenlager geschieden; aber mehr und mehr scheint sich zwischen diesen gleichfalls eine Vereinigung und Vereinbarung anzubahnen. Hand in Hand mit dieser Entwicklung taucht der Gedanke auf, daß sie in Zukunft auch den Seetransport in ihren Bereich hineinziehen sollten. Die größten Eisenbahninteressenten sind von älteren die Vanderbilts, Goulds, Huntingtons u. s. w., von jüngeren die Rockefellers und das Morgansyndikat.

Die amerikanische Presse nahm das Thema der erworbenen Leylandlinie mit Eifer auf, und fortwährend kamen Nachrichten über neue Absichten, neue englische Linien anzukaufen. Mit den deutschen Linien hatte man sich zunächst noch nicht beschäftigt, aber man hörte doch von deren Prosperität und eigenen Erweiterung, und einen Augenblick schien es, als ob das Hamburger Unternehmen durch Begründung einer Linie Yokohama — San Francisco im Bunde mit einer großen amerikanischen Eisenbahn thatsächlich einen großen einheitlichen Verkehrsring um die ganze Welt zu legen imstande sein würde.

Plötzlich kam dann den Amerikanern der Gedanke, warum es gerade die Deutschen sein müßten, die die größte Reederei besäßen. Allerdings durfte man sich klar darüber sein, daß eine solche Reederei selbst mit amerikanischen Mitteln nicht im Handumdrehen geschaffen werden könne. Sie auszubauen, hat Jahrzehnte erfordert, ein gleiches Unternehmen würde gleichfalls viele Jahre erheischen, ehe es die nötigen Schiffe und Mannschaften und Organisation und Geschäftsverbindungen und Betriebseinheit und Regelmäßigkeit erlangt. Da mag nun plötzlich dieser oder jener auf die Idee gekommen sein: warum sollen wir denn solch ein Unternehmen erst langsam selbst aufbauen? Warum nicht eins der schon bestehenden an uns heranziehen?

Als man sah, die zwei deutschen Reedereien hätten trotz ihrer Größe nur das für amerikanische Begriffe verschwindend kleine Aktienkapital von je 20 Millionen Dollars — und was ist das gegenüber den 1100 Millionen des Stahltrusts? — mag man wohl auf den Gedanken gekommen sein, diese Unternehmungen oder eine derselben könnte man kaufen. Ob es zu direkten Angeboten oder Aktienankäufen gekommen ist, wer vermag das zu sagen? Die Sache liegt so, daß beide Gesellschaften nach dem deutschen Aktienrecht gegründet sind, die Aktien unpersönlich sind, auf den Inhaber lauten und in vielen Händen durch das ganze Land hin verstreut sind. Ganz große Großaktionäre scheint es bei keiner der beiden Gesellschaften zu geben. Nun würde es theoretisch wohl möglich sein, daß irgendein auswärtiges Syndikat, mit erheblichen Mitteln ausgerüstet, unter der Hand an den Börsen so lange Aktien erwerben ließe, bis es in der Stille die Majorität aufgekauft hat. Dann könnte es durch einen Bevollmächtigten eine Generalversammlung berufen lassen, die Wahl eines neuen, von ihm abhängigen Aufsichtsrats und Direktoriums durchsetzen, womöglich gar den Sitz der Gesellschaft ins Ausland verlegen, auf alle Fälle aber die thatsächliche Geschäftsführung von außen her und in fremdem Interesse besorgen und die Profite für sich einziehen. Das wäre bei unsern großen Schiffahrtsunternehmungen nach mehreren Richtungen aufs höchste bedenklich; erstens insofern unsere Schiffahrtslinien für die Entfaltung unseres Handels von allergrößter Bedeutung sind, die ausländischen Besitzer aber sie benützen könnten, um durch Veränderungen des Betriebs oder der Frachten unsern Handel zu schädigen. Des weiteren sind eine Anzahl von Handelsschiffen von der Marine im Kriegsfall als Hilfskreuzer in Aussicht genommen, die eine fremde Gesellschaft im Interesse ihres Landes dann rechtzeitig aus unserm Machtbereich herausziehen würde;

drittens ist die Handelsmarine eine der wichtigsten Reservoire von Mannschaften für die Kriegsmarine. Wollte man unsere Matrosen durch Fremde ersetzen, so würde es auch nach dieser Richtung hin von großem Nachteil sein.

Bei dem bisherigen Stand der Gesetzgebung und der Organisation aller großen Reedereien Deutschlands wäre zur Zeit hiergegen nichts zu machen. Wir zahlen Subventionen für den ostasiatischen und den südafrikanischen Dienst; die Dampfer aber gehören uneingeschränkt privaten Aktiengesellschaften, und diese können mit ihnen thun, was sie wollen, beziehungsweise die Majorität der Aktionäre willkürlich über das Gesellschaftseigentum verfügen, gerade wie bei irgendeinem andern Privatunternehmen. Theoretisch und thatsächlich, wie gesagt, ist eine völlige oder teilweise Veräußerung an das Ausland jederzeit möglich, und bei der heutigen Form des Kapitalbesitzes ist man nicht einmal imstande, mit irgendwelcher Sicherheit zu übersehen, wer die Eigentümer in einer Aktiengesellschaft sind und wo sie sitzen. Neuerdings haben hierüber die beteiligten Finanzkreise und die Börse in der Regel einiges Urteil, aber wenn jemand die Lage direkt für einige Zeit verschleiern wollte, so würde dies wohl möglich sein. Nun liegt bei oberflächlicher Betrachtung nichts näher als der Gedanke, die Amerikaner hätten die herrschende wirtschaftliche Depression in Deutschland, in der die Kurse alle heruntergingen, benutzen können, um unter der Hand thatsächlich schon einen erheblichen Bestandteil, wenn nicht die Majorität in den Reedereigesellschaften zu erwerben. Daß dies aber bisher nicht der Fall ist, daran scheint in den sachkundigen Finanzkreisen durchaus kein Zweifel zu bestehen. Wer die Kleinheit der Umsätze an der Börse gerade während des letzten Jahres kennt, wird wissen, was systematische Ankäufe eines erheblichen Teils von Schiffahrtsaktien für einen Einfluß auf diese Papiere gehabt haben würden; sie würden dann nicht, wie es der Fall gewesen war, binnen zwölf Monaten um mehrere Dutzend von Prozenten gefallen, sondern im Gegenteil stark gestiegen sein. Gerade die vielfache Verteilung würde es nicht möglich machen, große Aktienmengen freihändig aufzuhäufen, ohne daß dies offenkundig würde. Ferner scheint zwar die amerikanische Prosperität ungeheuer groß, und die Summen, die das Morgansyndikat auf dem Papier besitzt, würden die Fabelträume eines Krösus zu Lappalien machen; aber gerade in dieser Zeit die Summen in Bargeld aufzubringen, die für eine große Transaktion gleich dem Erwerb einer der zwei größten Schiffahrtslinien der Erde erforderlich sind, dürfte den Syndikaten viel weniger leicht fallen, als es den Anschein hat. Ich glaube, daß die Kenner des Finanz- und Wechselmarkts das Morgansyndikat nicht für eine so unerschütterliche Macht halten, wie die Außenstehenden, und daß sie von dem Erfolg seiner gigantischen jüngsten Eisenbahnverschmelzungsoperationen noch nicht überzeugt sind. Gesetzt aber auch dies wäre alles möglich, so ließe gerade die Zersplitterung des Aktienbesitzes u. s. w. den Weg des versteckten Aufkaufs nicht als verständig erscheinen, wie schon jüngst einmal mit vollem Recht betont wurde; sondern ernsthafte Bestrebungen nach dieser Richtung würden wohl wie bei der Leylandlinie in einem festen, hohen Angebot auf die ganze Linie ihren Ausdruck finden.

So scheint mir die momentane Gefahr nicht so sehr groß, und auch in der allernächsten Zukunft sind kaum Ereignisse zu erwarten, die Deutschland ganz plötzlich in eine Lage bringen könnten, daß es einer direkten nationalen Kalamität — als eine solche würde ich den Verlust der beiden oder einer der beiden großen Linien ansehen — ins Auge zu sehen hat. Für die Zukunft aber erscheint die gekennzeichnete Gefahr nicht ausgeschlossen. So wird es sich also darum handeln, in der nächsten Zeit Vorkehrungen zu treffen, die es sachlich unmöglich machen, daß einer der wichtigsten Teile des deutschen Nationalvermögens Eigentum des Auslands wird. Mit dem Geldwert erschöpft sich der Wert unserer Reedereien wahrlich nicht. Sie sind eins der großartigsten Erzeugnisse unserer nationalen Kraft und Denkarbeit auf der Grundlage der alten hansestädtischen Erfahrung und Tüchtigkeit, die deutsch zu erhalten zugleich Recht und Pflicht ist.

Das mobile Kapital in der Form der anonymen Aktiengesellschaft ist etwas vollkommen Unpersönliches, seinem Wesen nach international. Es teilt diese Eigenschaft mit mancher unserer hohen Aristokratie, die gleichzeitig Grund- und Standesherren in mehreren europäischen Staaten sind, und mit den Gesinnungen der Arbeiterführer.

Der deutsche Kapitalist besitzt südafrikanische Goldminenaktien, Beteiligungen an den Kupfer- und Silberbergwerken in Nordamerika und Mexiko, an Fleischextrakt- und Textilfabriken in Südamerika, Eisenbahnen in Kleinasien, Spinnereien in China oder Indien und Hypotheken in Australien u. s. w. Nicht anders ist es in andern Ländern, am größten ist das englische Kapital im Ausland. Auch in Deutschland sind mancherlei Unternehmungen in den Händen großer auswärtiger Gesellschaften; denken wir an die Apollinariskompagnie, an die Holstenbrauerei in Bremen oder auch nur an die Englische Kontinentalgasgesellschaft in Berlin. Nicht nur in den Bergwerken von Elsaß und Lothringen sitzt erhebliches französisches Kapital — wie andrerseits deutsches in Belgien und Luxemburg — sondern an einer unserer Kriegsmaterialfabriken, dem Panzerplattenwerk Dillingen, sind französische Kapitalisten seit alter Zeit interessiert; die Schweden und Ausländer sind durch die Nobelgesellschaft an unserer Sprengstoffindustrie beteiligt u. s. w.

So lange es hier sich um mäßige Beteiligungen handelt, die sich historisch entwickelt haben, hat man bisher nirgends viel Redens davon gemacht, es als eine natürliche Thatsache der modernen kapitalistischen Entwicklung hingenommen; ebenso wie ja die Firmen der verschiedenen Länder die Lieferungen von Kriegsmaterial an andere Länder übernehmen und ihnen die besten Patente verkaufen, die man früher sorgfältig im Land zurückbehalten hätte. Bedenklich würde es alles erst dann werden, wenn es in Verbindung mit direkt wirtschaftlich aggressiven Tendenzen aufträte, mit dem Versuch, einzelne unserer Industrien sei es zu unterdrücken, sei es sie unter fremde Botmäßigkeit zu bringen. Bisher ist das thatsächlich noch nicht in Frage gekommen; wo immer es sich aber in Zukunft zeigen sollte, da wird sich für die Oeffentlichkeit, den Staat die unbedingte Notwendigkeit ergeben, einzugreifen. Mit nationalen Verteidigungswaffen wird man zu verhindern haben, daß internationale Uebergriffe stattfinden.

In Amerika ist der Wechsel von der Schuldnernation zu einer Gläubigernation in einer ganz unglaublich kurzen Zeit vor sich gegangen: vor wenigen Jahren hatte Europa noch Milliarden Dollars zu fordern, heute hat Amerika ein paar Jahre lang eine positive Handelsbilanz gehabt — wenn auch nicht plötzlich so stark positiv, wie es zahlenmäßig den Anschein hat — es hat ferner einen kurzen Aufschwung im Innern durchgemacht und scheint nun bereits Gläubiger und Geldgeber für die Welt werden zu wollen. Ob es dazu innerlich schon in der Lage ist, wird die Zukunft lehren. Die ungeheure Verwässerung des überseeischen Aktienmarkts läßt dort heute einen riesigen Kapitalreichtum zu Tage treten, der zum Teil vielleicht einer ernsteren Krisis nicht standhalten wird, manches mag wieder zusammenbrechen, manche alten Schulden wieder sich eines Tags fühlbar machen. Es ist schwer zu übersehen, wieviel fremdes Kapital

heute durch die Neuyorker Börse Anlage darum sucht, weil drüben eine Hausse-, in Europa eine Baisseperiode herrscht; namentlich die Wirkungen des neugeschaffenen deutschen Börsengesetzes haben ja auch große Kapitalien aus Deutschland nach den andern Ländern, wesentlich auch nach Amerika getrieben, den heimischen Markt dadurch geschwächt, rasch zum Aufbau des amerikanischen beigetragen. Vielleicht sind die Vereinigten Staaten heute noch nicht ganz so kapitalkräftig, wie sie selbst glauben.

Immerhin aber sind dies Fragen, deren etwaige Weiterentwicklung uns nicht zum Abwarten und Experimentieren berechtigt. Es müssen sogleich Vorkehrungen getroffen werden, daß man uns nicht über Nacht die Schiffe nimmt und damit auf das Trockene setzt. Es giebt nur ganz wenig große Unternehmungen in Deutschland, die, wie die Kruppschen, völlig in Privathänden und daher nicht durch Aktienaufkauf in der Stille den Fremden zugänglich sind; auch die Stummschen, Henckelschen und manche andern großen Eisen-, Kohlen- und Bergwerksunternehmungen sind nur der Form nach Aktiengesellschaften, thatsächlich aber große Familienunternehmungen. Bei diesen bietet die Persönlichkeit der Aktionäre oder Inhaber eine gewisse Gewähr gegen Ueberrumplungen, allerdings auch nur eine gewisse, denn rechtlich könnte niemand Krupp oder ein ähnliches Unternehmen hindern, an ein ausländisches Konsortium auszuverkaufen. Durch Erbgang könnte der Besitz ins Ausland gehn.

Es wird sich in Zukunft fragen, ob man es für angemessen erachtet, durch ein allgemeines Gesetz hier generelle Vorbeugungsmaßregeln zu treffen, oder ob man besser im Einzelfall spezielle Regulierungen vornimmt. Es sind schon alle möglichen Vorschläge erörtert worden; vom einfachen Verbot des Verkaufs oder Uebergangs der Aktien in fremde Hände, was bei der heutigen Form des Aktienwesens vollkommen unmöglich wäre, bis zum radikalen und zu mancherlei schweren Bedenken Anlaß gebenden Plan der Verstaatlichung unserer Schiffahrtslinien und mancher andern großen Unternehmungen. Für die Schiffahrtslinien lag ja die Analogie des Eisenbahnwesens nahe, bei dem die Verstaatlichung ein voller Erfolg ist. Die Sache ist indes insofern anders, als der Endpunkt der Schiffahrtslinien nicht auf deutschem Gebiet liegt, eine Verwaltung durch mittelbare oder unmittelbare Beamte demgemäß nennenswerte Schwierigkeiten böte. Ferner würde der Status der deutschen Schiffe für den Kriegsfall — sowohl wenn das eigene Land beleidigt ist, wie wenn dritte Seemächte kämpfen — erheblich kompromittiert, und es fragt sich, ob unsere Bureaukratie den Aufgaben der großen Verwaltung im Interesse des Handels gewachsen wäre, wo ja schon im Eisenbahnwesen die Klagen über den Fiskalismus nicht aufhören, der einen Reedereibetrieb, der mit Reedereien anderer Länder zu konkurrieren hat, völlig zu Grunde richten und alle Errungenschaften der Vergangenheit vernichten würde. Es ist auf der andern Seite wiederum nur vorgeschlagen, gewisse freiwillige Veränderungen in den Statuten der in Frage kommenden Aktiengesellschaften vorzunehmen, die einen plötzlichen Einfall fremden Kapitals und Ueberrumplung von Generalversammlungen durch Vergrößerung der für prinzipielle Beschlüsse notwendigen Majoritäten und dergleichen zu verhindern bezwecken. Scheint das eine zu viel, so ist das andere zweifellos zu wenig. Es könnte schon nicht in unserm Interesse liegen, wenn ein sehr erheblicher Bruchteil des stimmberechtigten Kapitals und damit auf alle Fälle des Einflusses in unsern wichtigen Gesellschaften im Ausland liegt.

Ich glaube daher, daß es vor allen Dingen notwendig werden wird, Vorkehrungen zu treffen, die die von Staats wegen geförderten, für den Staat notwendigen Linien dem deutschen Einflußbereich und Eigentum sichern. Hier käme in Betracht, entweder die Sicherung eines Vorkaufsrechtes des Staates, der, wenn thatsächlich die Gefahr des Uebergangs in fremde Hände vorliegt, zu einem verständigen und nicht einem Liebhaberpreis die in Frage kommenden Linien für sich erwerben könnte, oder man müßte hinsichtlich einer gewissen Staatskontrolle Vorkehrungen treffen, aber so, daß durch die Wahrung eines Einflusses die private Initiative nur gesichert, nicht aber gehemmt wird. Die Verwaltung der Reichsbank wäre bereits ein zu staatsbeamtenmäßiges Muster, zeigt aber eventuell die Richtung des Vorgehens. Oder es würde sich fragen, ob man nicht die Aktien in persönliche Papiere, ebenso wie bei manchen Versicherungsgesellschaften, umwandeln soll, wo beim Uebergang die Zustimmung seitens des Aufsichtsrats oder der Generalversammlung, hier eventuell auch eines Staatskommissars, notwendig ist. Oder ob man nicht bestimmen soll, daß nur deutsche Unterthanen Direktoren, Verwaltungsräte, Beamte und Aktionäre der Unternehmungen sein dürfen; daß, wenn sich herausstellt, daß Ausländer durch Strohmänner Teilhaber geworden sind, ihr Auskauf veranlaßt werden kann und dergleichen. Alles dies wäre sehr wohl denkbar, ohne daß der Wert des Eigentums der Aktionäre dadurch vermindert oder den Reedereien die Kapitalquelle für die Zukunft zugestopft wird. Deutschland hat zweifellos Kapital genug, um seine Schiffahrt mit seinen eigenen Mitteln zu halten und zu vermehren. Es scheint mir kein unbilliger Eingriff in die Rechte der Aktionäre, wenn dementsprechende Bestimmungen getroffen werden. Darin liegt keineswegs irgendwelche Feindschaft, gegen auswärtige Kapitalisten oder gegen die Ambitionen Amerikas als Großreeder aufzutreten — dazu hat es ein Recht, und darauf mag es sich in Würde vorbereiten.

Wir wollen nur beanspruchen, daß das Ausland verhindert wird, mühelos die durch Jahrzehnte hindurch von Deutschland mit der Unterstützung des ganzen wirtschaftlichen und Staatsapparats geleistete Arbeit nun einfach durch einen Federstrich aufzukaufen und womöglich wie eine in Italien erworbene Bildergalerie heimlich über die Grenze zu schaffen und zur Aufstellung zu bringen. Wir brauchen eine Konkurrenz mit Amerika nicht zu scheuen und können hoffen, daß es bei solcher nicht zu wilden Kämpfen, sondern entsprechend der fortschreitenden Erkenntnis von dem gegenseitigen Nutzen zur Abgrenzung wohl eingefriedigter Interessensphären, zu Verträgen und Abmachungen über die gegenseitigen Machtbereiche kommen wird. Ja, es ließe sich wohl sogar kaum etwas dagegen sagen, wenn die Amerikaner sich heute an manchem deutschen Unternehmen finanziell beteiligten, wie wir an amerikanischen beteiligt sind. Auf alle Fälle muß aber etwas geschehen, das Eingriffe in die innere Verwaltung der Gesellschaften zu Ungunsten unserer Gesamtwirtschaft verhindert, aber auch so, daß weitere größere und dauernde Einbußen nicht aus Unachtsamkeit für die Zukunft plötzlich auftreten.

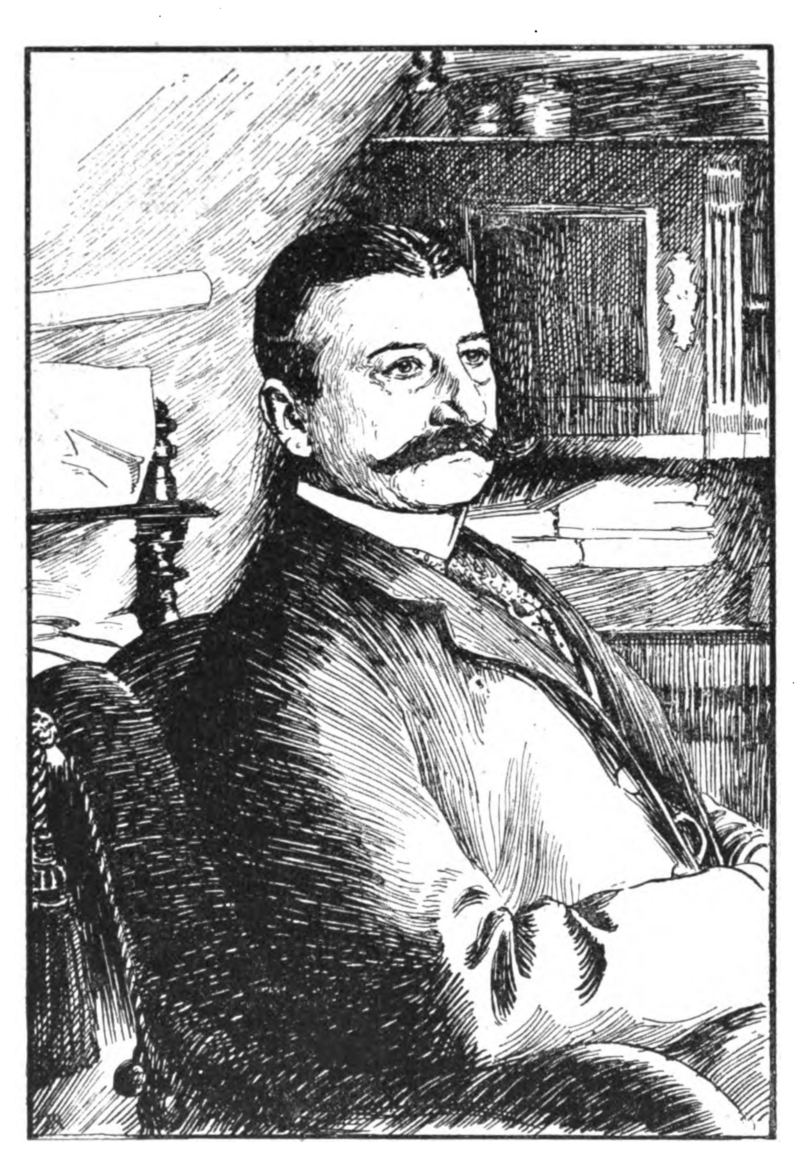
Ob der Reichstag bei den großen internen Konflikten über den Zolltarif in der nächsten Zeit eine Gelegenheit finden wird, sich eingehend und sachlich gründlich mit dieser Frage zu beschäftigen? Die Thatsache, daß unsere Seestädte mit einer einzigen Ausnahme durch Sozialdemokraten vertreten sind, wird sich möglicherweise hier empfindlich fühlbar machen, und selbst wenn ein Gesetz zu stande käme, würde aus gleichem Grund vielleicht noch fraglich sein, ob es wirklich den allseitigen besten Interessen entspricht. Je wachsamer hier die Oeffentlichkeit auf dem Posten bleibt, desto eher können wir darauf hoffen, daß sie bei ihren Bestrebungen nach Selbstschutz Erfolg haben wird.



Wovon man spricht.

Die preußische konservative Partei hat in dem jüngst verewigten Grafen Klemens Klinckowstroem eins ihrer angesehensten Mitglieder verloren. Graf Klinkowstroem (vergleiche die untenstehende Abbildung), der am 11. Juni 1846 auf dem Gut Kocklack bei Gerdauen geboren wurde, besuchte das Kadettenhaus und trat 1863 ins Heer ein. Er machte als Offizier die Feldzüge von 1866 und 1870/71 mit und erhielt hier das eiserne Kreuz. Später widmete er sich der Landwirtschaft und wurde Landrat des Kreises Gerdauen. Im Jahr 1890 trat er ins preußische Herrenhaus ein, wo er sich als konservativer Heißsporn bemerkbar machte. Nachdem er aber 1898 in den Reichstag gewählt worden war, vollzog sich in seinem politischen Auftreten eine Wandlung, er trug mehr und mehr den gegebenen Verhältnissen Rechnung. In kurzer Zeit entwickelte er sich zu einem der besten Redner seiner Partei, in der er bald auch eine einflußreiche Stellung gewann.

Zum erstenmal seit den von vornherein aussichtslosen Verhandlungen zwischen Lord Kitchener und Botha im vorigen Sommer ist von Vorschlägen zum Frieden zwischen England und den Buren die Rede, die einen ernsthafteren Hintergrund haben. Die Mitteilung Lord Balfours im englischen Unterhaus über Vorschläge, die von seiten der holländischen Regierung eingegangen sind, ist sicherlich geeignet, Friedenshoffnungen zu erwecken, aber man wird sich hüten müssen, sie zu hoch zu spannen. Weder die den Buren nahestehende belgische, noch die englische Presse will einstweilen an das Ende des Krieges glauben. Immerhin muß es als ein Schritt vorwärts bezeichnet werden, daß sich überhaupt eine europäische Regierung entschlossen hat, an die Machthaber in London mit Vorschlägen heranzutreten. Man darf es ferner nicht unterschätzen, daß die englische Regierung den Vermittlungsversuch nicht kurzerhand abgewiesen, sondern in Erwägung gezogen hat. Wenn er auch nicht zum erwünschten Ziel führen sollte, so geht doch daraus hervor, daß die englische Regierung sich nicht auf einen absolut unnahbaren Standpunkt stellt. Allein, wie gesagt, die Zeit, um Friedenshymnen zu singen, ist leider noch nicht gekommen.



Landrat a. D. Graf Klemens Klinckowstroem †
bedeutender Parlamentarier, Mitglied d. Reichstags u. d. Preuß. Herrenhauses.
Für die „Woche" gezeichnet von Arthur Ratzka.

Die Theaterwoche.

Zur Zeit des Nachwinters und im Frühjahr war Berlin in den letzten Jahren stets ein Tummelplatz für die mannigfachsten Bühnenversuche. Wirklich Lebenskräftiges, was aus dem Geist der Gegenwart geboren wäre, wird bei all dem Hasten nur als ganz seltene Ausnahme gewonnen; und im Vorjahr z. B. konnte man eine ganze Dramenserie von ausgesprochen dilettantischem Charakter an sich vorübergehn lassen. Das hängt naturgemäß mit dem Reiz zusammen, den das Theater auf die breite Oeffentlichkeit ausübt. Wer auf dem Theater gewinnt, sei es als selbstthätiger Mann, sei es als reformatorischer Förderer, der ist ungleich lebhafter in aller Mund als etwa ein Denker, ein Erzähler, ein Lyriker; und striche sein Wirken auch nur über die Oberfläche hin und setzte keine Jahresringe an. Das ist heutzutage eine Binsenwahrheit und die erdrückende Ueberfülle nutzlos verthaner Arbeit schreckt keine Nacheiferer ab, so lange Hoffnungen und Eitelkeiten in ihnen leben.

Diesmal tauchen die Versuche schon in der winterlichen Vollsaison auf. Das machen die verschiedenen neuen Bundesgesellschaften. Giebt es in Berlin doch neuestens auch einen Gottschedbund, zu Ehren des alten Litterators und Reformers Gottsched. Auf das litterar-künstlerische Leben — im großen gesehn — haben diese Gesellschaften keinen nennenswerten Einfluß. Sie bilden enge Zirkel, und daher auch der Drang nach dem Theater, um auf sich aufmerksam zu machen.

Die Berliner Lessinggesellschaft wagte es dieser Tage, mit der „Stadt des Todes" von d'Annunzio. Man könnte fragen: wenn's im Namen Lessings geschah, des aufhellenden und klaren Geistes, warum denn ein Werk d'Annunzios, des Italieners, eines nicht immer reinlichen Schwärmers? Man hat überdies das dramatische Gedicht in d'Annunzios Heimat abgelehnt: sollte ein deutscher Gegenprotest gegen die Landsleute des Dichters erfolgen? Die konnten doch wenigstens sich mit ihrem Dichter am lyrischen Feuer wie am blendend rhetorischen Fluß seiner Sprache berauschen? Gerade diese Wesensvorzüge d'Annunzios verlieren viel in der Uebersetzung; und so blieb der Versuch der Lessinggesellschaft auch ein Fehlschlag. Trotz dem Mitwirken von Fräulein Bertens, die in erster Reihe stand, und den Mitgliedern des Hoftheaters Pohl, Böttcher und Fräulein Wachner. Aus Mykene, der

alten Trümmerstadt, wachsen schwere Stimmungen auf; und sie bringen die unseligste Wirrnis über einen jungen Archäologen, der in blutschänderischer Leidenschaft zu seiner Schwester entbrannt ist. Um sich vor sich selbst zu retten, tötet er seine Schwester. Die exaltierten Stimmungen verdichten sich nicht zum Drama.

Eine reiche Woche, die auch das neuste Werk Sudermanns „Es lebe das Leben" im Deutschen Theater bringt, steht uns bevor. Inzwischen hat ein jüngerer Berliner Autor, Erich Schlaikjer, mit einem Lustspiel „Pastors Rieke" am Dresdner Hoftheater nach allgemeinen Berichten guten Erfolg gehabt. Ein ideologischer Pastor, ein „Weltbeglücker", wird durch derbe Gescheitheit eines einfachen Weibes von übergroßer Sentimentalität „kuriert". Loti.

Die Toten der Woche.

Ballay, Gouverneur von Französisch-Westafrika, † in St. Louis (Senegal) am 27. Januar.

Alexander Bogdanowski, russischer Strafrechtslehrer, † in Kiew am 19. Januar im Alter von 70 Jahren.

Nikolaus Christitsch, früherer Präsident des serbischen Staatsrats und Vormund des Königs Milan und des Königs Alexander, † in Belgrad am 25. Januar.

Dr. Eduard Cramer, Professor der Hygiene, † in Heidelberg am 19. Januar im 39. Lebensjahr.

Ludwig Fahrbach, bedeutender Landschaftsmaler, † in Düsseldorf am 21. Januar.

Landrat a. D. Graf Klemens Klinckowstroem, bedeutender Parlamentarier, Mitglied des Reichstags und des preußischen Herrenhauses, † in Berlin am 26. Januar im 56. Lebensjahr. (Porträt S. 179.)

Regierungspräsident a. D. August von Liebermann, früheres Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, † in Liegnitz am 26. Januar im 76. Lebensjahr.

Iwan Muschketoff, russischer Geologe, bekannt durch die geologische Erforschung Kaukasiens und Zentralasiens, † in Petersburg am 25. Januar.

Ferdinand von Reden, früherer nationalliberaler Reichstagsabgeordneter, † auf Gut Hastenbeck bei Hameln am 24. Januar im 67. Lebensjahr.



Ludwig Fahrbach † Georg Worlitzsch †

Otto Scholderer, bekannter Porträtmaler, † in Frankfurt am Main am 24. Januar im Alter von 67 Jahren.

Geheimer Oberjustizrat Schwiete, früherer Senatspräsident am Oberlandesgericht in Hamm, † in Hamm am 27. Januar.

Georg Worlitzsch, bekannter Schauspieler, Mitglied des Deutschen Theaters in London, † in London am 21. Januar.

Die Börsenwoche.

Der billige Geldstand ist nicht zu allen Zeiten ein stimulierendes Moment für die Börse gewesen, ebensowenig wie teures Geld und hohe Zinssätze stets eine Aufwärtsbewegung der Börse zu verhindern imstande waren. Man hat es noch aus der letzten Epoche wohl in der Erinnerung, daß das Darniederliegen der Gewerbe und die mißtrauische Zurückhaltung aller Kreise von jeglicher Art von Börsengeschäften durch den Geldüberfluß keineswegs verscheucht werden konnten. Gegenwärtig zeigt sich aber im Gegensatz hierzu wieder einmal die befruchtende und anspornende Wirkung der Geldfülle. Seit geraumer Zeit verlief kein Ultimo so glatt und günstig und bei so niedrigen Zinssätzen wie der hinter uns liegende Januarschluß. Die Haussiers konnten ihre Engagements zu 2 5/8 % auf den Februar übertragen, und die Seehandlung gab sogar Geld zu 2 1/4 % und noch darunter. Da auch die Preußische Zentralgenossenschaftskasse, die doch von Haus aus zur billigen Befriedigung des landwirtschaftlichen Geldbedürfnisses bestimmt ist, zu ebenso niedrigen Zinssätzen der Börse Geld zur Verfügung stellte, so ist offenkundig, daß auch die Staatskassen im Geld schwimmen; zudem sollen ihre Mittel ja noch demnächst durch die Eingänge stark vermehrt werden, die ihnen die neue Emission von Reichsanleihe und preußischen Konsols liefern werden.

Unter diesen Umständen erklärt es sich auch, daß diesmal nach der Emission der neuen Anleihen die seitens jener Zeichner, die nur die Sicherung eines augenblicklichen Kursgewinns im Auge hatten, wieder auf den Markt gebrachten Anleihen durch das herrschende Anlagebedürfnis des Publikums bei steigendem Kurs flott absorbiert worden sind. Der einzige Mißton, den die so überaus befriedigend verlaufene Emission gebracht hat, bestand in der ungemein geringen Zuteilung auf die einzelnen Subskriptionen. Man hat daraufhin wieder in der Presse untersucht, ob und wie für die Zukunft dem Uebelstand zu begegnen sei, daß das deutsche Sparkapital, das Anlage in unsern heimischen Staatsanleihen sucht, durch das Vordrängen der sogenannten Konzertzeichner benachteiligt wird. Es würde zu weit führen, die verschiedenen Vorschläge, die gemacht worden sind, hier einzeln zu erörtern. Jedenfalls scheint aber doch, daß man an den maßgebenden Stellen bei den zukünftigen Anleiheausgaben den Interessen der ernsthaften Zeichner besser Rechnung tragen wird, als es bisher geschehen ist.

Die günstige Haltung, die die Börse fast ununterbrochen in der ablaufenden Woche bekundet hat, war nicht allein auf unsere befriedigenden Geldverhältnisse, sondern nicht zum wenigsten auch auf die Anregung zurückzuführen, die ihr von den großen westlichen Märkten, hauptsächlich aber von London, gegeben wurde. Das schwunghafte Spiel, das sich dort im sogenannten Kafirzirkus, d. h., in südafrikanischen Goldminenaktien etabliert hat, zieht immer weitere Kreise, und man darf heute ohne Uebertreibung sagen, daß wieder „die ganze Welt" an der Londoner Börse in diesen Papieren spekuliert. Die nähergerückten Aussichten auf einen endlichen Abschluß des Transvaalkrieges scheinen frühzeitig den Weg von unterrichteten englischen Kreisen zur Londoner Börse gefunden zu haben. Es fragt sich nur, ob die andauernde Hausse in Goldaktien nicht bereits sehr viel Zukunft vorweggenommen hat. Die Fragen der Minenbesteuerung und der Inanspruchnahme dieser Gesellschaften bei Deckung der Kriegskosten sind noch ungeklärt. Das deutsche Publikum benutzte die gestiegenen Preise zum Abstoßen alter Transvaal-Ladenhüter, und es dürfte gut daran gethan haben. Indessen läßt sich nicht sagen, ob diese Haussetreibereien sich nicht noch erheblich weiter fortsetzen. Damit läge aber die Gefahr nahe, daß wieder neue deutsche Motten den Engländern ins Licht fliegen, was sehr zu bedauern wäre. Verus.

Bilder vom Tage.

Skizzen und Glossen.

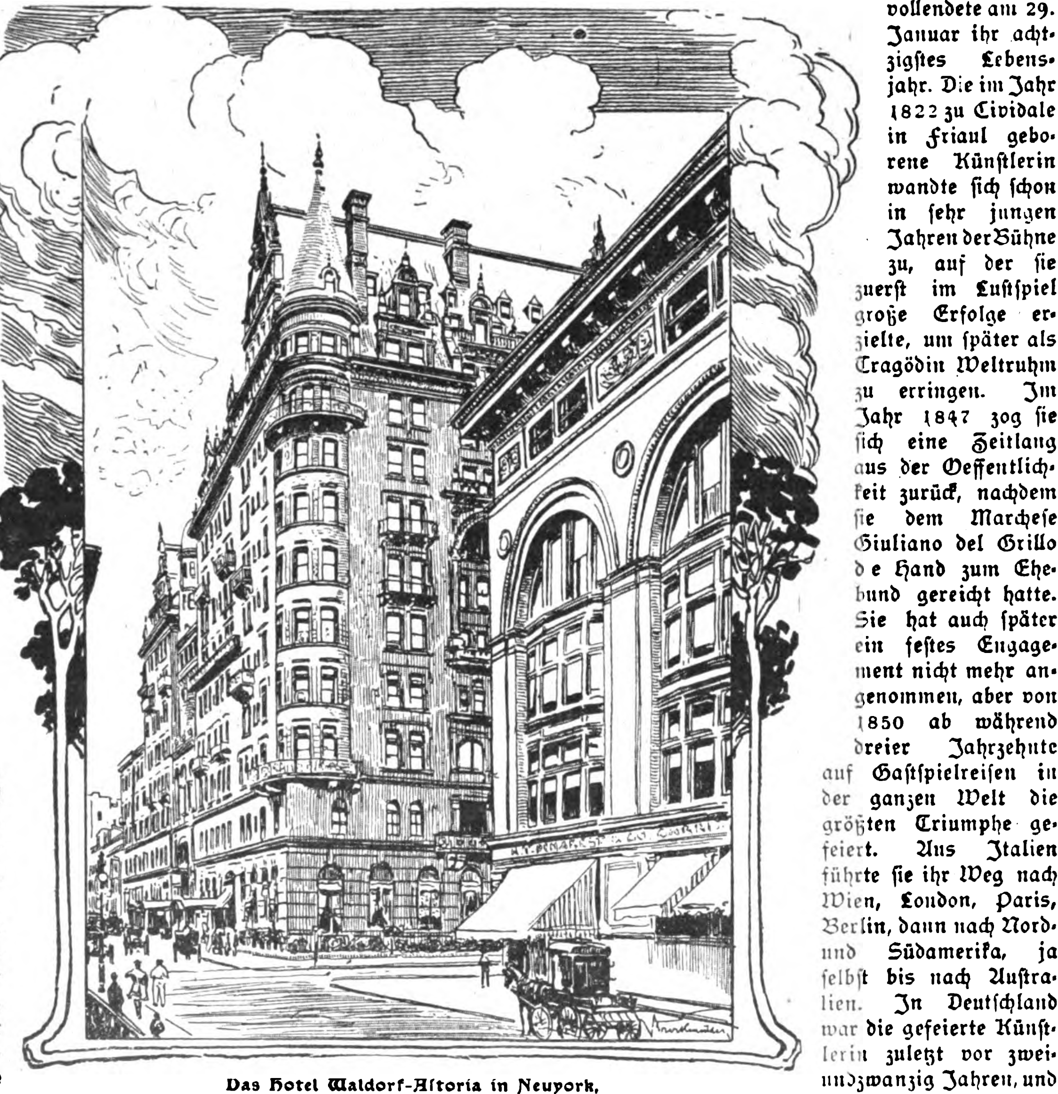
Hierzu die photographischen Aufnahmen Seite 183—190 und Seite 220.

Prinz Heinrich (Abb. S. 183), der Bruder unseres Kaisers, beschäftigt, seit bekannt geworden ist, daß er zur Taufe der neuen kaiserlichen Jacht nach Amerika fährt, unausgesetzt die öffentliche Meinung in der alten, wie in der neuen Welt. Indem wir in der vorliegenden Nummer seine neuste Porträtaufnahme bringen, geben wir unsern Lesern Gelegenheit, sich zu überzeugen, wie der Prinz jetzt aussieht. Die Amerikaner werden in dem prinzlichen Admiral, den das Vertrauen seines kaiserlichen Bruders zu ihnen sendet, ein Bild deutscher Manneskraft erblicken. Der Prinz aber wird Gelegenheit bekommen, sich zu überzeugen, daß man in Amerika dem Land der großen Dimensionen, auch in Bezug auf die Veranstaltung von Festlichkeiten große Maße liebt. Die Zahl der Städte, Vereinigungen, Gesellschaften, die ihn feiern wollen, wächst noch immer, obwohl er schon jetzt gar nicht mehr allen Einladungen Folge leisten kann. In Neuyork werden einige von den ihm zu Ehren veranstalteten Festlichkeiten in dem Waldorf-Astoriahotel (vergl. die untenstehende Abbildung) stattfinden, dem elegantesten und teuersten Hotel der Welt, das mitten im Millionärsviertel gelegen, an Pracht mit den Privatpalästen seiner Umgebung wetteifert.

Emma Merk (Abb. S. 190), die Verfasserin unseres neuen Romans „Die junge Generation", ist erst vor etwa acht Jahren mit einem größeren Werk in die Oeffentlichkeit getreten, hat sich aber seit dieser Zeit bereits einen großen Kreis von Anhängern erworben. „Die junge Generation" weist alle Vorzüge der beliebten Schriftstellerin auf. Sie zeichnet auf Grund scharfer Beobachtung lebenswahre Typen aus der Münchner Gesellschaft und bekundet große Feinheit in den eingeflochtenen Naturschilderungen. Emma Merk ist im Jahr 1854 geboren, also jetzt achtundvierzig Jahre alt.

Karl von Thielen (Abb. S. 184), der preußische Minister der öffentlichen Arbeiten, feierte am 30. Januar seinen siebzigsten Geburtstag. Man gedachte seiner mit um so wärmeren Wünschen, da er das Fest als Rekonvaleszent beging, der eben von schwerer Krankheit genesen war. Thielen, der 1832 in Wesel geboren wurde, trat 1854 nach Beendigung seiner Studien als Gerichtsauskultator in den preußischen Staatsdienst ein; 1860 wurde er Regierungsassessor in Arnsberg und ging 1864, nachdem er eine Zeitlang ein Landratsamt versehen hatte, zur Staatseisenbahnverwaltung über. Hier traten seine großen Fähigkeiten so deutlich zu Tage, daß ihn bereits drei Jahre später die Rheinische Eisenbahngesellschaft zum Mitglied ihrer Direktion erwählte. Im Jahr 1880 kehrte er in den Staatsdienst zurück, wurde 1881 Präsident der Eisenbahndirektion in Elberfeld, 1887 in Hannover und am 20. Juni 1891 als Nachfolger Maybachs Minister der öffentlichen Arbeiten. Als er auf diesen Posten berufen wurde, war die Verstaatlichung der Eisenbahnen in Preußen im wesentlichen beendet, ihm lag es ob, das ungeheure Netz in Ordnung zu halten und auszubauen. Gelegentlich der Zweijahrhundertfeier des Königreichs Preußen erkannte der Kaiser die Verdienste Thielens durch Verleihung des Adels an.

Adelaïde Ristori (Abb S. 184), die berühmte italienische Schauspielerin, vollendete am 29. Januar ihr achtzigstes Lebensjahr. Die im Jahr 1822 zu Cividale in Friaul geborene Künstlerin wandte sich schon in sehr jungen Jahren der Bühne zu, auf der sie zuerst im Lustspiel große Erfolge erzielte, um später als Tragödin Weltruhm zu erringen. Im Jahr 1847 zog sie sich eine Zeitlang aus der Oeffentlichkeit zurück, nachdem sie dem Marchese Giuliano del Grillo die Hand zum Ehebund gereicht hatte. Sie hat auch später ein festes Engagement nicht mehr angenommen, aber von 1850 ab während dreier Jahrzehnte auf Gastspielreisen in der ganzen Welt die größten Triumphe gefeiert. Aus Italien führte sie ihr Weg nach Wien, London, Paris, Berlin, dann nach Nord- und Südamerika, ja selbst bis nach Australien. In Deutschland war die gefeierte Künstlerin zuletzt vor zweiundzwanzig Jahren, und die Achtundfünfzigjährige erntete dieselben Erfolge, wie einst die



Das Hotel Waldorf-Astoria in Neuyork,
in dem das Bankett der amerikan. Presse zu Ehren des Prinzen Heinrich stattfindet.
Für die „Woche" gezeichnet von Paul Brockmüller.

Achtundzwanzigjährige; sie hatte sich ihre Hauptvorzüge, die tiefe Innerlichkeit und die Kraft der Leidenschaft, erhalten. Es ist ein schönes Leben, auf das die Greisin heute zurückblickt.

Der Prinz von Wales ist in Berlin gewesen, um unserm Kaiser zu seinem dreiundvierzigsten Geburtstag die Glückwünsche König Eduards VII. zu überbringen. Der Besuch, den der englische Thronfolger hier abgestattet hat, war ein durchaus familiärer, alle Anordnungen waren so getroffen, daß Prinz Georg lediglich als Gast des Kaisers, nicht auch als Gast der Hauptstadt galt. So waren denn auch die Ehren, die ihm hier in reichem Maß erwiesen wurden, rein höfischer oder militärischer Art. Der Kaiser, der seinen Gast persönlich vom Lehrter Bahnhof abholte, hatte zu dieser Gelegenheit die Uniform seines englischen Dragonerregiments, First Royal Dragoons, angelegt. Nachdem die Begrüßung unter den üblichen Formen stattgefunden hatte, fuhr der Kaiser mit dem Prinzen nach dem Königlichen Schloß, wo bald darauf eine Familientafel stattfand. Die erste Ueberraschung, die dem Prinzen bereitet wurde, war seine Ernennung zum Chef des Kürassierregiments Graf Geßler (Rheinisches) Nr. 8; eine Ernennung, die angesichts der neueren Erörterungen über die englische und die deutsche Armee ihre besondere Bedeutung erhält. Unter demselben Gesichtspunkt ist es auch bemerkenswert, daß der Kaiser in einem Toast den Prinzen als den Repräsentanten der britischen Armee leben ließ. Es geschah dies beim Frühstück im Kasino der Offiziere des Ersten Gardedragonerregiments, dessen Chef der König von England ist. Der Prinz antwortete darauf seinerseits mit einem warmen Trinkspruch auf das Wohl unseres Kaisers. Die Berliner Bevölkerung konnte den Prinzen, der zuletzt hier als Herzog Georg von York bei der Großjährigkeitserklärung unseres Kronprinzen geweilt hat, wiederholt an der Seite des Kaisers erblicken. Unsere Momentaufnahme (S. 185) zeigt ihn auf dem Wege zur Paroleausgabe im Zeughaus.

Der Brand des Hoftheaters in Stuttgart (Abb. S. 186 und 187) hat diesen Kunsttempel von Grund aus zerstört. Die angestrengtesten Löscharbeiten der Feuerwehr konnten das Gebäude nicht retten, von dem nur noch ein wüster Trümmerhaufen übrigblieb. Der König von Württemberg, der während des Feuers persönlich auf der Brandstätte erschien, hat übrigens alsbald Gelegenheit genommen, die Mitglieder seiner Bühne darüber zu beruhigen, daß sie unter der Katastrophe nicht Schaden leiden sollen; er ließ ihnen gleich am andern Tage mitteilen, daß alle Verträge in Kraft bleiben. Ein Teil des Personals wird allerdings auch bis zum Wiederaufbau des Hoftheaters auf einer andern Bühne der württembergischen Hauptstadt Beschäftigung finden; Schauspiele und kleine Opern können im Wilhelmtheater aufgeführt werden. Auf die Aufführung großer Opern hingegen wird Stuttgart einstweilen verzichten müssen.

Eine entsetzliche Eisenbahnkatastrophe (Abb. S. 188) hat sich am 8. Januar in Neuyork ereignet, ein Unglück, dessen Schrecken noch erhöht wurden durch den Schauplatz, auf dem es sich vollzog: es passierte unter der Erde. Durch Schuld eines Lokomotivführers, der ein Signal unbeachtet ließ, stieß in einem Tunnel der Neuyorkzentraleisenbahn ein von Norwalk kommender Personenzug der Neuyork-Neuhaven-Hartfordbahn mit einem Lokalzug der Neuyork-Harlembahn zusammen. Dieser fuhr auf den ersteren mit solcher Wucht auf, daß die Wagen sich förmlich ineinander einbohrten. Unter den Trümmern wurden zahlreiche Personen verschüttet, von denen mehr als ein Dutzend den Tod erlitten, während die übrigen mit mehr oder weniger schweren Verletzungen davonkamen. Wie es häufig bei solchen Zusammenstößen geschieht, wurde die Gefahr noch dadurch erhöht, daß die zertrümmerten Wagen in Brand gerieten. Die Lage der Passagiere war um so fürchterlicher, als das Unglück sich zu einer Zeit zutrug, wo in jenem Tunnel gerade ein äußerst lebhafter Verkehr stattfindet. Jeden Augenblick konnte ein neuer Zug heranbrausen, um das Unheil zu vermehren. Indessen diesem Aeußersten gelang es wenigstens noch vorzubeugen.

Das erste niederländische Musikfest (Abb. S. 189) ist vom 10. bis 12. Januar in Amsterdam abgehalten worden und hat einen glänzenden Verlauf genommen. Es brachte dem Publikum mannigfache Genüsse und gewährte dem Fachmann einen Einblick in die Entwicklung der niederländischen Musik. Denn das Fest trug seinen Namen mit vollem Recht, es fand nicht nur in Holland statt, sondern es waren auch nur holländische Künstler an der Ausführung der Konzerte beteiligt, und nur die Werke holländischer Komponisten, und zwar solcher, die noch am Leben sind, standen auf dem Programm. Greifen wir aus der Fülle der Gesichter einige der markantesten heraus, so muß an erster Stelle Wilhelm Mengelberg genannt werden, der die musikalische Leitung übernommen hatte und unermüdlich durchführte. Unter den Komponisten gebührt Alphons Diepenbrock für sein „Tedeum" die Palme, neben ihm dürfen aber der Altmeister Richard Hol und der Senior der niederländischen Kunst G. A. Heinze nicht vergessen werden. Zu diesen schaffenden seien von den ausübenden Künstlern genannt die Sängerin Frau Noordewier-Reddingius und der Tenorist Johannes Rogmanns.

Ein großes Wohltätigkeitsfest (Abb. S. 220) zum Besten der katholischen Taubstummen Berlins fand am 17. Januar in der Philharmonie unter dem Ehrenpräsidium der Frau Fürstin Anton Radziwill statt. In den Logen sah man die Spitzen der Berliner Gesellschaft; der katholische Adel, die katholische Geistlichkeit und die Zentrumspartei des Reichstags und Landtags waren im Publikum durch zahlreiche Mitglieder vertreten. Im Künstlerzimmer aber hatte sich die Aristokratie der Kunst versammelt, die dadurch, daß sie ihre Kräfte bereitwillig in den Dienst der guten Sache stellte, das Gelingen des Festes ermöglichte.

Personalien (Porträts S. 184). Das Gardekorps hat zu Kaisers Geburtstag einen neuen Kommandeur erhalten. Generalleutnant von Bock und Polach, der die Stelle bisher innehatte, ist als Nachfolger des zur Disposition gestellten Generals von Bülow zum kommandierenden General des XIV. Armeekorps ernannt worden, während an die Spitze des Gardekorps Generalleutnant von Kessel, bisher Kommandeur der ersten Gardeinfanteriedivision, tritt. General von Bock und Polach wurde am 5. September 1842, General von Kessel am 6. April 1846 geboren. — Daß unsere Truppen in China noch keineswegs auf Rosen gebettet sind, hat kürzlich Leutnant von Mutius erfahren, der nach Beendigung des Feldzugs zum Kommando der Besatzungsbrigade übergetreten ist. Er wurde bei einem Patrouillenritt in der Nähe von Tientsin durch chinesische Räuber schwer verwundet, befindet sich aber erfreulicherweise wieder auf dem Weg der Besserung. — Auch in Afrika müssen unsere Schutztruppen häufig ihr Leben gegen die Eingeborenen einsetzen. So ist erst neuerdings wieder in Kamerun Hauptmann Glauning in einem Gefecht gegen die Basutos und Banyengs schwer verwundet worden. — Zum Landeshauptmann der Marschallinseln ist Waldemar von Bunsen ernannt worden, der zweite Sohn des bekannten Politikers und Parlamentariers Georg von Bunsen. — Den siebzigsten Geburtstag feierte am 29. Januar der Geheime Baurat Wilhelm Böckmann in Berlin, einer unserer begabtesten Architekten, der unter anderm die mustergiltige Villenkolonie in Neu-Babelsberg begründet hat. Den Charakter eines Geheimen Baurats verlieh ihm der Kaiser zwei Tage vorher an seinem eigenen Wiegenfest. — Nach langem Krankenlager schied am 21. Januar der Senatspräsident des Reichsgerichts in Leipzig, Dr. Johannes Karl Heinrich Dähnhardt, aus dem Leben. Der Verstorbene, der im 66. Lebensjahr stand, trat 1866 aus dem holsteinschen Justizdienst in den preußischen über und wurde 1891 Präsident des sechsten Zivilsenats des Reichsgerichts.



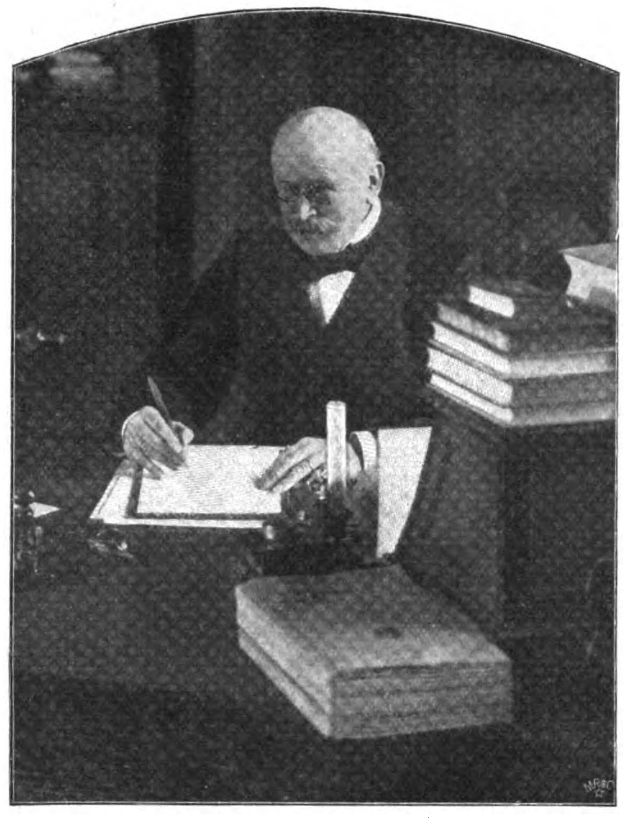
Zur Taufe der Kaiserjacht in Amerika

Die neuſte Porträtaufnahme des Prinzen Heinrich von Preussen.

Aus dem Atelier des Hofphotographen J. C. Schaarwächter, Berlin.



Generalleutnant von Kessel, der Nachfolger des Generals v. Bock und Polach als Kommandeur des Gardekorps.



Karl Hermann Peter von Thielen,
der preußische Minister der öffentlichen Arbeiten, feierte am 30. Januar seinen 70. Geburtstag.
Spezialaufnahme für die „Woche" von Zander & Labisch, Berlin.



Generalleutnant v. Bock und Polach, der neue kommandierende General des XIV. Armeekorps in Karlsruhe.



August Köhler †
Gouverneur von Togo, gest. in Lome (Deutschwestafrika).



Waldemar von Bunsen, der neue Landeshauptmann der Marschallinseln.



Baurat Wilhelm Böckmann, feierte am 29. Januar seinen 70. Geburtstag.



Die berühmte italienische Tragödin Adelaïde Ristori,
feierte am 29. Januar ihren achtzigsten Geburtstag.
Spezialaufnahme für die „Woche".



Dr. Joh. Karl Heinrich Dähnhardt †
Senatspräsident des Reichsgerichts in Leipzig.



Leutnant von Mutius, von der ostasiatischen Besatzungsbrigade, wurde vor Tientsin schwer verwundet.

Hauptmann Glauning, wurde bei einem Gefecht in Kamerun schwer verwundet.



Der Kaiser. Prinz Georg.

Prinz Georg von Wales als Gast des Kaisers in Berlin am 27. Januar: Auf dem Weg zur Paroleausgabe im Zeughaus.

Momentaufnahme von H. Rudolphy.

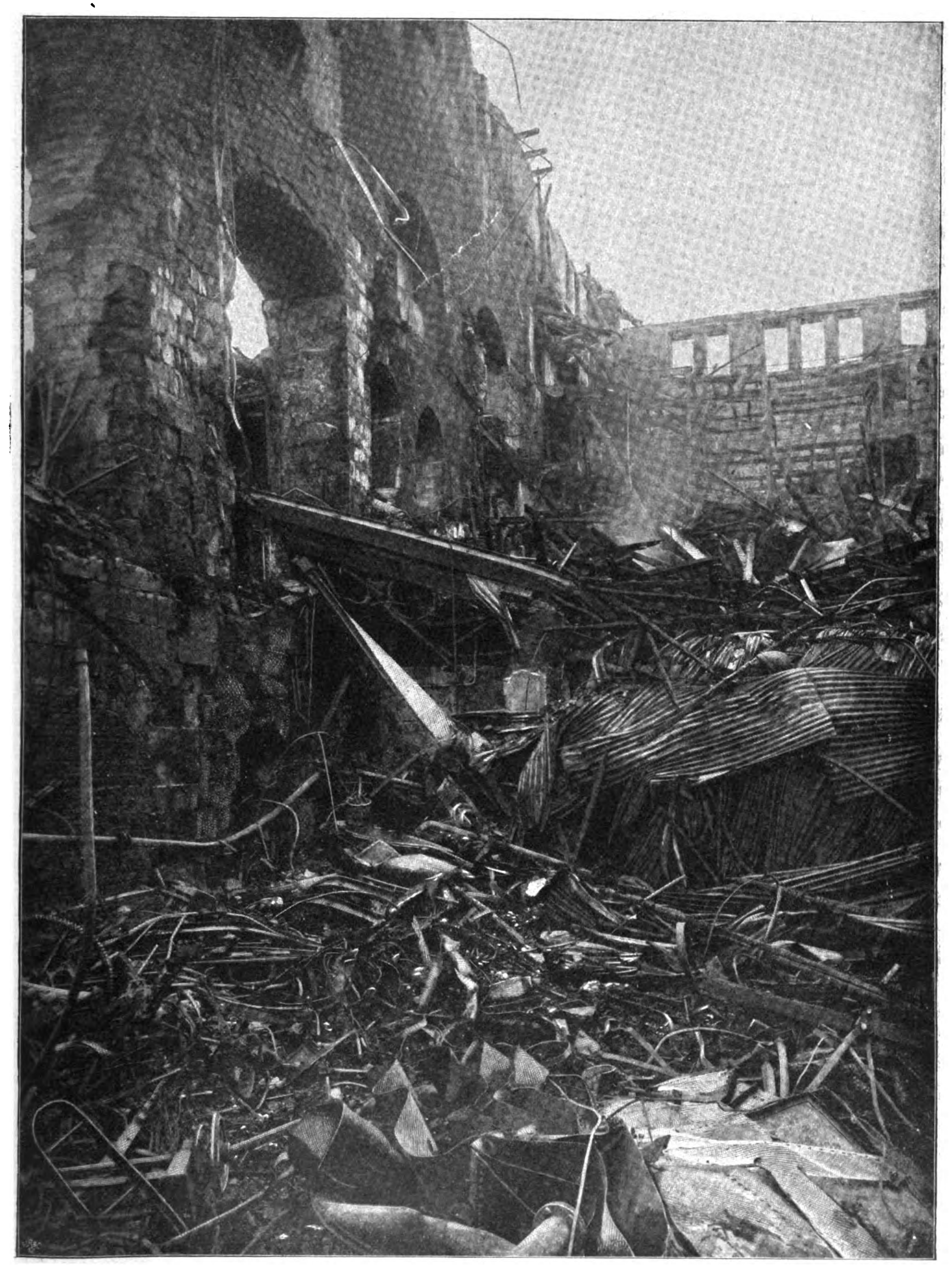


Der König.

Vom Brand des Stuttgarter Hoftheaters: König Wilhelm II. von Württemberg besichtigt die Unglücksstätte.

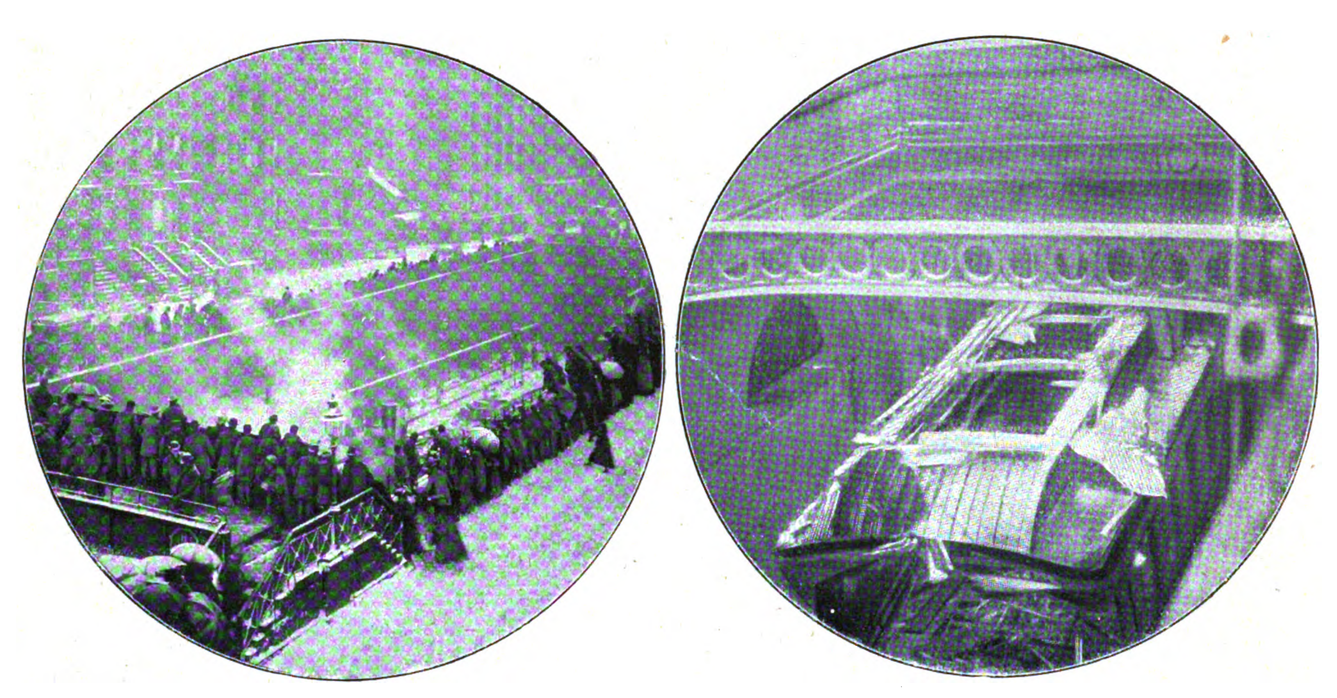
Vom Brand des Stuttgarter Hoftheaters am 20. Januar: Die Löscharbeiten.

Photographische Aufnahmen von Alb. Kurz, Stuttgart.



Vom Brand des Stuttgarter Hoftheaters am 20. Januar: Ein Blick von der Bühne in den zerstörten Zuschauerraum.

Photographische Aufnahme von Hans Hildenbrand, Stuttgart.



Blick auf die Unglücksstätte. Ein verbrannter Wagen.

Von der grossen Eisenbahnkatastrophe auf der Neuyorker Untergrundbahn am 8. Januar.

Photographische Momentaufnahme.

Rettungsarbeiten nach der Eisenbahnkatastrophe auf der Neuyorker Untergrundbahn am 8. Januar.

Photographische Momentaufnahmen.

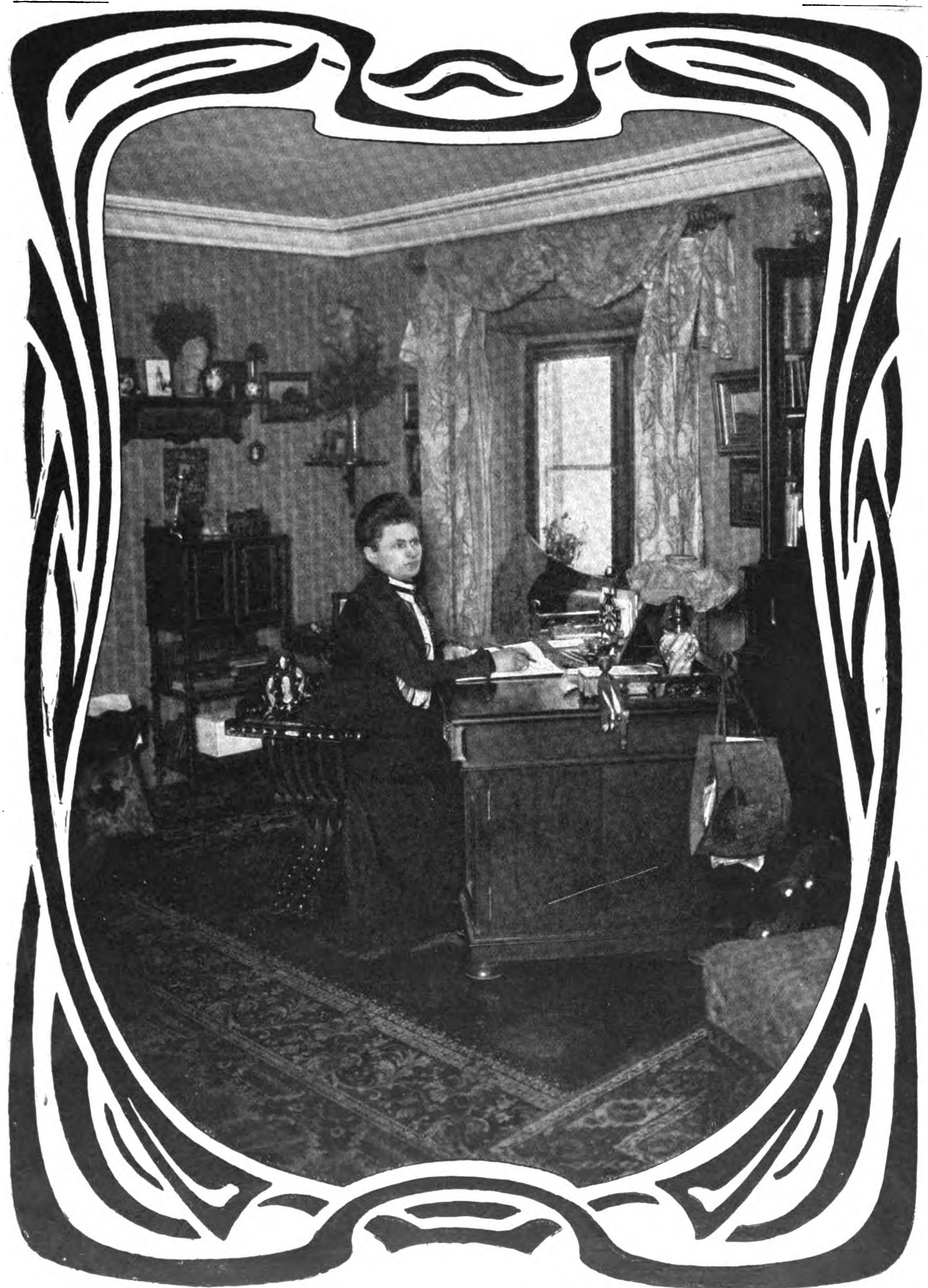


Komponist Alphons Diepenbrock. Frau Noordewier-Reddingius. Dirigent Wilhelm Mengelberg.

Komponist Richard Hol. Tenorist Joh. Rogmanns. Komponist G. A. Heinze.

Vom ersten niederländischen Musikfest in Amsterdam vom 10. bis 12. Januar.

Photographische Aufnahmen.



Emma Merk, die Verfasserin unseres neuen Romans „Die junge Generation", in ihrem Münchner Heim.

Spezialaufnahme für die „Woche" vom Hofphotographen Michael Dietrich, München.

Die junge Generation.

Roman von

Emma Merk.

Die beiden Schwestern waren auf dem Weg zur Schneiderin, um sich Kostüme für den Wohlthätigkeitsbazar zu bestellen, bei dem sie demnächst als Verkäuferinnen mitwirken sollten. Sie gingen nach einem mehrwöchigen Landaufenthalt zum erstenmal wieder durch die Münchner Straßen. Martha, die ältere, eilte stumm und gleichgiltig gegen die Umgebung, wie in Gedanken verloren, dahin; nur auf die Auslage eines Bücherladens warf sie einmal einen Blick. Lolo dagegen interessierte sich lebhaft für die letzten Neuheiten an den Schaufenstern und vermochte sich von dem eleganten Modemagazin, das eine wahre Farbendichtung in Gelb und Lila ausstellte, kaum loszureißen.

Die Schwestern waren nur ein Jahr im Alter auseinander, aber sie glichen sich gar nicht. Lolo hatte dunklere Haare und war sehr groß; überschlank, eigentlich lang und mager; ein gutes Gestell für moderne Kleider. Man sprach allgemein von ihrem schönen Wuchs und ihrem „chiken" Aussehen. Ihr fahles Gesicht mit dem ziemlich weiten Mund und der kecken Stumpfnase wirkte unter der gelblichen Puderschicht sehr pikant zu den tiefbraunen Augen.

Martha hatte feinere, regelmäßigere Züge und eine viel weichere Gestalt, aber sie war nicht so groß und nicht so schlank als die Schwester und nicht so gut und „zurechtgemacht". Der ganzen Art und Weise, wie sie ihre Kleider trug, merkte man an, daß sie keinen besonderen Wert auf ihren Anzug legte. Das volle dunkelblonde Haar war einfach in einen Zopf geflochten; sie puderte sich auch nicht. Ihre Farbe war viel zu frisch und blühend für den herrschenden Geschmack. Martha galt nicht für hübsch und auch nicht für liebenswürdig. Die jungen Mädchen nannten sie einen Bücherwurm und fanden sie zu ernsthaft, „gar so gründlich" und „gar so gelehrt". Den Herren war sie nicht kokett und amüsant genug, und die älteren Damen vermißten in ihrem Wesen das Anschmiegende, „Echt-Mädchenhafte". Ihre eigene Mutter, Lolo und die Brüder sagten bei jeder Gelegenheit: „Martha ist so überspannt."

„Weißt du, Martha," sagte Lolo, die eben eifrig über das zu bestellende Kostüm nachgesonnen hatte, „es fällt mir nicht ein, daß ich die billige Japanseide nehme, von der Mama immer schwärmt. Das dünne Zeug kleidet so schlecht. Bei einem Bazar wird man so viel angeschaut, da will ich etwas Hübsches, Flottes haben."

Martha blickte im ersten Moment ganz zerstreut auf. Sie mußte sich erst besinnen, wovon die Rede war.

„Ja so — ach der langweilige Bazar! Ich schwöre, daß es zum letztenmal ist! — Ich thu wirklich nicht mehr mit. Mir ist diese elegante Bettelei so in tiefster Seele verhaßt!"

„Geh, man sieht doch wieder einmal Menschen nach der Mopserei auf dem Lande!"

Im Nebenzimmer bei der Schneiderin wartete schon eine sehr geputzte Dame mit abgelebten, bläulichrosa überschminkten Zügen unter dem enganschmiegenden weißen Schleier. Sie begrüßte Lolo mit besonderer Wärme, während sie Martha, die nur sehr kühl nickte, kaum beachtete.

„Nein, wie reizend, daß ich Sie hier treffe, Fräulein Riedenhof," sagte sie, Lolos Hand mit ihren blutleeren, von Ringen funkelnden Fingern umklammernd. „Wirklich merkwürdig dieser Zufall; ich habe so dringend gewünscht, Ihnen noch vor dem Bazar zu begegnen. Ich hörte, daß Sie in der Blumenlaube der Baronin Walderstein verkaufen werden! Sie müssen mich mit der Dame bekannt machen. Ich schwärme für die hübsche Baronin."

„Gewiß, gerne, liebe Frau von Villena."

„Aber das nur en parenthèse! — Nein, was ich Ihnen eigentlich sagen wollte, ist ja viel wichtiger," fuhr die Dame fort, indem sie Lolo auf das kleine Sofa neben sich zog. „Ich möchte Ihnen nämlich bei dem Bazar — es kann ja gar keine hübschere Gelegenheit geben — einen Bekannten vorstellen, der über alle Maßen von Ihnen entzückt ist!"

„Von mir!" lachte Lolo geschmeichelt.

„Ja, ja, mein liebes Fräulein! Ein lebhafter, heimlicher Verehrer, der Sie allerdings nur einigemal im Konzert gesehen hat, der aber danach brennt, Sie kennen zu lernen. Es ist ja kein ganz junger Mann — aber, aber — eine sehr, sehr gute Partie. Man könnte Ihnen nur gratulieren, wenn sein Interesse zu weiterem führen sollte! Und ich würde mich so freuen! Sie sind ja immer mein Liebling gewesen —"

Martha, die in einem Buch geblättert hatte, war ganz unwillig aufgesprungen und warf der Schwester einen empörten Blick zu. Trotzdem das Gespräch im halben Flüsterton geführt wurde, hatte sie es in dem kleinen Raum doch mit anhören müssen.

Lolo, die erst ganz höflich gelächelt hatte, ward nun doch etwas verlegen.

„Sehr liebenswürdig, gnädige Frau! Man ist ja immer neugierig, einen heimlichen Verehrer kennen zu lernen."

„Ich darf Ihnen also beim Bazar meinen Schützling bringen? Und Sie werden einen freundlichen Blick für ihn haben?"

„Als Verkäuferin muß ich ja wohl artig sein gegen die Herren, die mir Blumen abnehmen!" sagte Lolo ausweichend.

„Ach wissen Sie, Kindchen, die reichen Männer laufen nicht dutzendweise herum," rief Frau von Villena

noch mit einem Seufzer, ehe sie sich anschickte, in das Nebenzimmer zu treten, in das sie gerufen wurde.

„Adieu, adieu! Machen Sie sich nur sehr schön! Ganz unwiderstehlich!"

Sobald sie allein war, stürzte Martha an das Fenster, öffnete den Flügel und ließ die frische Luft hereinströmen.

„Diese schreckliche Frau! Wie sie parfümiert ist! Mir ist ganz übel von diesem Chypacgeruch! Ich begreife dich nicht, Lolo! Wie kannst du dir ganz ruhig diese Unverschämtheiten sagen lassen?"

„Inwiefern denn? Augen hast du gemacht, als wolltest du sie erdolchen!"

„Ja, findest du es denn nicht unerhört, daß sie dir den nächsten Besten zum Mann empfehlen will und noch denkt, du müßtest dich sehr geschmeichelt fühlen, wenn der reiche Freier nur überhaupt Lust zeigt, sich so weit zu engagieren! Das ist doch so plump, so beleidigend! Als wenn ein junges Mädchen nur eine Ware wäre, die auf den Käufer wartet — gleichviel welcher Mensch es ist — wenn er nur Geld hat!"

„Geh, du nimmst immer alles so tragisch!" lachte Lolo, die vor den Spiegel getreten war und ein blaßrosa Band, das auf dem Tisch lag, prüfend an ihr Gesicht hielt.

„Ich glaube, ich werde doch vieux rose für mein Kostüm nehmen," murmelte sie nachdenklich.

Ohne ihre Selbstbetrachtung zu unterbrechen, warf sie dann hin: „Ich hätte gegen einen reichen Verehrer gar nichts einzuwenden. Man kann nie wissen. Jedenfalls muß man sich den Mann einmal ansehen und versuchen, ihm den Kopf zu verdrehen."

„Stell dich nicht so frivol, Lolo! Du bist ja doch in Dörmann verliebt. Stehst jeden Tag eine Stunde am Fenster, um ja nichts zu versäumen, wenn der blonde Amtsrichter vorübergeht und heraufgrüßt."

„Na, ja, irgendeinen Flirt muß man doch haben! Aber gerade wegen Dörmann! Ich möchte ihn schrecklich gern eifersüchtig machen. Er turnt ja auch immer um die beiden häßlichen Ministerstöchter herum! Vielleicht bleibt er doch noch an einer von ihnen hängen mit seiner schlauen Streberei!"

Die Mädchen wurden nun zur Audienz bei der vielgesuchten, vornehmen Schneiderin vorgelassen. Lolo vertiefte sich ganz aufgeregt in die Beratung über ihr Empirekostüm. Die Worte: Armure, Bengaline, Duchesse, Chiné schlugen an Marthas Ohr. Stoffmuster türmten sich auf dem Tisch. Sie sprang plötzlich ungeduldig auf.

„Es dauert so lange, bis du ausgewählt hast, Lolo," rief sie. „Ich gehe einstweilen auf dem Maximilianplatz unten auf und ab."

„Aber du mußt doch auch dein Kleid bestellen."

„Frau Reimer weiß das selbst! Mir ist die Farbe ganz gleich. Irgend so ein loses Gewand! Biedermeierstil! Nehmen Sie für mich nur Musselin, Frau Reimer."

„Nein, nein! Dieses Fräulein!" jammerte die Schneiderin entsetzt. „Kann man Ihnen denn gar nicht ein bißchen Eitelkeit beibringen? O, Sie werden es noch bereuen! Heutzutage muß man etwas aus sich machen, oder man wird übersehen!"

Aber Martha hörte die Warnung kaum mehr. Sie hatte solches Verlangen, allein zu sein, aufzuatmen in dem frischen Wind, der über den weiten Platz wehte.

An dem schönen, mächtigen Hildebrandbrunnen rauschten die Wasser, und tiefblaue Luft umfloß die stolzen Marmorleiber. Die Kastanien der Allee leuchteten im feurigen Goldgelb, leise sanken die welken Blätter von den Zweigen.

In den einsamen Anlagen, in denen noch rote Herbstblumen blühten, konnte sie doch endlich wieder über die eine bange Frage nachgrübeln. „War er fort? Fort nach Paris? Ohne Abschied?"

Seine Karte: „Dr. Moritz Köster" hatte sie in ihrer Visitenkartenschale vorgefunden.

Er war also jetzt „Doktor". Er hatte seine Dissertation hinter sich. Es hielt ihn nun nichts mehr in München. Es sei denn, daß er ihr doch noch gerne Lebewohl gesagt hätte.

Vor einem Jahr ungefähr hatte Moritz Köster zum erstenmal seinen Besuch bei ihnen gemacht. Er war Norddeutscher und brachte eine Empfehlung von auswärtigen Freunden des Vaters. Er kam dann einigemal zu ihren Thees an Sonntagen. Er hatte eine recht gute Erscheinung; groß und schlank; das Gesicht vielleicht etwas zu scharf geschnitten, so daß er älter aussah, als er war. Lolo war gleich fertig mit ihrem Urteil: „Ein langweiliger Peter!" Aber Martha hatte sofort Sympathie für ihn, gerade weil er auch etwas fremd und ernst unter der lachenden Jugend saß, wie sie, und bei diesem oberflächlich hin- und herflatternden Gespräch nicht viel zu sagen wußte. Anfänglich hielt sie ihn für hochmütig und war scheu und zurückhaltend. Aber einmal, als er ihr Tischnachbar war, fragte sie ihn nach seinem Beruf, nach seinen Studien, hörte, daß er Assistent an der Sternwarte sei, und rief unwillkürlich: „O, wie schön das sein muß! Wie gern möchte ich einmal da oben in den Nachthimmel schauen!"

„Kommen Sie doch, gnädiges Fräulein! Besuchen Sie mich! Ich würde mich so freuen!" Es klang so herzlich, so lieb — sie hätte gar nicht gedacht, daß er eine so einschmeichelnde Stimme besäße — und dabei sah sie zum erstenmal den strahlenden Glanz in seinen Augen, den sie so über alle Maßen lieb gewonnen.

Ihr guter Papa war mitgegangen.

Ein unvergeßlicher Abend!

Wie sie da oben standen und miteinander in die Sterne blickten, da lernte sie ihn eigentlich erst wirklich kennen. Da war er nicht mehr der stille Mensch, der schwerfällig, trocken das Tagesgeplauder an sich vorüberrieseln ließ, der alt und langweilig wirkte unter den lebhaften jungen Leuten. Auch jetzt sprach er ohne alles Pathos; einfach, schlicht, mit ruhigem Ernst. Aber es war Größe, es war Poesie für sie in jedem Wort, das über seine Lippen kam. Andacht, Ehrfurcht, Entzücken und Bangen durchschauerten sie vor dem Ueberwältigenden, Unbegreiflichen, Unermeßlichen — vor den heiligen, furchtbaren Rätseln des Alls.

Er mußte freilich kühl und unberührt bleiben von den gesellschaftlichen Nichtigkeiten, er, der allnächtlich in diese Wunder hineinblickte, Welten, immer neue Welten

schaute, dem Lichtstrahl längst erloschener Himmelskörper folgte, in den Nebelflecken der Milchstraße neue Sonnenbahnen suchte; er, der immerfort diesem Schwindelnd-Großen gegenüberstand!

O, wie sie sich seitdem heraussehnte aus all diesem Engen, Winzigen um sie her! Zurück in jene weihevolle, große Stille da oben, in jene erhabene Einsamkeit! Allein mit ihm! Nur der Sternenhimmel über ihnen! Manchmal war es ihr, als müßte der heiße, glühende Wunsch ihr die Brust zersprengen!

Träume! Träume ins Leere! Ins Bodenlose!

Sie wußte ja gar nicht, ob er sie lieb hatte! Seine Augen hatten wohl manchmal auf ihr geruht mit einem recht warmen Blick. Aber er hatte ihr nie ein Wort gesagt, das mehr bedeutete, als freundschaftliches Wohlwollen, als Dankbarkeit für ihr Interesse an seinen Studien. Und das Beste, was überhaupt noch kommen konnte, das war ein Abschied, ehe er fortging nach Paris. Er mußte noch lange lernen, noch lange warten, bis er als Astronom einmal eine Anstellung fand. Sein Herz durfte noch lange nicht mitreden bei seinen Zukunftsplänen. Aber ihr graute so entsetzlich vor dem nun wieder beginnenden Gesellschaftstreiben, vor diesem Bazar, bei dem man tagelang unter Menschen sein mußte, vor dem Kränzchen mit ihren Institutsfreundinnen, die so wirr durcheinander schwatzten, von neuen Toiletten und neuen Verehrern, vor all dem beschäftigten Müßiggang ihres Mädchendaseins.

Sie schrak zusammen, als plötzlich Lolo neben ihr rief: „Du machst ja ein Gesicht, als wolltest du dich als Ophelia photographieren lassen!"

Eine Weile gingen die Mädchen schweigend nebeneinander.

„Weißt du, ich durchschaue dich!" fing Lolo dann an mit spöttisch herabgezogenen Mundwinkeln. „Ich verstehe, was du mit deinem ‚bescheidenen Musselinkleidchen' bezweckst. Du willst die Einfache, die Anspruchslose posieren! Aber da verrechnest du dich! Das zieht heutzutage nicht mehr. Unsere Herren haben einen sehr scharfen Blick für gute Toiletten! Glaubst du vielleicht, Lilli Brand hätte die famose Partie gemacht, wenn sie nicht immer so wunderbar angezogen gewesen wäre?"

„Es muß mit erhebendem Bewußtsein erfüllen, seiner schönen Kleider wegen geheiratet zu werden!" sagte Martha mit herbem Ton. Sie fühlte in diesem Augenblick mit solcher Bitterkeit, wie fern und fremd ihr doch die Schwester war, mit der sie seit ihren Kindertagen immer zusammengewesen.

* * *

Bei Riedenhofs ging es immer sehr lebhaft zu.

Kurt, der ältere Bruder der beiden Mädchen, der Leutnant, der in Würzburg stand, war eben zu Besuch da, und Theo, der Maler, brauchte viel Bedienung. Er stand sehr spät auf, wollte dann rasch ein kräftiges Frühstück, ehe er für ein paar Stunden ins Atelier ging, und klingelte unaufhörlich dem Stubenmädchen, das ohnehin die Hände voll Arbeit hatte. Die gute Mama Riedenhof lebte in einer beständigen Hetzjagd, um allen den Ansprüchen ihrer Kinder gerecht zu werden; ein aufgeregtes Herumhasten, ein ruheloses Gezappel war ihr fast zur zweiten Natur geworden. Besonders Theo konnte sie keinen Wunsch abschlagen. Er war ihr verzogener Liebling. Sie hatte ihm auch das Wort geredet, als er plötzlich umsatteln und Maler werden wollte, nachdem er schon ein paar Jahre an der polytechnischen Schule gewesen und sich dem Ingenieurfach gewidmet hatte. Mit ihrem wunderbar sanguinischen Temperament glaubte Frau Riedenhof unerschütterlich an Theos Talent, obwohl er bisher noch keine besonderen Proben geliefert hatte, sondern sich damit begnügte, ab und zu ein paar flotte, skizzenhafte Zeichnungen hinzuwerfen, die er dann an Redaktionen herumschickte, nicht immer mit Erfolg. Er war freilich ein so bildschöner Mensch, von stolzer Gestalt, mit einem schöngeschnittenen, lachenden, sonnigen Gesicht, daß man es einer zärtlichen Mutter verzeihen mußte, wenn sie meinte, ihrem Theodor, den die Natur so hervorragend mit Kraft und Schönheit begnadet hatte, könnte es an Glück in der Welt nicht fehlen.

Martha flüchtete sich gern aus dem geräuschvollen Familientreiben in die stille Studierstube des Vaters und half ihm bei seiner Arbeit.

Major Riedenhof hatte vor zehn Jahren das Unglück gehabt, sich bei einem Sturz mit dem Pferd so erheblich an der Hüfte zu verletzen, daß er den Dienst quittieren mußte. Er war von Hause aus wohlhabend gewesen, und er fand auch bald eine ganz hübsche Stellung an einer größeren Versicherungsbank. Mancher seiner früheren Kameraden, der sich gerade über einen Vorgesetzten ärgerte oder vor seiner Pensionierung zitterte, beglückwünschte ihn geradezu, daß er frühzeitig in ein anderes Fahrwasser verschlagen worden war. Zu Hause war er immer sehr still, verkehrte mit wenig Menschen und fühlte sich am wohlsten, wenn er an seinem Schreibtisch saß. Er pflegte in seinen Mußestunden militärische und geographische Artikel für ein großes Lexikon zu verfassen und versicherte oft, daß er diese wissenschaftliche Thätigkeit gar nicht mehr entbehren möchte. Martha konnte ihm zuweilen mit einer Uebersetzung aus französischen, englischen oder italienischen Zeitungen an die Hand gehen. Sie that das so gern, denn sie hing an den Vater mit einer tiefen, scheuen Zärtlichkeit, in die sich ein gewisses, dumpfes Mitleid mit ihm mischte.

Es war ihr oft, als sei ihm mit seinem Beruf die rechte Lebensfreude verloren gegangen, und als schleppe er mit einer tiefen Müdigkeit sein Tagewerk weiter, nur der Familie zulieb, ohne für sich das Geringste zu erstreben und zu begehren. An diesem Abend schien er ihr besonders ernst und verstimmt; sie warf zuweilen einen besorgten Blick auf sein blasses Gesicht, das sich nahe zu dem Blatt herabbeugte, wie in mühevoller Anstrengung.

Plötzlich wurde die Thüre von einer hastigen Hand geöffnet; die Mutter stürzte herein, freudig erregt, strahlend vor Vergnügen. Ihre hübschen braunen Augen funkelten in ganz jugendlichem Feuer.

„Eine gute Nachricht, Walter! Eine wunderbare Ueberraschung!" rief sie. „Da lies nur! Da hör nur!

Mein Bruder Georg hat mir geschrieben. Er will kommen — er ist schon in Deutschland. Er wird bei uns wohnen!"

„Nun, nun, faß dich nur wieder!" sagte der Major, sich langsam auf seinem Schreibsessel umwendend. „Ich hab wirklich gemeint, du hättest das große Los gewonnen. Georg! Der kommt wieder? Und das betrachtest du als ein solches Glück! Na" —

„Du weißt ja noch gar nichts. So lies nur erst, was er schreibt!"

Riedenhof nahm den Brief:

„Liebe Amalie!

Siebenundzwanzig Jahre lang hast du von deinem Bruder Georg nichts mehr gehört. Du warst natürlich froh! Ihr wart alle froh, daß er verschollen schien, ‚der Thunichtgut', ‚der faule Strick', ‚die Schande der Familie'. Mir klingen diese Kosenamen, die man mir gab, deutlich genug im Ohr. Ich habe die Mahnungen und Drohungen des Vormundes und der Brüder nicht vergessen: ‚Aus dir wird nichts!' ‚Du kannst einmal verhungern oder betteln gehn.' ‚Deine Eltern drehen sich im Grabe herum vor Jammer!' Auch an den verächtlichen Blick des flotten Oberleutnants Riedenhof, deines damaligen Verlobten, erinnere ich mich recht gut. Er hätte mir am liebsten den geladenen Revolver in die Hand gedrückt und gesagt: ‚Geh! Schieß dich tot. Es ist das Gescheiteste, was du thun kannst!'

Ein trauriges Lächeln flog um den Mund des Majors. „Er hat meine Gedanken sehr richtig erraten," murmelte er. „Ja, so war ich damals. Wenn einer nicht gleich stramm dastand, dachte ich gleich: ‚Eine Kugel in den Kopf, Kerl!' — O, man wird zahm, man wird mürbe mit den Jahren!"

„Das sollen gewiß keine Vorwürfe sein, Amalie. Ihr hattet ganz recht. Was fängt man mit einem dummen Jungen an, der schlecht lernt, der wegen einer heimlichen Studentenverbindung aus dem Gymnasium weggejagt wird? Beim Militär war ich auch nicht genommen worden wegen eines Herzklappenfehlers, den ich mir auch nur durch wahnsinniges Schwimmen und Bergsteigen zugezogen hatte: — nebenbei, ich habe bis heute nichts mehr davon gemerkt. ‚Es klappt' wieder.

„Es war wohl das Gescheiteste, was unser Vormund thun konnte, daß er meiner Reiselust nachgab, mir mein bißchen Vermögen in die Hand drückte und sagte: ‚Du bist mündig. Ich kann dich nicht mehr halten. Suche dir deinen Weg. — Hier hast du nichts mehr zu erwarten!'

„Er dachte wohl: wenn er ein Lump wird und zu Grunde geht, besser im Ausland als daheim!

„Aber — Unkraut verdirbt nicht. Oder vielleicht brauchte der wilde Schößling nur einen andern Boden, das volle Bewußtsein, auf sich selbst angewiesen zu sein, den Sturmhauch der Freiheit!

„Jedenfalls kann ich heute an alle die düsteren Prophezeiungen nur mit aufrichtigem Dank zurückdenken. Sie haben meinen Stolz aufgerüttelt. Sie haben einen heißen, wilden Trotz in mir geweckt, der mich allmählich zum Mann gereift und gehärtet hat: ‚Es muß doch etwas aus dir werden. Sie sollen dir noch einmal ihre Verachtung abbitten! Du wirst ihnen zeigen, daß man auch ohne Gymnasium ein tüchtiger Mensch werden kann!' Ich hatte freilich auch Glück, erstaunliches Glück! Ich fand in der Fremde einen Freund, dem ich mein Schicksal verdanke. Er nahm mich mit nach Rußland, nach Baku, wo er sich an der eben aufblühenden Petroleumindustrie beteiligen wollte.

„Es war ein bescheidener Anfang. Mit meinem kleinen Kapital bin ich Teilhaber geworden in unserer neugegründeten Firma, ich, der keine Ahnung hatte von kaufmännischem Betrieb, der erst lernen mußte, wie ein grüner Lehrjunge. Aber mein Kompagnon hat mir durch sein Beispiel das Beste gegeben: die Freude an der Arbeit. Und wir hatten einen Riesenerfolg. Unser Geschäft nahm einen rasend schnellen Aufschwung. Bald hatten wir Verbindungen bis in die Gefilde Asiens hinein. Was sich in diesen Gegenden als lukrativer Erwerb darbot, wurde erfaßt. Unsere Dampfer tanzten auf dem Kaspischen Meer; der Konkurrenzkampf war uns zum lustigen Sport geworden. Ein ernstes Leben war es freilich. Ein einsamer Ritt im Kaukasus, das war meine einzige Erholung. Wir haben uns keine Zeit gegönnt für die Liebe und für das Glück. Wir haben nur geschafft und gespart und erworben.

„Das Ziel der Heimkehr stand uns beiden vor Augen als Lohn für alle die Entbehrungen in der Fremde. Doch der Freund hat den Tag nicht erleben dürfen. Er war ein reicher Mann geworden, und er mußte sterben, ohne die deutsche Heimat wiedergesehn zu haben, ohne die schöne süße Erholung zu genießen, von der wir uns oft gegenseitig vorerzählt hatten, wie Kinder, die sich auf Weihnachten freuen. Als ich ihm die Augen zugedrückt, fühlte ich erst meine tiefe Einsamkeit in der Fremde, zwischen den brodelnden, stinkenden Naphthadämpfen, die wie aus der Unterwelt hervorquellen. Ich sagte mir, daß die Zeit des Säens vorüber sein müsse, daß ich Ernte halten wollte mit meinem Rest von Jugendfrische, mit voller rüstiger Lebenskraft.

„Ein wenig weiß ich Bescheid über euch alle. Unser Bruder Fritz ist Oberst; der strebsame Erwin hat schon den Titel Regierungsrat. Du sollst ihnen Grüße bringen von dem verschollenen Jüngsten, der ja allerdings aus Baku keine Titel und Würden mitbringt, aber ein recht solides Vermögen und eine warme Sehnsucht nach Anschluß, nach einem Kreis, in dem er Wurzel fassen kann, nach lieben Menschen und froher Jugend. Du bist immer die Gutmütigste von uns allen gewesen, Amalie. Du hattest helle Thränen in den Augen, als ich von euch fortging. Dir war's leid um den Bruder.

„Darum möchte ich dir zu allererst die Hand drücken; in deiner Nähe — wenn es sein kann — mich umsehen in meinem alten München — und vor allem mich freuen an deinen Kindern.

„Ich bin an den schönen Herbsttagen, ohne mich in München aufzuhalten, auf das Land hinausgefahren, ins Innthal, in das Dörfchen Fischbach, wo ich beim alten Förster Grasleitner als übermütiger, halbwüchsiger Kerl meine frohesten Tage verlebt habe. Wie oft habe ich daran gedacht! Wie hab ich mich gesehnt nach den grünen Bergen, nach dem deutschen Wald! Hier warte

ich auf eine Antwort von dir; auf ein Wort des Willkommens!

„Darf der Fremdgewordene sich bei dir ein wenig daheimfühlen?" — — —

Der Major hatte zu Ende gelesen. Mit einem Seufzer gab er seiner Frau den Brief zurück.

„Er scheint obenauf gekommen zu sein. Um so besser für ihn. Ich kann nicht behaupten, daß ich mich auf den Besuch freue. So ein ‚smarter' Geschäftsmann, der nur fragen möchte, was kostet Europa, weil er Geld verdient hat!"

„Aber, Walter, bedenke doch! Es ist ja nur der Kinder wegen. Sie erben wohl einmal das hübsche Vermögen. Und auch jetzt — Georg kann ihnen doch so manches Vergnügen verschaffen."

„Gute Amalie! Ich wollte, ich könnte mir so leicht Illusionen machen wie du!" sagte der Major mitleidig. „Dein Bruder ist noch keine fünfzig. und du sprichst schon von der Erbschaft. Paß auf, der heiratet in einem halben Jahr! Er kriegt sicher noch die Schönste, die Jüngste! Jedenfalls wird er an sein eigenes Vergnügen denken und nicht an das unserer Kinder. Was unsere Herren Söhne anbelangt, so wäre das auch unnötig. Sie sorgen selbst für ihr Vergnügen, mehr als gut ist."

„Aber er braucht uns doch!" rief Frau Riedenhof, ärgerlich, daß ihre Nachricht nicht freudiger aufgenommen wurde. „Unser Heim, unser Kreis, das anregende Münchner Leben, in das wir ihn einführen können, gefällt ihm gewiß. Dafür wird er sich dankbar zeigen und —"

„Warten wir's ab! Mir soll's recht sein," meinte der Major, sich wieder seiner Arbeit zuwendend. „Ich glaube nicht an Dankbarkeit und nicht an edelmütige Schwäger. Jeder denkt nur an sich, jeder ist heutzutage Egoist. Die eigenen Kinder aber, das sind die allerschlimmsten. Kurt läßt sich nur in München blicken, wenn er Geld braucht und den Papa wieder einmal schröpfen will. Es ist immer das alte Lied: ‚Das muß man haben!' ‚Das muß man mitthun!' ‚Da kann man sich nicht ausschließen!' Nutzlos überhaupt, Worte zu verlieren. Ich bin müde! So lange ich was habe, gebe und gebe ich."

Amalie hörte nicht gern eine Klage über ihre Söhne. Sie eilte aus dem Zimmer.

„Ich muß rasch noch zu meinen Brüdern und ihnen Georgs Brief bringen. Sie werden Augen machen."

Martha war totenblaß geworden. Mit angstvollen, bestürzten Augen starrte sie auf den Vater.

Nie war ihm eine Klage über die Lippen gekommen. Sie hatte sich oft über seine langmütige Geduld mit den Brüdern gewundert. Um so tiefer war der Eindruck dieser bitteren Worte, die sie eben gehört.

Hatte er Sorgen? Geldsorgen, die er ihnen verheimlichte? Sie sah plötzlich, wie fahl sein Gesicht war; wie hart die Linien sich in den Wangen und Schläfen eingruben, wie dünn sein graues Haar geworden. So müde schien er, der arme Vater, so todmüde! Und Abend für Abend saß er bis lange nach Mitternacht am Schreibtisch und arbeitete.

That er das wirklich nur aus freiem Antrieb, nur um sich zu zerstreuen, oder quälte er sich ab, um sein Einkommen zu vergrößern, damit seine Söhne als Kavaliere auftreten und seine Töchter sich in Seide kleiden konnten? Eine Glühhitze stieg ihr plötzlich in die Stirn — der Gedanke war ihr so furchtbar.

Der herbe Vorwurf: „Die eigenen Kinder sind die allerschlimmsten Egoisten" wollte ihr nicht mehr aus dem Kopf!

Sie hätte so gern das müde, graue Haupt des Vaters an ihre Schulter gedrückt, seine blassen Wangen gestreichelt und gefragt: „Sag mir, was dich so traurig macht! Lieber, guter Papa! Sprich dich doch aus!"

Sie wagte es nicht. Immer waren sie scheu gewesen vor dem stillen, verschlossenen Mann. Auch als kleine Kinder hatten sie nicht den Mut gehabt, zärtlich und zutraulich zu ihm zu sein.

Seit dieser Abendstunde lag ihr ein dumpfer Druck auf dem Herzen.

Theo und Lolo versprachen sich goldene Berge von dem reichen Onkel; Kurt war wütend, daß er weg mußte, ehe „der gute Mann" ankam. Die Mama regte sich auf mit allerlei kleinen Haushalt- und Wohnungsangelegenheiten. Martha aber war so bewegt von Sehnsucht, Zweifeln und neuen, auf sie einstürmenden Sorgen und Zukunftsfragen, daß ihr eigentlich wenig Interesse für den Erwarteten übrigblieb.

* * *

Amalie Riedenhof erlebte mit ihrem Brief von Georg noch weitere Enttäuschungen. Sie ging eiligst noch in der Abendstunde zu ihrem Bruder Erwin, dem Regierungsrat, und traf die Familie beim Thee. Zwischen den Schwägerinnen herrschte ein etwas kühler Ton. Seit ihr Mann den Kronenorden erhalten und in den Ritterstand erhoben war, wollte Frau von Brandner nur mit Adligen verkehren, wenn sie sich auch sehr kleinmachen, bücken und demütigen mußte, um in die betitelten Kreise aufgenommen zu werden. Aber Amalie vergaß wieder einmal in ihrer Freude über den angekündigten Besuch jede Mißstimmung und sprudelte gleich ihre Nachricht heraus. Der Regierungsrat schaute verlegen auf seinen Teller, durchaus nicht angenehm berührt; seine Gattin Senta aber machte ihr arrogantestes Gesicht und sagte sehr herablassend und spitz: „Ich kann dich nur warnen, liebe Amalie. Du bist wieder allzu vertrauensselig. Nach allem, was ich hörte, war euer Bruder Georg ein leichtsinniger Mensch. Ich glaube nicht, daß solche Leute wieder in anständige Bahnen zurückfinden. Du wirst sehen: er entpuppt sich als Schwindler. Jedenfalls müssen wir, in unserer Stellung, sehr reserviert bleiben und uns einstweilen wenigstens vollständig fernhalten. Nicht wahr, Erwin, das ist doch auch deine Ansicht?"

„Allerdings — man weiß ja gar nicht — du hast ganz recht, liebe Senta —"

Mama Riedenhof verschob nach diesen deprimierenden Erfahrungen ihren Besuch bei ihrem älteren Bruder bis zum nächsten Tag.

Fortsetzung folgt.



Was ist ein Augenblick?

Von Professor Kurd Laßwitz (Gotha)

„Sofort! Im Augenblick! Bitte, einen Augenblick Platz zu nehmen!“ So ein Augenblick in einem Geschäft oder einem Vorzimmer pflegt bekanntlich manchmal recht lange zu dauern. Offenbar wollte aber der höfliche Mann, der so sprach, damit sagen, daß wir nur eine ganz kurze, die möglichst kurze Zeit Geduld haben möchten. Aber durfte er fünf Minuten einen „Augenblick“ nennen? Wir haben jedenfalls Muße, darüber nachzudenken, wie lange eigentlich ein Augenblick dauert, und was unser Bewußtsein etwa in einem Augenblick zu umfassen vermag.

Um eine Antwort auf die Frage zu geben, müssen wir sie bestimmter stellen. Wir fragen: was ist gegenwärtig? Erstens nämlich, wieviel klare und getrennte Vorstellungen können wir auf einmal in unserm Bewußtsein haben? Und zweitens, wieviel Zeit brauchen wir mindestens, um zwei aufeinanderfolgende Wahrnehmungen, zum Beispiel zwei Taktschläge, nicht mehr als zusammenfallend, sondern als wirklich getrennte zu erkennen?

Was heißt gegenwärtig? Gegenwärtig nennen wir die Anschauungen, die wir mit einem kurzen Blick, zum Beispiel beim Aufleuchten eines Blitzes, zu umfassen vermögen; gegenwärtig ist die Gruppe von Tönen oder Taktschlägen, die wir auf einmal — ohne sie zu zählen — als eine Einheit erkennen; gegenwärtig ist der einfache Satz: „Die Sonne leuchtet“, oder: „Zweimal drei ist sechs“, indem wir die Zusammengehörigkeit von Subjekt und Prädikat in einem Urteilsakt umfassen; gegenwärtig ist auch das Gefühl des Schmerzes, der Lust, der Erwartung, das uns erfüllt und unsern Gemütszustand beherrscht. Wollten wir uns aber im einzelnen Fall durch Selbstbeobachtung Rechenschaft darüber geben, was jetzt wirklich in unserm Bewußtsein gegenwärtig ist, so wäre das ein vergebliches Beginnen. Denn in dem Augenblick, in dem wir uns fragen: „Was siehst du? Was hörst du? Was denkst du jetzt?“ ist bereits der zu beobachtende Moment vorüber, und indem wir uns auf uns selbst besinnen, bringen wir schon neuen Bewußtseinsinhalt, neue Gegenwart hinein. Hier kann uns nur der methodische Versuch belehren, die Frage muß an uns von außen gestellt, und sie muß in der einfachsten Form gestellt werden.

Zahlreiche, sorgfältig ausgeführte Versuche lehren, daß man bei momentaner Beleuchtung vier, zuweilen auch fünf unverbundene Eindrücke, zum Beispiel Buchstaben, Ziffern, Linien von verschiedener Richtung, deutlich wahrnimmt. Man kann zwar auch ein Kartenblatt, wie Piquezehn, oder einen Dominostein von einer größeren Augenzahl richtig erkennen, aber nicht, weil man sich der einzelnen Punkte bewußt wird, sondern nur aus der gewohnten Form der Anordnung. Werden nämlich die Eindrücke so gewählt, daß sie gewohnte Verbindungen darstellen, so treten diese als Einheit auf — so kann man zum Beispiel zwölf Buchstaben lesen, wenn sie zwei bekannte Worte zu sechs Buchstaben bilden. Aber das, was wir so klar erkennen, ist noch nicht der volle momentane Bewußtseinsinhalt. Man bemerkt immer zugleich noch einige unklare Vorstellungen, Buchstaben, von denen man nur weiß, daß sie da waren, ohne daß man ihre Gestalt erkennen konnte, und außerdem noch den eigentümlichen Zustand des Spannungsgefühls, das den ganzen Versuch begleitet.

Geeigneter als der Gesichtssinn zu solchen Versuchen über die sogenannte Enge des Bewußtseins ist übrigens der Gehörsinn, weil hier nichts auf die räumliche Anordnung ankommt. Man benutzt regelmäßige Taktschläge, die man durch stärkere Betonung oder Glockensignale oder kleine Pausen in gewisse Abschnitte teilt. Es fragt sich dann, wieviel Taktschläge darf ein solcher Abschnitt umfassen, damit man ihn als Ganzes, ohne die Einzelschläge zu zählen, als diese besondere Gruppe von Schlägen wiedererkennt. Erfolgen die Taktschläge sehr schnell, zehn oder mehr in einer Sekunde, so ist es überhaupt nicht möglich, die Einzelschläge als Einzelwahrnehmungen auseinanderzuhalten. Erfolgen sie zu langsam, etwa nur alle vier Sekunden einer, so geht der Versuch ebenfalls fehl; es ist dem Bewußtsein nicht mehr möglich, mehrere Schläge als eine Einheit zusammenzufassen, die als solche wiedererkannt wird. Am günstigsten liegt die Sache, wenn das Intervall zwischen zwei Schlägen 2 bis 3 zehntel Sekunde dauert, also bei etwa 300 bis 200 Schlägen in der Minute. Dann zeigt sich aber zugleich eine Eigentümlichkeit. Die Taktschläge erscheinen nämlich, wenn sie auch objektiv ganz gleich sind, dem Beobachter nie ganz gleich. Er legt ihnen stets unwillkürlich Hebungen oder Senkungen unter, er faßt sie mindestens paarweise zusammen. Das Rhythmisieren steckt in der menschlichen Natur. Man braucht nur eine Zeitlang auf das Ticken einer Uhr zu hören, so wird die Erscheinung sogleich auffallen. Eine Reihe von 16 Taktschlägen besteht dann nicht aus 16, sondern aus 8 Vorstellungen, deren jede in zwei gegliedert ist. Man vermag so 8 Doppelschläge auf einmal zu erfassen. Man kann aber noch weiter durch Einführung von Haupt- und Nebenbetonungen viergliedrige und selbst achtgliedrige Rhythmen hineinhören, und dann ist es bei angestrengter Aufmerksamkeit und Uebung möglich, 5 solche zusammengesetzte Eindrücke, also 40 Einzelschläge, als Gruppe wiederzuerkennen.

Was umfaßt also ein Augenblick? Wenig genug. Nicht mehr als vier bis fünf getrennte Wahrnehmungen. Durch einen Kunstgriff des Bewußtseins aber können darin noch eine größere Anzahl Einzelvorstellungen enthalten sein, wenn sich diese selbst zu einer übersichtlichen Einheit zusammenschließen. So viel können wir als gegenwärtig bezeichnen.

Doch noch eins! Diese Gegenwart ist noch nicht ganz erfüllt. Wo ist das Bewußtsein in den Pausen zwischen den einzelnen Schlägen? Nehmen wir längere Pausen, so können wir unsere Seele darin belauschen. Ich sitze am Schreibtisch und warte auf einen Gedanken, „wie das denn so zuzeiten kommen mag“. Da treibt zu meinem Leidwesen ein Junge unter dem Fenster seinen Kreisel. Sobald ich einmal auf diese unglückseligen Peitschenschläge aufmerksam geworden bin, sind sie die fürchterlichste Störung, die es giebt. Jetzt schlägt der Junge. Nun erhebt sich das Erwartungsgefühl, es wird gleich wieder ein Schlag erfolgen; das Gefühl

steigt an, bis beim folgenden Schlag sich die Spannung löst, um sogleich aufs neue zu beginnen. Ganz dasselbe, nur in geringerem Grad und mit weniger Unlust, dürfte auch bei den schnell folgenden Taktschlägen stattfinden. Es ist dies Schwanken des Gefühls, das uns den stetigen Zusammenhang des Erlebens giebt.

Wenn nun so der momentane Inhalt unserer Seele gemessen ist, so fragen wir weiter: wie lange dauert ein Augenblick? Das soll bedeuten: wo liegt die untere Grenze der erfüllten Gegenwart? Wie nahe dürfen zwei Eindrücke aneinanderrücken, damit überhaupt noch die Vorstellung einer zeitlichen Folge entsteht?

Das hängt von der Art der Sinnesreize ab; für Ohr, Auge, Tastsinn sind die Zeiten verschieden. Man hüte sich aber vor einer Verwechslung. Nicht auf die Zeit kommt es an, die nötig ist, überhaupt einen Sinneseindruck zu gewinnen, sondern wir fragen nach der Zeit, die erfordert wird, einen zweiten davon zu unterscheiden.

Erleuchten wir ein Zimmer durch eine elektrische Entladung, die nur ein Millionstel, vielleicht nur ein Zehnmillionstel einer Sekunde dauert, so genügt das, damit wir den Lichteindruck haben, etwas sehen. Das liegt aber an der Einrichtung des Organs, in dem dieser Reiz nachwirkt. Eine zweite Vorstellung können wir in so kurzer Zeit nicht haben, es bleibt nur der erste Eindruck bestehen. Eine schnell rotierende Scheibe sehen wir dann ruhen; der fallende Tropfen im Nachtgewitter, vom Blitz beleuchtet, schwebt unbewegt in der Luft; denn ehe er um ein für das Auge wahrnehmbares Stück gefallen ist, hat die Erhellung schon aufgehört. Aber der Reiz, der das Nervenende trifft, hat einen längeren Verlauf im Nerven — wie eine Glocke, die wir anschlagen, noch lange, nachdem der Impuls vorüber ist, nachschwingt, so schwingen die Teilchen des Nerven noch länger nach, wenngleich der Anstoß nur den zehnmillionsten Teil einer Sekunde gedauert hat. Und diese Einrichtung unseres Organismus gestattet uns, noch etwas zu sehen, obwohl der erleuchtende Funke verloschen ist. Allerdings erschwert dieses Nachklingen der Empfindung die Bestimmung des Bruchteils der Sekunde, der vergehen muß, damit wir eine zweite Empfindung als nicht gleichzeitig unterscheiden können; dennoch haben die Messungen brauchbare Resultate ergeben.

Halten wir eine angeschlagene Stimmgabel, die 400 bis 500 Schwingungen in der Sekunde macht, leise an die Lippen, so empfinden wir die Vibration als ein eigentümliches, dem Kitzel ähnliches, rauhes und ziemlich peinliches Gefühl, das die ruhende Gabel nicht hervorbringt. Jede solche Schwingung dauert nur zwei bis drei Tausendstel einer Sekunde. Von elektrischen Funken, die sich in Zwischenräumen von zwei Tausendsteln einer Sekunde folgen, hat Exner beobachtet, daß sie noch getrennt gehört werden können. Aber mit Recht macht Ebbinghaus darauf aufmerksam, daß man hieraus nicht folgern dürfe, die Reize selbst würden bei so kleinen Zwischenräumen noch als nacheinander getrennt empfunden. Man bemerkt nicht eigentlich die einzelnen Schwingungen oder Funken, sondern nur ihre Gesamtheit äußert sich als eine bestimmte Qualität der Empfindung, als Rauhigkeit bei der Stimmgabel, als Knistern bei den Funken. Die wirkliche Unterscheidung zweier Reize braucht mehr Zeit. In der Musik meist wohl ein zehntel Sekunde, so daß mehr als zehn Töne in der Sekunde hintereinander deutlich und getrennt nicht wahrgenommen werden, obwohl natürlich der Virtuose mehr Tasten hintereinander anschlägt. — Zwei Lichtreize müssen etwa ein zwanzigstel Sekunde auseinanderliegen, um vom Bewußtsein getrennt zu werden. Noch weiter voneinander müssen die Reize rücken, wenn sie zwei verschiedenen Sinnesgebieten angehören, wenn man z. B. einen Lichtblitz und einen Glockenschlag oder einen Nadelstich als nicht gleichzeitig erkennen soll. Die erforderliche Zwischenzeit steigt hier auf ein bis drei zwanzigstel Sekunden. Aber das ist immer nur die untere Grenze, bei weniger günstigen Umständen kommen Verlängerungen des Zeitmoments bis zu mehreren zehntel Sekunden vor. Weiß man dabei, welcher Art die zu erwartenden Reize sind, so wird derjenige Reiz schneller wahrgenommen, auf den die Aufmerksamkeit am meisten gerichtet ist; es kann dann vorkommen, daß von zwei schnellfolgenden Reizen der in Wirklichkeit spätere als der frühere erscheint, wenn man ihn lebhafter erwartet. Bekannt ist das Beispiel von dem Chirurgen, der beim Aderlaß zuerst das hervorspringende Blut sieht und danach erst das Geräusch des Schneppers hört.

Man spricht oft von der Geschwindigkeit des Gedankens und meint damit wohl, daß wir unsere Vorstellungen in unmeßbar kleiner Zeit zu wechseln vermögen. Dagegen sehen wir hier, daß unsere Seele mindestens ein zwanzigstel Sekunde nötig hat, um nach Aufnahme eines Eindrucks für einen zweiten bereit zu sein. Wie groß ist denn nun aber die Zeit, die erforderlich ist, damit wir einen uns schon gewohnten und wohlbekannten Eindruck, z. B. eine Farbe oder ein Wort, als diesen bestimmten Eindruck richtig und deutlich erkennen?

Wenn wir dies messen wollen, so müssen wir durch ein verabredetes Signal angeben, daß wir den uns gezeigten Gegenstand als solchen erkannt haben, und das erfordert natürlich einen weiteren Zeitaufwand. Die Frage wird von hoher praktischer Bedeutung bei allen Beobachtungen, in denen der Eintritt eines bestimmten Ereignisses, etwa der Vorübergang eines Sterns am Faden des Fernrohrs, zu registrieren ist, z. B. durch das Schließen eines elektrischen Stroms. Man nennt die Zeit, die man braucht, um den Eintritt des Ereignisses zu erkennen und das Zeichen zu geben, die Reaktionszeit, und sie ist sehr eingehend untersucht worden. Im Jahr 1795 berichtete der Direktor der Greenwicher Sternwarte, sein Assistent hätte von ihm als unbrauchbar entlassen werden müssen, weil er sich die Gewohnheit angeeignet habe, alle Sterndurchgänge um eine halbe Sekunde zu spät zu sehen. Erst infolgedessen haben die Untersuchungen von Bessel festgestellt, daß es eine allgemeine Eigenschaft der Beobachtungen sei, derartige individuelle Unterschiede zu zeigen. Aber auch bei dem Einzelnen schwankt die Reaktionszeit nach seiner Disposition; sie wird länger, wenn man ermüdet ist, und ob man geschlafen oder gegessen, dieses oder jenes getrunken oder gerochen hat, das alles bleibt nicht gleichgiltig für die Dauer der gebrauchten Zeit. Im Durchschnitt beansprucht die Reaktionszeit bei Lichtreizen etwa drei zehntel Sekunden.

Wenn man nun verschiedene Aufgaben stellt, je nachdem eine bekannte Farbe, ein Wort oder dergleichen zu erkennen, so wird sich die Reaktionszeit entsprechend vergrößern, falls die Erkennung des Gegenstandes mehr Zeit beansprucht, und man kann dann darauf zurückschließen, wie viel auf die eigentliche Erkennungszeit kommt. Doch muß erwähnt werden, daß die Ansichten der Fachmänner über die Deutung dieser Erscheinungen noch nicht in Uebereinstimmung sind. Nach Wundt

braucht man zur Erkennung einer einfachen Figur, ob sie ein Dreieck, Quadrat oder Kreis sei, nicht längere Zeit, als zur Erkennung einer einfachen Farbe, ob rot oder blau u. s. w., nämlich drei hundertstel Sekunden. Etwas mehr Zeit erfordert ein einzelner Buchstabe oder ein kurzes Wort. Dieses bedarf nämlich nicht längerer Zeit als der Buchstabe, weil wir beim Lesen überhaupt nicht die Buchstaben, sondern die Wortbilder eingeübt haben. Was wir als Ganzes verstehen, das fassen wir eben auf einmal auf, und dieser Auffassungsakt erfordert beim Buchstaben oder kurzem Wort ein zwanzigstel Sekunde. Müssen wir aber eine Erscheinung, um sie zu erkennen, erst in ihre Elemente zerlegen, so brauchen wir zu dieser Arbeit mehr Zeit. Deshalb verlangt der vereinzelte Buchstabe in der deutschen Druckschrift (Fraktur) wegen seiner verschiedenen Schnörkel ein bis zwei hundertstel Sekunde mehr zum Erkanntwerden, als der einzelne Buchstabe in der lateinischen (Antiqua), beim Lesen ganzer Worte aber zeigt sich kein Unterschied in der Erkennungszeit, das Wort in Fraktur wird als Ganzes ebenso schnell erkannt wie in Antiqua, weil es als Ganzes ein ebenso übersichtliches Bild giebt, wie das lateinisch gedruckte.

Der unendliche Reichtum unseres Lebens schrumpft sehr bescheiden zusammen, wenn wir bedenken, daß der gegenwärtige Augenblick nicht mehr als ein zwanzigstel Sekunde umfaßt, worin wir nur vier bis fünf klare Einzelvorstellungen haben. Aber gerade diese Thatsache zeigt uns den wahren Wert unseres Seins. Wir leben eben nicht im Augenblick, wir leben in der Zusammenfassung von Vergangenheit und Zukunft, in Erinnerung und Phantasie. Das ist unser wahres Leben. Auf den reichen Wechsel unserer Vorstellungen kommt es an, daran mißt sich die Fülle unseres Bewußtseins. Und so schaffen wir uns, ein jeder nach dem Verlauf seiner Gedanken, unsere eigene Zeit. Minuten mögen wie Jahre, Jahre wie Minuten erscheinen in der Schöpferthat unseres Ich. Denn

„Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche.
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihn.“



Ein Malerparadies.

Hierzu 24 photographische Aufnahmen von Valla.

Die Pariser machen sich gern lustig über sie, und in ihren Witzblättern darf der bretonische Bauer mit seinen bauschigen Hosen, dem Bänderhut, den klotzigen Holzpantoffeln und seinen rührend altfränkischen Anschauungen ebensowenig fehlen wie der unvermeidliche, nur von Sauerkraut und Bier träumende deutsche „Herr Professor“. Aber die französischen Maler und Poeten haben den melancholischen Heiden der Bretagne schon längst feinere und tiefere Reize abzugewinnen verstanden, als der Stift des Karikaturisten, der nur die unfreiwillige Komik sieht. Es ist ein Stück originaler Welt, jene Nordwestecke Frankreichs, ein Stück Urwüchsigkeit, und das will etwas bedeuten für den Freund ursprünglicher Sitten und Zustände in unserer alles nivellierenden und uniformierenden Zeit.

Bekanntlich darf Frankreich seine bretonischen Landeskinder gewissermaßen nur als Adoptivsprößlinge betrachten, denn nach Abstammung und Sprache gehören sie, wie auch ihr Name schon andeutet, mehr zu den britischen Kelten. Aber mit diesen ethnologischen und linguistischen Beziehungen sind auch die geheimen Fäden, die zur Insel unserer angelsächsischen Vetter hinüberleiten und dem bretonischen Bauern schwerlich zum Bewußtsein kommen, völlig erschöpft, denn der Bretone ist mit Leib und Seele Franzose, ein heimatstolzer Patriot mit stark ausgeprägten royalistischen und klerikalen Neigungen, der in zahlreichen blutigen Kämpfen seine zähe Tapferkeit bewiesen hat.

Wild und düster wie das istrische Karstland, von keinen bunten Farben belebt, von keiner Fruchtbarkeit gesegnet, im Innern voller Schluchten und Spalten, an den steilen Küsten bizarr zerklüftet, so steht die Bretagne in jähem Gegensatz zu den üppigen Acker- und Wiesengründen der französischen Erde. Obwohl bedeutende Erhebungen fehlen, erinnern doch Klima und Bodencharakter in ihrer Rauheit an Hochgebirgsebenen. Und wie der Mensch ein Produkt seines Landes ist, so zeigt sich auch der Bretone in seinem Wesen als etwas echt Bodenwüchsiges. Die Nebel und Stürme seiner Heiden, die Kämpfe mit den Elementen und um die karge Scholle haben ihm den Stempel aufgedrückt. Er ist ernst und schweigsam, poetisch empfänglich, bedürfnislos, aber auch, infolge seiner Abgeschlossenheit und Zähigkeit, unwissend und roh, zur Bigotterie und zu den Ausartungen des Aberglaubens und zur Trunksucht neigend. Seine keltische Sprache, das Bretonische, wird zwar vom Französischen mehr und mehr beeinflußt und zurückgedrängt, aber immer noch, in verschiedenen Mundarten, von über einer Million Menschen gesprochen.

Unsere Augenblicksbilder geben lebhafte Vorstellungen von bretonischen Gestalten, Kleidern und Sitten. Wir sehen Alt und Jung, Männlein und Weiblein in der urwüchsigen Tüchtigkeit ihres Wesens. Zunächst die Buben, und zwar den kultivierteren, schulbesuchenden Teil — denn nur die Minderheit der Bevölkerung kann sich der hohen Kunst des Lesens und Schreibens rühmen. Wenn wir in diese frischen, lachenden Gesichter blicken, scheinen die Sorgen um Frankreichs Nachwuchs unbegründet zu sein. Wir belauschen ferner die Mägdlein bei der großen Wäsche — ein Anblick, der mancher deutschen Hausfrau ein Gruseln über den Rücken jagt, denn man behandelt hier die Linnen mit derselben Barbarei wie im Lande, wo die Zitronen blühen, schrubbert sie am Bachrand auf den Steinen und klopft sie mit dem breiten Holz. Die Mädchen und Frauen tragen hübsche Hauben, eine Bretonin ohne diesen charakteristischen Kopfputz wäre unvollkommen; sogar die ganz kleinen Säuglinge bekommen ihre Häubchen auf, und zwar haben die der Bübchen eine Quaste, die



Schulpause. Turnstunde.



der Mädchen einen Knopf. Kostümlich interessant sind auch die Bilder vom Bittgang S. 202: die alten Männer und Frauen, mit Kerzen in den Händen, tragen dunkle Kleider, die jüngeren verheirateten Frauen, die das Madonnenbild geleiten, bunte, reichgestickte Schürzen, während die Jungfrauen und kleinen Mädchen in der Farbe der Unschuld prangen. Zum Werktagsgewand gehören auch jene schweren, aus einem einzigen Stück Holz gearbeiteten Pantoffeln, wie wir sie aus Holland kennen — die so plump erscheinen und doch unter den Füßchen der frischen jungen Mädchen so lustig klappern, wie die leichten Pantöffelchen einer Märchenprinzessin.

Unter den vielen Eigentümlichkeiten



Kartoffelernte. Die kleinen Wäscherinnen. Hänsel und Gretel.



Augenblicksbilder aus der Bretagne.

1. Junge Bretoninnen auf der Fahrt zur Kirche. 2. Jahrmarkt in Pont l'Abbé. 3. Marktscene in La Roche-Bernard. 4. Heimkehr mit Hindernissen. 5. Fischmarkt in dem Ort Billiers.

Photographische Momentaufnahmen.



Augenblicksbilder aus der Bretagne.

1. Alter bretonischer Hirte. 2. Auf dem Heimweg vom Feld. 3. Besuch im Wald. 4. Ein Vertrauensposten.
5. Feierabend. 6. Dorfstraße in Billiers

Photographische Momentaufnahmen.



Auf dem Bittgang.

Auf dem Friedhof.

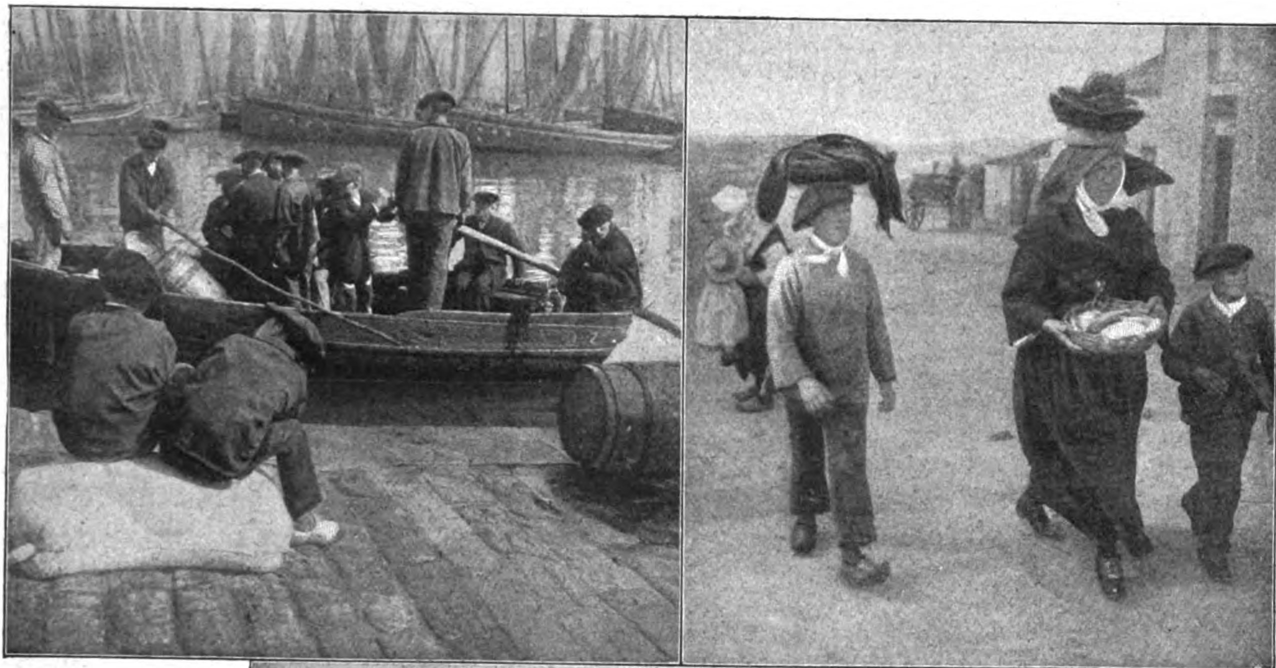


Die Prozession.

Das Madonnenbild in der Prozession.

des bretonischen Volkslebens verdienen auch die Haarmärkte Erwähnung. Die großstädtischen Evaskinder brauchen — es soll wirklich vorkommen — mitunter mehr Haar, als eine stiefmütterliche Laune der Natur ihnen zugestanden hat, aber auch für Theaterperücken, Toupets u. s. w. überragt die Nachfrage bei weitem das Angebot. Schönes, langes Haar, zumal blondes, ist deshalb, kaufmännisch gesprochen, ein „gefragter Artikel" und wird teuer bezahlt. Die von irdischer Eitelkeit nicht sonderlich geplagten Töchter der Bretagne wissen diese Konjunktur gut auszunützen und opfern ihre natürliche Hauptzierde gern auf dem Altar praktischer Erwägungen. Alljährlich zu bestimmten Zeiten werden in den Landgemeinden förmliche Haarmärkte abgehalten, auf denen sich die heranwachsenden Mädchen den Händlern vorstellen und, falls man über den Preis einig wird, das Haupt der mitleidlosen Schere beugen. Ihre Liebhaber können zwar nach dieser Prozedur unmöglich mit dem Dichter singen: „Süß duftet der Oleander in deiner Locken Geroll," aber das bretonische Häubchen verbirgt diskret die Stätte der Verwüstung, und im Lauf der Monate sorgt die Natur für Nachwuchs.

Im Innern des Landes sind die Bretonen mit Vorliebe Schäfer und Schweinezüchter, an der Küste Fischer, dazu kommt ein wenig Heide- und



Hafenscene.

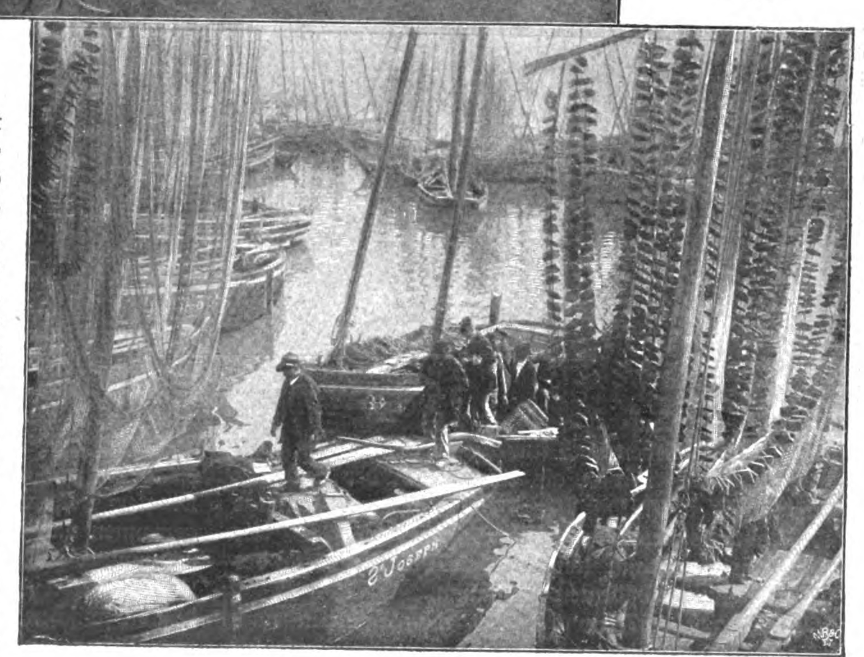
Fischverkäuferin.



Am Brunnen.

Waldwirtschaft. Dem blasierten Großstädter mag ihr Leben arm und farblos erscheinen, aber die Maler kommen gern in dieses Land der Schwermut und finden hier, wie schon unsere Bilder verraten, eine reiche Ausbeute an Stimmungen und Motiven. Man könnte da etwa eine Parallele zu unserem Worpswede oder Dachau ziehen. Ungern scheidet der Bretone vom Heimatland. Es geht ihm eben wie dem Bauern im allgemeinen, der zähe festhält an dem Land seiner Väter, das er bebaut, und sich schwer losreißt von seiner Scholle. Gewöhnlich sind es — von den Fischern abgesehen — nur junge Mädchen, die ihre Marken verlassen, um als vielbegehrte »bonnes à tout faire« nach dem verführerischen Paris oder andern Großstädten zu pilgern, in der Hoffnung, dort ein angenehmeres und leichteres Leben führen zu können als zu Hause.

Leider vollzieht sich dann oft genug eine Metamorphose; aus der rauhen, bespöttelten Larve entpuppt sich unter dem Einfluß des genius loci allmählich ein bunter, gaukelnder Schmetterling, der seine frische, herbe Natürlichkeit, seine muntere Laune und seinen kindlichen, ungezwungenen Frohsinn in gar nicht allzu langer Zeit einbüßt und dagegen die in diesem Fall recht zweifelhaften Errungenschaften moderner Kultur und großstädtischen Lebens eintauscht.



Im Hafen von Douarnenez.

Die deutsche Botschaft in Washington.

Hierzu 4 photographische Aufnahmen.

Die Reise des Prinzen Heinrich nach Amerika lenkt das allgemeine Interesse auf den diplomatischen Vertreter des Deutschen Reichs in Washington, dessen Takt und Geschicklichkeit mit in erster Linie die Pflege und Förderung der guten Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten zu danken ist: den Kaiserlich deutschen Botschafter in Washington Dr. von Holleben.

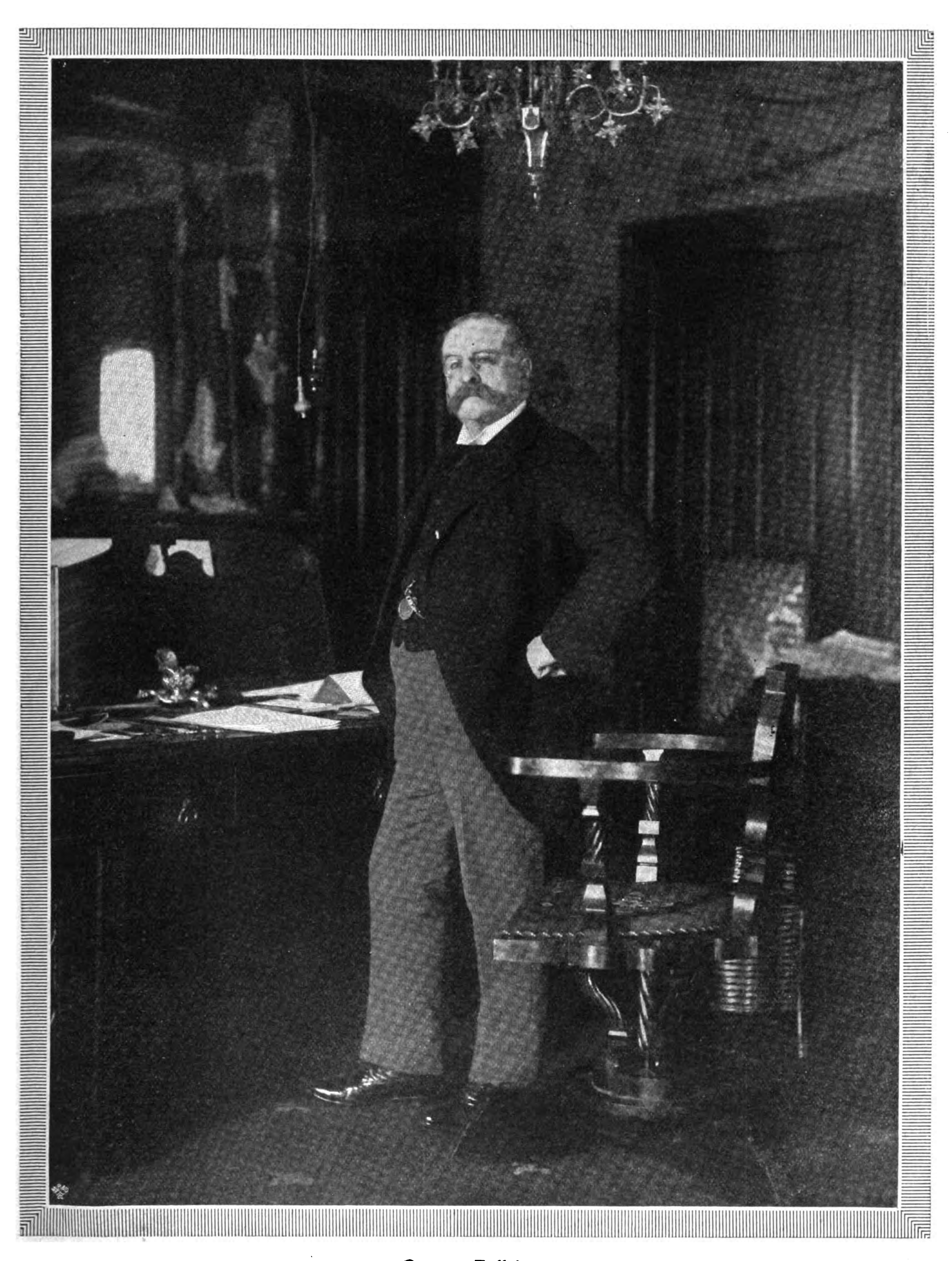
Excellenz von Holleben, der einem alten thüringischen Geschlecht entstammt, das ursprünglich bei Halle ansässig, seit dem vierzehnten Jahrhundert jedoch in den Schwarzburgischen Landen begütert ist, wurde in Stettin als der zweite Sohn des späteren Geheimen Obertribunalrats Theodor von Holleben geboren. Der ältere Bruder fiel im Krieg 1870/71 als Major im Generalstab der 22. Division. Auf den Universitäten Berlin und Heidelberg widmete sich Holleben dem Studium der Staats- und Rechtswissenschaften. Nach Vollendung seiner Studien und Erreichung des Doktorgrades legte er das Staatsexamen ab und ging darauf für einige Jahre zum Militärdienst über. Er trat zuerst bei dem preußischen Gardehusarenregiment ein, wurde Offizier, machte als solcher den Krieg gegen Frankreich 1870/71 mit und ging darauf dauernd zur Diplomatie über.

Gebäude der deutschen Botschaft in Washington.

Die neue Laufbahn begann Holleben nach kurzer Vorbereitung im Auswärtigen Amt in Berlin als Attaché bei der deutschen Gesandtschaft in Peking, wo er in kurzer Zeitfolge bald Legationssekretär und Legationsrat wurde. Als solcher führte er dann längere Zeit die Geschäfte des deutschen Ministerresidenten in Japan.

Im August 1875 wurde Dr. von Holleben nach Buenos-Aires versetzt, wo er das Deutsche Reich bei den Republiken Argentinien und Uruguay zehn Jahre hindurch vertrat. Im Oktober 1885 ging er als Kaiserlicher Gesandter nach Tokio; in dieser Stellung, die er bis zum November 1891 bekleidete, erwarb er sich lebhafte Sympathien, die in Japan heute noch nicht geschwunden sind. Auch in der neuen Stellung als Kaiserlicher Gesandter in Washington war seine Thätigkeit von weitgehendem Einfluß, besonders in deutsch-amerikanischen Kreisen. Infolge der Umwandlung der deutschen Gesandtschaft in eine Botschaft wurde er im Mai 1893 von Washington abberufen. Seit dem 17. August 1893 am Königlich Württembergischen Hof in Stuttgart beglaubigt, erhielt er am 4. November 1895 den Titel eines Wirklichen Geheimen Rats mit dem Prädikat Excellenz. Im August 1897 erfolgte die Berufung von Hollebens nach Washington, wo die zwischen Deutschland und Nordamerika schwieriger sich gestaltenden wirtschaftlichen Beziehungen wieder mehr als je eine diplomatische Kraft erforderten, die sowohl Teilnahme und Verständnis für den deutschen Handel und die Reederei besitzen als auch die Interessen dieser Berufskreise mit Thatkraft und Umsicht unabläßig wahrnehmen mußte.

Excellenz von Holleben ist dieser schwierigen Aufgabe vollauf gerecht worden. Seinem diplomatischen Geschick, seiner Thatkraft und Rührigkeit ist es zu danken, daß die deutschen Handels- und Verkehrsbeziehungen in den Vereinigten Staaten mehr und mehr an Festigkeit und Ausdehnung gewonnen und die Freundschaft der beiden Völker enger und inniger geworden ist. Insbesondere während der letzten Samoawirren ist es Holleben in erster Linie mit zu danken, daß die zwischen den beiden Völkern entstandenen Wirrnisse und Mißverständnisse in Ruhe und Güte beigelegt wurden und ihre Politik in gesunde Bahnen zurückgeführt worden ist.



Dr. von Holleben,

Deutscher Botschafter in Washington.

Photographische Aufnahme.



Graf von Quadt,

Erster Sekretär der Botschaft.

Unsere Bilder zeigen das Gebäude der deutschen Botschaft in Washington, den Botschafter, den ersten Sekretär Legationsrat Grafen Quadt und dessen Gemahlin. Graf Quadt ist neuerdings dadurch besonders hervorgetreten, daß er sich an die Spitze eines Komitees zum würdigen Empfang des Prinzen Heinrich gestellt hat.

Ohne befürchten zu müssen, sich in das Phantasiegespinst allzu voreiliger Konjekturalpolitiker zu verwickeln, darf man wohl annehmen, daß als beste Frucht der Reise unseres Prinzen Heinrich die straffere Anziehung mancher locker gewordenen Fäden zwischen hüben und drüben zu betrachten sein wird. Dieser Fäden sind zu viele und zu eminent wichtige, als daß man ihnen nicht ganz besondere Aufmerksamkeit zuwenden müßte. Könnte man sich die nordamerikanische Kulturwelt ohne deutschen Einfluß vorstellen? Es wäre unmöglich. Deutsches Blut und deutsche Tüchtigkeit pulsieren in den Adern dieses Organismus, dessen riesenhafte, in der Weltgeschichte unvergleichlich dastehende schnelle Entwicklung wir mit Staunen verfolgen. Blut ist dicker als Wasser, und wenn die Deutschamerikaner im Gefühl ihrer jungen Kraft jemals auf dem Punkt standen, die Familienbande zwischen ihnen und der einstigen Heimatscholle geringschätzig zu betrachten, so werden ihnen die jetzigen Festtage die Naturnotwendigkeit eines guten Einverständnisses wieder lebhafter vor Augen führen.

Auf der kaiserlichen Botschaft in Washington ist man sich der Ansprüche eines exponierten Postens wohl bewußt, aber man darf sicher hoffen, daß es dem Takt und der Umsicht unserer dortigen Reichsvertreter gelingen wird, zur Verwirklichung des Goetheschen Wortes: „Orient und Occident sind nicht mehr zu trennen“ auch in diesem Sinn beizutragen.





Gräfin von Quadt, Gemahlin des ersten Botschaftssekretärs.

Tischlein deck dich.

Wirtschaftsplauderei von Paula von Hohenfels.

Die Saison steht auf der Höhe. Kein Tag vergeht, ohne daß man eins jener kleinen, weißen Kärtchen empfängt oder selbst hinaussenden muß: Herr und Frau X. geben sich die Ehre. Es regnet Einladungen von allen Seiten, Einladungen zum Diner, zum Souper, jedenfalls immer Einladungen zu irgendwelchem Essen. Unsere Hausfrauen haben schlimme Zeit, schlimmere noch als die vielgeplagten Hausherren und Ballväter, die brauchen wenigstens bloß zu brummen über das, was die verschiedenen Gesellschaften kosten — die armen Hausfrauen sollen diese Gesellschaften auch noch arrangieren, keine leichte Aufgabe!

Der festliche Tisch — wie einladend sieht er aus, wie hübsch sitzt es sich daran, wie wenig denkt man vor blinkenden Gläsern und gefüllten Schüsseln an all die Mühe, die dem Wunderwerk voranging.

Selbst die kleinste Gesellschaft erfordert eine Fülle von Arbeit und Nachdenken. Was für Speisen werden gegeben? Wie wird serviert? Wie arrangiert man die Tafel? Alles Fragen, die überlegt sein wollen.

Ein kleines, freundschaftliches Mittagessen ist bald hergerichtet. Suppe, das Fleisch mit pikanter Sauce, Braten, Gemüse und Kompot geben ein einfaches Menü, das schon für zwei bis drei Mark auf die Person zu beschaffen ist und, ohne gerade reichhaltig zu sein, dem guten Ton entspricht; giebt man zum Dessert noch eine hübsch garnierte Torte nach, so kann der Tisch schon Anspruch auf das Prädikat elegant machen. Das Arrangement der Tafel richtet sich teils nach dem persönlichen Geschmack, teils nach der vorhandenen Dienerschaft.

Die eigentliche vornehme Küche kennt dafür drei besondere Abarten: das englische, das französische und das russische Service. Für ganz kleine Verhältnisse dürfte sich das englische Service empfehlen. Es beansprucht wenig Bedienung. Die Hausfrau kann es mit Hilfe ihres Mädchens oder der Tochter ganz gut allein ausführen. Beim englischen Service stehn die Speisen jedes Ganges auf der Tafel. Wenn die Gäste erscheinen, ist die Suppe in der Terrine angerichtet, die Hausfrau füllt die einzelnen Teller und läßt sie vom Mädchen präsentieren, oder reicht sie den Gästen selbst zu. Ist die Suppe verspeist, so kommt an ihre Stelle das Suppenfleisch, beziehungsweise der Fisch, dem dann der Braten und die Gemüse folgen. Die Saucièren mit der Sauce werden gleichfalls auf den Tisch gestellt, ebenso ein paar Schüsseln mit Eingemachtem. Der Braten wird auf der Tafel vom Hausherrn oder der Hausfrau tranchiert.

Die Dienerschaft hat an der englischen Tafel nichts zu thun, als das Geschirr, die Bestecke und Gläser zu wechseln und die Schüsseln auf- und abzutragen. Im übrigen bedienen die Gäste sich selbst, der eine reicht dem andern die gewünschten Gerichte zu. Die Gesellschaft bekommt dadurch den gemütlichen familiären Zug, der dem Engländer überhaupt eigentümlich ist. In kleinem Kreis sollte man nie ein anderes als das englische Service anwenden. Wer die Kunst des Tranchierens nicht versteht, kann sich immerhin damit helfen, daß er den Braten in der Küche teilt und ihn so servieren läßt. Es wird bei dieser Art, die man vielfach, ja meistens findet, die englische mit der französischen Methode verschmolzen.

Das französische Essen besteht wie das englische aus drei Hauptgängen. Was man eigentlich unter so einem Gang versteht? Hm, es giebt viele Leute, die das nicht wissen und sich doch zu den Gebildeten zählen. Also: der erste Gang beginnt mit der Suppe und schließt mit den Gerichten, die dem Braten vorangehn. Der Braten eröffnet den zweiten Gang, der sich nun über alles erstreckt, was die Küche liefert, mit dem also auch die Gemüse und die süßen Zwischengerichte gereicht werden. Butter und Käse bilden die Scheide zwischen der Küche und der Konditorei, die den dritten Gang liefert: Eisbonbons, Gebäck u. s. w. Die Zahl der einzelnen Schüsseln richtet sich nach den Verhältnissen des Gastgebers. Es kann viel, es kann wenig geboten werden. Die Speisenfolge eines einfachen Mittagessens ist oben angeführt, ein elegantes Diner braucht natürlich etwas anderes. Es müssen wenigstens zwei Suppen gereicht werden. Dem Horsd'oeuvre folgt der Fisch, dem sich die sogenannte große Pièce anschließt. Ein bis zwei Entrees oder Entremets leiten hinüber zur kalten Speise. Zum Braten werden Kompot und Salat serviert, denen eine oder zwei süße Speisen folgen. Butter und Käse, Eis und Dessert machen den Schluß. Es lassen sich mit dieser Speisenfolge Diners bis zu hundert Gedecken sehr anständig herrichten, man kann sie jedoch auch für kleinere Gesellschaften von vierundzwanzig bis dreißig Personen verwenden. Es empfiehlt sich jedoch in letzterem Fall, nur ein Entree und eine süße Speise zu geben. Ueberhaupt hütet sich die vornehme Hausfrau vor einem Zuviel der Schüsseln. Das Gebotene soll gut sein, aber nicht prahlen, eine überladene Tafel wirkt unfein und zieht die Zeit des Essens unnötig in die Länge. Ein gutes Diner darf von Rechts wegen höchstens fünfviertel bis anderthalb Stunden dauern. Natürlich kann man auch für große Gesellschaften das englische Service anwenden, empfehlenswerter und eigentlich auch moderner ist die französische oder russische Methode. Nach Frankreichs Brauch stehn beim Erscheinen der Gäste sämtliche Speisen des ersten Ganges auf der Tafel, die Dienerschaft nimmt sie auf, reicht sie herum und stellt sie wieder an ihren Platz oder trägt sie hinaus. Das bringt viel Störung mit sich, auch werden die Schüsseln, die zuletzt an die Reihe kommen, kalt, ehe sie gegessen werden; man hat sich in den maßgebenden Kreisen denn auch mehr und mehr dem russischen Service zugewendet, das die Fehler des französischen vermeidet. Auf der russischen Tafel steht von den Speisen nur das zierlich dekorierte Dessert, in dessen Aufbau unsere Konditoren geradezu Künstlerisches leisten, alle übrigen Schüsseln werden in der Küche angerichtet; so weit es nötig, tranchiert man auch hier die Braten und läßt dann alles der Reihe nach von der Dienerschaft servieren. Von dieser braucht das russische Service eine ganze Anzahl. Für vierundzwanzig Gedecke sind wenigstens ein Haushofmeister und acht Diener nötig. Der erstere dirigiert das Ganze und besorgt mit einem Diener das Service des Weins. Zwei Diener servieren die Schüsseln,

zwei folgen mit Saucen und Beilagen. Zwei weitere kümmern sich um die Wünsche der Gäste, wechseln die Bestecks, Teller, Gläser u. s. w. Der letzte Diener endlich leitet den Transport der Speisen und Geräte von der Küche nach dem Speisesaal. Für kleine, familiäre Gesellschaften wäre der russische Brauch kaum zu empfehlen.

Sind die Gastgeber sich über die Art des Service klar geworden, so nimmt zunächst das Menü ihre Aufmerksamkeit in Anspruch. Die pekuniären Verhältnisse und der persönliche Geschmack sprechen bei der Auswahl der Speisen natürlich das erste Wort. Man kann für zwei bis drei Mark pro Kuvert ein ganz acceptables Essen herrichten, wird aber bei diesem Preis kaum über ein gut bürgerliches Mittagbrot fortkommen. In einfacheren Kreisen ist man bei solchem Mittagbrot unter Umständen sehr vergnügt und sehr festlich gestimmt, der Gourmet findet keinen Gefallen daran, er verlangt von der festlichen Tafel auch allerhand Gaumenkitzel. Kann und will der Gastgeber sie ihm bieten, so erhöht sich der Preis natürlich um ein Bedeutendes. Austern, die bei einem vornehmen Diner nicht fehlen dürfen, schrauben den Preis gleich um drei bis vier Mark pro Kuvert hinauf. Wo Forellen serviert werden, wo man Trüffeln als Gemüse giebt, wo Krammetsvögel, Fasanen und anderes Edelwild auf der Tafel erscheint, steigt der Preis in ähnlicher Weise. Bei geringen Mitteln giebt die Hausfrau ihren Gästen ruhigen Gemüts Konservengemüse; der Feinschmecker, der das Geld dazu hat, begnügt sich nicht mit Büchsenspargel, er bezieht im Januar schon jungen Spargel aus Argenteuil, von dem das Pfund sechs bis acht Mark kostet, es thut ihm gar nichts, daß der Preis des Kuverts dadurch um etwa sechs Mark steigt. Wer ein einigermaßen gutes Diner geben will, muß pro Kuvert immer an zwanzig Mark Unkosten rechnen, es sind darin aber weder der Wein noch das Dessert mit inbegriffen.

Das Dessert erfordert bei eleganten Diners sein eigenes Menü. Für achtzehn Personen rechnet man neben zwei Sorten Eis, das in Figuren serviert wird, zwei Schüsseln Bonbons, zwei mit Konserven, zwei mit Zuckergebäck, zwei mit eingemachten Früchten und Konfitüren und zwei mit frischen Früchten, je reichhaltiger die einzelnen Schüsseln, desto höher stellt sich natürlich auch hier der Preis.

Für das Weinservice bestehen auch wieder bestimmte Regeln, nach denen man sich in vornehmen Kreisen zu richten hat. Nach der Suppe giebt es in der Regel Sherry und Madeira, zu den Austern wird englischer Porter gereicht. Dem Fisch folgt ein moussierender Wein, bei der großen Pièce beginnt man mit den feinen Bordeauxweinen, die bis Ende der Tafel nachzuschenken sind. Bei den Entrees wird Chateau d'Yquem oder Hautes Sauternes gereicht, zur kalten Speise feiner Rheinwein oder Punsch à la Romaine. Beim Braten erscheint dann endlich der Champagner, der ebenfalls fleißig nachzuschenken ist. Zu Butter und Käse wird Portwein und Ale, zum Eis und Dessert Muskateller oder anderer süßer Wein kredenzt. Den Tischwein (Rheinwein oder Mosel) stellt man jetzt mit Vorliebe in Karaffen auf die Tafel.

Leider hat sich neuerdings der Brauch eingebürgert, auch den Champagner in Karaffen zu servieren und aus schalenartigen Gläsern zu trinken. Der wirkliche Champagnertrinker wendet sich mit Grauen von dieser Mißhandlung seines Lieblings. Der Champagnerpfropfen soll knallen, der Sekt soll schäumen, darum kredenzt den Wein aus der Flasche und im Spitzkelch, er ist das einzig richtige Champagnerglas.

Unsere Industrie hat in Weingläsern wunderbare Neuheiten hervorgebracht. Der sogenannte „Jugendstil" macht seinen Einfluß auch hier bemerkbar, gleich halbgeöffneten Blumenkelchen erheben sich die Weingläser auf dünnen, hohen Stielen.

Damit wären wir beim Tafelschmuck angelangt. Vom Tafelzeug bevorzugt man im allgemeinen weißes Damastgedeck mit Hohlsäumen, nur für kleinere Tische wählt man Decken mit eingestickten Blumensträußen oder solche in farbigem Damastrosa, Goldgelb oder Lichtblau. Als Neustes des Neuen hat die Industrie eine Nachahmung von König Hugdieters berühmtem Tafeltuch in den Handel gebracht. Das kostbare Gedeck ist mit achtzehn Mundtüchern schon für hundertundfünfzig Mark zu haben.

In Tafelgeschirren ist die Auswahl groß, jedem Geschmack ist Rechnung getragen. Die Empireform, das Rokoko, Zwiebelmuster, Delfter Manier, Sezession, alle Stilarten sind vertreten. Die Meißner Manufaktur bringt als Neustes ein Tafelservice mit Drachenornamenten, weiß und grün, in den Handel. Weiß und rot wurde es für den sächsischen Königshof fabriziert. In Tafelaufsätzen bevorzugt man die niedrigen Formen, sie schieben sich wenigstens nicht als trennende Mauern zwischen die Gegenübersitzenden; ob Silber, Krystall oder Majolika moderner ist, läßt sich schwer sagen, benutzt wird alles, schön ist alles, und die Schönheit ist die Hauptsache. Sehr praktisch sind einige Vorrichtungen zum Anbringen lebender Blumen. Da hat man Eisenklammern, die die dünnen Stiele aufrechthalten, da giebt es kunstvoll geflochtene Netze, die, über flache Schalen gelegt und mit Blumen besteckt, den Untersatz in ein sanftgewölbtes Blumenbeet verwandeln. Ueberhaupt sind und bleiben die Blumen der schönste Tafelschmuck, ob man sie lose über das Tischtuch streut, ob man sie in Vasen und Schalen dekoriert, immer wirken sie in gleicher Weise reizvoll und elegant.

Zum Schluß noch ein Wort über die Speisekarte, das Menü, es darf auf der vornehmen Tafel nicht fehlen. Die moderne Papierindustrie hat reizende Neuheiten in Menükarten vorrätig; die einfachen weißen Kartons, die keinen andern Schmuck als Wappen oder Namen des Gastgebers tragen, sind für einfachere Diners die empfehlenswertesten. Sie wirken immer elegant. Daneben giebt es sehr schöne Karten mit Buntschmuck im neuen deutschen Stil. Wo ein kunstfertiges Töchterchen im Hause den Pinsel führt, sollte sie sich die Mühe nicht verdrießen lassen und die Menüs selbst malen. Es lassen sich da in kleinen Skizzen sehr hübsche, launige Beziehungen zu den einzelnen Gästen andeuten, man braucht ja nicht gleich so boshaft zu sein, wie der Sohn eines bekannten Berliner Hauses, der den jungen Damen ein Gänschen malte und dann mit der harmlosesten Miene erklärte: „Er habe natürlich nur die Gans auf der Bratenschüssel gemeint — beileibe nichts anderes!"



Weltgift.

Roman von

Peter Rosegger.

13. Fortsetzung.

„O ja! Werd gleich still sein, weil ich geh!" schreit Michel in steigender Erregung. „Wenn sie nit gehn, so geh ich! Bei einer solchen Luderei bleib ich' nit. Wenn ich die Herren füttern soll — mit meiner Arbeit. Ich thu's nit mehr, ich bleib nit. Ich — ich geh!"

Die letzten Worte in erstickten, gurgelnden Luftstößen. Der Bursche keucht, stöhnt, röchelt, fährt sich mit dem Finger in den Rachen.

„Jesus Maria!" schreien sie und springen empor. Mit flachen Händen, mit Fäusten auf seinen Rücken schlagen sie, dieweilen er mit den Armen krampfig umherfährt. Die Augen sind ihm hervorgequollen, dunkelrot angetrieben das Gesicht — das Gurgeln zuckt ab.

„Alle heiligen Nothelfer, bittet für uns, er erstickt!"

Der Mediziner schüttelt den Burschen mit aller Macht, knetet ihm die Gurgel, fährt ihm mit einem Löffelstiel in den Schlund. Vergeblich.

„Unser Michel — er geht," sagte einer der Knechte leise — aber man hört es doch, und das verstärkt den Jammer. Am ruhigsten ist die Mutter. Sie benetzt des Sterbenden Antlitz ununterbrochen mit Wasser und Essig. Der Vater will ihn auf den Kopf stellen. Da hat der Mediziner an der Wandleiste die Lichtschere erfaßt, daran das Gehäuse losgerissen. Den Erstickenden rücklings über den Tisch. „Halt's mir seinen Mund auf!" Die Lichtputze wie ein Zänglein handhabend, fährt er ihm in den Schlund — im nächsten Augenblick gurgelt, röchelt, faucht es wieder, und der Doktor hält an der Lichtschere den hervorgeholten Knochen hoch vor aller Augen hin. Ein Freudenschrei geht durch das Haus.

Als der Michel hernach auf der Bank lag, aus Mund und Nase blutend, aber ruhig atmend — da verlangte er den Bruder Anton zu sich. Er sagte nichts, er hielt ihm nur die Hand entgegen.

„Kindskopf!" sagte der Doktor und schüttelte sie derb.

* * *

„Wehe dem, der den Poeten aufsitzt! Zurück zur Natur. Ländliches Leben. Glück der Einsamkeit — Wahnsinn! Seit die Welt irrt, hat sich kein Mensch so dumm verfahren, als ich auf meiner Flucht in die Idylle. Warum nicht lieber ins Kloster gegangen, oder Seiltänzer geworden? Ich wollte es ja. Oder als Matrose übers Meer. Die Stürme, ich dürste nach Stürmen. Fieberdurst. Ekel vor dem Trank und doch immer trinken müssen. Keine Rast auf dem Lager und doch nicht sich erheben können. Dieser Junge ist mir widerwärtig geworden und bin ihm ganz hingeworfen. Nein, ich kann keinen glücklichen Menschen sehn. Ich kann nichts, ich glaube nichts, ich liebe nichts, ich habe nichts. Und ich bin nichts. — Schuld an allem ist der Alte."

Solche Ergießungen wiederholen sich in Sebald Hauslers Tagebuch immer wieder. Nach außen hin war er völlig schweigsam geworden, er brachte die meiste Zeit in seiner Stube zu und dämmerte dahin. Und beobachtete, wie sein eiskalter Blutstropfen schauerte und wie sein Herzschwamm anschwoll. Ein einziges Mal, an einem kalten, stürmischen Nachwintertag, war er fortgegangen gegen das Hochgebirge hinein — pfadlos, planlos. Nein, planlos nicht. Er wollte wandern bis zur Erschöpfung und im Schnee rasten. Ein solches Erfrieren, hatte er gehört, wäre ein schmerzloser Tod. Aber nach einigen Stunden kam er wieder zurück auf den Hochkaser — verschmachtet, ohne essen, erschöpft, ohne schlafen zu können.

Sabin erleichterte eines Tags sein Herz vor Doktor Anton. Er sei ja selbst Ursache, daß Sebald in diese Gegend gekommen. Er habe gedacht, den friedlosen, willensschwachen Mann in der herben Natur retten zu können. Aber anstatt Heil zu finden, habe der unselige Mensch Unheil verbreitet. In Finkenstein seien viele verdorben worden! Auch hier sei er wie Gift. Jener Jäger im Märchen, dessen Fußtapfen überall den Rasen versengt hat.

„Aber Sabin ist doch immun geblieben," sagte der Doktor.

„Sabin ist nicht immun geblieben," antwortete dieser und gestand ein, daß allmählich eine Verzagtheit und Bitterkeit komme, die ihm alles verleide. Und so besuchte Doktor Anton eines Tags Sebald in seiner Stube.

„Es singen schon die Finken, Herr Hausler. Es wird bald wieder Zeit sein. Auf dem Brandanger geht der Schnee weg."

„Nie wieder!" rief Sebald aus.

„Aber, mein Gott, Sie werden doch nicht zu Grunde gehen wollen! In Ihrem Alter, wo das Leben erst Wert gewinnt."

„Es ist Unsinn. Die ganze Alraungeschichte ist Unsinn!"

„Na dann — Sie wollen also nicht mehr graben auf dem Brandanger? Ich glaube, es hätte Ihnen gut bekommen, und Sie wären einem qualvollen Zustand entgangen. Einem sehr qualvollen, lieber Herr! Wollen Sie denn nicht lieber gesund sein und das Leben neuerdings beginnen in der schönen Welt?"

Sebald weinte plötzlich laut auf: „Ja! Ja! Ja!"

„Nun also, dann versuchen Sie's noch einmal."

Zur Zeit vertraute der Lindwurmmichel seinem Freund Sabin, daß er allmählich Respekt bekomme vor seinem Bruder Anton. Er wolle es ihm nur nicht ins Gesicht sagen, damit sein Kamm nicht noch höher wachse. Aber das, wie er ihm den Knochen aus dem Schlund gezogen habe mit der Lichtschere, sei ein Stück gewesen! Und das, wie er jetzt den armen Herrn Hausler mit Wurzelgraben heilen wolle, sei auch ein Stück. Ein

feines! Einem Menschen, der was verstehe und mache, müsse manches zu gute gehalten werden. Sicher sei, daß man nicht jeden, der, ohne zu ackern, Eierkuchen ißt, für einen Taugenichts halten dürfe. So Michels Selbstbekenntnis. Und Bruder Anton. Weil schon allenthalben auf Erden die kindische Wertschätzung für Selbstgeschaffenes herrscht, so hatte er seit jenem kritischen Christtagsmahl den Michel lieb, nicht mehr wie einen störrischen Bruder, vielmehr wie einen eigensinnigen Sohn.

Eines Tags war der Lindwurmmichel mit einem Ochsenpaar nach Gug hinausgefahren. Er führte Hafer zum Franzwirt. Auf dem Rückweg hatte er eine Frauenperson eingeholt, die, ein blaues Bündel am Arm, laut jammernd mit ihren Sammetschuhen durch den Schnee wollte und nicht mehr weiter konnte. Einen weiten langen Mantel hatte sie an, aus grüner, verblaßter Seide, mit weißem Pelz gefüttert. Innerhalb das schwarze Kleid war so eng und schleppig, daß die Person nicht ordentlich ausschreiten konnte. Die Stoffe waren fein, aber stellenweise schäbig und ausgefranst. Auf dem Kopf war ein schwarzes Zylinderchen ins Haar genadelt, davon ging ein grüner Schleier über das Gesicht, aus dem ein paar Augen lugten, die so sanft waren, daß man — wie der Michel fand — der fremden Dame nichts versagen konnte. Sie trat, um den Schlitten vorfahren zu lassen, seitlinks, wobei sie in den tiefen Schnee fiel. Der Junge half ihr auf, fragte, wohin sie wolle, und lud sie dann, weil ihre Reise nach Sesam ging, auf den Schlitten. Der Michel dachte, das wäre was für seine Herren Brüder. Vielleicht hätte einer von ihnen das „Gspiel" in der Stadt vergessen, und jetzt liefe es ihm nach. Oder was die Stadtherrschaften jetzt doch alle suchen an diesem „Sesam, öffne dich"?

Und war das auf dem Lindwurmhof kein schlechtes Gezischel und Gewispel, als, von den träg trottenden Ochsen geschleift, der Michel angefahren kam mit seiner grünen Schönen. Die Meinungen waren geteilt. Eine Zigeunerin? Eine Kunstreiterin oder sonstige Komödiantin oder — eine Hexe? Die Lindwurmmutter war der Ansicht: sei die Fremde wer immer, jedenfalls werde sie frieren und Hunger haben.

Als Sebald Hausler hörte, im Lindwurmhof sei ein abenteuerliches Frauenzimmer angekommen, wurde ihm ganz hundemäßig zu Mut. Und am nächsten Morgen, als er die Thür öffnete, stand sie vor ihm.

„Will nicht fürchten, daß du erschrickst, Sebald!" Sie hob ihre Hand, daß der weite Aermel des grünen Mantels zurückfiel, und warf den Schleier seitlinks. Die Wangen nicht mehr so rundlich und rosig, unterhalb der Augen rostbraune Schatten.

„Nein. Aber nein, aber nein," stotterte Sebald.

„Freund, du wunderst dich über mich. Was soll erst ich über dich sagen? Ja, um alles im Himmel und auf Erden, Sebald, wie dumm bist denn du in dieses Bärenland gekommen?"

Er machte eine stumme Gebärde — wehrlos, ratlos.

„Aber ich bleibe jetzt bei dir. Wir sind arm geworden und können einander nicht entraten. Mache nur keine Umstände. Das ist dein Salon, nicht wahr? Gemütlich." Sie warf Hut und Pelzmantel auf sein Bett. „So zünde doch in den Ofen und laß Frühstück kommen. Und falle mir doch endlich um den Hals!"

Jetzt faltete er vor ihr die Hände: „Helene! Ich bitte dich! Hier kann ich dich nicht brauchen. Ich bin sehr krank. Gehe doch zu deinem Alten."

„Zu meinem Alten? Ach, der schießt Fasanen und erzieht junge Mädchen zur Sittsamkeit. Der hat nicht Zeit für liederliche Frauenzimmer. Auch Armenrat ist er geworden."

„Dann soll er dir nur raten."

„Sage mir, Sebald, warum hast du nur auf Finkenstein deinen Verwalter fortgeschickt? Das war undankbar und unklug. Du könntest heute ein reicher Mann sein."

„So," sagte Sebald. Sonst sagte er nichts. Für eine Weibsperson war's auch genug. Und später: „Weißt du vielleicht, wo jener Verwalter sich jetzt befindet?"

„Natürlich weiß ich es. Wir schreiben uns ja. Er hat ein eigenes Gut. In Grübau an der Lehm."

„Der Frang? Ein eigenes Gut?"

„Der Verwalter Krenn. Krenn heißt er."

„Ach, was du schwätzest, das ist ein anderer."

„Aber er ist bei dir Verwalter gewesen. Ich habe ihn ja gesehen, damals, auf Finkenstein. Sei so gut, Sebald, mir mein Zimmer anzuweisen."

„Kind, ich habe keins. Nicht einmal diese Kammer ist mein. Das Haus gehört meinem Sohn."

„Wie, du hast einen Sohn? Einen Sohn hast du?" lachte sie auf. „Nein, wie komisch!"

„Oder Kompagnon, was geht's dich an."

„Sebald!" hauchte sie mit gespielter Verblüffung auf. „Aber Sebald! Das ist ja unartig."

Es ist wahr, dachte er, ich muß feiner sein mit der Dame. Er interessierte sich nun für sie, denn sie schien etwas von dem durchgebrannten Verwalter zu wissen. Gekochte Milch und Weißbrot setzte er ihr vor. „Nicht wahr, Helene, du wirst mich nicht blamieren?"

„Wie sagst du?"

„Trinke deine Milch."

Nun dehnte sich ihr schlanker Hals, in ihrem wildaufgekrausten Blondhaar schienen die Granen zu zucken, ihr Näschen bekam eine spitze Form, ihre glasigen Augensterne wurden ganz klein. „Was?" sagte sie dann leise, gedehnt. „Was hast du gesagt?! Blamieren? Ich dich? Sebald, soll ich dich erinnern?"

„Nur keine Scene, mein Kind."

„Nein, die Männer sind doch grenzenlos schlecht," sagte sie staunend, um dann aber aufzubrausen: „Was könnte ich heute sein? Ein Weib, versorgt, geachtet, zufrieden wie tausend andere. Ihr habt mich zu Grunde gerichtet, ihr, die Hausler. Du hast mich, das unerfahrene Mädchen, an dich geködert. Hast mich zum Weib gemacht, und dein Vater aus dem Weib zur Dirne. Und dann weggeworfen, hingeworfen bis —"

„Bis auf den Friedelsteig?"

„Bis auf den Friedelsteig. Ganz recht. Und wenn dann die Bettlerin kommt, die verachtete — blamieren!"

Sebald suchte sie zu beruhigen. Da kam Sabin herbei und erstaunte nicht wenig, jene Dame von damals auf Finkenstein hier zu sehen. Sie schlug die

Augen auf zu dem frischen Burschen, die sanften, die traurigen Augen, als ob sie ihm klagen wollte, wie schlecht die Männer sind, und als ob sie ihn fragen wollte, ob auch er so schlecht sein könne. Sie schwiegen alle drei. Plötzlich raffte die Durassel Hut und Mantel zusammen und eilte zur Thür hinaus in den Schnee.

„Soll ich sie zurückrufen?“ fragte Sabin.

„Was fällt dir ein!“

„Aber im Winter! Das Weibsbild!“

„Laßt mich zufrieden!“

Einen Tag später, und auch die Durassel saß fest in Sesam. Bei der Witwe des Zimmermanns Christian hatte sie die Stube gemietet. Die Alte war stolz darauf, eine Frau im Haus zu haben, die einen „grünseidenen Pelz“ besaß und so geheimnisvoll war. Der Märchen von verirrten Prinzessinnen erinnerte sie sich. Und während die Prinzessin in den Tag hineinschlief, nahm die Alte ihr heimlich die Kleider fort und zeigte sie den Weibern der Nachbarschaft, so die Seiden und Spitzen und Schleifen andachtsvoll betasteten, beguckten und berochen. Aber was dahinter war, sie kamen nicht darauf. Die Witwe erzählte, daß die Fremde ein Silberlöffelchen bei sich führe, mit dem sie den Kaffee und die weichen Eier esse. Auch eine Hexensalbe habe sie, mit der sie sich das Haar schmiere, und einen rosenroten „Stub“, den sie auf die Wangen stäube. Es sei ganz aus der Weise mit dieser schönen Frau! —

Ihr Stübchen hatte sie wirklich nicht übel hergerichtet. Die Wände mit Tannengewinden geziert, bunte Papierblumen dabei, die sie selbst geschnitzelt hatte. Das Bild der heiligen Jungfrau in der Wandnische war mit Preiselbeerkraut bekränzt. Tischchen, Stuhllehnen und Bettkissen mit Handstickereien belegt. Aus der Holzbank hatte sie vermittelst der roten Bettdecke ein Kanapee gemacht. Ein langes, lichtes, leichtes Hauskleid und das goldige Kraushaar ließ ihr gar königlich!

Recht bald kam der alte weißköpfige Riesleuthofer mit dem langen Stab und erkundigte sich als Gemeindevorstand nach ihren Ausweisen. Sie antwortete artig, er möge nur den Herrn Hausler fragen, der wisse alles. Sie sei Nähterin und wolle in Sesam eine kleine Nähschule errichten. „Na, das wäre schon recht,“ meinte der Vorstand und ging würdevoll seines Wegs. Nicht lange, und es erschienen zwei Burschen, um bei der neuen Nähterin Hemden zu bestellen. Nun gestand sie, grobe Leinwandarbeit nicht gewohnt zu sein.

Da sei ja ein feinerer Stoff, sagte einer und zeigte auf die Spinnengewebe im Stubenwinkel, aus diesem Gewebe wünsche er Nachthemden.

Die beiden Schelme waren Sabin und sein Freund Michel. Und die beiden Doktoren fanden, daß endlich einmal ein Menschenherz nach Sesam gekommen sei. Besonders der Philosoph saß gern im Stübchen, um mit ihr von herrschender Kraft und dienender Liebe zu plaudern, bis es sich manchmal beinah herausstellen wollte, daß es auch eine herrschende Liebe und eine dienende Kraft giebt. Fast that es dem Doktor der Philosophie leid, daß er gerade jetzt fort sollte von Sesam. In der Handelsschule einer Provinzstadt hatte sich nämlich eine Lehrstelle für deutsche Sprache und Litteratur ergeben. Dort sollte der Uebermensch von nun an für junge Tütendreher Wörter deklinieren und Verszeilen der alten Schmöker an den Fingern skandieren.

Die Nachbarinnen brachten der neuen Nähterin kleine Nahrungsmittel, die sie mit Gier, aber ohne weiter zu danken, hinnahm, und fragten an, ob sie ihre Töchter in die Nähschule schicken dürften. Und so hatte sie bald einen Kranz junger Mädchen um sich. Sie wußte nett zu plaudern. Kleine Geschichten, schelmische Sprüchlein und vierzeilige wußte sie und erklärte den tieferen Sinn solcher Liedchen, die in Sesam bisher ohne viel Nachdenken gesungen worden waren. Aber sie belehrte auch und warnte die Dirnlein vor den anklettigen und herlebigen Buben, denen nie zu trauen sei. Anfangs hätten sie gutmütige Ansprache, harmlos scheinende Scherze und Geschenke, meinen hingegen, sie thäten ganz was anderes. Eine vom Stengel gebrochene Rose, ein Lebkuchenherz sei ja immerhin etwas sehr Süßes, aber Gefährlicheres und Süßeres als den weichen Schnurrbart an der Männerlippe gebe es nimmermehr. — So warnte sie die lauschenden Hühnchen vor den Geiern, dieweilen mancherlei Handarbeiten gethan wurden, als Sticken und Stricken, Häckeln und Nähen. Und manches Mägdlein stickte während obiger Warnungen süße Namensbuchstaben in einen kamelhaarenen Hosenhalter.

* * *

Als am Brandanger die Primeln blühten, war Sebald Hausler schon da und grub. Er hatte die Durassel ja fortgeschickt, aber da sie in Sesam geblieben, so mußte er doch manchmal an sie denken, ja eigentlich recht oft. Er wurde unruhig, und seitdem sie wieder so in seiner Nähe war, wollte er durchaus gesund werden. Er rodete das Gestrüpp, er stach den zähen Rasen um, er grub Steine aus, um das Alräunchen zu suchen. Manchmal, wenn ihn so ein drolliges Wurzelknötchen angrinste, schien ihm schon, er habe es. War aber doch noch nicht das richtige. Bei Doktor Anton hatte er sich natürlich längst erkundigt, wie es nachher angewendet werden müsse. Das war einfach, er brauche es nur in der Westentasche mit sich zu tragen und immer das Sprüchlein zu sagen: „Alräunl, ich grüß dich, bin frisch und gesund und freu mich des Lebens alle Tag und Stund.“ — Man kann's ja thun, dachte sich Sebald, bin nicht so dumm, dran zu glauben. Nützt's nichts, so schadet's nichts. Wenn er's nur erst hätte!

Und jählings hatte er es. Wenigstens sah es dem, das die Lindwurmmutter in ihrem Kasten aufbewahrte, dem verdorrten Würzchen, ähnlich. Es hatte Haar und Bart, und das Knöllchen bildete bei genauer Betrachtung ein menschliches Gesicht. Ein ganz verschmitztes Gesicht. Er reinigte es von Erde, steckte es in die Westentasche, murmelte: „Alräunl, ich grüß dich, bin frisch und gesund —“ und ging hinab ins Thal zum Haus des Zimmermanns Christian, wo sie wohnte.

„Erlaubt einzutreten?“

„Ich kenne den Herrn nicht,“ war ihre Antwort.

„Um so zweckmäßiger, mein Fräulein.“

Sie fächelte mit dem Sacktüchlein, als wäre ein übler Geruch fortzufächeln.

„Heimlich hast du's hier. Wollen wir nicht plaudern?"

„Geben Sie sich keine Mühe, Herr Hausler, ich habe Sie nicht im mindesten lieb. Weder Vergnügen noch Versorgung ist bei Ihnen zu holen. Aber trösten Sie sich, mein zärtlicher Herr, Sie haben Ihr Teil längst ab und kamen noch billig davon. Sie existieren nicht." Den grünen Pelzmantel warf sie um sich.

„Grausam, Helene."

„Aber nicht feige. Haben Sie auch nur einen Finger gerührt, als mich der Alte liebte? Beschimpfungen waren Ihnen geläufig, im übrigen war's Ihnen wohl recht angenehm, Ihre Schuld auf Papa überwälzt zu sehen. So steht unser Konto, mein Herr Hausler. Und später — wie ich mich Ihnen hinwarf — die einzige Thorheit, die ich mir nie verzeihe. Aber die Gelegenheit wahrzunehmen, das verstehen Sie wie ein Gauner. Nein — Sie können mir leid thun."

Das wirbelte ihm nun im Kopf. Das war etwas Neues. Wohl stets nur an ihm wäre es, abzuweisen oder gnädig zu sein, hatte er gemeint. Er war wütend.

„Du grüne Sezessionsdame!" Dieses Wort warf er ihr hin und verließ, schlotternd vor Erregung, das Haus.

„Empfehlen Sie mich Ihrem Sohn!" rief sie ihm lustig nach.

Die richtige Alraunwurzel war es also nicht gewesen. Das Vertrauen sank in Sebald neuerdings.

Je unzufriedener Sebald Hausler mit der neuen Mädchenlehrerin war, je zufriedener waren mit ihr andere. Die Bauernweiber fanden es ganz in Ordnung, daß nun auch ihre Töchter allerlei feine Handarbeiten sollten lernen können. Auf der notigen Bauernschaft werde doch nicht jede bleiben können, und um besseren Orts wo anheiraten zu können, wären solche Fertigkeiten gewiß sehr wertvoll. Auch das Benehmen der Dirnlein war schon ein merklich anderes geworden. Sie waren gesprächiger und zuthunlicher gegen jedermann, seit sie bei der grünen Lehrerin in die Schule gingen. Besonders zufrieden mit ihr war der Lindwurmmichel. Und das war so. Der Michel hatte heimlich einen Schatz. Er thäte das Töchterlein des Riesleuthofers gern haben; das Mädel aber wollte nicht, wich ihm überall aus und gab auf seine Ansprachen gar keine oder eine trotzige Gegenrede. Schnippisch ab und ihres Wegs! Das war ein rechter Aerger gewesen, monatelang. Seit sie jedoch zur grünen Lehrerin ging, um schöne Handarbeiten machen zu lernen, war sie ganz anders. Und als der Michel sie jetzt unter dem Kirschbaum sah und sie errötend wieder einmal um ihr kleines Herz anging, da sagte sie ihm dreist und lachend ins Gesicht, den Büblein traue sie nicht, die wären alle falsch. Da hatte der Bursche leichtes Spiel. Wenn sie nur erst plaudern, dann steht dem Verständnis weiter nichts im Weg, falls einer nicht gar zu ungeduldig ist. Und das war der Michel nicht. Zum Heiraten war Zeit, er hatte noch gar kein Nest. Aber wissen will man's, die Seinige kennen will man, um sich nicht an andere Weibsleut hinauszuwerfen. Es war wohl schon die Rede davon, daß der Vater ihm den Hof verschreiben werde, und vielleicht bald. Na dann —

Sabin hatte es mit der Seinigen auch so weit gebracht, daß das Lisele gegen ihn zwar trotzig blieb, aber nicht davonlief, wenn er nicht fürwitzig war, sondern ernsthaft mit ihr redete.

Das Mädel war in den hübschen, freundlichen und fleißigen Burschen heimlich so verliebt geworden, daß es — in süße Traumseligkeit versunken — den Hühnern anstatt Haferkörner aus dem Schustertrühelchen Schuhnägel hinstreute. Dem alten Lindwurmpaar fiel es wohl auf, und eigener Jugend gedenkend, hat es ein zwiefaches Ja gesagt, als Sabin feierlich anfragte, ob im Herbst die Hochzeit sein dürfe. Als solches festgenagelt war, setzte Sabin seinen eigenen Kopf auf, den mit Eisen beschlagenen, und verbot dem Mädel, die Schule der Durassel zu besuchen. „In dieser Stick- und Strickschule," sagte er zum Michel, „wird die Zucht erstickt und das Mädel bestrickt. Ich, meinetwegen," setzte er schmunzelnd bei, „will das grüne Fräulein schon aufsuchen, nur nit die Mädel hinlassen! Wir müssen trachten, daß wir die Person wieder fortbringen."

„Wie stellen wir das an?"

Sagte der Bursche mit geheimnisvoller Miene: „Es wird schon gehen!"

„Wie meinst du das?"

„Wir kriegen sie los," sagte der Sabin. „Wart nur, es wird schon gehen."

Das ging aber nicht so leicht. Der Durassel gefiel es in Sesam, wo sie von den Bäuerinnen gehätschelt und gefüttert wurde, und der Gemeindevorstand hatte auch nichts an ihr auszusetzen, er saß gern da und schaute ihr zu, wie schön sie stickte und strickte, die Kinder in allerlei Künsten unterrichtete und mit ihnen feine Operettenlieder sang. Er meinte geradeaus, je mehr ein junger Mensch lerne, je besser sei es — und hatte damit ganz recht. Der bildungsfreundliche Mann wird demnächst sicher wieder gewählt.

* * *

Eines Morgens im Juni erhob sich in Sesam eine förmliche Prozession. Aus allen Höfen, über die Feldwege, durch die Hohlwege, den Rainen entlang, überall zogen die Reihen der Kühe und Kalben, der Stiere und Ochsen — weiß und braun, grau und gesprenkelt. Je die Vorderen hatten Blechglocken um den Hals und Kränze um die Hörner geschlungen. Das ganze Thal war erfüllt von dem frohen Geschell, Gebrüll der Rinder und Jodeln der Leute. Denn mit den Herden zogen die Hirten und Hirtinnen, Bauern und Knechte in mächtigen Wetterhüten, belastet mit Körben, Butten und Kraxen, mit Sensen und Hacken und anderm Werkzeug. Junge blühende Dirnlein auch und alte Mägde, unter Gekreisch und Gelächter Ziegen, Schweine und Hühner vor sich herjagend. Alle diese Reihen bewegten sich höhenwärts, durch den Berggraben oder an steilen Waldwegen den Almen zu.

Eine der bunten Reihen kam am Hochkaser vorbei. Das Lisele war darunter. Es hatte ein kurzes, blaues Kittelchen an und ein schneeweißes Hemd und einen gelben Strohhut auf. Aus dem rosigen Gesichtlein leuchtete die helle Bergfreude, denn im Sommer auf der

Alm zu sein, das ist eines jungen Bauernherzens höchste Lust. Sabin ging hinaus, faßte das Glockenrind an den Hörnern, daß es stehen bleibe, und lud das Lisele ein, ins Haus zu treten und zu sagen, wie das alles eingerichtet werden solle bis zum Herbst, wenn sie zurückkomme und bei ihm einkehre. Aber das Lisele that fremd. Es war kurz und kühl gegen den Burschen, fing mit ihren Kühen und Kalben an zu sprechen und trieb sie mit dem Birkenzweig an.

„Halt dich gut auf der Alm. Ich besuch dich einmal." So rief er ihr nach. Dieser Abschied war nicht nach seinem Sinn. Daß sie so fortgehen kann und kein liebes Wort hat! Er klagte es dem Michel. Dieser antwortete schmunzelnd, das hätte er seinem Schwesterlein nicht zugetraut, daß es so schlau sei. Ein besseres Mittel, ihn recht bald bei sich auf der Alm zu sehen, hätte es nicht finden können. Man lernt halt was bei der Mamsell.

Fortsetzung folgt.

In der Kleinstadt.

Skizze von Alfred af Hedenstjerna.

Herr Breitenbach glaubt noch heute, als wenn es gestern gewesen wäre, daß die Bewohner von Krähwinkel „originelle Leute" sind. Schwereres Unrecht hat man nie den Bewohnern von Krähwinkel angethan; denn, wenn es überhaupt etwas giebt, was sie nicht sind und nie gewesen sind, so ist es „originell".

Ihre Religion ist die des Pfarrers, ihre Moral die des Bürgermeisters und ihre Begriffe vom Schicklichen die der Majorin Tippels. Fröding lesen sie, seit er fromm geworden, und Rydberg, seit er tot ist. Einmal im Jahr gehen sie zur Beichte, und ebenso oft geben sie ein Souper mit Weingelee zum Nachtisch.

Nein, originell sind sie nicht!

Aber warum Breitenbach es glaubt? Wegen ihres Verhaltens gegen ihn. Der Kandidat hatte die Absicht, eine Abhandlung zur Erlangung der philosophischen Doktorwürde abzufassen, und hatte gehört, daß ein altes Archiv in Krähwinkel einige Spezialfakta über sein Thema enthalten sollte. Er kam dorthin, ohne Ansprüche darauf, sich Vergnügen zu verschaffen oder Aufmerksamkeit zu erregen. Er kam an einem Abend mit dem Siebenuhrzug, mit Necessaire, Notizheften, drei Hemden und einem zweiten Rock an, aß am Abend im Rathaus gebackenen Schinken mit Ei und begab sich am folgenden Tage ins Archiv.

Aber obwohl die Krähwinkler nicht originell sind, sind sie dafür um so neugieriger, und von Reisenden, die in ihre Stadt kommen, können sie eigentlich mit Ruhe nur die Geschäftsreisenden ertragen. Ueber andere grübeln sie sich fast zu Schanden. So grübelten sie auch über Breitenbach. Er besuchte keinen Geschäftsmann; er hatte keine Verwandten in der Stadt; er hatte auch weder mit Wasserleitungen, noch mit Telephonen zu thun, und Gerbereibesitzer Lindbom, der einzige am Platz, der ein industrielles Unternehmen von einiger Bedeutung leitete, schwor darauf, daß er ihn nicht herberufen hätte.

Es gab bald nicht eine Frau in der Stadt, die nicht wußte, um welche Tageszeit er aufstand, was er zum Frühstück aß, und an den Abenden wurden im Wanderzirkus mehr Operngläser auf ihn gerichtet, als auf das dressierte Schwein.

Krähwinkels jeunesse dorée begann, sich im Restaurant ihm in einer feinen und bescheidenen Weise zu nähern.

„Dürfte ich mir erlauben?" sagten sie und nahmen ein paar Zahnstocher aus seinem Zahnstocherglas, obgleich sie andere viel näher haben konnten. Andere sagten etwa: „Wünschen Sie vielleicht den Lokalanzeiger von Krähwinkel?" Auch begannen sie Aeußerungen über das Wetter zu machen, die deutlich für seine Ohren bestimmt waren, und da auch seine Ansichten über die Beschaffenheit des Wetters sich nicht nennenswert von denen der Ureinwohner unterschieden, fühlten sich diese sympathisch gestimmt, faßten die Lehnen mehrerer Stühle an seinem Tisch und sagten: „Gestatten Sie?"

Erst boten sie nacheinander nur Zucker, Essig und Weißbrot an, aber schließlich auch ihre Ansichten über die höchsten und wichtigsten Lebensfragen. Schließlich lud der Notar ihn zum Kaffee ein.

Am Abend begrüßte man ihn bereits als „alten Freund", und die besseren Herren der Stadt scharten sich zahlreich um seine neuen Bekannten, kniffen die ihrigen in die Arme und raunten ihnen zu: „Stell uns vor!"

Dann war man den ganzen Abend zusammen, legte teilweise die Titel ab, und als Herr Breitenbach um ein Uhr zur Ruhe ging, versammelte sich das einzige Quartett der Stadt unter seinem Fenster und stimmte an: „Wer denkt nicht unsers Bruders lieb!"

Schließlich kam es so weit, daß er seinen Aufenthalt verlängerte, die drei Hemden der Wäscherin übergab und seinen Mantel kommen ließ. Er wurde nun bei den Familien eingeladen „zu einfacher Hauskost" mit drei Sorten Wein und mit vielen Entschuldigungen, daß man „nur fünf Gerichte" hätte. Er wurde an dem Tisch neben die schönsten Mädchen gesetzt, die glaubten, was er glaubte, und meinten, was er meinte, und aussahen, als wenn sie auf etwas warteten, wenn er sie an den Abenden bis zu ihrer Hausthür begleitete.

Sobald er bei einem ländlichen Ausflug sich mit einem Mädchen abgab, bekam sie eine kleine Fußverrenkung, die sie nötigte, sich innig und ergeben auf seinen Arm zu stützen, und immer wurde es so voll in dem Wagen, in dem er fuhr, daß er zwischen zwei der schönsten Mädchen des Städtchens eingepferchet saß und drei ihm gegenübersaßen.

Die Tochter des Ratsherrn Milldén verlor eine gute Stelle in einem Bankfilialkontor, weil sie meinte, nicht von der Stadt fortreisen zu können, so lange Breiten-

bach da war, und die Schneiderinnen verdienten drei Reichsthaler mehr in der Woche.

Alle Menschen interessierten sich besonders für seine Familienverhältnisse und hatten „solch warme und aufrichtige Gefühle für ihn", daß sie fragten, „ob seine Schwestern große Pianistinnen wären", „ob auch seine Brüder die Gelehrtenlaufbahn einschlügen", und ob „man in seinem Vaterhaus viel Leute bei sich sähe".

Aber Kandidat Breitenbach war sehr zurückhaltend, denn er wünschte, obwohl er nicht im geringsten hochmütig war, doch nicht den Leuten auf die Nase zu schreiben, daß sein Vater sich mit einem Ringwurfgestell auf Märkten ernährt hatte und seine Mutter ihren Lebensunterhalt ehrlich, aber bescheiden durch ein Karussell erwarb.

Schließlich mußte er abfahren. Ich will nicht schildern, wie es unten an der Bahnstation an dem Tage aussah. Aber es wäre ein gutes Geschäft für einen langfingrigen Menschen gewesen, um die Mittagszeit sich eine Stunde lang in den besseren Häusern umzusehn, denn es war niemand zu Hause.

Der Stationsvorsteher sagte, es wäre ein schlimmeres Gedränge auf dem Perron gewesen, als damals, wie die Kindesmörderin von Wallby nach Malmö sollte, um fünf Jahre Zuchthaus abzubüßen.

Kandidat Breitenbach hat ja ein Herz, wie ich weiß, und das konnte es jedenfalls nicht unterlassen, seine Dankbarkeit für so viel Freundlichkeit zu beweisen. Er schrieb Dankbriefe an die Familien, die sich am freundlichsten erwiesen hatten.

Kein Wort zur Antwort.

Er schrieb zwei Jahre lang zu Weihnachten, Neujahr und bei allen Verlobungen in Krähwinkel Karten und schickte Blumen und kleine reizende Bonbonnieren mit Konfekt zu allen Geburtstagen der jungen Mädchen, die freundliche Krähwinkelmütter in sein Notizbuch eingeschrieben hatten.

Nicht ein Dankwort.

Als ihn später einmal der Weg in jene Gegend führte, guckte er einen Tag in die Stadt hinein.

Einige waren „fortgereist", andere hatten „Diphtheritis im Haus" und konnten „keinen empfangen". Ein paar „kannten ihn nicht", und das Mädchen, an die er sich am meisten gebunden gefühlt hatte, war mit einem Tierarzt verheiratet und bereitete Konfekt zu den Markttagen, damit sie „durchkommen" konnten.

Doktor Breitenbach wurde durch dies alles in seinem Glauben bestärkt, daß die Krähwinkelbewohner „originelle Leute" sind. Aber das war, wie gesagt, unrichtig, und die Sache lag vielmehr so:

Ein Studienkamerad des Kandidaten Breitenbach, der seinem Freund in dem Städtchen ein paar angenehme Tage verschaffen wollte, schrieb, als er hörte, daß der Freund sich zu Archivstudien dorthin begebe, an eine gute, alte, entfernte Tante, die in Krähwinkel viel herumkam und viel herumtrug, unter anderm:

„Nun sollen die Krähwinkelmädchen aufpassen! Ein junger, begabter Kandidat Breitenbach kommt in den nächsten Tagen in Euer Städtchen, um durch Archivforschungen Beweise zu finden für seine, wie ich glaube, unzweifelhafte, nahe Verwandtschaft zu einem in Argentinien kürzlich verstorbenen Millionär Breitenbach, der unverheiratet und kinderlos aus dem Leben schied."



Nasenpolypen.

Kaum eins von unsern Sinnesorganen wird so wenig beachtet und so stiefmütterlich behandelt, wie die Nase. Man sollte meinen, der harte Kampf ums Dasein, der dem größten Teil der Erdenbewohner tagein, tagaus beschieden, müßte ihnen auch täglich die Notwendigkeit vor Augen führen, alle ihre Sinnesorgane, deren sie in diesem Kampf ja so dringend bedürfen, zu hegen und zu pflegen. Und doch wie wenige wissen auch nur die normale Thätigkeit ihres Geruchorgans gebührend zu schätzen! Sie behandeln es mit Gleichgiltigkeit wie ein Instrument, das „ganz von allein" automatenhaft funktioniert, ebenso wie sie die Augen, diese stummen und viel gequälten treuen Diener, beständig mißachten, wenn nicht gar mißhandeln.

Noch mehr zu tadeln ist die Nachlässigkeit, die die meisten Menschen ihrer erkrankten Nase gegenüber an den Tag legen. Leider findet diese Indolenz eine Stütze in den irrigen Vorstellungen, die im Laienpublikum gerade in Bezug auf Erkrankungszustände der Nase herrschen.

Gewöhnlich wird eine Verstopfung der Nase, sofern sie längere Zeit besteht, als „Stockschnupfen" bezeichnet, obschon kaum jemand imstande sein dürfte, diese landläufige Bezeichnung in verständlicher Weise zu erklären. Und doch verbergen sich hinter einem solchen „Stockschnupfen" die verschiedenartigsten Krankheitsprozesse. Verhältnismäßig häufig sind es die lästigen Nasenpolypen die eine Verstopfung der Nasenhöhle verursachen.

Es sind länglich-runde oder abgeplattete, häufig gestielte, meist glasig durchscheinende Gebilde, die gewöhnlich en masse auftreten. Der Spezialarzt, der ihnen mit allerlei zierlichen Instrumenten zu Leibe geht, findet ihrer nicht selten dreißig bis vierzig und mehr in beiden Nasenhöhlen.

Früher sah man in solcher Polypenbildung eine eigene Krankheit; jetzt weiß man, daß sie vielfach nur das Symptom einer Eiterung ist, die sich in einer der Nebenhöhlen der Nase eingenistet hat, und gerade in diesen Fällen wachsen die Polypen so lange wieder, bis die Wurzel des Uebels, die Eiterung, durch radikale Eingriffe beseitigt ist.

Auch in anderer Weise beanspruchen die Nasenpolypen unser Interesse; sie spielen nämlich nicht selten bei der Entstehung des Asthmas eine bedeutsame Rolle.

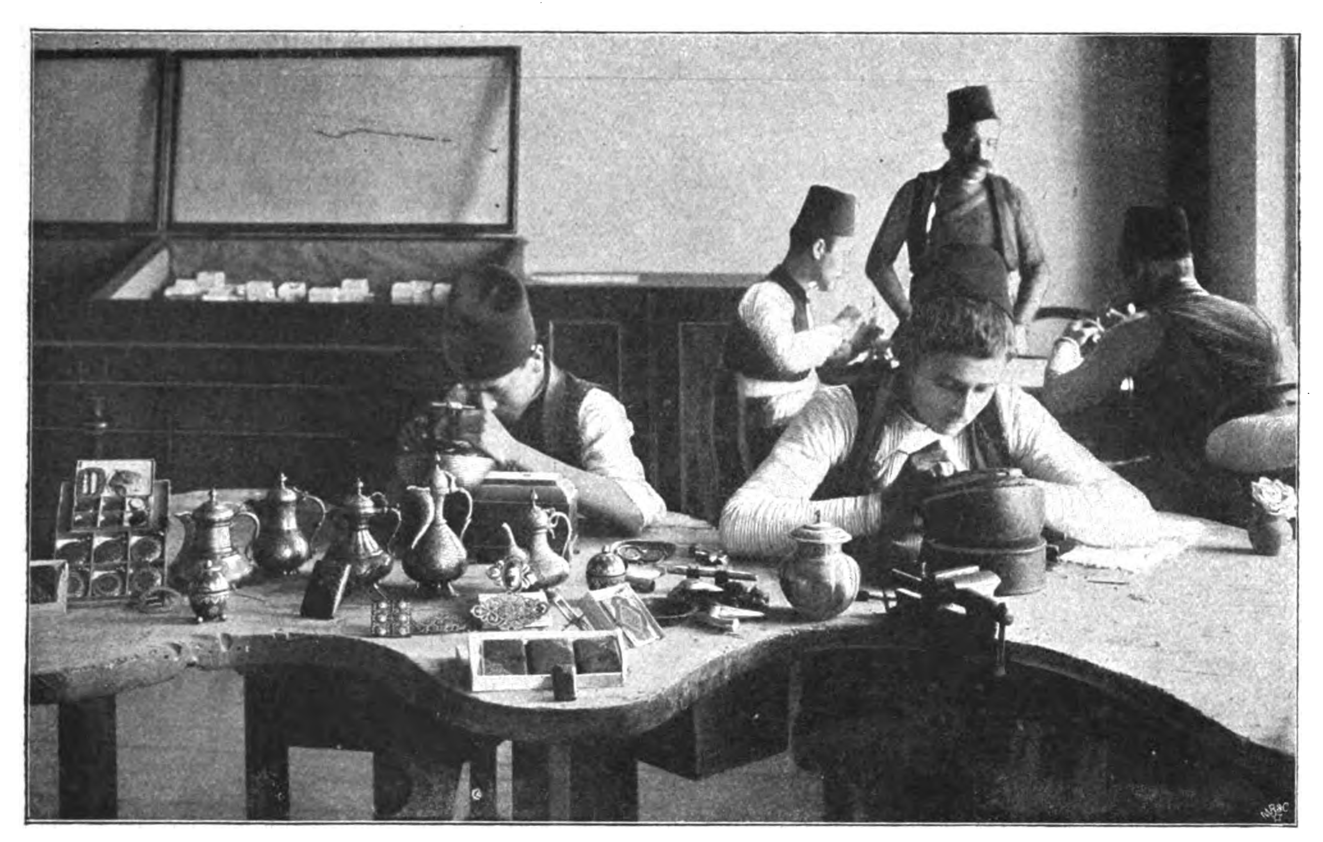
Es ist eine den Aerzten jetzt allgemein bekannte Thatsache, daß von verschiedenen Organen, so auch von der Nase aus, in andern näher oder ferner gelegenen Körperteilen — durch Vermittlung des Gehirns und Rückenmarks — Erscheinungen hervorgerufen werden können, die man in der Sprache des heiligen Aeskulaps als reflektorische bezeichnet. In diesem Sinn spricht man von einem reflektorischen Asthma, das von der krankhaft gereizten Nase ausgeht.

Einer der häufigsten Reizzustände in der Nase wird aber gerade durch Polypen geschaffen, und so findet man denn in der That, daß unglückselige Menschenkinder, die im unerfreulichen Besitz einiger Nasenpolypen sind, auch an Asthma leiden.

Umgekehrt sollte man stets daran denken, daß etwa vorhandene Asthmaanfälle, die auf andere Weise schwer oder gar nicht zu erklären sind, vielleicht mit einer Erkrankung der Nase in Zusammenhang stehen.

Die Behandlung des Nasenleidens, insbesondere die Entfernung von Polypen, bringt das Asthma gewöhnlich zum Schwinden oder führt es doch wenigstens auf ein erträgliches Maß zurück.





Im Tauschieratelier.

Bosnisches Kunstgewerbe.

Hierzu 6 photographische Aufnahmen.

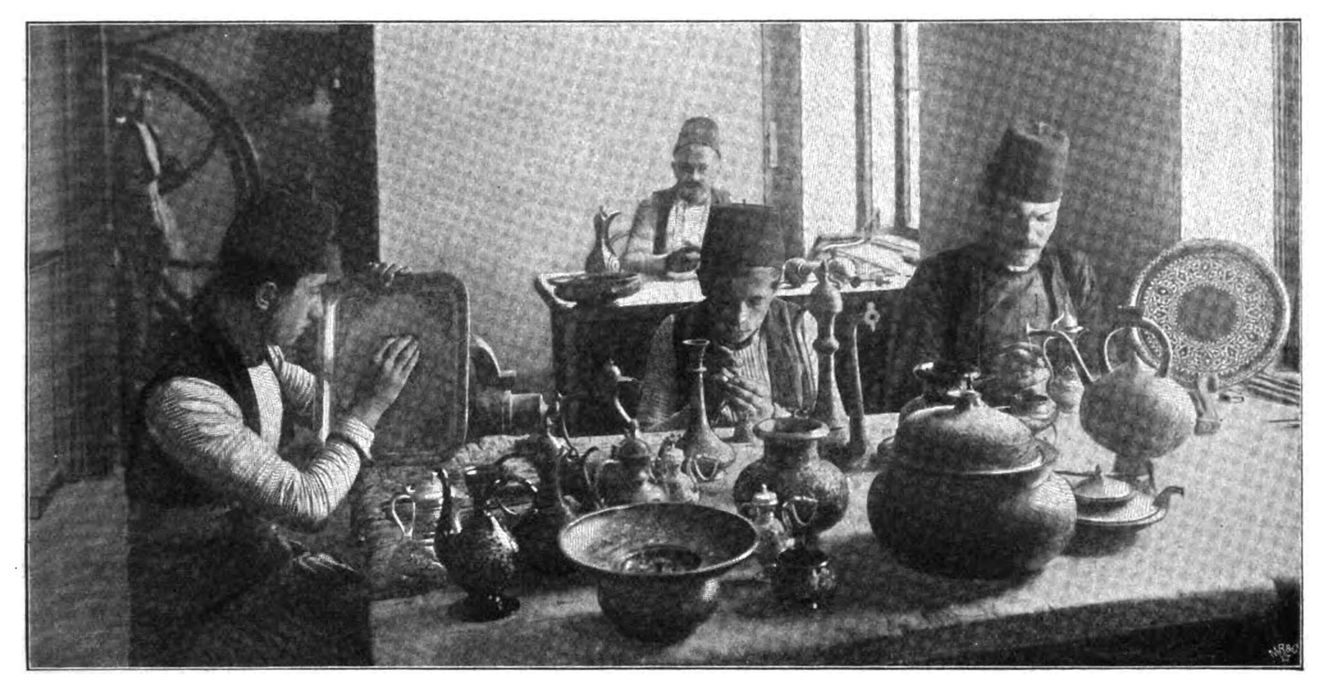
Fast überall macht sich das erfreuliche Bestreben bemerkbar, die Schätze vergangener Jahrhunderte auf künstlerischem wie kunstgewerblichem Gebiet wieder nutzbar zu machen. Einen solchen Versuch hat auch die österreichische Landesregierung in Bosnien gemacht, und dieser Versuch ist über alles Erwarten geglückt. Nachdem das Kunstgewerbe aus dem Erwerbsleben des bosnischen Handwerkers fast ganz verschwunden war, hat es sich während der letzten Jahre außerordentlich entwickelt. Das ist vor allem darauf zurückzuführen, daß man von seiten Oesterreichs diesem wirtschaftlichen Zweig besondere Aufmerksamkeit schenkte. Kunstverständige Gelehrte sammelten und sichteten das, was romanischen, byzantinischen, italienischen und orientalischen Vorbildern entnommen und durch die künstlerische Veranlagung des Bosniers individualisiert war. Das Kunstgewerbemuseum in Serajewo, das unter der Leitung Konstantin Hörmans sich bereits streng wissenschaftlich geordnet in drei Abteilungen, eine archäologische, eine ethnographische und eine naturwissenschaftliche gliedert, giebt Zeugnis von der reichen Ausbeute, die bisher gemacht wurde und die noch keineswegs als abgeschlossen angesehen werden darf. Immer neue Funde, stets wechselndes Studienmaterial für die Arbeitenden sind entdeckt. Fleiß und Geschicklichkeit wurden wiederbelebt. Mit der Her-

Schmucksachen für Frauen aus Silber.

1. Diademartiges Stirnband. 2. Silberner Knopf. 3. Frauengürtel. 4. Gürtelschnalle mit Perleneinlage. 5. Gürtelschnalle in Filigran.



Blick in die Werkstätte, wo die Einlegearbeiten in Silber und Gold ausgeführt werden.



Die Monteure bei der Arbeit.

stellung moderner Gegenstände in alten seltenen Techniken konnte jedoch nicht so bald begonnen werden. Die Meister, die das Alte geschaffen hatten, waren nicht mehr am Leben, und nur vereinzelt noch wurde die Kunst in ihrer ganzen Vollendung getrieben, so daß ein Unterricht in größerem Stil nur ganz allmählich vor sich ging. Für die schönste und der Neuzeit am wenigsten bekannte Technik des Tauschierens fand sich erst nach längerem Nachforschen nur ein einziger Vertreter, und zwar ein alter Mann, der schwer zum Lehrberuf zu bewegen war. Er zeigte, wie das Muster erst vorgeritzt, dann mit einem Meißel weiter aufgerissen, an die Ritzen der Silberdraht oder die Silberplatte gelegt und festgehämmert wird. Das Tauschieren geschah früher nur in der Weise, daß weiches Material, wie Silber und Gold, harten Stoffen, wie Eisen, Stahl, Bronze, Messing, inkrustiert wurde. Die aufgerissenen Ränder des harten Materials schneiden beim Hämmern das Ueberflüssige des weicheren fort und halten es zugleich fest. Gegenwärtig wird in den Regierungsateliers zu Serajewo auch mit Gold auf Silber in gleicher Weise gearbeitet, was einen hohen Grad von Fertigkeit verlangt. Köstliche Kannen, Kästen,

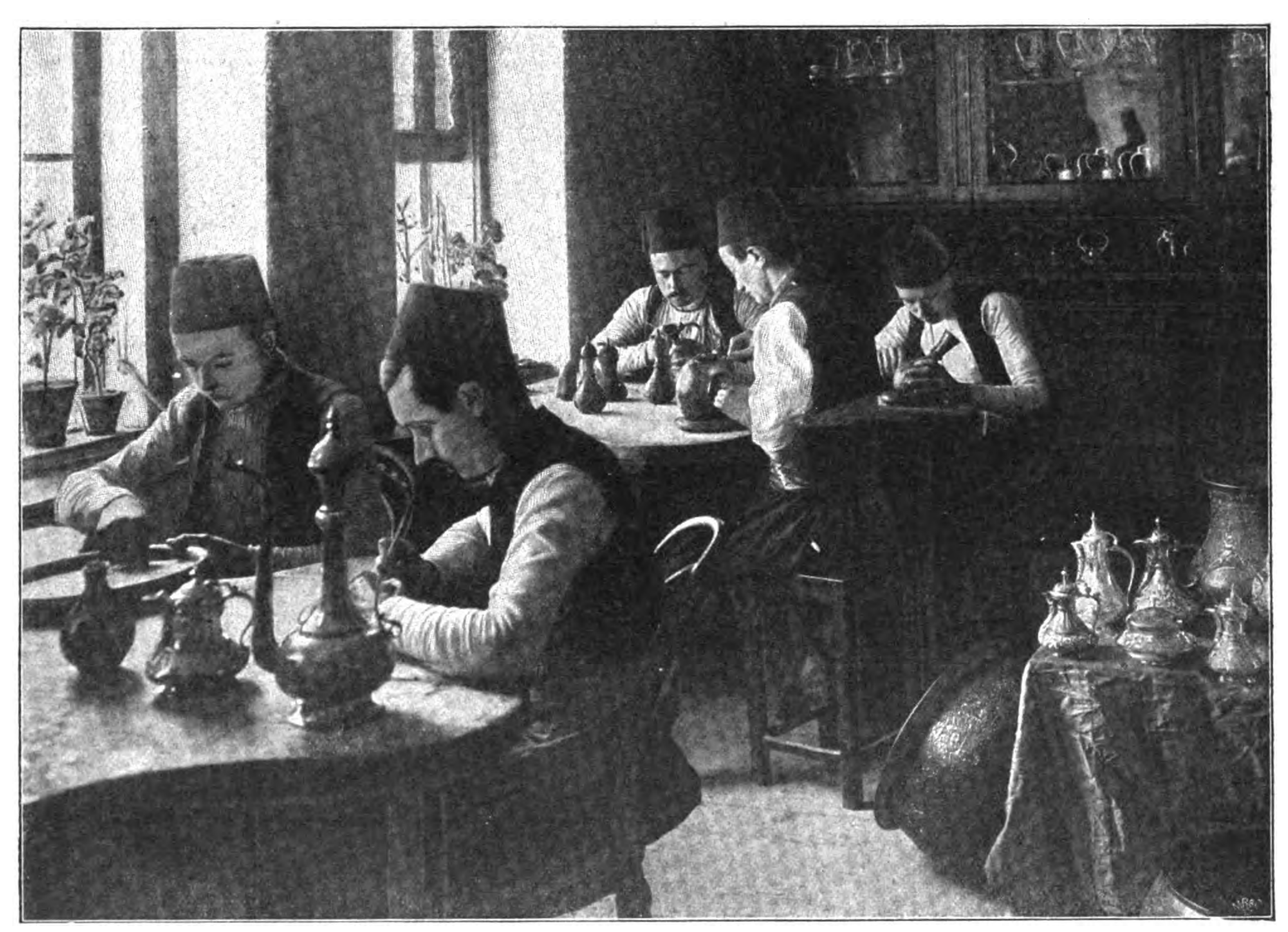


Wie die Gegenstände ziseliert werden.

Gürtelschnallen, Buchbeschläge, Dosen, Broschen werden so in großen Massen angefertigt und nach dem Ausland exportiert. Ebenso ist an den mannigfachen Gegenständen der Holzintarsia Formenschönheit der Zeichnung und peinliche Ausführung zu schätzen. Vom größten Möbelstück bis herab zur Zigarettenspitze wird alles mögliche in dieser mühsamen und feinen Arbeit ausgeführt, und durch Verbindung von Schwarz mit Grün, Braun und poliertem Naturholz werden prächtige Wirkungen erzielt.

Für die gravierten, ziselierten und getriebenen Arbeiten wurden zum großen Teil die eigenartigsten Formen, die auf die Antike zurückgehen, beibehalten; an Metall wird hierfür vorzugsweise Stahl und Bronze, seltener Silber verwendet. Die Arbeiter der Kunstgewerbeschule in Serajewo besaßen bislang bei ihrem Eintritt meistens nicht einmal Elementarschulbildung. Nach dreijähriger Lehrzeit waren sie völlig imstande, überraschend kunstvolle Muster selbst zu entwerfen, und auch im Lesen, Schreiben und Rechnen waren sie wohl geübt, da zwei Stunden der zehnstündigen Arbeitszeit täglich diesen Fächern gewidmet sind.

Die oberste Leitung des Ganzen ruht in den Händen des Ritters v. Mikoli. Artistischer Leiter ist der Direktor, diesem unterstehen auch unmittelbar die verschiedenen Werkräume, in denen je ein Meister mit Gehilfen und Zöglingen arbeitet. Die Meister sind kontraktlich auf mehrere Jahre verpflichtet und erhalten jährlich 1440 bis 1560 Kronen nebst einer vierprozentigen Tantieme vom Wert der erzeugten Objekte. Der Lohn der Gehilfen beträgt je nach ihrer Verwendbarkeit 30—90 Kronen monatlich; für besonderen Fleiß werden beim Jahresschluß Vergütungen bis zu 100 Kronen verteilt. Jeder Lehrling, der nach vierjähriger Lehrzeit eine Prüfung besteht, kann Gehilfenstellung bekleiden, doch steht ihm auch frei, sich selbständig niederzulassen. In diesem Fall erhält er das nötige Werkzeug unentgeltlich. Während der ersten zwei Lehrjahre beziehen die Zöglinge Stipendien von sechs, während der letzten beiden von zehn Kronen monatlich. Unbemittelten wird in einem eigens dazu eingerichteten Internat vollständige Beköstigung gewährt; dieses liefert auch für das ganze Personal ohne Entgelt Mittagessen, das gemeinsam in einem großen Saal eingenommen wird.



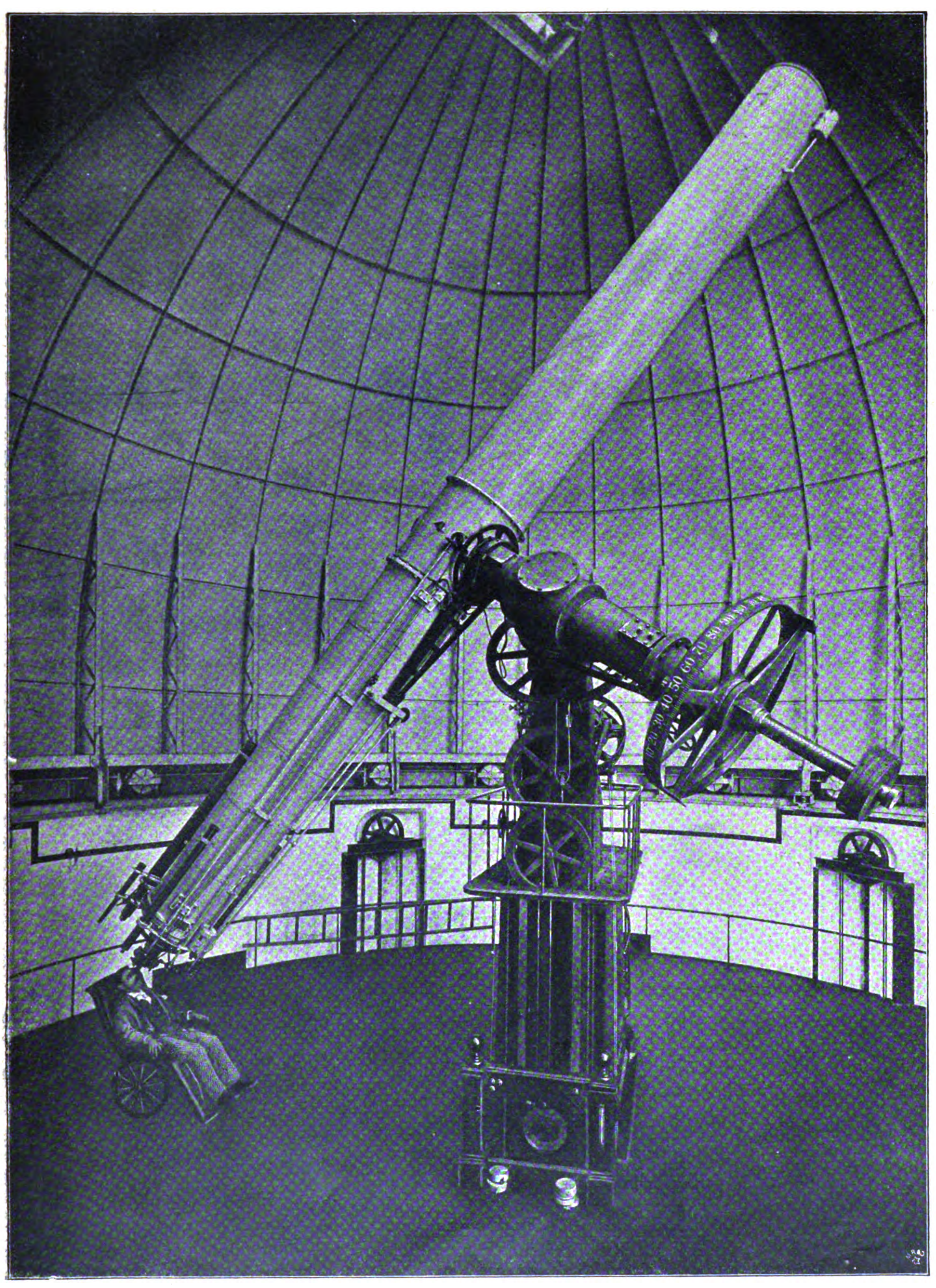
Im Atelier der Graveure.

In gleicher Weise, wie Gegenstände aus Metall, werden solche aus Holz mit vorher schon glattgewalztem Silber- und Golddraht, sowie reichgravierten Plättchen dieser Art verziert. Hier wird die Vorarbeit nach der aufgetragenen Zeichnung mit kleinen, verschiedenartig gebogenen Messern ausgeführt, die Rinnen und Höhlungen nicht herausschneiden, sondern eindrücken.

Die Einlagen für Holzgegenstände sind auf der Rückseite mit nägelartigen Spitzen versehen und werden mit den auch für das Tauschieren gebrauchten Hämmerchen kräftig eingeklopft, so daß die Fläche schön, glatt und eben herauskommt; alle Ungleichheiten werden durch feine Feilen und Glaspapier entfernt. A. G.



Bilder aus aller Welt.



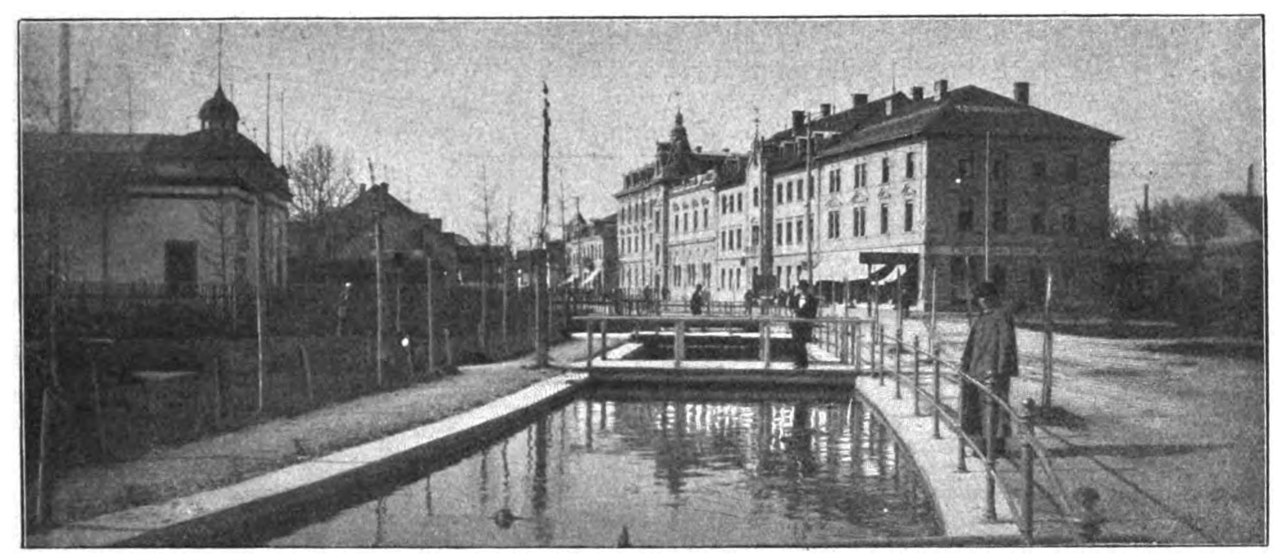
Das grosse Teleskop der Marinesternwarte in Washington.



Ferdinand Bonn. Josefine Reinl. Max Schillings. Amanda Lindner. Gustave Charpentier.

Vom grossen Wohltätigkeitsfest in der Berliner Philharmonie am 17. Januar: Im Künstlerzimmer.

Phot. Zander & Labisch.



Die Kurhauspromenade in Wörishofen.

Wörishofen.

Hierzu 3 photographische Aufnahmen.

Es hätte kaum jemals gesunde Neuerungen gegeben, wenn nicht gelegentlich jemand keck in die Naturgesetze und die festgelegten altersgrauen offiziellen Normen hineingegriffen und seinen Mitmenschen auf diese Weise wieder neue Wege gebahnt hätte. Nur ein starker Geist und eine überzeugende Kraft ist imstande, Urteilsfähige zu neuen Ideen zu bekehren und diesen Ideen dauernd einen Platz an der Sonne zu sichern.

Daß Kneipp ein Mensch mit führenden Gedanken war, wird heute kaum mehr bestritten. Daß er das Herz des Volkes im Sturm erobert, verdankte er seiner eigenartig packenden Persönlichkeit. Nicht die flüssige Klarheit wohlabgeleiteter Theorien, sondern das uralte, ewig neue Argument des Appellierens an den prattischen, gesunden Menschenverstand machte Kneipp Gebildeten, wie auch weniger Gebildeten bei näherer Bekanntschaft gleichmäßig sympathisch. Autodidakt im eigentlichsten Sinn, kannte er manche hemmenden, fachwissenschaftlichen Bedenken einfach nicht und baute seine eigenen Ideen aus, unbekümmert, ob sie mit den herrschenden Meinungen übereinstimmten oder nicht. Kneipps Zurückgreifen auf die elementaren Heilmittel deuteten manche als rückschrittlich, andere als verkehrt. Viele verschlossen sich jedoch der Ueberzeugung nicht, daß Kneipp ein heller Kopf war und seine eigenartigen Ideen, da sie gesunden Fortschritt atmeten, für die Medizin nur fördernd und vorteilhaft sein müßten. Seitdem Kneipps Persönlichkeit durch seinen am 17. Juni 1897 erfolgten Tod aus dem Streit der Tagesmeinungen ausgeschieden, wandte sich das Interesse im erhöhten Maß seinen Schöpfungen zu. Mag das Endurteil über das Kneippsche Heilverfahren aufklärenden Erörterungen der Fachgelehrten überlassen bleiben — der Ort Wörishofen, wo Kneipp mehr als vierzig Jahre gelebt und bis zu seinem Tod gewirkt hat, ist jedenfalls in zehn Jahren aus einem schwäbischen Bauerndorf, das kaum Postverkehr hatte, ein Kurort geworden, der eine jährliche Besucherzahl von durchschnittlich 6500 aufweist, von denen im Jahr 1900 2900 Ausländer waren.

Gar manches von dem starken, suggestiven Wesen des Stifters übt noch heute bestrickende Kraft auf den Besucher aus. Eine versöhnende Gleichmäßigkeit in der Kleidung und Lebenshaltung ist geeignet, Standesunterschiede besser als anderwärts zu überbrücken. Die beruhigende Kraft milder, jedoch wirksamer Kaltwasseranwendungen hemmt die gereizte Hast des nervösen, modernen Uebermenschentums. Das Barfußgehn wie das Wassergehn bewähren sich nach den zahlreichen Erfahrungen als bedeutende Kurmittel, in jedem Fall aber als wirkungsvolle Abhärtungsmittel.

Origineller und interessanter jedoch erscheint Wörishofen



Aus dem Wörishofener Kur- und Badeleben: Barfussgänger im Wäldchen.



Bilder aus dem Wörishofener Kurleben: Fürstliche Kurgäste vor der historischen Badeanstalt.
1. Erzherzogin Blanca. 2. Gräfin Cassuen. 3. Erzherzog Leopold Salvator. 4. Erzherzogin Elisabeth. 5. Erzherzogin Maria Annunciata. 6 Prinzessin Maria Antoinette zu Mecklenburg. 7. Prinzessin von Bourbon. 8. Prinzessin Antoinette Isenburg. 9. Erzherzogin Maria Theresia. 10. Prinzessin Adelheid Isenburg.
Phot. Fritz Grebmer.

dadurch, daß es keine regelmäßige Kurmusik hat, daß kein Toilettenzwang die idyllische Einfachheit stört, der Wörishofen seine Größe verdankt.

Kaffee und Thee als nervenaufregend sind verpönt, und dem Alkohol bleibt nur ein sehr bescheidener Platz. Die Zugkräftigkeit dieser gesunden und zur Gesundung verhelfenden Einrichtungen und Kurvorschriften bewährt sich bis heute. Manche Sprossen europäischer Fürstengeschlechter haben Wörishofen aufgesucht und ihm ein dankbares Andenken bewahrt. Im Jahr 1897, nachdem Kneipp bereits gestorben, sah man zu gleicher Zeit hier vierzehn Mitglieder kaiserlicher und königlicher Häuser.

Der gesundheitliche Sport steht in höchster Blüte. Ein Universitätsfechtmeister giebt Unterricht in seiner Kunst; das Florettfechten wird besonders bevorzugt, weil Kraft und Gewandtheit gleichmäßigere Ausbildung erfahren. Ein Pariser Boxlehrer zeigte kürzlich das Kunststück, wie man sich waffenlos gegen zwei mit scharfen Waffen Kämpfende erfolgreich wehren könne, und gewann manche Schüler. Der Tennisklub Wörishofen hat erst neuerdings ein eigenes, prachtvolles Klubhaus errichtet und hält vier wohlgepflegte Tennisplätze, Croquetplatz und Kegelbahn zur Verfügung. Eine angenehme Ungezwungenheit des Verkehrs sichert außerdem diesem den Bedürfnissen unseres nervösen Zeitalters entsprechenden Kurort, der auch an die Börse des Gastes nur mäßige Anforderungen stellt, Zuspruch und mehr als vorübergehende Bedeutung.

Dr. Baumgarten.

Schluss des redaktionellen Teils.

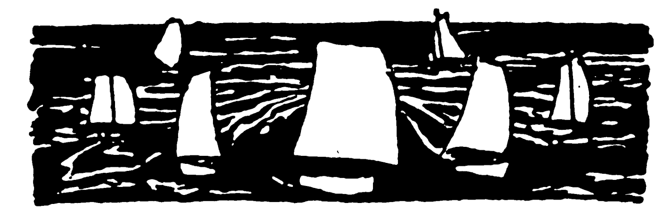
DIE WOCHE.

Nummer 6. Berlin, den 8. Februar 1902. 4. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 6.

Man abonniert auf die „Woche":

im Berlin und Vororten bei der Hauptexpedition Zimmerstraße 37/41, sowie bei den Filialen des „Berliner Lokal-Anzeigers" und in sämtlichen Buchhandlungen, im Deutschen Reich bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten (Zeitungs-Preisliste Nr. 8221); und den Geschäftsstellen der „Woche": **Bonn a. Rh.**, Kölnstr. 29; **Bremen**, Obernstr. 29; **Breslau**, Ring 18; **Chemnitz**, Innere Johannisstr. 6; **Dresden**, Seestr. 1; **Düsseldorf**, Schadowstr. 59; **Elberfeld**, Herzogstr. 38; **Essen a. R.**, Limbeckerplatz 8; **Frankfurt a. M.**, Zeil 63; **Görlitz**, Luisenstr. 16; **Halle a. S.**, Alte Promenade 8; **Hamburg**, Neuerwall 60; **Hannover**, Schillerstr. 17; **Karlsruhe**, Kaiserstraße 34; **Kattowitz**, Poststr. 12; **Kiel**, Holstenstr. 6; **Köln a. Rh.**, Hohestraße 145; **Königsberg i. Pr.**, Kneiphöfsche Langgasse 55; **Leipzig**, Petersstr. 19; **Magdeburg**, Breiteweg 184; **München**, Kaufingerstr. 25 (Domfreiheit); **Nürnberg**, Lorenzerstr. 30; **Stettin**, Breitestr. 45; **Stuttgart**, Königstr. 11; **Weimar**, Jubiläumsplatz 1. **Wiesbaden**, Kirchgasse 26.



Die sieben Tage der Woche.

30. Januar.

In der Wandelhalle des Reichstags werden drei neue, vom Kaiser gezeichnete Schiffstafeln ausgestellt, die die Schiffsstärke Rußlands, Japans und der Vereinigten Staaten von Amerika darstellen.

In Frankfurt a. M. wird anstelle des verstorbenen Abgeordneten Sänger der demokratische Redakteur Oeser gegen den nationalliberalen Rentner vom Rath in den preußischen Landtag gewählt.

In der belgischen Repräsentantenkammer kommt es bei der Beratung eines Antrags wegen Verhaftung eines sozialdemokratischen Abgeordneten zu wüsten Scenen, die die Schließung der Sitzung notwendig machen.

31. Januar.

Bei der Stichwahl im Reichstagswahlkreis Schaumburg-Lippe wird der freisinnige Kandidat Architekt Demmig gewählt.

Aus London wird gemeldet, daß die englische Regierung die Friedensvorschläge der holländischen Regierung abgelehnt hat.

1. Februar.

Hauptmann Bartsch von Sigsfeld vom Luftschifferbataillon, der mit dem Ballon „Berson" eine Luftfahrt unternimmt, kommt bei der Landung, die in Belgien bei heftigem Sturm erfolgt, ums Leben (Porträt S. 228).

Die neuen preußischen Bestimmungen über die Zulassung zum Studium der Rechte, das fortan auch den Abiturienten der Realgymnasien und Oberrealschulen offensteht, werden amtlich bekannt gemacht.

2. Februar.

Aus Peking wird gemeldet, daß die Kaiserinwitwe die Gemahlinnen der Gesandten empfangen, dabei ihrem Bedauern über die vergangenen Wirren ausgesprochen und erklärt habe, daß China seine isolierte Stellung aufgeben und sich die Vorteile der europäischen Zivilisation aneignen wolle.

3. Februar.

Vor der ersten Strafkammer des Landgerichts zu Kassel beginnt der Prozeß gegen den Aufsichtsrat der Trebertrocknungsgesellschaft.

4. Februar.

Der „Reichsanzeiger" veröffentlicht einen Erlaß des Kaisers an den Reichskanzler. Der Monarch spricht darin allen seinen wärmsten Dank aus, die ihm — als Glieder von Behörden, Vereinen und festlichen Vereinigungen oder allein für sich — durch ihre treuen Wünsche zu seinem Geburtstag ihre Anhänglichkeit bezeigt haben.

Der holländisch-englische Notenwechsel über Südafrika wird im Haag veröffentlicht. Die englische Regierung zollt den menschenfreundlichen Beweggründen der niederländischen Anerkennung, hält jedoch an dem Entschluß fest, die Intervention einer fremden Macht nicht anzunehmen. Gleichzeitig aber giebt die englische Regierung ihre Bereitwilligkeit zu Unterhandlungen mit den Burenführern in Afrika zu erkennen.

5. Februar.

Aus Neuyork wird gemeldet, Frankreich habe der venezolanischen Regierung mitgeteilt, es werde den venezolanischen Kakao mit Zöllen belegen, falls nicht der französische Unterthan Secrestat die Erlaubnis erhalte, in Venezuela zu landen.

Der panische Schrecken.

Von

Professor **Max Dessoir.**

In letzter Zeit haben zwei Ereignisse die Oeffentlichkeit auf die Thatsache des „panischen Schreckens" von neuem aufmerksam gemacht. Als das Stuttgarter Hoftheater durch Feuersbrunst zerstört wurde, hoben die Zeitungen hervor, welche furchtbare Panik bei gefülltem Haus vermutlich eingetreten wäre. Kurze Zeit darauf ereignete es sich, daß im Dresdner Schauspielhaus ein Herr, der von einem Schreikrampf befallen wurde, plötzlich „Feuer!" rief. „Alles stürzte nach den Ausgängen und drängte sich dort zusammen. Obwohl Feuerwehrleute und Logenschließer das Publikum zu beruhigen suchten, blieb nur ein Teil der Zuschauer im Theater."

Woher kommt es, daß nicht nur wirklich vorhandene Gefahr, sondern auch ein einziges, unbegründetes Wort eine so außerordentliche Erregung zu entfachen vermag? Genauer gefragt: was ist der Schreck, und wodurch wird er zu einem panischen, d. h. alle erfassenden?

Den Schreck rechnen Sprache und Psychologie zu den Affekten, zu Gefühlen also, deren Intensität besonders hoch ist. Wir bezeichnen mit diesem Wort ein starkes Unlustgefühl, dessen begründende und begleitende Vorstellungen den bei der Furcht auftretenden ähnlich sehen. Nach der Verlaufsform gehört der Schreck nicht unter die langsam ansteigenden, sondern unter die rasch einbrechenden Affekte. Während der Zorn sich allmählich entwickeln kann, ist der Schreck sofort da. Er erzeugt zunächst eine Lähmung, die bis zur Bewußtlosigkeit führen mag. Auf diese Hemmung folgt aber meist ein Akt energischer Selbsterhaltung: Abwehr- oder Fluchtbewegungen oder wenigstens Worte der Selbstverteidigung stellen sich ein. Wenngleich nun der Affekt sich meistens an wirkliche oder mit Recht vermutete Gefahren anknüpft, so kennen wir doch auch im persönlichen Leben Schreckgefühle, die ohne nachweisbare Ursache auftreten. Manchmal, in der Stille der Nacht, überfallen sie uns. Kein drohendes Geräusch hat sie geweckt, sondern gerade durch lautlose Ruhe und Einsamkeit werden sie genährt. Es ist, als ob der primitive Mensch in uns lebendig wird, jener Mensch der Vorzeit, der stets von Gefahren umlauert war. Wir mögen uns hundertmal sagen, daß nicht der geringste Anlaß zur Angst gegeben ist — der plötzlich entstandene Schreck braucht seine Zeit, ehe er vergeht. Die aus der Vorzeit stammenden Instinkte, die auch im Kulturmenschen der Gegenwart schlummern, haben uns in Besitz genommen.

Es scheint nun, als ob alle solche Erregungen und Impulse inmitten einer Menschenmasse an Macht noch zunehmen. Im gewöhnlichen Gang des Einzellebens halten sich unwillkürliche Affekte und Triebe einerseits, Ueberlegung und Wahlhandlung andrerseits vielleicht die Wage. Sobald jedoch das Individuum in eine Menge gerät, wachsen jene Faktoren und verkümmern diese in ihm. Der tierische Artcharakter siegt über die persönliche Verständigkeit. Ein leiser Schreck, den der Einzelne leicht überwinden würde, verwandelt sich zur Panik, zur unerwartet eintretenden und maßlos heftigen Erregung. Das ist der furchtbare Einfluß der Zahl, daß die mühsam erworbene Ueberlegtheit und Selbstbeherrschung des Kulturmenschen schlechthin weggewischt werden. Alle Gefühle und Reflexe werden um so stärker, je mehr Personen zu gleicher Zeit und am gleichen Ort von ihnen ergriffen sind; besonnene Erwägungen indessen verblassen bis zum völligen Verschwinden. Von den intellektuellen Kräften zusammenwirkender Menschen gilt, daß sie sich nicht heben, sondern einander schwächen. Vielleicht würde dieser Satz auf eine Anzahl geistig hochstehender und im entschlossenen Handeln geübter Männer nicht zutreffen, bei einem beliebigen Menschenkonglomerat, wie es z. B. im Theater sich zusammenfindet, bewährt er sich ohne Ausnahme. Deshalb besteht in empfindlichen Naturen eine Scheu vor dem Eintauchen in solche Massen. So schrieb einst Maupassant: „Die Massen flößen mir Entsetzen ein, ich kann weder ins Theater noch zu einem öffentlichen Fest gehen. Ich werde sofort von einer seltsamen, unerträglichen Uebelkeit befallen, von einer schrecklichen Entnervung, als ob ich mich mit meiner ganzen Kraft gegen einen unwiderstehlichen und geheimnisvollen Einfluß auflehnte. Und ich lehne mich in der That gegen den Geist der Massen auf, der in mich einzudringen trachtet."

Zur Erklärung kann man die schon angedeutete Vermutung aufstellen, daß Ueberbleibsel aus der Vorvergangenheit des Menschengeschlechts durch das Zusammensein mit den Artgenossen rege werden. Da die im Theaterraum vereinten Individuen nach Alter und Geschlecht, nach Bildungsstufe und gesellschaftlicher Stellung ungleichartig sind, so entsteht zwischen ihnen keine planmäßige Gemeinschaft, sondern ein organisationsloses Nebeneinader, das nur den niedersten Trieben Raum verstattet. Hieraus würde sich ableiten lassen, wieso bei dem Ruf „Feuer" anstatt überlegten Handelns besinnungslose Angst und rücksichtsloses Drängen die einzige Folge sind: die Menschen werden wieder zu Tieren. Immerhin bleibt der Mechanismus des Vorgangs noch unerklärt. Um ihn verständlich zu machen, hat man den Begriff der Suggestion herangezogen. In der That wirken äußere Anstöße ähnlich wie Suggestionen auf die Kollektivseele, und eine beliebige Menschenansammlung gleicht mehr einem Hypnotisierten als einem Wachen.

Ich liebe es nicht, das Wort Suggestion bei allen möglichen Gelegenheiten zu Hilfe zu ziehen. Denn durch übermäßige Verwendung verliert es an Bestimmtheit und Brauchbarkeit. Hier aber kann es füglich stehen. Es bezeichnet nicht übel das willenlose Ergriffenwerden von einer Vorstellung: ein Reiz wird gesetzt, und ihm folgt fast unmittelbar die Handlung. So weit wir überhaupt den Vorgang des Suggerierens begreifen, verstehen wir demnach auch, daß ein Schrei oder eine Bewegung suggestiv wirken. Doch liegt das eigentliche Problem ja anderwärts, nämlich in der geistigen Beschaffenheit der Menge, durch die sie dem hypnotischen Zustand so ähnlich wird. Auch sie kann möglicherweise auf Suggestion zurückgeführt werden. Die eigentlich suggestive Kraft, so mag man sagen, geht nicht von dem Ruf „Feuer" aus, sondern bestand schon vorher in dem geheimnisvollen Einfluß, den wir verspüren, „den Arm des Nachbars im Gedränge fühlend". Früher war der von Einzelnen, von Märtyrern und Propheten ausgehende Strom stärker, jetzt wirkt die Masse wie ein elektrischer Strom. Unzählige kleine Suggestionen treffen uns, ohne daß wir es bemerken, und erzeugen schließlich jene maskierte Hypnose, in der wir einer stärkeren Suggestion keinen Widerstand entgegensetzen können.

Ueber die unablässig wirkende Suggestivkraft der Menge belehren uns mancherlei Thatsachen. Wer kann skeptisch bleiben, wenn seine Umgebung vor Begeisterung rast? Wer wird warm, so lange die andern in eisiger Stimmung verharren? Die bezahlte Claque oder die freiwillige Claque guter Freunde wirkt Wunder. Wir alle sind sozialen Suggestionen zugänglich, weil wir sonst überhaupt kein Gemeinschaftsleben führen könnten. Aber nimmt die Empfänglichkeit zu, so wächst auch die Gefahr von Ueberschußentladungen. Die kleinen Anstöße summieren sich schließlich zu einem Zustand völliger Gedankenlosigkeit und lebhaftester Erregbarkeit. Eine solche Ansammlung von Menschen ist wie ein Mensch ohne Kopf. Der Haufe hat weder Gedächtnis noch Gewissen, weder Ueberlegung noch Verantwortlichkeitsgefühl. Mit der suggestionsfähigen Beschaffenheit des Gesamtbewußtseins meinen wir ja einen Zustand von sozusagen seelischer Leere: namentlich die sonst regen Hemmungsvorstellungen sind fortgefallen. Wird nun

die Kollektivseele von einem Reiz getroffen, so dehnt dieser sich ungehindert aus und führt mit Sicherheit zu der entsprechenden Reflexhandlung. Das normale Bewußtsein läßt sich mit einem dreidimensionalen Raumabschnitt vergleichen (wobei natürlich nicht vergessen werden darf, daß dies Bild der unkörperlichen Beschaffenheit der Seele Gewalt anthut): neben der flächenhaften Ausdehnung hat es Höhe und Tiefe, Vergangenheit und Zukunft. Die beiden letzten Dimensionen sind in dem abnormen Zustand auf ein Mindestmaß zusammengeschrumpft. Menschen innerhalb einer Masse vermögen weder in die Tiefe ihrer Seele einzudringen, noch zur Höhe sittlicher Entscheidungen sich zu erheben; dem Hypnotisierten gleich thun sie nichts anderes als aufnehmen und ausführen. Auch erinnern sie sich nicht an frühere Erfahrungen und bedenken nicht, was kommen wird — sie leben nur dem Augenblick. Gerade weil der plastische, der Reliefcharakter des Einzelbewußtseins mit all seinen Erhöhungen und Vertiefungen, mit den unzähligen Beziehungen nach rückwärts und vorwärts ausgetilgt ist, deshalb verschwinden auch die individuellen Unterschiede. Ein amerikanischer Psycholog hat die soziale Persönlichkeit treffend mit einer „zusammengesetzten" Photographie verglichen, die durch Deckung vieler einzelnen Lichtbilder entsteht.

Neben dem Hilfsbegriff der Suggestion bietet sich ferner der der Nachahmung zur Erklärung der Panik dar. Wohl jeder hat sich darüber ertappt, daß er Bewegungen eines andern unwillkürlich nachahmte. Man paßt sich dem Schritt einer marschierenden Masse nicht nur beim Gehen, sondern auch beim Sitzen an, indem man den Takt mit den Füßen schlägt. Wenn ein Taschenspieler die Aufmerksamkeit von seiner rechten Hand ablenken will, so wendet er den Kopf nach links, und sofort fliegen sämtliche Köpfe des Publikums mit hörbarem Ruck nach links. Etwas verwickelter liegt es bei Handlungen, die aus Gefühlsmotiven entstanden sind. Die Ausdrucksbewegung des Schrecks, die ich sehe, wird von mir, wenigstens in leisen Ansätzen, nachgebildet, und es mag sein, daß erst aus dieser unbeabsichtigten Nachahmung von Gebärden und Bewegungen das entsprechende Gefühl des Schrecks in meiner Seele zu stande kommt. Wahrscheinlicher ist wohl, daß die bekannte Ausdrucksform im gleichgearteten Wesen einen ähnlichen Affekt erweckt, wie er der Ausdrucksform zu Grunde lag, und daß hieran dieselbe Bethätigung des Affekts sich anschließt. Gesetzt also, jemand ruft „Feuer" und läuft mit allen Zeichen des Entsetzens zum Ausgang, so kann man die nun entstehende Panik sich in doppelter Weise klar machen: entweder laufen wir triebmäßig mit, wie eine willenlose Herde, ohne eigentliche Gemütserregung, oder aber, wir werden vom gleichen Entsetzen gepackt und handeln demgemäß.

In genauer Sprechweise dürfte man bloß den ersten Fall einen der Nachahmung nennen. Denn hier ist der Nachahmungstrieb das Entscheidende, wie wenn um einen, der auf der Straße stehen bleibt und in die Höhe starrt, hundert sich ansammeln und dasselbe thun, ohne irgendeinen vernünftigen Grund und auch ohne Affektmotiv. Bei einer Panik verfallen die Menschen insofern der Macht der Nachahmung, als sie z. B. alle dem Ausgang zuströmen, den der erste gewählt hat, auch wenn ihnen andere Rettungswege näher liegen. Das ist dasselbe wie beim Lachen und Gähnen: oft genug beginnen wir mitzulachen, ohne die Ursache des Lachens zu kennen, oder mitzugähnen, ohne daß wir selbst uns langweilen. Sobald jedoch neben der Aeußerung des Gefühls auch sein Ursprung aufgefaßt worden ist, entsteht unabhängig von der Nachahmung in allen Einzelnen die bestimmte Erregung. Ich möchte ein Gleichnis gebrauchen. In einem Raum mit vielen Saiteninstrumenten werde kräftig g^1 gesungen. Sogleich erklingen alle Instrumente in g^1. Dies Mitschwingen bedeutet doch nicht, daß die eine Geige die andere nachahmt, sondern ist eine verhältnismäßig selbständige Antwort auf den Reiz. Indem ich „Feuer" rufen höre, springe ich von selbst auf und warte nicht, bis die andern es mir vormachen; der Zusammendrängung mit andern verdanke ich in der Hauptsache die gesteigerte Resonanz, die übermäßige Erregbarkeit.

Deshalb müssen wir mit dem oft gebrauchten Begriff der „psychischen Ansteckung" etwas vorsichtig sein. Ob bei einer Panik thatsächlich der eine den andern ansteckt, bleibt zweifelhaft. Vielleicht ist auch bei ansteckenden Körperkrankheiten die Uebertragung von Person zu Person seltener, als wir gemeinhin annehmen. Ein unmoderner Mediziner hat einmal eine Choleraepidemie mit einem Platzregen verglichen: alle, die auf dem vom Regen betroffenen Fleck sich befinden, werden naß, aber es macht doch nicht einer den andern naß.

Noch eins bleibt zu fragen, ehe wir die praktischen Folgerungen ziehen. Woher kommt es, daß in dem Zustand sozialer Erregung der Einzelne nur an sich selbst, nicht an die Gesamtheit, ja kaum etwa an die ihm zunächst sitzenden Freunde und Verwandten denkt? Noch ist uns in schrecklicher Erinnerung, welche Scenen der Unmenschlichkeit sich bei dem furchtbaren Bazarbrand in Paris abgespielt haben. Der Grund liegt in dem Fortfall aller Hemmungen, aller im Lauf der Kultur erworbenen Gefühle und Grundsätze. Der Mensch wird zu einer Reflexmaschine, die nur noch dem durchgreifendsten Naturgesetz, dem der Selbsterhaltung, gehorcht. Dazu kommt, daß die Handlungen der Selbstverteidigung viel einfacher und leichter sind als die des Schutzes und der Hilfe, daß sie demnach selbst während einer Panik ausgeführt werden können.

Man sieht, im Grunde genommen ist wenig gegen die Gefahren einer Panik zu thun. Zu tief wurzelt sie im Wesen der Menschenmasse. Allerdings aber läßt sich aus der psychologischen Erkenntnis eine doppelte Möglichkeit der Milderung gewinnen. Wenn die Beamten eines Theaters, wie die Schiffsmannschaft, regelmäßig darin geübt würden, welche Maßnahmen sie beim Ausbruch einer Panik zu ergreifen haben, so würde ihr Vorbild, von der Menge nachgeahmt, Gutes wirken.

Oder aber, man setze einen Schreck gegen den andern. Irgendwo habe ich einmal gelesen, daß beim Ausbruch eines Feuers in einem russischen Theater ein in der ersten Parkettreihe befindlicher Polizeioffizier sich auf den Sitz schwang, seinen Revolver zog und mit dröhnender Stimme rief: er werde jeden, der hinausdränge, sofort niederschießen. Die Masse, von einem neuen Schreck ergriffen, verließ langsam und stetig den Raum, der Offizier als letzter. Möchte er doch vielen ein Vorbild werden!



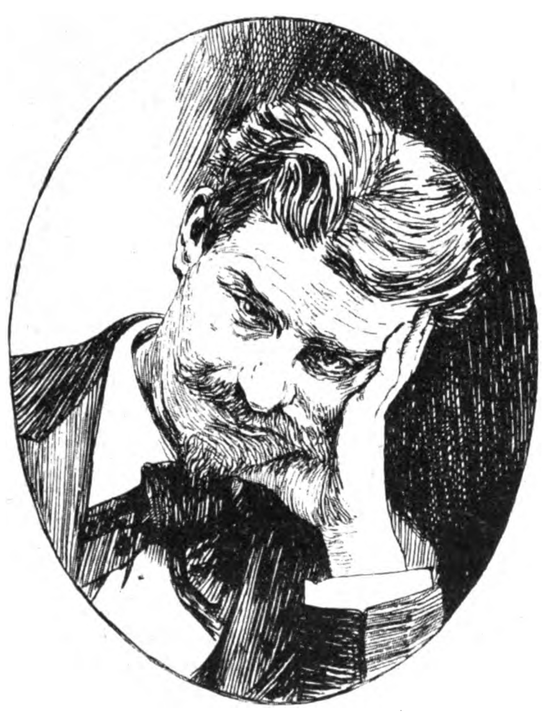
Wovon man spricht.

In Kopenhagen feierte am 4. Februar der berühmte dänische Litterarhistoriker **Georg Brandes** seinen sechzigsten Geburtstag. Mit seinem Werk über die Hauptströmungen der Litteratur des 19. Jahrhunderts hat er sich in die erste Reihe seiner Fachgenossen gestellt, obwohl gerade diese ihm den Vorwurf machen, daß er in der Kleinarbeit nicht immer sorgfältig genug sei. Für die Kenntnis der Litteraturen hat er jedenfalls viel gethan, da er seine Werke so schrieb, daß sie auch wirklich gelesen werden.

Die Kunde von dem Tod des Hauptmanns **Hans Bartsch von Sigsfeld** (Porträt S. 228) hat allenthalben einen erschütternden Eindruck gemacht. Am Vormittag des 1. Februar trat der bewährte Offizier des Luftschifferbataillons in dem Ballon „Berson" von Berlin aus gemeinschaftlich mit dem Metereologen Dr. Linke vom Observatorium zu Potsdam seine siebenundachtzigste Fahrt an, um Messungen der Elektrizität in den höheren Luftschichten zu machen. Ein heftiger Wind trieb den Ballon mit rasender Schnelligkeit westwärts, so daß er nach vier Stunden bereits über der Schelde schwebte. Ein furchtbarer Sturm raubte den beiden Aëronauten jede Herrschaft über den Ballon. Die Gondel streifte wiederholt dicht über dem Erdboden oder der Oberfläche des Wassers hin. Dr. Linke rettete sich durch Abspringen, er kam mit verhältnismäßig leichten Verletzungen davon, während Hauptmann von Sigsfeld in dem Tauwerk hängen blieb und, etwa 50 Meter weit fortgeschleift, seinen Tod fand. Ein beklagenswertes und bewunderungswürdiges Opfer seines Wissensdranges.

Die **englische Regierung** hat das Anerbieten der **niederländischen zur Friedensvermittlung mit den Buren** abgelehnt, allein die Form der Ablehnung ist so wenig schroff, daß man beinah versucht wäre, von einer sachlichen Zustimmung zu sprechen. Die niederländische Regierung hatte, wie aus dem jetzt veröffentlichten Notenwechsel hervorgeht, sich erboten, den Burendelegierten in Europa den Vorschlag zu machen, sie sollten sich nach Südafrika begeben und sich von den Burenführern mit Vollmachten zum Abschluß von Friedensverhandlungen versehen zu lassen. Dazu müsse diesen allerdings freies Geleit gewährt werden. Die englische Regierung erklärt, daß die Burendelegierten selbst freies Geleit nachsuchen müßten und über jedes Gesuch von Fall zu Fall entschieden werden würde. Das wirksamste und schnellste Mittel aber, so heißt es in der englischen Note, sei, sich in direkten Verkehr mit den Burenführern in Afrika und Lord Kitchener zu setzen, der schon Befehl erhalten habe, über jeden Vorschlag sofort nach London zu berichten. Die Verhandlungen selbst müßten in Afrika stattfinden. Die Schlußbemerkung, daß die vorgeschlagene Reise der Delegierten die Feindseligkeiten unnötig verlängern würde, läßt jedenfalls deutlich genug erkennen, daß man in London einer Beendigung des Krieges durch friedliche Verhandlungen keineswegs abgeneigt ist.





Georg Brandes,
der bekannte dänische Litterarhistoriker,
feierte am 4. Februar seinen 60. Geburtstag.
Originalzeichnung für die „Woche" von Arthur Kafka.

Die Theaterwoche.

Das Theaterjahr scheint verlaufen zu wollen, ohne eine einzige große Ueberraschung oder ein einziges in die Zukunft weisendes Stück zu bringen. Im übrigen sind solche Jahrgänge der Abspannung im Theater nicht so selten. Man hat mancherlei versucht, auf den strengen Naturalismus und die „Armeleutmalerei" reagierte man mit Märchensymbolen; der allegorische Tod wurde heimisch auf den Brettern. Vom Märchensymbol kommt man wieder zur Schilderung der Gesellschaft. Aber nicht zur Schilderung einer Gesellschaft, die in der Enge, von einfachen Gesetzen beherrscht, lebt, wie etwa die Weber bei Hauptmann sind, sondern eine Gesellschaft mit verwickelten Existenzbedingungen wird untersucht. Die Grundfrage bleibt: wie lebt der Einzelne inmitten der bestimmten gesellschaftlichen Einrichtungen, die ihn umgeben. Wie fügt, wie empört er sich, sei er nur Offizier („Rosenmontag"), Lehrer („Probekandidat"), Aristokrat oder Bankier. Das ist eine ungleich schwierigere Aufgabe als das Erfassen vereinfachter Lebensformen, will man sie echt künstlerisch gestalten. Man gerät leicht, wie bei dem sogenannten „Sittendrama" von ehedem, in die Gefahr, die konventionellen Bräuche eines Standes für das Wesen dieses Standes zu nehmen, und über der Konvention vergißt man, das besondere Menschliche herauszuholen. Man kritisiert eigentlich, statt zu bilden, und nähert sich, wiewohl man vorwärtsschreiten möchte, dem vergangenen Konversationsdrama. Eine These, ein „Fall" wird aufgestellt und spannend erörtert.

Deutlich reiht sich das neuste, vielerwartete Werk Sudermanns **„Es lebe das Leben"** dem Stil dieses Konversationsdramas an. Das tragisch verklingende Schauspiel wurde im Berliner Deutschen Theater zuerst aufgeführt (vergleiche die Abbildung auf S. 227), und es fand in seinen spannenden Momenten vielen Beifall. Ein Erfolg, der dem Theatraliker in Sudermann zu danken ist. Nach der künstlerischen Entwicklungsseite hin ist das Schauspiel weder für Sudermann noch für die deutsche Bühne ein Gewinn. Parlament, Parteigetriebe, preußisch-junkerlicher Adel, dies alles spielt in die „Affäre" hinein, aber die dramatische Form wurde für dies Vielerlei zu knapp. Allgemeine Umrisse nur, romanhafte Konvention und romanhafter Aufbau — das ist der Charakter des Theaterstücks.

Baron Völkerlingk, ein konservativer Vertreter seines Standes, hat sich mit der Frau seines Freundes, des Grafen Kellinghausen, vergangen. Viele Jahre sind vorüber, und der glänzende Redner Völkerlingk bewirbt sich um ein Reichstagsmandat. Er erobert auch seinen Kreis, aber im Wahlkampf wird auch das Persönlichste hervorgezerrt, und Graf Kellinghausen erfährt, seine Hausehre sei besudelt. Was nun? So liegt die These. Ein Duell? Da greift die Furcht vor dem Götzen Partei ein. Der Skandal könnte die Standespartei wehe treffen. Also Selbstmord des Beleidigers. Mit einem Schlußeffekt tritt die Ehebrecherin Gräfin Beate für ihren Freund Völkerlingk ein. Sie selbst vergiftet sich und stirbt mit einem Toast „Es lebe das Leben" auf den Lippen. Der Skandal bleibt vertuscht und innerlich gebrochen lebt Völkerlingk weiter. Die Darstellung hatte im ganzen auch

etwas Konventionelles, doch erhoben sich Fräulein Dumont (Beate) und Herr Bassermann (Graf Kellinghausen) darüber.

Sonst war das Bemerkenswerteste der Woche auf dem Gebiet litterarischer Schatzgräberei zu suchen. Im Berliner Theater versuchte es Paul Lindau mit drei **Dialogen** des Altgriechen **Lucian**, und der Versuch gelang. Die Dialoge gleichen launigen und herben Feuilletons, ob sie von Timon, dem Menschenhasser, von dem armen Schuster, der von seinem Neid auf die Reichen kuriert wird, oder von dem Tyrannen handeln, der zur Unterwelt fährt; und man gab sich der Ironie des Dichters, seinem Lächeln über die Menschendinge willig hin. Es war wirkliche Kleinkunst.

Ein Versuch mit einem französischen Dichter, mit Porto-Riche, der bei uns noch wenig gekannt ist, wurde auch im Residenztheater unternommen. Es gab Beifall, aber er klang nicht zu lebhaft. Die Feinarbeit von Porto-Riche in der Komödie „**Verliebt**“ müßte sorgsamer wiedergegeben werden. Laune, Melancholie und Resignation gehen in dem Stück ineinander über, und nur Fräulein Reisenhofer bestand schauspielerisch. Sie gab die Gattin des Mannes in den besten Jahren, deren überzärtliche Liebe den Mann verwirrt. Er verletzt sie und jagt sie dem Freund in die Arme. Das war ein Augenblick des Taumels. Der Gatte erkennt zugleich seine Schuld und vergiebt um des Werts ihrer Liebe willen.

Von künstlerischen Ansprüchen weiß sich die letzte Novität des Schauspielhauses völlig frei. Sie ist eine Harmlosigkeit aus dem Englischen des Jerome, ein Allerweltslustspielchen von der Art, wie sie bei uns Kadelburg in der „berühmten Frau“ geschaffen. Die Komödie unterhält all die Leute, denen leicht zum Tanz aufgespielt wird, und so ist „**Miß Hobbs**“, die Frauenrechtlerin als bezähmte Widerspenstige, die von einem forschen Kerl zu Zucht und stiller Häuslichkeit geführt wird, in Berlin ebenso willkommen gewesen, wie schon in andern deutschen Städten. Vor einigen Jahren wurde Jerome K. Jerome als Humorist bei uns arg überschätzt, wie man gern den simpeln Spaßmacher für einen Mann von Humor hält.

Yvette Guilbert ist mit ihrem wandernden Künstlerkabarett bei uns im Zentraltheater eingekehrt (vergl. Abb. S. 238). Frau Guilbert und ihre Weise ist den Berlinern geläufig. Sie ist noch immer Meisterin ihres kleinen Genres, und die Herrschaften, die sie mitbrachte, einst Mitglieder des allbekannten Kabaretts „Chat noir“, haben als Urbilder für die Kabarettkünstler ein Interesse.

Loki.

Beate (Luise Dumont). Graf Michael v. Kellinghausen (Albert Bassermann). Baron Richard v. Völkerlingk (Oskar Sauer).

Von der Erstaufführung des Sudermannschen Dramas „Es lebe das Leben“ im Berliner Deutschen Theater am 1. Febr.: Scene des III. Aktes.

Für die „Woche“ gezeichnet von E. Cucuel.



Die Toten der Woche.

Professor Karl Arendt, der älteste Lehrer am Berliner Seminar für orientalische Sprachen, † in Berlin am 30. Januar im 64. Lebensjahr.

General du Barail, früherer französischer Kriegsminister, † in Paris am 30. Januar im 82. Lebensjahr.

Hans Bartsch von Sigsfeld, Hauptmann vom deutschen Luftschifferbataillon, bedeutender Aëronaut, † in Zwyndrecht bei Antwerpen am 1. Februar im 41. Lebensjahr.

Belinoff, früherer serbischer Minister, † in Sofia am 31. Januar.

Viktorine Gräfin Buttler-Haimhausen, bekannte Vorkämpferin der Frauenbewegung, † in München am 5. Februar im Alter von 91 Jahren.



General du Barail †



Hans Bartsch von Sigsfeld †

Senator Denormandie, Präsident des Verwaltungsrats des Comptoir national d'Escompte, † in Paris am 30. Januar im Alter von 80 Jahren.

Graf Egon von Fürstenberg-Herdringen, Mitglied des preußischen Herrenhauses, † auf Schloß Herdringen am 3. Februar im Alter von 85 Jahren.

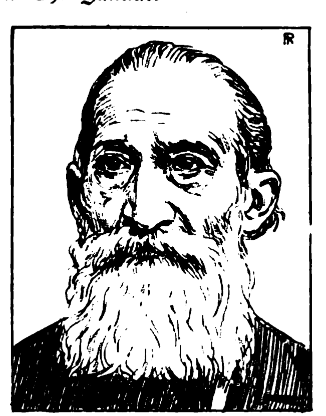
Professor Emil Hünten, bekannter Schlachtenmaler, † in Düsseldorf am 1. Februar im 76. Lebensjahr.

Professor Salomo Jadassohn, bekannter Komponist und Lehrer am Leipziger Konservatorium, † in Leipzig am 1. Februar im Alter von 71 Jahren.

Geheimer Justizrat Mecke, Vorsitzender des deutschen Anwaltvereins, † in Leipzig am 29. Januar.



Hermann Wolff †



Professor S. Jadassohn †

Samary, bekannter Pariser Schauspieler, † in Berlin am 3. Februar.

Hermann Wolff, der um das deutsche Konzertleben verdiente Leiter der Konzertdirektion Wolff, † in Berlin am 3 Februar im Alter von 57 Jahren.

Josef J. Zapf der Dichter des bekannten „Liedes der Arbeit", † in Wien am 27. Januar.

Die Börsenwoche.

Die gute Haltung des Rentenmarkts sowohl unserer inländischen Staatspapiere wie der der ausländischen Schuldner bildet gegenwärtig ein Hauptmerkmal des Geschäftsverkehrs, und es ist unverkennbar, daß die Festigkeit und die hervortretende Kauflust des Publikums für eine große Anzahl dieser Werte das Fundament darstellen, auf dem sich die befriedigendere Lage des Gesamtmarkts aufbaut. Nach der glücklichen Absolvierung der Emission der 3 prozentigen Reichsanleihe und der preußischen Konsols schickt sich die bayrische Regierung an, 3½ prozentige Eisenbahn- und Staatsanleihen im Betrag von 86 Millionen Mark auszugeben. Bayern hält also noch immer an dem 3½ prozentigen Zinsfuß fest, und dem Sparer, der sein Geld in solider Weise plazieren will, wird diese Art des bayrischen Konservatismus jedenfalls die angenehmste sein. Uebrigens zeigt unser Geldmarkt neuerdings eine gewisse, wenn auch nur unbedeutende Versteifung, da das Ausland fortfährt, ihn in verschiedenster Weise in Anspruch zu nehmen, weil die dortigen Zinssätze sich über den hiesigen bewegen. Es ist gewiß nicht unerfreulich für uns, daß, während man sonst männiglich die reichen englischen Geldreservoire in Anspruch zu nehmen pflegte, gegenwärtig das Ausland ab und zu aus den gefüllten Kassen Deutschlands schöpft.

Allerdings darf nicht vergessen werden, daß der Hauptanlaß unseres Geldüberflusses aus wenig erfreulichen Umständen herzuleiten ist. Die Belebung, die inzwischen unzweifelhaft in einzelnen wichtigeren deutschen Gewerbszweigen eingetreten ist, wird von der Börse aber noch immer überschätzt. Besonders in der Provinz scheint man den etwas lebhafteren Geschäftsgang in der Eisenindustrie und die in gewissen Zweigen derselben eingetretene Preisbesserung mit allzu großem Optimismus zu betrachten, und man berichtet, daß die Provinzbankiers ihr Publikum nur allzu eifrig zum Kaufen anspornen. Das Geheimnis der letzten großen Haussebewegung auf unserem ausgedehnten Industriekassamarkt findet hierdurch eine ausreichende Erklärung; denn in unseren eigentlichen Geschäftskreisen hat man seither nur geringe Neigung bekundet, die Papiere zu den gestiegenen Preisen aus dem Markt zu nehmen. Ich habe an dieser Stelle erst kürzlich betont, daß namentlich die Kohlenindustrie die Krisis noch keineswegs überwunden hat, sondern daß das Kohlensyndikat demnächst einschneidende Nachlässe der Verkaufspreise bewilligen muß.

Es hat denn auch in der ablaufenden Woche die Kauflust merklich nachgelassen und die Aufwärtsbewegung der Preise der Industriepapiere ein vorläufiges Ziel gefunden. Mit dem Nachlassen der Haussebewegung sank freilich auch die Geschäftsthätigkeit ganz merklich zurück. Es muß zugestanden werden, daß die Politik dabei gleichfalls ein Wörtchen mitredete; denn die Ungewißheit über den Ausgang der holländisch-englischen Verhandlungen in der Transvaalangelegenheit hielt die Unternehmungslust nicht nur der deutschen, sondern auch der westeuropäischen Märkte stark zurück. Am Mittwoch endlich wurde der Inhalt der holländischen Anregungsnote und der höflichen, aber bestimmten englischen Entgegnungsnote bekannt gegeben und brachte weder eine Enttäuschung noch eine sonderliche Anfeuerung der Hoffnungen der politischen und Geschäftswelt. Wer vermöchte heute zu sagen, ob das Ende dieses verhängnisvollen Krieges nunmehr nahegerückt sei ob der wohlgemeinte Schritt der holländischen Regierung zu einem raschen Friedensschluß führen werde? Etwas scheint jedenfalls gewonnen: die kämpfenden Buren werden klaren Wein eingeschenkt erhalten über das geringe Maß der Zugeständnisse, das ihnen von London aus gemacht werden soll, so daß weitgehenden Illusionen der Südafrikaner in dieser Richtung kein Raum mehr gelassen sein wird.

Verus.



Bilder vom Tage.

Skizzen und Glossen.

Hierzu die photographischen Aufnahmen Seite 231—238.

Militärjubiläum des Kaisers. Am 9 Februar sind fünfundzwanzig Jahre verflossen, seit unser Kaiser zur aktiven Dienstleistung in das 1. Garderegiment zu Fuß in Potsdam eingetreten ist. Es sind bereits umfassende Vorbereitungen getroffen worden, um der Feier des Jubiläums ein seiner Bedeutung entsprechend festliches Gepräge zu geben. Vormittags findet in der Hof- und Garnisonkirche zu Potsdam im Beisein des Kaisers ein Gottesdienst statt, sodann hält der Kaiser im Lustgarten eine Parade über das Regiment und einen Generalappell über die ehemaligen Kameraden ab. Den Nachmittag wird er im Kasino des Regimentshauses im Kreis der Offiziere verbringen, und für den Abend ist die Aufführung eines Festspiels durch jüngere Offiziere vorgesehen. Der Armee gehört der Kaiser bekanntlich formell schon länger als ein Vierteljahrhundert an, da er gleich allen königlichen Prinzen an seinem zehnten Geburtstage in das Heer eingestellt wurde. Die drei vorstehenden Bilder gestatten den interessanten Vergleich, wie der Kaiser 1869 und 1877 aussah, und wie er heute aussieht.



1869. 1902. 1877.

Zum fünfundzwanzigjährigen Militärjubiläum Kaiser Wilhelms II. am 9. Februar.

Nach Aufnahmen von Heinrich Graf, Hofphot. Reichard und Lindner und Hofphot. Herm. Selle (Inh. K. Schatzmann) für die „Woche“ gezeichnet von A. Ratzka.

Hermann Sudermann (Abb. 231) ist zweifellos unter den lebenden deutschen Dramatikern der, dessen Werken das Publikum neben denen Gerhart Hauptmanns von vornherein stets das größte Interesse entgegenbringt. Hat er doch mit seiner „Ehre“ der naturalistischen Richtung beim Publikum den ersten großen Erfolg gewonnen. Dazu kommt, daß er nicht in Einsamkeit, abgeschlossen von der großen Welt, seiner Muse lebt, sondern daß er sich an den Geisteskämpfen, die mit der Politik nichts zu thun haben, beteiligt. Hermann Sudermann wurde am 30. September 1857 zu Matziken, einem kleinen Ort in Ostpreußen, geboren. Der Sproß einer holländischen Mennonitenfamilie, die indessen ihre religiösen Besonderheiten aufgegeben hatte, verlebte er eine an Freuden nicht eben reiche Jugend. Früh mußte er das elterliche Haus verlassen, um in Elbing die Schule zu besuchen, früh fand auch seine Schulbildung ein vorläufiges Ende, da er als Vierzehnjähriger bereits bei einem Apotheker in die Lehre trat. Allein von starkem Wissensdrang getrieben, setzte er es durch, später in Tilsit die Schule weiter besuchen zu dürfen, worauf er in Königsberg an der Universität historische und philosophische Vorlesungen hörte. In Berlin, wohin er 1877 übersiedelte, erwarb er seinen Lebensunterhalt zunächst als Hauslehrer, um sich dann der Journalistik zu widmen; er übernahm 1881 die Redaktion des „Deutschen Reichsblatts“, einer für die politische Propaganda auf dem Land berechneten, im Rickertschen Fahrwasser segelnden Wochenschrift. Mit größeren Werken trat er zuerst als Novellist vor die Oeffentlichkeit, fand aber nicht große Beachtung, obwohl sich unter seinen Publikationen Romane wie „Frau Sorge“ und „Der Katzensteg“ befanden, die heute jeder „gelesen haben muß“. Erst als er Ende der achtziger Jahre sich der Bühne zuwandte und nach der ersten Aufführung der „Ehre“ mit einem Schlag ein berühmter Mann wurde, beschäftigte sich das Publikum auch mit seinen früheren Werken. Sein weiterer Lebensgang bis zu der letzten Première von „Es lebe das Leben“, deren kritische Würdigung unsere Leser in der „Theaterwoche“ finden, ist bekannt.

Zur Amerikareise des Prinzen Heinrich (Abb. S. 232 und 233). Je näher der Termin der Abreise des Prinzen

Heinrich nach Neuyork rückt, desto begeisterter wird die Stimmung der amerikanischen Bevölkerung, bei der der Bruder unseres Kaisers bereits eine populäre Figur geworden ist, bevor sie ihn noch von Angesicht zu Angesicht kennen gelernt hat. Es zeigt sich dies am besten darin, daß man Gegenstände des täglichen Gebrauchs und Genußmittel, wie Zigarren und Getränke, nach ihm zu nennen beginnt. Und Hand in Hand mit den Vorbereitungen, die die Bevölkerung zur würdigen Aufnahme des Prinzen trifft, gehen die der Behörden. Auch Heer und Marine werden zu seinem Empfang aufgeboten. Ein Geschwader wird den Prinzen einholen, zusammengesetzt aus Schiffen, an die sich für die Amerikaner bedeutsame Erinnerungen knüpfen, befehligt von einem Admiral, der zu den Lieblingen seines Volks zählt. Admiral Evans, der das zum Ehrendienst bestimmte Geschwader kommandieren wird, ist ein ausgezeichneter Seemann und ein Gentleman in des Wortes bester Bedeutung, ein Mann von Herzens- und Geistesbildung. Das Geschwader wird bestehn aus den Schlachtschiffen „Illinois“ und „Olympia“, den Kreuzern „Cincinnati“ und „San Francisco“, dem Schulschiff „Hartford“ und dem Kanonenboot „Madeira“. Die „Illinois“ ist das modernste Schiff der ganzen amerikanischen Marine, das in diesem Jahr auch nach Europa kommen soll, und zwar zur Teilnahme an der Feier zur Krönung König Eduards VII. von England. Mit besonderem Stolz aber nennen die Amerikaner das Flaggschiff „Olympia“, weil es in gleicher Eigenschaft dem Admiral Dewey diente, als er das Sternenbanner in den Hafen von Manila führte. So wird Amerika dem Prinzen Heinrich auch in seiner Eigenschaft als Admiral der deutschen Flotte seine Aufmerksamkeit erweisen.

Graf von der Osten-Sacken (Porträt S. 234), der russische Botschafter am Berliner Hof, feierte am 4. Februar sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum. Graf Nikolaus Dimitriewitsch von der Osten-Sacken, der einer hervorragenden baltischen Familie entstammt, hat seinem Vaterland seine Dienste zum größten Teil auf deutschem Boden geleistet. Nachdem er zuerst länger als ein Jahrzehnt bei den russischen Gesandtschaften im Haag, in Madrid, Bern und Turin beschäftigt gewesen war, wurde er 1869 zum Ministerresidenten in Darmstadt ernannt, 1871 als Gesandter nach München versetzt und schließlich 1895 auf den Botschafterposten in Berlin berufen, wo er sich um die Pflege freundnachbarlichen Einvernehmens zwischen Deutschland und Rußland große Verdienste erworben hat. Unser Kaiser sowohl, wie der Zar haben denn auch dem Jubilar an seinem Ehrentage durch besondere Auszeichnungen ihre Anerkennung bewiesen. Graf Bülow überbrachte im Auftrage des Kaisers dessen Bronzebüste als Festgabe, und später erschien der Kaiser mit der Kaiserin persönlich im Botschaftshotel, um seine Glückwünsche auszusprechen. Zar Nikolaus übersandte dem Grafen den Wladimirorden I. Klasse und ein in warmen Worten abgefaßtes Dankschreiben, in dem auch von den „seit langem zu dem benachbarten Deutschen Reich bestehenden freundschaftlichen Beziehungen“ die Rede ist. In gleicher Weise wird in einem halbamtlichen Artikel, durch den unsere Regierung den Jubilar begrüßte, von der traditionellen Freundschaft zwischen dem deutschen und dem russischen Reich gesprochen. So diente das Jubiläum auch zu der Bekundung, daß der Draht, der Berlin und Petersburg verbindet, zur Zeit an Festigkeit nichts zu wünschen übrig läßt.

Stadterweiterungsbauten in Metz (Abb. S. 234). Die zunehmende Bevölkerung in den Festungen drängt allenthalben dazu, die Verteidigungswerke weiter aus den Städten herauszurücken; im Osten wie im Westen, in Königsberg und Posen wie in Metz, ist es seit langer Zeit die Sorge der beteiligten Kreise, wie man zugleich den kommunalen und den militärischen Interessen gerecht werden kann. In Metz hat man bei den Erweiterungsarbeiten eine Anzahl kulturhistorisch wertvoller Funde gemacht. Unsere Abbildung zeigt den Prinzen Friedrich Leopold von Preußen, den Inspekteur der vierten Kavallerieinspektion, bei der Besichtigung der am Zitadellenthor ausgegrabenen Gegenstände.

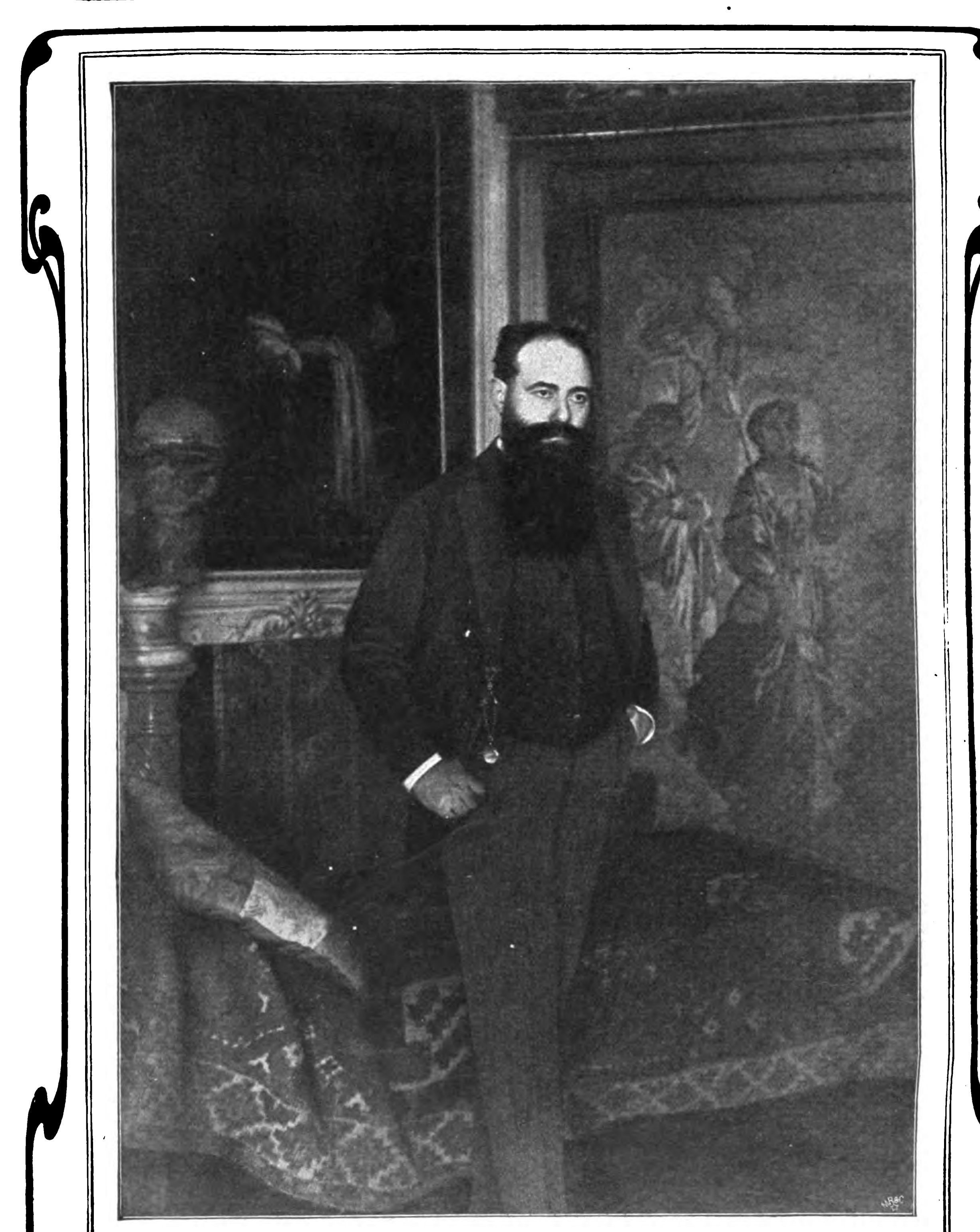
Santos-Dumonts Ballonfahrt von Monte-Carlo nach Korsika (Abb. S. 235). In dem berühmten Spiel- und Badeort Monte-Carlo war in der letzten Zeit Santos-Dumont, der Luftschiffer, der jüngst mit seinem Ballon den Eiffelturm umkreist hat, der Held des Tages. Von dem großen Interesse, das alle Welt dem Aëronauten entgegenbrachte, wurde schließlich sogar die Exkaiserin Eugenie ergriffen, die seit mehr als dreißig Jahren in einsamer Zurückgezogenheit gelebt hat. Sie stattete Santos-Dumont einen Besuch ab, ließ sich von ihm die Konstruktion seines Ballons erklären und über seine Absichten und Hoffnungen Mitteilungen machen. Dabei gelang es auch einem Photographen, zum erstenmal nach langen Jahren wieder ein Bild der Frau aufzunehmen, die wie kaum eine andere den Wechsel von Glück und Unglück erfahren hat. Santos-Dumont war damals — es war am 23. Januar — gerade mit den Vorbereitungen zu einem seither ausgeführten kühnen Unternehmen beschäftigt. Er hat im Vertrauen auf die Lenkbarkeit des zuletzt von ihm konstruierten Ballons in diesem eine Fahrt von Monte-Carlo über das Meer nach Korsika gemacht.

Aus Berliner Ateliers (Abb. S. 236 und 237). Wir wollen heute die vor einiger Zeit begonnene Reise durch die Ateliers berühmter Künstler fortsetzen und zunächst Paul Meyerheim einen Besuch abstatten, um uns zu überzeugen, wie weit sein neustes Werk „Holzfuhre in Tirol“ vorgeschritten ist. Das Gemälde ist ein echter Meyerheim, charakteristisch für das Wesen des Meisters, der sein Bestes immer in der Tiermalerei und im Genre gegeben hat. Wir scheiden von ihm mit der angenehmen Ueberzeugung, daß der am 13. Juli 1842 in Berlin geborene Künstler trotz seiner sechzig Jahre von seiner ungewöhnlichen Schaffenskraft noch nichts eingebüßt hat. Von anderer Art ist Walter Leistikow, der am 25. Oktober 1865 in Bromberg das Licht der Welt erblickte, ein Führer der Berliner Sezession. Er hat sich den Vorwurf für sein neustes Bild aus der nächsten Umgebung Berlins geholt: den Pechsee bei der Saubucht im Grunewald.

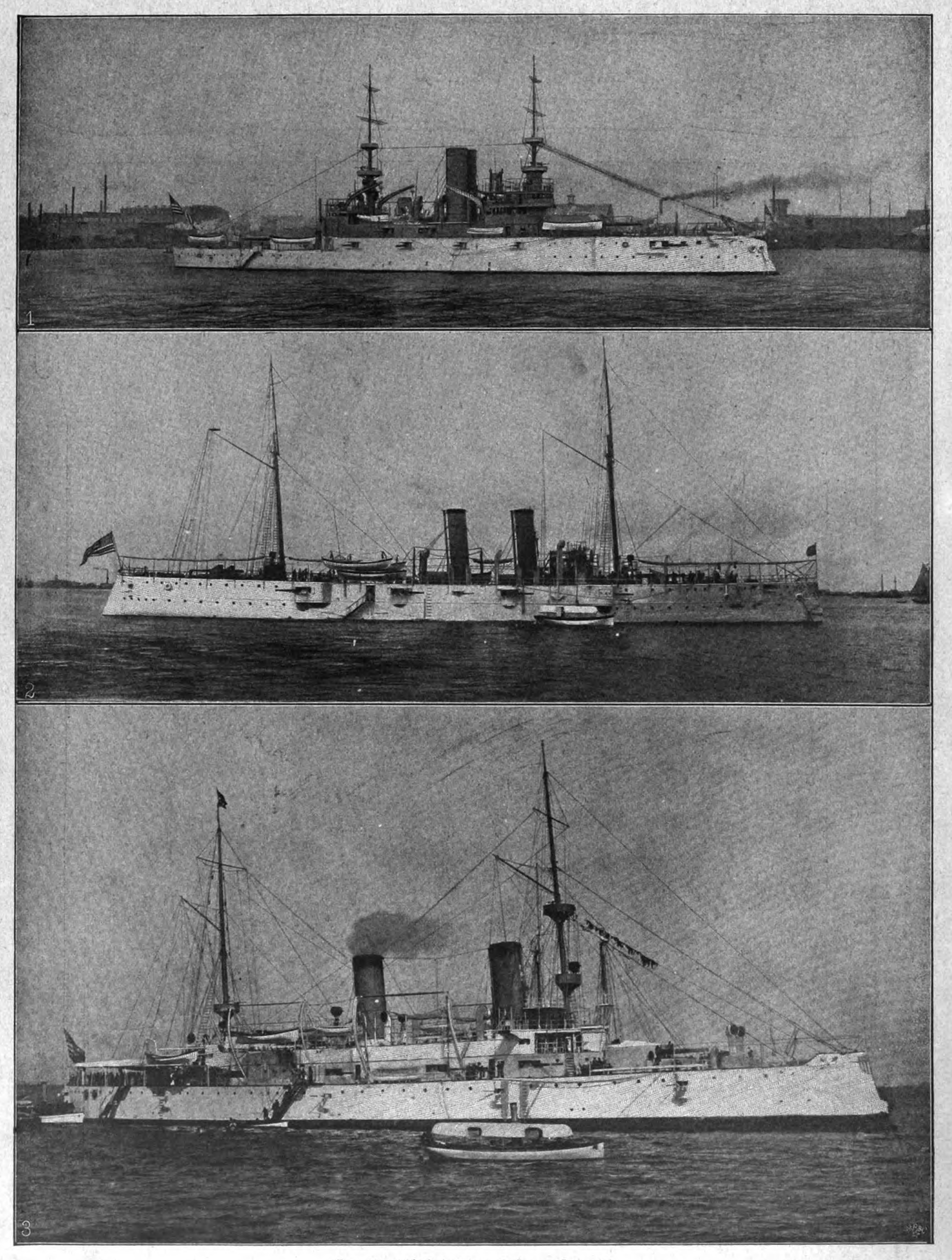
Personalien (Porträts S. 234). Am 9. Februar vollendet die Hofschauspielerin a. D. Christine Hebbel in Wien, die Witwe des Dichters Friedrich Hebbel, ihr fünfundachtzigstes Lebensjahr. Um ihr zu diesem Tag eine Ehrengabe überreichen zu können, hat sich unter dem Vorsitz des Generalintendanten der Königlichen Schauspiele in Berlin, Grafen Hochberg, ein Komitee gebildet, das an alle bedeutenderen Bühnenvorstände Deutschlands und Oesterreichs die Aufforderung hat ergehen lassen, zu dem genannten Zweck eine Benefizvorstellung zu veranstalten. Der Ertrag soll der von Frau Hebbel im Jahr 1898 begründeten Friedrich Hebbel-Stiftung überwiesen werden. Man hofft, das sich jetzt auf 10000 Mark belaufende Kapital der Stiftung durch die Ehrengabe auf die im Statut vorgesehene Höhe von 30000 Mark zu bringen, die zur Förderung künstlerischer und litterarischer Talente nutzbar gemacht werden sollen. — Der österreichische Dichter Karl Costa feierte am 2. Februar in seiner Vaterstadt Wien den siebzigsten Geburtstag. Der Jubilar ist eine ungewöhnlich produktive Natur, er hat bisher nicht weniger als 88 Bühnenwerke geschrieben und arbeitet auch jetzt wieder an einem Stück, obwohl es mit seiner Gesundheit, wie aus Wien berichtet wird, leider nicht zum besten steht. Seine größten Erfolge hat er mit „Maler und Farbenreiber“, „Ein Blitzmädel“, „Ihr Korporal“ und neuerdings mit „Bruder Martin“ erzielt. — Als Leiter der Umbauarbeiten des Königsschlosses in Dresden fungierten gemeinschaftlich der 1845 zu Plauen geborene Hofoberbaurat Gustav Dunger und der Hofarchitekt Gustav Fröhlich, der jetzt zum Hofbaurat ernannt worden ist. Fröhlich, der 1859 zu Cilly in Steyermark geboren wurde, war übrigens schon längere Zeit mit der Renovierung des Residenzschlosses beschäftigt, da ihm bereits 1882 der Ausbau der Festsäle übertragen wurde.



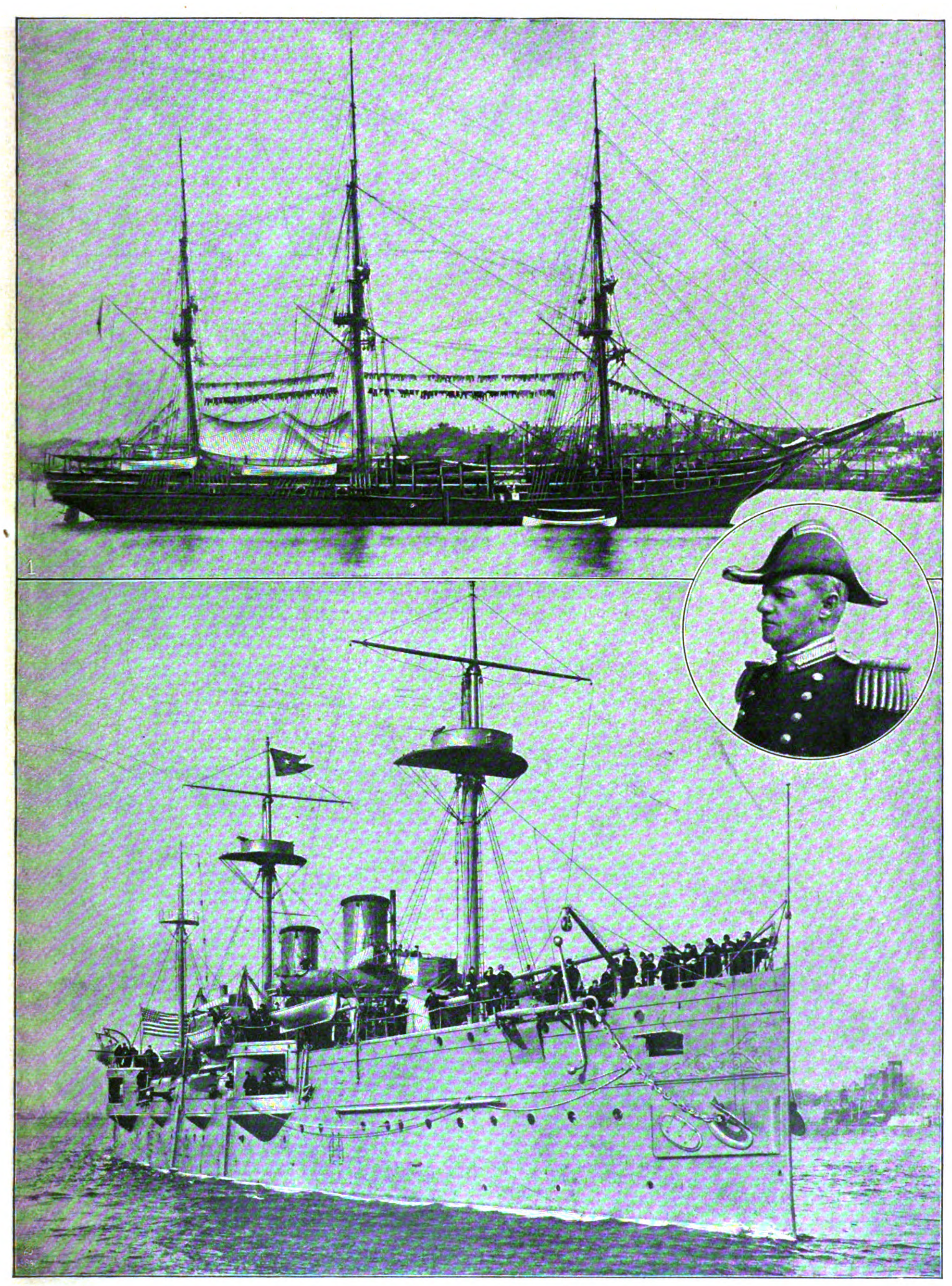
Bilder vom Tage.



Zur Erstaufführung von Hermann Sudermanns Drama „Es lebe das Leben“ in Berlin am 1. Februar:
Der Dichter in seinem Arbeitszimmer, am Tage der Première für die „Woche“ aufgenommen.



Zur Amerikafahrt des Prinzen Heinrich:
Das zur Begrüssung des Prinzen bestimmte amerikanische Geschwader.
1. Das Schlachtschiff „Illinois". 2. Der Kreuzer „Cincinnati". 3. „Olympia", das berühmte Flaggschiff des Admirals Dewey.
Photographische Aufnahmen.



Zur Amerikafahrt des Prinzen Heinrich:
Das zur Begrüssung des Prinzen bestimmte amerikanische Geschwader und dessen Kommandeur Admiral Evans.
1. Das Schulschiff „Hartford". 2. Der Kreuzer „San Francisco".
Photographische Aufnahmen.



Hofoberbaurat Gustav Dunger, leitete den Umbau des Dresdner Residenzschlosses.



Der russische Botschafter in Berlin Graf von der Osten-Sacken, feierte am 4. Februar sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum. Photographische Aufnahme von H. Francke & Co., Berlin.



Hofbaurat Gustav Fröhlich, leitete den Umbau des Dresdner Residenzschlosses.



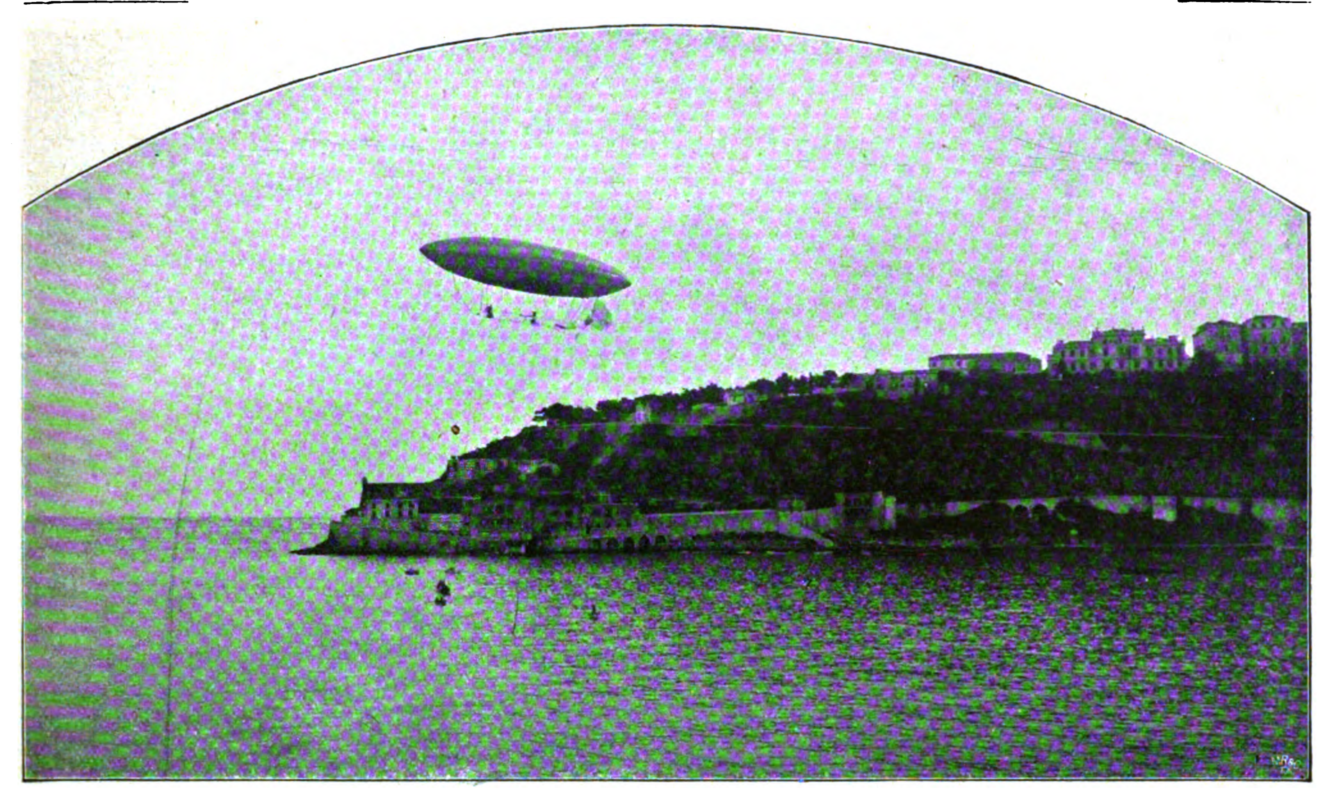
Die Witwe des Dichters Friedrich Hebbel, feiert am 9. Februar ihren 85. Geburtstag.



Karl Costa, österreichischer Dialektdichter, feierte am 2. Februar seinen 70. Geburtstag.



Zu den Stadterweiterungsarbeiten in Metz: Prinz Leopold von Preussen (X) besichtigt die beim Zitadellenthor ausgegrabenen Funde. Photographische Momentaufnahme von W. Jakobi, Metz.



Santos-Dumonts Ballonfahrt von Monte-Carlo nach Korsika: Die Umsegelung der Landspitze von Monaco.

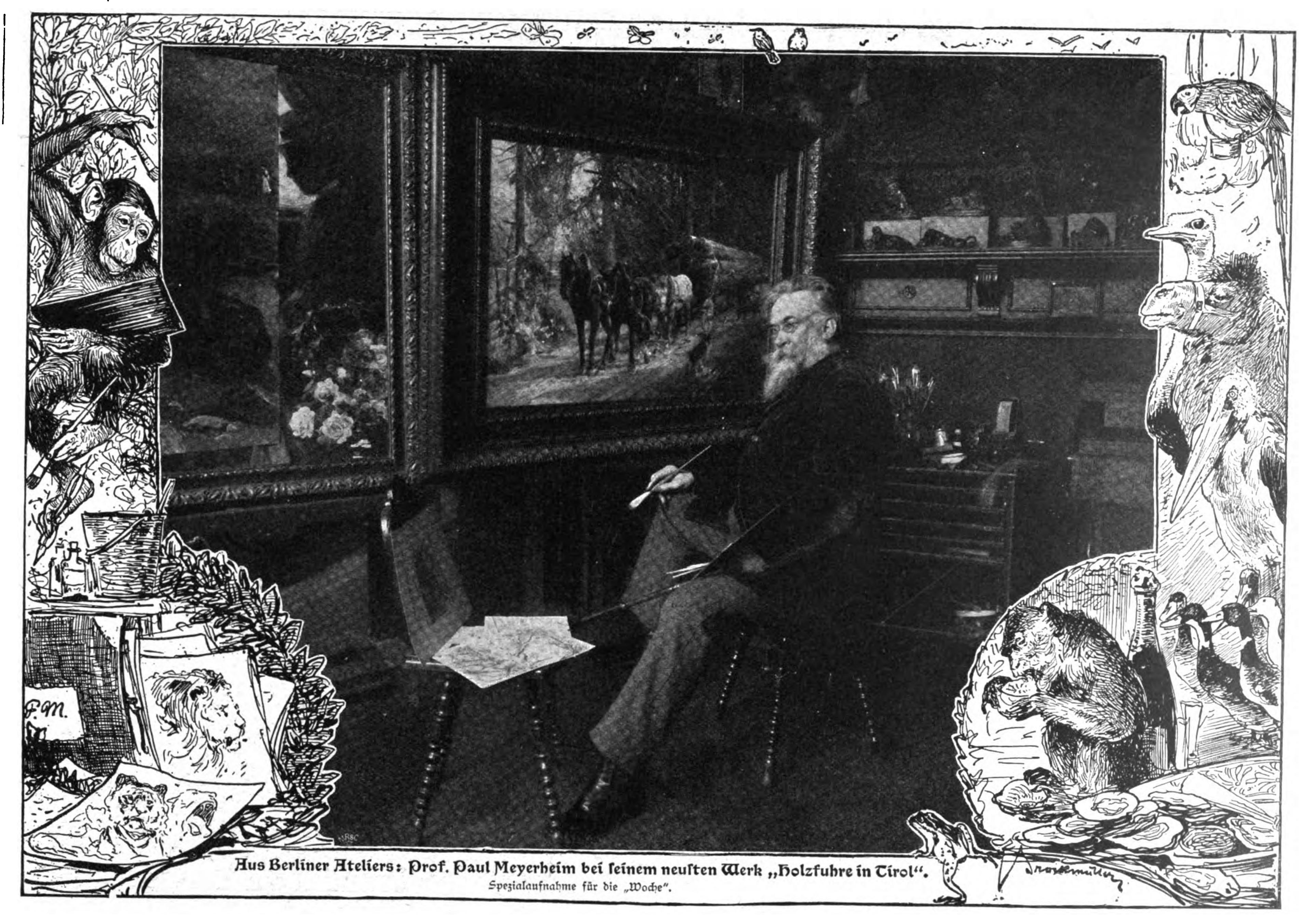


Santos-Dumont im Gespräch mit der Exkaiserin Eugenie.



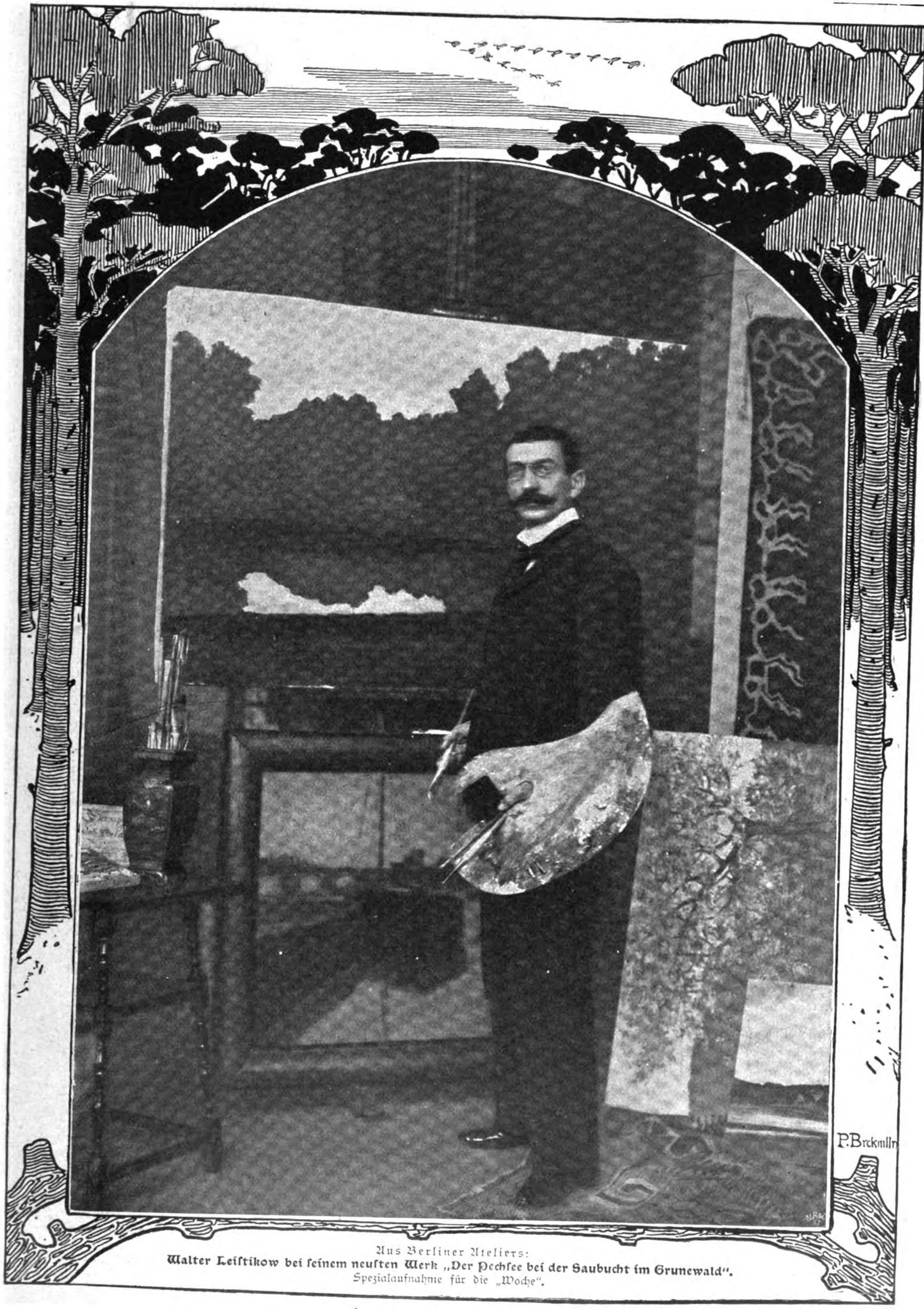
Der Aufstieg.

Santos-Dumonts neuste Ballonfahrt von Monte-Carlo nach Korsika.
Photographische Momentaufnahmen von Chusseau-Flaviens und Otto Barca.



Aus Berliner Ateliers: Prof. Paul Meyerheim bei seinem neusten Werk „Holzfuhre in Tirol“.

Spezialaufnahme für die „Woche“.



Aus Berliner Ateliers:
Walter Leistikow bei seinem neusten Werk „Der Pechsee bei der Saubucht im Grunewald".
Spezialaufnahme für die „Woche".



Vom Gastspiel der Yvette Guilbert im Berliner Zentraltheater am 3. Februar: Die Künstlerin singt die chanson „Ma tête“.
Spezialaufnahme für die „Woche“ von Zander & Labisch, Berlin.

Die junge Generation.

Roman von

Emma Merk.

1. Fortsetzung.

Oberst Fritz Brandner war Witwer, stand aber stark unter dem Einfluß seiner Tochter Leontine, eines verblühten, ziemlich übellaunigen Mädchens, für das der gebildete Mensch erst beim Leutnant anfing und die Militärrangliste den Gipfelpunkt menschlichen Interesses bildete. Sie war in ihrer häuslichen Thätigkeit allmählich so umständlich und schwerfällig geworden, daß ihr der Gedanke an die Gastfreundschaft, die dieser unbekannte Onkel beanspruchen könnte, sofort die Nerven aufregte und sie zur Abwehr aufstachelte.

„Um Gottes willen, Tante! Ein Mensch, der so lange in Baku gelebt hat! Was wird er für Manieren haben! Er muß ordentlich nach Petroleum riechen!"

„Warum bleibt der Wildfang nicht, wo er ist, wenn es ihm da gut ging?" brummte der Oberst. „Ich will nichts mit ihm zu schaffen haben! Habe mich genug über den Kerl geärgert, so lange er noch da war!"

Der Brief an Georg war für Amalie nun ganz peinlich geworden. Wie sollte sie ihm schreiben? Mußte sie ihm andeuten, wie feindselig sich die Brüder gegen ihn stellten? Und wenn Fritz und Erwin nun recht hätten? Wenn Georg in Rußland ganz verwildert wäre? Die Vorwürfe, die sie von ihrem Mann, von ihren Kindern in den Kauf nehmen mußte über einen unbequemen Wohngast!

Einige Tage lang zögerte und überlegte sie. Dann folgte sie doch ihrem guten Herzen und ihrem Optimismus und lud den Bruder freundlichst zu sich ein.

* * *

Georg Brandner hatte einstweilen in dem kleinen Dorf im Innthal strahlend blaue Herbsttage verlebt.

Als er nach der weiten Reise in dem bescheidenen Postgasthaus in Fischbach gelandet und eines Morgens beim Gockelkrähen in der tiefen ländlichen Stille erwacht war, hatte ihn die Vorstellung: „Nun hast du einmal gar nichts zu thun! Ein langer, langer Ruhetag liegt vor dir!" ganz seltsam angemutet. Er mußte erst lernen, Feiertag zu halten; die langersehnte Freiheit von aller Arbeit und aller Geschäftsunruhe drückte fast auf ihn. Lange schlafen konnte er nicht. In dem Gasthaus wohnten nur noch wenige Sommerfrischler. Er kannte ja auch niemand, und niemand kannte ihn. Fremd, wildfremd war er geworden in der Heimat. Draußen aber, über Himmel und Bergen lag dichter Nebel, so daß auch die Landschaft ihm stumm und verschlossen blieb und keinen Willkommgruß für ihn hatte.

Doch allmählich blinzelte die Sonne durch das Grau. Es war ungemein reizvoll, wie es nun blau und immer blauer wurde; wie langsam die Schleier zurücksanken von der hübschen Gegend und von seinen alten Knabenerinnerungen, wie ein Kirchturm, ein Wald, eine Spitze nach der andern auftauchte und die wohlbekannten Plätze immer wieder neue Bilder aus der längstvergangenen Zeit wachriefen, bis schließlich das ganze Thal in Sonnenglanz vor ihm lag, so vertraut, so unvergessen, so unverändert, daß ihm das Herz erschüttert wurde von Wehmut und Wiedersehensglück.

Eine frohe Wanderlust ergriff ihn. Er mußte die alten Wege wieder gehen, sich übersonnen lassen von Erinnerungen, suchen nach einem Wiederhall jener heißen, unbändigen Lebensfreudigkeit, die ihn einst hier durchströmt hatte, wenn er mit dem Förstersteckel mitten durch den Wald gelaufen war.

Ziellos, ganz versunken in einer traumhaften Stimmung hatte er einen Bergpfad eingeschlagen; er horchte auf das Bachrauschen und das Raunen des Ostwindes in den Tannenwipfeln und vergaß, daß zwischen dem Einst und Jetzt mehr als ein Vierteljahrhundert lag. Er war schlank, fast hager geblieben. Das Steigen machte ihm keine Beschwerde. Sein gebräuntes Gesicht war so frisch, seine Augen glänzten so feurig, daß trotz seiner grauen Haare niemand vermutet hätte, wie nah er schon den Fünfzigern stand.

Mit einem fröhlichen Aufschrei besann er sich plötzlich, wohin dieser Weg führte. Hier lag ja einstmals, ganz verborgen zwischen wildem Gestrüpp, an eine Bergwand gelehnt, eine düstere Hütte mit verwittertem Mauerwerk: die Burgalm.

Ein grauhaariges, gebücktes Weib hauste einst da oben, das Kräuter suchte und allerlei Tränklein braute. Wenn über dem rußigen Herd das Feuer unter dem Kessel brannte, dann konnte man an eine Hexenküche denken, ohne gerade ein besonderer Phantast zu sein. Den wilden Jungen, der sich vor Tod und Teufel nicht fürchtete, hatte es immer angenehm gegruselt, wenn er das heisere Lachen der Alten hörte und sie in dem schwarzen Raum hantieren sah.

Nun war die Hütte wohl längst zusammengebrochen, von der Waldwildnis überwachsen.

Er wollte doch suchen, ob er die Stelle noch wiederfand. Während er weiterstieg, hörte er Stimmen. Er horchte auf.

Hatte die alte Hexe am Ende gar eine Nachfolgerin?

Einigermaßen enttäuscht sah er, aus dem Tannendickicht vortretend, eine hellrosa Bluse, einen weißen Strohhut zwischen dem Grün schimmern. Stadtdamen! — Das paßte ihm gar nicht herein in dieses Waldidyll. Er besann sich, ob er nicht einen andern Weg einschlagen, die Begegnung vermeiden sollte. Als er nun einen Moment still stand, hörte er ganz deutlich, was sie sprachen.

„Ich bin Ihnen so dankbar, Fräulein Eda, daß Sie mich auf Ihren Studienplatz mitgenommen haben! —

Es ist zu schön hier! Und allein hätte ich mich wahrscheinlich nicht hergetraut! Eigentlich bewundere ich Sie, daß es Ihnen nicht unheimlich ist, wenn Sie so ganz mutterseelenallein hier sitzen."

Es war eine liebe, junge Stimme, und sie heimelte Georg merkwürdig an. Der süddeutsche Dialekt, der Münchner Tonfall, den er so lange nicht mehr gehört hatte! Er spähte, neugierig geworden, durch die Zweige. Er wollte sie sehen, die kleine Landsmännin, die erste, die er in der Heimat hatte sprechen hören. Sie saß auf einem Baumstrunk, über den sie ein Plaid gebreitet hatte; er konnte aber nur das Blondhaar betrachten und eine feine, blasse Wangenlinie. Ihre Gefährtin stand in einiger Entfernung vor einer Staffelei und malte.

Wahrhaftig! Die alte Burgalm! Da war sie noch! Verlassen, zerfallen, noch mehr umwachsen von Gesträuch, von Brombeergestrüpp, das schon einen rötlichgelben Schimmer hatte, mit einem Streifen Morgensonne über den verwitterten Mauern.

„Sie sind ja auch noch so jung, Kindchen," lachte die Malerin. „Und Sie kommen so selten heraus in die Natur! Ich bin mit ihr vertraut, und ich fürchte mich nicht! Das wäre schlimm! Mut muß man haben, wenn man allein in der Welt steht! Wenn man einer alten Jungfer die Aengstlichkeit und Unselbständigkeit anmerkt, dann wird sie eine komische Figur. Ich für meine Person sehe gar nicht ein, warum ich nicht dieselbe Daseinsberechtigung haben soll wie jeder Junggeselle."

„Aber gewiß! Sie! Eine geschickte Malerin, die so viel verdient!"

Die liebe, junge Stimme brach plötzlich ab, denn Brandner, der nicht länger als Lauscher im Hintergrund stehen wollte, war nun vorgetreten und zog grüßend den Hut.

„Verzeihen Sie die Störung, meine Damen!" sagte er höflich. „Aber an der alten Hütte da kann ich nicht vorübergehn, ohne sie mir wieder anzusehn, nach langer, langer Zeit. Mich wundert, daß sie überhaupt noch zusammenhält und die frühere Besitzerin, die alte Kräuternandl, überdauert hat."

„Nicht wahr, ich sagte es Ihnen ja, Hedwig, daß hier noch vor kurzem jemand gewohnt hat," rief die Malerin lebhaft. „Ich wollte, sie wäre da, die alte Nandl! Sie müßte mir gleich Modell sitzen!"

Brandner warf nun einen Blick auf die Leinwand und rief unwillkürlich: „Famos ist das! Wirklich ein fertiges Bild! Wie poetisch sich die alte Hütte macht zwischen dem Herbstlaub! Die reine Märchenstimmung!"

Die Bewunderung klang so echt und warm, daß der Malerin ein freudiges Rot in die Wangen stieg. Sie war ein großes, kräftiges Mädchen in den dreißiger Jahren mit regelmäßigen, nur allzu energischen Zügen. Aber ihre trotzigen Augen schauten nun recht fröhlich und dankbar zu dem Fremden auf, der ihre Arbeit so begeistert gelobt hatte.

„Gefällt Ihnen die Skizze? Das freut mich! Ich fand sie ja auch gut, aber man hat selbst nicht immer das rechte Urteil, und die Kleine da ist eine Schmeichlerin — nicht wahr?"

„Aber gar nicht, Eda! Ich sage immer nur, was ich wirklich empfinde! Aber freilich ein Kenner — Urteil habe ich nicht! Woher sollte ich denn?"

„Ich bin auch nur ein rechter Laie," bemerkte Brandner lachend. „Obendrein ein Laie, der so lange nichts mehr von Kunst gesehn und gehört hat, daß er ordentlich hungrig danach geworden ist. Darum müssen Sie mir auch eine Frage nicht verübeln, die ja allzu plötzlich und unvermittelt erscheinen mag: wäre irgendeine Möglichkeit, das Bild zu kaufen? Ich möchte es wirklich gern besitzen. Mir knüpfen sich so viele Erinnerungen an die alte Burgalm —"

„O, wer ein Bild kaufen will, braucht sich gar nicht zu entschuldigen. Der ist allezeit willkommen!" lachte die Malerin. „Das hier ist allerdings nur eine Skizze, die ich erst in meinem Atelier in München ausführen wollte, und wenn es Ihnen nicht allzu sehr eilt —"

„O nein, mein Fräulein! Ich bleibe in München, oder vielmehr ich ziehe erst hin. Meine Adresse kann ich Ihnen noch gar nicht angeben. Aber Sie erlauben, daß ich mich vorstelle." Er nannte seinen Namen.

„Ich heiße Eda Kalkberg und hier meine junge Hausgenossin Hedwig Winkler." Sie zog ihre Visitenkarte aus der Tasche. „Wenn Sie mich in einigen Wochen vielleicht in meinem Atelier an der Schwanthalerstraße aufsuchen wollen, Herr Brandner!"

„O, ich komme! Ich komme bald! Damit mir ja nicht ein Kunsthändler das Bild vor der Nase wegschnappt! Abgemacht, nicht wahr?"

Sie schüttelten sich die Hände, und Eda lachte vergnügt: „Das ist doch fein, Hedwig, nicht, wenn man seine Arbeit gleich im Wald verkauft; ich werde ordentlich stolz und eingebildet."

Sie legte Pinsel und Palette weg und rief: „Zur Feier dieses Ereignisses wollen wir nun frühstücken! Wir dürfen Sie doch auch einladen, wenn Sie mit einem Butterbrot und einem harten Ei vorlieb nehmen mögen?"

„Wenn ich die Damen nicht beraube, ganz gern," sagte Brandner, dem die Begegnung mit den beiden Münchnerinnen einen heiteren, heimatlichen Eindruck machte, als fühle er sich seit einer Viertelstunde wieder ganz zu Hause in seinem lieben Bayern.

Das große Plaid wurde auf den Waldboden gebreitet, Hedwig packte voll Eifer ihre appetitlich eingewickelten Vorräte aus.

„Das ist nett! Das ist lustig!" rief sie. „Ein Frühstück im Wald — das muß köstlich schmecken!"

„O weh! Nun haben wir den Korkzieher vergessen!" unterbrach sie sich, als sie das festverstopfelte Fläschchen Wein aus dem Körbchen hervorzog.

„Es trifft sich gut, daß ich mit meinem Messer hier aushelfen kann," sagte Brandner höflich. „Mein einziger Beitrag — außer meinem Trinkbecher!"

Eda biß mit kräftigen, weißen Zähnen in ein Butterbrot. „Herrlich ist es! Aber ich hab eigentlich keine Zeit! Sonst geht die Sonne weg! Versorgen Sie unsern Waldgast, Kleine!"

Sie eilte wieder an die Arbeit. Brandner saß neben Hedwig und freute sich über ihr Kindervergnügen.



Sie hatte ein zartes, ein wenig blasses Gesichtchen — die rechte Zimmerfarbe, dachte er — und unter den hübschen graublauen Augen von einem matten Opalglanz lagen müde Schatten.

„Nein, wie ist das schön! So im Wald sitzen und in den blauen Himmel hinaufschauen! Und diese Stille, diese göttliche Stille!" rief sie nur immer.

Er begriff ihr Entzücken, als er hörte, daß sie Telephonistin sei und nun ihren vierzehntägigen Urlaub genieße — die einzige Ferienzeit im ganzen Jahr.

Die Waldruhe, der Herbstfriede mußten freilich eine Erlösung sein für das arme Kind, das sich Tag für Tag in einem Telephonbureau die Gehörnerven zermartern lassen mußte. Ihre Glückseligkeit hatte etwas Rührendes für ihn. Er plauderte mit ihr über München, über die hübschen Ausflugsplätze, an denen er in seiner Jugend oft gewesen. Aber sie schien auch in ihren freien Stunden nicht viel aus ihren vier Wänden herauszukommen.

„Ich bin an Sonntagen immer so froh, wenn ich ein Buch nehmen und etwas lesen kann, das mich in eine ganz andere Welt versetzt," sagte sie mit ihrem lieben Lächeln. „Und am Abend gehe ich am liebsten in ein Konzert und drücke mich bescheiden in ein Winkelchen. Da kann man so schön träumen von etwas ganz Wunderbarem, das man erleben möchte. Freilich am nächsten Tag, da geht dann wieder der alte Trab los, und man ist froh, wenn das kleine Leben nur glatt weiterläuft."

Es ward Brandner ganz schwer, sich von der jungen Münchnerin loszureißen. Dieses Gemisch von Melancholie und Kinderfrohsinn, das sich auch in ihrem zarten Gesicht ausprägte, schien ihm so anziehend.

Nachdem er noch eine Weile im Wald herumgewandert war, traf er an der Dorfstraße wieder mit den zwei Damen zusammen. Sie wohnten in Fischbach, im selben Gasthaus wie er, und es wurde ihm am gleichen Tisch mit ihnen seine Mittagsmahlzeit serviert.

Er lernte auch Hedwigs Mutter kennen, und nun begriff er den sehnsüchtigen, traurigen Schimmer in den hübschen Mädchenaugen.

Frau Winkler war eine behäbige Frau mit einem rundlichen, ziemlich einfältigen Gesicht, die unaufhörlich schwatzte. In der ersten Viertelstunde erzählte sie ihm von ihrer verheirateten Tochter und von ihrem Schwiegersohn, der ihr viel Sorgen machte, und von ihrem verstorbenen Mann, und dann flüsterte sie über die Wirtin, mit der sie in Streit geraten war.

„Dann hat sie g'sagt, und dann hab ich g'sagt" — so klang's in einem endlosen Bericht durcheinander.

„Armes Seelchen!" dachte er mit einem wehmütigen Blick auf Hedwig, die neben der redseligen Mutter ganz verstummt war. „Es möchte in die Höhe fliegen und wird so niedergehalten von Kleinlichkeit und Albernheit!"

Die Frauen hatten in Brandners Leben keine große Rolle gespielt. Einmal, mit neunzehn Jahren, war er leidenschaftlich in ein schönes Mädchen verliebt gewesen. Es war eine Thorheit, ein Wahnsinn. Aber die Falsche hatte dem heißblütigen Jungen nicht ins Gesicht gelacht, sondern ihn angelockt und ihm zärtliche Briefe geschrieben und ihn bestärkt in seiner Tollheit — und eines Tages hatte sie ihm voll Uebermut ihren Bräutigam vorgestellt. Sie war schuld gewesen, daß er um jeden Preis fortwollte, daß er seinen Vormund zur Verzweiflung trieb mit seinem störrischen Leichtsinn, mit seiner Rastlosigkeit.

Jahrelang hatte er die Bitterkeit dieser ersten Erfahrung nicht verwinden können. Die paar Abenteuer, die er dann in der Fremde mit heißen Sinnen genossen, das war doch nur recht flüchtiges, leichtwiegendes Glück gewesen. Eine ernste Liebe hatte nicht hereingepaßt in sein nüchternes, trotziges Ringen um Erwerb.

Jetzt blieben ihm nur mehr ehrgeizige Wünsche, und er glaubte nicht, daß ihm sein Herz noch einen Streich spielen könnte. Aber eine Art väterlichen Wohlwollens empfand er für das blonde Mädchen, mit dem ihn der Zufall zusammengeführt hatte. Man sah sich eigentlich zu allen Tagesstunden; beim Frühstück, des Mittags, des Abends. Er sah auch, daß Hedwig Freude an dem Verkehr hatte. Allmählich gewöhnte er sich daran, das Geschwätz, mit dem Frau Winkler ihn zu unterhalten suchte — allerlei Münchner Klatsch über ihm völlig fremde Menschen — an seinem Ohr vorüberplätschern zu lassen, ohne nur so recht zu hören, was sie sagte. Aber er war doch herzlich froh, daß die gute Frau nach dem Abendessen meist müde war und auf ihrem Stuhl einnickte. Es wurde dann so hübsch still auf der kleinen Terrasse, von der aus sie in die mondlichtüberstrahlte Landschaft hinausblickten.

Die Nächte waren zauberhaft! Eine Lichtfülle, ein Glanz! Kaum war im Westen das leuchtende Abendgold verzittert, so begann die neue Glorie sich zu entfalten und eine schier überirdische Pracht über das Thal auszugießen. Wie groß und glänzend Hedwigs Augen wurden, wie ihr zartes Gesicht an Reiz gewann in dieser weichen Beleuchtung!

Wenn ihr Blick dem seinen begegnete, dann ward es Georg plötzlich so jung zu Mut, gar nicht mehr väterlich, gar nicht mehr ruhig und entsagungsvoll — nein, so herzenswarm, so bewegt, als versänken die Arbeitsjahre hinter ihm wie ein Traum, und als fände er in der Heimat seinen Glauben an die Zukunft, seine Jugend wieder.

In der weichen Stimmung, in der ihm Gegenwart und Vergangenheit so untrennbar durcheinanderflossen, hielt er dann ein paarmal Hedwigs Hand lange und zärtlich in der seinen. Es beglückte ihn, daß ihr ein warmes Rot in das Gesicht stieg und ihre Wangen überflutete. Sobald er allein war, strich er sich freilich über die Stirne und murmelte, fast zornig über seine eigene Regung: „Unsinn! Sie ist ja ein Kind! Denke an deine grauen Haare!"

Er hätte sie so gern überschütten mögen mit Geschenken, um das frohe, dankbare Aufleuchten ihrer Augen zu sehen. Aber sie war ja so stolz. Einmal, als er ihr eine Photographie brachte, zum Andenken an einen hübschen Ausflug, schaute sie ihn mit ganz scheuem, bestürztem Gesicht an, und erst als Eda ihr zuredete, entschloß sie sich, die unbedeutende Gabe anzunehmen. Ja, er mußte seine ganze Ueberredungskunst aufbieten, um es endlich zu erreichen, daß er den Damen eine Revanche für ihr Waldfrühstück anbieten und sie zu einem Imbiß in der „Klause", einem reizend gelegenen Gärtchen zwischen Kiefersfeldern und Kufstein, einladen durfte. Hedwig machte es den größten Spaß, daß sie bei dieser Gelegenheit einmal über die Tiroler Grenze kam, und sie war ganz begeistert von dem Plätzchen, an dem man so nah an die Steinwände des „Kaisers" hinblicken konnte, den Inn rauschen hörte und sogar in der Ferne, hinter der Kufsteiner Festung, ein paar weiße Schneespitzen schimmern sah.

„Ach, gehen wir doch auch noch nach Kufstein!" rief sie strahlend vor Vergnügen; „dann schicke ich ein paar Karten fort mit der österreichischen Marke. So weit bin ich noch nie gereist!"

Aber die Mutter verdarb ihr die Freude — verkümmerte dem armen Kind den letzten Tag der kurzen Freiheit. Frau Winkler hatte dem Tiroler Wein lebhaft zugesprochen; sie lachte und scherzte erst so auffallend laut, daß Brandner in Verlegenheit geriet vor den eleganten Städterinnen, die nebenan am Tisch saßen. Die schlechten Manieren der Frau hatten ihn noch nie so peinlich berührt. Später kam die üble Laune. Sie wollte heim, fand, es sei ein Gewitter am Himmel, und erlaubte um keinen Preis, daß ihre Tochter noch einen weiteren Ausflug unternahm.

Brandner war wütend; der Ausdruck der Enttäuschung auf Hedwigs Gesicht, als sie mit der Mutter in früher Nachmittagsstunde beim schönsten Wetter umkehren mußte, ging ihm gar nicht aus dem Sinn.

Er hatte sich dann allein in Kufstein herumgetrieben, in ganz schlechter Stimmung.

Um rechtzeitig wieder in Fischbach einzutreffen, so daß er Hedwig und Eda noch zu einem Abendspaziergang überreden konnte, nahm er bis zur nächsten Schnellzugsstation den Kurierzug und fuhr im Wagen in das Dörfchen zurück. Hedwig stand auf der kleinen Terrasse und nickte ihm mit ihrem freudigen Lächeln zu, als er vor dem Gasthaus ankam. Der Kutscher war schon vom Bock gesprungen; er wollte eben den Wagenschlag öffnen, da scheute das Pferd seines Einspänners vor einer Herde Kühe, die eben von der Weide zurückgetrieben wurden, bäumte sich so wild empor, daß es dem Kutscher die Zügel entriß, und raste nun mit dem leichten Gefährt besinnungslos durch die Dorfstraße weiter. Brandner verlor die Geistesgegenwart nicht. Bei der nächsten Wiese, an der sie auf der wilden Flucht vorüberkamen, sprang er mit einem Satz heraus, geriet allerdings in einen Graben und bekam nasse Füße — aber er kehrte doch wohlbehalten in das Gasthaus zurück, während der Kutscher und ein paar Bauern dem Pferd nachstürzten.

Hedwig stand an dem Thürpfosten gelehnt, totenbleich, mit entsetztem Gesicht. Sie starrte so entgeistert dem dahinsausenden Gefährt nach, daß sie Brandners Schritt gar nicht hörte.

„Fräulein! Liebes Fräulein!" rief er.

Ein Zittern fuhr ihr über die Glieder. Sie öffnete die Lippen, aber sie konnte nicht sprechen.

„Mir ist gar nichts geschehen," beruhigte er sie und nahm ihr eiskaltes Händchen. „Ich sprang noch zur rechten Zeit heraus."

Sie versuchte zu lächeln. „Ich bin so erschrocken," aber ihre Stimme klang verschleiert, und große, schimmernde Thränen standen ihr in den Augen.

Wie diese Mädchenthränen ihn erschütterten, ihm das Herz aufwühlten, wie dieses blasse, angstverstörte Gesichtchen ihn rührte!

In der wehmütig schönen, herbstlichen Abendstimmung gingen sie dann noch durch die Wiesen, auf denen bereits die Wintersaat sproß, die schon in Dämmerungsschatten gehüllt waren, während über den Bergen noch eine warme Sonnenröte lag. Eda, die eine Kollegin getroffen hatte, folgte in eifrigem Gespräch; man hörte ab und zu ihr tiefes, trockenes Lachen.

„Also nun müssen Sie wieder zurück in Ihr Bureau, Fräulein Hedwig," sagte er ganz weich und zärtlich, „das bißchen Freiheit ist vorüber?"

Sie seufzte tief auf. Dann aber zwang sie sich zu einem heiteren Ton.

„O, ich darf nicht undankbar sein. Es war so schön in diesen paar Wochen. So viel Sonne. Unendlich lang scheinen sie mir, weil ich wirklich jeden Tag mit solchem Glück genossen habe."

Ein warmes, liebes Wort lag ihm auf der Zunge. Er hätte so gern gesagt: werden Sie auch an den Freund zurückdenken, der diese schönen Herbsttage mit Ihnen verlebte? Er wußte, daß sie ihm ein Ja erwidern würde. Er fühlte, daß der Abschiedsschmerz, der so deutlich auf ihrem blassen Gesichtchen zu lesen war, nicht bloß den Bergen galt, auch ihm, auch ihm.

Eine Sehnsucht, die er für tot und begraben gehalten hatte, war in ihm erwacht. Geliebt werden! Eine treue Seele, die ihm zu eigen wäre! Versäumtes Glück, das ihm noch einmal winkte mit holdem Glanz!

Spätsommerglück! Von leiser Melancholie umflort, wie die Schönheit der Landschaft in diesen Herbsttagen, aber doch von süßem Reiz, doch von beseligender Wonne.

Er fürchtete sich nur, allzu rasch dieser weichen Regung nachzugeben. Jahrelang hatte er sich von seiner Vernunft beherrschen lassen und sich im Entsagen geübt. Nun war sein Mund schwerfällig und zaghaft geworden für zärtliche Worte.

„Wir müssen umkehren, die Mutter wird sonst ungeduldig," sagte Hedwig ängstlich. „Die Mutter zankt."

Die Erinnerung an die übellaunige Frau ernüchterte ihn; noch mehr das gemeinsame Abendessen, bei dem wieder Frau Winkler das Wort führte.

Erst als Hedwig ihm mit einer so bewegten Stimme „Gute Nacht" wünschte, fühlte er wieder ein Zucken am Herzen, ein jugendliches Aufwallen.

In seinem Zimmer lag der Brief seiner Schwester, die ihn mit herzlichen Worten in der Heimat willkommen hieß, die ihn versicherte, daß sie und ihre Kinder voll Ungeduld seine Ankunft erwarteten. Er saß noch lange auf dem kleinen Balkon vor seinem Zimmer. Aus einem Fenster schimmerte noch Licht. Er meinte, eine schlanke Gestalt zu erkennen. Es war ihm, als flatterte ein leises, sehnsüchtiges Grüßen zu ihm herüber.

Wäre es nicht der schönste Lohn für sein freudloses, düsteres Leben in Baku, nun ein liebes, junges Geschöpf mit Behagen, mit Glück überschütten zu dürfen? Aber freilich, die Mutter müßte er mit in Kauf nehmen, die Verwandtschaft, die kleinbürgerliche Sippe!

Dann konnte er nicht in München leben. Dann gab es nur eine Rettung: irgendwo auf dem Lande wohnen, auf jeden Verkehr verzichten! Seine Brüder, sein Schwager sollten ihn nicht über die Achseln ansehen; ihn nicht bemitleiden, sich nicht besinnen, ob sie ihn mit diesem Familienanhang überhaupt aufnehmen könnten.

Jahrelang hatte ihm ein einziges Ziel vor Augen gestanden, dem er zustrebte mit eiserner Willenskraft: er mußte ein reicher Mann werden, und dann wollte er heimkehren als ein Sieger, in die Stadt, die er als ein Mißachteter, ein Ausgestoßener verlassen, dann wollte er sich eine angesehene gesellschaftliche Stellung in der Heimat erringen und in der Familie, die sich einmal so hochmütig und geringschätzend von ihm abgewandt, gefeiert und umschmeichelt werden, als der „liebe Onkel". Einen großen Wirkungskreis wollte er sich schaffen, an allen sozialen Fragen Anteil nehmen, Gutes thun, raten und helfen, sich durch reiche, vielseitige Interessen in seinen reifen Jahren entschädigen für seine einsame, in der Fremde verlebte Jugend!

Und jetzt, dicht vor dem Ziel, sollte ihm sein klar und fest vorgezeichneter Zukunftsplan zu nichte werden? Weil er sich selbst treulos geworden? Weil er sich verliebt hatte — er, mit seinen grauen Haaren, verliebt in seiner ersten müßigen Ferienwoche. Nein! Nein! Es durfte nicht sein! Er mußte hart sein gegen sich, hart gegen sein Herz, wie er es sein ganzes Leben gewesen! Hocherhobenen Hauptes, frei und unabhängig, als unumschränkter Herr seines Willens wollte er seinen Einzug halten in seine Heimatstadt.

Er brachte Hedwig einen Blumenstrauß zum Abschied; aber seine Lippen blieben stumm, und er wandte sich ab, da er den feuchten Schimmer in ihren Augen sah.

Er fühlte allzu klar, daß ihre Wege nun auseinandergingen, daß er den Zauber ihrer Nähe wohl nie wieder so empfinden würde wie in dieser Dorfstille, in diesem Herbstsonnenschein. Das Stadtleben trennte, entfremdete, durchkältete die Herzen.

Als sie dann ihr trauriges Gesicht noch einmal mit einem letzten Gruß zum Kupeefenster herausneigte, rief er doch noch: „Auf Wiedersehen in München, Fräulein Hedwig! Auf Wiedersehen!"

Dann brauste der Zug fort. Er seufzte tief.

War's nicht sein Glück, das von ihm gegangen war?

Trotz der warmen Luft und der leuchtenden Goldtöne, die noch über die Landschaft hinflossen, dachte er mit einem inneren Erschauern: „Es ist Oktober geworden. Spätherbst!"

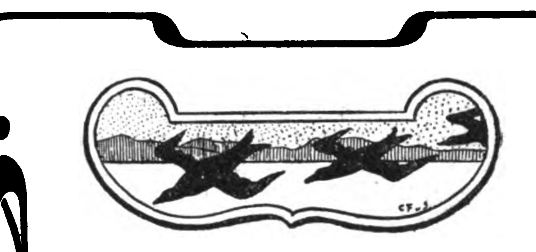
* * *

Amalie Riedenhof holte ihren Bruder von der Bahn ab, Theo begleitete sie. Es lag ihm daran, sich gleich bei dem Onkel einzuschmeicheln. Die Begrüßung war auch sehr herzlich. Mit unverhohlenem Wohlgefallen schaute Brandner in das schöne junge Gesicht mit den leuchtenden Augen und den glänzenden Zähnen zwischen den weichgeschwungenen Lippen.

„Da muß man sich wohl freuen, wenn man plötzlich einem solchen Prachtexemplar von einem Neffen gegenübersteht," sagte er, indem er dem Stattlichen, Stolzgewachsenen auf die Schulter klopfte.

Theo hatte sich den Onkel anders gedacht; vor allem viel älter und unscheinbarer. Er hatte einen etwas ungehobelten, verschüchterten Mann erwartet, der froh sein mußte, wenn der weltgewandte junge Neffe ihn ins Schlepptau nahm und ihm ein wenig Schliff beibrachte.

Fortsetzung folgt.



Was singst du?

Was singst du? frägt das Kind den Wind.
Ich? spricht er im Verfliegen,
Die Märchen, die vergessen sind,
Seit sie dich nicht mehr wiegen.

Wohin? So frägt das Kind den Wind.
Noch heute hundert Meilen.
Die blauen Berge, wo die sind,
Fern dorthin muß ich eilen.

Wind, spricht das Kind, was schenkst du mir?
Da legt im Flügeldehnen
Er an die Brust der Unschuld hier
Sein Traumgespiel — das Sehnen.

Georg von Oertzen.

Feuerschutz im Theater.

Zeitgemäße Betrachtung von Oberingenieur G. Dieterich.

Unter Theaterleuten und Baumeistern, die wie alle künstlerisch thätigen Menschen stets im Bann eines gewissen unbewußten Aberglaubens stehen, giebt es eine Redensart, nach der ein Theater alle hundert Jahre einmal abbrennen muß. Scheinbar bestätigt die Chronik der Theaterbrände diese Ansicht. Wer um seines Leibes Wohlfahrt sehr besorgt ist, müßte logischerweise jedesmal, wenn er eine Eintrittskarte kauft, vorher eine genaue Erkundigung über die Geburtsstunde des Theaters, das er mit seinem Besuch zu beehren gedenkt, einholen, damit er nur nicht gerade an dem ominösen Tag, an dem die Wahrscheinlichkeit einer Katastrophe am nächsten gerückt ist, sich einem manchmal mehr oder weniger harmlosen Kunstgenuß hingiebt. Glücklicherweise ist die Sache nicht so schlimm, wie sie aussieht. Die Erfahrungen, die man in dieser Hinsicht machen mußte, konnten nur an mindestens hundertjährigen, also alten Häusern gemacht werden, die mehr und mehr verschwinden. Außerdem ist die Wahrscheinlichkeit eines Brandfalls während einer Vorstellung, wie die Statistik unanfechtbar nachweist, sehr gering. Vergleicht man die Zeiten, in denen Brände ganz allgemein entstehen, mit der am wenigsten gefährlichen Tageszeit, also mit den Stunden, in denen weder Licht noch Heizung in nennenswertem Maß in Betrieb sind, so wird man stets finden, daß die Zeit, in der Beleuchtung in Gegenwart von Menschen gebraucht wird, also des Abends vor Mitternacht, nur die doppelte Zahl der Brandfälle aufweist wie die Tagesstunden. In unheimlicher Weise wächst aber diese Ziffer für die spätere Nachtzeit, in der bekanntermaßen die häufigsten und fast immer die schwersten Brandfälle eintreten.

Nach einer Statistik über Theaterbrände ist die Wahrscheinlichkeit, daß ein Brand zur Vernichtung des Gebäudes führt, da ja die in den meisten Fällen harmlosen kleinen Entflammungen ohne weitere Folgen nicht als Brände gezählt werden können, während der Vorstellung nur doppelt so groß wie zur Tageszeit bei unbeleuchtetem und leerem Theater, bei Einlaß des Publikums dreimal so groß und erst nach der Vorstellung, in den Stunden der frühen Nacht, siebenmal so groß wie am Tage.

Skeptiker werden auf die thatsächlichen, oftmals grauenhaften Menschenverluste hinweisen, die bei Theaterbränden mehrfach vorgekommen sind. Ohne alle und jede Ausnahme sind diese Verlustziffern aber entweder auf die in früheren Zeiten noch zu wenig beachteten Sicherheitsanlagen überhaupt oder auf völlige Außerachtlassung der elementarsten Vorsichtsmaßregeln, wie dies bei dem Ringtheaterbrand in Wien, bei dem Brand der Opéra Comique in Paris und dem Theaterbrand in Nizza der Fall war, zurückzuführen.

Die Aufgaben, die dem Architekten und Ingenieur gleichmäßig gestellt waren, als die Theaterbaukunde zu einem selbständigen Zweig der Technik wurde, waren nicht leicht und verlangten direkt Unmögliches. Es sollen Gebäude geschaffen werden, die, mit einem höchst feuergefährlichen Inhalt, eine Brandmöglichkeit ausschließen und in denen gleichzeitig ein Feuer an solche Stellen abgelenkt werden soll, an denen sich keine Menschen befinden. Ferner soll einem Feuer die Möglichkeit genommen werden, erstickenden Qualm zu entwickeln.

Die Grundzüge, nach denen jetzt ohne Ausnahme alle größeren Theater umgebaut worden sind, sofern es sich nicht um Neubauten handelte, sind in baulicher Hinsicht folgende: die Erhaltung des Gebäudes tritt in zweite Linie, ebenso die Bekämpfung eines Feuers. An erster Stelle ist zu berücksichtigen die schnelle und gefahrlose Entleerung des Baus, selbst wenn, was sich ja kaum vermeiden läßt, das Publikum schon in eine gewisse Erregung gekommen ist und Anzeichen eines sich ausbreitenden Brandes bis in den Zuschauerraum gedrungen sein sollten.

Man hat deshalb auch in vielen Fällen davon abgesehn, alle brennbaren Stoffe, wie Holz, aus dem Gebäude zu verbannen, da unverbrennlich und feuersicher nicht immer ein und dasselbe ist. So sind zum Beispiel Holztreppen bei weitem noch immer die sichersten Treppen, da Steintreppen zwar nicht brennen, wohl aber in der Hitze springen können und Eisentreppen im Feuer so heiß werden, daß sie unpassierbar sind, selbst wenn die Flammen den darüber Hinschreitenden nicht gefährden.

Voraussetzung ist allerdings hierbei, daß die Treppen und Gänge an sich leistungsfähig genug sind, um auch einem unverhältnismäßig großen Andrang zu genügen, und keine Stellen besitzen, an denen sich Menschen festklemmen können. So dürfen die Geländer keine freien Enden besitzen, da sich an diesen die Kleider der Herabstürmenden fangen könnten. Zuschauerraum und Bühnenhaus dürfen grundsätzlich keine Verbindungen besitzen, die sich nicht rasch und sicher durch eiserne Thüren schließen lassen. Der eiserne Vorhang zwischen Bühne und Zuschauerraum muß vollständig rauchsicher schließen, was meistens dadurch erreicht wird, daß zwischen seiner Außenkante und den eisernen Rinnen, in denen er gleitet, wassergefüllte Schläuche eingelegt sind, die ihn elastisch abdichten. Besonderes Augenmerk ist darauf gelegt, einer Verqualmung der Räume vorzubeugen. Zu diesem Zweck sind überall große Ventilationsöffnungen derart angeordnet, daß sie bei ausbrechendem Feuer den Flammen eine freie Entfaltung nach bestimmten Richtungen, in denen Menschen nicht gefährdet werden, gestatten und außerdem frische Luftzuführung ermöglichen, um zu vermeiden, daß durch Verbrennen des Sauerstoffs der Luft in den Räumen, wie beim Ringtheaterbrand, die Anwesenden plötzlich ersticken. Aus diesen Gründen müssen bei allen Theatern die Bühnenräume wesentlich höher sein als der Zuschauerraum, der Schnürboden darf nicht unter drei Metern über dem Dach des Zuschauerraums liegen, und beide müssen mit sehr großen Abzugsöffnungen, die senkrecht ins Freie führen, versehen sein. Bricht dann thatsächlich auf der Bühne ein Brand aus, so muß er, dem Bestreben der Feuergase folgend, zuerst durch das höherliegende Bühnendach hinaus und wird erst später, bei weiterer Entwicklung, bestrebt sein, in den Zuschauerraum überzutreten. Aber auch dann noch werden sich die Flammen zuerst der großen Deckenöffnung zuwenden und die

Plätze erst viel später ergreifen, wie sich dies auch bei dem Brand des Stuttgarter Theaters gezeigt hat. War es doch dem König von Württemberg möglich, noch nachts um zwei Uhr, also mehrere Stunden nach dem Ausbruch des Feuers, den zweiten Rang zu betreten und sich von hier aus die Verwüstungen des Feuers anzusehen. Selbstverständlich müssen alle Treppenhäuser nach oben direkte Oeffnungen ins Freie haben, um auch diese rauchfrei halten zu können.

Die Bedeutung des eisernen Vorhangs wird noch vielfach mißverstanden. Er soll keineswegs ein Feuer auf der Bühne dauernd vom Zuschauerraum abhalten, da hierzu eine dünne Eisenwand nicht genügt; er soll vielmehr dazu dienen, die auf der Bühne lodernden Flammen so lange zurückzuhalten, bis sich das Haus geleert hat. Die an den Außenseiten des Hauses vorgeschriebenen eisernen Leitern werden vielfach als Notleitern angesehen, deren sich im Fall höchster Gefahr jeder bedienen könne. Es wäre nichts verhängnisvoller als diese Annahme, wenn sie dazu führen sollte, daß jemand in der Angst des Augenblicks nach ihnen suchte und dadurch sich womöglich verirrte. Diese Leitern dienen lediglich der Feuerwehr als Zugänge, durch die sie rasch ins Innere des Hauses eindringen kann. Man soll überhaupt bei einer ausbrechenden Panik immer nur den Ausgang zu gewinnen suchen, der einem sicher bekannt ist, und sich nie verleiten lassen, einen andern, vielleicht noch vorhandenen Ausgang erst zu suchen.

Eine wichtige bühnentechnische Neuerung ist in den letzten Jahren fast bei allen Theatern zur Durchführung gekommen, der Ersatz der gefährlichen Holzkonstruktionen im Bühnenhaus durch Eisenkonstruktionen. Diesen alten Holzeinrichtungen mit ihren ungeheuren Mengen von Hanfseilen, ihren großen Angriffsflächen für auflodernde Flammen sind fast alle schweren Katastrophen zuzuschreiben. Die Flammen, die von brennenden Stoffflächen ausgehen, sind fast immer leicht zu löschen und würden von selbst erlöschen, wenn sie nicht in den großen Holzteilen eine fürchterliche Nahrung fänden. Die von brennendem Holz im Luftzug erzeugte Hitze ist überdies viel höher als die von brennenden Baumwoll- oder Leinenstoffen, so daß ihre Zündwirkung allein schon durch Strahlung eine sehr erhebliche ist. Abgesehen von den früher üblichen Hintervorhängen und Soffitten, die nach und nach neueren Einrichtungen Platz machen, treten jetzt anstelle der hölzernen Maschinerien, der Hanfseile, Latten u. s. w. eiserne Konstruktionen, Drahtseile, eiserne Latten. Es wird hierdurch vor allen Dingen dem Feuer die gefährliche Holznahrung entzogen und das Zusammenstürzen brennender Teile nach Möglichkeit vermieden.

Eine sehr wichtige und die Sicherheit des Publikums wie der Darsteller wesentlich erhöhende Einrichtung ist die in neuerer Zeit häufig durchgeführte Umkonstruktion der Unterbühne. Die seither verwendeten sogenannten Praktikables werden grundsätzlich ausgeschlossen und durch einzelne, auf eisernen Stempeln ruhende Teile des Podiums ersetzt. Diese Stempel werden hydraulisch gehoben und gesenkt, können unter Umständen schräg gestellt werden und gestatten bei Scenenwechsel einen ruhigen und sicheren Aufbau der notwendigen Einrichtungen längere Zeit vor ihrem Gebrauch, so daß auch hierdurch eine wesentliche Fehlerquelle vermieden wird. In dem bei älteren Bühnen notwendigen überhasteten Aufbau mußte häufig gegen die einfachsten Sicherheitsmaßregeln verstoßen werden.

Die Herstellung der Kulissen, Gardinen und Prospekte aus feuersicherem Material ist in den neueren Theatern auch fast überall durchgeführt. Die schon mehrere Jahrzehnte alten Versuche, die bestehenden Stücke durch Tränken mit Flüssigkeiten feuersicher zu machen, haben zu wenig brauchbaren Ergebnissen geführt. Die Imprägnierung hält gewöhnlich nicht lange vor und kann selten derartig ausgeführt werden, daß eine absolute Feuersicherheit erreicht wird. Man bevorzugt dafür natürlich-unverbrennbare Stoffe, Asbestgewebe oder mit Asbest gemischte Leinen und Baumwolle, teilweise auch Drahtgewebe.

Alle Theaterbrände früherer Zeit sind auf Berührung brennbarer Gegenstände mit offenen Flammen zurückzuführen. Diese kamen im Zuschauerraum so gut vor wie auf der Bühne, so lange man sich ihrer zur Beleuchtung bedienen mußte. Seitdem diese Art der Beleuchtung grundsätzlich verboten und nur elektrisches Licht in größeren Theatern zulässig ist, erscheint die Möglichkeit der Entstehung eines Feuers außerhalb der Bühne und der Arbeitsräume fast ausgeschlossen. Gegner der elektrischen Beleuchtung werden nun immer das schöne Wort „Kurzschluß" in die Wagschale werfen, der ja auch das Stuttgarter Hoftheater wieder auf dem Gewissen haben soll. In welch leichtsinniger Weise mit diesem Wort umgegangen wird, zeigt aber gerade dieser Brand. Einige Tagesblätter folgerten, daß, da nach Ausbruch des Feuers die elektrische Beleuchtung versagt habe, der Brand infolge Kurzschlusses eingetreten sein müsse. Genau betrachtet, ergiebt sich aber hieraus, daß ein Kurzschluß als Ursache durchaus unmöglich war. In einem Theater dürfen nämlich niemals sämtliche Lampen nur an einer Leitung hängen. Die in den einzelnen Räumen befindlichen Beleuchtungskörper müssen derartig von zwei gesonderten Hauptleitungen abhängig sein, daß immer ein Teil der Lampen noch funktionieren muß, selbst wenn eine Leitung vollständig zerstört ist. Der Ausgangspunkt dieser Leitungen ist aber entweder das Maschinenhaus, in dem das Feuer in diesem Fall nicht ausgebrochen ist und das im übrigen auch stets ein vom Theater getrennter Raum sein muß, oder das Kabel des städtischen Netzes. Hätte ein Kurzschluß diesen Ausgangspunkt, etwa die Hauptmaschinenleitung oder das Hauptkabel zerstört, so würde dieser Kurzschluß immer außerhalb des Gebäudes haben stattfinden müssen. Ich kann ruhig behaupten, daß einer dieser berüchtigten Kurzschlüsse bis jetzt überhaupt noch kein Theater in Brand gesetzt hat. Ueberall da, wo dies von den meisten gar nicht verstandene Wort das Karnickel gewesen sein soll, stellten sich bei näherem Zusehen noch eine ganze Reihe anderer Möglichkeiten heraus.

Kann man von den angeführten baulichen und maschinellen Einrichtungen der modernen Theater ruhig behaupten, daß sie nach dem heutigen Stand der technischen Wissenschaften auch den strengsten Forderungen genügen, so läßt sich dies nicht minder von den eigentlichen Rettungseinrichtungen sagen. Man hat jetzt fast überall von selbstthätigen Apparaten abgesehen, da diese im entscheidenden Augenblick ja doch versagen; dafür hat man das berufsmäßige Aufsichtspersonal, die Feuerwache, vermehrt. Die Feuermeldeeinrichtungen innerhalb der Gebäude sind fast stets mit doppelten Leitungen ausgeführt und so angelegt, daß bei Versagen der einen die andere eine sichere Uebermittlung des Feuersignals an alle Wachleute gewährleistet.

Die Löscheinrichtungen im Zuschauerhaus sind zum größten Teil Hydranten, die mit fertig angeschlagenem Schlauch zu jeder Sekunde wasserbereit sind.

Die Anordnung der Hydranten ist stets eine solche, daß jeder einzelne Platz des ganzen Gebäudes immer von mindestens zwei Hydranten Wasser erhalten kann, und daß sie den Löschmannschaften unter allen Umständen eine Rückzugslinie offenhalten können. Es gilt bei der Verteilung der Schlauchanschlüsse als Regel, daß die Schläuche selbst niemals durch ihre Lage das Publikum am möglichst raschen Verlassen der Räume hindern dürfen, daß sie in erster Linie dazu dienen sollen, den Menschenmassen den Rückzug zu ermöglichen und erst in zweiter Linie dem Schutz des Gebäudes selbst gelten sollen. Ebenso ist es mit den Schutzvorrichtungen der Bühne. Diese bestehen meistens aus mehreren Systemen von sogenannten Regenrohren, kupfernen, etwa acht Zentimeter weiten Rohren, die auf der Unterseite mit kleinen Löchern versehen sind und den ganzen Bühnenraum überdecken. Zur Unterstützung der Wirkung des eisernen Vorhangs sind ferner die Regenrohre meist so angelegt, daß sie den Vorhang nach Möglichkeit kühl halten.

Die Anbringung ähnlicher Einrichtungen im Zuschauerraum wäre nicht allein zwecklos, sondern sogar sehr gefährlich, man denke sich nur die Verwirrung, die entstehen müßte, wenn zu dem Feueralarm im Haus noch eine förmliche Sintflut niederströmen würde.

Ferner sind an allen geeigneten Stellen sogen. Löschbomben aufgehängt, dünnwandige Glasflaschen mit einer feuerdämpfende Gase entwickelnden Flüssigkeit, die nach kleinen Brandstellen geworfen werden. Schließlich sind bei Ballettaufführungen, Massenbildern auf der Bühne stets feuchte Decken in Bereitschaft, um brennende Menschen rasch einhüllen zu können und so Flammen zu ersticken; dem gleichen Zweck dienen Sandkästen mit feuchtem Sand, tragbare Handspritzen, kurzum, alle jene kleinen Hilfsmittel, denen mancher schöne Bühnenbau es zu verdanken hat, daß er heute noch steht.

Vielleicht tragen diese Zeilen dazu bei, ängstlichen Gemütern Beruhigung zu gewähren und jedem Theaterbesucher die Ueberzeugung beizubringen, daß er auch nach Ausbruch eines Alarms verhältnismäßig geringer Gefahr ausgesetzt ist, wenn er sich durch Kopflosigkeit oder Egoismus nicht selbst in Gefahr bringt.

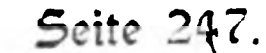


Rund um den Reichstag

Von Paul Roland.

Hierzu 9 Momentaufnahmen für die „Woche" von Benninghoven.

Das Reichstagsgebäude liegt an der Peripherie Berlins, kaum berührt vom Wogenschlag des großstädtischen Verkehrs, und wenn man den beweglichen Klagen eines der Reichsboten Glauben schenken darf, ist der stolze Bau durch ein sinnreiches System von Sackgassen nach der Tiergartenseite hin und durch grundlose Wege, militärisch zu reden, ziemlich sturmfrei gemacht. Ob damit auch die Höhe der Frequenzziffer zum Teil wenigstens zusammenhängt, erfordert eine besondere Untersuchung, die ich hier nicht anstellen kann; ausgeschlossen ist es nicht, daß sich eine Anzahl der im Westen der Hauptstadt wohnenden Abgeordneten in schönen Frühlingstagen auf dem Marsch nach dem verwunschenen Schloß verirrt und in den schattigen Gängen des großen Naturparks den Nachtigallenschlag mit einer Rede Stadthagens verwechselt, eine Sinnestäuschung, die man zerstreuten und überlasteten Politikern nicht zu hoch anrechnen darf. Glücklicherweise wohnen nicht alle Volksvertreter in Berlin W, und ein aufmerksamer Beobachter vermag leicht zu unterscheiden, ob er einen harmlosen Spaziergänger vor sich hat oder einen Mann, den ernste Geschäfte in den Reichstag führen. Schwieriger schon ist die Unterscheidung der Besucher nach der Funktion, die sie auszuüben haben. Dazu gehört ein Kenner. Ein Mitglied des Bundesrats, abgesehen von den Offizieren, sieht, äußerlich betrachtet, nicht anders aus als ein Erwählter des Volks, da der Diätenmangel keine sichtbaren Spuren hinterläßt, und der Schlapphut, der den Staatsminister Graf Posadowsky bedeckt, könnte am Ende auch dem Genossen Bebel „zur Pracht und Zierde gereichen", wie es im alten Preußischen Landrecht von gewissen Bekleidungsstücken hieß. Die wenigsten Passanten ahnen, daß der schlicht gekleidete Herr, der gedankenvoll die Königgrätzerstraße entlang geht, der Sprechminister im hohen Haus ist, der, dem ungemein umfangreichen Ressort des Reichsamts des Innern entsprechend, bei allen möglichen Gelegenheiten den Standpunkt der verbündeten Regierungen vertritt, mit einer Gewandtheit, die auch von seinen Gegnern willig anerkannt wird. Er geht, wie gesagt, zu Fuß, wie fast alle Bundesratsbevollmächtigten. Wagen fahren vor dem Reichstag nicht allzuhäufig vor, nur der Reichskanzler pflegt seiner Equipage vor dem Mittelportal in der Sommerstraße zu entsteigen; die übrigen Herren, die am Tisch des Bundesrats oder unten im Saal Platz nehmen, betreten den Ort ihrer Thätigkeit durch die Thür an der Südseite, und vor dem prunkvollen Aufgang am Königsplatz können sich die Fremden ungestört Architekturstudien hingeben. Ein kleines Unterscheidungszeichen zwischen Bundesratsmitgliedern und Abgeordneten besteht freilich. Ganz zuverlässig ist es indessen auch nicht. Das ist die Aktenmappe. In der Regel ist sie das Attribut des Volksvertreters. Daß sich Herr von Goßler, der preußische Kriegsminister, damit nicht beschwert, ist natürlich. Ein Offizier mit Mappe, der dort Eintritt heischt, gehört sicherlich der Kriegsakademie an, die in der Nähe liegt, und ihr Träger nimmt die Gelegenheit wahr, einmal auf der Tribüne einer Sitzung beizuwohnen. Die Akten der verschiedenen Reichsämter werden in Droschken zur Stelle geschafft, und ganze Berge von Ledertaschen werden im Flur aufgestapelt, um ihrer Bestimmung zugeführt zu werden. Darum rückt auch der preußische Handelsminister Möller ohne Gepäck an, ebenso wie seine





Preussischer Handelsminister Möller.



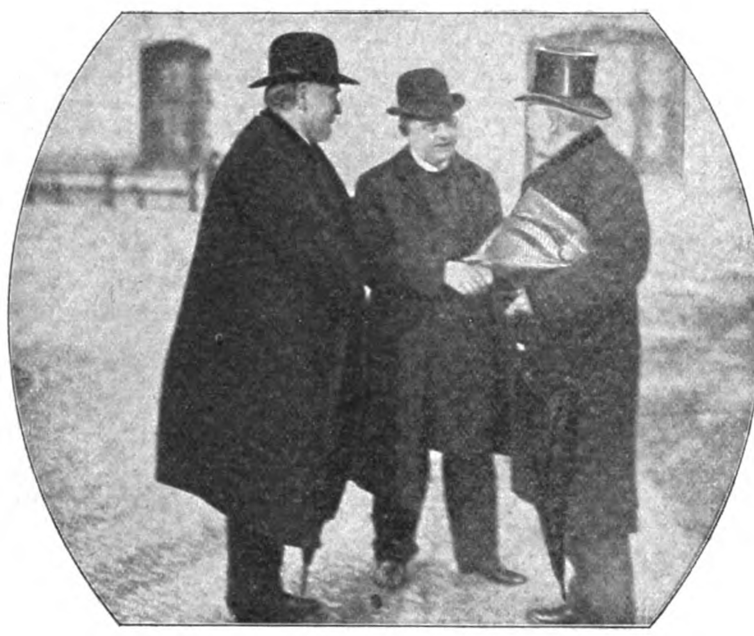
Staatssekretär Graf von Posadowsky.

Kollegen im Bundesrat, der bayrische Gesandte Graf Lerchenfeld-Köfering, der in Begleitung des Präses der Generalordenskommission, des Prinzen Ed. zu Salm-Horstmar, einherschreitet, und der Staatssekretär des Auswärtigen Amts Herr v. Richthofen, dem sich Ministerialdirektor v. Koerner zugesellt hat. Die Bilder haben den Vorzug, den man nicht allen photographischen Aufnahmen nachrühmen kann: sie sind naturgetreu. Keiner der Herren ist gebeten worden, einen Augenblick stillzuhalten und ein freundliches Gesicht zu machen. Sie sind dem „Fernhintreffer", dem Lichtgott, zum Opfer gefallen. Der Tribünenbesucher, der sie nur aus der Vogelperspektive gesehen hat, muß danach den Eindruck ihrer Erscheinung korrigieren, denn von der Höhe dieses Beobachtungspunktes aus erblickt er die Untenbefindlichen stets in einer gewissen Verkürzung, die sie „unähnlich" macht. Excellenz Möller ist in gewissem Sinn durch ein geflügeltes Wort von hoher Stelle populär geworden, und wenn ihm auch die Nachwelt das Beiwort „der Große" vorenthalten sollte, als „der Lange", der Handelsminister der neuen Zollära, wird er weiterleben im Gedächtnis des hohen Hauses. Keinesfalls gehört er zu denen, die auf der Straße übersehen werden, und trotz seiner natürlichen Liebenswürdigkeit



Staatssekretär Freiherr von Richthofen mit Ministerialdirektor von Koerner.

kann er die Nachrede nicht vermeiden, daß er zu den meisten Menschen von oben herab spricht. Auch **Graf Lerchenfeld**, eine elegante, schlanke Erscheinung, dem bayrischen Uradel zugehörig, hat eine Gardefigur und verleugnet in seinem Aeußeren den Diplomaten nicht. Er wird häufig auf dem Weg zum Reichstag bemerkt, im Gegensatz zu manchen Abgeordneten, die ihren Weg vom Reichstag klug zu verbergen wissen. Das weitschichtige Gebäude besitzt sechs Eingänge oder, sinngemäßer gesagt, Fluchtröhren, und man kann sich, während auf der Südseite der Wähler aus der Provinz sich auf die Lauer legt, um eine Eintrittskarte von seinem Wahlkreisvertreter zu erbitten, ruhig an der Nordseite entfernen. Ich will indessen nicht behaupten, daß hier die Herren Dr. **Müller-Sagan** und Dr. **Crüger** als Strategen des Rückzugs vorgeführt werden sollen, hinter denen einige Zentrumsleute auftauchen. Sie gehen mit diesen nur auf der Straße einträchtig zusammen, drinnen trennen sich ihre Bahnen: die einen widmen ihre freisinnige Arbeitskraft dem voraussetzungslosen Studium des Zolltarifs und finden ihn so ungenießbar, wie das Essen in dem mit dem Distelmotiv ausgemalten Speisesaal, die andern gehen von Voraussetzungen aus, die sie zu entgegenstehenden Anschauungen hinleiten, denn sie sind Schutzzöllner, wie Herr **Dasbach**, der streitbare Freund des streitbaren Herrn Roeren. Er konferiert kurz vor dem Beginn der Sitzung draußen mit einigen Herren. Worüber? Ueber eine Zeitungsgründung oder einen Zeitungsartikel, über das neue Weingesetz oder über einen Kriegerverein, über eine geistliche Angelegenheit oder über ein Wahlgeschäft? Wer kann es wissen! Als Kaplan, Buchdrucker, Verleger und Vorsitzender des Trierschen Bauern-



Zentrumsabgeordneter Dasbach (in der Mitte).



Kriegsminister von Gossler.

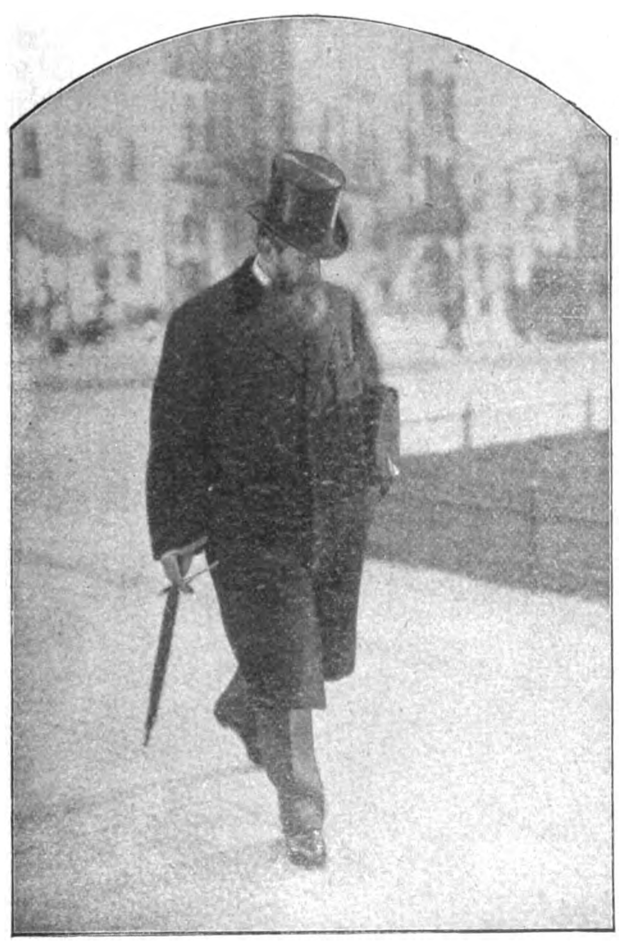


Graf Lerchenfeld und Prinz zu Salm-Horstmar.

und des Trierschen Winzervereins entfaltet der Vielgewandte und Vielbekämpfte eine ruhelose Thätigkeit. Er ist der Typus des katholischen Geistlichen, äußerlich betrachtet. Gleich ihm strebt sein Antipode, der Nationalliberale Graf Oriola, seinem Sitz zu; er gehört dem agrarischen Flügel seiner Partei an; wer jedoch nach ihm die Spezies Agrarier bestimmen wollte, käme zu einem Fehlschluß. Der ganze Zuschnitt dieses oberhessischen Gutsbesitzers mit dem unverkennbar aristokratischen Zug erinnert viel mehr an einen Regierungsbeamten oder Diplomaten als an eine der ostelbischen Figuren, die nach der Meinung des Abgeordneten v. Massow ihre Widerstandsfähigkeit gegen die Unbilden des Klimas durch einen steifen Grog erhöhen müssen. Schließlich ist heute noch die Gestalt eines Reichsboten auf die Platte geraten, der nach dem Gebot Salomos die Weisheit sucht wie Silber: es ist Herr Dr. Otto Arendt, das Mitglied der Reichspartei, der eifrige Vorkämpfer der Doppelwährung, der Spezialist für Lotteriewesen. Das Regenwetter hat ihn an der Erfüllung seiner Pflicht nicht verhindert, und vielleicht treibt ihn der Wunsch, heute mit seinem alten Widersacher, dem Reichsbankpräsidenten Dr. Koch, einen Gang zu wagen. Wenn er unterwegs nicht noch im letzten Augenblick von einem Insassen des Mansfelder Kreises vor dem Portal aufgehalten wird, kann er mit seiner Kopfbedeckung noch rechtzeitig die spärliche Hütesammlung in der geräumigen Garderobe vermehren, um dann bei seinem Eintritt zu hören, wie der Präsident Graf Ballestrem, die wenigen Getreuen musternd, sagt: „Die Sitzung ist eröffnet. Das Protokoll der vorigen Sitzung liegt auf dem Bureau zur Einsicht aus.“



Die Abgeordneten Crüger und Müller-Sagan (freis. Volkspartei).



Graf Oriola (Nationalliberal).



Dr. Otto Arendt (Reichspartei).

Moderne Majolika.

Hierzu 4 photographische Aufnahmen.

Die naturalistisch bemalten Thonbüsten der italienischen Hochrenaissance berührten unser ästhetisches Empfinden fremdartig und der Kunst der della Robbia brachte man nur darum größeres Verständnis entgegen, weil sie sich mit ihrer beschränkten Farbenskala von der Naturnachahmung fernzuhalten und ihren dekorativen Charakter zu wahren wußte. Ihre Wertschätzung wuchs erst, als man in ihnen die geeigneten Vertreter einer naiven nationalen Kunstströmung entdeckte, die allmählich unter dem überwältigenden Einfluß der Antike verflachte und ihre gesunde Eigenart einbüßte.

Vasari, der Chronist der italienischen Künstler, weiß zu erzählen, Luca della Robbia sei, mit der Herstellung der Marmorbasreliefs für den Orgelchor im Dom zu Florenz beschäftigt, um das Material zu verbilligen und sich die Arbeit zu erleichtern, auf den Gedanken gekommen, das Thonmodell zu bemalen und durch eine Zinnglasur gegen die Witterung zu schützen. Auf Grund dieser Anekdote hat man den Künstler lange Zeit für den Erfinder der eigentlichen Majolikatechnik gehalten und ihm und seiner Familie fast die ganze Masse der farbigen Thonreliefs zugeschrieben, mit denen sich im 15. und 16. Jahrhundert die Kirchen und öffentlichen Gebäude Oberitaliens, besonders Toskanas, bedeckten. Die dokumentarisch festgestellte Thatsache, daß schon im 13. und 14. Jahrhundert die aus Asien importierte und durch die Mauren verbesserte und verbreitete Majolikatechnik überall geübt wurde, kann den Ruhm der Künstlerfamilie della Robbia nicht schmälern, die gebrannte, bemalte und glasierte Thonmasse künstlerisch belebt und ihr neben dem Marmor und der Bronze einen angemessenen, wenn nicht ebenbürtigen Platz gesichert zu haben.



1. Weiblicher Bildniskopf in Majolika.

In Deutschland muß die Majolikatechnik schon früh geübt worden sein, wie das Grabdenkmal Herzog Heinrichs IV. von Schlesien in der Kreuzkirche in Breslau beweist, das dem 14. Jahrhundert angehört. Der Nürnberger Augustin Hirsvogel (1488—1553) gab der Majolikatechnik eine kunstgewerbliche Richtung. Die Ofenkacheln bedecken sich mit Figuren und Wappenreliefs, die Krüge mit biblischen und legendarischen Gruppen. Die Gefäßfabrikation nimmt im 17. und 18. Jahrhundert in Süd- und Mitteldeutschland einen gewaltigen Aufschwung, dehnt sich auf den Nordwesten bis nach Friesland hin aus und verläuft dann in der fabrikmäßigen Herstellung von gewöhnlichem Hausrat und Fliesen für Fußboden- und Wandbekleidung.

Auch hier, wie auf so vielen andern kunstgewerblichen Gebieten, gehen neue dekorative An-



2. Frauenkopf mit Lilienblüten in Majolika.



3. Engelsgestalt in Majolika.

regungen vom Dilettantismus aus, der die dankbare Majolikatechnik für gelegentlichen Zimmerschmuck in Gestalt von Wandtellern, Vasen und Einlegeplatten verwendet. Ganz in der Stille bereitet sich eine Neubelebung dieses Zweiges des Kunsthandwerks vor. Der Berliner Maler Fritz Gehrke beschäftigt sich mit der Bemalung des gebrannten Thongrundes mit Metallfarben. Er findet in dem Meister des Stettiner Brunnens, Professor Manzel, einen bildnerischen Mitarbeiter und durch einen glücklichen Zufall einen verständnisvollen Mäcen — in der Person des Deutschen Kaisers. Auf dem Gut Kadinen in Ostpreußen werden reiche Thonlager entdeckt. Der Verwalter stellt den Künstlern Proben für ihre Versuche zur Verfügung, und nun beginnt unter lebhafter Anteilnahme des Kaisers ein eifriges Experimentieren. Professor Manzel modelliert, Fritz Gehrke stellt neue Farben- und Glasurmischungen her, und aus den zur Verfügung gestellten Oefen der Porzellanmanufaktur gehen nach manchem Fehlbrand immer vollkommenere Resultate der gemeinsamen Versuche hervor. Es ist den Künstlern gelungen, alle Errungenschaften der modernen Technik in den Dienst ihres Schaffens zu stellen. Ein Sodazusatz zu der Thonmischung verhindert das Reißen beim Trocknen des Modells, die Blei- und Borsäureglasur erreicht eine Härte, die fast der des Porzellans gleichkommt, die dürftige Farbenskala der della Robbia wird durch eine Reihe von zarten Mitteltönen erweitert, die dünnflüssig aufgetragen, keinen Pinselstrich erkennen lassen. Der Verglühbrand bei einer Temperatur von 600 Grad reduziert das Schwinden der Masse auf 10 Prozent, und der Gutbrand bei 1400 Grad liefert den beiden Künstlern immer vollkommenere Resultate.

Das Wesentliche für die Entwicklung der figürlichen Majolikatechnik ist der moderne künstlerische Geist, der die gemeinschaftlichen Arbeiten Manzels und Gehrkes erfüllt. Manzels Reliefstil wirkt im Gegensatz zu der Art der della Robbia stets malerisch. Er hält sich in der Fläche und wirkt bildmäßig, weil er stets die Hilfe der Farbengebung voraussetzt. Die Bemalung durch Fritz Gehrke ist sehr sorgfältig. Alle unreinen und schweren Nuancen sind vermieden.

Der in Hochrelief gehaltene weibliche Bildniskopf mit feinem Profil (Abb. 1) bezeugt, mit welcher Meisterschaft Professor Manzel die Flachbildnerei beherrscht.

In ganz zarten Tönen ist die schlanke Engelsgestalt mit lichtblauen Flügeln und hellgrünem Gewand gehalten, von der nur der obere Teil ausgestellt ist (Abb. 3). Dazu kommt eine Reihe anmutiger Frauenköpfe (Abb. 2 und 4), neben denen Lilien und Päonien aufsprießen.

Dr. Georg Malkowsky.



4. Frauenkopf mit Päonien in Majolika.

Neue Ballmoden.

Hierzu 5 photographische Aufnahmen.

Auf den ersten Blick will es fast scheinen, als wären die so lange und sehnsüchtig erwarteten Neuheiten wieder einmal nicht erschienen, denn nirgends fällt uns die „neuste Linie“ auf, die der „neuen“ den Garaus machen und etwas noch nicht Dagewesenes bringen sollte. Die Kleiderröcke sind nach wie vor oben so eng wie ein gutsitzender Handschuh und werden für die Trägerin immer unbequemer. Im Gegensatz hierzu nimmt die untere Weite mehr und mehr zu, Gesellschaftskleider mit zehn bis fünfzehn Meter Saumspannung rechnen keineswegs zu den Seltenheiten. Die Schultern läßt man so frei wie möglich, dafür trägt man sehr bauschige Puffen an den Ellbogen und volle Garnituren am Aermelschluß, ganz gleich, ob er dicht am Handgelenk oder höher liegt. Lange Aermel zu dekolletierten Taillen verändern das bekannte Bild auch kaum merklich —



2. Ballkleid in Prinzessform.
Phot. A. Gerschel, Paris.



1. Balltoilette aus graugelber Seide mit venetianischer Reliefspitze.
Phot. A. Gerschel, Paris.

was bleibt also als wirklich neu übrig? Die Stoffe. Die Farben der Stoffe. Die Namen: chinesischer Krepp, Musselinchiffon, Tüll, Sillongaze sagen gar nichts. Der chinesische Krepp vom Jahr 1902 ist gar nicht gekreppt, im Gegenteil so glatt, daß er an flüssiges Silber erinnert. Moderner Tüll zeigt allerdings auch die achteckigen, offenen Zellchen, die wir den Bienen abgeguckt haben, ist aber jetzt so großlöcherig, daß ein starker Bleistift bequem durch die Maschen geht. Fallen drei, vier, ja auch fünf Lagen solcher Gespinste übereinander, jede in einer andern Farbe oder wenigstens Farbenschattierung, so entsteht durch das fortwährende Verschieben ein Schillern und Schimmern wie von Schmetterlingsflügeln.

Aber auch die Farbe kennzeichnet den Meister. Da wird z. B. ein dunkles Blaulila, ein Malvenrot, ein helles Lachsfarben und ein Elfenbeinweiß zu einem eigentümlichen Rosa vereint, das etwas an sich hat vom Alpenglühen. Auch Weiß in allen möglichen Schattierungen wird augenblicklich sehr gern getragen.



3. **Balltoilette aus mattrosa Musselin mit Spitzen und Pelzumrandung.**

Phot. Dalla, Paris.



4. Schwarzes Ballkleid mit farbigen und Silberflittern.



5. Balltoilette aus weissen und schwarzen Spitzen.



Photographische Aufnahmen von Otto Becker & Maaß, Berlin.

Abb. 1 zeigt eine Toilette aus „ungebleichter" Seide — blanche coutil heißt eigentlich das Graugelb des ganz groben Zwillichs — mit einer Verzierung von naturfarbener venetianischer Reliefspitze. Sowohl unter den aufsteigenden Ranken des Rocks und der Taille, wie auch unter der breiten Abschlußborte leuchtet glänzender, maisgelber Taffetas hervor. Den Ausschnitt der Taille umschlingt eine Draperie von weißem Tüll.

Venetianische Flachspitze bedeckt die Prinzeßtoilette in Abb. 2 und hebt sich mit ihrem schwarzen Silbergrund ganz besonders fein von dem weichen, glatten Seidenkrepp ab. Zu der Ausschmückung der Taille vereint sich schwarzer und weißer Tüll, teils glatt gespannt, teils in kurzen Puffen.

Anmutig und dabei doch vornehm im großen Stil wirkt Abb. 3. Mattrosa Musselinchiffon bildet den Grundstoff. Die einzelnen Flächen des Rocks sind bis zum Knie in schmale Säumchen abgenäht, jedes Teil in anderer Richtung. Ein angesetzter Formvolant mit breiteren Ringelsäumen endet in einer Bordüre aus gelblicher Reticellaspitze, die von zwei Streifen Zibeline umrandet wird, eine Garnitur, die sich dann noch einmal in zunehmender Ausdehnung wiederholt. An der halb ausgeschnittenen Blusentaille mit den breiten, pelzverbrämten Spitzenaufschlägen, dem Bandeau aus weißem Flor von gelblichen Sammetagraffen mit bunten Steinen ist der Aermel fast überreich ausgestattet.

Schwarzer Taffetas als Unterkleid, darüber schwarzer Tüll, mit Blumen und Blättern in farbigen und Silberflittern über und über durchzogen, an der Taille ein Devant von Flittern, Straß, Goldverschnürungen und mattleuchtenden Perlen — so sieht Abb. 4 aus.

Von einem eukalyptusgrünen Unterkleid durchschimmernd, prägen sich die Arabesken der schwarzen und weißen Valenciennespitze der Toilette Abb. 5 in zarten Linien aus. Eigenartig erscheint die Ausschmückung der Taille: Maiglöckchen mit hellgrünem Blattwerk in erhabener Aufnäharbeit und Flachstickerei, wie verwebt mit dem feinfädigen Tüllgrund.

C. Dockhorn.

Tragöde Adams.

Amerikanische Skizze von Henry F. Urban (Neuyork).

Morris Abramson, der dicke Theaterdirektor, saß in seiner engen, schäbigen, verstaubten Kanzlei vor dem schmutzigen Schreibpult und zählte schmierige Dollarnoten, als es klopfte. „Herein!" rief Abramson. Niemand öffnete die Thür. „Herein!" brüllte er. Jetzt öffnete sich die Thür zur Kanzlei des Gewaltigen. Es erschien ein junger, dürrer Mann mit einem riesigen Stehkragen und mit schwarzen Locken um ein langes, melancholisches Gesicht herum. Das Gesicht war sehr blaß. Es hatte eine spitze Nase mit merkwürdig weiten Nasenlöchern, und die Augenbrauen über den kleinen schwarzen Augen standen auffallend hoch. Das gab dem dürren jungen Mann einen Ausdruck, als ob er unausgesetzt etwas Uebles röche, ohne zu wissen, wo es herkam.

„Sie wünschen?" meinte der Gewaltige und zählte emsig seine Dollarnoten weiter.

„Mein Name ist Fred Weber. Für die Bühne nenne ich mich aber Horatio Adams. Ich bin nämlich Tragöde. Hier ist ein Brief für Sie von Herrn Charles Baxter, den Sie ja wohl kennen."

Der Gewaltige nahm den Brief und deutete auf einen schäbigen Holzstuhl. Fred Weber setzte sich und fiel mit dem Stuhl auf den Boden, denn der Stuhl hatte nur drei Beine.

„O, entschuldigen Sie!" sagte der Gewaltige freundlich. „Ich dachte, es wäre der Stuhl mit den vier Beinen. Nehmen Sie den da drüben, der hat vier Beine." Dann las er weiter.

Fred Weber sagte: „O bitte — es macht nichts!" klopfte sich die Kleidung ab und nahm den Stuhl mit den vier Beinen.

„Hm!" meinte der Gewaltige. „Sie wollen also zum Theater, und ich soll Ihnen eine Stellung in einer meiner Gesellschaften geben?"

„Es wäre sehr liebenswürdig von Ihnen, wenn Sie einen Anfänger — von dem man sagt —"

„Ja, so leicht geht das nicht. Was können Sie denn?"

„Ich war auf der dramatischen Akademie, die ich mit größtem Erfolg absolvierte. Hier ist das Zeugnis."

„Schon gut, schon gut. Brauche ich nicht. Praxis ist die Hauptsache, junger Mann — Praxis!"

„Ich weiß. Ich hörte, daß Sie eine Gesellschaft mit Hamlet in die Provinz schicken wollen. Da nun Hamlet meine beste Rolle ist und meine Lieblingsrolle —"

Der Gewaltige lachte laut auf.

„Wo denken Sie hin? Sie müssen von unten anfangen. Kommen Sie morgen wieder, und ich will sehen, ob ich einen Platz für Sie habe. Guten Morgen!" Er reichte ihm das fette Händchen und ergriff mit der Rechten ein neues Bündel Dollarnoten. Der Tragöde erhob sich, bedankte sich für die freundliche Aufnahme und ging. Er begab sich sofort zu seiner Braut, der kleinen blonden Gertrude mit den veilchenblauen Augen, die bei ihrer halbtauben Großmutter auf der Ostseite von Neuyork wohnte, nahe dem Eastriver, wo die armen Leute hausen. Sie wohnte im vierten Stock in einer bescheidenen Wohnung, die nur eine Küche, ein kleines Schlafzimmer und ein Wohnzimmer mit dunkelroter Tapete umfaßte.

„Gertrude," sagte er und umarmte das liebe Geschöpfchen, „denke dir, ich werde wahrscheinlich eine Stellung bei Herrn Morris Abramson bekommen."

„Was sagt er?" fragte Großmutter, die Hand an das Ohr legend, das sich auf Freds Seite befand.

„Er wird eine Stellung bei Herrn Morris Abramson bekommen!" zirpte Gertrude mit erhobener Stimme der Großmutter ins Ohr. Die Großmutter verstand sie nicht.

„Ich werde eine Stellung bei Herrn Morris A—bram—son bekommen, dem großen Theaterdirektorrrr!" brüllte ihr Fred ins Ohr. Die Großmutter lächelte.

„Das wäre ja schön!" meinte sie. „Als Hamlet?"

„Nein — etwas anderes. Ich weiß noch nicht. Ich muß morgen wieder hin!"

Am nächsten Vormittag kam er wieder zu Gertrude, ganz niedergeschlagen.

„Du hast die Stellung nicht bekommen?" fragte Gertrude.

„O ja — aber es ist nicht das, was ich hoffte. Ich werde nicht in einem ernsten Stück beschäftigt, sondern in einer neuen Posse ‚Der Schwerenöter Smith'. Ich spiele die Rolle eines Hotelkellners, der den ganzen Abend kein Wort spricht und im zweiten Akt von dem wütenden Smith die Treppe hinuntergeworfen wird, und zwar mit einem Tritt. Es ist schändlich, geradezu schändlich!" Er nahm einen Stuhl, den er zunächst auf seine Wackeligkeit hin untersuchte, und setzte sich. Seit seiner trüben Erfahrung in der Kanzlei hatte er ein Mißtrauen gegen Stühle. Er sah noch melancholischer aus als sonst. Er schien noch mehr als sonst etwas Uebles zu riechen, das er nicht finden konnte. Großmutter bekam die Geschichte ins Ohr geschrien.

„Aber warum wirst du die Treppe hinabgeworfen?" fragte Großmutter.

„In dem Zimmer, in das ich eindringe," schrie Fred, „ist Herr Smith, der Schwerenöter, mit einer reizenden jungen Dame. Herr Smith ist verheiratet, ver—hei—ratet, aber nicht mit dieser jungen Dame."

„Entsetzlich, ganz entsetzlich! So was kam zu meiner Zeit nicht vor. Oder wenn es vorkam, dann wurde der andere dafür die Treppe hinuntergeworfen. Und wie viel bekommst du dafür?"

„Zehn Dollars die Woche!" brüllte Fred.

„Zehn Dollars?" sagte Großmutter lächelnd. „Nun, dafür —"

„Zehn Dollars!“ rief Gertrude erstaunt. „Das ist wenig!“

„Gewöhnlich, wenn man 'rausgeworfen wird, kriegt man gar nichts!“ opponierte Großmutter freundlich. „Und dann, mein lieber Fred, ist das noch besser, als wenn du als Hamlet fortwährend totgestochen wirst.“

„Aber was werden meine Freunde sagen, wenn sie mich in dieser demütigenden Rolle sehen, mich, von dem sie als Hamlet so viel erwarteten? Alle meinten, ich wäre der ideale Hamlet! Welche Enttäuschung!“

„Ja, es ist schlimm!“ sagte Gertrude seufzend. „Ich hatte mich so darauf gefreut, dich bewundern zu können. Ich hörte schon den dröhnenden Beifall, den man dir nach dem ‚Sein oder Nichtsein‘ spendete. Ich sah dich schon die riesigen Rosensträuße und Lorbeerkränze entgegennehmen.“

„Von denen wir die meisten selbst bezahlen!“ schaltete Fred ein.

„Und ich war so stolz auf dich, wie ich so in der Loge saß in meiner dunkelroten Seidentaille, die du so liebst. Und ich sah mich glückstrahlend um, als müßte mir jedermann ansehen, daß ich deine Verlobte bin. Und ich warf dir ein kleines, billiges Veilchensträußchen auf die Bühne, und du hobst es auf und küßtest es und verbeugtest dich vor mir, und alle Leute sahen auf mich und sagten: es muß seine Braut sein! Die Glückliche! Und nun wirst du die Treppe 'runtergeworfen und bekommst einen Tritt! O Gott!“ Die Thränen kamen ihr in die Augen. Fred seufzte und wühlte verzweifelt in den dunklen Locken.

„Wenn es nicht wegen der zehn Dollars wäre und um überhaupt einmal anzufangen, würfe ich die gemeine Rolle Herrn Morri Abramson an den Kopf!“ rief er wütend. „So ist's wohl besser, ich behalte sie.“

Und er behielt sie. Jeden Tag ging er zur Probe, bis der Abend der ersten Aufführung kam. Fred Weber war am Nachmittag bei Gertrude gewesen und hatte ihr ein Logenbillet gebracht. Er war nicht im geringsten aufgeregt — merkwürdigerweise.

„Bist du gar nicht aufgeregt?“ fragte Gertrude. „Ich bin so aufgeregt.“

„Warum sollte ich?“ versetzte Fred ruhig. „Die Rolle ist zu albern, zu dumm, um eine Aufregung zu rechtfertigen.“

„Du hast recht! Ich wäre auch nicht aufgeregt, wenn ich dich nicht so liebte, Fred. Ich würde auch gar nicht hingehen, der Bekannten wegen. Weil ich mich schäme. Aber ich möchte doch mit meiner dunkelroten Seidentaille in der Loge sitzen.“

Großmutter blieb zu Hause. Erstens hörte sie ja doch nichts, und dann war sie zu alt und unbeholfen für weite Wege. Ueberdies sollte sie sich vor Aufregungen hüten.

Also am Abend saß Gertrude wahrhaftig in der Loge, viel zu früh, mit dem Programm im Schoß. Sie hatte die berühmte Seidentaille an und weiße Handschuhe, und vor Aufregung putzte sie sich fortwährend mit ihrem Batisttaschentuch das Näschen. Ihr feines Gesicht mit der zarten, glatten Haut war leicht gerötet. Das üppige, silberschimmernde Blondhaar umgab sie mit einem Glorienschein. „Sie sieht sehr niedlich aus!“ sagten die Bekannten unter den Zuschauern. „Und wie aufgeregt das arme Ding ist!“ Und immer wieder richteten sich die Operngläser auf Gertrude. Immer wieder las sie das Programm. Ach, ganz unten, zu unterst, stand zu lesen: ein stummer Kellner — Horatio Adams. Und das Orchester hörte auf zu spielen, irgendwo auf der Bühne erscholl eine feine schwirrende Klingel, und der Vorhang schwebte surrend in die Höhe. Es wurde dämmerig im Zuschauerraum. Alles versank in dieser Dämmerung. Nur Gertrudes Silberhaar schien aus der Dämmerung herauszuleuchten. „Lieber Gott im Himmel,“ betete Gertrude, „vergiß nicht meinen Fred. Amen!“ Das Stück begann. Es war sehr blödsinnig und mäßig komisch. Der Komiker, die Hauptperson des Ganzen, machte verzweifelte Anstrengungen, komisch zu sein. Doch niemand wollte sich totlachen. Und er hatte doch noch kurz vor Beginn der Vorstellnng zu den Kollegen und Kolleginnen gesagt: „Kinder, heute erringe ich den Erfolg meines Lebens!“ Dann trat Fred auf, der stumme Kellner. Gertrude erkannte ihn nicht sofort, so verändert sah er aus. Das sollte ihr Fred sein, dieser Schafskopf? Aber er war es wirklich. Warum lachte das Publikum nur? Lachte es über die tölpelhaften Sachen, die er machte? In der Loge, in der Gertrude saß, bemerkte ein Herr leise zu seinem Freund: „Sieh dir bloß das Gesicht an. Hast du schon so ein urkomisches Gesicht gesehen?“ Und er lachte.

Der andere flüsterte: „Er sieht aus, als röche er fortwährend einen Limburger und könnte ihn nicht finden. Zu ulkig!“ Und er lachte. Der Vorhang schwebte surrend herunter. Milder Beifall. Es wurde mit einem Schlag hell im Theater. Gertrude seufzte. Der Herr neben ihr sagte zu seinem Freund: „Der stumme Diener ist die drolligste Figur im Stück. Wie heißt er?“ Er sah ins Programm. „Horatio Adams.“

„Nie von ihm gehört!“ meinte der andere.

„Muß ein neuer sein.“

„Scheint so! Aber hat Talent zum Komiker. Natürliche, angeborene Komik. Meinst du nicht auch?“

„Ganz meine Meinung!“

Gertrude biß sich die Lippen. Ach — wo blieb Hamlet? Hinter der Bühne in seiner Garderobe fluchte der Komiker, daß die Gasflammen hin und herflackerten: „So eine verflixte Zucht! Dieser elende Kerl, dieser — wie heißt er? — dieser Adams verpfuscht mir ja den ganzen Abend!“

Zweiter Akt. Die Bühne zeigte eine Wendeltreppe, die von einem weiter obenbefindlichen Gang im Hotel in eine Art Vestibül hinabführte. Der stumme Kellner trat wieder auf, mit Gelächter empfangen. Er erschien, verrichtete allerhand Dinge, ohne ein Wort zu reden, machte alles verkehrt, verschwand lautlos, erschien von neuem. Immer höflich, immer die Ergebenheit selbst, bis er die Treppe hinaufhuschte und oben im Zimmer Nr. 9 verschwand, wo der Schwerenöter Smith wohnte, der einer reizenden Dame den Hof machte. Die Handlung ging inzwischen auf der Bühne ruhig weiter. Gertrude zer-

knitterte nervös ihr Programm. Jetzt mußte die peinliche Scene kommen, wo er hinausflog, mit dem Tritt. Wenn er sich etwas zuleide thäte! Und sie müßte es mit ansehen. Das wäre furchtbar! Ganz furchtbar! Und dann entstand ein fürchterlicher Lärm in Nr. 9, und die Thür öffnete sich, und der stumme Kellner erschien mit einer Faust an seinem Kragen und einem Stiefel in der Gegend der Frackschöße. Er flog auf den Gang hinaus und rutschte pfeilgeschwind die ganze Treppe herunter, während die Herren auf der Bühne beiseite sprangen und die Damen kreischten, und dann kollerte er gleich weiter auf dem Teppich und auf der andern Seite zur Thür hinaus. Und alles lautlos, ergeben, als ob das zu seinen Pflichten gehörte, mit unsagbar komischem Gesichtsausdruck. „O Gott!" rief Trude erschrocken. Aber der Herr neben ihr schrie vor Lachen. Sein Nachbar schlug sich auf die Knie, krümmte sich, wurde kirschrot im Gesicht und machte unausgesetzt „Hi-ha, hi-ha!"

Ein Lachorkan brauste durch das Haus. Der Vorhang mußte immer von neuem in die Höhe. Immer von neuem mußte der Kellner heraus, inmitten der übrigen Darsteller. Gertrude dachte wieder an Hamlet. Aber sie freute sich doch, weil ihr Fred Erfolg hatte. Und als er einen Kußfinger in ihre Loge warf, wurde sie purpurrot und nickte, und der Herr neben ihr flüsterte seinem Nachbar zu: „Sie kennt ihn."

Er sah Gertrude von der Seite an. Im Publikum richteten sich die Operngläser auf Gertrude. Ihr war sehr unbehaglich. Sie wußte nicht, wohin sie blicken sollte. Am liebsten hätte sie weinen mögen, teils vor Freude, teils vor Scham, daß die Berge, die so gewaltig gekreist hatten, nun diese lächerliche Maus erzeugten — anstatt des Hamlet diesen albernen Kellner. Hinter der Bühne hatte der Komiker einen Tobsuchtsanfall. Er ließ den Direktor rufen und forderte Freds Entlassung, oder er würde gehen.

„Thut mir leid!" sagte der fette Abramson. „Das Stück steht und fällt mit dem Kellner. Herr Adams bleibt."

„Schön!" sagte der Komiker. „Dann bleibe ich auch!" Darauf ging er zu Fred, nannte ihn „mein lieber, hoffnungsvoller Kollege" und gratulierte ihm mit süßsaurem Gesicht.

Als die Vorstellung vorüber war, wartete Gertrude am Bühneneingang auf Fred. Er umarmte sie.

„Darf ich dir gratulieren?" fragte sie zweifelnd.

„Nein!" sagte er. „Lieber nicht. Wozu? Wenn ich keine Beachtung gefunden hätte, dann wär's gut gewesen, dann wäre mir der Hamlet immer noch geblieben. Nun, fürchte ich, ist's vorbei damit."

Am nächsten Tag war in allen Zeitungen zu lesen, daß „Der Schwerenöter Smith" ein glänzender Erfolg gewesen sei, und zwar in erster Linie infolge des Auftretens eines neuen, bisher völlig unbekannten Komikers, Namens Horatio Adams. So etwas Komisches habe man auf der amerikanischen Bühne lange nicht gesehen. Ganz Neuyork strömte ins Theater, um den stummen Kellner zu sehen, der so komisch die Treppe hinabflog. Aber das war nicht alles. Die Berichterstatter, immer voll Heißhunger nach dem Neuen, stürzten sich auf den neuen Stern am Theaterhimmel. Sie brachten sein Bild und seine Lebensbeschreibung. In den Läden, die Photographien von Berühmtheiten aushängen, erschien sein Bild zwischen Lord Kitchener und Sarah Bernhard. Ein unternehmender Stiefelfabrikant brachte den Horatio Adams-Stiefel auf den Markt. Ein Fabrikant von Malzextrakt bot ihm 1000 Dollars, wenn er ihm eine schriftliche Erklärung gäbe, daß sein Malzextrakt allein Adams die Kraft verleihe, allabendlich die Treppe hinunterzufliegen. Ein anderer Fabrikant, der Fliegenpapier herstellte, benannte es nach ihm. Ein bekannter Komponist schrieb ein Musikstück, das er „Horatio-Phantasie" betitelte, und worin er die berühmte Treppenscene aus „Der Schwerenöter Smith" musikalisch-komisch schilderte. Die Komposition verkaufte sich glänzend. Der Verband der amerikanischen Kellner ernannte ihn zum lebenslänglichen Ehrenmitglied. Eine Kinematographgesellschaft erwarb das alleinige Recht, die Treppenscene aufzunehmen und in den Tingeltangeln vorzuführen. Ja, er ward sogar zu einem Sprichwort. Wenn jemand schilderte, wie irgendeine Person irgendwo besonders rapide hinausgeworfen worden war, so sagte er: „Er flog 'raus wie Adams!"

Sehr bald bekam Fred von dem vielen Treppenrutschen Beschwerden. Er ließ sich daher Blech in die Hose setzen und rutschte dadurch nur um so glatter und sicherer. Es rasselte ordentlich, wenn er die Treppe hinabsauste, und es gab einen Knall, wenn er unten anlangte, was die Komik um 50 Prozent erhöhte. Der Mann, der das Hosenblech lieferte, zeigte das sofort allenthalben in den Zeitungen an und empfahl seine Ofenröhren darauf hin als die haltbarsten in der ganzen Welt. Als die 300. Vorstellung von „Der Schwerenöter Smith" stattfand, wurde der 300. Hinauswurf Freds zu einer Art Volksfest gemacht mit Kränzen und Blumen die Fülle. Wieder saß Gertrude in der Loge, aber bereits als Frau Weber und in einem hocheleganten Kostüm, denn Freds fabelhaftes Gehalt hatte ihnen das gestattet. Und neben Gertrude saß Großmutter in einem schwarzen Seidenkleid aus dem Jahr 1860, und als Fred die Treppe hinabgeflogen kam, sagte sie lächelnd: „Er macht das sehr künstlerisch!"

„Ach ja!" seufzte Gertrude.

Und als sich Neuyork an der Sache sattgesehen hatte, ging's auf Reisen durch die ganzen Vereinigten Staaten. Ueberall flog Fred die Treppe hinunter: in Chicago, Cincinnati, Minneapolis, Omaha, Salt-Lake-City, San Francisco, St. Louis, und was weiß ich, wo sonst noch. Und überall mit glänzendem Erfolg. Als die Geldsendungen von Fred kein Ende nahmen, schüttelte Großmutter den Kopf und bemerkte: „Ich hätte nicht gedacht, daß sich die Kunst so bezahlt. Mit seinem Hamlet ist's nun freilich endgiltig Essig!"

Ach nein — es war nicht Essig. Zwei Jahre später spielte Fred wirklich den Hamlet, und abermals strömte ganz Neuyork ins Theater, und abermals lachte man sich tot über Fred. Denn er spielte Hamlet als Parodie, als Posse mit Gesang und Tanz in drei Akten. . .



Weltgift.

Roman von

Peter Rosegger.

14. Fortsetzung.

Das alte Ehepaar auf dem Lindwurmhof hatte aber Bedenken. Ob es wohl in Ordnung sei, solch ein junges Blut auf die Alm zu schicken, in die einschichtige Hütte — monatelang! Wenn die Mutter auch der Meinung war, bei dem lieben Vieh, das sie um sich hätte, könne ihr so leicht nichts geschehen, der Vater war nicht beruhigt. „Wie jetzt überall die fremden Leut herumlaufen. Es geht nix mehr sicher auf der Welt. Ueberall verdächtige Stadtzodeln und glauben, Berg und Thal gehört schon ihnen. Und plangen nach den Weibsbildern. Alte, ich sag dir's, mir graust. Ich denk, wir rufen das Mädel wieder heim."

„Mein Gott, das Kind hat sich schon so gefreut auf die Alm."

„Ich glaub, 's ist der Michel auch nix mehr nutz," sagte der Lindwurm. „Viel zu viel thut er mir mit der Riesleuthoferischen um."

„Da möcht man noch nit einmal so arg greinen — weil sie doch auch schon so viel als Verlobte sind," meinte die Mutter.

„Na freilich, denen hältst du wieder die Stange. So was hätt ich vor dreißig Jahren nur bei dir wagen sollen! Da wär ich schon 's letzte Mal dein Verlobter gewesen. Grad weil sie seine Braut ist, soll er sie ehren. Fürs G'spiel gieb's andere genug."

„So?!"

„Ich hab mir halt immer gedacht, bei andern fürchtet man sich vor der Schand, und um die Eigene thut's einem leid. Die ist einem alleweil noch gewiß."

„Ich meine halt alleweil," versetzte dann die Lindwurmmutter, „bei der neuen Nähterin lernen sie nichts Gutes. Die Dirndln haben mir früher viel besser gefallen, eh sie da hinüber Bildung lernen sind gegangen. Schon gar die Riesleuthoferische! Wenn sie diese Bildung nit wieder ausschwitzt, dann thut er mir wohl erbarmen, der Michel. Was braucht eine Bäuerin Tüchel sticken und Bandel flechten und papierene Blumen machen? Das wird ein Trantsch! Wenn die mir bei der Hochzeit papierene Blümeln auf dem G'wand tragt, nachher lauf ich davon, so weit mich die Füß tragen. Und wenn sie später, anstatt brav zu arbeiten, mit Flitterwerk umthut und allerlei scheckige Fetzen an den Leib hängt, nachher läuft auch der Michel davon."

„Wirst schon recht haben, Mutter. Dem Michel sollst es sagen."

„Hab ihm's eh g'sagt. Wirst noch denken, Michel, hab ich g'sagt, was ich g'sagt hab!"

Der alte Lindwurm kraute sein graues Haar. Es war ihm ungleich ums Herz. Er wollte etwas vorbringen.

„Ob's wahr ist, was man sagt. Daß dieses Frauenzimmer wegen ganz anderm ins Sesam gekommen wäre. Nit von wegen der Nähterei. Dem Hausler soll sie nachgelaufen sein, dem Sebald."

„Mir ist schon lang so was vorgegangen. Das sind alles verdächtige Leut. Man kennt sich nit aus. Gegen den Sabin kann man ja nix sagen. Aber daß er dem andern sein Bruder ist!"

„Soll auch nit wahr sein. Die Leut reden allerhand. Am End sind wir doch zu voreilig gewesen mit dem Mädel."

Das waren so die besonderen Erwägungen des alten Lindwurmpaares, ihre Kümmernis bei Tag und ihre Schlafbrecher bei Nacht. Für Sabin standen aber der Michel und der Mediziner ein, diese sagten, wenn der Sabin mit dem andern, dem Sebald, dick Freund wäre, dann hätten auch sie Bedenken. Aber das seien grundverschiedene Menschen, und einer hasse den andern.

Doktor Anton meinte, Sebald Hausler wäre nicht mehr ernst zu nehmen. Mit dem gehe es rasch .... Wohin, das sagte er nicht.

Sebald führte seine Selbstgespräche: „Ganz über alle Beschreibung langweilig! Es wiederholt sich alles, ganz dumm wiederholt es sich. Die Natur! Giebt es etwas Borniertere als die Natur? Wie sie sich alljährlich selbst nachäfft; in diesen verhimmelten Frühlingen, nicht ein einziges neues Motiv, nicht ein einziges. Und die Naturleute sind auch danach. Nicht einmal im Sündigen sind sie originell, immer der alte Trott, von Anfang bis ans Ende der Welt. Da lobe ich mir doch die Kulturmenschen. Die bringen Abwechslung in die Bude. — Vielleicht versuche ich's noch einmal. Wenn aber, dann — Abrechnung mit ihm! Ich werde schon drankommen. Ich werde schon Mut finden. O ja! Dazu werde ich den Mut finden."

Und eines Morgens war Sebald Hausler in großer Bedrängnis. Es war der Milchbrei nicht gekommen. Im Stall röhrten die Kuh und das Maultier. Kein Sabin zeigte sich. Es ward Mittag, es ward Abend. Den Tieren hatte Sebald Gras in den Trog geworfen, und für sich versuchte er, von der Kuh Milch zu bekommen. Die schlug seine Bemühung kurzer Hand oder vielmehr langen Fußes aus. Er war auf die Streu hingepurzelt. Dann wollte er Kartoffeln kochen, allein es gelang ihm nicht, Feuer anzumachen, auch waren keine Kartoffeln auffindbar. Endlich goß er in eine Schüssel Wasser, schnitt Brot hinein, gab Salz dazu. Er hatte schon bessere Mahlzeiten erlebt. Aber auch die Tiere waren unzufrieden, sie röhrten in ihrem Stall dann die ganze Nacht, es war ein Klagelied um den verschwundenen Ernährer. Aber Sabin erschien auch am nächsten Tage nicht, hingegen kam der Michel und betreute das Vieh.



Sebald wußte sich nicht anders zu helfen. Er schlich hinab in den Lindwurmhof, zur rückwärtigen Thür hinein, und als er die Hausmutter nahen sah, sank er ohnmächtig zusammen. Damit erlangte er Labung, ohne gerade zu betteln. Als er gesättigt war, setzte sich der alte Lindwurm zu ihm an den Tisch und knüpfte ein Gespräch an. Er wollte es fein machen, um zu erfahren, welchen Leuten er eigentlich sein Kind zu geben im Begriff sei. Da brach es ganz ungeschickt los: „Was schaffen Sie denn immer, Herr Hausler? Thun Sie auch immer einmal was Gutes?"

Sebald schaute verblüfft und unsicher drein und ententgegnete: „Thue ich denn was Böses? Geht mir mit solchen Sachen! Gutes thun! Die Leut sollen sich bloß nichts Schlechtes thun!"

„Sper ausschaut der Herr!" redete die Lindwurmmutter drein. „Es muß doch die Luft nit gut thun, bei uns. Oder das Wasser."

„Das Wasser, Frau. Es war keine Milch dabei, und kein Kaffee. Nämlich — mein Sabin ist verreist."

„Sabin? Der Sabin? Ja, wohin denn?"

„Ich weiß es nicht. Schon zwei Tage lang."

Das Ehepaar schaute sich betroffen an. Was ist denn das? —

Sebald ging über die Felder und Wiesen und durch den Waldschachen hinüber gegen das Haus des Zimmermeisters Christian. Vielleicht, daß dort jemand etwas von Sabin wußte. Vielleicht auch, daß — man soll sich aussöhnen. Es giebt ja keine Freundschaft, in der nicht manchmal ein Sturm vorgeht. Man soll allemal wieder Friede machen. — Als er durch das Thürchen der Umzäunung trat, kam ihm die alte Witwe mit gerungenen Händen entgegen.

„Wie hart es mich verfolgt!" rief sie klagend aus. „Jetzt hab ich auf dieses Geld gewartet, wie aufs letzt Stückl Brot. Und jetzt geht sie mir durch!"

„Wer geht durch?"

„Mit dem Stubenzins geht sie mir durch. Diese falsche Person, diese grünglasierte!"

Dann hat Sebald den verlassenen Schauplatz angesehen. Eine Hutschachtel, bunte Papierabfälle, Bänderreste, Kehricht. Das Bett aufgewühlt, und die Lappen hingen auf den Boden heraus.

Sebald Hausler sagte nichts. Er ging wieder durch den Schachen, über die Felder und sang vor sich hin: „So, so. — So, so. Zu Zweien. Nicht übel." Dann schrieb er auf sein Blatt: „Jetzt kann er anfangen dort, wo ich aufgehört habe. So, so."

Damit schließen die Bücher der Firma Hausler und Kompagnie.

* * *

Und nun muß das Schelmenstück erzählt werden.

An Feierabenden, nach vollbrachtem Tagewerk ging Sabin gern hinab in die Mädchenstube. Da gab's immer Schalkereien und Gesang und neckisches Geflüster. Auch andere Burschen der Nachbarhöfe fanden sich ein und thaten mit. Einmal sangen sie just aus der „Schönen Helena" das Abschiedslied des Königs Menelaus, da er nach Kreta geschafft wird, als Sabin eintrat. Ob er nicht etwa der Prinz Paris wäre, fragte ihn Helene schelmisch. Er verstand nicht und antwortete, er sei nie in Paris gewesen. — Sie betrachtete ihn glühend. Sie war schon im reinen. Anstatt des andern wolle sie diesen nehmen. Denn einer der Hausler gebühre ihr entschieden. Hatte Sebald sie einst verstoßen, so wolle sie ihm nun seinen Liebling rauben.

Und einfältig war er zum Küssen.

Auf ihre Ermahnung, artig zu sein, fragte Sabin, wie man denn das anfange? Statt aller Antwort blickte sie ihn verliebt an. Er schmunzelte, daß an seinen braunen Wangen zwei Grübchen entstanden. Dann drehte er mit zwei Fingern an dem Bartflöckchen herum, das über dem Mundwinkel stand, und flüsterte ihr ins Ohr, sie möge ihre Sachen zusammenpacken und an einem Frühmorgen oben beim Steinkreuz auf ihn warten. Das erste Mal, als er so sprach, traute sie ihren Ohren nicht. Als er jedoch mit großer Ernsthaftigkeit versicherte, daß er wirklich den ganzen „Krempel" im Stich lassen und mit ihr in ein schönes Land ziehen wolle, umarmte sie ihn so plötzlich, daß er nicht mehr vorzubeugen vermochte und auf ja und nein sein Gesicht voll Puder hatte. Und mitten im Sommer, da man glaubte, Sabin würde alle seine Hände hervorsuchen und arbeiten im Garten, auf der Wiese und auf dem Brandanger, sagte er zum Michel: „Sei so gut und schau einmal auf den Hochkaser zu meinem Vieh, daß es was zu fressen hat. Ich werde die grüne Prinzessin entführen."

„Thust du's wirklich?"

„Hurra, hurra, hop, hop, hop, geht's fort im rasenden Galopp!" deklamierte Sabin munter.

„Dem Lisele werde ich das nicht sagen dürfen?" neckte der Michel.

„Ich werde sie früher sehen als du." —

Das steinerne Kreuz ist eine der alten Pestsäulen, wie man deren in der Gegend manche findet, als Buß- und Dankopfer aus Zeiten der Not. Es steht am hinteren

Rain, wo die Sesamböden aufhören und die Waldberge anheben. Von dort aus geht der Weg durch Forste und Strüppe, über Matten und Steinkar hinauf zum Bergjoch und jenseits desselben hinaus in das Rotwasserthal. An dieser Stelle also sind sie zusammengekommen, der Sabin und die Durassel. Es war noch die kühlfeuchte Morgendämmerung, und in den Kesseln und Mulden von Sesam lag weißer Nebel. Ein paar Vöglein waren schon wach, sonst alles still und feierlich. So feierlich, daß Sabin, als er noch allein den Rain entlangging, den Hut abzog und seinen Morgensegen betete, wie ihn Mutter Kirchner einst gelehrt hatte und wie er stets that des Morgens, wenn er an die Arbeit ging. Wegen der Arbeit, die ihm heute bevorstand, war ihm ein wenig unheimlich. Er hätte lieber auf der Wiese Heu gemacht oder den Rest des Brandangers gerodet, auf dem er im Herbst Korn säen wollte. Aber — das heutige Tagewerk war notwendiger. Das Halbsonntagsgewand hatte er an, wie sie es tragen auf Wallfahrten und weiteren Wegen. Sollte das doch eine Reise werden mit ihr — ins schöne Land! — Dort an der Säule stand sie. Den grünseidenen Mantel hatte sie von oben bis unten zugeknöpft und den Zylinder mit einer roten Schleife unterm Kinn festgebunden. Das rötliche Haar umwucherte reich ihr Gesicht, das heute dem Sabin schmal und blaß und schmachtend vorkam. Am Arm trug sie ihr Bündel, das Sabin ihr sofort abnahm und am Stock über seine Achsel legte.

„Ich danke dir, mein Teurer," hauchte sie und hing sich in seinen Arm.

„Nichts zu danken," sagte Sabin und führte sie bergan durch Forst und Strupp.

Sie unterhielten sich nicht gerade schlecht unterwegs, aber auch nicht extra gut. In den ersten Stunden philosophierten sie. Der Mensch sei für Freuden erschaffen, darüber waren sie einig. Dann jedoch gingen die Meinungen auseinander. Sabin zählte zu seinen Freuden die milchende Kuh, den jungen Lindenbaum, den er vor dem Hochkaser gepflanzt hatte, und Kohlköpfe, recht schöne, große, buttergelbe Kohlköpfe. Die Durassel war verwundert, daß ein junger Mensch sich über solche Sachen freuen könne, sie wisse etwas ganz anderes. Sie warf Scheiter in den Ofen, aber er wollte nicht brennen. Sie brach Steinnelken und schmückte damit sein Knopfloch. „Das ist mein Hausorden, den verleihe ich dir in Gnaden. Verdient hast du ihn bisher nicht." Ihm fiel das Lisele ein, das trutzige. Wenn die so wäre. Nein — Kirschen, die selbst vom Baum fallen, die läßt man liegen, und die ganz oben am Wipfel sind, die holt man. Als es heiß geworden war, schlug sie vor, auf der Matte zu rasten. Sie legte ihren Hut hin, lehnte ihr Haupt an seine Schulter, zupfte an seinem Ohrläppchen und fragte ihn, ob er das liebe. Er fand das Rasten verfrüht, da sie noch nicht müde wären. Die Durassel hatte immer mit ihrem Mantel zu schaffen, mit ihrem Haar, an ihren Schuhen und war schwer weiter zu bringen.

„Wohin führst du mich?" fragte sie ihn liebevoll.

„Du wirst staunen!" sagte er. „Denke zuerst gerade einmal ins Rotwasserthal, dort ist ein gutes Wirtshaus zum Ausruhen. Nachher fort in die schöne, weite Welt."

„Hast du Geld mit?"

„Wo frägt ein Liebespaar nach Geld!"

„Sei nicht geschmacklos, Sabin."

„Ganz unbesorgt, Maid, wir haben nichts zu verlieren."

„Alles ist mir recht, weiß ich nur, daß du mich liebst. Nicht wahr, Sabin?"

Es war schon hoher Mittag, als sie auf den Paß kamen, wo das Jochwirtshaus steht. Dieweilen Sabin vor dem Hause stand und in die schroffen Berge des Rotwasserthals hinüberschaute, an deren Scharten und Karen die Nebel hereingingen, hatte die Durassel sich im Wirtshaus umgesehen. Es gefiel ihr, und sie wollte gleich eine Stube aufnehmen. Dann setzten sie sich in das dumpfig mürfelnde Gastzimmer und bestellten zu essen und zu trinken.

Nun war in diesem Jochwirtshaus ein junger, etwas verknitteter Mensch vorhanden. Der hatte noch keinen Schnurrbart und schon eingefallene Wangen. Hingegen war sein braunes Haar auf den Glanz gefettet und über den Ohren sichelförmig nach vorn gestrichen. Es war der Kaufmannssohn aus Oberbusch, Ladislaus, auch der schöne Lausel genannt. Sabin war mit ihm schon von einer lustigen Kirchweih her kameradschaftlich. Er genoß den Ruf eines lustigen, leichtlebigen Burschen jener Gattung, die Unglück im Spiel und Glück in der Liebe hat. Der nun machte sich bald an die neuen Gäste, und auf Sabins Frage, wohin seine Reise gehe, gab er zur Antwort, das wolle er erst sehen. Einstweilen ruhe er sich über die heiße Mittagszeit im Wirtshaus aus. Die Wirtshäuser seien ihm nämlich zur Buße auferlegt worden. Im vorigen Jahr auf einer Wallfahrt habe ihm der Beichtvater aufgetragen, doch ja die schlechten Wirtshäuser zu meiden. So müsse er nun alle Wirtshäuser daraufhin studieren, ob sie schlecht oder gut wären. Zum Beispiel das Staudenhanselwirtshaus sei schlecht, da frage der Wirt gleich allemal vorhinein, ob man Geld im Sack habe. Solche Frage sei nachgerade sittenverderberisch, denn sie verleite zum Lügen. Das Jochwirtshaus hingegen sei gut, weil er diesmal keinen Kredit brauche. Zum Beleg dafür zeigte er seine gespickte Brieftasche auf. So fröhlich plauderte der Ladislaus, dieweil er aus großem Glas abgestandenes Bier trank und an einem Zigarrenstumpf sog, der nicht recht brennen wollte. Er hatte sich der Durassel gegenübergesetzt; unter dem Tisch die Beine ausspreizend, über dem Tisch vorgebeugt, so begann er der „fürnehmen Dame" den Hof zu machen. Die Durassel ward sichtlich angeregt und zog sich für ein kurzes Weilchen auf die Stube zurück, um eilig Wangen und Augenbrauen zu restaurieren.

Während ihrer Abwesenheit sagte Sabin zum Ladislaus: „Freund, du könntest mir einen Gefallen thun." Dann rückte er nahe, um leiser sprechen zu können. „Ich bin eben daran, dieses Frauenzimmer über die Grenze zu befördern. Du weißt warum. Nit der Männer wegen ist es, aber der Weiber wegen. Bist eh einverstanden — gelt? Jetzt, denk dir, ich hab

hart Zeit, hätt notwendig auf der Alm zu thun. Sei fesch, Lausel, nimm sie mir ab und speditier sie weiter. Freut's dich, so kannst dich bezahlt machen dafür. Von mir kriegst extra was."

Der Ladislaus sann einen Augenblick, dann sagte er: „Es gilt. — Wohin soll ich sie denn bringen?"

„Wohin du willst. Nur recht weit fort."

„Wenn ich sie aber dann nicht loskriege?"

„So giebst sie bei der Polizei ab. Ich hätt's auch so gemacht. Dann kommt sie auf den Schub in die Hauptstadt, wohin sie gehört. Ist's recht?"

„Recht ist's."

„Gut, dann hebe ich mich gleich auf die Socken. Vergnügte Reise!"

Als die Durassel in frischem Glanz wieder in die Gaststube zurückkam, war Sabin davon. Anfangs vergoß sie Thränen, dann klagte sie ihren Schmerz dem Lausel, geriet in Zorn und versicherte, so grundfalsch wie diese Hauslerbrut sei nichts, von der ersten bis in die neunte Hölle hinab. Der Lausel pflichtete teilnehmend bei, tröstete sie und machte sich erbötig, ihr Ritter sein zu wollen. Hernach aßen und tranken sie miteinander und wurden so vergnügt, daß sie beschlossen, die Reise gemeinsam miteinander zu machen. Ladislaus gestand, schon lange vorgehabt zu haben, einmal in die Stadt zu reisen, diese gute Gelegenheit und liebenswürdige Reisegesellschaft wolle er sich nicht entgehen lassen. Er sei überhaupt im Begriff, endlich einmal recht brav zu werden. Dann beglich er die Zeche, gab der Kellnerin ein gutes Trinkgeld, nahm das Bündel seiner neuen Begleiterin an den Stock, ähnlich wie es früher der Sabin gemacht hatte. Hernach machten sie sich auf den Weg niederwärts gegen den Rotwassergraben.

Und Sabin — als er hinging über die grünen Matten, schlänkerte die Arme aus, wie ein befreiter Vogel, der die Flügeln blädert. Aufkreischen mußte er vor Lust, er konnte gar nicht anders. Allerdings fiel dieser Gang auf die Alm anders aus, als er sich gedacht hatte. — Er ging über die Höhen hinan, einen Fußsteig entlang, der von Rinderklauen ausgetreten war. Erlbüsche und Wacholdersträuche bedeckten den Berghang. Dazwischen ging er hinan. Einen alten Wurzner begegnete er: „Geht's hier recht nach der Rauschalm, wo die Sesamhütten stehen?"

„Recht geht's schon, aber weit ist's."

„Wie weit?"

„Kunnt's nit genau sagen. Wer gut geht, kommt halt früher hinauf."

„Dank schön für die Auskunft."

Gestrüppe, steiniger Boden und immer so fort. Dann begann kahler Almboden, von den Kuppen nieder flogen leichte Nebelschleier. Die ersteren kamen und verflogen, die weiteren Nachschübe waren dichter, dunkler, und auf einmal fand Sabin sich in feuchten Nebel gehüllt. Nicht fünf Schritt sah er vor sich. Sachte kam auch die Abenddämmerung, die Sabin schon in der Almhütte zuzubringen gehofft hatte. Rascher setzte er seine Beine aus, die Viehsteige verzweigten sich, verloren sich, er schritt aufs Geratewohl dahin. Im Nebel flackerte manchmal ein roter Schein auf, dem eine Art Röcheln folgte in der Luft. Im übrigen war es still, kein Lüftchen strich, und der Nebel lag unendlich da. Es war so finster geworden, daß der Bursche über den ruppigen Rasenboden stolperte. Beim roten Schein, der immer wieder aufflackerte, manchmal kurz und scharf, manchmal sachte und matt, war es, als wandle er in einer kühlen, feuchten Glut dahin. Nie sah er einen Strahl, immer nur den Wiederschein, der auf Augenblicke alles durchglühte. Auf unbekannter Höhe mitten in einer Wetterwolke. Sabin dachte nicht viel darüber nach, höchstens, daß es ihm hier immer noch lieber war als am Vormittag bei der Durassel. Er ging und ging. Seine Kleider waren feucht, obschon es nicht regnete.

Als er stundenlang umhergeirrt war in Nacht und Nebel, standen vor ihm im Feuerschein urplötzlich schwarze Riesengestalten. Es waren Schirmtannen. Bei den nächsten Schritten in der Finsternis prallte er an die Hüttenwand. Aber die rechte war es nicht. Einer jener Bretterschoppen war es, in dem das Bergheu gesammelt und aufbewahrt wird. Er tastete rings um die Wand und kam zum Thürchen. Es war halb offen, er kroch hinein und grub sich ins Heu, daß nur der Kopf frei blieb. Und wie er sich wohlgemut dachte: das macht sich ja, und morgen werd ich die Richtige schon finden! da vernahm er vom andern Winkel her ein Geräusch.

„Wer ist da?" rief er mit scharfer Stimme.

„Das habe ich gerade auch fragen wollen," antwortete es drüben.

„Ich gehe zu den Almhütten hinauf und will hier schlafen," sagte Sabin.

„Wohl auch ein Tourist?" fragte jener drüben mit merklichem Behagen. Vielleicht war es ihm lieb, in dieser Bergeinsamkeit eine mitfühlende Seele gefunden zu haben.

Sabin stutzte. Es war ihm, als kenne er die Stimme.

„Tourist? Nein, ich nit. Ich geh nur hinauf nachschauen," antwortete er.

„So, Sie sind von der Gegend," sprach der in der Ecke und begann Mißmut zu entladen: „Na, ich muß schon sagen, etwas gastfreundlicher wenn eure Senninnen wären, da oben auf der Rauschalm. Das ist ein intolentes Volk. Mit der Stallgabel hat mich so eine Hexe bedroht da drüben in den Hütten, als ich um Nachtquartier ersuchte. Und das nennt man Bauerngemütlichkeit. Wenn sie wirtschaftlich zu Grunde gehen, diese Hottentotten, so geschieht ihnen recht."

Diese Stimme! Diese Stimme! mußte Sabin immer denken. Es war ihm, als habe er diesen Laut oft schon mit Widerwärtigkeit empfunden. War es nicht — sann er weiter und spannte seine Erinnerung an — war's nicht auf Finkenstein? Gottsheilig und wahrhaftig ja, das ist der Frang! Das ist der durchgegangene Gutsverwalter Frang! Der lang Verfluchte und Gesuchte, dort in der Ecke liegt er. — Was ist jetzt zu machen? Jetzt heißt's gescheit sein. Allein kann man mit ihm nicht anbinden. Und während man Helfer sucht, fliegt der Geier ab. Locken muß man ihn, locken mit Hühnern. Aber die Stimme verstellen und lügen, was das Zeug hält.

„Bei der Schoderhütte sind Sie wohl nicht gewesen?" fragte Sabin mit leicht verstellter Stimme, eine schalkhafte

Lüsternheit spielend. „Wer ein gutes Nachtlager sucht, der muß bei der Schoderhütte vorsprechen. Die Schodersennin, die versteht auch einen kleinen Spaß, wissen Sie. Allgemein bekannt."

„Hat wohl auch eine Stallgabel?" fragte jener angeregt.

„Haben thut sie schon eine. Hat aber die Spitzen umgebogen und Haken daraus gemacht, zum Angeln — verstehen Sie?"

„Wo ist denn diese Schoderhütte?"

„Gar nicht weit von der Rauschalm — gleich dahinter. Na, mir ist's gleich, und jetzt will ich schlafen."

Sabin sagte kein Wort mehr, schlief aber nicht, sondern lauerte. Der andere hatte sich ein paarmal umgedreht im knisternden Heu, dann war er ruhig und fing an zu schlafen. Und Sabin wachte. Jetzt, dachte er, wenn mir der Spitzbub nicht auskommt, kann's eine Wendung nehmen. Beim ersten Tagesschimmer wollte er auf und davon, um Leute zu holen, aber wo findet er ihrer? Wo sind die Hütten? Der Riesleuthofer soll jetzt seinen Stadl eindecken auf der Rauschalm. Da sind sicherlich Männer oben. Oder könnte man's nicht allein wagen? — Der Bursche hing diesem Gedanken lange nach, kam aber doch zum Entschluß, Helfer zu suchen, die ihn festnehmen. Eher als erwartet begann durch die Bretterfugen der Morgen zu schimmern. Sabin kroch aus dem Heu hervor, in dem er ganz trocken geworden war. Den andern hörte er tief schnarchen. Leise, mit aller Vorsicht kroch er über das gehäufte Heu, es war schon so licht, daß er ihn liegen sah. Aber der Mensch lag auf dem Bauch, das Gesicht aufs Futter gelegt, daß es nicht zu erkennen war. Er war angekleidet, hatte die eine Hand auf dem Rücken liegen, die andere an der Seite. Wenn man — fiel dem Sabin ein — ihm die Hände jetzt auf den Rücken bände, während er schläft? Aber wenn er's am Ende doch nicht ist! — Mit dem Knie griff der Bursche aus und schwang sich noch näher hin, so nahe, daß er genau den Kopf und das rotblonde Haar sehen konnte und das eine Ohr mit dem plattgebogenen Oberrand. Er war es, der Frang. Er war es ganz bestimmt und lag im tiefen Schlaf. Sabin hörte auf zu denken und begann zu handeln. Leicht ergriff er am Schlummernden die Hand, die auf dem Heu lag, und bog den Arm sanft und sachte über den Rücken hin. Einmal zuckte er. Sabin wartete ein Weilchen und lauerte, ob der Mann fest weiter schlief. Dann nahm er neuerdings die Hand und legte sie sachte, ganz sachte kreuzweis über die andere. Sie blieb liegen, wie er sie hingelegt. Nun löste Sabin seinen Leibriemen los, steckte ihn sehr vorsichtig unterhalb der Hände durch, schlang ihn um sie, schnallte ihn ein und zog langsam, aber sicher zusammen. Der Schlummernde zuckte mit den Armen. Sabin zog den Riemen mit scharfem Ruck fest, der Mann schnob, bewegte sich, wollte sich aufrichten — aber die Hände waren auf den Rücken gebunden, Sabin drückte ihn ins Heu zurück und sagte: „Guten Morgen, Herr Frang!"

Schluß folgt.





Haftpflicht des Hotelwirts.

Während der Besucher eines Restaurants für Verlust oder Beschädigung seiner dort untergebrachten Sachen Ersatz von dem Wirt nur dann erlangen kann, wenn letzteren ein Verschulden trifft, hat der Hotelwirt jedem aufgenommenen Gast den Schaden zu ersetzen, den dieser an seinen eingebrachten Sachen erleidet, ohne daß auf seiten des Hotelwirts oder seiner Leute eine Schuld vorzuliegen braucht. Diese Haftpflicht ist also nur solchen Gastwirten auferlegt, die ein Gewerbe aus der Beherbergung machen. Sonach sind **nicht** ersatzpflichtig: 1. Cafetiers, Stallwirte, 2. Hotelwirte, wenn sie unentgeltlich einen Bekannten beherbergen, 3. Restaurateure auch dann nicht, wenn sie nur **gelegentlich** einen Gast beherbergen. Die Ersatzpflicht fällt natürlich auch beim Hotelwirt fort, wenn die Beschädigung durch den Gast selbst, durch die Beschaffenheit der Sachen oder durch ein unabwendbares Ereignis (Erdbeben u. s. w.) erfolgte. Dagegen ist sonst gleichgiltig, durch wen und wodurch der Schaden entstand. Wer also einem von den Leuten des Hotelwirts seinen Koffer übergiebt oder wer seine Sachen an einen hierzu bestimmten oder von einem der Leute angewiesenen Ort bringt, dem haftet der Hotelwirt. Ein bloßer Anschlag, durch den der Wirt seine Haftung ablehnt, ist ohne Wirkung. Für Geld, Wertpapiere und Kostbarkeiten haftet der Hotelwirt, wenn diese Sachen in der gewöhnlichen Weise eingebracht sind, nur bis zum Betrage von 1000 Mark. Will der Gast für Sachen von höherem Wert die Haftung des Wirts sichern, so muß er den Wirt mit der Angabe des genauen Wertes um Aufbewahrung ersuchen. In diesem Fall haftet der Wirt auch dann, wenn er die Aufbewahrung ablehnt. Wird der Schaden vom Wirt oder seinen Leuten verursacht, so haftet der Wirt in jedem Fall. Um dem Wirt Gelegenheit zu sofortiger Anstellung von Ermittlungen zu geben, muß der Gast unverzüglich nach Kenntnis von der Beschädigung oder vom Verlust dem Wirt Anzeige machen. Der strengen Haftung des Gastwirts gegenüber steht sein Pfandrecht, das er für seine Forderungen, für Wohnung und andere dem Gast zur Befriedigung seiner Bedürfnisse gewährte Leistungen mit Einschluß der Auslagen, an den eingebrachten, dem Gast gehörenden Sachen hat.



Was die Aerzte sagen.

Schwarze Zungen.

Ein Kieler Arzt beschreibt in dem Deutschen Archiv für klinische Medizin seltsame Fälle von Schwarzfärbung der Zunge. Es handelt sich dabei um eine eigentümliche Erkrankung der Zungenoberfläche, und zwar hauptsächlich ihres vorderen Abschnitts, die entweder ganz selbständig auftritt oder im Gefolge anderer Krankheiten wie Scharlach, Influenza, Tuberkulose, Bleivergiftung u. s. w. Auch bei Magenstörungen tritt diese Schwarzfärbung gelegentlich auf. Höchst wahrscheinlich ist die Farbenveränderung auf die Ansiedlung sogenannter Schimmelpilze zurückzuführen; mitunter mag sie auch durch farbige Niederschläge selbst entstanden sein. An sich ist es eine ziemlich harmlose, wenn auch nicht gerade ästhetische Erkrankung, die mitunter schon nach einigen Tagen verschwindet, in andern Fällen aber sogar bis zu mehreren Jahren andauert. Die Färbung ist meist wirklich schwarz, bisweilen geht sie ins Braune über.



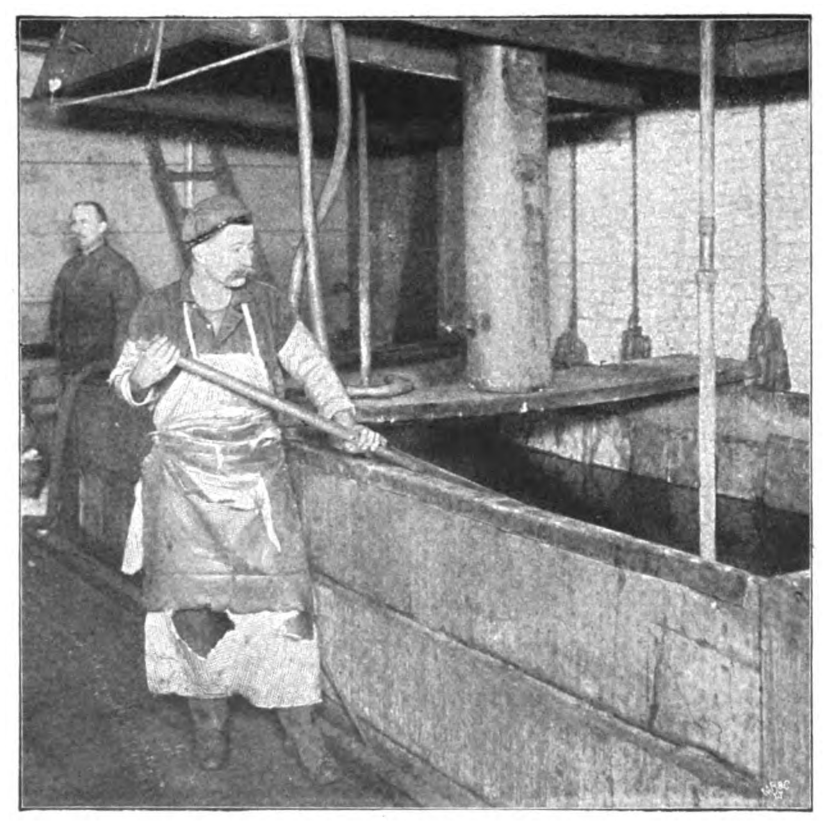


Die Retorten zum Schmelzen von Gold und Silber.
Photographische Aufnahme.

Onkel Sams Goldfabrik.

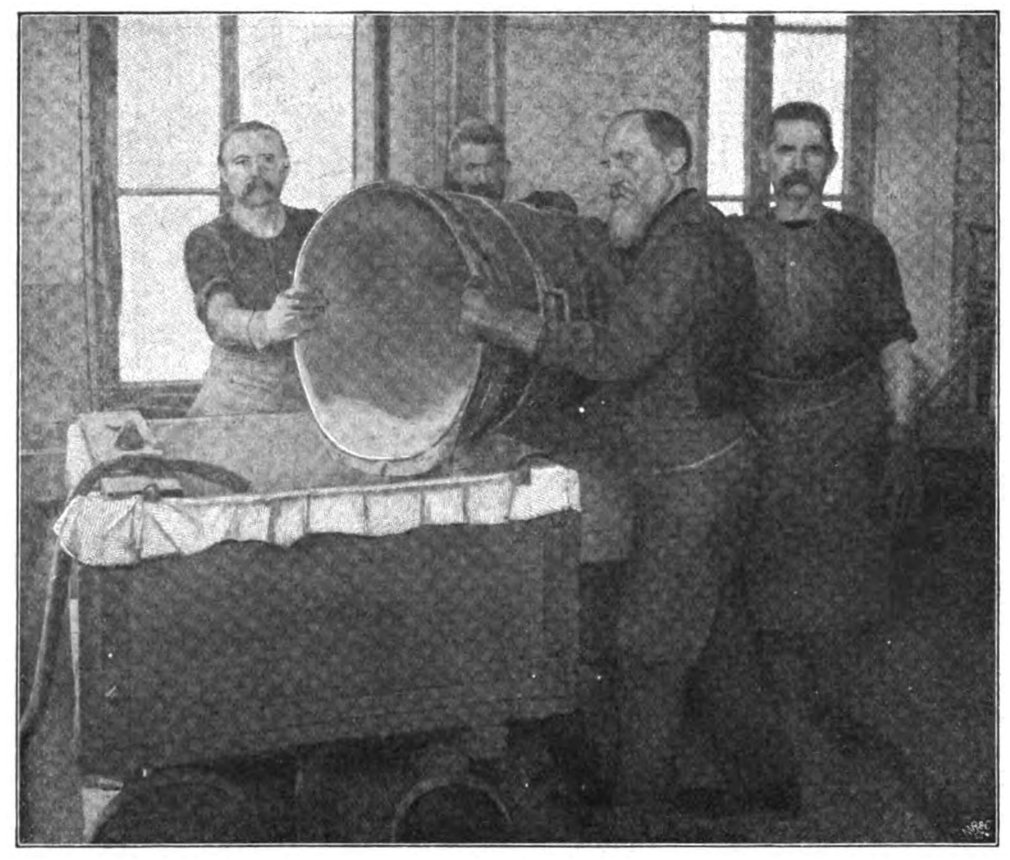
Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

Zwischen dem monumentalen Schatzamtsgebäude der Vereinigten Staaten und einem der abscheulichen Wolkenkratzer steht in der Wallstreet zu Neuyork ein unscheinbares, altersgraues, zweistöckiges Gebäude, das den Eindruck macht, als schäme es sich seiner Dürftigkeit und suche sich vor seinen Nachbarn zu verstecken. Und doch birgt es häufig genug Gold in seinen Mauern, um ein halbes Dutzend der Wolkenschaber auf Manhattan Island zu kaufen. Es ist nämlich Onkel Sams „Goldfabrik“, das Neuyorker Scheideamt, aus dessen Retorten und Schmelzöfen der Goldstrom



Ein Bottich voll flüssigen Silbers.
Photographische Aufnahme.

sich ergießt, der das gewerbliche Leben der nordamerikanischen Union befruchtet und einen Teil seiner Ueberfülle auch an Europa abgiebt. Wie in manchen andern Industriezweigen stehn die Vereinigten Staaten heute, dank dem südafrikanischen Krieg, der die Goldbergwerke des Witwaterrands zum Stillstand gebracht hat, auch an der Spitze der goldproduzierenden Länder. Im Jahr 1900 gewannen sie für rund 80 Millionen Dollars Gold. In den Gewölben der Schatzämter zu Washington, Neuyork, San Francisco u. s. w. war Ende 1901 für mehr als 540 Millionen Dollars Gold aufge-



Transport flüssigen Goldes.
Photographische Aufnahme.



Drei Millionen Dollars in Goldbarren.
Photographische Aufnahme.

häuft, und über 630 Millionen Dollars in gemünztem Gold waren in Umlauf. Der größte Teil dieser Goldmasse ist durch die Neuyorker Scheideanstalt gegangen, in der alljährlich ein weit größerer Betrag gehandhabt wird, als der Juliusturm oder die Gewölbe der Bank von England bergen.

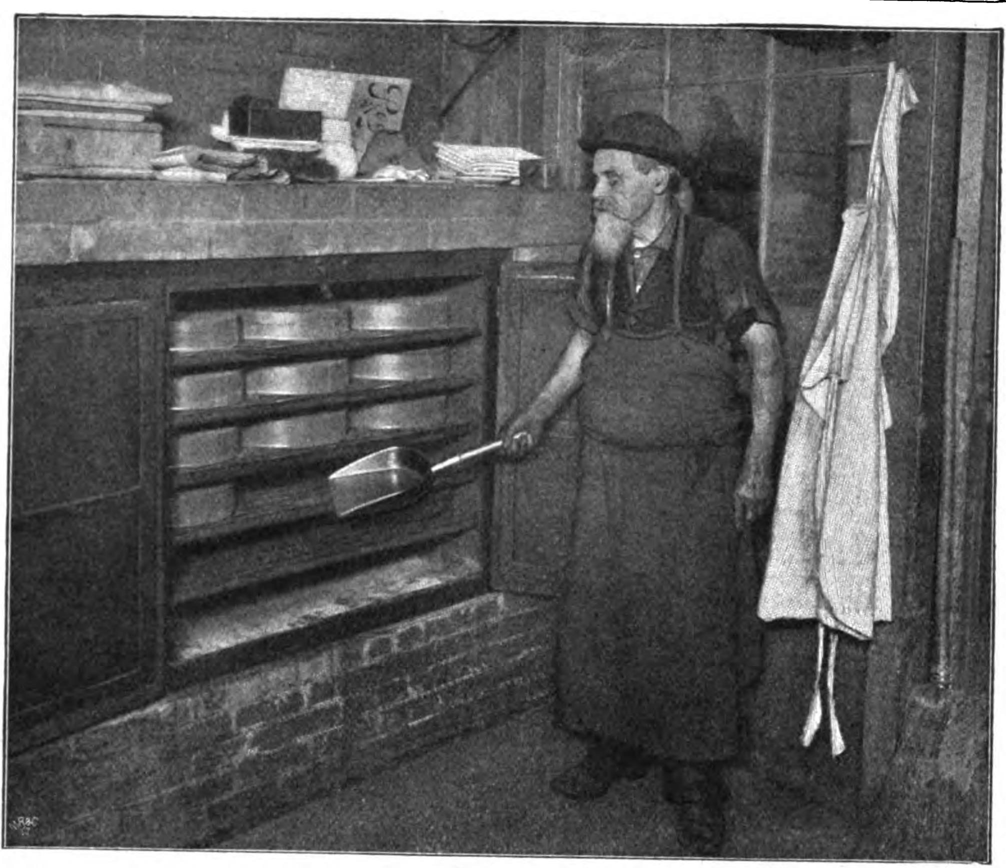
Aus allen Teilen der Welt und in jeder erdenklichen Form strömen Gold und Silber nach diesem bescheidenen Haus. Plomben aus menschlichen Zähnen, Goldstaub aus Alaska, Prunkstücke vom Büffett eines englischen Lords, Goldbarren aus Rhodesia oder China — alles wird dort angenommen, genau auf seinen Feingehalt geprüft und eingeschmolzen, ohne Kosten für den Eigentümer. Für das Gold kann er entweder eine Anweisung auf das Schatzamt erhalten oder sich einen glänzenden Goldbarren erbitten, und für das Silber erhält er entweder sogenannte Silbercertifikate, d. h., Banknoten, frisch von der Presse, oder Silberbarren.

Wenn eine Sendung Gold oder Silber eintrifft, wird sie auf zwei verschiedenen Präzisionswagen gewogen und eine Bescheinigung über so und so viel Pfund „angeblichen" Goldes oder Silbers ausgestellt.

Die ganze Masse wandert dann in Retorten und wird bei intensiver Hitze geschmolzen (S. 263) und in Formen gegossen, aus denen sie als flache, runde Kuchen hervorgeht. Von einem der letzteren wird mit einer Maschine ein Stückchen abgeschnitten; dies kommt zwischen kräftige Walzen und wird in ein schmales, dünnes Band ausgewalzt. In Teile geschnitten, wandert das Band dann in die Hände der Chemiker, um von Silber, Kupfer, Iridium

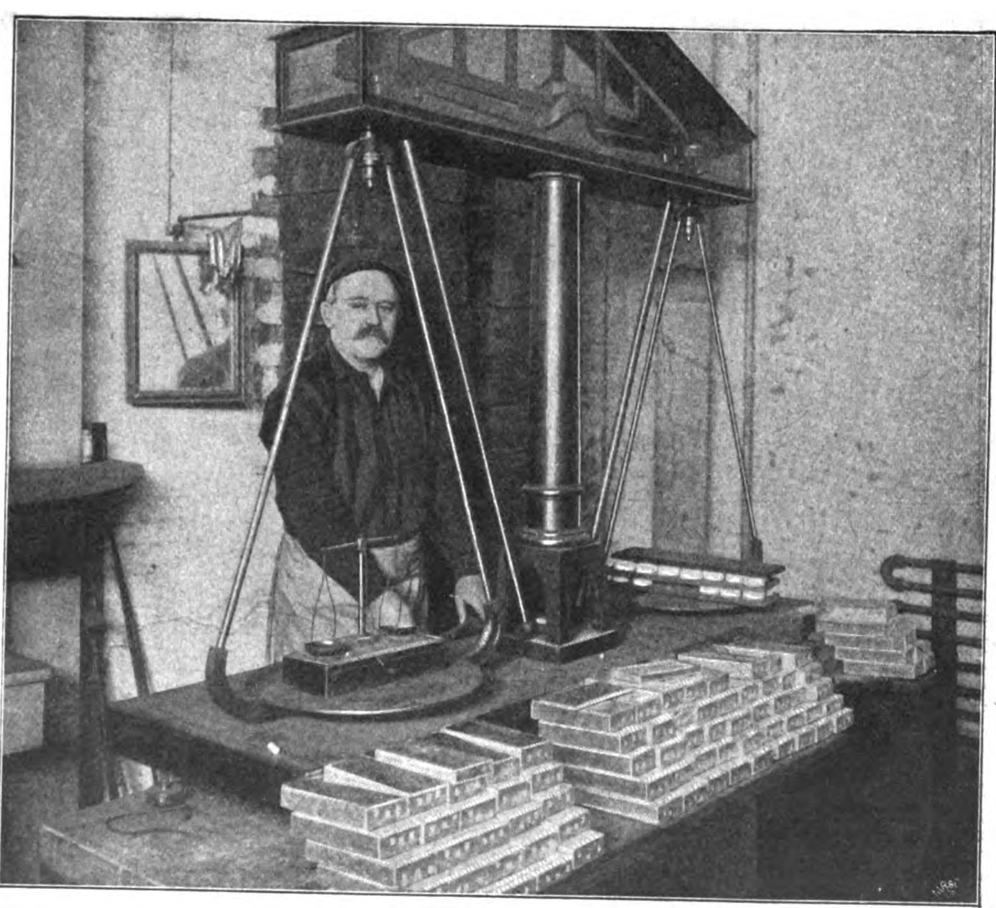
und andern Beigaben gereinigt und auf den Feingehalt geprüft zu werden. Schließlich bleibt nur eine kleine Goldperle am Boden der Retorte zurück. Auf ähnliche Weise wird mit dem Silber verfahren.

Die Goldkuchen wandern zum zweitenmal in den Schmelzofen, und die flüssige Masse wird dann in eiskaltes Wasser geleitet, wo sie sich in Goldkörnchen verwandelt. Aus dem Wasser kommt dieser Goldsand in mit verdünnter Schwefelsäure gefüllte Gefäße, wo er mit hölzernen Schaufeln gerührt, geschlagen und bearbeitet wird. Aber jeder Behälter faßt Gold zum Betrag von einer halben bis einer ganzen Million, und es sind ganze Millionen Sandkuchen, die hier „gebacken" werden. Die Schwefelsäure absorbiert das Silber und Kupfer, und das reine Gold sinkt auf den Boden. Die Flüssigkeit wird dann einem elektrischen Prozeß unterworfen, um das Silber und Kupfer zu gewinnen. Der Goldsand aber wird tüchtig gewaschen, um ihn von den letzten Resten der Schwefelsäure zu befreien, muß vielleicht einen zweiten und dritten chemischen Prozeß durchmachen, um ganz von allen Beigaben gereinigt zu werden, kommt zum drittenmal in die Retorten und wird endgiltig in Barren gegossen, die dann als marktfähige Ware in die weite Welt hinauswandern. Jeder dieser Barren hat 7³/₄ Zoll Länge, 3¹/₄ Zoll Breite und 1¹/₂ Zoll Dicke und einen Wert von etwa 8000 Dollars. So ein Handwagen voll Goldbarren, die unter Brüdern drei Millionen Dollars wert sind (S. 264), nimmt nicht viel Raum ein, und die wenigsten Menschen würden den Wert der



Ungeläutertes Gold in Kuchenform.

Photographische Aufnahme.



Die Barren werden abgewogen.

Photographische Aufnahme.

Ladung richtig schätzen. All die Leute, die das Gold während seines Uebergangs aus der rohen Form in Goldbarren handhaben, tragen Flanellanzüge und Handschuhe, die die Regierung ihnen liefert. Vor Beginn der Arbeit müssen sie sich umkleiden. Ihre gewöhnliche Kleidung wird unter Verschluß genommen, ebenso am Abend ihre Arbeitskleider. Diese werden jeden Sonnabend verbrannt, um die winzigen Goldteilchen wiederzugewinnen, die an ihnen haften geblieben sind.

Das Scheideamt ist der Ausgangspunkt der meisten Goldsendungen nach Europa. Die Firmen, die Gold nach Europa schicken, verschiffen es in der Regel in Barren, die sie in jener Anstalt kaufen. Die Verschiffung geschieht in kleinen eichenen Fäßchen. Jedes enthält in der Regel sieben Goldbarren und hat also einen Wert von rund 50 000 Dollars. Die Barren selbst sind fest in Sägemehl verpackt, um Verluste durch Scheuern zu vermeiden. Wenn so eine oder zwei Millionen bestellt sind, werden die Fäßchen auf die Wagen einer kleinen Eisenbahn geladen, die von dem Schatzamt nach der Wallstreet führt. Draußen wartet schon ein verdeckter Wagen; die Fäßchen, etwa fünfundzwanzig für die Ladung, werden darauf verstaut, und die Fahrt nach dem Dock beginnt. In der Regel begleiten zwei mit Revolvern bewaffnete Männer den Wagen, selten nur nimmt ein uniformierter Polizist auf ihm Platz. Denn der Weg führt im hellen Tageslicht durch die belebtesten Straßen, und gerade diese Oeffentlichkeit des Transports ist sein bester Schutz. Außerdem aber auch das Gewicht der Fäßchen; denn jedes von ihnen wiegt etwa 190—200 Pfund, und es gehört schon ein recht kräftiger Mann dazu, es fortzuschaffen. Eine Million wiegt 3800 Pfund; und die Ladung von 7 082 583 Dollars, die der „Kaiser Wilhelm der Große" vor nicht langer Zeit nach Europa mitnahm und deren Verladung unsere Abbildung wiedergiebt, wog rund 26 500 Pfund, die größte Goldladung, die je ein Schiff aus dem Neuyorker Hafen fortgeführt hat. Es ist eine große Seltenheit, daß Gold- oder Silberbarren abhanden kommen. Nur ein einziges Mal ist ein Silberbarren aus einem Transportwagen gestohlen worden. Einmal wurde ein Fäßchen im Hafen von Cherbourg über Bord geworfen, aber von Tauchern wiedergeholt, wie auch die Goldsendung, die mit dem „Schiller" an den Scillyinseln unterging. Ebenso mißglückte bekanntlich der Versuch im vorigen Sommer, vom „Kaiser Wilhelm der Große" drei Goldbarren zu stehlen.

Wie die Goldfässchen auf den Dampfer verladen werden.

Photographische Aufnahme.





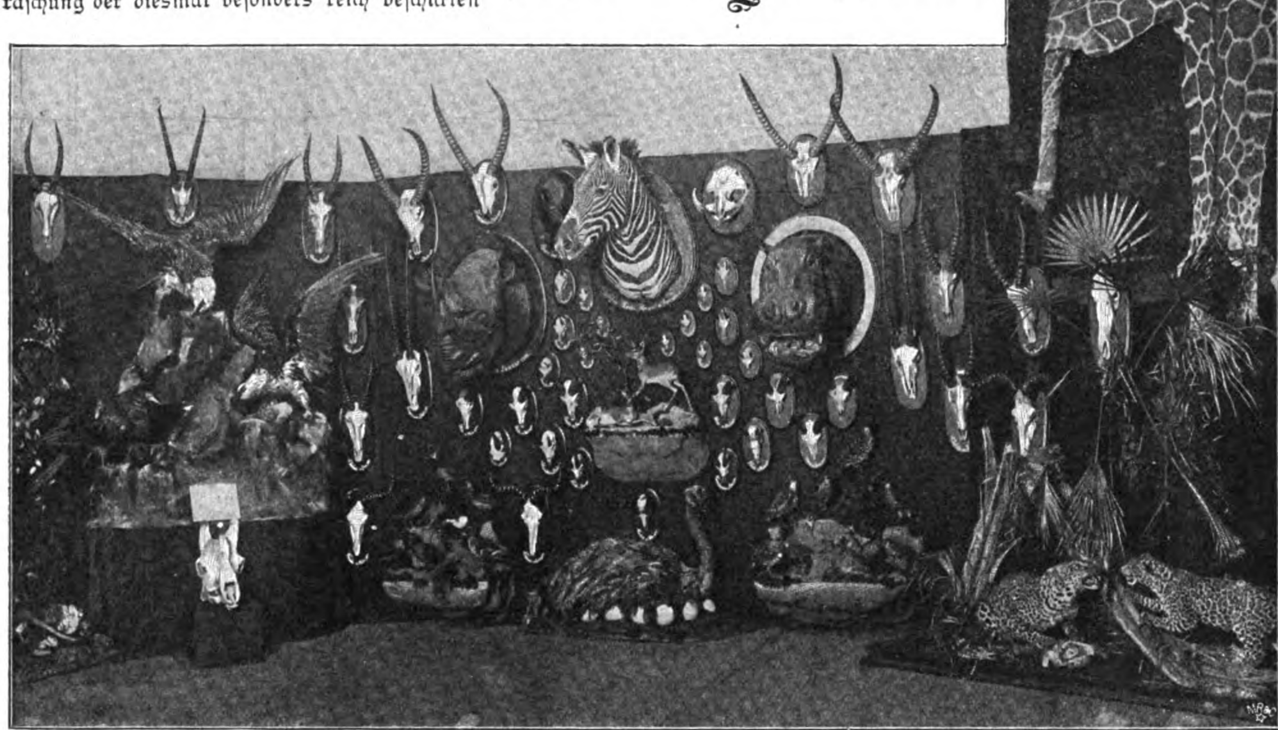
1. Hermann Boettcher (Alessandro). 2. Dr. Max Pohl (Leonardo). 3. Sophie Wachner (Bianca Maria). 4. Rosa Bertens (Anna).

Die Erstaufführung der Tragödie „Die tote Stadt“ von Gabriele d'Annunzio durch die Lessinggesellschaft im Berliner „Neuen Theater“ am 26. Januar.

Spezialaufnahme für die „Woche“ von Zander & Labisch, Berlin.

Deutsche Geweihausstellung.

Wie alljährlich am Geburtstag des Kaisers hat die deutsche Jägerwelt auch dieses Jahr in den Räumen von Borsigs Palais in Berlin ihre Jagdbeute ausgestellt. Eine Ueberraschung der diesmal besonders reich beschickten Ausstellung bildeten die zahlreichen Jagdtrophäen, die der Afrikareisende Freiherr von Erlanger von seiner Expedition durch Abessynien, Galla und die Somaliländer heimgebracht hatte und die ein anschauliches und übersichtliches Bild der Tierwelt Nordostafrikas boten.



Von der Geweihausstellung im Borsigpalais zu Berlin: Die afrikanischen Jagdtrophäen des Freiherrn von Erlanger.
Phot. Franz Kühn, Berlin.

Schluss des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE.

Nummer 7. Berlin, den 15. Februar 1902. 4. Jahrgang.



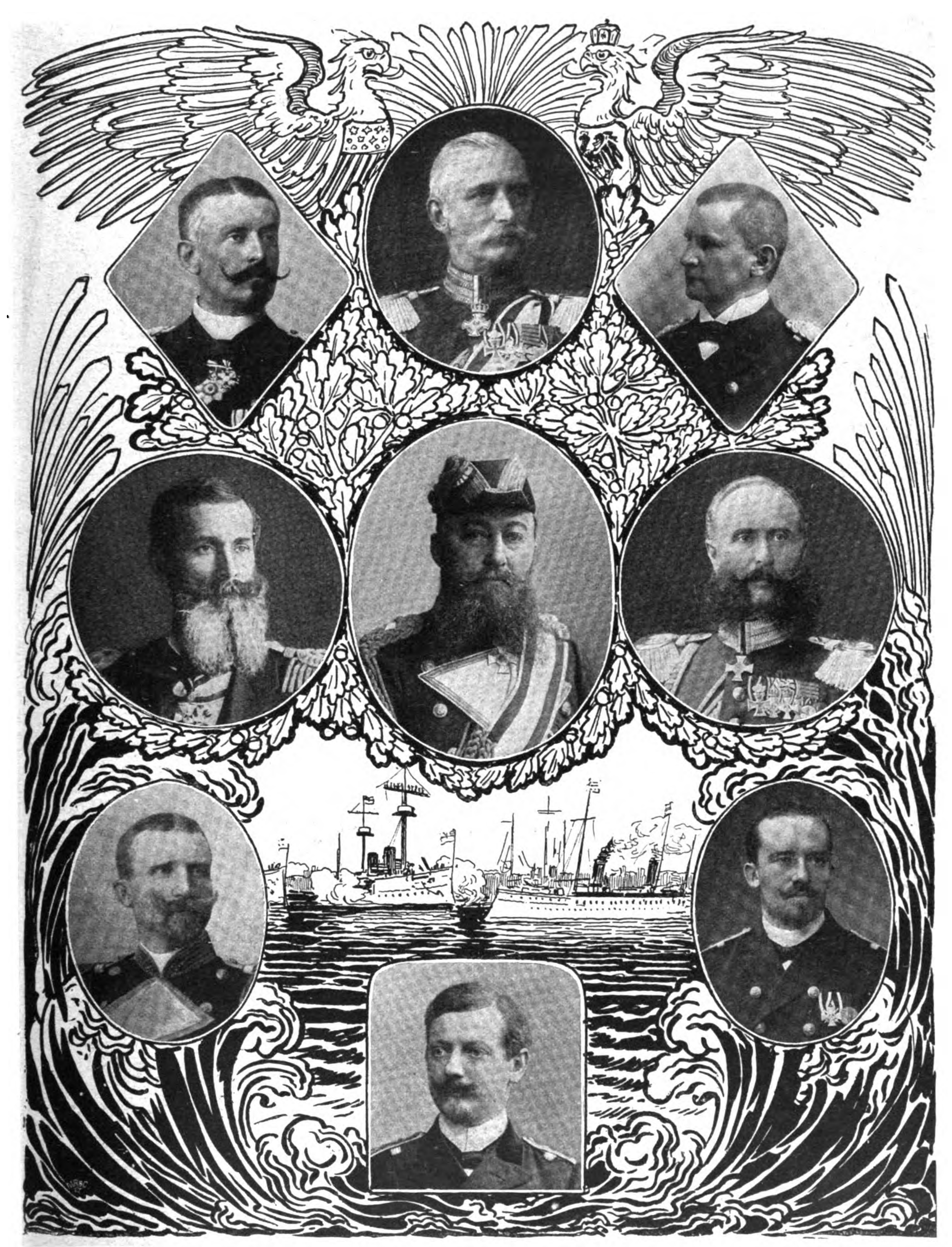
Zur Taufe der Kaiserjacht in Amerika:
Die neuste Porträtaufnahme von Alice Roosevelt, der Tochter des amerikanischen Präsidenten.



Von der Beisetzung des bei Antwerpen verunglückten Luftschiffers Bartsch von Sigsfeld in Ballenstedt am 7. Febr.: Der Trauerzug.
Photographische Momentaufnahme.



Frhr. v. Wangenheim. Diederich Hahn
Die IX. Generalversammlung des Bundes der Landwirte im Zirkus Busch in Berlin am 10. Februar: Diederich Hahn erstattet den Geschäftsbericht.
Spezialaufnahme für die „Woche" von Zander & Labisch, Berlin.



Korvettenkapitän von Grumme. General von Plessen. Kapitän z. S. von Müller.
Vizeadmiral von Eisendecher. Vizeadmiral Staatsminister von Tirpitz. Vizeadmiral Freiherr von Seckendorff.
Kapitänleutnant Schmidt von Schwind. Marinestabsarzt Dr. Reich. Kapitänleutnant von Trotha.

Die Begleiter des Prinzen Heinrich auf seiner Amerikafahrt.

Photographische Aufnahmen.


Frau Rattazzi de Rute †
französische Schriftstellerin.


Emil Drach †
hervorragender Schauspieler u. Regisseur.


Thomas Sidney Cooper †
bedeutender englischer Tiermaler.

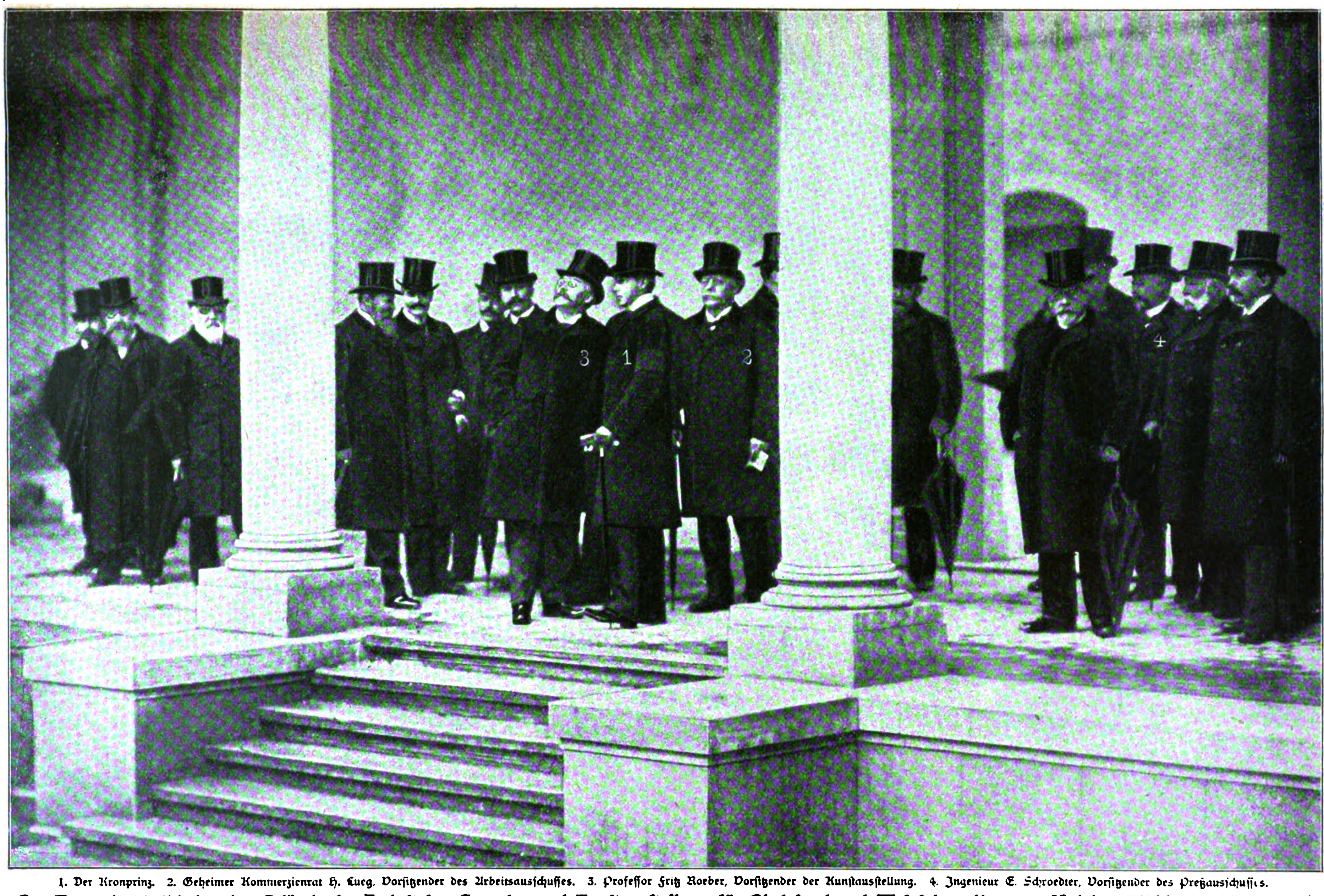

Viktorine Gräfin Buttler-Haimhausen †
bekannte Frauenrechtlerin.


Zur goldenen Hochzeit des Erzherzogs Rainer und der Erzherzogin Marie von Oesterreich am 21. Februar.
Photographische Aufnahmen des Hofphotographen Fritz Kuozer, Wien


Kardinal Ciasca †
Generalprokurator des Augustinerordens.


Der sächsische Finanzminister von Watzdorf,
reichte seine Demission ein.


Graf Egon von Fürstenberg-Herdringen †
Mitglied des preußischen Herrenhauses.



1. Der Kronprinz. 2. Geheimer Kommerzienrat H. Lueg, Vorsitzender des Arbeitsausschusses. 3. Professor Fritz Roeber, Vorsitzender der Kunstausstellung. 4. Ingenieur E. Schroedter, Vorsitzender des Preßausschusses.

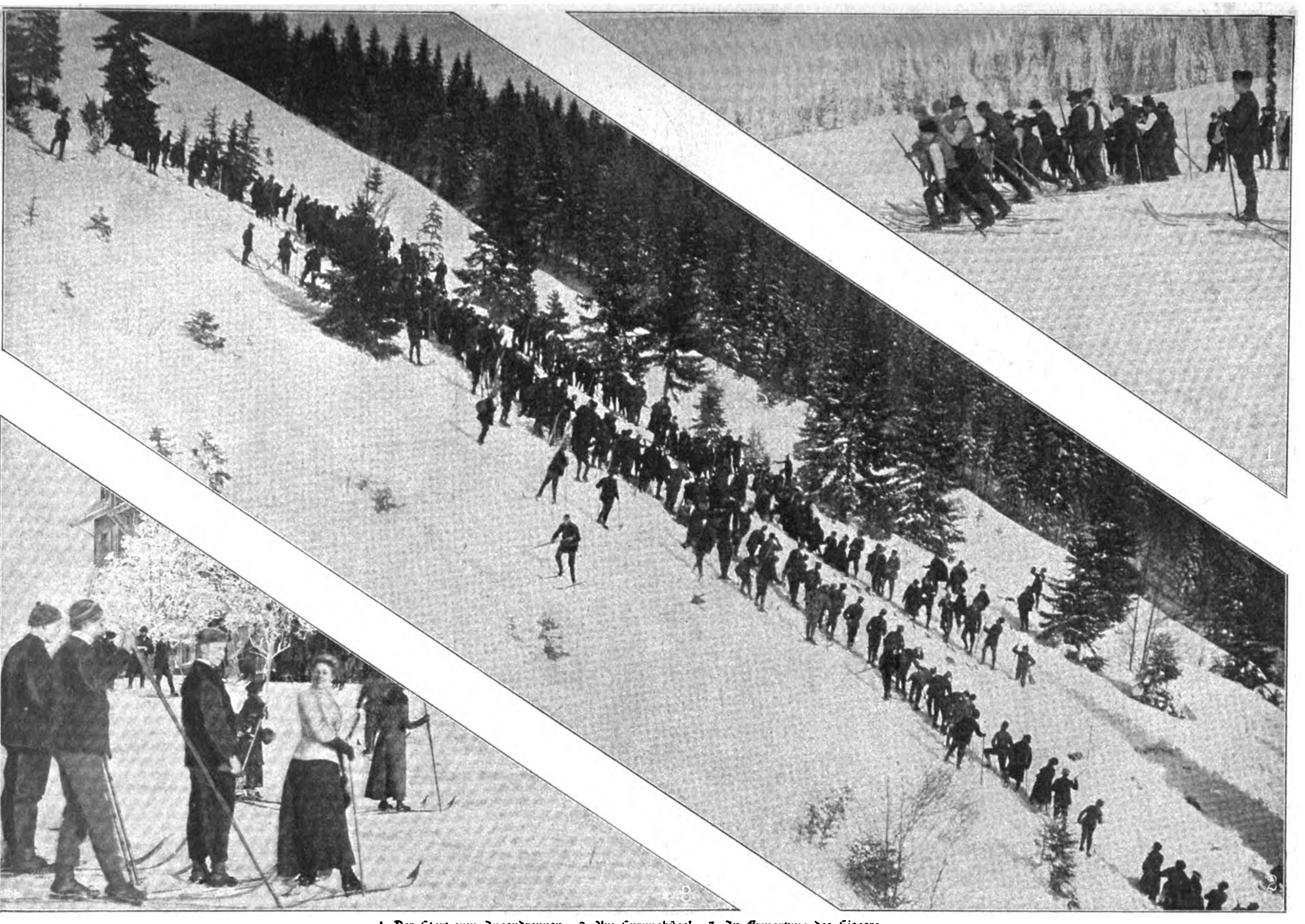
Der Kronprinz besichtigt das Gelände der Industrie-, Gewerbe- und Kunstausstellung für Rheinland und Westfalen, die am 1. Mai in Düsseldorf eröffnet wird.

Spezialaufnahme für die „Woche" von Franz Kühn.



Von der furchtbaren Dynamitexplosion in der 40. Strasse von Neuyork am 27. Januar: Die Trümmerstätte.

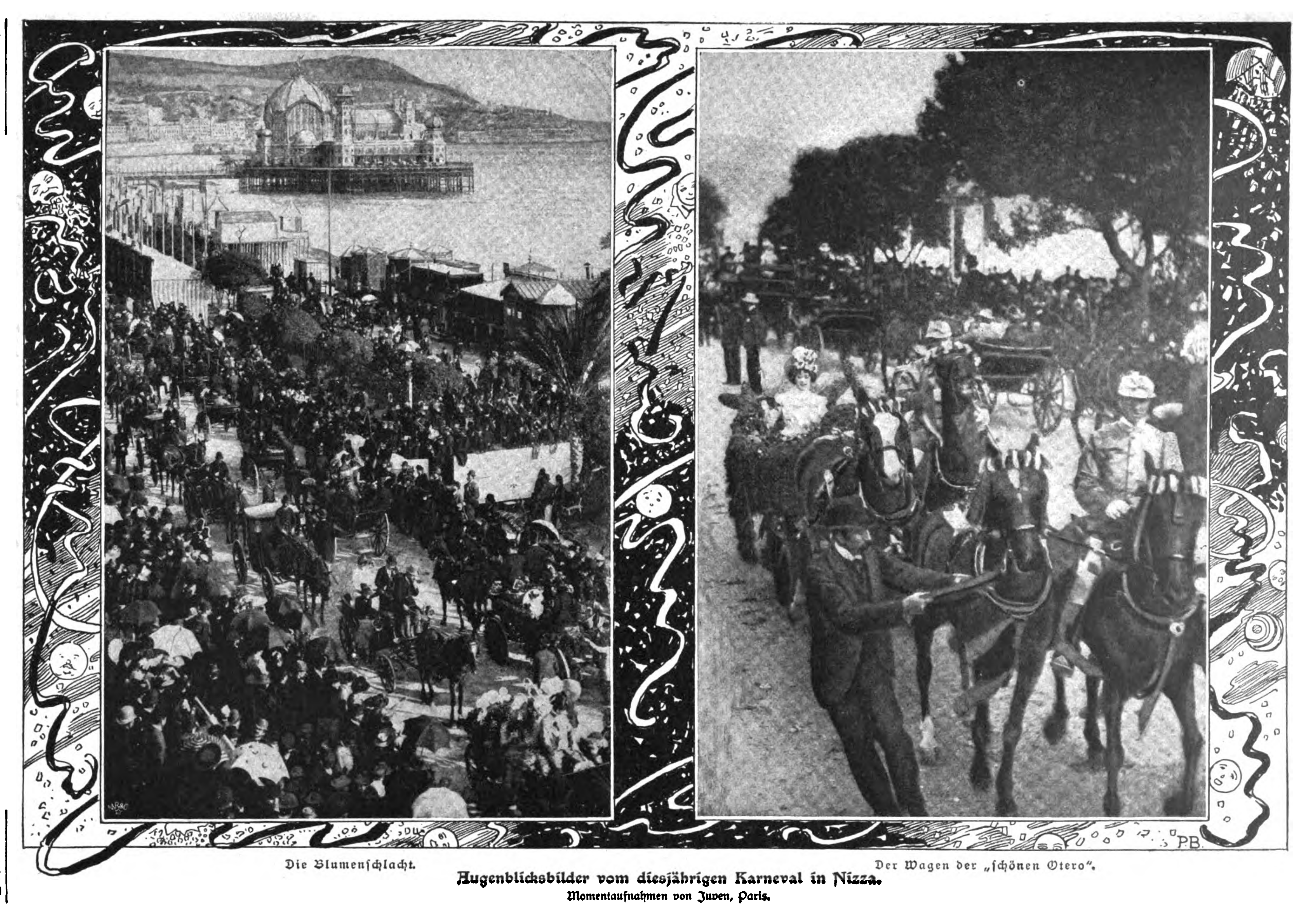
Photographische Momentaufnahme.



1. Der Start zum Jugendrennen. 2. Am Sprunghügel. 3. In Erwartung des Siegers.

Von den grossen Skiwettrennen auf dem Feldberg im Schwarzwald am 1. und 2. Februar.

Photographische Momentaufnahmen.



Die Blumenschlacht.

Der Wagen der „schönen Otero".

Augenblicksbilder vom diesjährigen Karneval in Nizza.

Momentaufnahmen von Juven, Paris.

Unsere Bilder.

Zur Amerikafahrt des Prinzen Heinrich (Abbildungen Seite 269 und 271). Mitten in die Vorbereitungen zur Reise des Prinzen Heinrich und zu seinem Empfang in Amerika ist die beunruhigende Nachricht von der schweren Erkrankung Theodor Roosevelts, des ältesten Sohnes des Präsidenten, gefallen. Sie hat einen Schatten in die gehobene Stimmung diesseits und jenseits des Ozeans geworfen, und die Gefahr erscheint nicht ausgeschlossen, daß sie einen Aufschub der ganzen Festlichkeiten zur notwendigen Folge haben wird. Ueberblicken wir noch einmal, wie sich die ganze Angelegenheit entwickelt hat. Kurz nach Neujahr richtete der Kaiser, einer jener impulsiven Eingebungen der Liebenswürdigkeit folgend, durch die er schon so oft die Herzen fremder Völker höher schlagen gemacht hat, an Miß Alice Roosevelt, der ältesten Tochter des Präsidenten, die Einladung, den Taufakt an seiner auf einer amerikanischen Werft der Vollendung entgegengehenden neuen Jacht zu vollziehn. Nachdem die Einladung freundlich, wie sie ergangen, angenommen war, traf der Kaiser die Anordnung, daß die „Hohenzollern" zu den Festlichkeiten nach Neuyork fahren und ihn selbst sein Bruder, der Prinz Heinrich, vertreten solle. Sobald dies bekannt geworden war, regte sich allenthalben in Amerika der Wunsch, den Prinzen festlich begrüßen zu dürfen, und alsbald wurden großartige Vorbereitungen zu den verschiedensten Veranstaltungen getroffen, die zu Ehren des hohen Gastes beabsichtigt werden. Aber nicht minder wie drüben wurden von zuständiger Stelle auch in Deutschland unverzüglich die vorbereitenden Schritte zur Ausführung des kaiserlichen Plans gethan. Die „Hohenzollern" hat bereits am 18. Januar Kiel verlassen, und der Termin für die Abreise des Prinzen Heinrich ist festgesetzt. Eine glänzende Suite wird ihn begleiten: der Generaladjutant des Kaisers, General von Plessen, der Staatssekretär des Reichsmarineamts, Vizeadmiral von Tirpitz, und die Vizeadmirale von Eisendecher und Freiherr von Seckendorff, Korvettenkapitän von Grumme, Kapitän z. S. von Müller, die Kapitänleutnants Schmidt von Schwind und von Trotha und Marinestabsarzt Dr. Reich. Man kann nur wünschen, daß die Angst um das Leben des erkrankten Theodor Roosevelt möglichst bald von der Familie genommen wird, damit die Festlichkeiten, so wie sie in Aussicht genommen sind, von statten gehn können. Miß Alice Roosevelt, der bei dem Stapellauf der Jacht selbst die bedeutsamste Rolle zufällt, stammt aus des Präsidenten erster Ehe. Sie steht im blühenden Alter von achtzehn Jahren, eine jugendlich schöne Erscheinung, von der Natur reichlich mit allen Gaben bedacht, die es ihr leicht machen, zu repräsentieren.

Der IX. Generalversammlung des Bundes der Landwirte (Abb. S. 270), die am 10. Februar wie üblich im Zirkus Busch in Berlin abgehalten wurde, hat man mit womöglich noch größerer Spannung entgegengesehen als den vorangegangenen. Sollte sie doch die formelle Entscheidung darüber bringen, wie sich die über ganz Deutschland verbreitete Vereinigung, die nach Abschluß des deutsch-russischen Handelsvertrags gebildet wurde, um mit aller Energie die Interessen der notleidenden deutschen Landwirtschaft wahrzunehmen, zu dem von der Regierung dem Reichstag unterbreiteten Zolltarif stelle. Man wußte es ja längst, daß der Bund mit der Höhe der Zölle auf Getreide, die in der Regierungsvorlage vorgeschlagen sind, nicht zufrieden sei. Danach soll durch die Einführung von Minimalzöllen die Sicherheit geboten werden, daß die Sätze für die wichtigsten Getreidearten auch beim Abschluß neuer Handelsverträge nicht unter eine bestimmte Grenze herabgedrückt werden, die sich auf oder etwas über der Höhe des alten autonomen Zolltarifs hält. Der Bund ist aber der Ueberzeugung, daß die zuletzt vom Fürsten Bismarck der Landwirtschaft zugestandenen Zölle heute bei weitem nicht mehr genügen. Allein das letzte Wort war offiziell noch nicht gesprochen, und man konnte nicht sagen, ob es mehr oder weniger scharf ausfallen werde, besonders, da unmittelbar vorher der Reichskanzler Graf Bülow auf dem Festmahl des Deutschen Landwirtschaftsrats ziemlich unzweideutig erklärt hatte, daß die verbündeten Regierungen weiter als in dem neuen Zolltarifentwurf den Wünschen der Landwirte nicht entgegenkommen könnten. Nun, in der Sache ist der Bund fest geblieben. Die Generalversammlung hat eine Resolution einstimmig angenommen, in der es heißt: „Die Vorlage der verbündeten Regierungen ist für die deutsche Landwirtschaft nicht annehmbar; sollte es nicht gelingen, derselben in den Beratungen des Reichstags eine Gestalt zu geben, die den berechtigten Forderungen der deutschen Landwirtschaft entspricht, so erwartet der Bund der Landwirte die Ablehnung derselben." Die Reden, die in der Versammlung gehalten wurden, waren wohl nicht ganz so scharf wie früher, aber sie ließen an Offenheit nichts zu wünschen übrig, und auch Graf Bülow mußte den Vorwurf aus dem Mund des Vorsitzenden Dr. Rösicke-Görsdorf hören, daß es in seinem Herzen schaurig kalt für die Landwirte aussehe. Im übrigen waren mit dem Bundesvorsitzenden Freiherrn von Wangenheim auch die andern Redner von Kampfesfreudigkeit beseelt. Eine Ausnahme machte nur der Führer der Konservativen im Parlament, Graf Limburg-Stirum. Er ist der Meinung, daß die Landwirte einen besseren Reichskanzler als den durch die Schule des Fürsten Bismarck gegangenen Grafen Bülow nicht bekommen werden; zwar genügt auch ihm die Regierungsvorlage nicht, aber ein Glück kann er in ihrer Ablehnung nicht erblicken. Man muß nun abwarten, ob auf die Haltung der Regierung das Votum des Bundes eine Wirkung ausüben wird, der im letzten Jahr noch bedeutend stärker geworden ist. Denn, wie Dr. Diederich Hahn in seinem Rechenschaftsbericht mitteilte, zählt er zur Zeit 250000 Mitglieder, das heißt 18000 mehr als im Jahr vorher.

Die Beisetzung des Hauptmanns Bartsch von Sigsfeld (Abb. S. 270). Den unglücklichen Hauptmann Bartsch von Sigsfeld vom Luftschifferbataillon, der ein Opfer seines Wissensdurstes geworden ist, deckt nun die kühle Erde. Von Antwerpen ist seine Leiche nach Ballenstedt am Harz, nach dem Hause seiner betagten Mutter übergeführt und dort am 7. Februar beigesetzt worden. Unter allgemeinster Teilnahme der Bevölkerung wurde der Verewigte mit allen militärischen Ehren zur letzten Ruhe gebettet. Für die Familie werden die außergewöhnlichen Auszeichnungen, die ihm noch im Tode zu teil geworden sind, einen gelinden Trost gebildet haben, denn in dem Trauerzug ließ sich sowohl der Kaiser, dessen Kranz dicht hinter dem Sarg getragen wurde, durch den Kommandeur des vierten Armeekorps General der Infanterie von Klitzing vertreten, wie der Herzog von Anhalt, der zur Zeit in Ballenstedt, selbst leidend, residiert. Ebenso vertrat Oberbürgermeister Wendt die Stadt.

Unser Kronprinz in Düsseldorf. (Abb. S. 273). Am 1. Mai dieses Jahres wird bekanntlich in Düsseldorf eine Industrie- und Gewerbeausstellung für Rheinland, Westfalen und den Regierungsbezirk Wiesbaden eröffnet werden, mit der eine nationale deutsche Kunstausstellung verbunden wird. Der Kaiser bringt dem großangelegten Unternehmen sein lebhaftestes Interesse entgegen, und der Kronprinz hat das Protektorat über die Ausstellung übernommen. Er hat neulich den Veranstaltern einen sprechenden Beweis dafür geliefert, daß er nicht nur dem Namen nach, sondern in der That Protektor, Schützer sein will; er ist nach Düsseldorf gekommen, hat das Gelände der Ausstellung und die Vorarbeiten in Augenschein genommen und Vorträge über die Bedeutung des Unternehmens halten lassen. Nach seiner Ankunft wurde zunächst in dem festlich geschmückten Saal des Kunstpalastrestaurants ein Frühstück eingenommen, bei dem der Geheime Kommerzienrat H. Lueg, der Vorsitzende

des Arbeitsausschusses, einen Trinkspruch auf das Wohl des Kronprinzen ausbrachte. Herr Lueg entwarf dann auch eine allgemeine Schilderung von dem, was die Ausstellung bringen wird, von deren Umfang man sich eine ungefähre Vorstellung machen kann, wenn man hört, daß nicht weniger als 160 Bauten im Werte von vielleicht 10 Millionen Mark ausgeführt worden sind. Es können hier nicht alle Einzelheiten erwähnt werden, aber das mag hervorgehoben werden, daß die Gruppe Bergbau noch auf keiner Ausstellung so großartig vertreten gewesen ist, wie es in Düsseldorf der Fall sein wird. Nach Herrn Lueg ergriff Professor Fritz Roeber das Wort und gab in ähnlicher Weise einen Ueberblick über die kunsthistorische und Kunstausstellung, deren Vorsitzender er ist. Hieran schloß sich eine Besichtigung des Geländes, bei der wegen heftigen Schneesturmes sogar Wagen benutzt werden mußten, und schließlich folgte noch ein kurzes Beisammensein im Restaurant des Kunstpalastes.

Erzherzog Rainer und Erzherzogin Marie von Oesterreich (Abb. S. 272) feiern am 21. Februar ihre goldene Hochzeit. Erzherzog Rainer wurde in Mailand am 11. Januar 1827 geboren, Erzherzogin Maria am 10. September 1825. Das Paar, das in kinderloser Ehe lebt, genießt in Wien große Popularität, schon vor Monaten konnte man in der österreichischen Presse sympathische Hinweise auf das jetzt bevorstehende seltene Ereignis am kaiserlichen Hof finden. Erzherzog Rainer bekleidet in der österreichischen Armee den Rang eines Feldzeugmeisters und Oberstkommandierenden der Landwehr der im Reichsrat vertretenen Kronländer.

Dynamitexplosion in Neuyork (Abb. S. 274). Kaum hat sich in Neuyork die Erregung über den Zusammenstoß zweier Züge der Untergrundbahn einigermaßen gelegt, da wird von einem neuen Unglück berichtet, das gleichfalls von schrecklichen Folgen begleitet war. Und wie an jene Katastrophe die Unachtsamkeit eines Lokomotivführers die Schuld trug, so an dieser neusten, wie es scheint, die grobe Fahrlässigkeit verantwortlicher Personen. Es war um die Mittagszeit am 27. Januar, als in einem Materialschuppen nahe dem Zentralbahnhof eine furchtbare Detonation erfolgte. Bald wurde es klar, in dem provisorischen Vorratshaus in der 40. Straße war das zum Gebrauch für die Unternehmer des Rapid-Franest-Tunnels niedergelegte Dynamit explodiert. Die Wirkung war verheerend; die Straße glich alsbald förmlich einem Trümmerhaufen. Ein großes Wasserzuflußrohr wurde zertrümmert, und die entströmenden Wassermengen überschwemmten mit Blitzesschnelle den 35 Fuß tiefen Tunnel Aus ihm heraus flogen Steine, Eisen und Holz gegen die umliegenden Häuser und vermehrten die Schäden, die bereits durch den kolossalen Luftdruck entstanden waren. Leider aber ist es mit dem Materialschaden allein nicht abgethan, vielmehr sind auch große Verluste an Menschenleben zu beklagen. Acht Personen sind getötet worden und weit über 100 verletzt; kaum einer, der im Augenblick der Explosion sich an der Unglücksstätte befand, ist ganz unversehrt davongekommen.

Skiwettrennen im Schwarzwald (Abb. S. 275). Noch nicht gar so lange ist es her, daß weite Kreise in Deutschland das Skilaufen nicht anders als dem Namen nach kannten und sich darunter einen Sport vorstellten, der nur auf der skandinavischen Halbinsel ausgeübt werde. Inzwischen hat der Skilauf auch bei uns Verbreitung gefunden, und wenn man in den großen Städten der Ebene so gut wie nichts davon zu sehen bekommt, draußen, zumal in den Bergen, wird er von Militär und Zivil eifrig gepflegt. Ihre Kräfte zu erproben, hatten sich nun am 1. und 2. Februar die Skiläufer auf dem Feldberg im Schwarzwald Stelldichein gegeben. Eine ganze Reihe verschiedenartiger Wettkämpfe, wie in andern Arten des Sports, wurden veranstaltet; da gab es Jugendrennen, Dauerrennen, Sprungrennen, und sogar internationale Meisterschaften wurden ausgelaufen.

Der Karneval in Nizza (Abb. S. 276). Wie alle Jahre hat auch in diesem Winter der Karneval an der Riviera zu allen möglichen und unmöglichen Veranstaltungen Anlaß gegeben. In den vornehmen Badeorten, wo ja neben manchem Genesung Suchenden so viele lediglich Vergnügen Suchende Aufenthalt nehmen, haben die Festlichkeiten freilich einen andern Charakter als bei uns am Rhein. Während hier die Gemütlichkeit die Hauptsache bleibt, ist es dort die Pracht, aber lustig genug geht es immerhin auch dort zu. Besonders viel wurde wieder in Nizza veranstaltet, und namentlich die Blumenschlacht bot einen wundervollen Anblick. Wem die Palme gebührte, darüber gingen natürlich die Meinungen auseinander, aber sehr viele plädierten für die noch immer „schöne“ Otero.

Personalien (Porträts S. 272). An längst verklungene Zeiten erinnert der Name der Schriftstellerin Frau Rattazzi-de Rute, die am 5. Februar in Paris gestorben ist. Eine Enkelin Lucien Bonapartes, heiratete sie in erster Ehe einen Grafen Solms. Später vermählte sie sich mit dem italienischen Staatsmann Rattazzi, auf den sie so großen Einfluß gewann, daß er mit ihr gemeinsam in Italien lebhaft französische Interessen förderte. Nach seinem Tod ging sie eine dritte Ehe mit dem Spanier de Rute ein, dem sie nach Madrid folgte. Hier entstand ihr zweibändiges Werk „Rattazzi und seine Zeit“, das einen nicht unwichtigen Beitrag zur Geschichte des vorigen Jahrhunderts bildet. — Mit Emil Drach, der die letzte Zeit seines Lebens in geistiger Umnachtung hinbrachte, ist ein reich begabter Künstler dahingegangen. Er wurde zuerst als Mitglied des berühmten Meininger Ensembles bekannt, das durch seine Wandervorstellungen einen so tiefgehenden Einfluß auf die Regieführung der deutschen Bühnen ausgeübt hat. Später wirkte er als Schauspieler, namentlich als Heldendarsteller und Regisseur in Berlin, dann in Dresden und schließlich in München. Hier trat er an die Spitze des von Meßthaler gegründeten Deutschen Theaters und gründete dann selbst das Münchner Schauspielhaus. Als Direktor förderte er mit großem Eifer die moderne dramatische Kunst, aber der materielle Erfolg war nicht mit ihm, und am letzten Ende unterlag sein Geist im Kampf mit finanziellen Schwierigkeiten. — Englands größter Tiermaler Thomas Sidney Cooper ist in dem seltenen Alter von beinahe 99 Jahren gestorben. Fast ein Jahrhundert also hat der am 26. September 1803 geborene Künstler gelebt und geschaffen. Denn noch im Jahr 1900 stellte er, wie er es Jahrzehnte hindurch gethan, vier große Gemälde, „Die vier Jahreszeiten“, in der Königlichen Akademie in England aus. Wenn je ein Künstlerleben, darf somit das seine als ein glückliches bezeichnet werden. — Die deutsche Frauenwelt hat eine der ersten und bedeutendsten Vorkämpferinnen für ihre Rechte und Interessen verloren. In München schied die Gräfin Viktorine Buttler-Haimhausen aus dem Leben, die kurz vor Weihnachten ihren neunzigsten Geburtstag gefeiert hatte. — In Rom verschied, 67 Jahre alt, der Generalprokurator des Augustinerordens und Generalsekretär der Propagandaabteilung Kardinal Ciasca, ein treuer Freund und eifriger Anhänger Rampollas. Zum Kardinal war er 1899 ernannt worden. — In Paderborn starb im fünfundachtzigsten Lebensjahr der Erbtruchseß im Herzogtum Westfalen Franz Egon Graf von Fürstenberg-Herdringen. Der Verewigte, der im Jahr 1854 auf Lebenszeit als Mitglied ins preußische Herrenhaus berufen wurde, war ein eifriger Freund und Förderer der Vollblutzucht und des Rennsports. — Im Königreich Sachsen ist ganz unvermutet eine Ministerkrisis ausgebrochen. Zwischen der überwiegend aus Konservativen bestehenden zweiten Kammer und dem Finanzminister von Watzdorf kam es zu einem Konflikt, weil dieser sich bedeutender Etatsüberschreitungen hatte zu schulden kommen lassen. Das Ministerium erklärte sich mit dem Finanzminister solidarisch und reichte seine Entlassung ein. Der König nahm indessen die Gesamtdemission nicht an, sondern berücksichtigte nur das Abschiedsgesuch des Finanzministers, dessen Nachfolger Justizminister Dr. Rüger wurde.



Wunderkuren.*)

Vom

Wirkl. Geheimen Rat Professor Dr. **Adolf Kußmaul.**

Unter dem Namen Wunderkuren begreift das Publikum auffallende Heilungen mannigfacher Art.

Bisweilen ist es der Zufall, der Heilungen fertigbringt, die den behandelnden Arzt selbst in Verwunderung setzen und ihm den weder erstrebten, noch erwünschten Ruf eines Wunderdoktors einbringen. Eine ergötzliche Geschichte aus seiner Praxis hat mir mein Vater erzählt.

Eines Tags kam ein Bote aus einem entfernten Dorf des Rheinthals nach Graben, wo mein Vater damals praktizierte, und verlangte ihn zu einem Bauern, der sich seit einigen Wochen übel fühlte, wenig mehr aß, mager und schwach wurde und das Bett hütete. Die Sache eile nicht, ließ der Kranke sagen, könne mein Vater nicht selbst in den nächsten Tagen kommen, so möge er ihm einstweilen eine Arznei durch den Boten schicken. Mein Vater verschrieb ihm eine Eibischabkochung mit Sirup, die keinesfalls schaden konnte, und machte sich nach einigen Tagen auf den Weg zu dem Kranken.

Inzwischen hatte der unschuldige Trank Wunder gethan. Der Bauer war außer Bett und ließ sich, als mein Vater bei ihm eintrat, gerade eine gebratene Taube schmecken und trank ein Glas Wein dazu. Er begrüßte meinen Vater vergnügt: „Herr Doktor, das habt ihr gut gemacht, aber es war eine Roßkur, sie hat mich gründlich ausgefegt und die Krankheit ausgetrieben. Zum zweitenmal brächt ich die Ameisen nicht hinunter, auch blieben noch einige übrig in dem Arzneifläschchen, es steht dort am Fenster."

Erstaunt betrachtete mein Vater den Rest der Arznei. Sie enthielt große Ameisen. Ihre scharfe Säure oder der Ekel, mit dem sie der Bauer hinabgewürgt, hatte wie ein starkes Brechmittel ihm die Gesundheit wiedergebracht — so viel stand fest. Wie aber waren die Insekten in die Arznei gekommen? Nicht ohne Schwierigkeit gelang es meinem Vater, das Rätsel zu lösen.

Der Bote, der die Arznei geholt hatte, war des Bauers Knecht, der Tag war heiß gewesen, der Knecht müde. Im Schatten eines Föhrenwaldes, den er passieren mußte, ließ er sich nieder, um zu ruhen, nahm die Arzneiflasche aus der Tasche und legte sie zur Seite. Der Schlaf überkam ihn, und als er aufwachte, fand er den Stöpsel ausgetrieben; wie das gekommen, wußte er nicht zu sagen, vielleicht hatte er selbst aus Neugierde ihn herausgenommen und den Trank versucht. Ein kleiner Teil der Arznei war ausgeflossen, aus einem nahen Ameisenhaufen wanderten die Tierchen in langer Prozession zu dem süßen Saft und in die Flasche. Eilig verschloß er die Flasche, steckte sie wieder zu sich und ließ, heimgekehrt, ruhig seinen Herrn, dessen Zorn er fürchtete, die Arznei samt den Ameisen nach Vorschrift stündlich einen Eßlöffel voll genießen.

Auch eine Namensverwechslung kann zur Wunderkur führen, wovon uns Naegele eine lächerliche Geschichte zum besten gab.

An der Heidelberger Hochschule war von 1806—1824 Hofrat Schelver Professor der Botanik. Er befaßte sich neben der Botanik mit magnetischen und Kräuterkuren und stand beim Landvolk im Ruf eines Wunderdoktors. Eines Tags bat ihn eine Bauersfrau um ein Mittel gegen Rheumatismus, ihr Mann habe den „Fluß" im rechten Arm und sei unfähig, ihn zu gebrauchen. Er riet, Hahnenfuß auf den Arm zu binden, und meinte damit den scharfen Wiesenranunkel, aber die gute Frau schlachtete ihren alten Haushahn, schnitt ihm die Beine ab und band sie auf den Arm. Der Fluß heilte, und der Professor erfuhr mit Verwunderung, welche Heilkraft in den Beinen des Haushahns gesteckt habe.

Derlei Kuren sind eher wunderliche Kuren als wirkliche Wunderkuren. Das Wunder beginnt erst dann, wenn der Glaube Berge versetzt und scheinbar Unmögliches fertigbringt.

Als Student erlebte ich eine solche Kur in meines Vaters Praxis. Ich ging mit ihm an der Wohnung eines kleinen Handwerkers in Wiesloch vorbei, dessen Frau er an einem unheilbaren Krebsleiden behandelte. Der Mann, ein guter Mensch und meinem Vater aufrichtig zugethan, hatte ihn kommen sehen, lief eilig heraus und lud ihn ein, ins Haus zu treten und sich von der unerwartet erfolgten Heilung seiner Frau zu überzeugen. Es sei ein großes Wunder geschehen. Die Frau habe hinter dem Rücken ihres Mannes einen Wunderdoktor kommen lassen, einen Bauern aus einem entfernten Dorf, der im Ruf stehe, schon viele in den Augen der Aerzte unheilbare Kranke rasch kuriert zu haben. Der Doktor sei heute dagewesen, habe der Kranken den Leib mit Salbe bestrichen, die Krankheit mit geheimkräftigen Worten besprochen und ihr zuletzt befohlen, im Namen Gottes aufzustehen und zu wandeln. Darauf habe sie das Bett verlassen, was sie seit vielen Wochen nicht mehr gekonnt, und wandle jetzt ohne Stütze durch das Zimmer. Mein Vater ließ mich mit zu der Kranken gehen, das arme Weib, blaß und abgezehrt, stand wirklich frei im Zimmer, blickte verzückt zum Himmel und pries die Gnade Gottes und den Wunderthäter, der ihr geholfen habe. — Die Kur half nicht lange. Die ungeheure Aufregung, worin sich die Kranke befand, beschleunigte den tödlichen Ausgang des Leidens, nach wenigen Tagen trug man sie hinaus.

Die Psychologie beginnt erst seit kurzem, die Vorgänge im Nervensystem da, wo leibliches und seelisches Geschehen sich verflechten, mit den Strahlen der psychophysischen Untersuchungsmethoden zu beleuchten. Noch immer herrscht hier tiefe Dunkelheit, und es giebt kein Gebiet der Medizin, wo der Aber- und Wunderglaube größere Triumphe feierte als gerade auf diesem. Phantasten und Schwindler treiben hier ihr geschäftiges Wesen, und selbst der ernste Forscher fällt leicht in gefährliche Fallstricke.

Die Rolle, die in der ersten Hälfte des Jahrhunderts der tierische Magnetismus ausschließlich spielte, muß er heute mit dem Hypnotismus und der Suggestion teilen. Die hypnotische Suggestionstherapie verstößt gegen einen der obersten Grundsätze in der Behandlung der Nervenkrankheiten: alles zu meiden, was das geschwächte Ich noch mehr schwächt, und nichts zu unterlassen, was es

*) Mit Genehmigung des Verfassers und des Verlages Adolf Bonz & Co, Stuttgart, den „Jugenderinnerungen eines alten Arztes" entnommen.

kräftigt und insbesondere den ohnmächtigen Willen aufrichtet. Nur zu leicht macht sie den Kranken zum energielosen Werkzeug des Hypnotiseurs und zum traurigen, moralischen Schwächling.

Zu den echten Wunderkuren gehören die meisten Kuren, die als sympathetische bekannt sind. Sie finden noch heute, in dem Zeitalter der großen Entdeckungen auf allen Gebieten der Naturwissenschaft und der Enthüllung so vieler, den Alten unbegreiflicher Geheimnisse, auch unter den Gebildeten häufig Gläubige, ja es scheint, als ob die neu entdeckten und oft verblüffenden scheinbaren Naturwunder gerade unter den Gebildeten der Wundersucht Vorschub leisteten. — Aus welchem Dünger des dicksten Aberglaubens die meisten sympathetischen Volksmittel wie Pilze hervorschossen, mag die Sammlung lehren, die ein ehemaliger, äußerst schreibseliger Dozent der Rostocker Fakultät, Dr. G. F. Most, unter dem Titel herausgab: „Die sympathetischen Mittel und Kurmethoden," Rostock 1842.

Dennoch mag ein und das andere sympathetische Mittel mit demselben Recht eine unbefangene Prüfung verdienen, wie sie die ekelhaften Arzneistoffe des Moschus, Bibergeils, der gepulverten Küchenschabe (Blatta orientalis) gefunden haben, und wie sie die heutige, oft überaus kindische Organotherapie findet.

Als ein sympathetisches, der Prüfung nicht unwertes Volksmittel dürfte sich die sogenannte „Taubenkur" bei den eklamptischen Anfällen der Kinder empfehlen. Das Volk am Ober- und Mittelrhein nennt derlei Krämpfe Gichter, in Bayern Fraisen. Das Verfahren ist einfach. Man preßt den Börzel einer lebenden Taube an den After des befallenen Kindes; nach kurzer Zeit sollen die Krämpfe aufhören. Ich habe das Mittel einmal in den fünfziger Jahren unter dringenden Umständen, wo mich die Verzweiflung der Eltern in große Verlegenheit brachte, weil verschiedene andere Verfahren völlig versagten, angewendet, und die Krämpfe verschwanden fast augenblicklich. Sie hatten schon einen halben Tag anhaltend fortgedauert, das Schauspiel war äußerst traurig, die Ursache eine tuberkulöse Entzündung der Rückenmarks- und Gehirnhäute, die sich zu einer Caries der Rückenwirbel gesellt hatte. Der Vater war Naturforscher und mir befreundet, ich schlug ihm vor, das unschädliche Mittel zu versuchen. Es waren Tauben zur Hand, man holte ein prächtiges, gut gefüttertes, warmes Tierchen aus dem Taubenschlag und legte es nach Vorschrift an. Nach wenigen Sekunden festen Anpressens, wobei die Taube heftig zitterte, streckte sich der Knabe wie bei Tetanus, und damit hatten die Zuckungen ein Ende, kamen auch bis zum Tod, der nach vierundzwanzig Stunden eintrat, nicht wieder.

Nicht lange nachher leistete mir eine modifizierte „Taubenkur" eigener Erfindung gute Dienste bei einem alten, von argen „Herzkrämpfen" schon lange heimgesuchten hysterischen Fräulein. Die Dame stammte aus vornehmem Hause und war schon mit sechzehn Jahren wegen nervöser Leiden nach Heidelberg in die magnetische Behandlung des erwähnten Professors Schelver gebracht worden, doch hatte er wenig ausgerichtet. Die Dame wurde allmählich an den Beinen gelähmt. Sie ließ sich eine kleine Villa in Neuenheim bauen. Als ich zu ihr gebeten wurde, hatte sie ihre Villa seit mehr als dreißig Jahren nicht mehr verlassen und seit sechzehn Jahren nicht mehr das Bett. Nach dem Tod Schelvers war sie homöopathisch behandelt worden, seit einigen Jahren hatte sie keinen Arzt mehr beigezogen. Ein treuer Kreis von Freundinnen scharte sich täglich um die liebenswürdige Kranke, eine von ihnen widmete sich ihr ganz, wohnte bei ihr und besorgte Haus und Küche, nachmittags kamen die andern von Heidelberg herüber. Um drei Uhr wurde sie regelmäßig von „Herzkrämpfen" befallen, die Arme litt unsäglich, sie versicherte bestimmt, ihr Herz bleibe oft zehn Minuten lang stehn! Die Freundinnen litten mit ihr, sie umstanden das Bett, die einen jammernd, die andern tröstend, wieder andere hilfreich beispringend mit Kölnischem Wasser, englischem Riechsalz, zarten Reibetüchern und dergleichen unentbehrlichen Dingen.

Zu dem Kreis dieser barmherzigen Gemeinde fand ein gutmütiger Sachse, ein stud. jur., Zutritt. Die Damen meinten magnetische Kräfte an ihm zu verspüren und baten ihn, einen Versuch damit an der kranken Freundin zu unternehmen. Er ließ sich dazu bewegen, es war kein Zweifel, seine Striche wirkten wohlthätig auf das gequälte Herz, und von nun an fuhr er jeden Nachmittag mit der Fähre über den Neckar zu der Dulderin, die seinem Fluidum mit Sehnsucht entgegenharrte. Aber er hatte seine Kraft überschätzt, am Ende des Semesters fühlte der Samariter sich erschöpft und elend, er mußte Heidelberg verlassen und suchte auf Rigikaltbad Erholung.

Bald nachdem der gute Sachse abgereist war, wählte mich eine der Freundinnen zu ihrem Arzt. Sie entdeckte an mir, was ich nicht gewußt, nicht einmal geahnt, magnetische Kräfte und veranlaßte die Kranke, mich zu sich zu bitten. Hier erfuhr ich erst von meinen verborgenen Tugenden, und weshalb man mich begehrte. Ich sollte die magnetische Kur, die der Kranken so wohlthätig gewesen, aufs neue aufnehmen. Sie flehte mich um Linderung ihres Leidens an und erweckte meine aufrichtige Teilnahme. Ihre edeln und feinen Züge, ihr weiches Silberhaar unter dem weißen Spitzenhäubchen, ihre sanfte Stimme und Duldermiene rührten mich, aber die magnetische Behandlung mußte ich ablehnen. Indem ich erwog, wie ich ihr nützen könne, fiel mir die Taubenkur ein. Ich erzählte ihr von dem Volksglauben, wonach schon die Gegenwart dieser angeblich so sanften Geschöpfe im Krankenzimmer die Nerven beruhige, und was ich kürzlich in der Praxis erlebt hatte. Ich schilderte ihr das Verfahren bei Krämpfen der Kinder, schlug ihr vor, Tauben anzuschaffen und beim Nahen der Herzkrämpfe sie an das Herz, den leidenden Teil, zu pressen. Meine Worte machten sichtlich Eindruck, und ich empfahl mich.

Nach vierzehn Tagen wurde ich wieder gerufen. Als ich die Thür des Krankenzimmers öffnete, gurrte mir ein zärtliches Pärchen Turteltauben entgegen. Die Freundinnen hatten Erkundigungen eingezogen und erfahren, daß von allen Tauben die Turteltauben die meiste beruhigende Kraft besäßen. Die Kranke dankte mir herzlich; mein Rat hatte sich bewährt. Sie hatte dabei eine merkwürdige Beobachtung gemacht. „Ich habe gefunden," erklärte sie, „daß ein Unterschied zwischen den Täubchen besteht, das Männchen übertrifft an wirksamer Kraft das Weibchen merklich."

Vor kurzem noch erfuhr ich von Verwandten der Dame, die hochbetagt aus dem Leben schied, daß ihr die Taubenkur noch viele Jahre lang Erleichterung gebracht habe.



Die junge Generation.

Roman von

Emma Merk.

2 Fortsetzung.

Als kühler, moderner Mensch wunderte sich Theo über die Rührung und Ergriffenheit, mit der Brandner seine Schwester anblickte und ihr immer wieder die Hand schüttelte.

„Nanu! Die Leute gucken uns ja an!“ dachte er und drehte überlegen seinen feinen, dunklen Schnurrbart in die Höhe.

Brandner war wirklich erschüttert von dieser Heimkehr.

„Mein altes München! Endlich! Endlich wieder da!“

Dabei eilte er schon mit raschen Schritten über den Bahnhofplatz und dachte gar nicht daran, einen Wagen zu nehmen, er behielt sogar seine Reisetasche in der Hand. Theo war entrüstet. Mit seinen Lackstiefeln sollte er über den schmutzigen Platz stapfen! Er pflegte zu fahren, wenn es irgend anging. Ueberdies machte die Mama ihm auch noch Zeichen, daß er dem Onkel die Tasche abnehmen sollte. Er fand es unerhört! Wenn man ihm begegnete, wie er am hellen Tag Packträgerdienste versah! Der „Alte“ schien ja rechte Hinterwäldlergewohnheiten zu haben, und der „Onkelkultus“, den er sich vorgenommen, konnte demnach sehr „strapazant“ werden.

„Wie viel hübscher es hier geworden ist! Wie viel größer, eleganter!“ rief Brandner in den Münchner Straßen.

„Wie schön es bei dir ist!“ sagte er auch in der Riedenhoffschen Wohnung, als Amalie ihn durch die hohen, üppig eingerichteten Zimmer führte. Aber als er seinen Schwager wiedersah, mußte er sich zusammennehmen, um sein Erschrecken zu verbergen. Der Major war vor seiner Erinnerung gestanden als ein solches Urbild selbstbewußter Kraft und schneidiger Strammheit. Was hatte das Leben aus ihm gemacht? Wie hatte es ihn gebeugt, zermürbt!

* * *

Martha und Lolo hatten gerade an diesem Tag ihr Amt als Verkäuferinnen bei dem Wohltätigkeitsbazar übernehmen müssen, und Amalie führte ihren Bruder zu allererst in die „Kaimsäle“, um ihm ihre Töchter vorzustellen. Mit einer gewissen Verblüffung betrachtete Georg den reichgeschmückten Raum. Eine Fülle von Teppichen und Stoffen, von Glanz und Pracht, von Dekorationen und Blumen! Der Zweck der Veranstaltung war doch: ein Asyl für arme kranke Kinder zu unterstützen! Und dafür dieser Prunk, diese Ueppigkeit, diese Toiletten! Amalie bemerkte sein verwundertes Kopfschütteln nicht. Sie interessierten nur ihre Töchter, besonders Lolo, über die sie sich zwar oft ärgerte, für deren Wesen sie aber doch mehr Verständnis hatte. Ob sie gut aussahen? Ob sie gefeiert waren, sich gut unterhielten? Lolo hätte mit ihrem Erfolg recht zufrieden sein können. Die Rosenlaube, in der sie verkaufte, um deren Arrangement sich die hübsche Baronin von Walderstein, eine der vornehmen Patronessen des Bazars, verdient gemacht, war ein reizender Rahmen für jugendliche Gestalten, und die Baronin hatte sich auch mit lauter anmutigen Erscheinungen zu umgeben gewußt. Lolo aber fiel auf durch das eigenartige Kostüm, das sie trug. Ein lose herabfallendes Gewand in weichem, mattrosa Atlas, mit einem kurzen Jäckchen aus Goldspitzen; ein Empirekleid und zugleich das Allermodernste — ganz „Jugend“, ganz Sezession. Die Damen sahen sie neidvoll an; die Herren sagten ihr Komplimente und kauften ihr Blumen ab. Aber sie war doch sehr enttäuscht und ärgerlich. Amtsrichter Dörmann befand sich nun seit vollen zwei Stunden im Saal, und mit ihr hatte er kaum ein Dutzend Worte gewechselt. Ueberall, bald da, bald dort, sah sie seine geschmeidige Gestalt, seinen blonden Kopf auftauchen; für jede ältere Würdenträgerin hatte er ein verbindliches Lächeln; an jede einflußreiche Persönlichkeit schob er sich heran und erhaschte eine Gelegenheit, um sich vorstellen zu lassen.

Ein boshafter Mensch hatte einmal bemerkt: „Der hübsche Amtsrichter habe von seinem Großvater, der Kammerdiener gewesen, das Talent geerbt, Bücklinge zu machen und sich demütig zu winden.“ Lolo war nun im Prinzip gar nicht dagegen, daß ein junger Beamter sich einzuschmeicheln suchte und ein bißchen streberte. Aber sie fand, bei einem Bazar sollten doch die Damen die Hauptrolle spielen, die jungen Mädchen, und es wäre seine Pflicht, ihr nach allen Regeln den Hof zu machen. Sie wollte sich schon rächen für seine vorsichtige Zurückhaltung! Eben kam Frau v. Villena, rosig gemalt, seidenrauschend und von einer Wolke Chypreduft umwogt, auf sie zu und sagte mit einem bedeutungsvollen Lächeln: „Mein liebes Fräulein! Darf ich Ihnen Herrn Kommerzienrat Albertus vorstellen?“

„Sie sind wieder entzückend heute!“ flüsterte sie dem jungen Mädchen ins Ohr.

Im ersten Moment hatte Lolo starke Lust, laut aufzulachen über den „Verehrer“, den Frau v. Villena ihr so warm angepriesen hatte. Sie mußte an ein Seeungeheuer von Böcklin denken. Ein wohlbeleibter Herr mit kahlem Kopf, schlaffen Zügen, der unter breiten, die Augen halb verdeckenden Lidern einen schwülen Blick über ihre Gestalt gleiten ließ, während er ein paar höfliche Worte murmelte: „Wie lange er dieses Glück ersehnt habe! Wie dankbar er Frau v. Villena sei.“

Was der Dame nur einfiel! Diesen Mann hatte sie ihr als „gute Partie“ gerühmt! „So etwas Schreckliches“ konnte man doch nur aus Verzweiflung heiraten.

Der Kommerzienrat ließ sich aber durch ihren kühlen Empfang nicht einschüchtern. Er kaufte ihr mit ver-

schwenderischer Freigebigkeit Blumen ab und verteilte die Sträuße dann an die Damen.

„Ihnen stehen die Rosen und Lilien besser zu Gesicht," sagte er mit heiterer Selbstkritik. „Unsereins dürfte sich nur eine Distel ins Knopfloch stecken. Sie raten mir zu einer Nelke? Nun, auf Ihre Verantwortung. Die arme Blume hat sich's auch nicht träumen lassen, daß sie an einem so umfangreichen schwarzen Rock zu Grunde gehen muß! Jedenfalls soll sie für ihr tragisches Ende mit Gold aufgewogen werden!"

Lolo lächelte nun doch sehr liebenswürdig. Sie freute sich, daß sie so viel glänzendere Einnahmen aufzuweisen hatte, als die andern jungen Damen.

Der Kommerzienrat war jedenfalls ein amüsanter Gesellschafter. Er wußte so drollige, boshafte Bemerkungen über die Vorübergehenden hinzuwerfen. Seine Bewunderung für sie gewann noch an schmeichelhaftem Reiz, da er an den andern so scharfe Kritik übte.

Vor allem aber, sie wollte kokett sein, um Dörmann zu ärgern.

Frau v. Villena hatte, während sie mit einigen Bekannten plauderte, immerfort nach der Ecke geschielt, in der die Baronin Walderstein stand. Diese brauchte in der That die Nähe der blühenden Jugend, mit der sie sich umgeben, nicht zu scheuen. Sie sah mit ihrer zierlichen Gestalt, ihren weichen Zügen und ihrem waschechten, goldblonden Haar trotz ihrer achtunddreißig Jahre noch ganz mädchenhaft, ganz reizend jung aus. Vor dem Korb mit gelben Rosen, über den sie sich herabbeugte, stand Oberleutnant Haller; ein schlanker Offizier mit einem feinen, hellen, etwas blasierten Gesicht. Er schien ganz versunken in den Anblick der Blumen, aber Frau v. Villena bemerkte mit ihren spähenden Augen, hörte mit ihren lauschenden Ohren sehr wohl, daß die beiden in ein leises, heimliches Gespräch vertieft waren, das sie leidenschaftlich erregte.

„Bitte, liebes Fräulein Riedenhof, wollen Sie mich mit der Frau Baronin bekannt machen," sagte Frau v. Villena endlich. Sie hatte so lange auf diese Gelegenheit gelauert. Es war ihr sehnlichster Wunsch, in die feineren Gesellschaftskreise einzudringen, denen die Baronin angehörte, und sie näherte sich nun mit ihrem süßesten Lächeln und ihrem einschmeichelndsten Gesäusel.

„Ich muß Ihnen mein Kompliment machen, verehrte Baronin! Die Rosenlaube ist ja entzückend! Wirklich der ‚Clou' des Bazars!"

Die Baronin hatte in auffallender Zerstreutheit aufgeblickt. Dann nickte sie nur sehr kühl und schaute mit einem hochmütigen Blinzeln über die unterwürfig knixende Dame hinweg, ohne ein Wort zu erwidern. Ihr helles Madonnengesicht konnte sehr stolz und unnahbar aussehen. Frau v. Villena war so rosig übertüncht, daß ihr zorniges Erblassen nicht bemerkt werden konnte.

Ein böser Blick streifte die Frau, die ihr so deutlich zeigte, daß sie ihre Bekanntschaft nicht begehrte. Um ihren welken Mund lag ein gefährliches, höhnisches Grinsen, als Oberleutnant Haller sich nun wieder zu den gelben Rosen hinabbeugte.

„O, sie soll es mir bereuen! Sie soll es bereuen! Es sind nicht alle Menschen so blind wie der alte Baron!" dachte sie mit einem leidenschaftlichen Verlangen nach Rache.

Auf Georg Brandner hatten sich die jungen Damen ordentlich gestürzt, als sie einmal merkten, daß er ein williges Opfer war. Ganze Stöße von Postkarten, unzählige Lose hatte er schon gekauft; die eine brachte ihm Sekt, eine andere Gefrorenes, eine dritte Kaviarbrötchen, eine vierte Thee. Wenn er auch im Interesse seines Magens nicht alle ihm dargebotenen Erfrischungen verschlingen konnte, so ließ er doch keine freundliche Bemühung der holden Verkäuferinnen ungelohnt.

„Ach, wenn doch alle Herren so nett wären!" seufzte ein niedlicher Backfisch, der ihm gemaltes Briefpapier verkauft hatte.

„Aber so komm doch endlich zu Lolo!" mahnte Amalie Riedenhof schließlich ganz ungeduldig. Sie hatte ihm voll Mutterstolz erzählt, daß ihre jüngere Tochter sehr gefeiert werde.

Georgs Blick glitt etwas verwundert über die lange, dünne Gestalt seiner Nichte.

„So blaß und so mager!" hätte er gern gesagt. Wenn diese allzu geraden Linien dem modernen Schönheitsideal entsprachen, dann mußte sich allerdings während seiner Abwesenheit der Geschmack wesentlich verändert haben.

Lolo hing sich gleich an seinen Arm. „Lieber, lieber Onkel! Wie freue ich mich, daß du uns hier aufsuchst!" sagte sie mit einer koketten Biegung ihres schlanken, langen Halses. „Und wie groß du bist! Und so jung! Herzlich, herzlich willkommen bei uns!"

Georg hatte ein scharfes Ohr für das Unechte, Gekünstelte. Er fand Lolo affektiert; ihre begeisterte Begrüßung kam ihm wie eine Komödie vor.

Frau Riedenhof unterhielt sich einstweilen mit den Damen in der Rosenlaube.

„Liebste, beste gnädige Frau," schmeichelte die Baronin von Walderstein. „Versprechen Sie mir, daß Sie mir Lolo in der nächsten Zeit recht viel überlassen. Ich habe sie so liebgewonnen, und nun kommt ja auch mein Sohn zurück! Wir wollen dann heitere Jugend im Haus haben."

„Sieh einmal, Amalie," sagte Georg eine Weile später, als sie sich durch den immer dichter gefüllten Saal einen Weg zum Glückshafen gebahnt hatten. „Dort, das anmutige Mädchen in dem schlichten hellen Kleid, das eben auf dem Schemel steht, um die Vase herabzunehmen! Erinnert sie dich nicht ganz und gar an das Jugendporträt unserer seligen Mutter, das in unserer Wohnstube hing? Der Schnitt des Gesichts! Die lieben braunen Augen! Nein, wirklich, als steige sie blühend und jung aus dem Rahmen heraus!"

Frau Riedenhof lachte. „Das junge Mädchen ist deine leibhaftige Nichte! Meine Martha! Es ist mir nie aufgefallen, daß sie unserer Mutter gleicht; aber es mag sein, in der Biedermeiertracht, mit den Locken in der Stirn."

Ihr Bruder hatte sich ganz ungeduldig der hellen Gestalt genähert. Martha erschrak ordentlich, als plötzlich eine große, kräftige Hand die ihre erfaßte.

„Grüß Gott! Kind! Das ist eine freudige Ueberraschung! So eine liebe, holde Nichte!"

„Ach Onkel, du! Willkommen in München!" sagte sie nur, so gedankenabwesend und ernst, daß ihre Mutter sich über die kühle Begrüßung ärgerte.

Martha hatte in dem Augenblick wirklich gar kein Interesse für den fremden Onkel. Ihr Herz pochte so aufgeregt. In dem Gedränge hatte sie plötzlich einen scharfumrissenen, ernsten Männerkopf auftauchen sehen. Moritz Köster war also noch hier! In ihrer Nähe! Es gab noch ein Wiedersehn! Er suchte wohl nach ihr? Und sie war hier festgekettet an ihren Posten, in der ziemlich abgelegenen Glückshafenbude, wo er sie vielleicht gar nicht fand. In einer halben Stunde erst wurde sie abgelöst. Sie konnte ihm nicht einmal mit den Augen folgen! Ihm keinen letzten Gruß nachschicken, wenn er am Ende den Saal verließ, ohne sie entdeckt zu haben!

Von allen Seiten hielt man ihr die Gewinnummern entgegen. Jedes war gespannt, was ihm das Glück beschert hatte, obwohl bekanntermaßen bei einem Wohlthätigkeitsbazar die ältesten Ladenhüter, die gefürchtetsten Rundreisegeschenke wieder aufzutauchen pflegen. Georg Brandner konnte lachen wie ein Kind, als er das neckische Radfahrermützchen, die Puderquaste mit der rosa Schleife, das himmelblaue Poesiebuch und den seidenen Ridicule in Händen hielt, die ihm der närrische Zufall zugedacht hatte.

„Darf ich dich mit meiner ganzen Ernte beglücken, Martha?" fragte er lustig.

„Danke, Onkel!" Die Mama warf ihr wieder einen strafenden Blick zu: „Wie unhöflich! Diese Gleichgiltigkeit!" Aber Georg sah ihren ruhelosen, gequälten Ausdruck, hörte ihrer Stimme an, daß sie erregt und befangen war. Warm und gütig drückte er ihr die Hand.

„Wir wollen uns kennen lernen in einer gelegeneren Stunde, mein liebes Kind!" sagte er.

„So ist Martha immer!" klagte die Mutter ungehalten. „Immer verschlossen, immer kalt und trotzig. Sie ist wie ihr Vater!"

Eine Viertelstunde später hätte sie sehen können, wie froh und



glücklich das Gesicht ihrer Tochter aufleuchten konnte. Martha hatte endlich ihr Amt einer andern Dame übergeben können und schlüpfte eiligst aus ihrem Versteck heraus. Da stand der Ersehnte vor ihr. „Ich habe gewartet! So lang!—" sagte er mit einem warmen, glänzenden Blick tief in ihre Augen. „Sie glauben nicht, wie traurig ich hier herumirrte, wie sinnlos mir dies alles schien! Ein solcher Markt der Eitelkeiten! Ich kam ja nur, um Sie zu sehen, Fräulein Riedenhof."

„Ich fürchtete — ich dachte schon, Sie seien fort nach Paris —" stammelte sie ganz verlegen in ihrer freudigen Ueberraschung. Er zog ihren Arm in den seinen.

„Eigentlich müßte ich jetzt nach meiner Mutter suchen," sagte sie lächelnd. Es klang nicht sehr eifrig. Ihr war plötzlich so froh zu Mut, so übermütig. Sie hatte mit einem Mal eine dankbare Freude an diesem Bazar, der ihr bisher so verhaßt gewesen, an dem Gedränge, an dem Lärm, die sie nur verstimmt hatten. Man konnte sich so verlieren unter den vielen, so unbelauschte Worte tauschen in dem Stimmengewirr, bei der lauten Musik.

„Vorher müssen Sie unbedingt ein bißchen frische Luft schöpfen," meinte er bittend.

„Das dürfte allerdings schwer fallen in dem überfüllten Saal."

„Folgen Sie mir nur. Ich habe eine wunderbare Oase entdeckt."

Sie fand es süß, ihm zu gehorchen, sich von ihm führen zu lassen, ganz willenlos, ganz vertrauensselig.

Sie gingen durch einen großen, halbdunklen Raum, in dem tagüber eine Schießbude errichtet war. Nun war es hier ganz still und einsam.

Er öffnete eine Thür, die auf eine schmale Steinterrasse hinausführte. Ein Vorhang schloß sich hinter ihnen. Sie standen ganz allein in der Herbstnacht, vor ihnen ein dunkler Garten, über ihnen der Sternenhimmel, um sie eine große, feierliche Stille.

Ganz bang, ganz beklommen ward es ihr zu Mute, und sie zog die Hand, die noch auf seinem Arm lag, zurück. Sie fühlte, daß

seine Augen heiß auf ihr ruhten. Es ward ihr schwer, ein Wort zu finden, ihre Stimme klang so seltsam, gepreßt und bewegt.

„Ich habe Ihnen noch gar nicht Glück wünschen können, Herr Doktor."

„Danke!" sagte er leise. „Und Sie haben wirklich geglaubt, daß ich abreisen würde ohne Lebewohl?" fragte er warm und zärtlich.

„Eigentlich wollte ich es nicht glauben," gab sie zu. „Es ist doch viel, viel hübscher, daß wir nun noch Abschied voneinander nehmen können!" Sie gab sich alle Mühe, einen heiteren Ton anzuschlagen, gerade weil in diesem Halbdunkel, in dieser plötzlichen Einsamkeit eine weiche, süße Stimmung sich ihrer bemächtigte, wie sie sie noch nie empfunden, ein glühendes Verlangen, ihre Hand in die seine zu schmiegen, sich an ihn zu lehnen, ihren Kopf an seine Schulter zu drücken, in einem seligen, wonnigen Schweigen.

„Finden Sie es wirklich so hübsch, das Abschiednehmen, Fräulein Martha?" fragte er tief aufseufzend. „Ich finde es sehr, sehr traurig."

„Das glaube ich Ihnen gar nicht," erwiderte sie, sich zu einem leisen Lachen zwingend. „Mein Gott! Sie sind ja so beneidenswert! Nun haben Sie Ihre Studien hinter sich — und nun dürfen Sie fort nach Paris! Die Welt steht Ihnen offen! Arbeiten dürfen Sie, forschen, weiterstreben in Ihrem wunderbaren Beruf, der Sie so hoch emporträgt über alles kleine Menschentreiben."

„Ja, ja, mein wunderbarer Beruf! Bei dem ich wohl Jahre und Jahre auf eine Anstellung warten muß! Es rentiert sich sehr schlecht heutzutage, in die Sterne zu gucken. Sie glauben gar nicht, wie verstimmt ich in diesen letzten Wochen war, Martha!" Er hatte sich näher zu ihr herabgebeugt und nahm ihre Hand in die seine. „An die weitere Zukunft, an Paris habe ich überhaupt noch gar nicht gedacht. Wenn ich bis tief in die Nacht hinein über meinen Büchern saß, während meiner Arbeit an meiner Doktordissertation, habe ich mir nur immer als beste Belohnung einen einzigen süßen Moment ausgemalt; eine schöne Viertelstunde ganz allein mit Ihnen, Martha, so wie jetzt. So viel Liebes, Warmes, Niegesagtes wollte ich Ihnen dann sagen! Aber ich darf ja nicht! Es ist ja unrecht! Wer bin ich denn? Ein armer Idealist, für den es noch ewig lang keinen Platz auf der Welt giebt! Ein Mensch, dem Ihr Vater wohl ins Gesicht lachen würde, wenn er es wagen wollte! — Aber doch! — Ich habe trotz allem immer so ein frohes, närrisches Gefühl in mir gehabt, als wären Sie unpraktisch genug, mir doch ein bißchen gut zu sein!"

„Vielleicht bin ich auch eine Idealistin, und vielleicht mag ich Sie gerade, weil Sie nicht gar so weltklug sind wie die andern und weil —"

Ihre Worte erstickten unter seinen Lippen. Er hatte sie stürmisch umfaßt, und er drückte seinen Mund auf den ihren in heißen, langen, trunkenen Küssen.

So weit, so weit waren sie fort von den Menschen da drinnen, so selig war dieses glühende Schweigen; so weltvergessen und glücklich lag sie an seiner Brust.

„Wir haben einander lieb, und wir gehören nun zu einander," sagte er dann ganz langsam, in fast feierlichem Ernst.

„Versprich mir, Martha, daß du warten wirst in Treue und Geduld, bis der Tag des Glücks für uns kommt! Ich bin dein! Unverbrüchlich! Ich gelobe dir —"

Sie legte ihm ihre kühlen Finger auf die Lippen und schloß ihm den Mund.

„Um Gottes willen," flehte sie ganz ängstlich. „Kein bindendes Wort! Das war unser Abschied! Unser Lebewohl! Sie sollen frei sein, ganz frei!"

„Hast du so wenig Vertrauen auf unsere Liebe, Martha?" rief er vorwurfsvoll. „Glaubst du, daß wir beide je wieder voneinander lassen könnten?"

Sie sah zu ihm auf mit einem warmen Blick und einem feuchten Schimmer in den Augen.

„Ich werde mich nicht verändern, Moritz. Ich bin eine schwerfällige Natur, und mein Herz klammert sich fest und leidenschaftlich an die wenigen, die es liebhat. Aber Ihnen stehen so viele neue Eindrücke bevor. So viele Möglichkeiten des Glücks werden an Sie herantreten. Und ich kenne mich: die Angst würde mich aufreiben, daß Sie eines Tags nur mehr aus Pflichtgefühl an mir festhalten, daß Sie bereuen könnten, sich so früh gebunden zu haben. Nein, nein — kein Versprechen!"

„Also dann Treue — ohne Gelöbnis!" sagte er. „Ich werde dir beweisen, daß ich diese bösen, bösen Zweifel nicht verdiene. Und ich schreibe dir! Das lasse ich mir nicht verbieten! Ich muß von dir hören, Martha!"

„Ja, ja, wir schreiben uns," wiederholte sie, nun erst den Gedanken der Trennung ganz erfassend, mit einem plötzlichen, heftigen Schmerzgefühl. „Aber postlagernd. Nicht in meine Wohnung. Ich will nicht Rede stehen. Ich will nicht gefragt und geneckt werden."

„Und Sie müssen mir Ihr Wort geben," fügte sie dann hinzu, „daß Sie nur schreiben werden, wenn Ihr Herz Sie dazu treibt, nur wenn Sie wirklich das aufrichtige Verlangen haben, mit mir zu plaudern. Ein Zwang darf es niemals werden, Moritz! Versprechen Sie es mir."

„Mit feierlichem Handschlag, du Kleingläubige! Als ob ich nicht immer Heimweh haben würde nach dir!"

In dem halbdunklen Raum, in dem nur gedämpft das Stimmengeschwirr hereinklang, nahmen sie Abschied. Noch einmal drückte er sie an sich und küßte ihren Mund, ihre thränenheißen Augen.

„Leb wohl! Leb wohl! Viel, viel Glück auf den Weg!"

„Mein Glück lasse ich hier zurück!"

Er ging, und sie mußte wieder zurück in den schwülen Saal, in den Lärm, in das helle Licht, die ihr weh thaten. Einen Moment dachte sie wohl daran, einfach allein heimzulaufen durch die nächtlichen Straßen. Sie hatte solche Sehnsucht nach Ruhe, nach Einsamkeit. Aber sie wußte, wie man ihr diese „Extravaganz" verübelt hätte. Stundenlang mußte sie noch bleiben, mit ihrem von Glück und Weh zitternden Herzen.

Lolo war unersättlich; sie unterhielt sich famos. Der Kommerzienrat ging nicht von ihrer Seite, und Amtsrichter Dörman hatte sich nun auch in der Rosenlaube eingefunden. Er war ein hübscher, hellblonder Mann, tadellos korrekt in seinem Anzug, immer höchst elegant, aber ohne jede modische Uebertreibung, die sich für einen Beamten nicht ziemt. Seine hellen Augen hatten etwas ungemein Einschmeichelndes; wenn er seinen zärtlichen Blick auf das Gesicht eines Mädchens heftete, dann klang jedes Wort, das er sprach, wie eine Liebeserklärung.

Lolo fand es ungemein spaßhaft, daß er sich über den dicken Kommerzienrat ärgerte und seine Wut doch unter seiner aalglatten Höflichkeit zu verbergen wußte.

Ein Verehrer zur Linken, einer zur Rechten, das war gerade nach ihrem Geschmack.

Endlich, endlich drängte auch die müde Mama zur Heimfahrt. Aber für Martha gab es noch lange nicht die ersehnte Ruhe. Die beiden Mädchen hatten ein gemeinsames Schlafzimmer, und Lolo war so angeregt von ihrem Erfolg und von dem Sekt, den sie getrunken hatte, daß sie noch voll Uebermut herumtollte und gar nicht bemerkte, wie bleich und still ihre Schwester war.

„Weißt du, Dörman war köstlich heute abend! Erst hat er sich kaum in meine Nähe gewagt. Und mit einem Mal fängt er an, mir die Cour zu schneiden, wie nie zuvor. Jedenfalls ist ihm auch das Gerücht von dem steinreichen Onkel zu Ohren gekommen. O, unsere Aktien sind bedeutend gestiegen, Martha, seitdem der Petroleumkrösus unter unser Dach einzog.

„Geh, kein Mensch kennt doch den Onkel!“ erwiderte Martha, müde, zerstreut.

„Da irrst du dich aber sehr. Hast du denn nicht gehört? Onkel Georg hat ja den großen Besitz des verschuldeten Grafen Streckenbach gekauft. Das ganze Gut, da draußen vor der Stadt, mit all dem Wald und Grundbesitz. Der Direktor der Reichsbank hat den Kauf für ihn vermittelt. Es handelt sich natürlich um eine Riesensumme. Das war doch das Hauptgespräch heute abend! Du hättest nur sehen sollen, wie die Leute herumdienerten um den reichen Mann! Uebrigens, Mama behauptet ja, an dir hätte der Onkel einen besonderen Narren gefressen. Hör mal! Ich will nicht hoffen, daß du dich allein bei ihm Liebkind machen willst! Ich bin auch noch da!“

„Sei ganz unbesorgt. Ich habe noch kaum an den Onkel gedacht.“

„So! Hast du dich so gut amüsiert in deinem Winkel, in deinem Musselinkleidchen?“ sagte Lolo spöttisch.

„Bitte, laß mich schlafen! Ich bin so müde!“

„Geh, du bist langweilig!“

Martha vergrub sich in die Kissen und weinte leise vor sich hin. Wenn sie nur ohne Scheu hätte aufschluchzen dürfen — aufschluchzen vor Seligkeit und Abschiedsschmerz.

Wie allein sie nun wieder war, wie einsam!

Lolo mit ihrem leichtbeweglichen Herzen, was wußte sie von den Wonnen und Qualen einer heißen, tiefen, glühenden Liebe, die nun ihr Schicksal geworden?

* * *

Theo hatte den Onkel nach dem Bazar noch in seinen Klub geschleppt. Er wollte ihm imponieren mit seinem Bekanntenkreis.

Das helle Speisezimmer war festlich beleuchtet; die seltsam geschwungenen grauen Möbel aus dem modernen Wassereichenholz, die Vorhänge mit den steifen Schwertlilien, das einheitliche Rot und Grün gaben dem Raum ein originelles Gepräge. Brandner betrachtete lächelnd die merkwürdig dünnen, lemurenhaften Frauenleiber in losen Gewändern, die den Fries schmückten. Also das gefiel der heutigen Jugend!

Man sah noch eine ganze Flucht von hellerleuchteten Zimmern, in denen die Herren an kleinen Spieltischen saßen, an dem Billard standen oder sich müßig, rauchend in weichen Stühlen herumräkelten.

Theos Freunde, die im Speiseraum an einem mit Flaschen besetzten Tisch zusammensaßen, sprangen grüßend auf und standen in strammer Haltung, während jeder seinen Namen hervorstieß.

Auch die Zivilisten unter ihnen waren Reserveoffiziere und hatten sich die militärischen Manieren angeeignet.

Ein blasser junger Mann, dem eine dunkle Biedermeierlocke kunstgerecht auf die Stirn fiel, mit einem bis unter die Ohren reichenden Kragen und einer breiten, schwarzen Binde, die ihm das Aussehen eines Leichenbitters gab, hatte ärgerlich die Augenbrauen zusammengezogen.

Fatal! Seine Eltern wollten sich dem Verwandten gegenüber doch reserviert halten! Nun schleppte ihn Theo gleich in den Klub!

Als Georg den Namen hörte: „Sigmund Brandner“, fragte er natürlich ganz unbefangen: „Ein Sohn des Regierungsrats? O, da hab ich also das Vergnügen, wieder einen Neffen zu begrüßen!“

„Allerdings! Sehr erfreut!“ murmelte Sigmund und reichte dem Onkel die Fingerspitzen mit einer so merkwürdigen Armverkrümmung, daß Georg kaum begriff, wie man diese gigerlhafte Verrenkung so rasch fertig brachte. Der Jüngling mit der schwarzen Krawatte und der Stirnlocke war Schriftsteller, und Theo erkundigte sich auch sofort, ein wenig spöttisch, ob er in der letzten Zeit recht fleißig gewesen sei.

„Nein! Ich konnte nicht arbeiten,“ seufzte Sigmund mit einem melancholischen Augenaufschlag. „Ich muß erst den Raum, in dem ich schaffen soll, meiner Stimmung anpassen. Mein jetziges Zimmer ist unmöglich. Ich will mir ein Oberlicht einrichten und das Fenster, das auf die Straße hinausgeht, mit Rot umhängen. Das rote Licht ist mir unentbehrlich. Mein Gott! Man ist ja überhaupt noch so weit zurück! Man sollte imstande sein, je nach Bedarf, in seinem Arbeitsraum stimmungsvolle Musik zu hören, zarte Düfte zu empfinden. Ein sensitiver Mensch wird eben von jedem Mißklang in seiner Umgebung gestört. Erst wenn alle unsere Empfindungsnerven in der rechten Weise angeregt werden, dann können auch die neuen Gedanken- und Gefühlswerte der Zukunft sich auslösen, für die unser großes Publikum ja allerdings noch viel zu roh und verständnislos ist!“

Fortsetzung folgt.

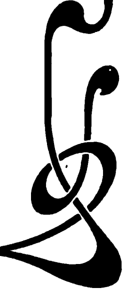


Zwei Küsse.

Von Albert Träger.

Zwei Küsse verklären dein ganzes Leben,
Ob es in Kummer und Sorge verging,
Und arm bleibt, wenn auch von Schätzen umgeben,
Wer ihre Weihe nimmer empfing.

Der erste, der von blühendem Munde
Dich in der Liebe Wonnen getaucht,
Der letzte, den in der Todesstunde
Die Mutter dir auf die Stirn gehaucht.

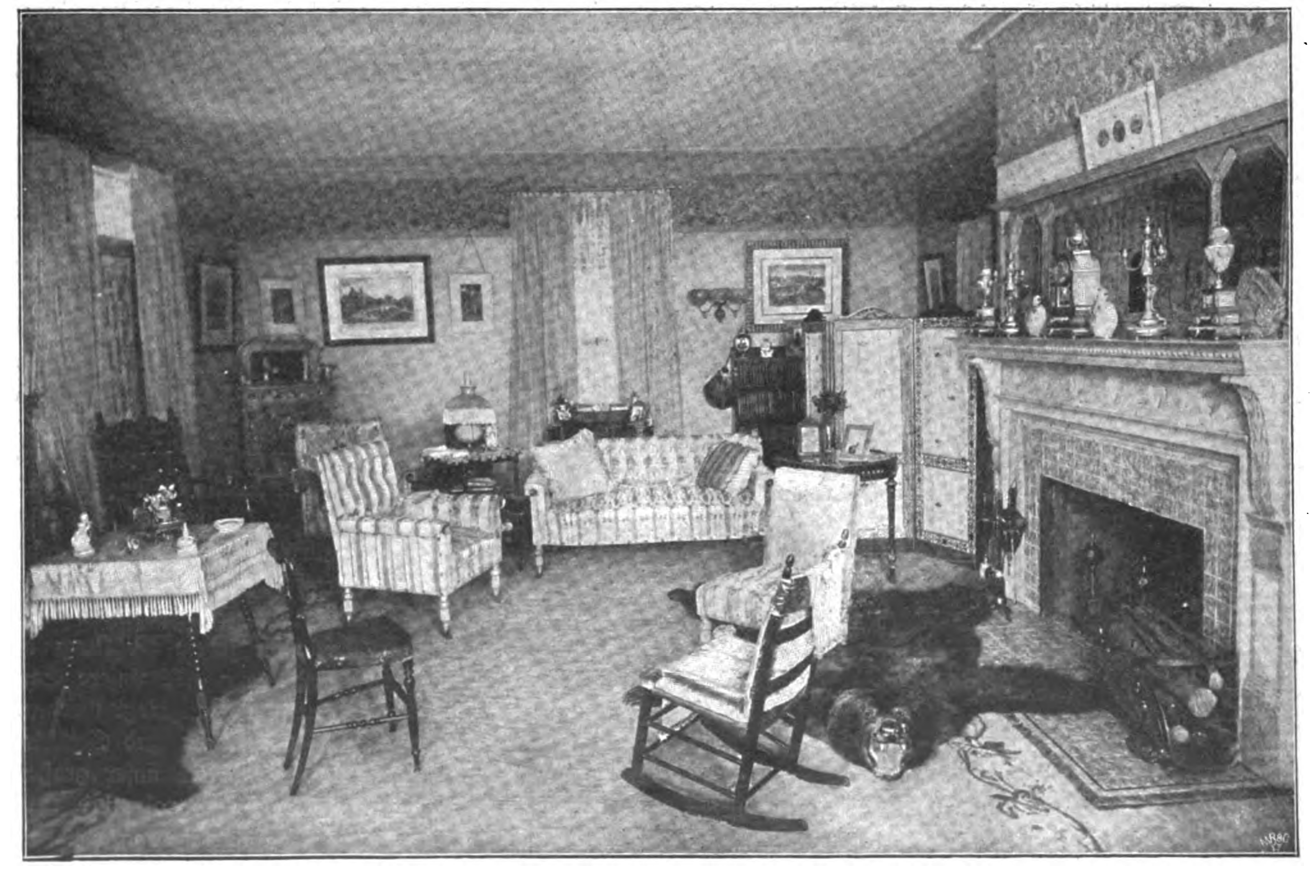


Präsident Roosevelt daheim.

Hierzu 6 photographische Aufnahmen.

Die Amerikareise des Prinzen Heinrich und die Meldungen von den großartigen Vorbereitungen zu seinem Empfang lenken heute die Augen ganz Deutschlands auf den Mann, der als das erwählte Oberhaupt des amerikanischen Volkes der Gastfreund des Bruders unseres Kaisers sein wird, auf den Präsidenten Theodor Roosevelt. Sein Lebenslauf, seine Thaten und Erlebnisse unter den „Cowboys" und Jägern der westlichen Prärien und der Felsengebirge, als tapferer Rauhreiterführer, als Polizeikommissär der Stadt und als Gouverneur des Staates Neuyork, sein Leben im Weißen Haus zu Washington sind in unzähligen Varianten von Berufenen und Unberufenen geschildert worden. Man hat ihn auch als Historiker und trefflichen Erzähler gewürdigt, und ebenso sind seine Angehörigen der Feder des Feuilletonisten nicht entgangen. Um aber den genialen Präsidenten ganz kennen zu lernen, muß man ihm nach seiner prächtigen Besitzung in Oyster Bay folgen, wo er sich ein trauliches Heim geschaffen hat und fern vom Geräusch der Welt, wenn auch in bequemer Entfernung von der Großstadt Neuyork, ganz seinen Neigungen zu leben pflegt.

Von den Sorgen des Lebens ist Präsident Roosevelt verschont geblieben, den Kampf ums Dasein hat er nicht kennen gelernt. Er hatte das Glück, in einer Familie aufzuwachsen, deren Vermögen seit mehreren Generationen hinreichend war, um jeden Komfort zu gewähren, was aber ohne ostentativen Luxus, ohne äußeres Gepränge und ohne Verschwendung geschah. Von Jugend auf hatte er eine gesicherte soziale Stel-



Das Wohnzimmer im Landhaus des amerikanischen Präsidenten in Oyster Bay bei Neuyork.



Roosevelts Besitzung in Oyster Bay.

Präsident Roosevelt auf der Veranda seines Landhauses.

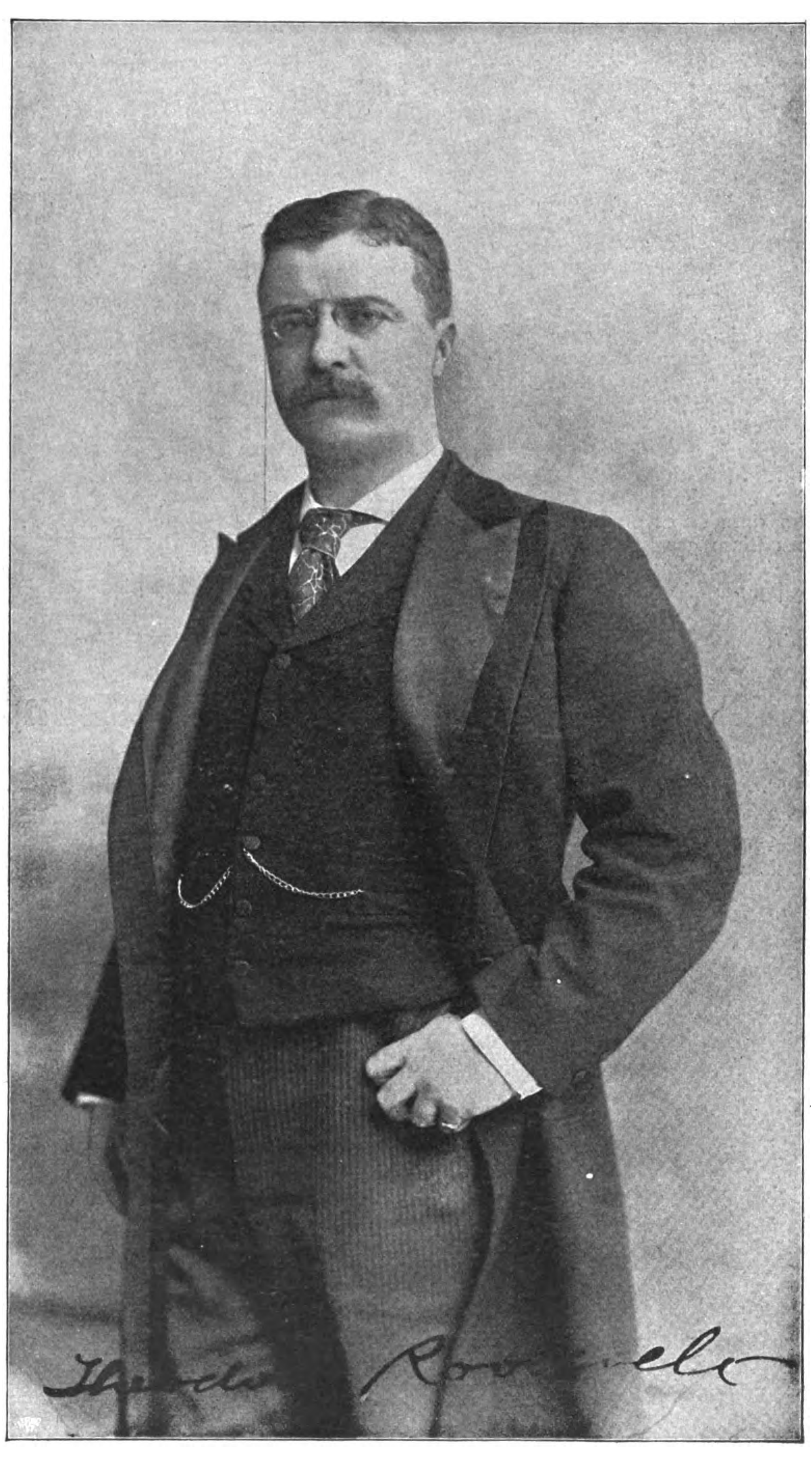


Frau Roosevelt, die Gattin des amerikanischen Präsidenten.
Photographische Aufnahme.

lung. Seine Familie gehört zu der Aristokratie der Neuen Welt, und daher hatte sie nicht nötig, um ihre Stellung in der Gesellschaft zu kämpfen, noch auch von sich reden zu machen und großen Aufwand zu treiben, um diese Stellung zu behaupten. Unter seinen Vorfahren väterlicherseits befinden sich mehrere erfolgreiche Geschäftsleute der alten Schule, ehrlich und scharfblickend, Gelehrte, Schriftsteller und Philanthropen, mütterlicherseits ein bekannter Staatsmann, dem eine führende Rolle im Aufstand der Kolonien gegen England zufiel und der dann lange Jahre einen der jungen Staaten, Georgia, als Gouverneur musterhaft verwaltete. Dessen Nachkommen repräsentieren die beste Klasse der südlichen Aristokratie vor dem Bürgerkrieg: romantisch und temperamentvoll, Liebhaber schöner Pferde, der Jagd und des Landlebens, ritterlich gegen die Frauen und einem gelegentlichen Waffengang und fröhlichem Gelage nicht abgeneigt, aber ohne tiefere Bildung. In Roosevelts Adern mischt sich also das trägere niederländische und schottische Blut mit dem leichteren französischen und irischen. Von seinen mütterlichen Vorfahren hat er ohne Zweifel die Liebe zur Natur, zum ungebundenen Leben im Freien und zu den Tieren geerbt, die ihn als jungen Mann hinaus in die Prärien Dakotas führte, und diese Liebe hat er sich bis auf den heutigen Tag bewahrt. Bekannt ist es, daß der Bote, der ihm die Nachricht von dem Attentat auf Mac Kinley brachte, ihn in den Wäldern der Adirondacks suchen mußte,

wo er dem edlen Weidwerk oblag. Sein Heim in Oyster Bay ist mit Jagdtrophäen gefüllt. Pelze selbsterlegter Grisly- und Cinnamonbären haben ihren Platz vor den Kaminen gefunden, an den Wänden hängen Gehörne und Geweihe des Wapitihirsches und des Bergschafs, und in seinem Studierzimmer steht ein Schrank voll prächtiger Gewehre. Roosevelt ist auch ein kühner Reiter trotz seiner Kurzsichtigkeit, und bei seinem trotzig-eigenwilligen Temperament ist es erklärlich, daß er bei seinen Spazierritten kein Hindernis scheut. In seinem Stall stehn stets mehrere Reitpferde, und auch in Washington läßt er fast keinen Nachmittag vorübergehn, ohne sein Pferd draußen getummelt zu haben. Wenn er sich aber in Oyster Bay aufhält, sind weite Ausflüge durch dick und dünn die Regel. Auch von weiten Fußtouren ist der Präsident ein Freund. Während er in Washington das Amt des Unterstaatssekretärs des Marineamts bekleidete, kurz vor dem Ausbruch des spanisch-amerikanischen Krieges, war der Stabsarzt Dr. Leonard Wood, jetzt Generalmajor und Gouverneur von Kuba, sein häufiger Begleiter auf diesen Ausflügen, und auf einem solchen Dauermarsch faßten sie den Plan, das Regiment der Rauhen Reiter zu bilden, dessen Oberst dann der Doktor und dessen Oberstleutnant Roosevelt wurde.

Der Präsident haßt jeden Zwang, und in Oyster Bay ist jede Etikette streng verbannt. Er liebt die bequemste Tracht, und es ist bekannt, daß ihm nichts lieber ist, als wenn er im Flanellhemd, den breiträndrigen



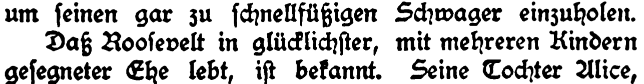
Theodor Roosevelt, Präsident der Vereinigten Staaten.
Das Porträt wurde vom Präsidenten eigenhändig für die „Woche" unterzeichnet.

Schlapphut auf dem Kopf, sich draußen umhertreiben kann. In Washington wie in Oyster Bay sieht man ihn häufig mit seinem Schwager, Kapitän z. S. Cowles, zusammen, und ein größerer Gegensatz läßt sich kaum denken. Roosevelt bequem und einfach gekleidet, mit energischen Bewegungen und einem Schritt wie ein Wettgänger, die kräftigen Arme in ständiger Bewegung, Cowles, wie aus dem Ei geschält, mit glänzenden Lackstiefeln und einem frisch gebügelten Zylinder. Auf Spaziergängen gehn sie nicht neben-, sondern hintereinander. Zuweilen schlägt Cowles einen kurzen Trab an, um seinen gar zu schnellfüßigen Schwager einzuholen.



Präsident Roosevelt als Reiter.

Daß Roosevelt in glücklichster, mit mehreren Kindern gesegneter Ehe lebt, ist bekannt. Seine Tochter Alice, die Taufpatin der neuen Jacht des Kaisers, ist seiner ersten Ehe entsprossen. Den Verlust seiner Jugendliebe konnte Roosevelt lange Zeit nicht verwinden, hat aber dann in seiner zweiten Gattin vollen Ersatz gefunden. Ihr feiner Geschmack und künstlerisches Verständnis haben in Oyster Bay das trauliche Heim geschaffen, wo Roosevelt sich von den Sorgen und Mühen des Amtes so gern ausruhte und wo jene Werke entstanden sind, die ihm einen geachteten Namen unter den Schriftstellern erworben haben. Hierher flüchtete er sich, wenn die Sommerhitze Newyork in einen Riesenbackofen verwandelte, und hierher wird er wohl auch von Washington aus seine Schritte lenken, wenn ihn die Last seines Amtes gar zu sehr drücken sollte.



Auf einer Theepflanzung.

Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

Wenn der Thee, der bei uns im durchsichtigen Porzellan oder schimmernden Krystall von zarter Hand kredenzt wird, in Deutschland wohl niemals den braunen Nektar der Damenwelt, den Kaffee, verdrängen wird, hat er sich doch sehr bei uns eingebürgert. Es giebt kaum einen Haushalt, in dem während der kühleren Jahreszeit nicht abends Thee getrunken wird. Wie sehr man bei uns von seiner wohlthuenden Wirkung überzeugt



Auf einer Theepflanzung: Wie die Sämlinge verpflanzt werden.



ist, beweist schon der Umstand, daß unsere bedeutendsten Bühnenkünstlerinnen fast ohne Ausnahme den Thee zu ihrem Morgentrank erwählt haben. Und nicht mit Unrecht. Der Thee ist unleugbar von belebendem Einfluß auf das ganze Nervensystem. Im Uebermaß genossen, kann starker Thee allerdings recht schlimme Folgen haben, namentlich der grüne Thee, der einen noch höheren Prozentsatz Theïn enthält als der schwarze.

Wer die schätzenswerten Eigenschaften des Theestrauchs entdeckt hat, weiß kein kulturhistorisches Werk anzugeben. Der Name jenes Wohlthäters der Menschheit ist unbekannt geblieben, und die Mythe vertritt die Stelle der Geschichte. Eine uralte chinesische Legende erzählt von einem buddhistischen Heiligen, dem Sohn eines Inderkönigs, der im Jahr 519 v. Christi nach China kam, um dort seine Religion zu verbreiten. Darma, so hieß der fromme Fürst, wollte aber nicht nur durch Worte, sondern vor allem durch das Beispiel seine Mitmenschen zu einem bußfertigen Leben bekehren. Er begnügte sich mit der einfachsten Pflanzenkost, suchte selbst bei der schlechtesten Witterung kein Obdach auf und füllte seine Zeit mit Samariterwerken, Predigten und Beten aus. Im Eifer seiner Frömmigkeit gelobte er, sich für immer des Schlafes zu enthalten. Von Müdigkeit überwältigt, schlief er aber eines Nachts doch ein. Beim Erwachen empfand er so tiefe Reue darüber, sein Gelübde gebrochen zu haben, daß er zur Sühne seine Augenlider abschnitt und sie auf die Erde warf. Am nächsten Tag fand er an derselben Stelle zwei Sträucher mit glänzenden Blättern. Einem inneren Drang folgend, aß er einige der Blättchen und fühlte sich sofort wunderbar gestärkt. Die Schlafsucht, der er nur mit größter Anstrengung zu widerstehen vermochte, wich gänzlich von ihm. Und überall, wo Darma den Ruhm der schlafverscheuchenden Staude verkündete, machte man Gebrauch von deren Blättern. Ebenso wie mehrere andere Völkerschaften erklären auch die Inder und Japaner den Ursprung des Theetrinkens durch eine Sage.



Theeblätter und -Blüten werden gepflückt.

So viel steht jedenfalls fest, daß der Thee in China 600 Jahre nach Christi ein bekanntes und beliebtes Getränk war, während er zu medizinischen Zwecken schon bedeutend früher benutzt wurde. Gegen Ende des achten Jahrhunderts belegte man ihn im Reich der Mitte bereits mit Steuern. Um diese Zeit verpflanzten chinesische Priester den Theestrauch nach Japan, wo er bald Verbreitung fand. Es dauerte länger als ein halbes Jahrtausend, ehe das übrige Asien die Sitte des Theetrinkens annahm. Europa erhielt die erste Kunde von der Existenz des duftenden Gebräus um das Jahr 1559 durch die Portugiesen und Holländer. Eingeführt wurde der Thee in Holland 1610, in Frankreich 1635 und in Rußland noch drei Jahre später. England lernte sein jetziges Nationalgetränk erst 1650 kennen, und 1664 war es dort noch eine so kostbare Seltenheit, daß die anglo-indische Handelsgesellschaft sich sehr nobel zu zeigen glaubte, als sie ihrem König Karl II. zwei Pfund Thee huldigend darbrachte.

Die zahlreichen Namen, unter denen der Thee in den Handel kommt, bezeichnen nur in wenigen Fällen verschiedene Sorten. Eigentlich unterscheidet man nicht mehr als fünf Hauptarten. Haysanthee von grünlicher, ins Silbergraue übergehender Farbe, bläulich schillernden Perlthee, Souchong mit bräunlichen, etwas ins Violette spielenden Blättern, Pekoe von schwarzbrauner Färbung und den schwärzlichgrauen Kongoe, auch Kamphu genannt. Früher war man der Ansicht, daß der grüne Thee von einer andern Pflanze stamme wie der schwarze. Dann aber wurde festgestellt, daß es allein von der Behandlung abhängt, die man den eingesammelten Blättern angedeihen läßt, um von einer Strauchart grünen wie schwarzen Thee zu gewinnen. Souchong ist die Sorte, die unter dem Namen Karawanenthee im



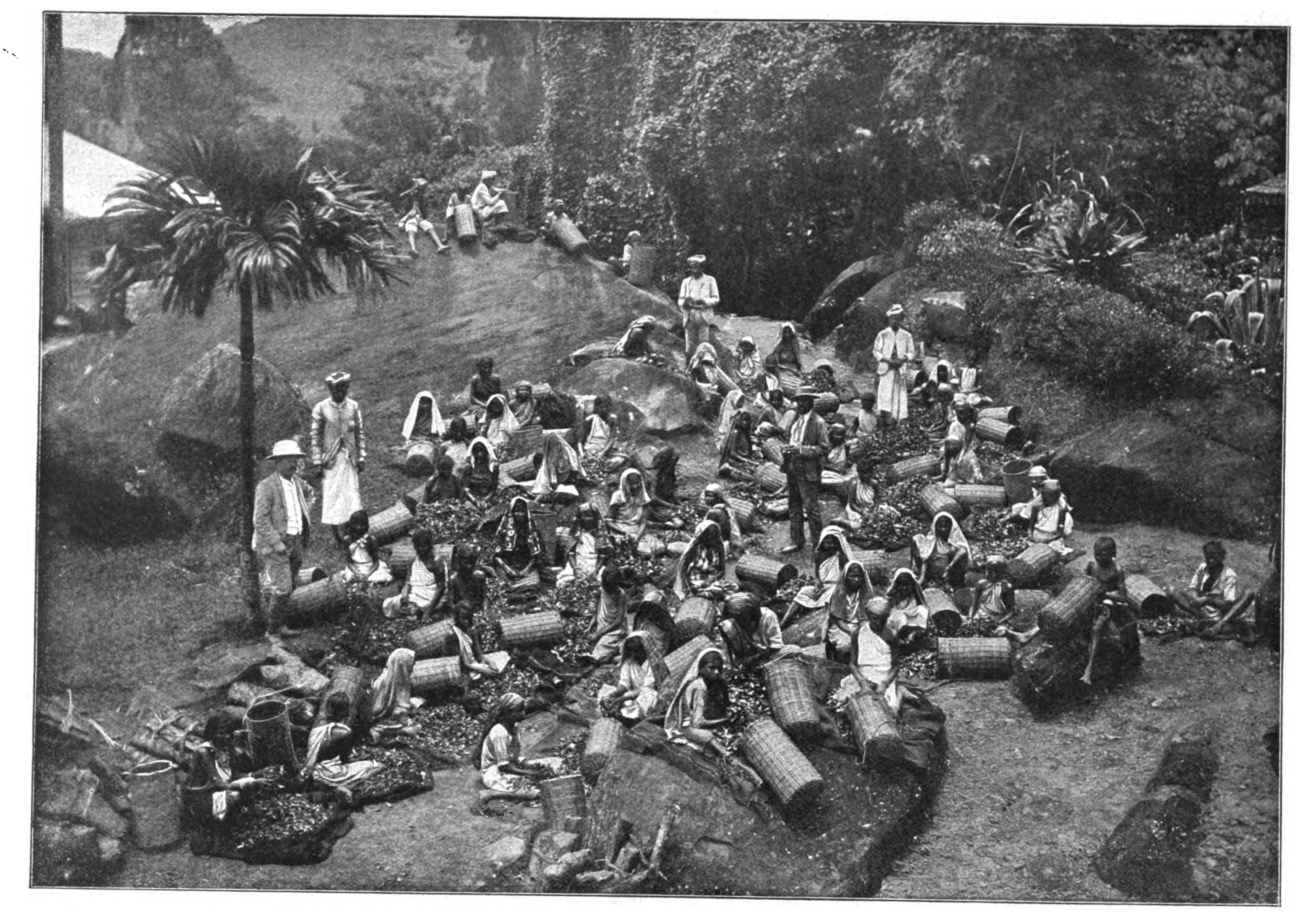
Die frischen Theeblätter werden gewogen.

Reich des weißen Zaren Eingang fand. Gegenwärtig hat die Absendung von Theekarawanen, die auf dem Landweg nach Rußland gelangten, fast ganz aufgehört. Was jetzt noch als Karawanenthee von Nishnij Nowgorod aus versandt wird, hat in den meisten Fällen den Weg über London und Königsberg dorthin genommen.

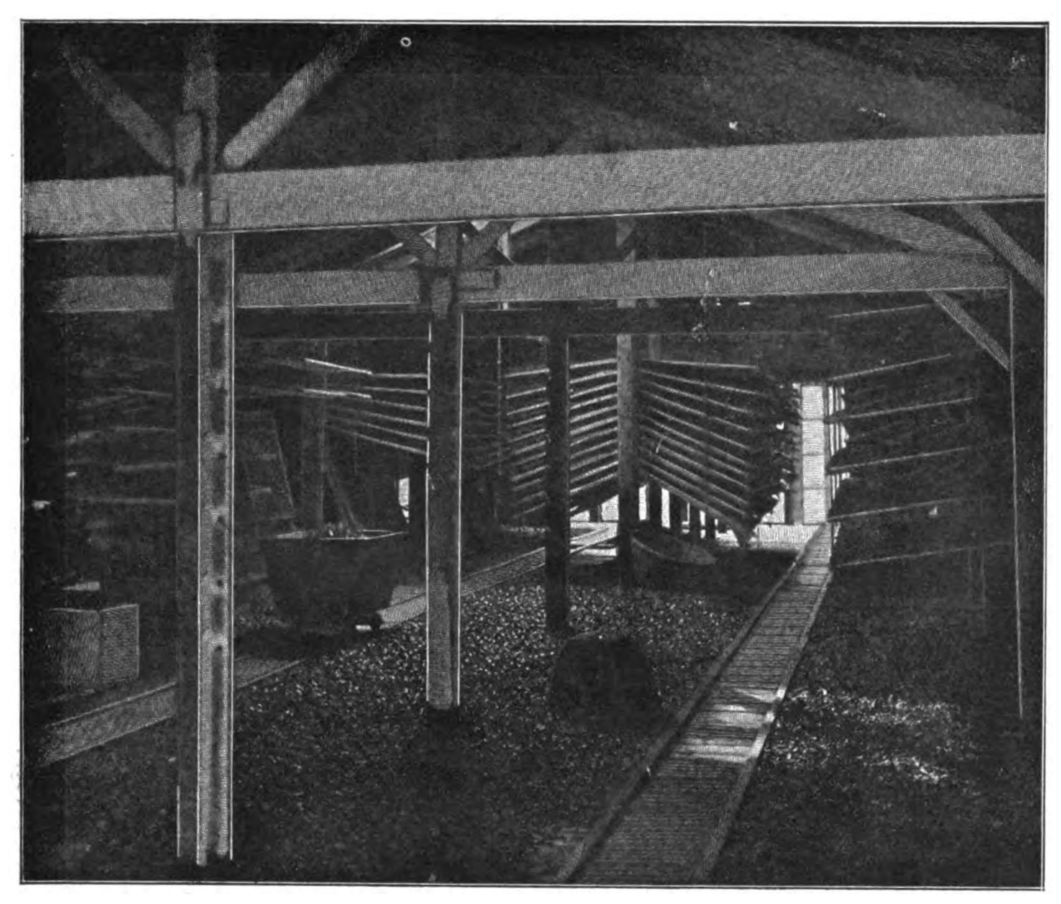
Der Theestrauch gedeiht am besten in einem mäßig warmen, feuchten Klima, auf subtropischen Inseln und, näher am Aequator, selbst noch in Höhen von 1000 bis 2000 Metern. In der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts begann man den Thee mit recht gutem Erfolg auch auf Java und Sumatra, in Korea, Brasilien, Australien, auf den Fidschiinseln und sogar in einigen Gegenden Nordamerikas anzubauen. Den Weltmarkt aber versorgte bis 1870 fast ausschließlich China. Dann fing Japan an, sich zu beteiligen, und bald stellte Ostindien sich den beiden andern Produzenten würdig an die Seite. Während die chinesische und japanische Ausfuhr in den letzten zwei Dezennien beständig an Menge und Wert abnimmt, steigt der Export Ostindiens von Jahr zu Jahr.

Auf einer Theepflanzung: Wie der Thee gesiebt und gereinigt wird.

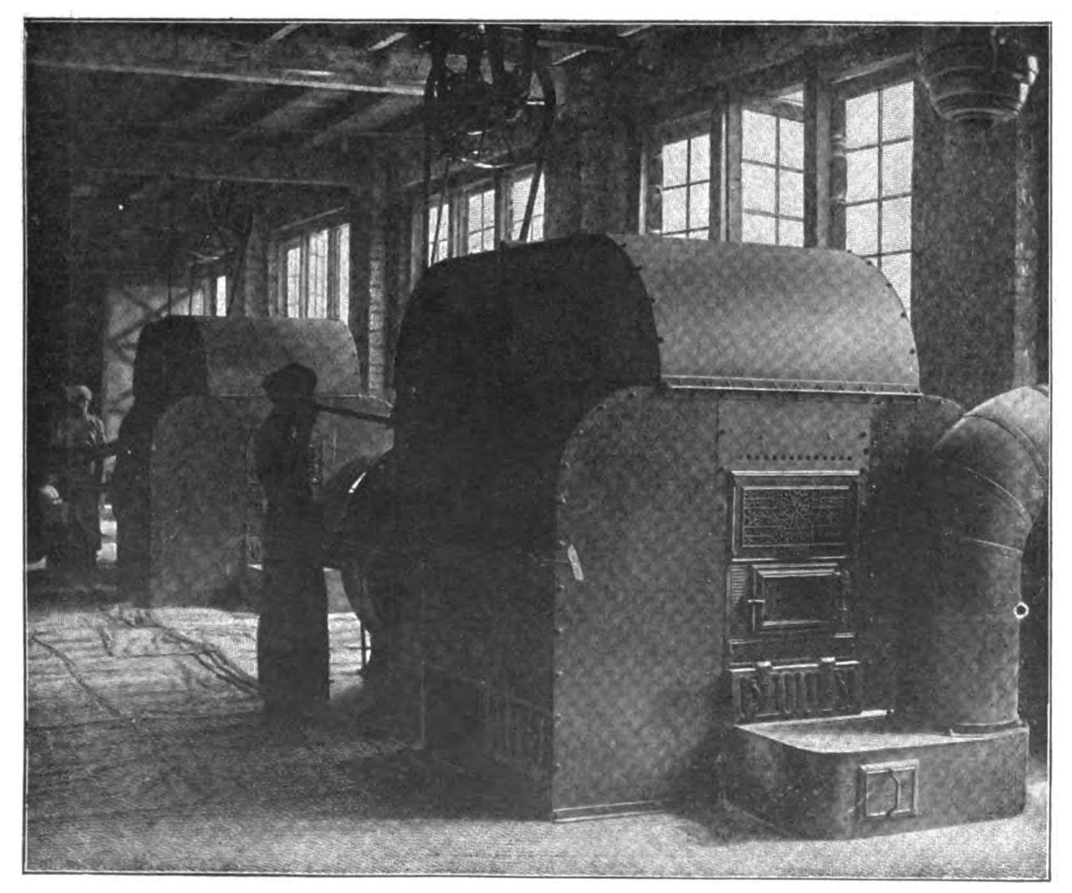
Die ausgedehntesten Theeplantagen befinden sich auf Ceylon,



Wie die Theeblätter sortiert werden.



Auf dem Trockenplatz.



Maschinen zum Dörren der grünen Theeblätter.

Photographische Aufnahmen.

dessen Eingeborene sich jetzt zum größten Teil mit der Kultur der Theestaude beschäftigen. Der 1 bis 3 Meter hohe Theestrauch trägt 2 bis 12 Zentimeter lange, glänzende Blätter und ziemlich große, wohlriechende Blüten von weißer, rosa angehauchter Farbe. Nach dem Abfallen der Blütenblätter bilden sich braune Kapseln, die kirschkerngroße Samen enthalten. Diese werden in gut gedüngte Erde gesät. Es dauert ein Jahr, ehe die Schößlinge in Abständen von $1^{1/4}$ Meter versetzt werden können. Die Pflanzen werden im dritten Jahr auf etwa 60 Zentimeter gestutzt. Im siebenten Jahr schneidet man die Stauden nahe am Boden ab, damit die Stümpfe neue Schößlinge treiben können. Will man schwarzen Thee erzielen, so müssen die eingesammelten Blätter an der Luft welken. Sobald sie getrocknet sind, werden sie gründlich geschüttelt, um dann noch einige Stunden zu kleinen Hügeln aufgeschichtet liegen zu bleiben. Nun beginnt das Aroma, das den frischgepflückten Blättern vollkommen fehlt, sich langsam zu entwickeln. Endlich werden die Blätter auf einem Rohrgeflecht zu Kügelchen zusammengerollt, in Pfannen über freiem Feuer unter beständiger Bewegung fünf Minuten gedörrt, wieder gerollt und nochmals getrocknet. Der völlig getrocknete Thee wird schließlich gesiebt und dabei sortiert.

M. Oberberg.

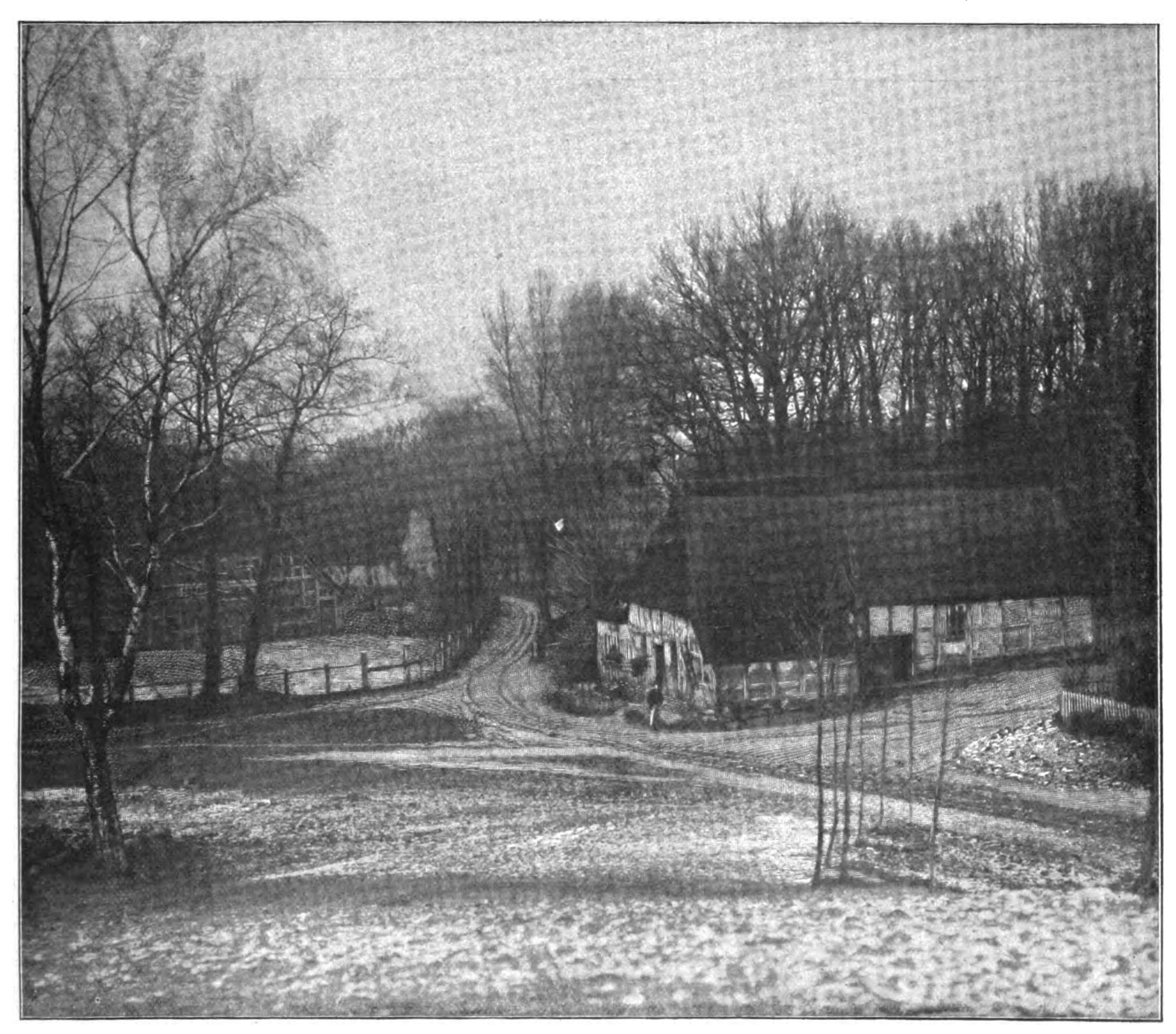
Die Worpsweder.

Von Hans Rosenhagen.

Hierzu 8 Spezialaufnahmen für die „Woche" von Schaul, Hamburg.

Vor zehn Jahren noch wußte niemand von Worpswede. Ein paar Maler mußten kommen, um die allgemeine Aufmerksamkeit auf das in der Nähe von Bremen liegende Dörfchen zu lenken. Ein Name ist nicht so sehr „Schall und Rauch", als man meint. Die Kollektivausstellung, mit der die Maler Mackensen, Modersohn, Overbeck, Vogeler und am Ende im Jahre 1895 im Münchener Glaspalast erschienen, verdankte nicht den geringsten Teil ihres Erfolgs dem sonderbaren Namen „Die Worpsweder", den sich die Künstler beigelegt. Einige dieser Maler hatten schon bei früheren Gelegenheiten Bilder ausgestellt, ohne besonderes Aufsehen erregt zu haben. Als „Worpsweder" fanden sie die Beachtung, die sie damals gesucht, aber nicht gefunden hatten, mit Leichtigkeit. Man möchte sagen: zu schnell; denn sie haben den starken äußeren Erfolg ihrer ersten Ausstellung niemals wieder übertreffen können, was nötig gewesen wäre, um ihn zu befestigen. Immerhin sind „Die Worpsweder" sehr bekannt geworden, und wenn sie kühleren Beurteilern auch nicht so bedeutend erscheinen, wie ihren Bewunderern damals in München, so muß doch anerkannt und hervorgehoben werden, daß die deutsche Kunst ihnen eine bemerkenswerte Anregung und einige höchst charaktervolle Werke verdankt.

Man ist heute nicht mehr so naiv zu glauben, daß der Künstler alles aus sich selbst heraus habe. Auch die Worpsweder sind nicht in dem Sinn originell, daß sie keine Vorgänger und Vorbilder gehabt hätten. Seitdem die Meister von Fontainebleau, Rousseau, Millet, Corot, Jules Dupré, Diaz, Daubigny und ihre Nachfolger gezeigt, welcher Vertiefung das Landschaftsbild fähig ist, welche Reize das einfachste Stück Erde hergiebt, wenn der Künstler durch dauerndes Verweilen in derselben Natur mit dieser ganz vertraut, sozusagen eins geworden ist; seitdem das „Paysage intime" das heroische oder ethnographische Landschaftsbild, die pompöse Vedute



Ansicht der Malerkolonie Worpswede bei Bremen.



Heinrich Vogelers Haus in Worpswede.
Spezialaufnahme für die „Woche".

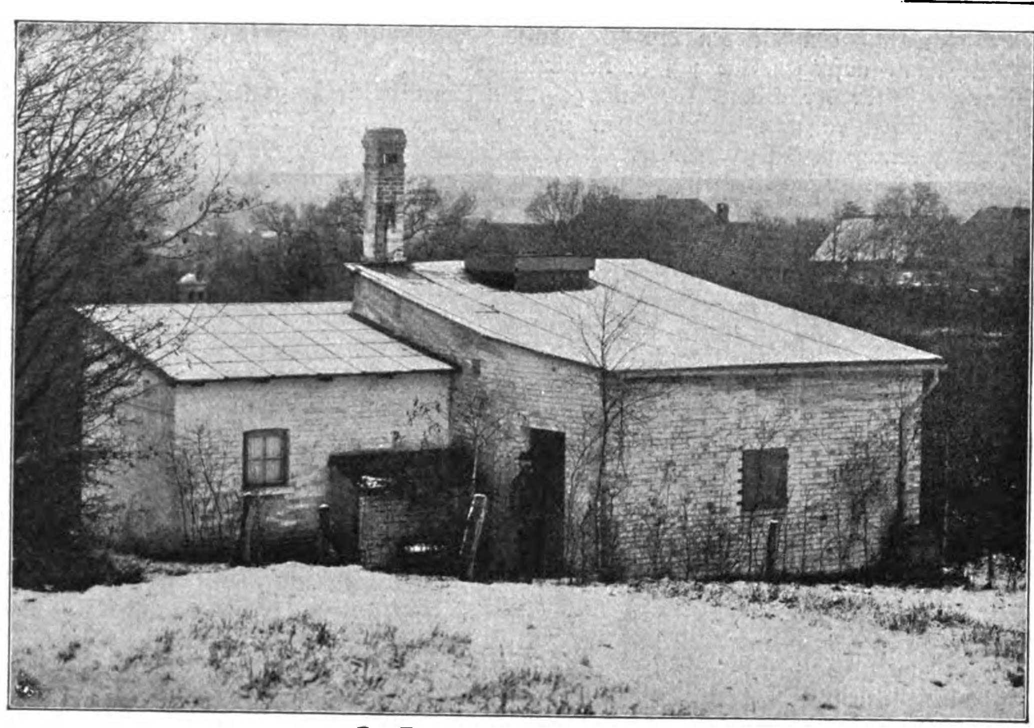
und die „schöne Aussicht" aus dem Feld geschlagen, haben mehrfach Landschaftsmaler auf ergiebigen Studienfeldern Künstlerkolonien gegründet. Man kann wohl sagen, daß die Landschaftsmalerei den riesigen Aufschwung, den sie im vergangenen Jahrhundert genommen, hauptsächlich der auf diese Weise erreichten innigen Berührung mit der Natur verdankt. In Newlyne wurde die englische, in Glasgows Umgebung die schottische, in Tervueren die belgische Landschaftsmalerei des 19. Jahrhunderts geboren. Auf deutschem Boden



Heinrich Vogeler in seinem Heim.
Spezialaufnahme für die „Woche".

bildeten sich solche Künstlerkolonien in Dachau bei München, in Kronberg bei Frankfurt, in Grötzingen bei Karlsruhe, in der Nähe von Hamburg, in Goppeln bei Dresden. Die Worpsweder Kolonie gehört fast zu den jüngsten.

Das Worpsweder Landschaftsbild unterscheidet sich, abgesehen von den besonderen Motiven, die im Charakter der gewählten Gegend liegen, von andern Landschaftsschilderungen durch den vollen, starken Ton der Farben und durch eine auffallend lebhafte dekorative Wirkung. Aus braunrotem Moorboden



Das Haus Overbecks in Worpswede.
Spezialaufnahme für die „Woche".

Fritz Overbeck in seinem Atelier.
Spezialaufnahme für die „Woche".

sieht man auf den Bildern der Worpsweder weiße Birkenstämme aufragen, die sich in tiefblauen Wassern spiegeln. Oder der Glanz der untergehenden Sonne wird von rotgestrichenen Bauernhütten und glühenden, am kaltblauen Himmel segelnden Wolken wiedergestrahlt. Oder es ist Herbst. Rot und schwarz und gelb, je nachdem es sich um Moor-, um Acker- oder Lehmerde handelt, zieht sich der Boden zwischen Stämmen hin, die ein saftiges, blaugrünes oder grüngelbes Moos überzogen hat. Um rostbraune Baumkronen spielt die helle Herbstsonne. Und ist es Abend, dann recken sich auf den Landschaften der Worpsweder knorrige Baumgestalten gegen den schimmernden Himmel. Gleich Wohnstätten von vorweltlichen Menschen ragen Hütten mit phantastisch großen Dächern in die Luft. Die feuchten Dünste, die aus den Mooren aufsteigen, scheinen alle Formen ins Riesige zu ziehen. Spuk und Märchen müssen hier gedeihen. — Den „Sommertag" mit seiner heißen Sonne, den strahlenden Birken, dem tiefblauen, spiegelnden, sich tief ins Bild hineinziehenden Wasser hat zuerst Arnold Böcklin gemalt. Wer kennt das Bild, auf dem zwischen den Stämmen noch ein paar nackte, badelustige Jungen sich tummeln, nicht wenigstens aus der Radierung Klingers! Karl Vinnen, den die Worpsweder zu den Ihren zählen, zeigte als erster, welche kostbaren, dekorativen Wirkungen sich mit den Requisiten und Farben dieses Böcklinschen Bildes erzielen ließen. Sein schönes großes Gemälde „Ruhe" mit den mächtigen weißen Birkenstämmen, dem geheimnisvollen Kringel im tiefen, blauen Wasser stellte eine wundervolle Variation des Böcklinschen Themas vor. Die Worpsweder Note war angeschlagen. Sie klang stark, aber nuancenarm. Sie ist so geblieben. In weiterer Folge sind auch die Bilder der Schotten, der Boys of Glasgow, die Anfang der neunziger Jahre nach Deutschland gelangten, nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung einzelner Worpsweder Maler gewesen. Von den Schotten lernten sie, volle klangreiche Töne in der Natur zu sehen, wo man sonst vielerlei Farben bemerkt hatte. Die Schotten lehrten sie den Zauber der Dämmerungsstunde kennen, in der Farben und Formen geheimnisvoll zusammenfließen.

Ueber die größte positive künstlerische Kraft verfügt unter den Worpswedern unzweifelhaft Fritz Mackensen. Er hat ganz das Zeug zu einem Künstler großen Stils. Er malt mit derselben Leichtigkeit riesige Figurenbilder, wie Porträts und Landschaften. Von einem erfrischenden, gesunden Wirklichkeitssinn zeugten seine ersten Werke. Ohne Mackensens „Gottesdienst im Freien", einer mächtigen Pleinairschilderung in der Art Jules Bretons mit vielen feinbeobachteten Bauerntypen, hätten die Worpsweder 1895 im Münchner Glaspalast nicht halb so viel Eindruck gemacht, wie es der Fall war. Das Bild zeigte, wie auch das folgende Werk des Künstlers „Im Trauerhause" — eine um den offenstehenden Sarg eines gestorbenen Kindes in Andacht versammelte Bauerngemeinde — durchaus noch keine bezeichnende Worpsweder Note. Die Bilder hätten ebenso gut in Düsseldorf oder Berlin entstanden sein können, wie in der Kolonie am Teufelsmoor. Sie waren nur außerordentlich ehrlich und wahr und verrieten einen ungewöhnlich energischen und sicheren Beobachter. Ihre Herbheit machte sie schön. Später vollzog sich bei Mackensen eine Wandlung. Er, in dessen ersten Bildern die Schilderung des hellsten Tageslichts eine so große Rolle gespielt hatte, begann plötzlich in der Weise seiner Genossen „tonig" zu malen. Das starke Blau, das Grün und Braungelb der andern erschien nun auch auf seinen Bildern. Indem er die Form, die Zeichnung dabei in den Hintergrund treten ließ und auf die sie ersetzenden feineren Nuancierungen der Farbe verzichtete, die großen Dimensionen seiner Bildflächen aber beibehielt, bekamen

Fritz Mackensen vor der Staffelei.
Spezialaufnahme für die „Woche".

seine Darstellungen aus dem Leben der Moorbauern und Schiffer allmählich etwas Leeres. Man findet Mackensens Bilder immer noch bemerkenswert, aber sie gewähren nicht mehr in dem Maße Befriedigung, wie es jene Werke thaten, die seinen Ruhm und den Worpswedes begründeten.

Otto Modersohn (Abb. S. 300) ist im Gegensatz zu dem scharf und kühl beobachtenden Mackensen Temperamentskünstler. Er empfindet stark und lebhaft und hat ein ursprüngliches feines Gefühl für das Malerisch-Wirksame. In seinen Bildern kommt das Besondere der Farbe in der Worpsweder Landschaft wohl am sinnfälligsten heraus. Den Frühling und Sommer im Moor, wo die wasserreiche Luft die Farben voller, tönender, gewaltiger erscheinen läßt als in andern Gegenden, hat Modersohn in einziger Weise geschildert. Und ganz besonders hat der Herbst in ihm einen glänzenden Interpreten gefunden. Einige seiner schönsten Bilder sind ganz auf Braun und Gelb gestellt. Vielleicht ist ein wenig Rezept darin, wie Modersohn mit Baumgruppen, mit vom Sturm gebeugten Stämmen, mit horizontalen Linien und mächtigen Silhouetten operiert, aber man hat vor seinen Bildern nur selten den Eindruck, daß sie gemacht, anstatt gesehn wären. Auch in Märchenbildern hat sich der Künstler versucht, die etwas von dem grotesken Humor haben, der in den Märchenteppichen des Norwegers Munthe einen so charakteristischen, an die germanische Urzeit erinnernden Ausdruck angenommen hat.

Die Werke von Overbeck (Abb. S. 297) zeigen vielleicht am meisten das wirkliche Worpswede. Das Moor mit seinem Schilf und den schwarzen Kanälen, mit den Torfgräbereien und den träge gleitenden Kähnen, mit den feuerroten Hütten und merkwürdigen Backöfen, mit den Birkenwäldchen und den sanften, baumgekrönten Hügeln. Overbecks malerischer Vortrag ist weniger glänzend als der von Modersohn, aber in seiner gleichmäßigen Güte von selten versagender Wirkung.

Hans am Ende ist zuweilen geradezu konventionell. Selbst in seinen besten Landschaften fühlt man häufig fremde Anregungen durch; aber er weiß hübsche Motive



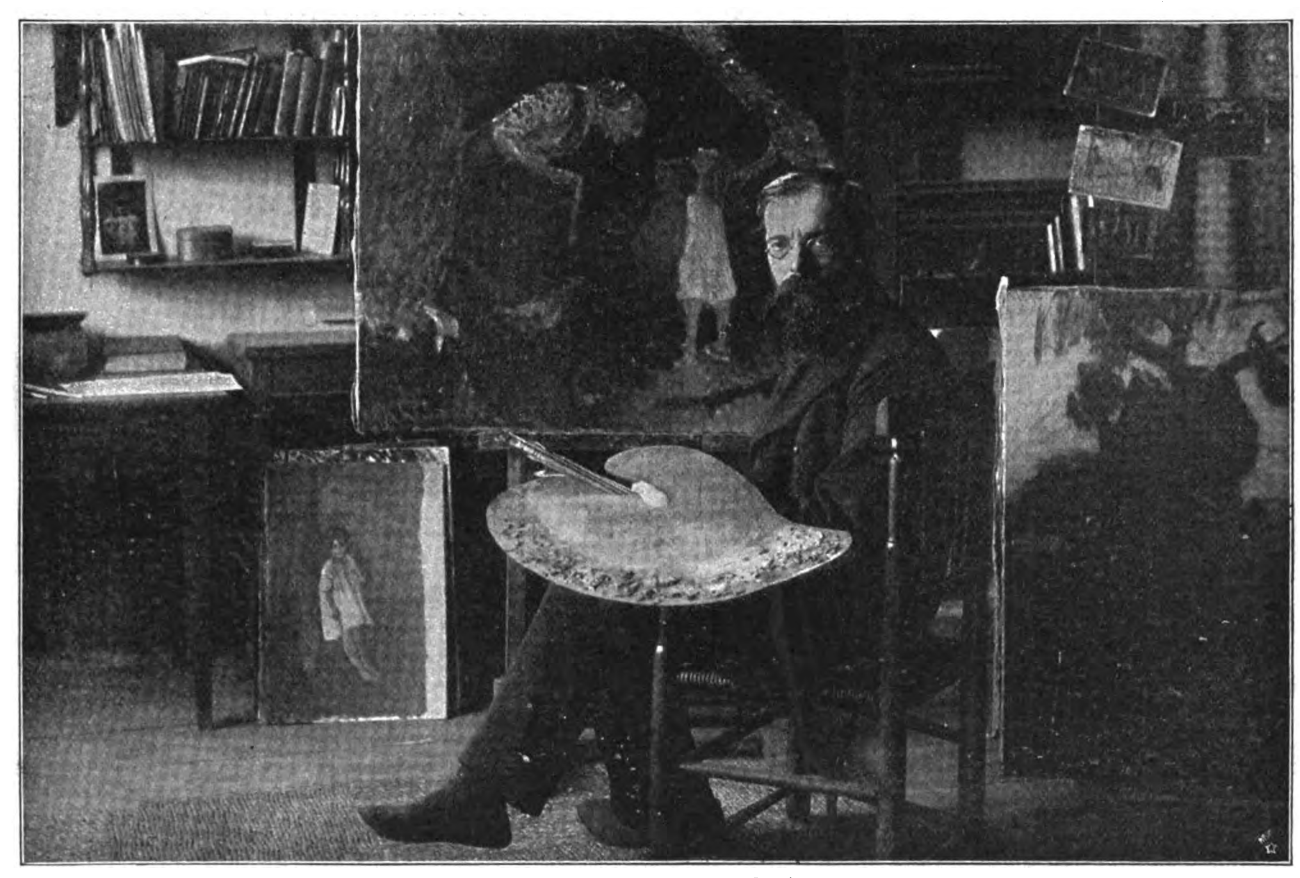
Hans am Ende in seinem Worpsweder Heim.

Spezialaufnahme für die „Woche“.

zu finden, was er malt, sieht meist gut aus und würde vortrefflich genannt werden, wenn der Künstler den Ehrgeiz fallen ließe, durch den Umfang seiner Arbeiten aufzufallen.

Von Vogeler (Abb. S. 296) möchte man kaum glauben, daß er zu den Worpswedern gehört. Aus den Bildern der andern fühlt man ein gewisses frisches, natürliches Wesen heraus. Man stellt sie sich als richtige Malersleute vor, die auch bei Wind und Wetter hinausziehen, um ihre Studien und Bilder zu malen. Vogeler erscheint neben ihnen wie ein zarter, blasser, feinnerviger Aesthet, der von großen Thaten träumt, wie ein phantasiebegabter Knabe, der zierlich und behende durch das Leben schreitet und jedem starken Widerstand ausweicht. Nichts verbindet ihn mit dem Dorf als ein gewisses romantisches Etwas, das im tosenden Lärm der Städte nicht gedeihen kann. Nur hingiebt, so erscheint der Künstler da zuweilen als eine zurechtgemachte und daher wenig sympathische Persönlichkeit, wo sich der sinnige Jüngling in einen müden, kraftlosen Dekadent verwandelt zeigt. Sieht man Bilder, Buchschmuck oder kunstgewerbliche Arbeiten in diesem Biedermeierstil von ihm, so ist man leicht geneigt, zu übersehen, daß Vogeler ein vielleicht nicht überwältigendes, aber doch sehr feines und eigenartiges Talent nicht nur in der Gruppe der Worpsweder, sondern auch innerhalb der deutschen Kunst ist.

Kein Wunder, daß diese Künstler, die sich so siegreich schnell das Interesse des Publikums erworben haben, Nachahmer und Schüler fanden. In fast allen Ausstellungen findet man Landschaftsbilder, deren Ursprung auf Worpsweder Anregungen zurückzuführen ist. Ihr



Otto Modersohn in seinem Atelier.
Spezialaufnahme für die „Woche".

ein Städter kann die Art von Romantik, die Vogeler vertritt, in seinem Herzen großziehen. Ihr Charakter ist nicht die That, sondern die Weltflucht. Nur fort aus dem Leben, das die Sinne zerrüttet und das ruhige Denken verhindert! Hinaus aufs Land, wo die Einfalt in schlichten Hütten wohnt, wo man, umzirpt von Grillen, im grünen Gras liegen und den ziehenden Wolken nachträumen kann! Und Vogeler träumt von schlanken Edelfräulein in zartblauen Gewändern, er träumt von Rosenhecken, in denen Dornröschen schlummert; von der Gänsehirtin, die eine Prinzessin war; von dem Glück der Liebenden, die sich in der Jugend gefunden haben und im Alter glückseliger Erinnerungen voll, nebeneinandersitzend, den holden Maientag genießen. Muten solche mit abstrakten, dünnen Farben gemalten Märchenbilder Vogelers als unschuldvolle, natürliche Poesien an, deren süßem Zauber man sich bei geeigneter Gelegenheit gern Dörfchen ist zu einem Wallfahrtsort für Schriftsteller und Kunstfreunde geworden. Selbst der, den sie in ihrem Künstlertum nicht recht warm machen, hat Respekt vor der Energie, mit der sie sich der Natur zu bemächtigen streben, und vor ihrem Geschmack, der sie davor bewahrt hat, aus dem stillen Marschendörfchen eine Künstlerkolonie im abscheulichen Berliner Grunewaldstil zu machen. Ihre Wohnungen und Ateliers fügen sich unauffällig zwischen die Fachwerkmauern und bemoosten Strohdächer niederdeutscher Bauernhäuser ein, und wenn durch den dauernden Verkehr mit ursprünglicher Natur und ursprünglichen Menschen in Künstlerherzen die Flamme der großen Kunst sich entzünden kann, so haben die Worpsweder ganz gewiß Aussicht, dereinst nicht geringer geachtet zu werden als die Unsterblichen des Waldes von Fontainebleau.



Avantageur von Bolten.

Skizze von Freiherrn von Schlicht.

Das Infanterieregiment von Dingsda hatte einen neuen Avantageur bekommen, und so sehr das Offizierkorps, das nicht sehr stark war, sich sonst über jeden Nachwuchs freute, ebenso sehr schalt es diesmal. Und nicht ohne Grund, denn der neue Avantageur hatte einen großen Fehler, den man ihm nicht abgewöhnen konnte: er war der Sohn des Herrn Oberst.

Na, und den eigenen Sohn des Regimentskommandeurs als Avantageur zu haben, ist immer unangenehm. Während des Dienstes oder im Kasino oder abends in der Kneipe schimpft der eine oder der andere doch einmal auf seinen Oberst, denn Vorgesetzte, über die nicht geschimpft wird, giebt es ja nicht, und wenn der Sohn dann dabeisitzt, alles mit anhört und womöglich zu Haus wiedererzählt, ist das ja sehr unangenehm oder kann unter Umständen sehr unangenehm werden.

Das sahen alle ein, nur nicht der Avantageur von Bolten selbst, der war überhaupt nach Ansicht seiner Vorgesetzten das unmilitärischte Wesen, das jemals im bunten Rock auf dem Kasernenhof gestanden und Griffe und Wendungen gelernt hatte. Nicht etwa, als ob es ihm an den nötigen geistigen Fähigkeiten gefehlt hätte — nein, das nicht, aber ihm fehlte der nötige Ernst und vor allen Dingen der heillose Respekt, den jeder vor dem Herrn Oberst haben muß. Eines Tags drohten sogar die Kasernenmauern vor Entsetzen umzufallen, da rief er nämlich seinem Sergeanten, der ihn ausbildete, die Worte zu: „Herr Sergeant — Papa kommt!"

„Merken Sie sich das ein für allemal, Avantageur," belehrte ihn hinterher der Herr Sergeant, „einen Papa giebt es beim Militär überhaupt nicht, da giebt es nur einen Vater, und den giebt es auch nur außer Dienst. Im Dienst giebt es für Sie nur Vorgesetzte, und da ist der Herr Oberst für Sie genau so wie für mich und für jeden andern lediglich der Herr Oberst und Regimentskommandeur. Daß Sie mit dem hohen Herrn verwandt sind, daß er Ihnen sonst im Leben nahesteht, müssen Sie im Dienst ganz vergessen, sonst wird nie etwas aus Ihnen. Und nun wollen wir einmal einen Augenblick Instruktion abhalten, damit Ihnen das, was ich eben sagte, in Fleisch und Blut übergeht: Wie heißt der Herr Oberst?"

„Herr Oberst von Bolten," gab der Sohn seines Vaters, ohne sich zu besinnen, zur Antwort.

„Sehen Sie wohl, Avantageur, es wird schon werden," lobte der Vorgesetzte. „Welche Ehrenbezeigung machen Sie vor dem Herrn Oberst?"

„Ich mache Front, Herr Sergeant."

„Wie benehmen Sie sich, wenn Sie als Ordonnanz oder sonst mit einem dienstlichen Auftrag zu dem Herrn Oberst hingeschickt werden?"

Der Avantageur konnte sich nun zwar nicht vorstellen, daß man gerade ihn mit einer solchen Mission betrauen würde, trotzdem antwortete er, wie er gelernt hatte: „Ich lasse mich durch den Burschen anmelden, und sobald ich die Stubenthür geöffnet habe, sage ich: ich bitte eintreten zu dürfen."

„Und was machen Sie, wenn der Herr Oberst Sie entläßt?"

„Dann gehe ich rückwärts zur Thür."

„Nein, Avantageur, da machen Sie stramm Kehrt."

Aber der Avantageur widersprach: „Verzeihung, Herr Sergeant — aber meine Mama ist immer böse, wenn ein Soldat im Zimmer Kehrt macht, sie behauptet, das ruiniere die schönen Teppiche."

Für einen Augenblick kam der Herr Sergeant aus dem Konzept: da kam ja schon wieder der Sohn des Herrn Oberst, anstatt der Avantageur zum Vorschein. Aber schnell faßte er sich wieder: „Junker, ich will Ihnen einmal etwas sagen: erst kommt das Reglement, dann erst kommt Ihre Frau Mutter, und die Teppiche giebt es überhaupt nicht. Für Sie als Soldaten darf es gar keine Mutter geben, merken Sie sich das, sonst wird nie etwas aus Ihnen. Und nun wollen wir die Griffe weiter üben: anfangen!"

Und da der Fahnenjunker sich nicht daran gewöhnen konnte, daß es für ihn keinen Vater und keine Mutter gab, obgleich er täglich stundenlang mit ihnen zusammen war, so wurde auch nicht viel aus ihm, wenigstens nicht nach der Ansicht des Herrn Sergeanten. Auch die Offiziere dachten nicht viel anders, bis der Tag anbrach, an dem er bewies, daß er nicht nur der Sohn seines Vaters, sondern daß er auch dessen Untergebener war.

Es war der Tag, an dem der Avantageur von Bolten nach Beendigung seiner Rekrutenausbildung, die er fast zehn Wochen hindurch ganz allein hatte durchmachen müssen, in die Kompagnie eingereiht werden sollte. Natürlich mußte diesem großen Ereignis eine Vorstellung vorangehen, und da es sich um seinen leibeigenen Sohn handelte, war es selbstverständlich, daß der Herr Oberst der Besichtigung beizuwohnen wünschte, und mit Rücksicht darauf, daß der Herr Oberst nicht nur sehen wollte, ob sein Herr Sohn gute Gewehrgriffe machte, sondern ob er sich auch im Gelände benehmen könnte, wurde befohlen, daß die Besichtigung auf dem großen Exerzierplatz, der etwa sieben Kilometer entfernt lag, stattfinden sollte.

Darüber schalten im stillen alle. Der Herr Sergeant, der Herr Hauptmann, der Herr Major und die Adjutanten, die dem feierlichen Akt beiwohnen mußten. Aber wie so oft half das Schelten auch diesmal nichts.

Um neun Uhr vormittags sollte die Besichtigung ihren Anfang nehmen. Um sechs Uhr ließ der Avantageur sich wecken, und um sieben Uhr trat er mit sich selbst ganz allein auf dem Kasernenhof zum Abmarsch an, denn ein Viertel nach sieben wollte der Herr Sergeant erscheinen, und der Untergebene muß stets eine Viertelstunde vor dem Vorgesetzten zur Stelle sein — im letzten Augenblick zu erscheinen, ist unmilitärisch

Mit dem Glockenschlag trat der Herr Sergeant aus seinen Gemächern und sah eine geschlagene Viertelstunde den Anzug seines Zöglings nach — zwar war er schon nach fünf Minuten damit fertig, aber trotzdem suchte er weiter nach einer verbotenen Falte im Rock oder nach einem offenen Knopf, einmal, damit man ihm nicht den Vorwurf machen könnte, den Anzug nur flüchtig gemustert zu haben, dann aber auch, weil der Abmarsch zum Exerzierplatz von dem Herrn Hauptmann auf ein halb acht Uhr angesetzt war.

Als die Uhr zum Schlagen ausholte, zog der Herr Sergeant sich seine schneeweißen Handschuhe an, stellte sich neben seinen Zögling, richtete sich mit diesem haarscharf aus, daß ihre Fußspitzen zusammen eine schnurgerade Linie bildeten, und kommandierte gleich darauf, so laut und so stramm er konnte: „Bataillon — marsch!“

Und durch die Straßen der Stadt ging es im strammen Tritt, außerhalb der Stadt „ohne Tritt“ dem Exerzierplatz entgegen.

Kurz nach halb neun Uhr, als die beiden etwa noch fünf Minuten zu gehen hatten, kam ihnen in der größten Aufregung der Hauptmann entgegengeritten: „Zum Donnerwetter, aber Sergeant, wo bleiben Sie denn nur? Um neun Uhr kommt der Herr Oberst, der Herr Major wartet auch schon und will den Avantageur vorher noch sprechen, und der Anzug muß doch auch noch nachgesehen werden. Kommandieren Sie Laufschritt!“

Und im Trab langte die aus dem Hauptmann, dem Sergeanten und dem Avantageur bestehende Abteilung wenig später auf dem Exerzierplatz an. Dort wartete bereits der Herr Major mit seinem Adjutanten: „Bitte, Herr Hauptmann, sehen Sie erst den Anzug genau nach und melden Sie mir, wenn Sie damit fertig sind.“

Das geschah, und dann kam der Herr Major hoch zu Roß heran, um auch seinerseits den Anzug zu prüfen. „Der Rock sitzt nicht übertrieben gut, Herr Hauptmann, er scheint mir in der Taille etwas zu kurz zu sein und dann — strecken Sie mal den linken Arm aus, Avantageur, noch mehr, ganz gerade — sehen Sie wohl, Herr Hauptmann, ich habe es gleich bemerkt, die Aermel sind etwas zu lang, wenigstens einen Zentimeter. Natürlich ist das jetzt nicht mehr zu ändern, aber mich wundert sehr, daß Sie den Rock nicht ändern ließen oder dem Kammerunteroffizier nicht den Befehl gaben, einen andern Rock zu verpassen. Auch der Haarschnitt könnte besser und akkurater sein. Die Hauptsache aber ist, Fahnenjunker, daß Sie Ihre Sache gut machen, wenn der Herr Oberst kommt. Das wollte ich Ihnen nur sagen und Ihnen ans Herz legen, sich rechte Mühe zu geben. Verstanden?“

„Zu Befehl, Herr Major.“

„Schön — dann lassen Sie rühren, Herr Hauptmann.“

Der Hauptmann wendete sich an den Sergeanten: „Lassen Sie rühren, Sergeant.“

Der Sergeant verließ seinen Platz, stellte sich fünf Schritt vor die „Abteilung“ und kommandierte mit Stentorstimme: „Rührt euch!“

Und der Avantageur „rührte sich“, er stand nicht mehr in vorschriftsmäßiger Haltung da, sondern er stand bequem.

Nach Verlauf einer Viertelstunde, während der alle beständig nach allen Richtungen der Windrose ausgeschaut hatten, tauchte am Horizont ein dunkler Punkt neben einem hellen auf. Eigentlich hätte der helle Punkt der Herr Oberst und der dunkle Punkt der Regimentsadjutant sein müssen, aber trotz aller Disziplin und Subordination war es gerade umgekehrt, denn der Kommandeur ritt einen Rappen, der Adjutant aber einen Schimmel.

„Der Herr Oberst kommt,“ sagte der Bataillonsadjutant zu seinem Major.

„Der Herr Oberst kommt,“ sagte der Herr Major zu dem Herrn Hauptmann.

„Der Herr Oberst kommt,“ sagte der Herr Hauptmann zu dem Sergeanten, und der begriff den Ernst des Augenblicks: mit einem hörbaren Ruck warf er sich in die Brust und kommandierte sein „Stillgestanden“, als wenn das Wohlergehn der ganzen Armee davon abhinge.

Der Herr Oberst kam näher und näher, und die Berittenen, der Herr Major, der Adjutant und der Herr Hauptmann, galoppierten ihm entgegen und meldeten ganz gehorsamst „einen Avantageur nebst seinem Unteroffizier zur Besichtigung zur Stelle.“

Jetzt war der Herr Oberst an Ort und Stelle. Er winkte dem Sergeanten, zur Seite zu treten, und ritt dann seinen Avantageur um — nein, pardon, er ritt, gefolgt von seiner Suite, um ihn herum. Er besah ihn sich in Bezug auf Stellung, Haltung und Anzug von allen Seiten: „Rock sitzt nicht — Taille zu kurz — Rockärmel wenigstens zwei Zentimeter zu lang.“

Der Major warf dem Herrn Hauptmann einen triumphierenden Blick zu: „Na, was sagen Sie nun?“

Aber der sagte gar nichts, und das war entschieden auch das Klügste, was er thun konnte.

„So, Sergeant, nun zeigen Sie einmal, was Sie dem Avantageur beigebracht haben.“

„Zu Befehl, Herr Oberst.“

Dann nahm die Vorstellung ihren Anfang, aber viele Vorgesetzte sind eines einzigen Untergebenen Tod: der Avantageur wurde unruhig, er vergriff sich beständig, bei den Wendungen fiel er beinah um, bei dem Marsch stolperte er über seine eigenen Gebeine, und die Endkritik des Herrn Oberst lautete: „Hundsmiserabel — in vierzehn Tagen sehe ich mir den Avantageur noch einmal an, und wenn er dann nicht mehr leistet als heute, sperre ich ihn mitsamt seinem Sergeanten drei Tage ein.“

Der Herr Oberst galoppierte von dannen: die übrigen blieben zurück. Der Herr Major tadelte den Hauptmann, sich nicht genügend um die Ausbildung gekümmert zu haben, wurde dem Sergeanten und schließlich dem Avantageur grob. Dann ritt er davon, und nun wurde der Hauptmann zuerst dem Sergeanten und dann dem Avantageur grob, schließlich aber ritt auch er davon.

„Nun wird mir der Sergeant auch noch grob werden,“ dachte der Fahnenjunker, aber das geschah doch nicht. Der stellte sich nur neben seinen Zögling, richtete sich haarscharf mit ihm aus, daß ihre Fußspitzen zusammen eine schnurgerade Linie bildeten, und marschierte dann,

ohne ein Wort zu sprechen, der Kaserne entgegen. Und dort angelangt, suchte der Avantageur gleich das Kasino auf, um seinen Aerger hinunterzuspülen. Das war aber leichter vorgenommen als ausgeführt, denn er hatte sich maßlos geärgert: so viel Grobheiten hatte er während seiner ganzen Dienstzeit noch nicht zu hören bekommen, wie heute vormittag.

Er hätte am liebsten seinen Abschied eingereicht. Bald ertönten draußen auf dem Vorflur die lauten, erregten Stimmen einiger Offiziere: „Ich hab's ja immer gesagt — der Oberst hat keinen Schimmer von einer Idee — er hat da wieder einen Regimentsbefehl losgelassen — so etwas giebt es nicht zum zweitenmal!“

Während immer der eine der Herren schalt, stimmten die andern ihm laut bei, und sie schalten auch jetzt noch weiter, als sie das Kasino betraten. Aber mit einem Mal verstummten sie — sie hatten den Sohn des Herrn Oberst von Bolten bemerkt.

„Junker,“ sagte der älteste der Herren nach einer etwas verlegenen Pause, „ich weiß nicht, ob Sie gehört haben, was wir soeben besprachen, aber selbst wenn Sie es hörten, ist es doch wohl ganz selbstverständlich, daß Sie es nicht hörten.“

Da richtete der Avantageur sich stolz auf: „Herr Leutnant, ich habe noch nie den Angeber gespielt und werde es in Zukunft erst recht nicht thun — seit heute morgen habe ich keinen Vater mehr.“

„Nanu?“ Ueberrascht sahen sich die Herren an: „Ihr Herr Vater ist doch nicht etwa plötzlich gestorben?“

Und ohne sich zu besinnen, sagte der Fahnenjunker: „Für mich ist Herr von Bolten vorläufig nur noch der Herr Oberst und Regimentskommandeur, und auf den kann meinetwegen schimpfen, wer da will — ich schimpfe mit.“

Und fortan zweifelte niemand mehr daran, daß aus dem Fahnenjunker noch einmal ein äußerst tüchtiger Offizier werden würde.

Die Kunst des Atmens.

Von Sanitätsrat Dr. L. Fürst.

Die rauhen Wintermonate, in denen Katarrhe der Atmungsorgane eine der häufigsten Formen der „Erkältung“ bilden, lenken unsere Aufmerksamkeit auf das Atmen und zwar um so mehr, als diese Zeit uns zugleich oft nötigt, in überfüllten Sälen mit irrespirabler, d. h. nicht mehr zum Atmen tauglicher, mehr oder weniger „verdorbener“ Luft zu verweilen. Da mögen denn einige Worte über das Atmen nicht überflüssig sein. Weiß doch jeder aus eigener Erfahrung, daß man sich nur bei richtigem, ergiebigem Atmen reiner, guter Luft wohl fühlt, und daß man sehr bald zu Grunde gehn müßte, wenn diese wichtige Lebensbedingung beeinträchtigt würde. Erinnert sich doch jeder des wonnigen Gefühls, das ihn erfüllte, wenn er den Staub der Großstadt von den Füßen geschüttelt hat und im Sommer hinausgewandert ist zu den bewaldeten Bergen oder an die See und nun seine Lungen wieder einmal gründlich auslüften konnte.

„Lerne richtig atmen!“ Auf diese wohlgemeinte und für den im Frondienst der täglichen Arbeit aufgehenden, im übrigen aber meist recht unhygienisch lebenden Großstädter durchaus angebrachte Mahnung erhält man meist die Antwort: „Das brauche ich doch nicht erst zu lernen. Ich atme ja fortwährend und unwillkürlich und, ich sollte meinen, genug fürs Leben.“ Darauf kann man nur erwidern: „Gewiß atmest du gerade noch ausreichend, um leben zu können; aber damit ist noch nicht gesagt, daß du so atmest, wie es für ein gesundheitsgemäßes Wohlbefinden nötig ist.“

In der That atmen die meisten Menschen, besonders in der Großstadt, so unzulänglich, oberflächlich und mechanisch, daß es eben nur für die Existenz ausreicht. Da hat nun Berlin, die Millionenstadt, ihre „Lunge“, den schön angelegten Tiergarten; aber wie wenige machen von diesem Park Gebrauch, um nur etwas Waldluft zu atmen! Und wie wenige denken überhaupt daran, sich einmal die eminent hygienische Bedeutung des korrekten Atmens klarzumachen.

Freilich, die gütige Natur hat dafür gesorgt, daß des Menschen Wille für das regelmäßige, rhythmische Atmen gar nicht nötig ist. Unwillkürlich erfolgt es, ganz wie die Herz- oder Verdauungsthätigkeit, auch im Schlaf ohne Unterbrechung. Zum Glück für den Menschen übernehmen es bestimmte Nervengebiete, seine Existenz auch dann zu sichern, wenn sein Gehirn, von Müdigkeit überwältigt, dies nicht mehr vermag. Bei Tage ist dies „unwillkürliche“ Atmen keineswegs ausgeschaltet, denn wir atmen, ohne nur zu wissen, stets, um unsern Lufthunger zu befriedigen; aber gleichzeitig können wir willkürlich unser Atmen vertiefen, beschleunigen oder verlangsamen. Das sogenannte Atmungszentrum, das in dem Teil des Zentralnervensystems zwischen Hirn und Rückenmark gelegen ist, gestattet uns aber nicht, das Atmen lange zu unterbrechen; wenn wir nicht sehr große Uebung haben, wie z. B. die Taucher, zwingt uns sehr bald das Atmungszentrum, wieder „Luft zu holen“.

Dieser Zwang ist eine physiologische Notwendigkeit. Er beruht auf der Thatsache, daß der menschliche Körper ohne einen genügenden Austausch seiner Blutgase nicht leben kann, daß diese stets ein bestimmtes Verhältnis behalten und daß wir stets einen ungestörten Gasstoffwechsel besitzen müssen, wenn wir uns wohl befinden sollen. Aus der Luft, die ihn umgiebt, versorgt sich der Mensch bei jedem Atemzug mit dem ihm unentbehrlichen Sauerstoff, dem Vermittler aller Oxydations- (gewissermaßen Verbrennungs-)Vorgänge, die sich, wenn auch ohne Licht und Flamme, unter Wärmeentwicklung in seinem Körper abspielen. Und in die Luft giebt er, ebenfalls mit jedem Atemzug, die von den Zellen des Körpers ausgeschiedene Kohlensäure, die ihm durch ihre Anhäufung im Blut gefährlich werden würde, ab. Dieser Gas-

austausch, der also eine unentbehrliche Lebensbedingung ist, vollzieht sich nun hauptsächlich durch die Lungenatmung und zwar dadurch, daß die von den Lungenbläschen sich verzweigenden feinsten Blutgefäße durch ihre zarte Wand hindurch den Sauerstoff der Luft in die roten Blutkörperchen, wo die Gasspannung geringer ist, aufnehmen und ihn hier lose an das Hämoglobin der Blutkörperchen binden. Diese, die damit wieder für die Ernährung der Körpergewebe tauglich geworden sind, rollen nun zu Millionen in dem Blutkreislauf durch alle Gebiete des Körpers und nehmen aus diesen, vermöge der sogenannten inneren oder Gewebsatmung, als Austausch für den Sauerstoff alle gasförmigen Auswurfsstoffe, vor allem die Kohlensäure, auf. Ein schlechter Tausch, und sie suchen sich deshalb dieses unwillkommenen Erwerbs rasch zu erledigen, indem sie das giftige Gas wieder der Lunge zuführen und beim Ausatmen in die Luft entweichen lassen. 20% Sauerstoff und nur 0,04% Kohlensäure atmen wir ein, nur 16% Sauerstoff, aber 4½% Kohlensäure, zugleich mit viel Wasserdampf, atmen wir aus. Die 4% Sauerstoff waren den Körperzellen zu gute gekommen, die dafür fast ebensoviel Kohlensäure ausschieden, und was dies bei der kolossalen Fläche der Lungenbläschen für den Menschen bedeutet, ist ohne weiteres klar.

Jetzt sehen wir deutlich, wie notwendig die regelmäßige Versorgung unseres Atmungszentrums und unserer Körpergewebe mit Sauerstoff ist, wie falsch der Stubenhocker, der an den Schreibtisch Gefesselte und der in geschlossenen Räumen die ganze Woche hindurch Arbeitende handelt, wenn er nicht jede freie Stunde benutzt, um frische, reine, gute Luft in Gottes schöner Natur zu atmen, seine Lungen voll Sauerstoff zu pumpen, aus ihren feinsten Luftröhrenverzweigungen die Kohlensäure zu entfernen. Die rationelle Atmung ist der wahre Jungbrunnen; denn sie befriedigt das Sauerstoffbedürfnis, das beim Menschen groß ist, während es bei manchen Tieren, z. B. den Winterschläfern, gering, bei Kaltblütern und niederen Tieren fast gleich Null ist.

Zum Glück reizt Sauerstoffmangel von selbst das Atmungszentrum zur Einatmung, Kohlensäuregehalt des Bluts zur Ausatmung; so wird selbst der Vergeßliche und Nachlässige manchmal an seine Pflicht erinnert und sucht nun durch einige tiefe, seufzende Atemzüge oder durch Gähnen das Versäumte nachzuholen oder durch Muskelbewegung Herz und Atmung anzuregen. Wer aber das zu thun vergißt, darf sich nicht wundern, wenn er in der kohlensäurereichen Luft eines Saals ohnmächtig wird, wenn er an permanentem Kopfschmerz, an Müdigkeit, Appetitmangel, Blässe und Schlaffheit leidet. Wie anders wirkt aber dies Zeichen auf uns ein, wenn wir sehen, wie der vernünftig Lebende durch kaltes Wasser sich gesunde Hautreize verschafft, die tiefe Atemzüge zur Folge haben, und nicht erst wartet, bis man ihn, gelegentlich einer Ohnmacht, zu diesem Zweck mit kaltem Wasser anspritzen muß.

Der Gesunde atmet nicht oberflächlich, sondern, wie Schillers Taucher nach seinem kalten Seebad, atmet er „lang und tief“. Dennoch beeinflussen manche Umstände den Rhythmus und die Tiefe unseres Atmens. Angenehme Erregungen oder Erwartungen sind meist mit oberflächlichem, kurzem Atmen, Depressionen des Gemüts mit tiefem, langsamem, schwerem Atem verbunden. Sinneseindrücke erregender Art, vor allem die Musik, verändern Rhythmus und Tiefe unserer Atemzüge fortwährend, ja bei heftigem Schreck können diese einige Zeit fast stocken. Lange freilich nicht, denn das Atmungszentrum mahnt rechtzeitig zu einer Inspiration, wie wir auch an dem schreienden und „wegbleibenden“ Kind sehen können.

Eine sogenannte Hautatmung, d. h. ein Gasaustausch von der Körperoberfläche aus, existiert auch, wenngleich sie fast unmerklich und im Vergleich zur Lungenatmung gering ist. Aber man soll sie doch durch häufige gründliche Abreibungen und Bäder gut in stand erhalten, wenn man nicht eine Sünde an seiner Gesundheit begehen will. Nur wenn die Hautpflege darauf bedacht ist, täglich mit frischem Wasser die Mündungen der Talg- und Schweißdrüsen (Poren) freizumachen, die abgestorbenen, verhornten Hautzellen zu entfernen und den Blutkreislauf in der Haut rege zu erhalten, kann auch sie den Austausch der Blutgase unterstützen.

Die Hauptsache bleibt aber das Lungenatmen, ergiebig, tief, energisch, in reiner, von Staub, Ruß und Keimen aller Art möglichst freien Luft, ein Atmen, das wirklich den Brustkasten ausdehnt, nicht bloß ein wenig, sondern kräftig, die Hals- und Rippenmuskeln sowie den Zwerchfellmuskel arbeiten läßt, vor allem die obersten, sonst oft gar zu schwach atmenden und deswegen leichter erkrankenden Lungenspitzen. Diese Atmung soll man methodisch üben, am besten früh und abends im gut gelüfteten Zimmer mit lose bekleidetem Oberkörper und zurückgezogenen Schultern. Zwanzig langsame, tiefe Atemzüge reichen aus, um selbst die feineren Luftröhrenästchen von Kohlensäure zu befreien und ihnen Sauerstoff zuzuführen.

Jederzeit, besonders aber im Winter, atme man nur durch die Nase, die die kalte Luft etwas vorwärmt, nicht durch den Mund. Zumal das Kind gewöhne man beizeiten an die Nasenatmung. Leute, die mit offenem Mund atmen, sind viel leichter Erkältungen, Katarrhen und Entzündungen ausgesetzt, ja selbst weniger vor Ansteckungskeimen geschützt, weil diese, in der Luft schwebend und mit dieser durch die Nase inspiriert, sich schon auf ihrer feuchten Schleimhaut festsetzen, bei Mundatmern aber direkt in den Kehlkopf und in die Lunge gelangen. Dabei vernachlässige man aber die Abhärtung der oberen Luftwege nicht. Freitragen des Halses, kalte Waschungen, kühle Gurgelungen und Nasenspülungen sind die besten Schutzmittel für die Atmungswege, nicht aber Cachenez, Shawls oder gar der einst so hochgepriesene Respirator. Wie wir jetzt, im Gegensatz zu früher, Lungenleidende selbst im Winter nach Davos oder an die See schicken, obwohl sie dort kalte Luft atmen, wie wir sie Freiluftkuren durchmachen lassen, überhaupt ihre Widerstandskraft so erhöhen, daß sie die Krankheit überwinden, so heißt auch für den Gesunden die Parole: Freiluftatmen, richtig und gründlich.

Als sich über des sterbenden Goethe einst so helle, klare Augen die Schatten des Todes breiteten, rief er: „Licht! Mehr Licht!“ Die meisten rufen aber in diesen schweren Augenblicken nach Luft. Denn wie ihr erster Gruß auf der Welt nicht das Erblicken des Lichts, sondern das Ringen nach Luft, ein Atemzug, ein Schrei war, so ist der letzte Atemzug des Menschen ein seufzender Abschied von der Welt. Und zwischen diesen beiden Polen des Lebens steht dies selbst, mögen wir nun im schweren Dienst der Arbeit atmen oder im rosigen Licht des Glücks und der Freuden; wir leben, so lange wir atmen, und freuen uns des Lebens, so lange wir richtig atmen.



Weltgift.

Roman von

Peter Rosegger.

Schluß.

Die Augäpfel des Erwachten drehten sich um sich selbst. Die Ueberraschung war so gewaltig, daß er in ein Wimmern ausbrach, das jedoch bald in ein Schnauben grenzenloser Wut überging. Rasend arbeitete er, um loszukommen, die Arme renkte er sich aus, der Riemen blieb fest. Seinen mit Eisen beschlagenen Bergstock sah er in der Hand des Feindes. Als er Sabin erkannte, seinen Erbfeind seit jeher, stieß er einen schrillen Laut aus, ein abscheulicher Fluch konnte es gewesen sein, Sabin verstand ihn nicht und fragte auch nicht nach. Dann gab der Gefangene sich einstweilen auf und sagte kein Wort mehr. Er war eine zu praktisch angelegte Natur, um nicht zu wissen, daß in solcher Lage Geschrei und Widerstand zwecklos ist.

Der Morgen war sonnig, die Berggipfel ragten klar und scharf in den Himmel auf. Bei der Hüttenthür heraustretend, wollte Frang sich hinterher ducken. Da sagte Sabin: „Bitte, mein Herr, nach Ihnen! Sie müssen vorausgehen und so gut sein, mir den Weg nach der Rauschalm zu zeigen. Und sollten Sie etwa davonlaufen wollen, so kriegen Sie Ihren eigenen Stecken an den Kopf. Heut bin ich der Verwalter."

Noch andere Scherze fielen ihm ein, die er aber nicht zur Anwendung brachte, er wollte die polizeiliche Würde wahren, die ihm so unerwartet zugefallen war. Frang war in einem braunen Touristenanzug, am Lodenhut eine hochgeschwungene Hahnenfeder. Auch einen Rucksack hatte er bei sich gehabt, der war einstweilen im Heuschoppen geblieben. Wie ruhig schritt er dahin, als hätte er das beste Gewissen. Sabin fand, daß sein Gesicht im Vergleich zu damals arg verwildert war. Seine Augen zuckten hin und her, um die Möglichkeit zum Ausreißen zu erspähen. Doch er erwog, welcher der beiden im Berglaufen wohl geübter sein mochte, und versuchte nichts, sondern ging gefügig den Rauschalmhütten zu.

Diese lagen bald vor ihnen am Fuß einer steinigen Kuppe. Bunte Herden mit ihrem Geschelle belebten den Hochboden. Auf einem der Hüttendächer saß ein Mann und nagelte Bretter fest. Ein anderer stand auf der Erde und reichte sie ihm hinauf. Das war der Riesleuthofer.

„Nit schlecht, daß gleich der Gemeindevorsteher da ist," rief ihm Sabin zu. „Da bring ich einen Herrn, der ins Zuchthaus gehört, bisher irrtümlich frei herumgegangen ist und Leut betrogen hat. Oha!" Das letzte Wort galt dem Frang, der plötzlich einen Seitensprung gemacht hatte gegen den Berghang hin. Sabin hatte ihn schon am Arm erfaßt und hielt ihn fest. Sie führten ihn in die Hütte, wo er sich auf den Trog eines Schleifsteins setzen sollte. Der Riesleuthofer setzte sich an den Herd, der Zimmermann mit dem bockigsteifen Lederschurz auf die Bank, der Hochkaserer, wie Sabin genannt wurde, auf einen umgestülpten Kübel, und das Gericht begann. Sabin erzählte die Geschichte vom ungetreuen Verwalter auf Finkenstein. Sie machten nicht viel Umstände, sondern verurteilten den Gutsverwalter Lebrecht Frang zu zwei — Gendarmen. Nach diesen wurde sofort ein Halter hinabgeschickt nach Rotwasser. Den gefesselten Delinquenten wollten sie mit Milch und Brot wirten; da er solches Mahl aber nicht eigenhändig zum Mund führen konnte, die angebotene Löffelzufuhr Sabins aber zurückwies, so wurde nichts daraus. Dann haben sie ihn in einen Stall gesperrt.

„Das hast wohl fein angestellt, Hochkaserer! Das hast tapfer gemacht!" lobte der Vorsteher.

„Wenn's aber der Rechte nit ist!" gab der Zimmermann zu bedenken, „wenn's ein Falscher ist?"

„Gerad weil's ein Falscher ist, ist's der Rechte!" lachte Sabin, der freilich allen Grund hatte, gut gelaunt zu sein.

Sollte er an diesem Tag der Gerechtigkeit einen Dienst geleistet und seinem Kompagnon Sebald Hausler das veruntreute Gut vermittelt haben, so durfte er nun füglich auch an seinen eigenen Vorteil denken.

Vor der Riesleuthoferhütte war ein Auflauf entstanden. Alle Halter und Almerinnen der Hütten waren zusammengekommen, den Eingefangenen zu sehen, der um so interessanter war, als niemand recht wußte, welches Verbrechen er begangen hatte. Nur eine der Almerinnen war nicht zu sehen, und sie hätte doch so nahe gehabt von ihrer Hütte her, die dort auf der Matte stand. Sabin hatte sicher erwartet, sie werde kommen und seine Heldenthat bewundern, vor der er selbst erstaunte. Lob war ihm sonst zuwider, er fand Genüge am Werk allein; aber diesmal dürstete er nach Beifall aus ihrem Mund, schier, als ob er seiner Sache nicht ganz sicher wäre. Aber das Lisele kam nicht herüber. So fand auch er es nicht für nötig, mit einem Besuch bei ihr sich zu beeilen. Er wollte thun, als ob er wichtigere Dinge zu verrichten hätte, und schleppte sich ein paar Stunden lang mit der ungeheuersten Langweile herum, bis er jählings mit großen, schnellenden Sprüngen über den Moorboden hinlief und vor ihr stand.

„Mädel, jetzt bin ich da! Aber so lang mir doch dein Pratzerl her und sag: grüß dich Gott, mein Schatz!"

Sie barg ihre Hand unter die Schürze und that trutzig. Auf seine schalkhafte Anfrage, ob sie keinen Melker und Käser brauche, antwortete sie, er wäre nicht der erste, dem sie mit der Stallgabel den Weg zeige. Ihr derbes Gehaben machte ihn schier zaghaft, und erst als er demütig und kleinlaut vor ihr so dastand, wurde sie zuthunlicher und fragte ihn, ob er Hunger habe.

Da kam von der Riesleuthofhütte ein Halter gelaufen, der Hochkaserer möchte doch schnell hinüber-

geben, es seien die Gendarmen da, und sie wollten den Gefangenen frei lassen, denn es wäre nicht der Richtige, es wäre ein ganz anderer! — Als Sabin hinüberkam, hörte er aus der Hütte schon die laute, wütende Stimme. Der Verwalter ward just verhört, und wie er vorhin stumm und dumpf hingebrütet hatte, so entwickelte er jetzt eine mächtige Beredsamkeit, um sich zu rechtfertigen und seine Entrüstung gegen den gewaltsamen Ueberfall und den bübischen Eingriff in seine persönliche Freiheit auszulassen. Er habe sich über den beispiellosen Schurkenstreich anfangs gar nicht fassen können, nun aber verlange er selbst das Gericht, um beweisen zu können, daß er nicht Lebrecht Frang heiße, niemals Gutsverwalter auf Finkenstein gewesen wäre, sondern der Johann Krenn, Grundbesitzer in Grübau an der Lehm sei. Er wäre ins Gebirge gegangen, um Jungvieh zu kaufen, und wie man in dieser Gegend arglose Wanderer bei Nachtzeit meuchlings überfällt, das werde noch Aufsehen machen im Land!

„Mit dem haben wir uns geschnitten!" murmelte der Zimmermann dem Riesleuthofer zu, und dieser war dafür, den Mann sofort freizulassen. Da kam Sabin, schaute dem Verwalter Frang, dem rothaarigen Menschen, in sein von feinen Blutstriemchen durchzogenes Gesicht und sagte mit aller Sicherheit: „Nur zum Gericht mit ihm, ich fürcht mich nit. 's ist der Frang, der uns mit dem Geld durchgegangen ist."

Der Gefangene wandte sich an den Bauer: „Herr Gemeindevorstand. Diesem verrückten Menschen gegenüber verliere ich kein Wort. Ich mache nur aufmerksam, daß Sie Unannehmlichkeiten haben werden!"

Sagte der Zimmermann: „Aha, jetzt redet er schon anders. Jetzt verlangt er nit mehr zum Gericht."

„Nur fort mit ihm," sagte der Riesleuthofer zu den Gendarmen. Diese fesselten ihn regelrecht und führten ihn thalwärts gegen Rotwasser.

* * *

Hätte Sabin mit seinem zweiten Besuch in der Lindwurmhütte sich etwas mehr beeilt, so würden sie nicht so in der eitlen Nacht haben nebeneinander sitzen müssen auf der Bank vor der Thür. Zum Glück war die Luft mild, und stand am Himmel der weiße Mond, der das junge Paar nicht aus den Augen ließ. Das Lisele schien so weit ausgesöhnt zu sein, hatte nichts dagegen, daß er seine Finger in die ihrigen verschlungen hielt. Er erzählte ihr mancherlei aus dem Sesam herauf, besonders aber die Auswanderung der grünen Prinzessin und nun die Abfassung des Gauners Frang. Den letzteren Bericht behandelte er ausführlicher als den ersteren, und es war die Rede vom Schloß Finkenstein, von Sebald Hausler und seinen Sonderbarkeiten.

Das Lisele hob den Atem, als ob es etwas sagen wollte — that's aber nicht.

„Was wolltest du sagen?" fragte er und lehnte seine Achsel an die ihrige.

„Aber, du drückst mich ja ganz auf die Seite!" beschwerte sie sich. „Was ich sagen wollte? Ich hab dich schon lang einmal fragen wollen, Sabin, wie stehst du denn eigentlich mit dem Sebald Hausler? Ist das dein Bruder, oder wie?"

Der Bursche antwortete: „Lisele, mir ist's recht, daß wir davon reden. Aber denk dir, wie das närrisch ist. Ich weiß selbst nichts Rechtes. Es ist etwas, aber ich kann nit drauf kommen. Er hat oft angefangen, darüber zu reden, ist aber allemal stecken geblieben. Er kann's nit sagen oder will's nit sagen — ich komm nit drauf. Zuerst hat er mich als Kutscher aufgenommen, nachher auf Finkenstein — das muß ich dir einmal alles genau erzählen. Daß er mich an Kindes Statt angenommen hat, hab ich dir schon gesagt. Weil ich ein Findelkind bin. Das eine Mal haben wir uns wie Vater und Sohn angeredet, nachher wieder als Bruder und so. Ich kenn mich selbst nit aus, weiß kaum, wer ich bin und wie ich heiß. Hausler oder Kirchner oder wie. Meinetwegen, ich bin halt ich und nix weiter. Gelt? Gelt, das ist spaßig! — Wie noch das Vermögen da war, hat er für mich gesorgt, und jetzt sorg halt ich für ihn. Er hat ja sonst niemand. Sein Vater lebt noch, ist aber ganz mit ihm übers Kreuz, weißt."

„Sag mir, Sabin, hast du ihn gern?"

Da gestand er: „Es ist ein Fehler von mir. Er hat mir's gewiß gut gemeint. Aber — es geht gegen meine Natur. Er ist so ganz anders. So ganz anders ist er. Ich versteh ihn nit, und er mich nit. Und doch wieder das Erbarmen. Er ist halt krank und wird mit Jahr und Tag schlechter. Und sonst auch — wie's halt geht, wenn einer verdorben worden ist. Schon in der Jugendzeit. Und wieder andere verdirbt. Kein Vertrau kann ich haben. Ist eine Zeit gewesen, wo er hat Gutes thun wollen, und ist's allemal zum Schlechten geraten. Ist grad, als ob er alles thät anstecken. Ein lauteres Elend mit ihm."

„Ist es wahr, daß er den Herzschwamm hat?" fragte das Mädel.

„Ins Arbeiten haben wir ihn bringen wollen," entgegnete Sabin. „Ich hab gemeint, das Arbeiten könnt ihm gut thun. Aber wenn's halt widerwillig geschieht, hilft's auch nix. Nur daß er mir den Brandanger rodet."

Darauf sie: „Das hab ich mir gedacht. Just wie du's gesagt hast, so hab ich mir's gedacht. Mir ist es gar nit recht, daß du neben seiner bist."

„Das macht mir so weit nix. Mich macht er nit besser und nit schlechter, als ich bin. Schon eher deinetwegen. Muß dir's wohl sagen, Lisele, das damals auf der Haferfuhr, das kann ich nit vergessen."

„Fürcht dich nit. Lang wird er's wohl eh nimmer machen."

„Es kann auch sonst eine Veränderung nehmen," sagte Sabin. „Wenn er jetzt etwan sein Geld wieder kriegt, dann geht er ja fort — ins Stadtleben, wohin er gehört, und wir zwei," der Bursche legte seine Arme um ihren Nacken, „wir zwei sind allein. Liserl — ich wart schon hart auf dich." Er lispelte ihr's ins Ohr.

Jetzt stand ihr wieder das Trotzköpfel auf. „Was denkst denn eigentlich? Hast mich schon einmal ernsthaft gefragt, ob ich dich gern hab?"

„Ist nit nötig, weil ich's eh weiß," antwortete er ganz gelassen.

„Wenn du's schon für gewiß sagst, so wird's auch richtig sein," gab sie ebenso gelassen bei. „Ich bin dir mein Lebtag lang gut gewesen."

„Dein Lebtag lang kennst mich ja gar nit," lachte er.

„Ich kenn dich mein Lebtag lang. Einen Mann, den ich gern haben kunnt, hab ich mir nie anders vorgestellt, als du bist. — So, jetzt weißt es und jetzt geh! Gute Nacht!"

Des war er doch verblüfft. — „Geh? Gute Nacht? Aber Lisele! Wenn du mich gern hast, wie kann denn das sein?"

„Morgen, wenn die Sonn scheint, reden wir weiter."

„Da braucht's keine Sonn und braucht's kein Reden ..." sagte er mit stockendem Atem, mit heißem Atem und suchte ihr Haupt an seine Brust zu drücken. Da stand sie rasch auf und sagte scharf und bestimmt: „Bübel! Wir stehen heut nit anders miteinander als gestern. Wenn wir im Herbst zu einander in die Kirche gehen werden, will ich dir die Treue mitbringen — verstehst du? Will dir jetzt nit untreu werden mit dir selbst. Wirst froh sein, später, wenn du weißt, daß du dich auf mich verlassen kannst."

„Aber schau, Lisele," schmeichelte er, „wir haben uns ja schon versprochen."

„Versprochen, aber nit gegeben!"

Sie huschte in die Hütte und schlug hinter sich die Thür ins Schloß.

Sabin war nicht der Mann, sich von dem ersten Mißerfolg abschrecken zu lassen. Er wartete ein Weilchen ganz ruhig, dann kniete er auf die Bank und zwängte den Kopf zum engen Fensterchen hinein. Es ging bis knapp an die Achseln und weiter nicht. Sie drinnen im Gefühl ihrer Sicherheit packte ihn an beiden Ohren, drückte ihr Gesicht an das seine und gab ihm einen herzhaften Kuß. Dann ging sie in ihre Nebenkammer. Der Bursche zog seinen Kopf mit den heißen Ohren und Lippen zurück. — Er ging zur Nachbarshütte, suchte auf dem Heu ein Lager und schluchzte vor Freude und Aerger.

Der Mond lächelte vergnügt. —

Am andern Morgen war auch Sabin vergnügt. Erstens, weil er gut geschlafen, und zweitens, weil er ein so tapferes Mädel hatte. „Schön Dank, Lisele!" rief er noch zu ihrem Fenster hinein. Sie ahnte es wohl, das war der Dank für die geschlossene Thür, und in ihrem Herzen war es freudig.

Sabin hüpfte thalwärts, frisch wie eine Gemse, seinem Hochkaser zu. Dort im Stall war der Michel und fütterte das Vieh. „Ist der Bruder da?" fragte Sabin hastig.

„Bruder Anton ist gestern nach Oberbusch übersiedelt. Denke dir, er hat dort schon zwei Patienten."

„Aber den Sebald meine ich doch! Eine Neuigkeit für ihn. Den Frang haben wir!"

„Den Frang habt ihr? Und den Sebald suchst du? Aber der ist ja gar nit da. Der ist ja fort!"

„Wie fort? Wo fort? Wann fort?"

„Wir haben doch gemeint, daß er euch nach ist, dir und der Grünen."

Die Stube war unordentlich. Auf dem Tisch der Milchtopf, im Winkel ein paar schiefgetretene Stiefel, in der Lade alte Wäsche und Schriften.

„Wir müssen eilig dran, ihn zu suchen," sagte Sabin, und der Michel stellte sich dazu bereit.

Als im Bau des Hochkaser alles durchspäht war, suchten sie im Schachen, in der Schlucht, auf dem Brandanger. Dort stak der Spaten im Rasen und reckte seinen Stiel quer auf. Sie fragten in allen Häusern von Sesam, sie fragten in Oberbusch, im Rotwasserthal, in Gug, im Schloß Finkenstein umher. Sie mutmaßten, daß er von der Verhaftung Frangs gehört und sich beim Kreisgericht eingefunden haben könnte. Aber nirgends eine Spur. Auf Anfragen bei Herrn Leo Hausler in der Hauptstadt keine Antwort.

Dann ließ man amtlich suchen, mit Gendarmen, mit Steckbriefen und öffentlichen Kundmachungen. Hernach stand in den Zeitungen zu lesen, daß Herr Sebald Hausler sich im Kreisgericht Riedberg einfinden möge zu einer bevorstehenden Gerichtsverhandlung gegen einen Johann Krenn, recte Lebrecht Frang, gewesenen Gutsverwalter auf Finkenstein. Alles vergebens. Hausler erschien nicht, und keine Spur war von ihm zu erforschen. Die Leute rieten nur noch auf die Wassertümpel. Der alte Lindwurm ließ dem Sabin sagen, so lange, als dieses Geheimnis nicht aufgeklärt sei, gäbe es keine Hochzeit.

Sabin wurde zur Gerichtsverhandlung in Riedberg vorgeladen. Dabei kam allerhand zur Sprache, im übrigen ging es ziemlich einfach her. Lebrecht Frang wurde verurteilt zu acht Jahren Zuchthaus. Von einem Ersatz der Veruntreuung auf Finkenstein keine Rede. Außer etlichen hundert Kronen — Schulden besaß der Mann nichts.

Im Herbst kam ein Urlauber aus der Hauptstadt zurück nach Sesam. Der erzählte, er hätte den Sebald Hausler gesehen. In einem Unterhaltungslokal der Vorstadt. Die grüne Lehrerin habe er bei sich gehabt, auf dem Kopf schief gesetzt einen hohen Zylinder, im Mund eine lange Zigarre und in einem Aug ein Zwickglas. Sabin meinte, nun könne man wohl das Suchen einstellen und die Hochzeit veranstalten. Da kam eine andere Nachricht. Professor Dr. Berthold schrieb an seinen Bruder Michel über einige Familienangelegenheiten und wußte nebenbei auch etwas von dem verschollenen Hausler. Der sei in einer Irrenanstalt gewesen, eines Tags aus ihr entflogen, in die Wohnung seines Vaters, des alten Rentiers Leo Hausler, gedrungen. Dort habe er die Jagdflinte ergriffen, und weil der Alte abwesend, auf dessen Marmorbüste geschossen. Die Kugel sei zurückgeprallt an seinen eigenen Kopf. Dann sei er in ein Spital gebracht worden.

Als der Sabin das alles hörte, ward ihm seltsamlich hinter dem Brustkorb. Nicht lange besann er sich. Den Hochkaser übergab er der Sorge des Schwagers und der Braut, und dann ging er auch davon.

Auf dem Kutschbock hatte er die große Stadt einst verlassen, zu Fuß zog er jetzt wieder ein. Die Füße hatte er sich wund gegangen und die Lunge halb lahm geschnauft. Nach vielem Umfragen fand er das Spital, in dem sein — Kompagnon lag.

„Ach, der Mann mit dem Loch im Kopf," so bezeichnete ihn einer der graukitteligen Wärter. „Im Saal 3, Bett Nummer 73. Aber der Herr Doktor wird's nicht erlauben."

„Was wird er nicht erlauben?"

„Da kommt er ja gerade, der Herr Doktor."

Sabin fragte den hageren, schwarzbärtigen Mann, ob er den kranken Herrn Hausler sprechen könne.

Der Arzt ersuchte ihn, mit in sein Zimmer zu kommen.

„Wenn es möglich ist," sagte er, „so können Sie auf einen Augenblick zu ihm hineingehen. Er wird Sie kaum erkennen. Es steht schlecht mit ihm." Dann erzählte er, wie Hausler vor zwei Wochen bewußtlos in die Anstalt gebracht worden war. In einem so armseligen Zustand, daß niemand an ihm den Sohn des reichen Hausler hätte vermuten können. Niemand kümmere sich um den armen Menschen. Seit Tagen schwebe er zwischen Leben und Tod. Sein Sinn sei zumeist umnachtet, er phantasiere viel, rufe allerhand Namen und liege dann wieder dahin. Im Kopf habe er eine Schußwunde, die geheimnisvoll sei. Er habe darüber ausgesagt, vom Alten sei sie auf ihn zurückgeprallt — man versteht das nicht. Sein Papa sei auf Reisen, zur Zeit unbekannt wo.

Nach ähnlichen Vorbereitungen begleitete der Arzt den Burschen durch düstere, mit Jodoformgeruch erfüllte Krankensäle. Im dritten Saal, in einer langen Reihe von Betten mit blassen, eingefallenen Leidensgesichtern bemerkte Sabin sofort das richtige. Das fahle Gesicht mit dem wirren Bart war wie bei einer Leiche, die fleischlose Haut vermochte die Schädelform nicht mehr zu mildern. Nun schlug er die Augen auf, starr und stechend blickte er den Burschen an, der vor ihm stand.

Sabin hatte seine dürre, heiße Hand erfaßt, beugte sich über ihn und sagte leise: „Erkennst du mich, Vater?"

Da verzerrte sich des Kranken Gesicht zu einem leichten Lächeln. Seine Brust hob sich, und er sprach: „Du bist mein Sabin." Mehr verwundert als erregt schaute er den Burschen an. „Wieso denn, daß du zu mir kommst, Sabin? Hast du denn nicht auf dem Rübenfeld zu thun?"

„Nein, lieber Vater, auf dem Rübenfeld hab ich jetzt nichts zu thun. Ich bleib bei dir, bis du gesund bist."

Der Kranke betastete seine Finger: „Das ist er. Das ist mein Sabin. Ich hab auf dich gewartet."

Der Arzt war höchst erstaunt über die fast behagliche wache Ruhe des Patienten. Er trat ein wenig zurück. Als der Kranke lange und unverwandt auf den Burschen geblickt hatte, schien es, als hebe etwas in ihm an zu beben; zu schluchzen begann er, während der Bursche zärtlich sein Haupt streichelte und mit vor Bewegung gepreßter Stimme ihn immer wieder Vater nannte — als sei Versäumtes nachzuholen.

„Lange habe ich warten müssen, mein Junge," sagte Sebald und schmachtete nach seiner Lippe. „Dich allein. Nur dich ganz allein. Und so lieb . . ."

Der Doktor trat dazwischen und mahnte, den Besuch möglichst bald abzubrechen.

Sabin löste sich sanft los. „Um dich zu schonen, Vater. Wir sehen uns ja bald wieder. Ich bleibe da, bis wir beide miteinander heimfahren können."

Sabin nahm im Krankenhaus ein großes, sonniges und bequem eingerichtetes Zimmer erster Klasse auf, mit zwei Betten. Er bat den Arzt, den Kranken sofort dahin übertragen zu lassen. „Pflegen," sagte er, „werde ich ihn selbst, bis er wieder gesund ist."

„Gesund?" entgegnete der Doktor. „Gestern noch hätte mir das unmöglich geschienen. Heute — eine ganz wunderbare Krisis. Wir dürfen in der That hoffen . . ."

Ein Wärter kam geeilt und berichtete: „Herr Doktor! Der Patient Nummero dreiundsiebzig soeben verschieden." — — —

Als Sabin nach dem Begräbnis zurückgekehrt war ins Sesam, sagte er nicht, daß er ihn verloren, vielmehr, daß er ihn gefunden hätte. Denn — in schwerer Wehmut ward er's inne — der Tote jetzt war ihm mehr, als der Lebendige einst gewesen. Was ihm an dem unseligen Mann früher so zuwider, so ärgerlich, ja verächtlich erschienen, das sah er jetzt als eine Seelenkrankheit, an der — in ähnlichen Kulturverhältnissen und von der Treulosigkeit der Mitmenschen vergiftet — gar mancher litte und verkomme. Im Grunde war's ein guter Mensch gewesen, mit einem heißen, in Weltlust lahm gewordenen Herzen. Wer hätte geahnt, daß in diesem noch Liebe war, lebendig begraben und verschmachtend! Ihr letztes Aufglühen hatte dem Burschen ein Licht gebracht. Nun thut Sabin, was alle thun, die einen Lebendigen versäumten — in ehrenden Gedanken und Gebeten will er den Toten entschädigen.

* * *

Von der Doppelhochzeit im Lindwurmhof ist weiter nichts zu sagen, als daß dabei ein Zentner Pulver verpufft und die letzten Vorräte des alten Edelhofs gründlich aufgegessen wurden. Aber wie der Sabin und der Michel zugreifen in der Wirtschaft, besteht kein Zweifel, daß Kisten und Kästen sich bald wieder füllen werden. Professor Berthold, der Uebermensch, hatte bei der Hochzeitstafel Uebermenschliches geleistet. Und da war er am zweiten Tag des Gelages auf die wunderliche Idee gekommen, die Lebensgeschichte des unseligen und nun seligen Sebald Hausler herauszugeben.

„Dann, Bruder, vergiß nicht, auf den Einband des Buchs einen Totenschädel zu zeichnen," sagte Doktor Anton, „denn es ist — Weltgift."

„Totenschädel!" gab der Professor zurück. „Behalten der Herr Doktor dieses Wappen gefälligst für sich. Ich gebe zu meinem armen Sebald den frischen Sabin. Das ist Gegengift."

Doktor Anton schwenkte sein Sacktuch zum Fenster hinaus und rief lachend:

„Losknallen, meine Herren, der Professor hat endlich einmal einen vernünftigen Gedanken!"

Da krachten die Böller.

Ende.

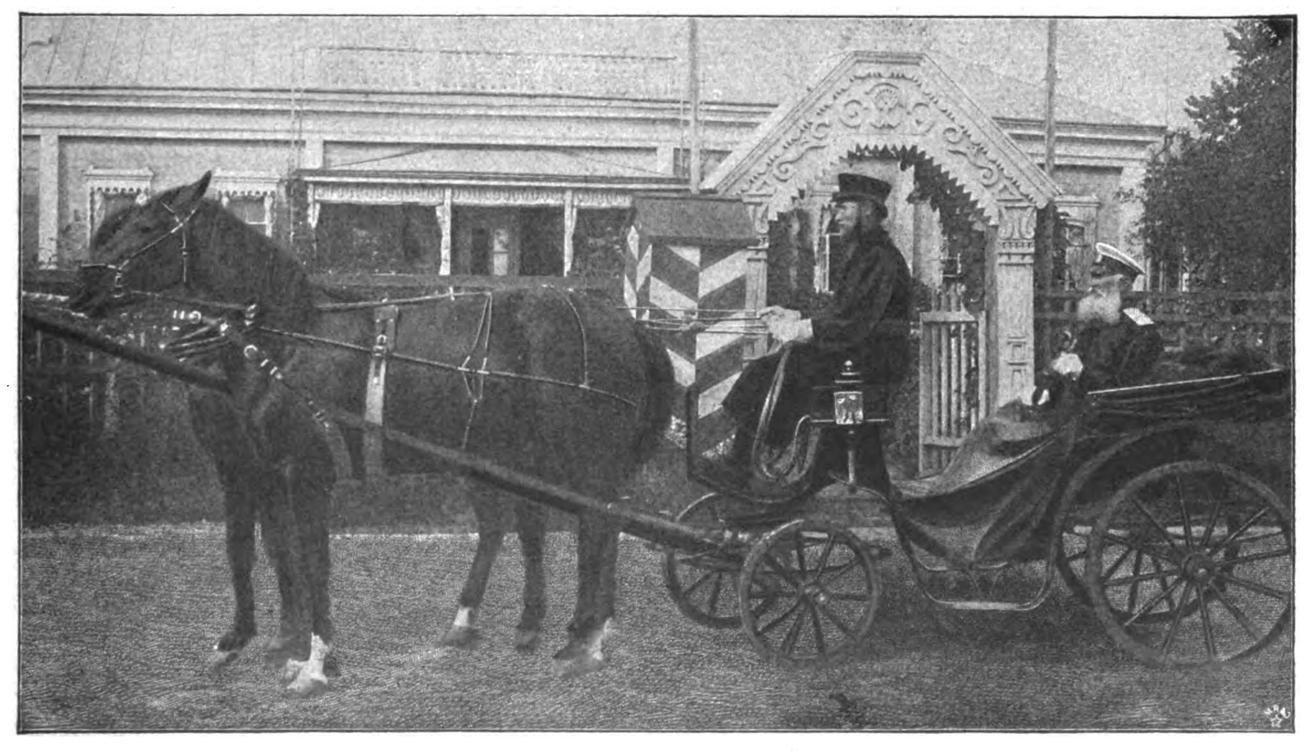


Heimkehr der Amurkosaken aus China: Besichtigung durch den Gouverneur Gribsky in Blagoweschtschensk.

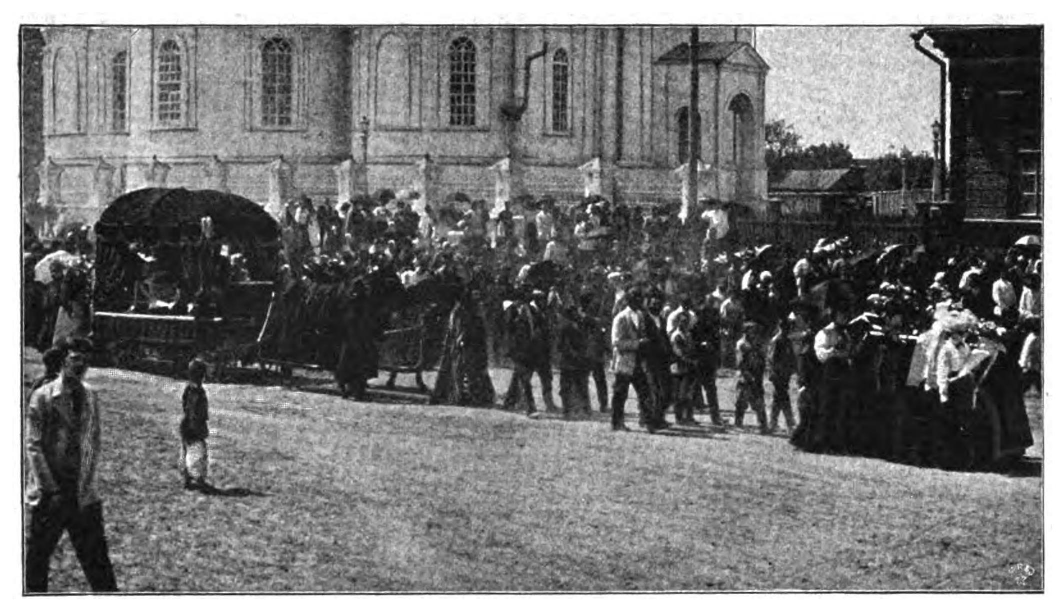
Die Russen in der Mandschurei.

Hierzu 8 photographische Aufnahmen von Daoumann.

Nun endlich hat die Mandschurei, dieser wüste und in seiner Armut durch die Kriegswirren auch noch arg verwüstete Landfetzen an der gelben Grenze, der an das russische Riesenreich nach Osten hin angestickt worden ist, Ruhe gefunden — wenigstens offiziell. Nach einer Meldung des Oberkommandierenden der Truppen des Amurmilitärbezirks ist der Kriegszustand für das Amurgebiet und die Mandschurei aufgehoben. Im Verlauf der letzten Monate kehrten die russischen Chinatruppen zum größten Teil über Odessa in die Heimat zurück. Mit klingendem Spiel, die hohen langhaarigen Fellmützen auf dem Kopf, neuerworbene Chinamedaillen und Georgskreuze auf der Brust, zogen die Soldaten, vom Volk aufs leidenschaftlichste mit Küssen und Umarmungen begrüßt, in ihre Garnisonen ein. Mancher fehlte, aber auch mancher schmerzlich und lang Vermißte, Gesuchte und schließlich Totgeglaubte stellte sich wieder ein. So erschien in diesen Tagen der Schüler der Petersburger Junkerschule W. Losinsky bei seinen Eltern wieder. Er war zu Beginn der chinesischen Wirren spurlos verschwunden. Alle Nachforschungen führten zu nichts, bis die unglücklichen Eltern den Namen ihres



General Gribsky, der Gouverneur des Amurgebiets.



Begräbnis eines russischen Offiziers in Blagoweschtschensk.

Sohnes eines Tags in der Liste der in China Gefallenen fanden. Die Seelenmessen wurden zelebriert und dem Chinakämpfer, der sein Leben im Dienst des Vaterlandes auf dem Schlachtfeld gelassen — ein Denkmal gesetzt. Wie erschütternd mag es den Eltern gewesen sein, als der Beweinte nun plötzlich in Lebenskraft und freudiger Jugend vor ihnen stand! Man kann es sich wohl vorstellen, daß ein solcher Freudenschreck Tod und Wahnsinn in sich trägt. In die Liste der Gefallenen war der Junker auf die Weise geraten, daß er, ohne es weiter zu melden, einfach in eine andere Heeresabteilung übergegangen war. Nun, nach der Aufhebung des Kriegszustandes in den China benachbarten Provinzen werden wohl die letzten Truppen heimkehren, wenn sie nicht durch die neuausgebrochenen Unruhen in Korea aufgehalten und zur Sicherheit der Mandschurei und zum Schutz der Eisenbahn teils auch dort stationiert bleiben werden. Der Generalgouverneur des ganzen Amurgebiets, General Grodekow, hat sich bis vor kurzem ganz in Charbin, dem bedeutendsten Ort in der Mandschurei, aufgehalten und wird wohl auch bald wieder dorthin zurückkehren. Er wird, abgesehen von den Amurkosaken auf ihren flinken Pferden, andere Truppen, besonders die Infanterie, nicht entbehren können. Denn die obenerwähnte Meldung des Oberkommandierenden der Truppen aus Girin bedeutet allerdings so viel, daß die gelben, kleinen, indolenten Eingeborenen, die durch die Kriegsfurie aus ihrer schläfrigen Armut aufgeschreckt und sich zu großen, bedenklich großen Räuberhorden zusammengerottet hatten, sich nun so weit in die

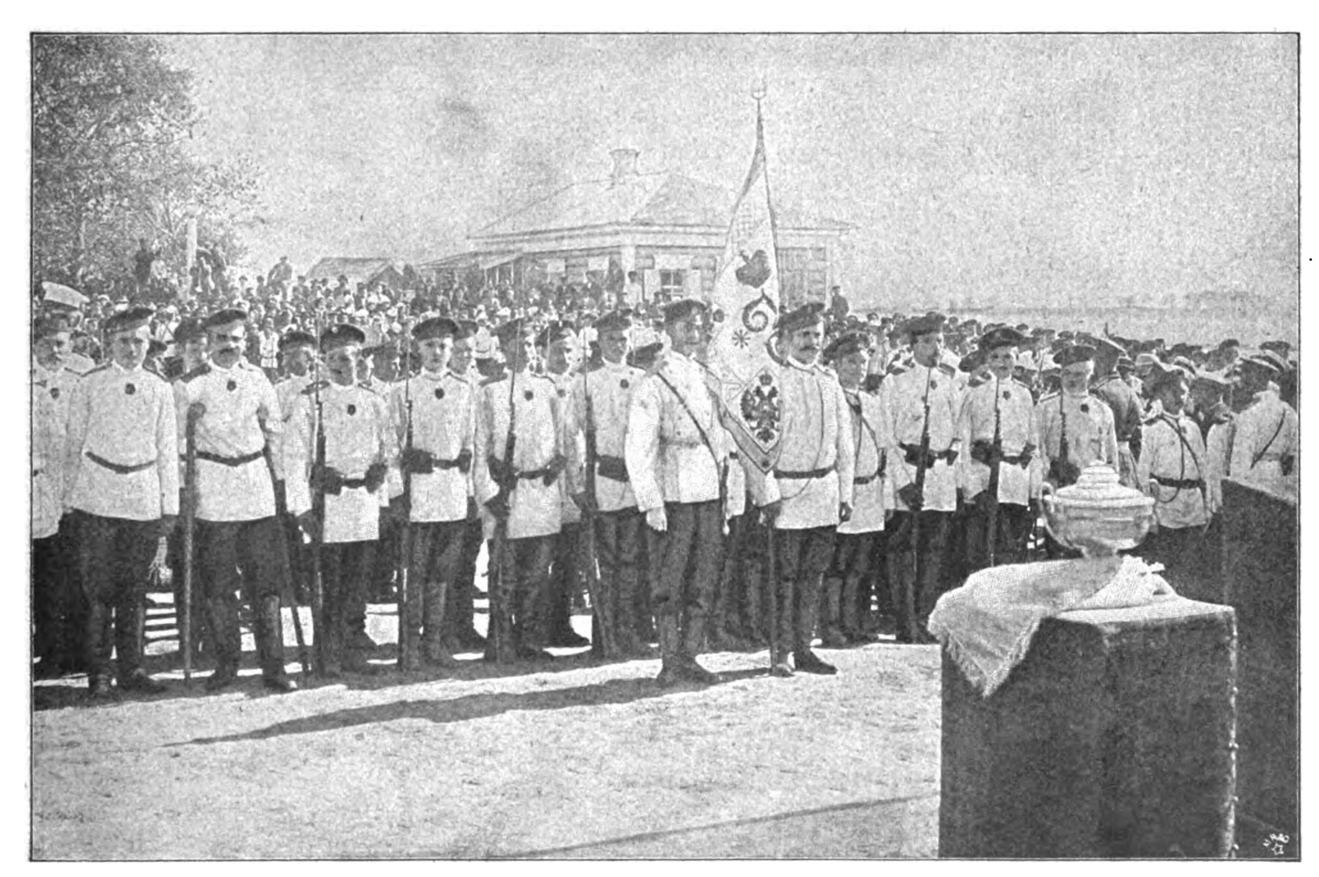


Russische Infanterie erwartet den Feind.

russische militärische Verwaltung und geordnete Verhältnisse hineingefunden haben, daß die äußerst rigorosen und auch für das Militär schweren Ausnahmegesetze des Kriegszustandes vom Gebiet genommen werden konnten. Daß der Friede und seine segensreiche Tochter, die Ordnung, nun wirklich in die traurigen Hütten der Chunchusen eingezogen sind, bedeutet es wohl noch lange nicht. Wenn man bedenkt, daß noch im Dezember v. J. eine Chunchusenrotte von zweitausend Mann unter Führung Waßlo-Uchus beim Dorf Tuchu-Mo zwischen Bod-u-ne und der mongolischen Grenze den Russen eine regelrechte Schlacht geliefert hat — und das, nachdem alle Haupt- und Rädelsführer für gefangen oder gefallen gegolten hatten — sollte man vielmehr annehmen, daß noch ernste Konflikte bevorstehn. Auch kommen andere Momente dazu, die eine derartige Befürchtung berechtigt erscheinen lassen. Japan, dieses rührige kleine Land mit seiner großen Energie, bildet durch seine starke russenfeindliche Partei eine Macht, die mit den aufrührerischen Elementen in der Mandschurei in gefährlicher Weise gemeinsame Sache macht, wie es auch dem russischen Einfluß auf Korea mit Erfolg die Spitze bietet. Es ist nicht so lange her, bloß ein paar Monate, als der japanische Prinz Kono-Ye, als Leiter der russophilen Partei in Japan bekannt, die Mandschurei „zu wissenschaftlichen Zwecken" bereiste. Ebenso hat die japanische Gesellschaft Kokurio-Kai an 600 Agenten im Mandschugebiet, die jedenfalls andere als wissenschaftliche Zwecke verfolgen. Doch auch in sich birgt die Mandschurei eine große Gefahr. Denn so arm seine Bewohner sind, sie selbst ist sehr reich. Riesen-



Dankgottesdienst auf freiem Feld.



Die Auszeichnungen werden an die heimgekehrten Krieger verteilt.



Chinesische Artillerie in einem Dorf der Chunchusen.

goldfelder sind besonders über die Provinzen Tsitsikar und Cheilundsjan verstreut. Nun sind zwar die Goldfelder an fünf große Goldwäschereigesellschaften in St. Petersburg vergeben; allein unfähig, den Riesenbetrieb so schnell zu organisieren, sind sie gezwungen, einem furchtbaren Raubunwesen hilflos zuzuschauen. Einzeln und in Scharen treiben sich diese „freien Goldgräber" in den Provinzen umher, brandschatzen, plündern, morden und machen unsicher, was kaum gesichert schien. Sie und die Reste der „aufrührerischen" Landesverteidiger werden noch lange den Bemühungen der russischen Polizei und des russischen Militärs, das einen förmlichen Guerillakrieg mit ihnen beginnen müßte, Trotz bieten. Ein unglückseliges, jammervolles, zerfleischtes und zerfetztes Stück Land, die Mandschurei, aber sie birgt Gold. Wenn auch der endgiltige Abschluß der Verhandlungen über das Mandschuabkommen durch diplomatische Schwierigkeiten mit Japan und England eben etwas hinausgeschoben ist — es wird unterschrieben werden. Die Mandschurei gehört Rußland.

P. S. von Kügelgen.



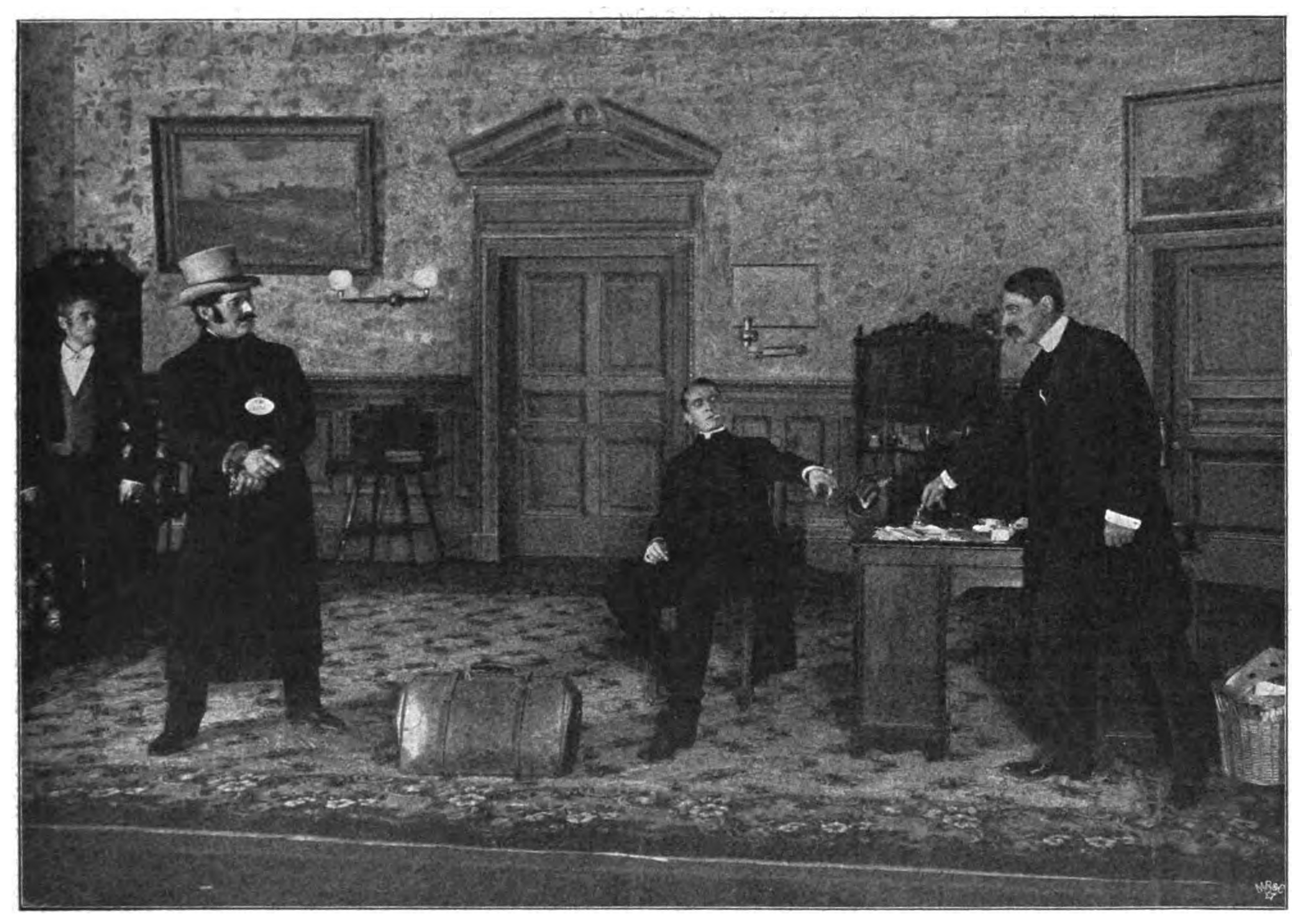


Russisches Militär und eingeborene Chunchusen auf dem Markt von Charbin.

Englische Sensationsstücke.

Hierzu 2 photographische Aufnahmen.

Vierhundert Aufführungen im Garricktheater zu Neuyork, das ist der „Rekord“ des neusten englisch-amerikanischen Sensationsstückes „Sherlock Holmes“, das jetzt seit September vorigen Jahres ununterbrochen im Lyceumtheater zu London über die Bühne geht, dem Londoner Publikum einen angenehmen Nervenkitzel und Gruseln bereitet und dem Verfasser und Darsteller der Titelrolle, William Gillette, goldenen Segen bringt. In England wie in Amerika ist gerade diese Sorte sensationeller „blood and thunder“-Stücke, wie der Amerikaner sie bezeichnend nennt, sehr en vogue, und dem lassen sich vornüber fallen, und auf dieser lebenden Brücke, die sie mit ihren Körpern über den Abgrund bilden, schreitet flüchtigen Fußes die Verfolgte. In „Maryland“ soll der Held erschossen werden, sowie der Angelus geläutet wird. Schon ist er hinausgeführt, der Küster hat das Glockenseil in der Hand: da schleicht sich seine Geliebte auf den Turm, mit kühnem Sprung ergreift sie den Klöppel, und in wildem Schwung schwingt sie hin und her, während der Küster aus Leibeskräften zieht. Feuersbrünste, Kessel- und Dynamitexplosionen, wie in „Schacht Nr. 2“, blutige Kämpfe mit

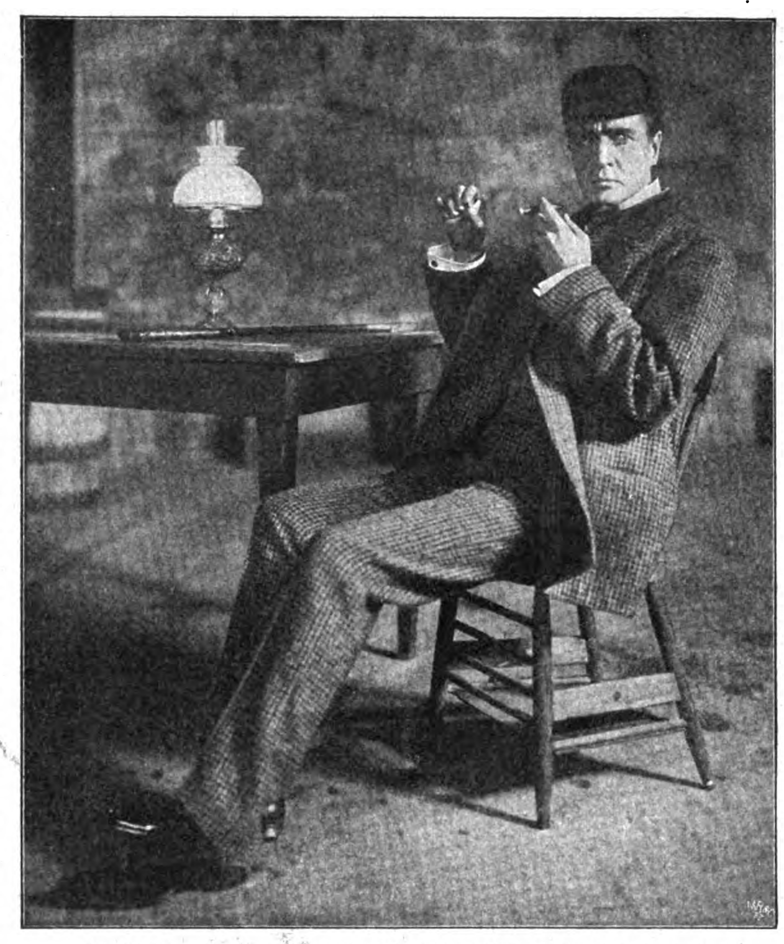


Aus dem Sensationsstück „Sherlock Holmes“: Die Verhaftungsscene im 4. Akt.

Verfasser sowohl wie dem Star, dem er es auf den Leib geschrieben, fallen die Dollars und die Guineen nur so in den Schoß. So hält sich in Amerika seit Jahren ein Stück auf dem Repertoire, dessen gruseligste Scene sich in einer Sägemühle abspielt. Der Held des Stückes ist von seinen Feinden auf einem Baumstamm festgebunden, der sich automatisch langsam der Kreissäge zuschiebt. Kreischend saust die Säge, der Block kommt ihr näher und näher, atemlos sitzen die Zuschauer — da stürzt im letzten Augenblick die Heldin hervor und bringt die Maschine zum Stehen. Im „Span of Life“, der „lebendigen Brücke“ flüchtet die Heldin mit ihrem Kind vor ihren Verfolgern. Da klafft vor ihren Füßen ein Abgrund. Sie ist verloren. Aber in diesem Augenblick erscheinen drei Turner, die einen kleinen Bummel durch die Welt machen — das Stück spielt in Südafrika oder da herum — auf der Bildfläche; sie bilden rasch eine Pyramide, Räubern und Mördern und auch Indianern sind alltägliche Sachen. Ja, in dem Stück „Die Todeskarte“ wird sogar der elektrische Stuhl, auf dem im Staat Neuyork Mörder vom Leben zum Tod „geblitzt“ werden, auf die Bühne gebracht, und der Held sitzt schon festgeschnallt darin, bis sich im letzten Augenblick seine Unschuld herausstellt.

„Sherlock Holmes“, von dem wir hier zwei Scenen wiedergeben, gehört ebenfalls zu diesen Sensationsstücken, wenn man ihm auch einen geschickten, spannenden Aufbau nicht absprechen kann. Gillette hat es aus einer Anzahl von Detektivgeschichten zusammengeschmiedet, die der bekannte englische Schriftsteller Conan Doyle unter dem Sammeltitel „die Memoiren von Sherlock Holmes“ herausgegeben hat. Er hat noch eine Liebesgeschichte eigener Erfindung hinzugethan und so sein „Drama“ hergestellt, das im Grunde nichts anderes vorführt, als die Erlebnisse und Thaten des

berühmten Geheimpolizisten Sherlock Holmes, den er selbst darstellt. Daß er ein vorzüglicher Schauspieler ist, muß jeder zugeben, der ihn in dieser oder einer andern Rolle seiner Stücke gesehen hat. Nebenstehendes Bild zeigt die Klimax des Stückes. Holmes hat erfahren, daß der Schurke und dessen Bande, denen er auf der Spur ist, die Heldin nach einer unterirdischen Kammer verschleppen wollen, die sich unterhalb einer Kloake in Stepney, einer Londoner Vorstadt, befindet. Er begiebt sich selbst dorthin und wartet auf die Bande. Der Führer der letzteren zerschlägt die Lampe, die Bande flüchtet und läßt Holmes im Dunkeln zurück. Aber bei dem geringen Schein, den seine Zigarre verbreitet, findet er den Ausweg aus dem Labyrinth. Die Zigarre spielt eine Hauptrolle in dieser Scene, wie denn Gillette in allen seinen Rollen zu rauchen pflegt. Auch auf dem ersten Bild hat er die Zigarette im Mund. In dieser Scene hat er, als Geistlicher verkleidet, den Führer der Bande, der seinerseits als Droschkenkutscher



W. Gillette, der Verfasser von „Sherlock Holmes", in der Hauptrolle.

erscheint, nach seiner Wohnung in Bakerstreet gelockt und nimmt ihn dort mit Hilfe seines Freundes Dr. Watson gefangen.

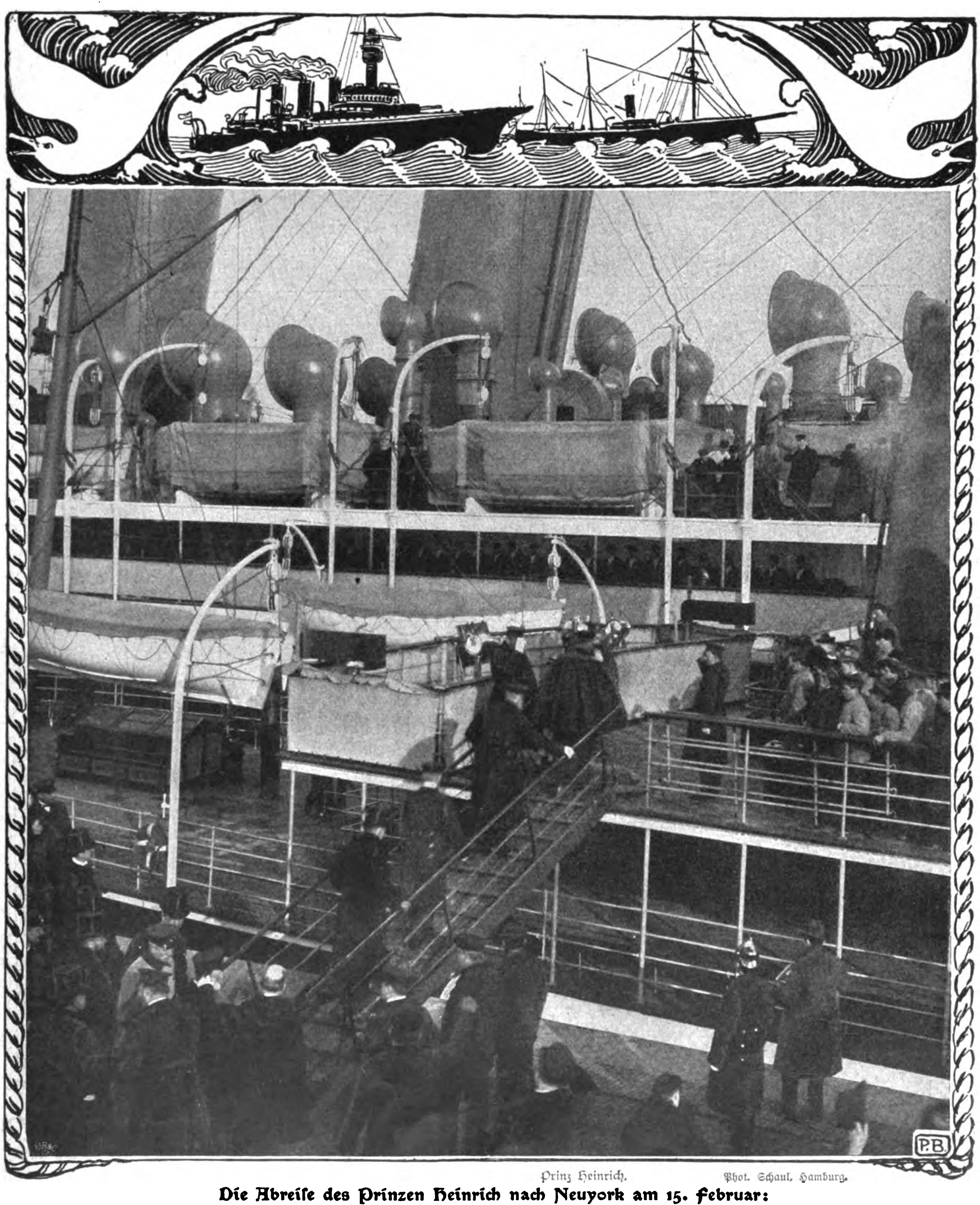
Gillette hat sich, wie schon erwähnt, mit seinen Stücken ein Vermögen erworben. Er schreibt sie, spielt die Hauptrollen darin und ist sein eigener Regisseur und Geschäftsführer. Man kann ihn dreist als Dollarmillionär einschätzen. Er ist unverheiratet und lebt im Bachelorsklub in Piccadilly, London. Uebrigens stammt er aus einer angesehenen amerikanischen Familie, und sein Vater war Vertreter des Staates Connecticut im Bundessenat. Gillette wurde in Hartford in Connecticut 1855 geboren und gehört der Bühne seit 1877 an. Von seinen früheren Stücken waren am erfolgreichsten „Kriegsgefangen" und „Geheimdienst", die beide während des großen amerikanischen Bürgerkrieges spielen.

Schluss des redaktionellen Teils.

DIE WOCHE.

Jedem Hefte liegt separat eine Uebersicht der Tagesereignisse mit dem Titel „Chronik der Woche" bei.

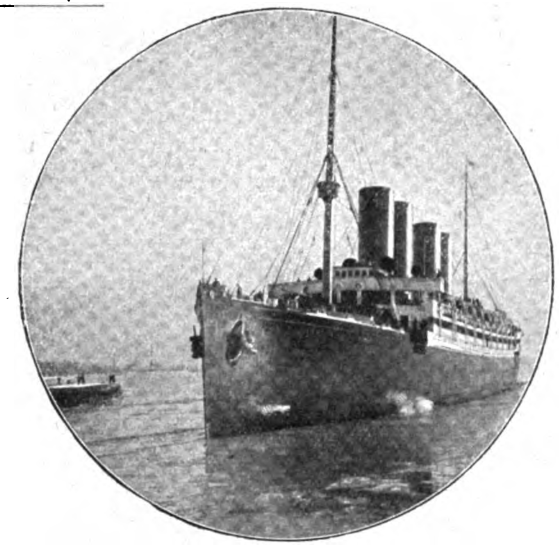
Nummer 8. Berlin, den 22. Februar 1902. 4. Jahrgang.



Prinz Heinrich. Phot. Schaul, Hamburg.

Die Abreise des Prinzen Heinrich nach Neuyork am 15. Februar:

Der Prinz geht in Bremerhaven über den Dampfer „Glückauf" an Bord des „Kronprinzen Wilhelm".



Die Ausfahrt des „Kronprinzen Wilhelm".



Prinz Heinrichs letzter Gruß vom Schiff aus.

Von der Abreise des Prinzen Heinrich nach Neuyork in Bremerhaven am 15. Februar.

Momentaufnahmen von Sander & Sohn, Geestemünde und Ernst Weichelt, Bremerhaven

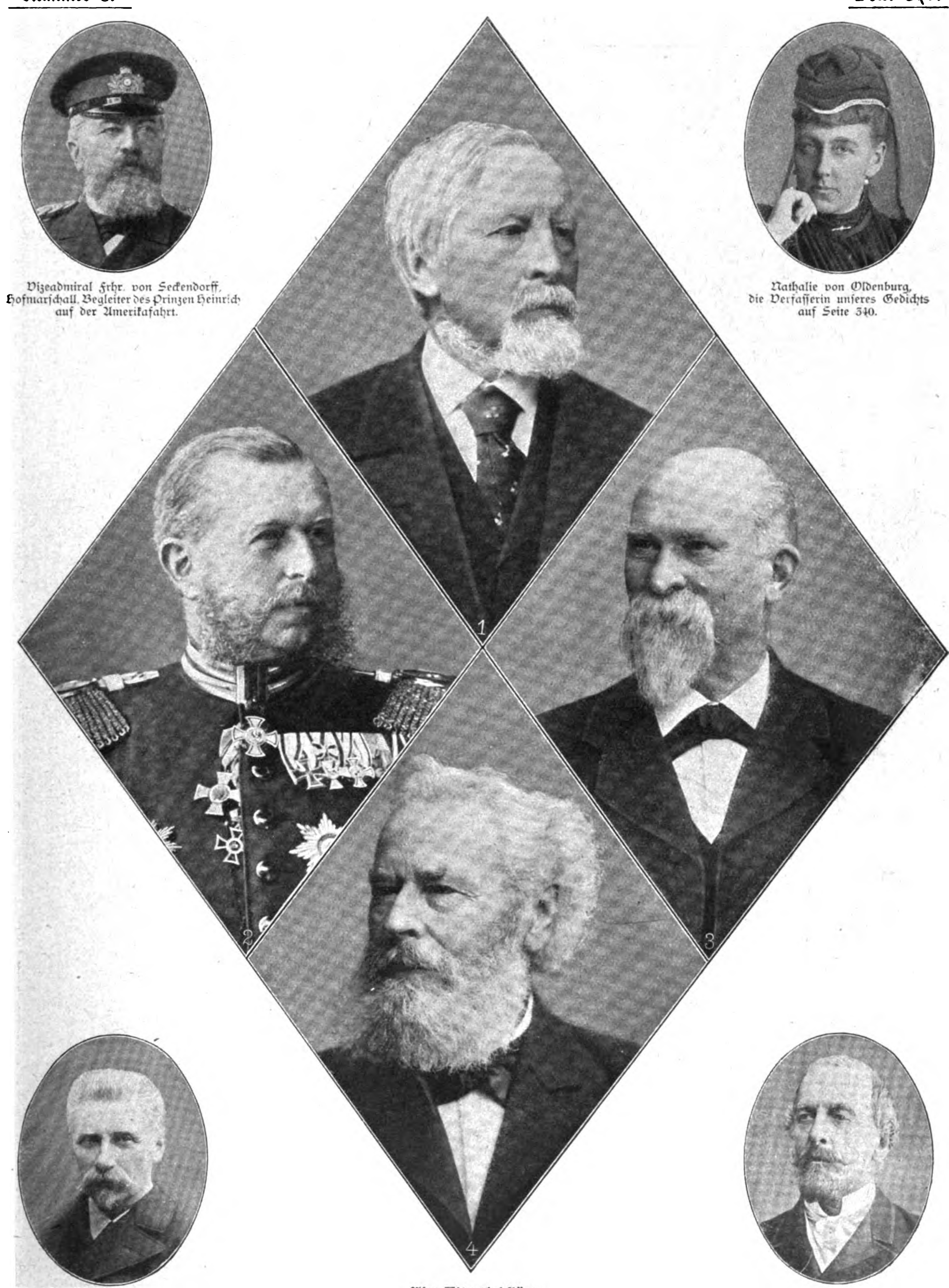
1

2

Von der feierlichen Eröffnung der elektrischen Hoch- und Untergrundbahn in Berlin am 15. Februar:

1. Der erste „offizielle" Zug passiert das Gleisdreieck. 2. Die geladenen Gäste verlassen den Zug zur Besichtigung der Kraftstation.

Spezialaufnahmen für die „Woche".



Vizeadmiral Frhr. von Seckendorff,
Hofmarschall, Begleiter des Prinzen Heinrich
auf der Amerikafahrt.

Nathalie von Oldenburg,
die Verfasserin unseres Gedichts
auf Seite 340.

V. C. B. Hörup †
dänischer Minister der öffentl. Arbeiten,
früherer Chefredakteur der „Politiken“,
gestorben in Kopenhagen.

Vier Altersjubiläen:
1. Wirkl. Geh. Rat Prof. Dr. Adolf Kußmaul, Senior der deutschen Kliniker (20. Februar 80. Geburtstag). 2. Prof. Dr. v. Leutbold, Generalstabsarzt der Armee (20. Februar 70. Geburtstag). 3. Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Franz König (16. Februar 70. Geburtstag). 4. Maximilian Schmidt, der bekannte [illegible] Volksdichter (20. Februar 70. Geburtstag).

Lord Dufferin †
bedeutender englischer Diplomat,
früherer Vizekönig von Indien,
gestorben in London.



Isonard van Lier. Lion van Lier. Josef van Lier.

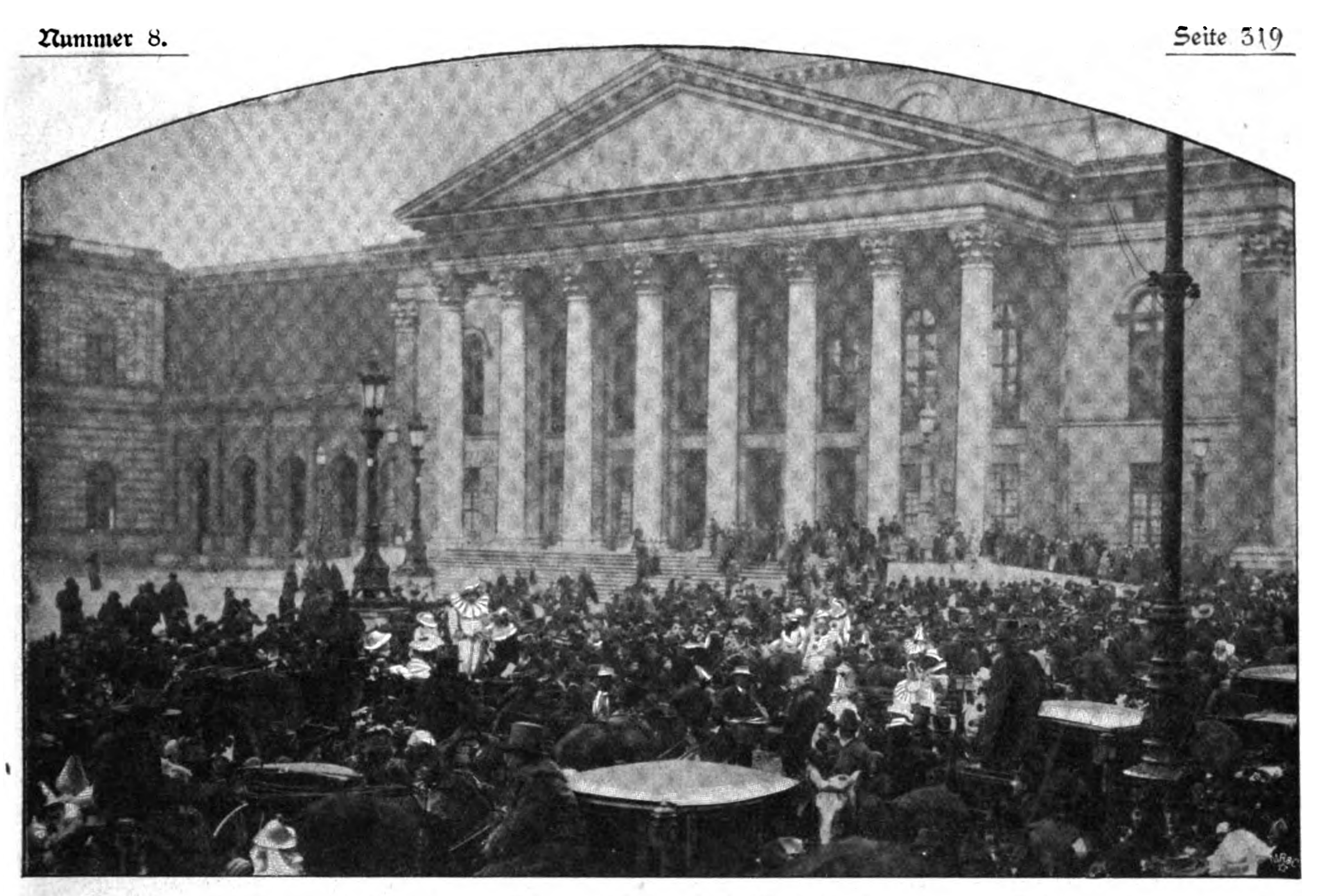
Vom 50jährigen Jubiläum der Gebrüder van Lier als Leiter des „Grand Theatre" in Amsterdam am 6. Februar.

1 2 3 4 5 6 7 8 9

1. Eelke (Alex. Faassen jr.) 2. Watze (Ternooy Apèl). 3. Douwe (D. Holkers). 4. Sytske (M. v. d. Horst). 5. Maaike (E de Boer v. Ryk). 6. Akke (S. de Boer). 7. Sytje (J. Musch). 8. Hiddes (A. v. d. Horst). 9. Jeltje (Marie Faassen).

Die Erstaufführung von Hermann Heijermans jr. Schauspiel „Ora et labora" in Amsterdam am 1. Februar.

Photographische Aufnahmen von A. Greiner, Amsterdam.



Vom Fasching in München: Das Leben und Treiben in der Maximilianstrasse vor dem Hoftheater.



Don Juan (Viktor Senger).

Das Festspiel auf dem Don Juan-Maskenball des Künstlerhausvereins in München am 6. Februar.

Momentaufnahmen von Hofphot. Michael Dietrich, München.



Eduard von Hartmann,
bekannter Philosoph,
feiert am 23. Februar seinen 60. Geburtstag.
(Phot. R. Pawlowsky, Groß-Lichterfelde).



Geh. Regierungsrat Henry Pierson †
Direktor der Generalintendantur der Königlichen Schauspiele
in Berlin.
(Hofphot. J. C. Schaarwächter, Berlin).



Julius von Voigts-Rhetz,
General der Artillerie,
feierte am 17. Februar seinen 80. Geburtstag.
(Hofphot. Loescher & Petsch, Berlin).

Vom Gastspiel Helene Odilons im Neuen Theater in Berlin am 15. Februar:
Die Künstlerin und Max Freiburg in der Bajazzade „Colombine" von Erich Korn.
Spezialaufnahme für die „Woche" von Zander & Labisch, Berlin.



Lord Lindsay (Franz Schläger). Graf Morton (Richard Tauber). Maria Stuart (Maria Mayer).

Die Erstaufführung von „Darnley“, dem ersten Teil der Jugendarbeit „Maria von Schottland“ von Björnstjerne Björnson im „Berliner Theater“ am 14. Februar.

Spezialaufnahme für die „Woche“ von Zander & Labisch, Berlin.



Start zum Hockeyballrennen für Damen.



Hindernisrennen für Herren: Durch das flachliegende Netz.



Der Kampf um den Ball.



Hindernisrennen über Tische.



Eine Gefechtspause.



Sprung über Schneehindernisse.

Eissportfest des Berliner Hockey- und Radpoloklubs auf der Kurfürstendamm-Eisbahn am 13. Februar.

Spezialaufnahmen für die „Woche“ von Franz Kühn, Berlin.

An unsere Leser!

In dem Bestreben, in kürzester Frist die neuesten Ereignisse in Wort und Bild authentisch darzustellen, gehen wir noch einen Schritt weiter, indem wir unter dem Titel

Chronik der Woche

eine neue Beilage schaffen, die in knapp gefaßter Form über alles Wissenswerte der verflossenen Woche berichtet und, für sich gesammelt, ein handliches, wertvolles Nachschlagebuch der Zeitgeschichte bilden wird.

Verlag und Redaktion.

Unsere Bilder.

Zur Amerikafahrt des Prinzen Heinrich (Abb. S. 315 und 316). Der Schatten, der in die Vorbereitungen zu den Neuyorker Festlichkeiten fiel, ist wieder hellem Sonnenschein gewichen. Der erkrankte Sohn des Präsidenten Roosevelt befindet sich außer Gefahr, das Programm braucht keiner Aenderung unterzogen zu werden. Am 15. Februar hat Prinz Heinrich von Kiel aus die Reise nach Bremen angetreten. In seiner Begleitung befand sich außer mehreren andern Marineoffizieren auch der Hofmarschall Vizeadmiral Freiherr von Seckendorff, dessen Porträt wir auf Seite 317 bringen, nachdem uns in der vorigen Woche statt seines das Bild des Generals von Seckendorff aus Versehen in die Platte geraten ist. In Bremen wurde auf dem Bahnhof gefrühstückt, und dann ging es nach Eintreffen des Berliner Gefolges weiter nach Bremerhaven, wo bereits der Lloyddampfer „Kronprinz Wilhelm" seiner vornehmen Passagiere harrte. Prinz Heinrich reist auf dem Schiff gleichsam noch als Privatmann, nur drei Räume, ein Salon, eine Schlafkammer und eine Badekammer, stehen zu seiner Verfügung; speisen wird er wie alle übrigen Reisenden im Hauptsalon, wenn auch an besonderer, mit Blumen herrlich geschmückter Tafel in einer Nische. Beinahe bis zum letzten Augenblick blieb es zweifelhaft, ob es möglich sein würde, den gewaltigen Dampfer vor die Lloydhalle, den Normaleinschiffungsplatz, zu bringen. Allein im Laufe des Vormittags besserte sich der Wasserstand. Der „Kronprinz Wilhelm" konnte ziemlich nahe an die Lloydhalle gebracht werden, zwischen Schiff und Strand legte der Leichter „Glückauf" an, von dem nach beiden Seiten Stege ausgeworfen wurden, und so konnte Prinz Heinrich direkt an Bord gehen. Es war das denkbar schönste Winterwetter, klar und kalt, als der Schiffskoloß sich in Bewegung setzte. Die Amerikafahrt des Prinzen Heinrich hat unter den günstigsten Auspizien begonnen, möge sich die Rückkehr unter ebenso günstigen Zeichen vollziehen.

Die Eröffnung der elektrischen Hochbahn in Berlin (Abb. S. 316). Das Schmerzenskind der deutschen Reichshauptstadt, wie man die elektrische Hochbahn wohl nennen kann, hat angefangen, dem Publikum seine Dienste zu leisten. Seit Jahren hat man in der Presse bereits begeisterte Artikel über den Nutzen lesen können, den das Werk nach seiner Vollendung dem Verkehr bringen würde, seit Jahren aber auch Aufsätze voller Erbitterung und Groll ob der Verunstaltung, die das Bild der Stadt angeblich durch den Bau erleidet. Der Verkehr auf dem Niveau der Straßen hat aber einmal die Grenze seiner Entwicklungsfähigkeit erreicht und muß über oder unter das Niveau flüchten. Den ersten Schritt, dies Bedürfnis zu befriedigen, that in Berlin Werner von Siemens, der eigentliche Begründer der Hoch- und Unterpflasterbahn. Er hat die Vollendung des Werks nicht mehr erlebt, aber sein Name wird damit verknüpft bleiben, wie auch gleich bei der Eröffnung der Bahn am 15. Februar seiner gedacht wurde. Die zu der Feierlichkeit geladenen Gäste wurden in zwei Sonderzügen über die ganze Strecke befördert, die bisher fertiggestellt worden ist. Vom Potsdamer Untergrundbahnhof ging es über das Gleisdreieck nach dem Nollendorfplatz, von dort durch den Tunnel zum Zoologischen Garten und dann zurück wieder übers Dreieck nach dem Stralauer Thor. Das Gleisdreieck und das Kraftwerk, das den Strom für die Züge liefert imponieren doch am meisten, so großartig auch der ganze Bahnbau wirkt, der, wie Minister v. Thielen bemerkte, bestimmt ist, auch der Stadtbahn einen Teil ihres Verkehrs abzunehmen. Wir können uns nur dem Wunsch anschließen, den der Minister für die verschiedenen Verkehrsanstalten hatte: möge jede auf ihrem Weg bleiben und sehen, was sie zum allgemeinen Besten fertig bringt!

Altersjubiläen (Abb. S. 317 und 320). Seinen achtzigsten Geburtstag feiert heute, am 22. Februar, der Senior der deutschen Kliniken, Professor Dr. Adolf Kußmaul in Heidelberg. Sein Leben und Wirken schildert Professor Dr. Albert Fraenkel in einem besonderen Artikel, den unsere Leser auf S. 325 dieses Heftes finden. — Das siebzigste Lebensjahr vollendete am 20. Februar, der Generalstabsarzt der Armee Professor Dr. von Leuthold, der, schon lange von dem Vertrauen des Kaisers getragen, nach dem Tode des Professors Dr. v. Coler in dessen Dienste berufen und gleichzeitig zum ordentlichen Honorarprofessor an der Berliner Universität ernannt wurde. — Gleichfalls siebzig Jahre alt wurde am 16. Februar der Geheime Medizinalrat Professor Dr. Franz König, einer der bedeutendsten Chirurgen, der seine akademische Thätigkeit 1869 in Rostock gleich als ordentlicher Professor begann, dann nach Göttingen ging und schließlich einem Ruf nach Berlin folgte. — Der dritte, der am 20. Februar den siebzigsten Geburtstag feierte, ist Maximilian Schmidt, der bekannte bayrische Volksdichter. Er schlug zunächst die militärische Laufbahn ein, trat 1850 ins bayrische Heer und machte den Krieg von 1866 als Hauptmann mit. Die Anstrengungen des französischen Krieges griffen seine Gesundheit so stark an, daß er sich genötigt sah, den Abschied zu nehmen. Seitdem lebt er in München.

Schmidt schrieb außer einigen Bühnenwerken eine große Anzahl von Romanen und Erzählungen, in denen er Land und Leute seiner bayrischen Gebirgsheimat in volkstümlicher Weise schildert. — Dem Militärdienst widmete sich zuerst auch der Philosoph Eduard von Hartmann, der am 23. Februar sechzig Jahre alt wird. Als Sohn eines Generals in Berlin geboren, trat er 1858 in das Gardeartillerieregiment ein, nahm aber bereits 1865 als Oberleutnant seinen Abschied. Er studierte dann Philosophie und promovierte 1867 in Rostock, übte jedoch niemals eine akademische Thätigkeit aus. Er wurde mit einem Schlage berühmt durch sein zuerst 1869 erschienenes Hauptwerk „Die Philosophie des Unbewußten". — Schließlich haben wir noch des Generals Julius von Voigts-Rhetz zu gedenken, der am 17. Februar den achtzigsten Geburtstag feierte. Er wurde, nachdem er an den Kriegen 1866 und 1870/71 mit besonderer Auszeichnung teilgenommen hatte, ins Kriegsministerium berufen. Von 1882 ab bekleidete er den Posten eines Generalinspekteurs der Feldartillerie, bis er 1889 als General der Artillerie auf sein Ansuchen zur Disposition gestellt wurde.

Aus dem Amsterdamer Theaterleben (Abb. S. 318). Ein eigenartiges Jubiläum wurde am 5. und 6. Februar im „Grand Théâtre" zu Amsterdam gefeiert; es waren nämlich fünfzig Jahre verflossen, seit sich die Direktion der Bühne in den Händen der Künstlerfamilie van Lier befindet. Während der letzten fünfzehn Jahre teilten sich die drei Brüder Isonard, Lion und Josef van Lier in die Leitung, die bis dahin ihr Vater geführt hatte. Das Theater hat stets ernsten Zielen nachgestrebt und sich angelegen sein lassen, neben der dramatischen Kunst des Inlands auch die des Auslands, insbesondere die deutsche, zu pflegen. Für die Wertschätzung, deren sich die Gebrüder van Lier allenthalben erfreuen, spricht wohl die Thatsache, daß dem Ehrenkomitee für ihr Jubiläum, um nur einige wenige Namen zu nennen, Künstler wie Barnay und Possart, wie Antoine und Sarah Bernard beigetreten sind. Direktor Lautenburg vom Residenztheater in Berlin ist sogar mit einigen andern deutschen Künstlern, darunter Frau Rosa Bertens, nach Amsterdam gereist, um dort am zweiten Festabend, für den eine internationale Vorstellung bestimmt war, mitzuwirken. Im übrigen wandte sich das Interesse des Amsterdamer Theaterpublikums vornehmlich Hermann Heijermans neuem Schauspiel „Ora et labora" zu, das am 1. Februar durch die „Nederlandsche Tooneelvereeniging" zum erstenmal aufgeführt wurde. Das Stück, dessen Stoff dem friesischen Bauernleben entnommen ist, wird auch in Deutschland in nicht allzuferner Zeit in Scene gehen. Die genannte Gesellschaft beabsichtigt nämlich im Frühjahr nach Berlin zu kommen, um hier sämtliche Heijermansche Dramen zur Aufführung zu bringen.

Der Fasching in München (Abb. S. 319) will etwas bedeuten: die ganze Bevölkerung befindet sich in vergnügtester Karnevalsstimmung, und jeder besucht, so weit es ihm möglich ist, nicht nur die Bälle, die in seinen besonderen Gesellschaftskreisen veranstaltet werden, sondern auch die öffentlichen Redouten. Nicht wie im Norden, in Berlin, drücken sich verspätete Masken in der Morgenfrühe möglichst dicht an den Häusern entlang, sondern frei und offen übt die Karnevalsfreude auch auf den Straßen ihre Herrschaft aus. Unter den dieswinterlichen Veranstaltungen, die für einen mehr geschlossenen Zirkel bestimmt, einen bestimmten Charakter tragen sollten, gebührt wohl die Palme dem vom Künstlerhausverein arrangierten Don Juan-Maskenball, der auch vom Regenten Luitpold und mehreren Prinzen des königlichen Hauses besucht wurde. Das in der Hauptsache von Franz von Lenbach organisierte Fest nahm einen glänzenden Verlauf, namentlich fand das von Otto Falckenberg verfaßte Festspiel, zu dem Kapellmeister Röhr die Musik geschrieben und das Professor Seidl arrangiert hatte, eine sehr beifällige Aufnahme.

Geheimer Regierungsrat Henry Pierson (Porträt S. 320). Der Direktor der Generalintendantur der Königlichen Schauspiele zu Berlin ist am vergangenen Sonntag, dem 16. Februar, ganz plötzlich verschieden. Er litt zwar schon seit vielen Jahren an Herzkrämpfen, aber weder er selbst noch sonst irgendjemand hätte gedacht, daß der Tod dem Leben des arbeitsamen und rührigen Mannes so schnell ein Ziel setzen würde. Für die Entwicklung, die die Königlichen Bühnen während der letzten Jahre genommen haben, ist Pierson in erster Reihe verantwortlich zu machen, denn er hatte vermöge seiner hervorragenden Fähigkeiten ausschlaggebenden Einfluß erlangt. Vor langen Jahren hatte er in Dresden den Grafen Hochberg kennen gelernt, der seit jener Zeit die Gaben des Verewigten zu schätzen wußte. Als Graf Hochberg, zum Generalintendanten ernannt, Frau Pierson-Brethol aus Dresden nach Berlin engagierte, trat auch ihr Gatte, Henry Pierson, in nähere Beziehungen zu den Königlichen Bühnen, insbesondere zur Intendantur. Als Privatmann unterstützte er zunächst mit seiner großen Geschäfts- und Sprachenkenntnis lediglich als Freund den Grafen Hochberg. Später wurde für ihn die Stelle eines Intendantursekretärs geschaffen, und als er sich in dieser ausgezeichnet bewährt hatte, die eines Intendanturdirektors. Der Kaiser erkannte seine Verdienste an, indem er ihm den Titel eines Geheimen Regierungsrats verlieh. In der Presse wurde sein Wirken verschieden beurteilt, er fand begeisterte Lobredner und scharfe Gegner. Pierson hatte bei all seinen großen Vorzügen einen Fehler, seine Liebenswürdigkeit hinderte ihn, im rechten Moment „nein" zu sagen. Wer sich infolgedessen in irgendwelchen Hoffnungen getäuscht sah, ließ sich dann leicht verleiten, über das ganze Regime Piersons den Stab zu brechen. Wer die Dinge objektiv beurteilt, wird nicht nur die enorme Arbeitskraft und Regsamkeit des Verstorbenen anerkennen, sondern auch zugestehen, daß seine Thätigkeit ersprießlich und nutzbringend für das deutsche Theater gewesen ist.

Eissport (Abb. S. 322). Die Freunde des Eissports im Flachland, die die Hoffnung für diesen Winter schon beinah aufgegeben hatten, sind nun zuguterletzt doch noch zu ihrem Recht gekommen. Die Eisbahnen, die auch bei geringem Frost über Nacht künstlich hergestellt werden, wimmeln von großen und kleinen Schlittschuhläufern und Schlittschuhläuferinnen. Das Schlittschuhlaufen wird auch vielfach nicht mehr als Selbstzweck betrachtet, sondern als Mittel, um verschiedene Spiele und Künste, die im Sommer auf dem Erdboden ausgeübt werden, im Winter auf dem Eis zu probieren. Ihre Pflege läßt sich besonders der Berliner Hockey- und Radpoloklub angelegen sein, der am 13. Februar auf der Kurfürstendamm-Eisbahn ein Eissportfest veranstaltete.

Personalien (Porträts S. 317). Nathalie von Oldenburg, die Verfasserin unseres Gedichts auf Seite 340, ist die Witwe des am 17. Oktober 1895 verstorbenen Herzogs Elimar von Oldenburg, dem sie 1876 in morganatischer Ehe angetraut wurde. Die Dichterin wurde am 8. April 1854 in Wien als Freiin Vogel von Friesenhof geboren. — In dem verstorbenen Minister der öffentlichen Arbeiten V. L. B. Hörup hat der dänische Liberalismus einen seiner rührigsten und hervorragendsten Vorkämpfer verloren. Als nach dreißigjährigem Kampf König Christian IX. sich entschloß, ein liberales Ministerium zu berufen, konnte Hörup nicht wohl übergangen werden, der als Führer der Linken in der Kammer und als Chefredakteur des Blattes „Politiken" sich um seine Partei die größten Verdienste erworben hatte. — Lord Dufferin, der am 12. Februar in London starb, war einer der tüchtigsten englischen Staatsmänner. Frederick Temple Blackwood, Marquis von Dufferin und Ava, wurde am 21. Juni 1826 in Florenz geboren. Als Vizekönig von Indien 1884—88 verstand es Dufferin, nicht nur den englischen Einfluß in Afghanistan zu behaupten, sondern auch Birma für das indische Reich zu gewinnen.



Adolf Kußmaul.

Von Professor Albert Fraenkel.

Am 22. Februar begeht der Nestor unter den internen Medizinern Deutschlands, Adolf Kußmaul, seinen achtzigsten Geburtstag. Zahlreiche Freunde und Schüler des Gefeierten, noch zahlreichere Patienten, denen sein weiser Rat Heilung von schweren Leiden brachte, werden an diesem Tage, wenn auch nicht sämtlich in Person, so doch wenigstens in Gedanken in der schönen Neckarstadt weilen, in die sich der greise Gelehrte seit einer Reihe von Jahren zum otium cum dignitate in des Wortes wahrster Bedeutung zurückgezogen hat. Sie alle vereinigen sich, um ihm, dem Mann der Wissenschaft, dem großen Gelehrten und berühmten Arzt, die Huldigung ihrer Dankbarkeit darzubringen.

Es war im Jahr 1872, als ich nach eben beendetem Studium in Freiburg, wo Kußmaul damals die medizinische Universitätsklinik leitete, zu ihm in Beziehungen trat. Was uns, seine Assistenten, an ihn fesselte und in unbegrenzter Verehrung zu ihm aufblicken ließ, war neben seiner Bedeutung als Lehrer das eigenartige Wesen des Mannes. Ruhig und bedächtig in allen seinen Bewegungen, gemessen in der Sprache, wußte er durch die Milde seines Urteils sofort jeden, der mit ihm in Berührung kam, für sich zu gewinnen. Ich habe unter den vielen bedeutenden Menschen, mit denen mich teils der Beruf, teils gesellschaftliche Beziehungen in Verbindung gebracht haben, kaum je einen kennen gelernt, bei dem sich diese Charaktereigenschaft so wohlthuend im Verkehr bemerkbar machte, wie bei Kußmaul. Der für gewöhnlich stille, ja man kann sagen sanfte Ausdruck des schmalen, geistvollen Gesichts belebte sich sofort, sobald man mit ihm ein Gespräch über wissenschaftliche Probleme oder irgendeinen andern ihn interessierenden Gegenstand, sei es auf dem Gebiet der Kunst, der Politik oder des alltäglichen Lebens anknüpfte. Handelte es sich um die Verfechtung einer von ihm auf Grund von Ueberlegung und Erfahrung befestigten Ansicht, so veränderten sich seine Haltung und sein sonstiges Gebaren wie mit einem Schlage. Die gewohnte Ruhe, die auf Fremde, die ihn nicht näher kannten, den Eindruck einer gewissen Langsamkeit des Wesens machte, wich einer Lebhaftigkeit, ja selbst einem in der Sprechweise zu Tage tretenden Feuereifer, die es ganz vergessen ließen, daß man sich mit einem Fünfzigjährigen unterhielt. Das Gespräch wurde von ihm gewöhnlich ausschließlich geleitet und geführt. Dabei verfügte er über eine wahrhaft fesselnde Art zu erzählen, so daß wir oft, wenn er über Begebenheiten aus seinem Leben berichtete, stundenlang seiner Rede lauschten. Diese Eigenschaften hat er sich bis auf den heutigen Tag bewahrt. Vor etwa drei Jahren überraschte Kußmaul seine Freunde durch Herausgabe der „Jugenderinnerungen eines alten Arztes" (Stuttgart 1899), eines Buches, das die Geschichte seiner Jugend und des ersten Mannesalters bis zum Eintritt in die Universitätskarriere enthält. Von der köstlichen, mit förmlich jugendlicher Frische geschriebenen gemüt- und humorvollen Darstellung hat die „Woche" in ihrer Nummer 7 den Lesern schon eine Probe gegeben.

Die Familie Kußmauls ist schwäbischen Ursprungs; der Stifter des badischen Zweiges, ein biederer Tischlermeister, war 1701 nach Durlach in Baden übergesiedelt. Was den eigenartigen Namen anbelangt, der, wie unser Jubilar erzählt, ihn in manche ergötzliche Situation brachte, so giebt es in Süddeutschland eine Reihe namensverwandter Geschlechter; es sind die „Kuß, Küß, Küßewieder und die Maul, die sich ohne Kuß behelfen". Der Vater Kußmauls war ein bedeutender Mann, der sich durch eigene Thatkraft und Wissensdrang vom armen Bauernjungen zum tüchtigen Arzt heraufarbeitete. Er ließ es sich angelegen sein, alle ihm zu Gebote stehenden Mittel auf die Erziehung des Sohnes zu verwenden, und groß ist daher die Verehrung, mit der dieser in seinem Buch von ihm spricht. Das neunte und zehnte Lebensjahr verbrachte der junge Kußmaul im Haus des Pfarrers Ganz in Buch, und die Eindrücke, die hier auf ihn wirkten, scheinen von Einfluß auf sein ganzes späteres Leben gewesen zu sein. Es folgte vom Jahr 1833 bis Oktober 1840 der Besuch des Gymnasiums in Wertheim, des Mannheimer und Heidelberger Lyceums. Nach deren Absolvierung bezog Adolf Kußmaul die Universität Heidelberg und widmete sich sofort dem Studium der Medizin. Trotz allen Fleißes hatte er doch ein frisches, fröhliches Studentenherz in der Brust, und so bedurfte es nicht langen Zuredens seiner Freunde, um ihn zum Eintritt in das damals älteste Korps Heidelbergs, die „Suevia", zu bewegen. Senior war der nachmalige Minister Rudolf v. Freydorf; unter den übrigen Korpsbrüdern befanden sich Hermann v. Hillern, später Gemahl der Dichterin, der nachmalige bekannte Generalarzt Bernhard Beck, Friedrich Kapp, Eugen Regenauer und Heinrich Goll. Mit allen war Kußmaul durch enge Freundschaft verbunden. Aus diesem Korps schied er später mit einigen Gleichgesinnten auf Betreiben seines Freundes Bronner aus Unmut über das damals arge Auswüchse treibende Mensurwesen aus und begründete eine neue Verbindung, die „Allemannia", deren Stiftern die Pflege heiterer Geselligkeit, guter Sitten, vaterländischer Gesinnung, wissenschaftlichen Geistes und die Sorge für Kräftigung des Leibes durch Turnen und Fechten als Aufgaben vorschwebten. Eine Reihe nachmals hochbedeutender Männer, unter ihnen kein Geringerer als Joseph Viktor Scheffel, gehörten der Vereinigung an.

Die Lehrer, unter denen Kußmaul in Heidelberg hauptsächlich studierte, waren der Anatom Fr. Tiedemann, die Kliniker Puchelt und Karl Pfeuffer, der Chirurg Chelius, der Geburtshelfer Naegele und später der berühmte Anatom Jacob Henle, der von Zürich nach Heidelberg berufen war. Im Jahr 1843/44 hatte die medizinische Fakultät auf Chelius' Vorschlag eine in das Gebiet der Ophthalmologie fallende Preisarbeit ausgeschrieben. Kußmaul erhielt den Preis und gab vor seinem Abgang von der Universität die Abhandlung heraus, die den Titel „Die Farbenerscheinungen im Grunde des menschlichen Auges" trägt. Interessant ist, daß der Verfasser als erster den Versuch machte, mittels eines Spiegels in das Innere des Auges hineinzusehen. Leider waren seine Bemühungen fruchtlos, und erst dem Genie eines Helmholtz blieb es vorbehalten, dieses für die gesamte Augenheilkunde so

wichtige Problem zu lösen. Aber daß zum mindesten Kußmaul auf dem richtigen Weg war und mit Verständnis zuerst die Vorfrage aufwarf, wieso es komme, daß das Innere des Auges, der sogenannte Augenstern, die Pupille schwarz erscheine, wurde nachmals auch von den Augenärzten anerkannt.

Auf die Staatsprüfung folgte die Wanderzeit. München, Wien, Prag wurden besucht und nochmals Kollegien bei den damaligen bedeutendsten Autoritäten, wie Hebra, Scoda, Rokitansky, Oppolzer, Semmelweis, gehört. Nach der Rückkehr in die Heimat trat Kußmaul in dem Revolutionsjahr 1848 als Militärarzt in badische Dienste, nahm an dem ruhmlosen schleswig-holsteinischen Feldzug von 1848/50 teil und ließ sich schließlich in herrlicher Gegend, in Kandern, einem kleinen Städtchen in der Nähe von Basel, da, wo sich der Rheinstrom nach Norden wendet, nieder. Hier führte er auch endlich seine liebreizende Braut, Fräulein Amanda Wolf, Tochter eines Rentamtmanns aus Hof im Voigtland, mit der er sich schon bald nach Beendigung der Universitätszeit verlobt hatte, heim. Nachdem er drei Jahre, bis zum Februar 1853, die Praxis betrieben, ereilte ihn ein schweres Mißgeschick. Er zog sich nach übermäßiger Anstrengung in der Winterkälte eine Lähmung beider Unterextremitäten zu. Dieser schwere Zwischenfall, den seine widerstandsfähige Natur schließlich doch noch völlig überwand, gereichte indes ihm und der Wissenschaft zum Glück, indem er uns Kußmaul als „Gelehrten" schenkte. Er gab die Landpraxis auf, um sich der Lehrthätigkeit zu widmen. Nachdem er zunächst nochmals zwei Semester in Würzburg und zwar hauptsächlich unter Virchow studiert hatte, der wegen seiner demokratischen Gesinnung im Jahr 1849 aus der Berliner Prosektur entlassen war und hierselbst den Lehrstuhl für pathologische Anatomie übernommen hatte, habilitierte er sich in Heidelberg. In Heidelberg entstand die berühmte, im Verein mit Tenner unternommene Experimentalarbeit „Ueber Ursprung und Wesen der fallsuchtartigen Zuckungen bei der Verblutung, sowie der Fallsucht überhaupt." Sie begründete seinen Ruf als Forscher und trug ihm die außerordentliche Professur ein. Zwei Jahre später ging er als ordentlicher Professor und Direktor der medizinischen Klinik nach Erlangen, wurde 1863 in gleicher Stellung in seine Heimat nach Freiburg berufen und lehrte endlich von 1876 bis 1888 an der reichsdeutschen Universität Straßburg als Nachfolger E. v. Leydens.

Für die Beurteilung Kußmauls als Mann der Wissenschaft kommt vor allem in Betracht, daß er nicht von Haus aus Berufsgelehrter war, sondern sich aus dem praktischen Arzt zum Forscher entwickelte. Dieser Umstand drückt gerade seinen bedeutendsten Leistungen einen unverkennbaren Stempel auf. Wo ihm ein noch nicht gelöstes Problem entgegentrat, das mit einem Ausblick in das praktische Handeln verbunden war, und nach dieser Richtung Erfolge winkten, da griff er alsbald thatkräftig ein und ließ nicht eher nach, bis er zu einem befriedigenden Ergebnis gelangt war. Das machte sich bald nach Beginn seiner Erlanger Thätigkeit bemerkbar. In den fünfziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts und schon früher hatten verschiedene Gelehrte die Existenz einer für die Menschheit zur Plage gewordenen chronischen Infektionskrankheit beanstandet und die Meinung ausgesprochen, daß diese nichts weiter als die Folge des zur Bekämpfung dieser Krankheit in Anwendung gezogenen Quecksilbers sei. Der Umstand, daß sowohl in Erlangen wie in dem benachbarten Fürth eine große Spiegelindustrie bestand, die die in ihr beschäftigten Arbeiter in enge Berührung mit dem zur Herstellung der Spiegelbeläge verwandten Quecksilber brachte, veranlaßte ihn, die Erscheinungen des chronischen Merkurialismus, d. h. der Quecksilbervergiftung, zu studieren. Er zeigte, daß sie durchaus verschieden sind von den Symptomen der ebenerwähnten Infektionskrankheit, und daß dem Quecksilber sein alter, wohlberechtigter Ruf als eins der Hauptmittel zu deren Bekämpfung gewahrt bleiben müsse. Unvergleichlich wichtiger und für die praktische Medizin von bedeutungsvollem Einfluß waren aber Kußmauls Bemühungen auf dem Gebiet der Pathologie der Magenerkrankungen und der Krankheiten des Rippenfells. Er führte 1867 die Magenpumpe zur Behandlung der Erweiterung dieses Organs ein und lehrte damit die segensreiche Handhabung einer ebenso einfachen wie praktischen Methode, die heutzutage Gemeingut alle Aerzte geworden ist. Aber noch mehr!

Schon während meiner Assistentenzeit in Freiburg im Jahr 1872 schwebte ihm der Gedanke vor, die Magenpumpe zur Erforschung des Chemismus der Magenverdauung zu benutzen. Dieser Gedanke beschäftigte ihn unablässig weiter und bewog ihn, einen seiner späteren Schüler, von den Velden in Straßburg, Untersuchungen nach dieser Richtung hin anstellen zu lassen, deren Fortsetzung durch andere Forscher zu einer — man kann wohl ohne Uebertreibung sagen — vollständigen Umgestaltung unserer Kenntnisse über das Wesen vieler Magenaffektionen geführt hat. — Die Behandlung der eitrigen Rippenfellentzündung durch einen Einschnitt in die Brustwand und Eröffnung der Brusthöhle, wodurch der freie Abfluß des Eiters nach außen ermöglicht wird, ist heutzutage eine der bestausgebildeten Methoden der Chirurgie. Die Operation ist nicht bloß leicht ausführbar, sondern giebt, beizeiten vorgenommen, auch vorzügliche Heilresultate. Das war früher, in der Zeit vor Einführung des aseptischen Operierens, anders. Nichtsdestoweniger schreckte Kußmaul nicht davor zurück, sich auch an dieses Gebiet heranzuwagen; er zeigte, daß die einzige Heilungsmöglichkeit die Entfernung des Eiters sei. Auf eine große Anzahl anderer Arbeiten des Meisters, die sich zum Teil auf dem Gebiet der Nervenpathologie bewegen, kann ich hier nicht eingehen, wiewohl auch sie Leistungen von außerordentlicher Tragweite bedeuten. Nicht bloß die feine Beobachtungsgabe des Arztes, sondern ein ungewöhnliches Talent für die Auffassung und Lösung psychologischer Fragen verrät sich in ihnen. Ich verweise auf die Untersuchungen über das Seelenleben des neugeborenen Menschen, über die Störungen der Sprache u. s. w.

Die außerordentliche Menschenfreundlichkeit Kußmauls, seine milde Art im Verkehr mit dem Kranken, die Abneigung gegen die so manchem großen Arzt nicht mit Unrecht zum Vorwurf gemachte Effekthascherei, sowie gegen jedes Posieren haben ihm die Herzen der Patienten geöffnet und bewirkt, daß sie mit blindem Vertrauen allen seinen Ratschlägen folgten. Sowohl diese Eigenschaften wie die strengsittliche Auffassung des Berufs überhaupt lassen ihn seinen Standesgenossen als das verkörperte Ideal eines Arztes erscheinen.

In seinem Familienleben fühlte er sich außerordentlich glücklich, obwohl ihm hier manches schwere Leid nicht erspart blieb. Eine Tochter des Jubilars ist mit unserm berühmten Chirurgen V. Czerny in Heidelberg

vermählt. Neben der Medizin waren es die Künste, Musik, Malerei und Dichtkunst, denen er von jeher ein reges Interesse entgegenbrachte. Er selbst stand nicht an, den Pegasus zu besteigen, und hat uns in den „Jugenderinnerungen" einige Erzeugnisse seiner Muse mitgeteilt.

Ein Mann von so hervorragender Bedeutung wie Kußmaul war sich dessen bewußt, daß es der Universität und der studierenden Jugend nicht zum Vorteil gereichen könne, wenn die Lehrer bis in das Greisenalter hinein an ihrem Platz verharren. Den Gesetzen der Natur muß sich auch das Genie beugen; jüngeren Kräften sollen beizeiten die alten Platz machen. Offenbar aus diesem eine wahrhaft große Natur kennzeichnenden Gefühl entschloß sich Kußmaul schon in seinem 66. Lebensjahr, von der Universität Abschied zu nehmen. Er lebt seitdem in Heidelberg, wo er noch bis in die letzten Jahre eine umfangreiche Praxis, die sich auf Patienten aus aller Herren Länder erstreckte, ausübte. 1896 verlieh ihm der Großherzog von Baden die Würde eines Wirklichen Geheimrats mit dem Titel Excellenz. In seiner ihn auszeichnenden Bescheidenheit hatte er sie sicherlich nicht erstrebt; aber sie erfreute ihn in tiefstem Herzen. „Die Auszeichnung" — so schrieb er an mich — „die mir unser Großherzog zu teil werden ließ, wäre für meine bescheidenen Verdienste um die Medizin viel zu groß, sie floß aus seinem guten und dankbaren Herzen und gilt einzig dem alten Doktor, der ihm wiederholt in schweren Zeiten treu beigestanden hat. Andernfalls wäre ich dadurch noch in größere Verlegenheit gekommen, als es wirklich geschehen ist."

Auf der letzten Seite seiner „Jugenderinnerungen" stehen die Strophen:

Der Abend verglüht, und die Nacht bricht an,
O flimmernder Staub im Sonnenschein,
Bald wirst du im Dunkel verschwunden sein.

Der Name Adolf Kußmauls wird als Stern glänzen, so lange es eine Wissenschaft und so lange es Menschen giebt, die den ärztlichen Stand achten und schätzen.



Amerikanisches Gesellschaftsleben.

Hierzu 14 photographische Aufnahmen.

Vor einigen Wochen wurde die fashionable Gesellschaft Amerikas und alles, was sich dazu zählt, durch ein elegant ausgestattetes Buch überrascht, dessen Verfasser, Dr. Charles Wilbur de Lyon Nichols, sich der undankbaren Aufgabe unterzogen hat, die vornehme Gesellschaft von den Familien zu säubern, die seiner Ansicht nicht hineingehören. Nach dem Vorbild seines Freundes Ward Mc Allister, des verstorbenen Führers und Despoten der Neuyorker Gesellschaft, der in dieser Millionenstadt auch nur vierhundert fashionable Familien entdecken konnte, beschränkt Dr. Nichols seine Liste auch auf vierhundert. Er ist aber noch strenger als Mc Allister, denn seine Vierhundert sind über die Vereinigten Staaten von Neuyork bis San Francisco, von Chicago bis Neuorleans zerstreut. Sein Buch ward acht Tage lang in den Gesellschaften, in den Klubs und den Zeitungen besprochen und dann vergessen; nur nicht von denen, die Dr. Nichols mit einem Federstrich aus der Welt, in der man sich amüsiert, verbannt hätte. Eine große Wahrheit aber verkündet Dr. Nichols, wenn er sagt, daß der Dollar das Sesam ist, vor dem die Pforten der amerikanischen exklusiven Gesellschaft sich aufthun, daß in ihr der Dollar regiert und daß niemand, mag er noch so gelehrt, noch so talentiert, noch so gebildet sein, Zutritt zu ihr erlangen kann, wenn er nicht über viele Millionen verfügt und seine Garderobe aus London oder Paris bezieht.



Frau General Grant,
Die Witwe des früheren amerikanischen Präsidenten.

Auf dem Programm der Festlichkeiten, die zu Ehren des Prinzen Heinrich veranstaltet werden sollen, befindet sich auch eine Galavorstellung im Metropolitanopernhaus in Neuyork. Dort werden er und seine Begleiter die Neuyorker Vierhundert in ihrer ganzen Glorie kennen lernen, strahlend im Glanz ihrer Diamanten und Perlen im Wert von Millionen von Dollars, und dort wird er ihr Gast sein. Denn das „Metropolitan" ist das Eigentum der Vierhundert, das teuerste Theater der Welt, unterhalten durch den Erlös für die Logen, die jedes Jahr

öffentlich an den Meistbietenden versteigert werden. Eine Loge im „Metropolitan" gehört daher ebenso gut zu den Attributen der Exklusivität, wie ein Stadthaus an der Fünften Avenue, eine Sommerresidenz in Hudson-Highlands, Neuport oder Aiken, ein Automobil, eine Rennjacht oder eine Dampfjacht u. s. w.

Um ein Haar freilich wäre diese Galavorstellung ins Wasser gefallen. Ein Herr Thomas Hitchcock ist der Besitzer der Loge Nr. 33, und letztere war mit vier andern für Prinz Heinrich und seine Begleiter bestimmt worden. Hitchcock sollte durch eine Loge im zweiten Rang für den Abend entschädigt werden. Aber er weigerte sich, unter dieser Bedingung seine Loge abzutreten, und es kostete die größte Diplomatie, um einen andern Logenbesitzer zu bewegen, für diesen Abend mit ihm zu tauschen. Noblesse oblige!

Als unbestrittene Herrscherin in diesem Reich der vornehmen Welt gebietet Frau Astor. Wer Zutritt zu ihren Salons erhält, wer gar zu ihren intimen Abenden eingeladen wird, der ist überall in Amerika „hoffähig". Ihr eigentliches Reich freilich ist Neuport, das vornehmste Seebad Amerikas, und dort regiert sie während der Saison unumschränkt. Um sie reihen sich, auch noch Sterne erster Größe, die Damen der Vanderbilts, Goulds, Goëlets, Mills, Belmonts, Oelrichs, und wie sie alle heißen mögen, die ihre soziale Stellung fast ausschließlich dem Reichtum ihrer Gatten verdanken. Ihnen gegenüber stehen die „alten Familien", die ihren Ursprung auf die ersten holländischen Ansiedler, die Gründer Neuamsterdams, des jetzigen Neuyorks zurückleiten, die van Rensselaers, Roosevelts, van Dusers u. s. w. In ihnen giebt es behaglichen Wohlstand, aber nicht den fabelhaften



Frau Howard Gould.



Frau Admiral Dewey.

Reichtum, über den jene neueren Familien gebieten. Einer dritten Kategorie gehören die van Alens und Schermerhorns an, die auch zu den alten Familien zählen, aber in die neuen Familien hineingeheiratet und zu ihren Millionen weitere Millionen hinzugeheiratet haben. Sie bilden das vermittelnde Glied zwischen jenen beiden feindlichen Lagern. Eine unabhängige Stellung nehmen die Damen der hohen Beamten und Offiziere ein, wie die Gattin des bekannten Admirals Dewey und die Witwe des früheren Präsidenten Grant (Portr. S. 327). Sie verkehren überall, auch wenn sie nicht in der Lage sind, einen Check für hunderttausend Dollars auszustellen.

Die gesellschaftliche Saison in Neuyork ist eine ununterbrochene Reihe von Vergnügungen, bei denen häufig der fabelhafteste Luxus entwickelt wird. Gesellschaften, Damenlunches, Bälle, Diners, Theater, Pferdeausstellung u. s. w. halten die Aristokratie in Atem, und dabei findet sie immer noch Zeit, aus ihren Palästen an der fünften Avenue nach ihren in der Nähe Neuyorks gelegenen Landhäusern hinauszuflattern und dort glänzende Festlichkeiten zu veranstalten. So pflegen manche Familien Weihnachten und Neujahr dort in ländlicher Stille zu verleben. Um sich aber nicht zu langweilen, laden sie sich das ganze Haus voll Gäste und veranstalten zu deren Unterhaltung Theatervorstellungen, Bälle u. s. w. Wer es mit seinen Gästen besonders gut meint, läßt sie in einem eigenen Eisenbahnzug hinausbefördern. Zu den großen Funktionen, zu denen die Räumlichkeiten im eigenen Haus nicht ausreichen, wird jetzt mit Vorliebe das Waldorf-Astoriahotel, in dem ja auch verschiedene Festlichkeiten zu Ehren des Prinzen Heinrich

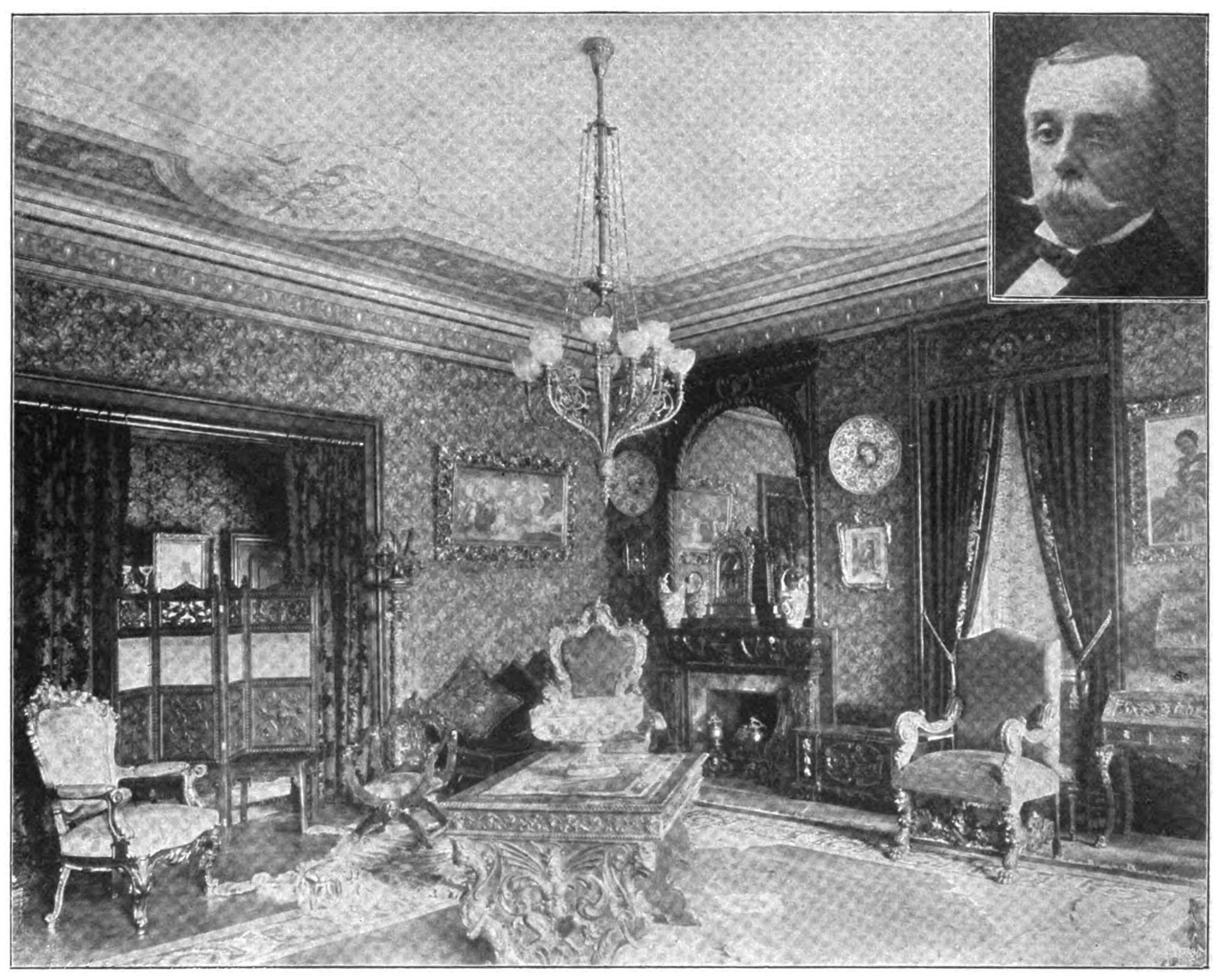


Frl. Lawrence Van Alen. Frau Edwin Gould. Frau Alfred G. Vanderbilt. Frl. May Van Alen.
Frau John Jakob Astor. Frau General Corbin. Frau Georg Gould.

Aus dem amerikanischen Gesellschaftsleben: Die bekanntesten Damen der „Oberen Vierhundert“.

Photographische Aufnahmen.

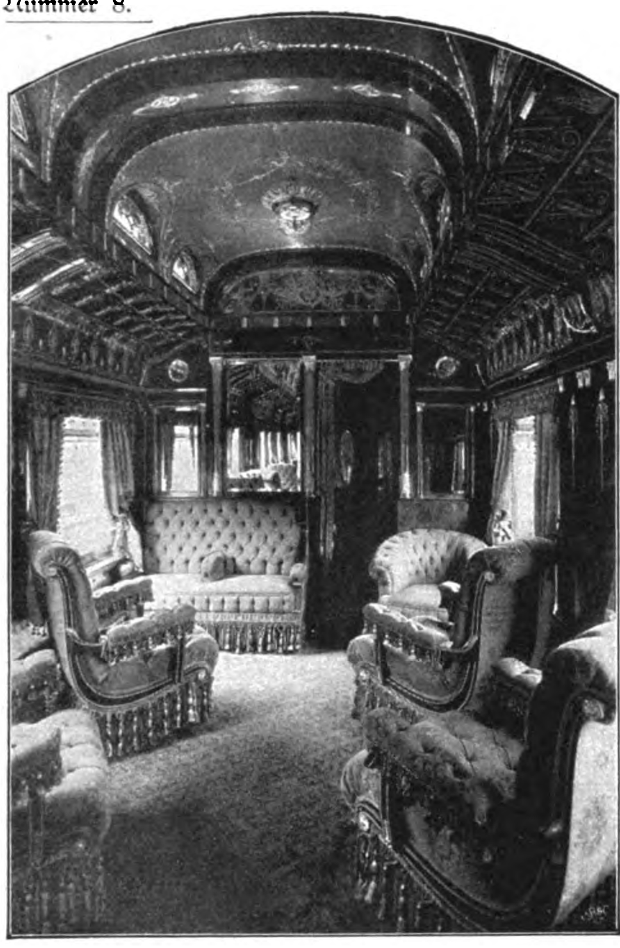
stattfinden werden, herangezogen. Das Hotel ist Eigentum der Familie Astor und trägt seinen Namen zur Erinnerung an das Schwarzwalddorf Waldorf, in dem der Stammvater der Astors das Licht der Welt erblickt hat. Es ist zur Zeit wohl eins der elegantesten und vornehmsten Hotels der Welt. Seine Räume sind durchweg mit gediegenem Geschmack ausgestattet, und die sogenannten Fürstenräume im ersten Stockwerk sind wirklich von königlicher Pracht. Berühmt ist der große Speisesaal mit anstoßendem Ballsaal, in denen zusammen gegen 1500 Personen Raum haben. Hier fand der berühmte Ball der Frau Bradley Martin haben, denen selbstverständlich ein solcher Prachtwagen jederzeit zur Verfügung steht — nun, der kann sich, wenn er „exklusiv" bleiben will, für Geld und gute Worte einen Wagen mieten und dann die Reise nach Florida oder Kalifornien ohne Anstrengung und ohne Aufgabe seiner gewohnten Bequemlichkeiten zurücklegen. Mit welchem Luxus diese Wagen ausgestattet sind, zeigen die „Olympia" und die „Newport", die unsere Bilder S. 331 zeigen und in denen Prinz Heinrich acht Tage lang auf seiner fliegenden Fahrt durch die Vereinigten Staaten zubringen wird. Sie bildeten einen Teil des Zuges, in dem Präsident Mac Kinley im vorigen Jahr die Rund-



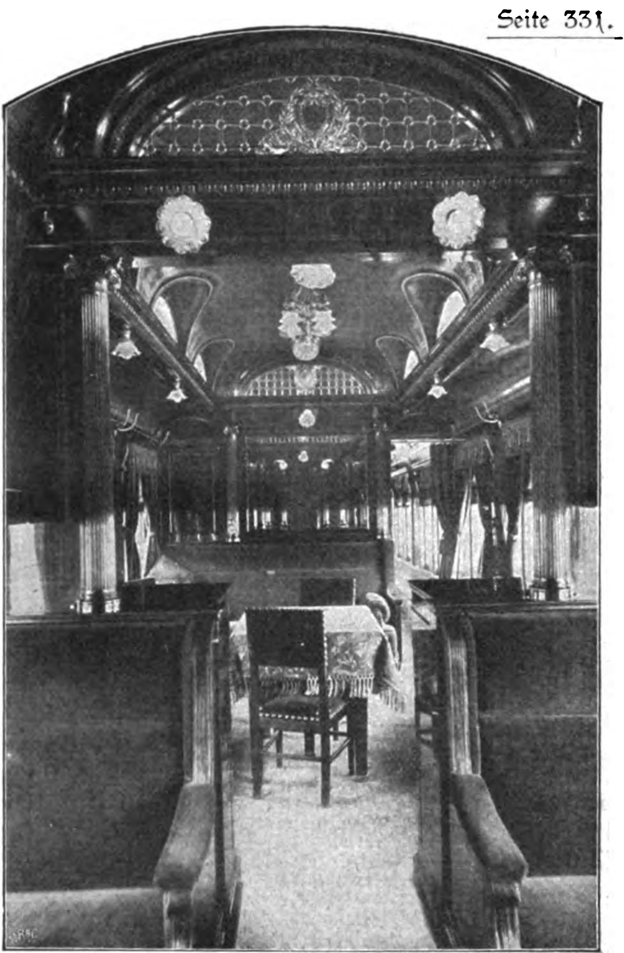
Das Empfangszimmer des Waldorf-Astoriahotels in Neuyork und der Leiter des Hotels, William Palmer.

statt, durch den sie sich den Eintritt in die vornehme Welt erzwingen wollte, ein Versuch, der an einem Dekret der Astors scheiterte und damit endete, daß die Martins Amerika den Rücken kehrten und sich in England niederließen. Viele Familien ziehn es vor, den größten Teil des Winters auf ihren Villen und Schlössern in der Nähe von Neuyork zu bleiben oder gar nach dem Süden zu gehn, nach Südkarolina, Mississippi oder Florida, wo manche von ihnen in den letzten Jahren sich herrliche Besitzungen in den Bergen oder am Meeresstrand geschaffen haben. Trotz der riesigen Entfernungen hat das Reisen in den Vereinigten Staaten seine Schrecken verloren, dank der vorzüglichen Wagen Pullmans. Wer nicht das Glück hat, Eisenbahnmagnat zu sein oder einen solchen zum Vater oder Gatten zu reise durch das Land machte. Eine Notwendigkeit bei den weiten Entfernungen zwischen den einzelnen Städten, befindet sich in jedem amerikanischen Expreßzug ein eigener Kuchenwagen, so daß man, ohne den Zug zu verlassen, acht Tage und länger unterwegs sein kann.

Die Wintersaison geht in Neuyork Anfang April zu Ende. Dann schließt das „Metropolitan" die Thüren, die Klubs beginnen zu veröden, und die fashionable Welt zieht sich auf ihre Landsitze zurück, um sich von den Strapazen des Winters zu erholen und für die des Sommers zu stärken. Die Jachten werden instandgesetzt, die Gewehre geölt und das Angelzeug nachgesehen, die Polopferde kommen „in Training", und die Automobile werden hervorgeholt. Nicht lange, und ein Teil der Gesellschaft zieht in die Berge, in die Adirondacks oder

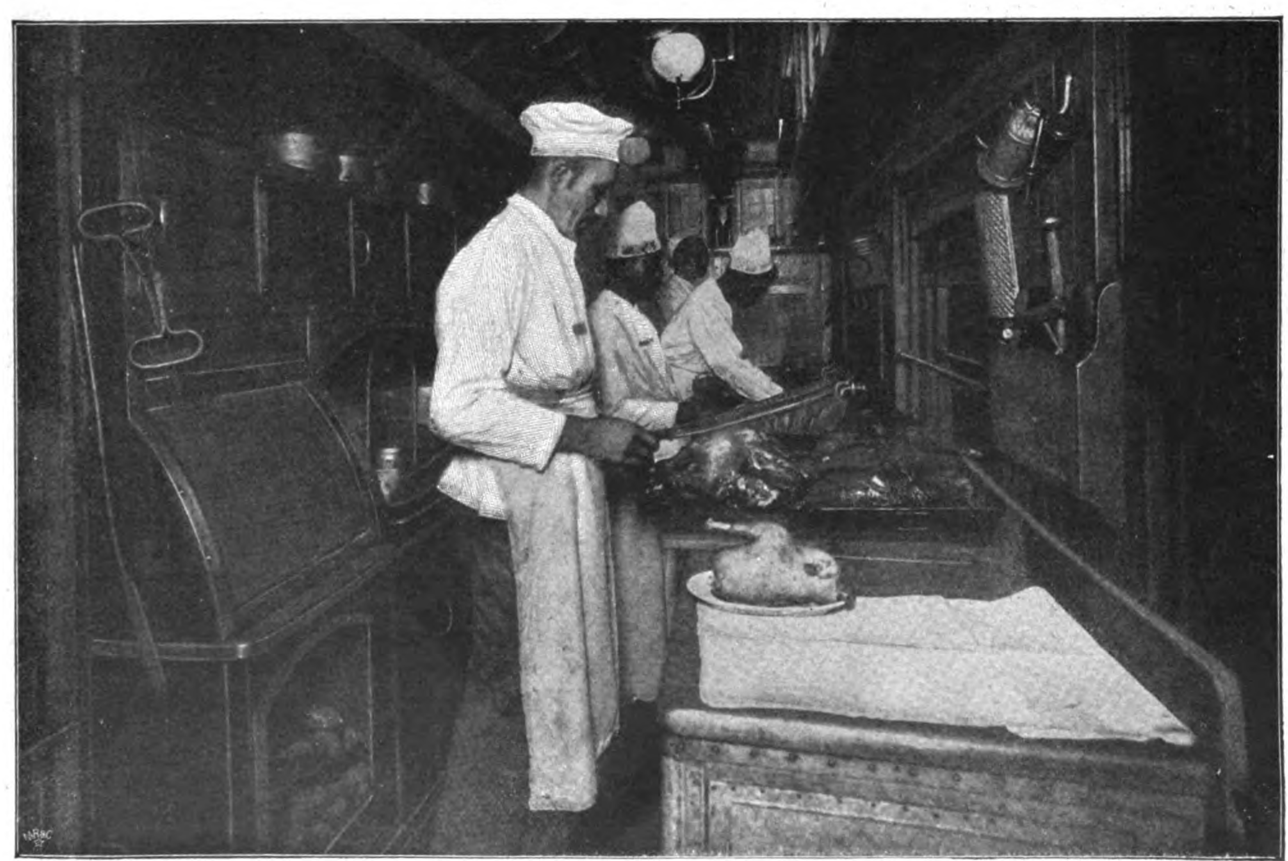


Der Salonwagen „Olympia“.



Der Salonwagen „Newport“.

Die Eisenbahnwagen für die Reise des Prinzen Heinrich durch die Vereinigten Staaten: Blick in die Waggons.



Die Küche im Sonderzug für die Reise des Prinzen Heinrich in Amerika.

Phot. Gribayedoff.

White Mountains, einen andern Teil zieht es an die See. Wieder andere statten dem alten Europa ihren jährlichen Besuch ab, sei es in der eigenen Dampfjacht oder an Bord einer der „Windhunde der See", um in Karlsbad, Homburg, Kissingen, Aix-des-Bains oder einem andern Badeort sich neue Lebenskraft zu holen, die Schweiz zu durcheilen oder Frankreich und Italien auf dem Automobil zu durchfliegen. Der Juli oder spätestens der August sieht die Creme der Gesellschaft aber wieder zurück, in Neuport, der gesellschaftlichen Metropole Amerikas, und ein toller Wirbel von Vergnügungen beginnt.

Das Ehrgefühl der Tiere.

Plauderei von Dr. Th. Zell.

Diejenigen Gelehrten, die den Tieren sogar den Willen absprechen, werden selbstverständlich das Vorhandensein eines Ehrgefühls als lächerliche Einbildung bezeichnen müssen. Und doch dürfte die Ansicht jener schwerer ins Gewicht fallen, die sich täglich mit Tieren beschäftigen, als jener, die sie nur von Hörensagen kennen.

Der richtigen Beurteilung der Tierseele haben am meisten die Beobachter geschadet, die in ihrer Phantasie Dinge gesehen haben, die einer sachlichen Prüfung nicht standhalten. Schon die alten Griechen und Römer haben auf diesem Gebiet viel gesündigt. Das Jägerlatein ist jedenfalls keine Erfindung der Neuzeit. So ist es z. B. merkwürdig, daß ein Mann wie Plinius neben so vielen zutreffenden Beobachtungen den haarsträubendsten Unsinn behaupten konnte. Man kann es doch nur in das Gebiet der Phantasie verweisen, wenn er beispielsweise vom Elefanten folgendes mitteilt: es ist eine ausgemachte Sache, daß ein Elefant, der die Sache nicht recht begreifen konnte und öfters Prügel kriegte, des Nachts seine Künste eingeübt hat!

Daß der Elefant Ehrbegriff besitzt, ist nach dem, was wir von andern hochstehenden Tieren wissen, durchaus wahrscheinlich. So klingt es sehr glaublich, daß er auf Verzierungen, die an seinem Körper angebracht sind, sehr stolz ist. Deshalb kann es möglich sein, was die Alten von einem andern Elefanten erzählen. Ein Leittier weigerte sich, einen Fluß zu durchschwimmen, während ein anderer Elefant sich kühn hineinstürzte. Dafür erhielt der letztere den Schmuck, den der Führer bisher getragen hatte. Der so Degradierte wies darauf jede Nahrung zurück und starb an Entkräftung. Weil wir ähnliche Erfahrungen bei andern Tieren gemacht haben, kann diese Erzählung auf Wahrheit beruhen. Aber daß ein Elefant in der Nacht seine Lektion wiederholt — das ist etwas für Herrn von Münchhausen.

Daß unser edles Roß einen hochentwickelten Ehrbegriff besitzt, ist eine Anschauung, die wir bei allen pferdezuchttreibenden Völkern antreffen. Schon beim alten Homer appelliert der tapfere Hektor an das Ehrgefühl des Gespanns durch folgende Worte: „Xanthos und du Podargos und Aethon und göttlicher Lampos, jetzt vergeltet mir die Pflege, die euch in reichlichster Weise Andromache, die Tochter des hochherzigen Eëtion, zu teil werden ließ, indem sie euch den herzerfreuenden Weizen vorsetzte und Wein hinzumischte, damit ihr nach Belieben trinken könntet, und zwar eher als mir, der ich doch stolz darauf bin, ihr blühender Gatte zu sein. Aber stürmet los und sputet euch, damit wir den Schild des Nestor erbeuten, dessen Ruhm jetzt zum Himmel reicht u. s. w."

Hieraus ist ersichtlich, daß die Fütterung der Pferde mit Wein nicht, wie im vorigen Herbst in den Zeitungen gemeldet wurde, etwas ganz Neues ist, womit in Italien zuerst der Versuch gemacht wurde, sondern daß es schon den Trojanern bekannt war.

Wie auch heutigen Tags manche Kavalleriepferde keinen Gemeinen aufsitzen lassen, weil sie nur einen Reiter von Bedeutung tragen wollen, so wird schon von dem Pferd Alexanders des Großen, dem berühmten Bukephalus, berichtet, daß es, sobald ihm die Decke mit den königlichen Insignien aufgelegt war, nur von dem Herrscher selbst geritten sein wollte und jeden andern abwarf.

Auf dem Gut meines Vaters befand sich unter den Pferden ein sonst prächtiges Tier, das aber wegen seines krankhaften Ehrgeizes abgeschafft werden mußte. Jedes andere Fuhrwerk auf der Straße mußte nämlich stets hinter ihm sein. Sobald es daher einen Wagen erblickte, der vor ihm war, ruhte es nicht eher, als bis es ihn überholt hatte, und ließ sich durch keine Maßregel von seinem Vorhaben abbringen. Fuhr also eine Kutsche im schnellen Tempo voraus, so entspann sich sofort ein rasender Wettlauf, bei dem die Insassen aufs ärgste gefährdet wurden.

Wie die Pferde, so haben auch die Hunde ein entwickeltes Ehrgefühl. Deshalb ruft man ihnen häufig ein „Pfui, schäm dich!" zu, wenn sie etwas nicht ordentlich gemacht haben, was doch sinnlos wäre, wenn man sich keinen Erfolg davon verspräche. Bei einem Schwein, das sich in die Pfütze legt, wird kein verständiger Mensch sich eines solchen Zurufs bedienen. Jeder Hundebesitzer weiß, wie eifersüchtig Hunde darauf wachen, daß ihnen überall die gebührende Achtung zu teil wird. Deshalb verträgt es kein Hund, daß man in seiner Gegenwart ein anderes Tier, speziell einen andern Hund, liebkost. Einer meiner Bekannten hatte sich außer seinem Hund noch einen Papagei angeschafft. Es war interessant zu beobachten, mit welcher Wut Perry — so hieß der Terrier — den Vogel betrachtete. Er hätte ihn auch unfehlbar totgebissen, als der Papagei durch Zufall eines Tags auf den Erdboden geraten war, wenn nicht der Herr im letzten Augenblick hindernd dazwischengetreten wäre.

Von den zahllosen Berichten, die man über das wunderbare Verständnis der Hunde für richtiges Verhalten liest — man möchte schon beinah sagen für ihr Taktgefühl — sei hier angeführt, was die Gebrüder Müller von ihrer Hündin erzählen:

Wenn unseres Vaters Hühnerhündin einen Fehler begangen oder irgendwie gegen den Willen ihres Herrn gehandelt hatte, so genügte schon die Erscheinung des von ihr mit großer Anhänglichkeit überallhin gern begleiteten Mannes, um sie in ergötzliche Verlegenheit zu

bringen. Sie verriet das unleugbare Bewußtsein, gegen das Gesetz, gegen ihres Herrn Willen gehandelt zu haben. Rührend war eines Tags die demütige Selbstverleugnung, als die Hündin dem zur Birsch ziehenden Herrn im Gefühl des Zweifels, ob er es billige, schleichend gefolgt war. Erst in der Nähe des Waldes entdeckte sie unser Vater, und nun sprach deutlich aus dem flehenden Auge die Frage: darf ich oder darf ich nicht? Zürnst du mir oder nicht? Wie der Mensch zum Menschen spricht, so lautete ohne irgendein abwehrendes oder strafendes Zeichen das entscheidende Wort: „Sieh, Bella, auf den Birschgang kann ich dich nicht brauchen, kehre also wieder um." Die Rute zwischen die Hinterläufe geklemmt, machte das verständige und gleichsam im Gewissen getroffene Tier Kehrum nach Hause.

Selbst von dem halbwilden Eskimohund wird erzählt, daß man sich sehr vorsehen müsse, beim Schlittenfahren mit der Peitsche den Leithund zu treffen. Denn dieser ruhe nicht eher, als bis er sämtliche andere vor dem Schlitten gespannten Hunde durchgebissen habe, gleichsam als müsse er seiner verletzten Ehre Genugthuung verschaffen. Ebenso stürze sich der Leithund wütend auf jeden andern Hund, der, wenn er bei ihm vorbeigeht, nicht den Schwanz sinken läßt. Wird ein alter Leithund durch einen jüngeren entthront, so nimmt er sich nach Perty das so zu Herzen, daß er vor Gram gar nichts mehr frißt.

So stumpfsinnig das Rind aussieht, besitzt es dennoch einen ausgeprägten Ehrbegriff. Schon Schiller singt sehr richtig:

„Das weiß sie auch, daß sie den Reihen führt,
Und, nähm ich ihr's sie hörte auf zu fressen."

Der vorhin erwähnte Naturforscher Perty erzählt folgenden Fall: ein Churer Viehbesitzer hatte zwei besonders schöne, treffliche Milchkühe. Beide gelangten in den letzten Jahren abwechselnd zu der Ehre, als Heerkuh in dem Zuge bei der Alpfahrt und bei der Niederfahrt voranzuschreiten; bei der letzten Niederfahrt wurde die jüngere dafür erwählt. Die andere konnte die Kränkung nicht verwinden, vermochte aber ihre Rachsucht bis zur Maienfahrt nicht zu befriedigen. Als aber im Maiensäß (das heißt Bergwiesen, die im Sommer bezogen werden, auf denen sich ein Obdach für Menschen und Tiere befindet) beide ihren Stand nebeneinander erhielten, vernahm man in einer Nacht Lärm im Stall, Gestampf und Brüllen, und als man zu spät nachsah, erblickte man die jüngere tot gestoßen und jämmerlich zugerichtet und die ältere, die sich hatte freimachen können, noch immer ihre Wut am Leichnam auslassend.

Nach Kolenati läßt sich auch das älteste Kamel nie das Vorrecht nehmen, die Karawane zu eröffnen.

Von Hirschen wird übereinstimmend berichtet, daß sie in der Zeit, wo sie kein Gehörn tragen, sich versteckt halten, gleichsam, als schämten sie sich, ohne ihre Manneszierde sich öffentlich sehn zu lassen.

Da die Affen uns sehr nahestehen, so muß höchst wahrscheinlich bei ihnen ein Ehrgefühl vorhanden sein, was auch allgemein behauptet wird. Darwin erzählt folgendes: verschiedene Beobachter haben festgestellt, daß die Affen es entschieden nicht leiden können, ausgelacht zu werden, und sie bilden sich zuweilen auch ein, beleidigt worden zu sein. Ich habe im Zoologischen Garten einen Pavian gesehn, der stets in Wut geriet, wenn sein Wärter einen Brief oder ein Buch hervorholte und laut vorlas; seine Wut konnte, wovon ich Augenzeuge war, so heftig werden, daß er sich selbst ins Bein biß, bis das Blut floß.



Das Klapperfräulein.

Vortrag für eine Dame
von
Julius Stinde.

Von morgens früh bis abends spät
Hock ich an meinem Klappgerät:
Auch wenn ich gar nicht klappern mag,
Klipp-klappre ich den ganzen Tag:
Rasch hier ein Klapp, rasch da ein Klapp —
Ach, das Geklappre reißt nicht ab!

Ins Ladenfenster stellt man mich,
Für Wachsfigur gar hält man mich,
Doch klappr' ich mit den Augen mal
Macht gleich Hallo der Prinzipal.
Was kommt dem Alten in den Sinn,
Da ich doch Klapperfräulein bin!

Ich bin fürs Klappern engagiert
Und klappre, was man mir diktiert,
Ob Mahn-, ob Schuld-, ob Liebesbrief,
Ob's gut geht im Geschäft, ob schief,
Ob Pech, ob Glück, ob Lust ob Leid:
Es ist dieselbe Klapprigkeit.

Die Typen rasseln klipp, klapp, klapp,
Mein Herz, das puppert tipp, tapp, tapp.
Für wen es wohl so froh sich regt? —
Ich sage nicht, für wen es schlägt,
Weil jeder leicht erraten kann:
Für Klapperfräuleins . . . . Klappermann.

Wie es zahlreiche Geschichten giebt, wonach sich die Elefanten für erlittene Beleidigungen empfindlich gerächt haben, so wird das Gleiche auch von den Affen erzählt. Am Kap der guten Hoffnung hatte ein Offizier einen Pavian häufig geneckt. Als ihn eines Sonntags das Tier zur Parade gehen sah, goß es Wasser in ein Loch und rührte rasch einen dicken Erdbrei zusammen, mit dem es den vorübergehenden Offizier geschickt bespritzte. Noch lange nachher triumphierte und freute sich der Pavian, wenn er sein Opfer sah.

Der Edelmut des Löwen wird oft gerühmt. Hier möchten nun gelinde Zweifel obwalten, ob dieser angebliche Vorzug in Wirklichkeit nicht darin besteht, daß ein sattes Tier überhaupt zu bequem ist, um ohne Not einen neuen Mord zu begehen. Die Alten berichten von dem Löwen folgendes: ist er satt, so thut er niemand was zuleide. Sein Edelmut zeigt sich vorzüglich in Gefahren, denn er verachtet die Geschosse, schützt sich lange nur durch den Schrecken, den er verbreitet, und greift nur dann endlich an, wenn er gezeigt hat, daß er nicht durch die Gefahr dazu gezwungen ist, sondern daß er nur die Dummheit seiner Feinde bestrafen will. Ja, noch mehr: wenn er von einem Schwarm von Hunden und Jägern bedroht wird, so weicht er in offenem Feld, es mögen ihrer noch so viel sein, nur Schritt vor Schritt; sobald er aber Gebüsch oder Wald erreicht hat, flieht er im schnellsten Lauf, weil die Verborgenheit seine Schande deckt.

Selbst vom Hasen meinen die Alten, daß er so eine Art von Ehrgefühl habe, denn ein Schriftsteller erzählt von ihm: läuft der Hase einen hohen Hügel hinauf und merkt, daß Jäger, Hunde und Pferde weit hinter ihm zurück sind, so macht er Halt, richtet sich auf den Hinterläufen empor, betrachtet die Verfolger, wie sie sich erbärmlich abmühen, und lacht sie, denk ich, aus.

Daß Vögel nach einem Sieg ihre Freude bekunden und durch stolzes Gethue ihren Triumph jedem verkündigen, ist eine bekannte Sache. Schon Kinkel sagt in „Otto der Schütz" von einem Reiher, der den verfolgenden Falken auf die Gabel gespießt hatte:

> Der Reiher aber im Triumph
> Sah nieder auf des Feindes Rumpf
> Und schwang in blinder Siegeslust
> Die weiten Kreise stolzbewußt.

Aehnliches erzählt ein durchaus sachlicher Naturforscher von dem Singschwan: „Als ich nach Chantilly gekommen war und den Gesang der Schwäne hören wollte, wurde eine Hausgans auf den Rasen des Bassin de la Colonne gesetzt. Kaum war sie da, so kam das Singschwanpaar stolz und schlagfertig geschwommen, das Männchen voran. Sie bliesen den Hals auf, bewegten ihn wellenförmig, gaben dumpfe Töne von sich, fielen die unglückliche Gans wütend an und würden sie mit Bissen und Schlägen ums Leben gebracht haben, wenn sie nicht eilig entfernt worden wäre. Dann stellten sich die zwei Schwäne einander gegenüber, richteten sich hoch empor, breiteten die Flügel aus, hoben das Haupt und begannen in ihrer Siegesfreude zu singen."

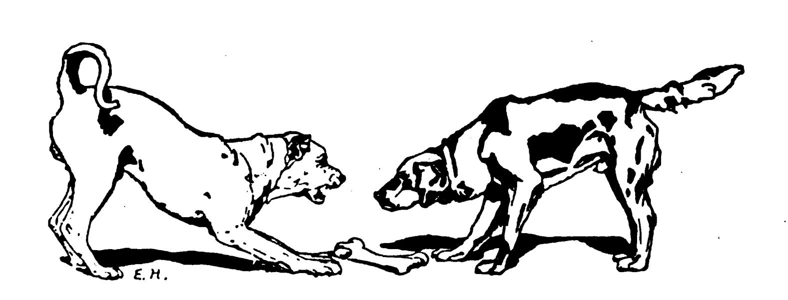
Der Adler, dieser königliche Vogel, ist so ehrgeizig, daß die Baschkiren, die mit ihm Füchse und Wölfe jagen, nie zwei zusammen benutzen können, da sie sofort einen Kampf auf Leben und Tod beginnen.

Ganz besonders ist das Ehrgefühl bei den Hühnern, namentlich bei den Hähnen, ausgeprägt. Der sich blähende Hahn auf dem Düngerhaufen ist ja sprichwörtlich geworden. Die stolze Nation der Franzosen sieht in dem Hahn ihr Sinnbild, nicht zum wenigsten wegen des ausgeprägten Ehrgefühls. Schon die alten Römer erzählen von ihm folgendes: Ruhmbegierig ist der Vogel, der in der Nacht für uns wacht, der vor Anbruch des Morgens den Menschen weckt und zur Arbeit ruft. Er kennt die Sterne und kräht am Tage jedesmal, wenn drei Stunden verflossen sind. Mit der Sonne geht er schlafen und ruft gegen Morgen den Menschen zu neuen Sorgen und Arbeiten wach. Ehe er kräht, schlägt er mit den Flügeln. Er ist herrschsüchtig, und jeder führt auf seinem Hof das Regiment. Sie kämpfen untereinander um die Herrschaft, als ob sie wüßten, daß sie zu diesem Zweck die Waffen an den Füßen trügen, und hören oft nicht eher auf, als bis einer tot auf dem Platz liegt. Der Sieger kräht gleich auf dem Schlachtfeld und verkündet dadurch seine Heldenthat. Der Besiegte verkriecht sich stillschweigend und grämt sich um die verlorene Herrschaft. Der gemeinste Hahn schreitet übermütig einher, trägt sein gekröntes Haupt hoch und stolz, schaut oft gen Himmel, was kein anderer Vogel thut, und hebt auch seinen sichelförmigen Schwanz empor.

Ein wie ausgeprägtes Ehrgefühl dieser Vogel besitzt, ersieht man auch aus folgendem. Wenn eine erfahrene Henne einen jungen Fant von Hahn nicht leiden kann und ihn besiegt hat, so kräht sie plötzlich. Umgekehrt fängt ein Hahn, der bei einem Kampf merkt, daß er besiegt wird, plötzlich zu gackern an.

Wir wollen es hiermit genug sein lassen und zum Schluß nur noch die Nachtigall anführen. Von ihr erzählen die Alten folgendes: Man darf um so weniger daran zweifeln, daß der Gesang der Nachtigall eine Kunst oder eine Wissenschaft ist, da man bemerkt, daß eine jede ihre verschiedenen Gesänge hat und jede ihre eigenen. Sie schlagen um die Wette und suchen sich mit Eifer den Rang abzugewinnen. Die besiegte stirbt oft, schweigt aber doch erst mit dem letzten Atemzug. Die jüngeren studieren und üben die gehörten Melodien ein. Die Schülerin hört mit großer Aufmerksamkeit zu, singt dann und schweigt wieder. — Da auch bei uns die kleinen Sänger sehr ehrgeizig sind — man hält deshalb häufig zwei Kanarienvögel, damit sie miteinander wetteifern und fleißiger singen — so könnte es mit der Nachtigall wohl seine Richtigkeit haben.

Es steht also ganz im Einklang mit unsern Ausführungen, wenn übereinstimmend berichtet wird, daß die im Zirkus vor einem großen Publikum auftretenden Tiere ein vollkommenes Verständnis für den ihnen gespendeten Applaus besäßen.





Das Tafelsilber des Kaisers.

Von A. Oskar Klaußmann.

Hierzu 4 photographische Aufnahmen.

Für die Reise des Prinzen Heinrich nach Amerika ist aus der Königlichen Hofsilberkammer zu Berlin eine Anzahl der besten und kostbarsten Stücke neben dem gewöhnlichen Gebrauchssilber entnommen worden. Prinz Heinrich wird in Neuyork an Bord der „Hohenzollern" ein Prunkmahl geben, zu dem der Präsident der amerikanischen Republik und die höchsten Würdenträger der Vereinigten Staatenregierung eingeladen werden. Um dies Mahl zu einem besonders feierlichen zu machen, um den Vertretern des großen und uns Deutschen befreundeten amerikanischen Bundesstaates eine besondere Ehre zu erweisen, hat der Kaiser selbst die Auswahl jener Silberstücke getroffen, die den Speisesaal der „Hohenzollern" in den amerikanischen Gewässern zieren sollen. Es befinden sich darunter die wertvollsten Stücke des Hochzeitsgeschenks, das dem Kaiser bei seiner Vermählung dargebracht wurde, dann aber auch alte Stücke, wie: Leuchter, Vasen, Becher, Serviettenhalter, Teller, Schüsseln, Bestecke, Weinkühler, Schalen, Kannen, Kaffeeservice. Die Gegenstände wurden genau gebucht, sorgfältig verpackt und unter Obhut eines Hofsilberverwalters nach Kiel geschafft. Dieser Beamte überwacht auch auf der Reise nach und von Amerika mit einigen Dienern den Kaiserlichen Silberschatz.

Gegen fünf Millionen Mark beträgt der Wert des ganzen Schatzes, der in der Königlichen Hofsilberkammer, die von drei Silberverwaltern überwacht wird, aufgehäuft liegt. Die Schätze der Hofsilberkammer stammen zum Teil aus der Zeit Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen, einzelne Stücke sogar aus der Zeit Friedrichs I., der als erster König von Preußen den Prunk außerordentlich liebte und höchst wahrscheinlich alles aufwendete, um in Bezug auf Silberschätze nicht von den Kostbarkeiten der Dresdner Silberkammer übertroffen zu werden. Der sonst so sparsame Friedrich Wilhelm I. hatte eine große Vorliebe für Silbersachen, weil er sie gewissermaßen als Sparanlage betrachtete, und unter ihm wurden wahre Schätze in Silber, aber auch in Gold in der Königlichen Schatzkammer aufgehäuft. Als Friedrich der Große zur Regierung kam, ließ er aus den vorhandenen Goldvorräten jenes berühmte goldene Tafelservice herstellen, das seinesgleichen damals in Europa nicht hatte, und in den Jahren 1747 und 1748 schaffte er eine Menge silberner Tafeldekorationen und silbernen Tafelgeschirrs an. Der siebenjährige Krieg mit seiner furchtbaren Not zwang den König, das Goldgeschirr gänzlich und zwar bis auf einen Teller, der heute noch erhalten ist, und das Silbergeschirr zum größten Teil in die Münze zu schicken. Er mußte bekanntlich selbst den silbernen Balkon im Rittersaal des Königlichen Schlosses ausmünzen lassen, und bis heute ist der ehemals echt silberne Balkon durch versilbertes Holz ersetzt geblieben. In seinen späteren Lebensjahren, und nachdem die traurigen Folgen des siebenjährigen Krieges überwunden waren, schaffte Friedrich der Große wieder Ergänzungen für seine Silberkammer an.

Silberne Weinkanne.

Friedrich Wilhelm II., der Prunk und Behaglichkeit liebte, brachte die Schätze der Königlichen Silberkammer wieder zu bedeutender Höhe. Unter seinem Nachfolger Friedrich Wilhelm III. aber kam die schreckliche Zeit der Franzosenherrschaft, und zur Befreiung des Vaterlandes opferte der König bis auf wenige Stücke, die einen besonderen historischen oder Pietätswert hatten, die gesamte Silberkammer, deren Material ausgemünzt wurde. Nach den Befreiungskriegen kamen bessere Zeiten, und Friedrich Wilhelm III. ergänzte wieder den Abgang. Unter seinen Nachfolgern bis zu Kaiser Wilhelm I. wurden dann immer wieder Neuanschaffungen gemacht, bis durch den jetzt regierenden Kaiser die Silberkammer einen Zuwachs erhielt, der sie zu der wertvollsten der ganzen Welt machte.

Als der jetzige Kaiser als Prinz Wilhelm am 27. Februar 1881 die Ehe mit der Prinzessin Auguste Viktoria zu Schleswig-Holstein schloß, spendeten die deutschen Städte einen Silberschatz, der nicht nur für eine prinzliche Haushaltung, sondern auch für spätere Zeiten für die königliche und kaiserliche Repräsentation bestimmt war. Durch ein Komitee wurde die Herstellung dieses Silberschatzes, der ein glänzender Beweis des Aufschwungs der deutschen Kunstindustrie war, nach einheitlichen Ideen durchgeführt. Am 21. Mai 1883 wurde das fertige Geschenk dem damaligen Prinzen Wilhelm überreicht, und für den heutigen Kaiser ist dieses Tafelservice, das 420 000 Mark gekostet hat und mehr als 257 Stücke silberner Geschirre und Dekorationsgegenstände enthält, nicht nur eine Erinnerung an den Tag seiner Hochzeit, nicht nur ein Beweis der Verehrung und Anhänglichkeit der preußischen Städte und Provinzen, sondern auch ein schönes und wertvolles Andenken an seine nunmehr verstorbenen Eltern.

Als dem Prinzen Wilhelm damals das Geschenk der Städte überreicht wurde, entgegnete er auf die Ansprache des Oberbürgermeisters von Forckenbeck, der an der Spitze des Komitees stand: „Ich bin stolz auf dies Geschenk, desgleichen, wie ich wohl sagen kann, keine königliche Schatzkammer Europas aufzuweisen hat, und ich freue mich seiner auch deshalb, weil es eine Gewähr dafür ist, welchen schönen Aufschwung das deutsche Kunstgewerbe genommen. Wem wir diese hohe Entfaltung des Kunstgewerbes am meisten verdanken, das wissen wir alle. Meine Eltern sind es, die es unterstützt, die ihm emporgeholfen haben und die, wie ich überzeugt bin, an diesem Werk deshalb große Freude haben werden."

Der Hochzeitssilberschatz enthält nur fünfzig Silberteller, so daß eine Tafel von fünfzig Personen nur einmal mit ihnen besetzt werden kann. Man wollte vor allem Dekorationsgegenstände schaffen, die so zusammengestellt werden können, daß sie in kleineren Gruppen für eine intime Tischgesellschaft und in ihrer ganzen Zahl selbst für eine riesige Galatafel verwendbar sind. Man verwendet bei großen Hoffestlichkeiten daher auch silberne Teller aus den alten Beständen der Hofsilberkammer. Beigefügt ist dem Hochzeitsschatz eine Fülle von kostbaren Gläsern mit und ohne Einsätzen von Silber. Diese Gläser, von denen ein Teil ebenfalls nach Amerika mitgeht, sind ein ehrender Beweis für die Leistungen der deutschen Kunstglasindustrie. Auch ein riesiger Tisch, auf dem die Hochzeitsgabe aufgebaut war, wurde mit dem Silberschatz zusammen überreicht, und auf ihm ist er heut noch bei der Aufbewahrung in der Hofsilberkammer aufgestellt.

Silberner Tafelaufsatz: Der Rhein.

Die Hofsilberkammer befindet sich im östlichen Hof des königlichen Schlosses, in Räumen des ersten, nach Norden gelegenen Stockwerks und wird natürlich

Tag und Nacht von Militärposten der Schloßwache behütet.

Außer diesem berühmten Silberschatz, der im Jahr 1883 fertig überreicht wurde, enthält die Silberkammer heute noch von historischen Schätzen die berühmten Dekorationsstücke, bestehend in Schüsseln, Vasen, Kannen, Flaschen, Pokalen, Terrinen und Münzhumpen, die bei Hoffestlichkeiten im Rittersaal des Schlosses auf dem berühmten „Silberbüffett“ aufgebaut werden. Vom Fußboden bis zur Decke und in einer Breite von acht Metern prunkt dann das Silberbüffett mit herrlichem Geschirr, dessen Wirkung noch durch dazwischen angebrachte elektrische Glühbirnen verstärkt wird.

Aus der Zeit Friedrich Wilhelms I. sind in der Silberkammer noch 360 Teller, 160 kleine Leuchter, sechs große Schüsseln und vierzehn Suppenservice vorhanden. Viele Dutzende von großen und kleinen silbernen Tellern, Schüsseln, Untersätzen, Gabeln, Messern, Thee- und Suppenlöffeln, Bechern, Kannen, Leuchtern, Platten, Zucker- und Konfektdosen, Thee- und Kaffeegeschirren, einer riesigen Waschtoilette aus Silber, die 28 Teile enthält, die außerdem noch reich vergoldet sind, Tafelaufsätze und Jardinieren aus den Zeiten Friedrich Wilhelms II. und der nach ihm folgenden Herrscher gehören heute noch zum Inventarium der Hofsilberkammer.

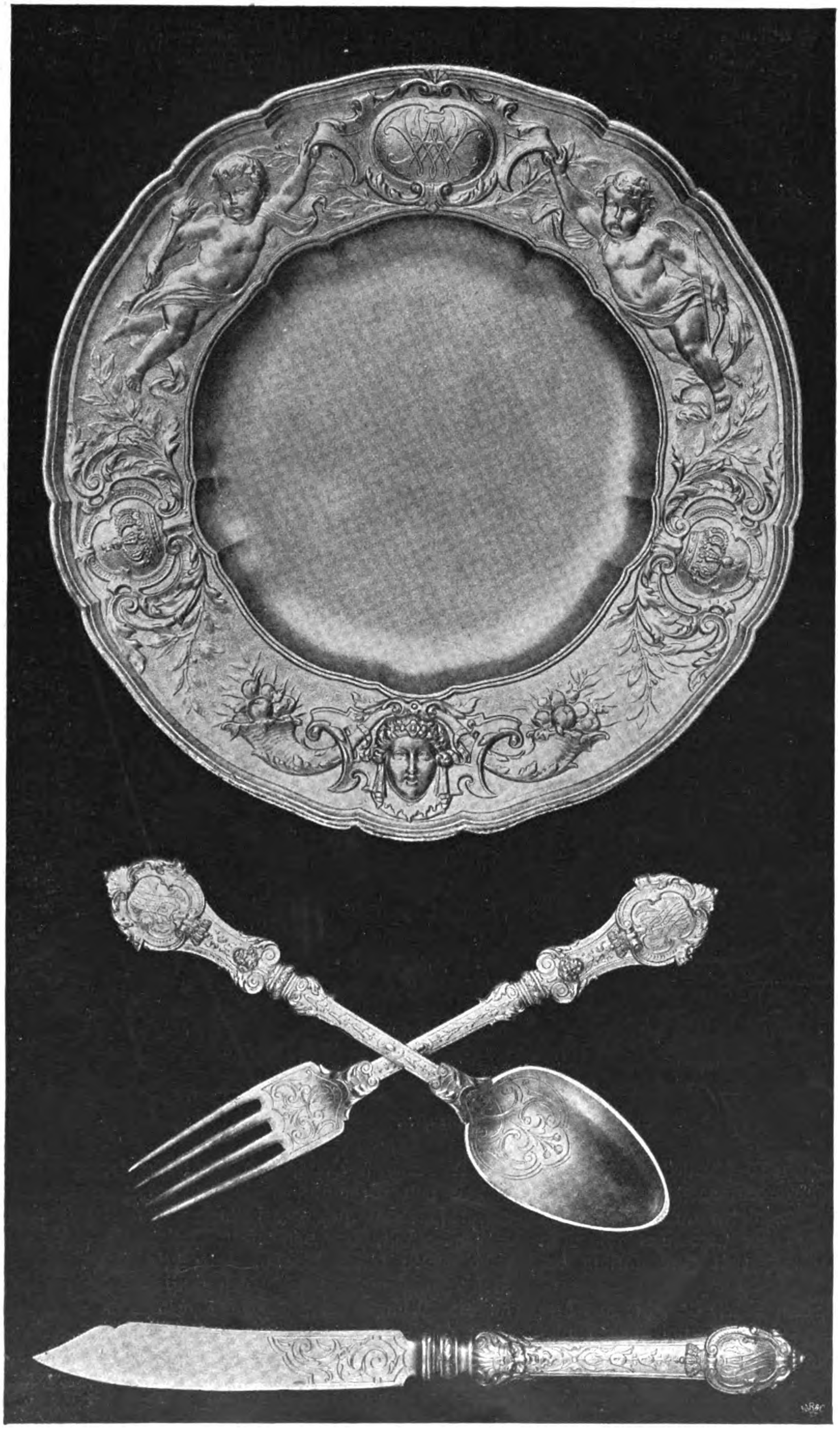
Unsere Abbildungen stellen Stücke dar, die aus dem Hochzeitsilber des Kaisers stammen, und zeigen uns zwei der Flußgruppen, von denen vier Stück vorhanden sind. Diese Gruppen dienen lediglich zum Schmuck der Tafel. Jede von ihnen ruht auf einem ovalen Sockel, der mit Delphinköpfen und Schildern geschmückt ist, die die Monogramme des kaiserlichen Paares tragen. Außerdem sind an jedem Sockel die Wappen von vier Städten angebracht, die zu dem Gebiet des Flusses gehören.

Silberner Tafelaufsatz: Die Elbe.

Die „Elbe“ ist als eine ruhende Frau dargestellt, die mit Schilf bekränzt ist und sich mit dem Arm auf eine Urne stützt. Der Knabe, der den mit Waren beladenen Kahn mit sich führt, repräsentiert den Handel, der andere Knabe mit Hammer und Amboß, der das Modell einer Lokomotive überreicht, ist das Symbol der Industrie. Die andere Flußgruppe stellt den „Rhein“ dar (Abb. S. 336). Ein ruhender Mann mit wallendem Bart, reich mit Reben bekränzt, lehnt sich an Felsenblöcke, denen Quellen entspringen. Auch er hat Knaben zur Seite. Einer von ihnen spielt mit den Schätzen des Nibelungenhortes, ein anderer hebt die mit Lorbeer geschmückte deutsche Kaiserkrone empor, ein dritter reicht das gefüllte Römerglas.

Zehn Weinkannen von der Art, wie sie unsere Abbildung S. 335 zeigt, sind in dem großen Hochzeitsservice vorhanden und mit nach Amerika genommen worden. Jede Kanne besteht aus einem flaschenförmigen Glaskörper mit schlankem Hals und kreisrundem Bauch und trägt Gravierungen von Adlern und Ornamenten. Der Glaskörper ruht auf einem schlanken Fuß und ist in der Mitte durch einen Reifen gefaßt, der von einer Bocksmaske geschlossen wird. Von dieser Bocksmaske erhebt sich nach der Flaschenmündung der schön geschweifte Henkel, der sich an die Ornamentierung des Flaschenhalses anschließt. Diese Ornamentierung besteht aus einem Mundstück mit Ausguß und Kannendeckel. Unter dem Ausguß ist eine Satirmaske angebracht, während der Kopf des Kannendeckels eine Krone trägt. Zu jeder Kanne gehört ein runder Untersatz aus Silber, der leicht geschweift ist.

Unsere Abbildung S. 338 giebt uns Proben von den Tellern, Messern, Gabeln und Löffeln, die zu dem nach Amerika mitgenommenen Silberschatz gehören.



Das Tafelsilber des Kaisers: Teller und Besteck.
Photographische Aufnahme.

So wird bei dem Prunkmahl auf der „Hohenzollern“ in den amerikanischen Gewässern dieselbe wahrhaft vornehme, königliche Pracht entfaltet werden können, die man bei den großen Gala- und Zeremonialtafeln im königlichen Schloß zu Berlin zu finden gewöhnt ist. Nichts Ueberladenes weist solche Prachttafel auf, sondern edle, künstlerische Schönheit ist ihr Grundcharakter. Der seidenweiße Damast der Gedecke, die zur Decke emporstrebenden riesigen Tafelaufsätze, die gewaltigen Silberplatten, die meterhohen, vielarmigen Leuchter wirken monumental. Das Licht der Wachskerzen auf diesen Armleuchtern mischt sich mit der verschwenderischen Fülle des elektrischen Lichts und spiegelt sich in den gleißenden Flächen des Silbers, in den Facetten und Kanten der edlen, geschliffenen Gläser. Mit der bunten Pracht der lebenden, in den gewaltigen, silbernen Jardinieren aufgestellten Blumen, dem sich wirkungsvoll abhebenden Grün von Blattpflanzen bietet diese Pracht der königlichen Tafel ein Bild, das jedem Beschauer unvergeßlich bleibt.

Auch einen praktischen Wert hat die Vorführung der silbernen Kunstwerke in Amerika. Es wird dadurch den maßgebenden amerikanischen Persönlichkeiten vor Augen geführt werden, welchen Aufschwung die deutsche Kunstindustrie in den letzten Jahrzehnten genommen hat.

Die Feinde.

Skizze von Emil Marriot.

„Beruhigen Sie sich, lieber Baron. Mit Ihrer Frau Gemahlin steht es durchaus nicht schlimm. Ein ganz gewöhnlicher, keineswegs schwerer Fall von Nervosität ... nichts weiter."

„Und was sollen wir thun?" fragte der Baron, der mit seiner Gattin von seinem Gut in Pommern nach Berlin gekommen war, um dort den berühmten Nervenarzt der Baronin wegen zu konsultieren.

„Längere Zeit müssen Sie freilich hier bleiben," antwortete der Arzt, „und die Frau Baronin muß regelmäßig — sagen wir, jeden zweiten Tag — zu mir kommen und sich meiner Behandlung genau unterwerfen."

„Aber quälen werden Sie sie nicht, Herr Geheimrat?" fragte der Baron ängstlich.

Mit einem leisen Lächeln sah der Arzt an der Hünengestalt des pommerschen Landjunkers empor. So ein Riese — und der zarten und schmächtigen Gattin gegenüber schwach und hilflos wie eine an einem Faden zappelnde Fliege. Ach ja, er kannte sie wohl, diese unbegrenzte Macht weiblicher Hinfälligkeit über reckenhafte männliche Stärke.

„Nein, ich werde sie nicht quälen," sprach er, noch immer lächelnd. „Aber ein bißchen Energie, ein bißchen Strenge werden wir freilich anwenden müssen, um rasch ans Ziel zu kommen."

„Natürlich," pflichtete der Baron ihm bei.

„Solche Kranke," fuhr der Arzt fort, „sind eigensinnig und in gewisse fixe Ideen verrannt ... Aus diesen Einbildungen muß man sie, sachte zwar, doch mit sicherer Hand herausleiten ... Und dabei müssen Sie mir behilflich sein, lieber Baron."

„Ich!?" Es kam recht kläglich über seine Lippen.

„Natürlich Sie. Wer sonst? Und daß ich es Ihnen gleich gestehe: ohne Ihre Mitwirkung vermag ich nichts; so viel wie nichts. So lang ich eine Kranke unter meinen Augen habe, thut sie freilich alles, was ich von ihr haben will, wenn es mir selbstverständlich auch Mühe kostet, sie so weit zu bringen ... Aber am Ende gelingt es mir doch, denn ich bin noch beharrlicher als sie und obendrein ruhig, was sie nicht ist."

„Ja, Sie haben eine sehr gute Art, den Damen beizukommen," gab der Baron zu. Es klang wie Neid. „Wenn ich es nur auch verstünde!"

„Es geht schon. Aber sehen Sie, verehrter Baron: es fehlt Ihnen allen nur an Konsequenz. Ich habe in meiner Praxis keine schlimmeren Feinde als eben die Herren Ehemänner. Einer wie der andere. Die teure Gattin soll gesund werden — aber ... aber aufregen dürfen wir sie nicht! O Gott, nur das nicht. Wenn ich mit einer Kranken allein bin, ist sie oft folgsam wie ein Lamm, verspricht mir alles mögliche, und ich habe die besten Hoffnungen. Dann aber geht sie fort und bleibt der Sorge ihres Herrn Gemahls überlassen ... und der Herr Gemahl ist schwach, kann seine liebe Frau nicht klagen hören, kann sie nicht weinen sehen —"

„Ich schon!" unterbrach ihn der Baron und richtete seine Hünengestalt stramm in die Höhe. „Sobald es sich um die Gesundheit meiner Frau handelt, vermag ich alles. Sagen Sie mir nur, was ich zu thun und worauf ich zu achten habe. Sie werden gewiß zufrieden mit mir sein, Herr Geheimrat, und an mir einen zuverlässigen Mithelfer haben."

„Das würde mich ebenso freuen wie in Erstaunen setzen, denn es wäre das erste Mal," entgegnete der Arzt mit seinem feinen, halb ironischen und halb nachsichtigen Lächeln. „Also hören Sie, lieber Baron. Fürs erste muß unsere reizende Baronin sich Bewegung machen und darf nicht, wie bisher, den ganzen Tag lang im Bett oder auf der Chaiselongue liegen und sich einbilden, daß sie zu kraftlos sei, um sich erheben zu können. Es ist nicht wahr: sie kann ganz gut gehen, so gut wie Sie und ich. Dann wird sie auch besser schlafen, und ihr Appetit wird wiederkehren. Die Mahlzeiten müssen regelmäßig eingenommen werden und nicht so wie jetzt: daß sie zu unmöglichen Stunden essen oder überhaupt nicht essen will. Sie müssen ihr gut zureden, müssen sie dazu zwingen ... Und bei Nacht muß sie schlafen. Bälle, Gesellschaften, Theater und Konzerte sind für den Augenblick nichts für sie. Davon so wenig wie möglich. Auch keine Zigaretten. Unsere liebe Frau Baronin raucht entsetzlich viel! Drei oder vier Zigaretten im Tag, wenn sie es durchaus nicht lassen kann. Aber nicht mehr. Und immer vor Mitternacht ins Bett. Und um neun, spätestens zehn wieder heraus. Dazu ein bißchen Zimmergymnastik, ein bißchen Massage und ein bißchen Elektrisieren: wenn Sie mir helfen, daß dieses Regime genau eingehalten wird, verspreche ich Ihnen schon heute, daß Sie nach kurzer Zeit eine körperlich und seelisch gesunde Frau haben werden. Aber helfen müssen Sie mir! Sonst stehe ich für nichts ein."

„Sie können sich auf mich verlassen, Herr Geheimrat," sagte der Baron. „Ich müßte wahrhaftig der Feind meiner Frau sein, wenn ich Sie im Stich ließe ... Mein Wort darauf, daß ich alles, was Sie mir aufgetragen haben, buchstäblich erfüllen werde."

„Besten Dank," sagte der Arzt, ihm die Hand schüttelnd, und damit trennten sie sich.

* * *

Nach Ablauf einer Woche trafen sie wieder zusammen.

„Warum haben Sie sich so lange nicht blicken lassen, lieber Baron?" fragte der Arzt. „Sie sollten häufiger kommen, Ihre Frau Gemahlin öfter begleiten ... Es ist besser, wenn man im Kontakt miteinander bleibt."

Der Baron sah an ihm vorbei und murmelte etwas von „unaufschiebbaren Geschäften".

„Ach so. Gehört der Besuch der Oper auch mit dazu? Man hat Sie und die Frau Baronin gestern dort gesehen. Der ‚Tristan' ist gerade keine nervenberuhigende Musik, nebenbei bemerkt."

„Gewiß nicht." Der Baron sprach mit einiger Hast. „Aber sie hat ihn durchaus hören wollen. Und da dachte ich mir, daß einmal keinmal sei."

„Ja, diese gefälligen Sprichwörter. Na — und wo haben Sie soupiert? Zu Hause?"

„N—nein," kam es zögernd heraus. „Im Hotel Bristol."

„Allein?"

„N—nein." Noch zögernder: „Meine Frau muß doch ein wenig Gesellschaft und Zerstreuung haben, wenn sie einmal nach Berlin kommt, nicht wahr?"

„Selbstverständlich. Und sind Sie lang aufgeblieben?"

Keine Antwort.

„Wann ist Ihre Frau ins Bett gekommen? Als ihr Arzt interessiert es mich, es zu wissen."

„Na, es war ziemlich spät geworden."

„Wie spät? Ein Uhr vielleicht?"

„O nein."

„Früher also?"

„N—nein. Später."

„Nun?"

„Es war — fünf Uhr, als sie sich zu Bett legte."

„So, so. Fünf Uhr. Und was war es heute mit dem Spaziergang?"

„Der hat heute unterbleiben müssen, Herr Geheimrat. Die Arme war so müde! Und Kopfweh hatte sie auch vom vielen Rauchen."

„Ach! Hat sie so viel geraucht? Wie viele Zigaretten waren es denn?"

„Bis zur zwölften habe ich sie gezählt. Aber dann gab ich es auf."

„So. Dann gaben Sie es auf."

Sie sahen einander an und schwiegen.

„Ich weiß, was Sie denken, Herr Geheimrat," begann der Baron am Ende mit kläglicher Miene: „Daß ich ein erbärmlicher Schwächling bin. Das denken Sie von mir." Der Arzt machte eine unbestimmte, höfliche Bewegung. „Aber Sie haben leicht reden," fuhr der Baron fort. „Was soll ich machen? Ich mußte ihr irgendetwas versprechen, um sie zu bewegen, sich zu fügen ... Und da versprach ich ihr in meiner Bedrängnis den ‚Tristan' mit darauffolgendem Souper in größerer Gesellschaft. Denn mit der Strenge, sehen Sie, Herr Geheimrat, mit der Strenge ging es nun einmal nicht."

„So. Hatten Sie es denn mit der Strenge überhaupt versucht?"

„Doch. Das heißt: versuchen wollen — habe sie bestimmen wollen, früh aufzustehen, regelmäßig zu essen und spazieren zu gehen ..."

Der Arzt sprang von seinem Stuhl auf: „Mit andern Worten: von alledem ist bis heute nichts, absolut nichts durchgesetzt worden!?"

„Absolut nichts," gab der Baron kleinlaut zu und ließ beschämt den Kopf hängen.

„Aber um den ‚Tristan' zu hören, bis zum Morgengrauen aufzusitzen und mich, wenn ich sie frage, zu beschwindeln — dazu reicht die Kraft dieser Dame aus!" rief der Arzt. „Denn mir hat sie bei jeder Visite hoch und heilig beschworen, daß alle meine Weisungen aufs genauste befolgt würden und daß Sie, Herr Baron, ein leibhaftiger Tyrann wären!"

„Hat sie das gesagt?" meinte der Baron und wurde rot. Doch sogleich fügte er entschuldigend hinzu: „Sie bildet es sich vielleicht wirklich ein, Herr Geheimrat. Die Arme bildet sich so vieles ein!"

„Ja, wir wollen sie gemeinsam bedauern. Und wo blieb denn die mir feierlich zugesagte Mithilfe, lieber Baron?"

Dieser kraute sich verlegen am Kopf. „Sie haben ja so recht, Herr Geheimrat. Und ich hatte ja auch die besten Vorsätze. Aber — sie hat geweint — und weinen sehen kann ich sie nicht. Und so hab ich ihr alles erlassen, nur damit sie wieder aufhört mit dem Weinen."

„Na, schön. Also auch ein Feind." Und er drückte dem Baron mit einem resignierten Lächeln die Hand. „Aber aufrichtig gesprochen: ich hatte es anders nicht erwartet. Einer der Herren Ehemänner ist wie der andere. Eine Ausnahme wäre ein Wunder, und Wunder giebt es heutzutage nicht mehr. Vielleicht, wenn die Frauen sich das Weinen abgewöhnen würden? Aber freilich: wenn das geschähe, so hätte sich ja das denkbar größte Wunder ereignet. Lassen wir es sein! Der Fall ist, wie ich sehe, hoffnungslos."



Verheißung.

Es rast der Sturm. Die dunklen Wolken
Durchjagen wild den Himmelsbogen,
Es kommt in Kampf und Drang und Streit
Ein neuer Lenz heraufgezogen.

Ein blasser Streif am Horizont,
Hellgrün und leuchtend in der Ferne,
Verheißt der trauerschweren Welt
Ein neues Glück und schönre Sterne.

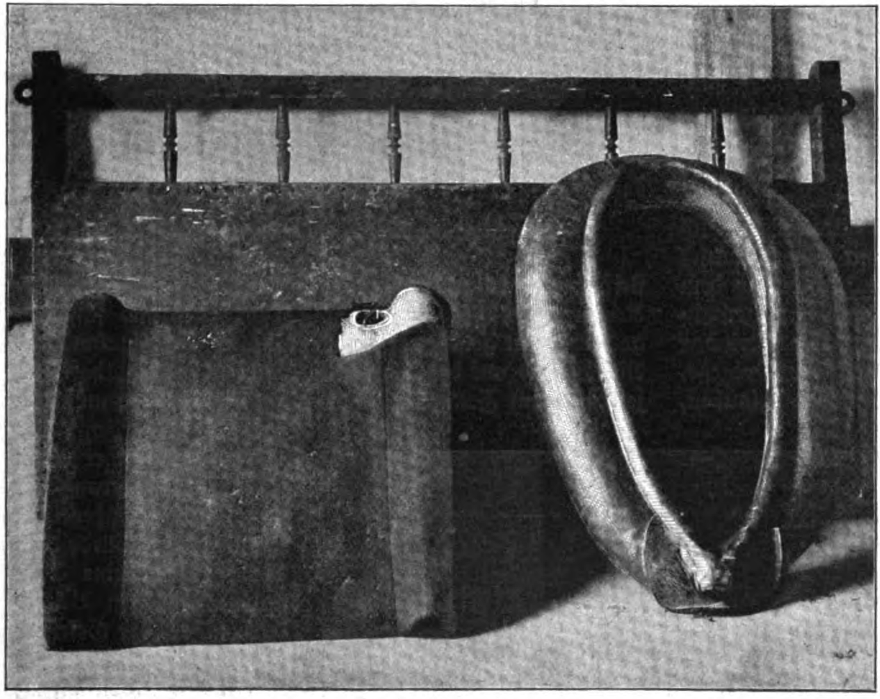
Nathalie von Oldenburg.

Schmugglerkniffe.

Hierzu 5 photographische Aufnahmen von Valla.

Wer viel zu reisen gezwungen ist und dabei die Zollgrenzen des Vaterlandes überschreitet, wird sehr oft in die Gelegenheit versetzt werden, sich über Zollplackereien zu entrüsten. Es sind meistenteils keine Segenswünsche, die über die Beamten laut werden, die unschuldigerweise das Gepäck der Reisenden nach Gegenständen durchsuchen müssen, die nach den Gesetzgebungen der verschiedenen Länder der Verzollung unterliegen. Wer sich der Zeiten erinnern kann, wo bei uns noch allgemein die Mahl- und Schlachtsteuer bestand, wo also auch die Kommunen ein gewisses Zollrecht ausübten, der wird wissen, daß es damals durchaus nicht für unerlaubt galt, den strengen Gesetzeswächtern ein Schnippchen zu schlagen, und die steuerpflichtigen Waren wurden mit um so größerem Behagen verzehrt, wenn bei Hinterziehung der Steuer ein ganz besonders scharfsinniger Trick angewendet worden war. Die Freude über einen gelungenen Streich kam hinzu.

Nun sind derartige Scherze meist unschuldiger und harmloser Natur.



Wagenbank, Kutscherſitz und Pferdekummet,
die innen hohl sind und zum Verbergen von Schmuggelwaren dienen.

Der Schmuggel aber, der an den verschiedenen Landesgrenzen besteht und der in großem Stil und gewerbsmäßig betrieben wird, charakterisiert sich aus verschiedenen Gründen als ganz etwas anderes; er fordert die gewaltsame Abwehr des Staates heraus, der mit allen Mitteln verhindern will und muß, daß ihm seine Einnahmequellen nicht unterbunden werden. Merkwürdig ist dabei nur, daß die Leute, die sich gewerbs- und gewohnheitsmäßig mit dem Schmuggel befassen, sich fast immer der Sympathie der großen Masse des Volkes erfreuen, weil ihr Geschäft mit einem gewissen Schimmer der Romantik und der Poesie umgeben ist.

Jeder von uns hat sicherlich schon Schmugglerromane gelesen, sowie man namentlich in der Jugend Seeräuber- und Wildschützenromane verschlingt. Immer ist die Phantasie mit den Gesetzesverletzern, sie riskieren Leben, Gesundheit und Freiheit, ihr Treiben und Thun ist mit Gefahren verknüpft, und man freut sich unwillkürlich mit dem Pascher, wenn es ihm gelingt, seine Schmuggelware erfolgreich zu verteidigen und seinen Verfolgern zu entgehen.

Der Schmuggel aber ist heutzutage in ein richtiges System gebracht worden. Man zieht nicht mehr, wie es wohl früher der Fall war, mit seinem drückenden Pack beladen und zu Banden vereint, über die heimlichen Gebirgspfade in stockdunkler Nacht, nachdem man dafür gesorgt hatte, daß die „Grünen", oder wie man die Grenzwächter sonst nach der Farbe ihrer Uniformen nannte, durch geschickt ausgestreute falsche Nachrichten nach irgendeinem andern Ort gelockt wurden. Wie im modernen Leben überhaupt das Verbrechertum einen großen Teil seines Nimbus eingebüßt hat, so ist es auch hier der Fall. Der Schmuggel beruht heute darauf,



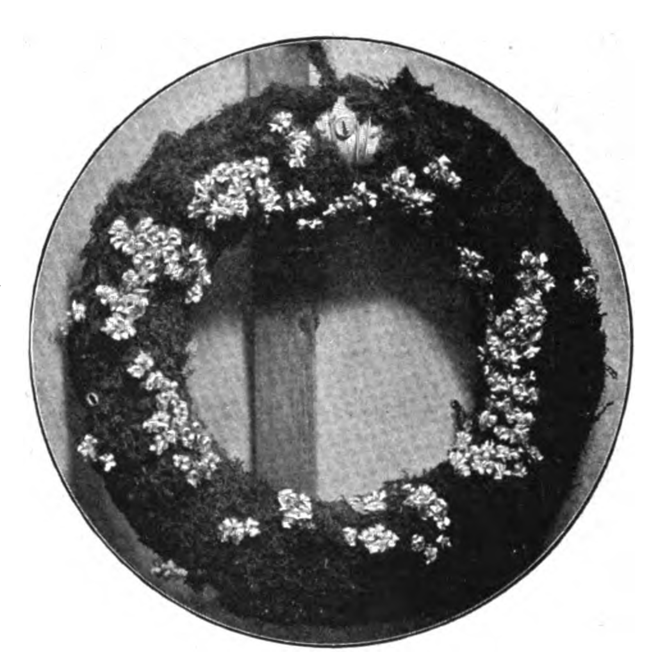
Hohler Metallgürtel,
der um den Leib geschnallt wird.



Aktenmappe und Rock aus Kautſchuk
zum Schmuggeln von Alkohol.

den wachsamen Beamten zu hintergehen, und zwar nicht in der plumpen Weise, daß man ihn hin- und herhetzt, was ja auf die Dauer schließlich jeder merkt, wenn er zum Narren gemacht wird, sondern der moderne Schmuggler hat sich, genau wie andere Gesetzesverletzer, der Tecnnik bemächtigt, und er versucht den Beamten durch harmlos und unverdächtig aussehende Gegenstände über deren wahre und im wahrsten Sinn des Wortes „innere" Qualiät zu täuschen.

Natürlich entwickelt sich hierdurch ein gegenseitiges Ueberbieten an Scharfsinn. Manch wohlbeleibter Herr, der den Eindruck eines behäbigen, lustwandelnden Spießbürgers macht und der ganz offenkundig seine Straße zieht oder im Eisenbahnkupee scheinbar eingeschlafen ist, um schnarchend den Revisionen der Beamten zu entgehen, muß es sich gefallen lassen, daß er höflich, aber bestimmt aufgefordert wird, seine Weste zu öffnen. Sein Embonpoint ist verdächtig. Und statt des wohlgenährten Unterleibes erscheint bei ihm — wie es im Schmugglerjargon heißt — der Alkoholbauch. Ein Blechbehälter (Abb. S. 341), der nach Art der Zigarettenetuis mit einer Konkav- und einer Konvexseite geformt ist und der eine ganze Anzahl von Litern der zu versteuernden Flüssigkeit enthält, wird ihm „abgeknöpft"; der dicke, freundliche Herr entpuppt sich als ein schmächtiger, hagerer Schmuggler, der auf diese Weise sich oder seinen Auftraggebern ein billiges Gläschen verschaffen wollte. Hätte er jenseits der Grenze sich den Alkohol wirklich einverleibt, so wäre er wahrscheinlich mit seinem Rausch steuerfrei nach Hause gelangt, so aber verfällt er dem rächenden Arm des Gesetzes. Ein anderer mit gewichtiger Miene, mit gefalteter Denkerstirn, eine scheinbar schwere Aktenmappe im Arm, denkt nur der Prozesse, die er zu führen hat. Kein Mensch würde glauben, daß ein so durchlässiges Instrument, wie eine Advokatenmappe, zur Aufbewahrung von Flüssigkeiten dienen könnte — das unscheinbare Ding ist aber innen mit Blech gefüttert, und statt wichtiger Dokumente nüchternster Art birgt die Lederumhüllung den verbotenen Alkohol. Die schönen Zeiten der Tournüre sind ja dahin, hoffentlich unwiederbringlich — manche dieser Aufbauschungen aber bestanden aus Kautschuk, und sie waren, bei der Höflichkeit, deren sich auch Steuerbeamte im allgemeinen den Damen gegenüber befleißigen, nur allzuhäufig Verstecke für irgendwelche Konterbande (Abb. S. 341). Würdevoll und schwarzgekleidet, mit gramdurchfurchtem Antlitz — Teilnahme und Mitleid sind auf dem Gesicht ausgesprochen — nähert sich jemand dem Zollhaus. Ein naher Verwandter muß gestorben sein, denn der Leidtragende führt einen riesigen Trauerkranz mit sich. Jeder, außer dem Zollbeamten, würde dem Betreffenden seine Teilnahme und sein Beileid darbringen, der Gesetzeswächter aber betrachtet und befühlt den Kranz mit ganz andern Absichten — er entlarvt den Sünder, denn die Totenblumen sind um einen dicken Blechreifen befestigt, dessen Inhalt keineswegs traurige Gedanken aufkommen zu lassen bestimmt ist. Gefäße mit doppeltem Boden sind sehr beliebt, im oberen Teil des Gefäßes schwappert die Milch der frommen Denkungsart, aber unten ruht ein verbotener Saft, der keineswegs für Säuglinge bestimmt ist. Bücher in schönem Einband, aber mit einem Blechkasten als Inhalt, enthalten Produkte der Schnapsbrennerei. Auch Pferdekummets und Wagensitze sind oft hohl und zur Aufnahme von Schmuggelwaren bestimmt.



Blumenkranz mit hohlem Blechreifen.

Buch mit Blechkasten und Gefässe mit doppeltem Boden.

Die junge Generation.

Roman von

Emma Merk.

3. Fortsetzung.

„Hören Sie mal, Brandner, wenn man dabei an Schiller denkt! Der hat doch so ein ärmliches Stübchen gehabt," rief lachend ein junger Offizier.

„Aber ich bitte Sie — Schiller!" Sigmund machte ein Gesicht, als empfände er körperlichen Schmerz. „Wer von Geschmack kann denn heute noch dieses plumpe Machwerk vertragen?"

„Na, das Theater ist doch immer gesteckt voll! Der alte Schiller gefällt doch immer noch mehr als eure Modernen," meinte ein anderer. „Und erst in mehr als hundert Jahren! O je!"

„Ich sagte doch eben, daß das große Publikum roh und verständnislos ist," warf Sigmund müde hin. „Unsere Zeit ist noch nicht gekommen. Aber jede Debatte ist doch überflüssig. Ueber Geschmack läßt sich nicht streiten."

Theo hatte einstweilen ein feines Menü zusammengestellt, und es wurde sofort serviert. Er war mit dem Birkhuhnragout unzufrieden und vertiefte sich mit seinem Nachbar, einem Bankierssohn mit einem albernen Kindergesicht, in eine eingehende Erörterung: das dunkle Fleisch des Birkhuhns dürfe um keinen Preis verwendet werden — beim Fasan ziehe er es sogar dem weißen Fleisch vor — aber beim Birkhuhn sei es unmöglich!

Brandner aß mit gutem Appetit und sah dabei mit einem belustigten Blick auf seine beiden Neffen, den kritischen Schriftsteller und den kritischen Kenner und Gourmand.

„Ich schlage vor, daß wir auf das Wohl unseres verehrten Gastes mit einem Glase Sekt anstoßen," sagte der Rechtspraktikant Düren, ein blasser junger Mensch mit schläfrigen, wasserblauen Augen.

„Wenn man in erträgliche Laune kommen will, muß man erst ein paar Gläser Sekt im Leib haben!" näselte der kleine Baron Fragenheim, der sich gern in der Nähe des Bankierssöhnchens hielt und dem albernen Steinfeld lebhaft den Hof machte.

„Sehr richtig! Einverstanden!"

Die Herren steckten mit wichtiger Miene die Köpfe zusammen und berieten die Marke. Jeder hatte seine besondere Vorliebe. Kenner waren sie alle.

Brandner betrachtete diese neue Jugend mit einem verwunderten Lächeln.

„Wie dieses München sich verändert hat!" sagte er. „In unserer Zeit war man nicht so üppig, nicht so elegant wie heute die Herren. Schon die Räume —"

„O, Ruppigkeit können Sie immer noch genug haben. Wenn man mit Krethi und Plethi zusammensitzen mag! Uns paßt das nicht."

„Nein! Ich muß sagen," rief Steinfeld mit seinem feinen Stimmchen, „mir ist es ein Bedürfnis, stilvolle Möbel um mich zu haben, Schönheit, Behagen. Ich muß abends in einem bequemen Stuhl sitzen!"

„Nach deines Tages Müh und Arbeit," neckten ihn die andern.

„Das Arbeiten überlasse ich vorläufig meinem Herrn Papa!"

„Es leben die Papas!" lachte Fragenheim, sein Glas erhebend.

Oberleutnant Haller, der etwas später gekommen war, gähnte einigemal durch die Nase.

„Was ist es denn heut mit einem Skat?" rief er ungeduldig. Die wenigsten widerstanden der Lockung.

„Spielst du nicht auch?" fragte Georg seinen Neffen.

Theo antwortete ausweichend. Er wußte doch noch nicht, wie weit man dem Onkel reinen Wein einschenken dürfe.

Aber der lange Leutnant Hollbach rief boshaft: „Er hat ein Haar darin gefunden! Hat zu schwer bluten müssen. Der schöne Theo hat zu viel Glück bei den Weibern."

Es wurde hoch gespielt und viel Sekt getrunken. Die Stimmung war sehr laut und animiert.

Als man gegen Morgen nach Hause ging, freute sich Theo ungemein über den neugewonnenen Onkel, der all den vertilgten Pommery ganz ruhig auf seine Rechnung genommen hatte.

Dem saß ja das Geld erstaunlich lose in der Hand! Der würde für seinen Neffen, den armen Maler, doch immer ein paar blaue Scheine übrig haben. Jetzt konnte endlich das schlechte Leben zu Ende sein.

Noch in der Nacht, im Traum lallte Theo: „Prosit, Onkelchen, Prosit!"

Am nächsten Tag war er in einer solchen Festlaune, daß er überhaupt nicht ins Atelier ging, sondern gegen Mittag in der Stadt herumbummelte, sich bei seinem Schneider ein paar neue Anzüge bestellte und schließlich in einen Juwelierladen geriet und eine hübsche Brillantnadel heraussuchte. Für die rotblonde Mizi Flora vom Deutschen Theater. Sie war ein gar so reizender Käfer. Und sie hatte ihm schon ein paarmal versichert: „Der Netteste sind Sie freilich, Riedenhof! In Sie könnt' man sich am leichtesten verlieben! Aber, ein Maler — das ist halt so gar nichts Reelles!"

Wenn er einmal mit Brillanten anrückte, dann hätte der dicke, dumme Steinfeld aber bedeutend das Nachschauen!

* * *

Georg Brandner wohnte nun schon seit mehreren Wochen bei seinen Verwandten. Er war immer freundlich und heiter und äußerte nie eine Kritik. Er be-

obachtete nur, ganz im stillen. Lolo und Theo, die es sich so leicht gedacht hatten, „den Alten mit dem vielen Geld", wie sie ihn unter sich nannten, um den Finger zu wickeln, hatten noch keine besonderen Fortschritte in seiner Gunst gemacht. Martha blieb scheu und zurückhaltend; es mißfiel ihr, wie die Geschwister ihn umschmeichelten. Eines Mittags aber kam Lolo mit einem ganz erhitzten Gesicht zu Tisch, Martha war blaß. Die Schwestern hatten sich gezankt. „Weißt du, Mama, Martha ist einfach verrückt geworden," rief Lolo gereizt und höhnisch. „Sie will nicht mit zu Waldersteins — sie geht überhaupt in keine größere Gesellschaft mehr! Aber das ist's nicht allein — das wäre mir ja ganz schnuppe! Obendrein hat sie mir eben erklärt sie lasse nicht mehr bei Frau Reimer arbeiten, sie wolle keine teuren Kleider, irgendein billiges Konfektionskleid thue es auch. Billig und einfach, das ist jetzt ihre Devise! Ich danke! Ich gehe in dem Aufzug nicht mit ihr auf die Straße!"

Frau Riedenhof rief ärgerlich: „So streitet doch nicht bei Tisch!" Ihr war das Thema höchst peinlich. Sie hatte noch eine Riesenrechnung von Frau Reimer liegen. Es war doch recht überflüssig, den Papa aufmerksam zu machen. Der Major warf einen forschenden Blick auf seine ältere Tochter, die mit gesenkten Augen ihr Brot zerbröckelte, sichtlich bedrückt von dem Kampf, der ihr bevorstand.

„Ich sehe nicht ein, warum ich mir einen Luxus angewöhnen soll, den nur ein reicher Mann bezahlen kann. Selbst bin ich ja doch nicht imstande, mir irgendetwas zu verdienen," sagte sie dann, sich zur Ruhe zwingend, obwohl sie innerlich sehr erregt war.

„Was sind das wieder für überspannte Ideen," zankte die Mutter. „Man kleidet sich eben standesgemäß, wie alle die Damen, die etwas auf sich halten."

„Martha hat wahrscheinlich irgendeine dumme Broschüre von einer Frauenrechtlerin gelesen," spottete Theo.

Sie fühlte wieder, wie so oft, alle waren gegen sie, und der Vater schwieg. Aber zu ihrer Ueberraschung nahm der Onkel ihre Partei.

„Ich kann Marthas Entschluß sehr wohl begreifen," sagte er, sie voll Interesse anblickend. „Ich habe mich längst im stillen darüber beunruhigt, wie die heutige Jugend anspruchsvoll und verwöhnt geworden ist."

Martha wurde mutiger, da sie eine Unterstützung fand.

„Ich habe gar keine Broschüre gelesen, ich habe nur selbst nachgedacht. Ich habe mir mit einer gewissen Beschämung gesagt: warum finden wir jungen Mädchen es eigentlich ganz selbstverständlich, daß die Männer für uns arbeiten, daß unsere Väter und später unsere Gatten sich abmühen und abquälen, um uns Luxus und Ueberfluß zu verschaffen? Was für ein Recht haben wir denn, die Hände in den Schoß zu legen und nur zu verbrauchen und zu vergeuden?"

„Man meint, du wolltest eine Rede halten in einem Verein von Emanzipierten," unterbrach Theo, dem diese Erörterungen sehr mißfielen, die Schwester.

„Heirate doch einen Arbeiter," spottete Lolo. „Dann kannst du für ihn kochen und waschen und brauchst dir keine Skrupel zu machen, wenn er seinen Lohn nicht ganz allein vertrinkt."

„Besser einen Arbeiter, den ich gern hätte," rief Martha, heftig werdend, „als ‚die gute Partie', wie sie Frau von Villena dir angepriesen hatte, als die Vernunft-, die Geldheirat, die doch das Ende vom Lied ist für alle diese jungen Damen."

Die Mama stand unwillig vom Tisch auf. „Ich hab es wirklich satt! Diese Uebertreibungen!"

„‚Martha — oder das Weib des Proletariers, Tragikomödie in vier Akten'," lachte Lolo.

Später, als Martha dem Vater die Zeitung brachte, strich er ihr zärtlich über die Hand. „Mein gutes Kind," sagte er leise. „Du sollst nicht das Aschenbrödel sein! Genieße deine Jugend! Tanze, lache — mache es wie die andern! Denke nicht an das Morgen! Glaub mir, es ist das Beste im Leben: das bißchen zwanzigjähriger Leichtsinn!"

Er hatte gefühlt, daß sie, die Einzige von seinen Kindern, seine Gedanken zu erraten suchte, daß sie von Dankbarkeit und Rücksicht für ihn erfüllt war. Es rührte ihn, aber er wehrte sich gegen diese Liebe, die zu ihm drängte, gegen jedes Opfer, das sie bringen wollte.

Als sie in das Eßzimmer zurückkehrte, war nur der Onkel da, der sich eine Zigarre anzündete.

Er gab ihr die Hand.

„Bravo, Martha, das freut mich, daß du nicht mit dem Strom schwimmen, sondern deinen eigenen Weg gehen willst! Ich wollte nur, du hättest ein bißchen mehr Vertrauen zu mir, Kind. Du hast einen heimlichen Kummer. Kann ich dir nicht raten, nicht helfen?"

Sie schüttelte traurig den Kopf. Nein, sie konnte ihm nicht sagen, was sie bedrückte. Die sorgenvolle Miene des Vaters — und dann das aufreibende Warten auf einen Brief von Paris. Vor seiner Abreise, am letzten Morgen, hatte Moritz ihr noch geschrieben, liebe, herzbeglückende Worte; dann eine Karte von Paris mit dem Versprechen eines ausführlichen Berichts in den nächsten Tagen. Seitdem waren Wochen vergangen. So oft war sie mit klopfendem Herzen zur Post gegangen und hatte nachgefragt: immer umsonst. Immer nur ein verneinendes Kopfschütteln des Schalterbeamten! Er konnte sie doch nicht so rasch vergessen haben! War er krank geworden? Fremd, hilflos, ohne Pflege in der großen Stadt?

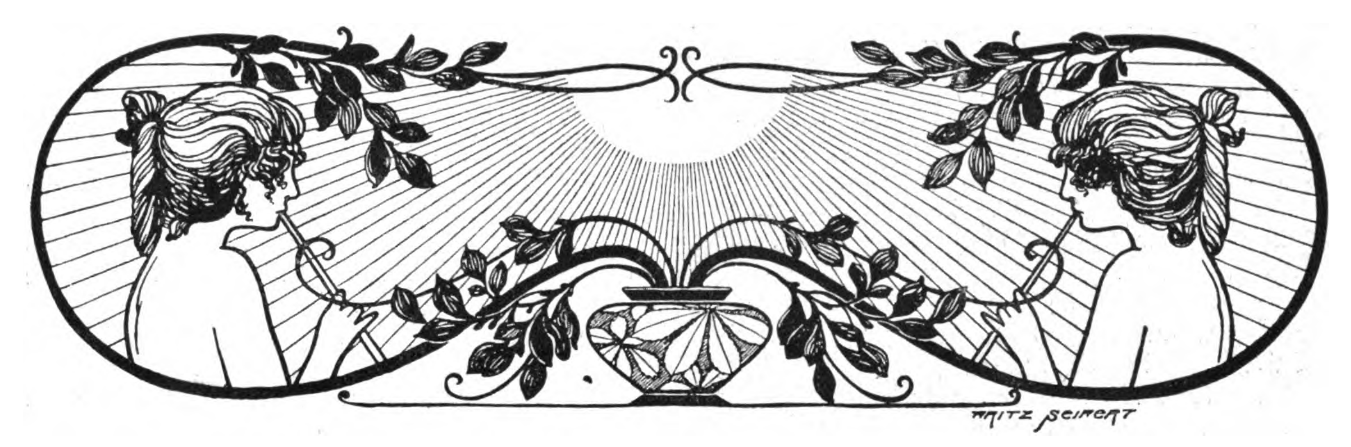
Aber sein Name, ihr scheu gehütetes Geheimnis sollte nicht über ihre Lippen kommen.

Doch als der Onkel nun so warm und gütig zu ihr herabblickte, da überkam sie doch ein dankbares, beglückendes Gefühl, daß er ihr nicht so verständnislos gegenüberstand wie die andern.

„Ach, Onkel!" sagte sie bittend. „Ich bin immer so allein in der Familie. Alle finden sie mich überspannt, verrückt! Du hast es ja eben gehört: Sei du mir gut! Sei du mir ein Freund!"

„Ich war es ja vom ersten Augenblick an!" versicherte er ihr voll Herzlichkeit und ließ ihre Hände gar nicht mehr los in seiner Freude, daß sie sich endlich nähergekommen waren.

„Hier scheint man ja ein zärtliches tête à tête zu stören!" rief Lolo, die den Kopf zur Thür hereinsteckte und dann lachend wieder verschwand.



Draußen im Flur hing sie sich an Theos Arm.

„Du, weißt du, für den Onkel hat Martha die Komödie gespielt! Eben sind sie wie ein Liebespaar im Eßzimmer beisammengestanden. Das ist eine Gleißnerin!"

„Donnerwetter! Ist die schlau!" brummte Theo. „Sie soll ihn heiraten. Das wäre eine ganz gute Idee! Einen jungen kriegt Martha doch nicht!"

Während die Familie ziemlich einsilbig beim Kaffee saß, fuhr ein Wagen vor. Gleich darauf Säbelgeklapper, eine laute Stimme. Das Stubenmädchen öffnete mit vergnügtem Gesicht die Thür: „Der Herr Leutnant kommt!"

Georg bemerkte, daß Riedenhof erblaßte, unruhig auffuhr: „Kurt? Was will er schon wieder?"

Der Besuch seines Sohnes schien ihn offenbar zu beunruhigen. Aber der Offizier kam lachend herein mit einem munteren: „Grüß Gott! Grüß Gott!" und trat dann mit strammem militärischem Gruß auf Brandner zu.

„Bin sechs Stunden gefahren, lieber Onkel, um dich kennen zu lernen. Will nicht zurückstehen vor den andern. Möcht auch unserm lieben Verwandten die Hand drücken!"

Es klang so frisch und herzlich, und der schlanke junge Mensch sah so blühend und fröhlich aus, daß Georg eine rechte Freude empfand.

„In vollem Glanz, in Uniform bist du gereist! Nun, das muß dem Onkel imponieren," neckte Theo den Bruder. Er durchschaute den Grund dieser rührenden Sehnsucht und war ungehalten, daß Kurt sich auch bei dem Verwandten „anbiedern" wollte.

Der Offizier nahm den Onkel auch völlig in Beschlag, schlug ihm einen Spaziergang vor.

„Ich möchte möglichst viel von dir haben, Onkel!" sagte er einschmeichelnd. „Wir gehen dann vielleicht noch zusammen in ein Café."

Es war ein ungewöhnlich warmer Novembertag mit tiefblauem Himmel und milder Luft. In den Straßen wimmelte es von feiertäglich geputzten, bummelnden Menschen.

Sie waren noch nicht weit geschlendert, als Kurt plötzlich stehen blieb und lachend rief: „Onkel! Ich möchte dir ein Geschäft vorschlagen!"

„Ei, da bin ich aber neugierig!"

„Ja, weißt du — der Baron Keres in Würzburg hat nämlich ein famoses Rennpferd im Stall stehen, das er höchst preiswürdig verkauft. Wenn ich den ‚Cromwell' bei dem großen Rennen im Frühjahr selbst reite, dann kriege ich unfehlbar den Preis. Es ist ein Vollbluthengst, beste Kreuzung. Seine beiden Eltern sind im englischen stud-book eingetragen, und der Gaul ist gut eingeritten, hat als Zweijähriger schon den ‚Almansor' aus dem Feld geschlagen. Jetzt erst als Dreijähriger ist er aber auf seiner vollen Höhe. Ein Heidengeld läßt sich dabei verdienen. Darum dachte ich, wenn du das Pferd kaufen oder mir bis dahin die Summe vorstrecken würdest . . ."

Georg antwortete nicht gleich. Er war mit Selbstvorwürfen beschäftigt. So ein alter Narr! Er war wirklich hereingefallen auf Kurts liebe Begrüßung. Er hätte doch gleich erraten müssen, daß der Leutnant nicht umsonst von Würzburg hergefahren war, sondern Geld von ihm haben wollte.

„Ich versichere dich, Onkel —" begann Kurt wieder mit sanftem Drängen, „die Geschichte kann gar nicht schief gehen. Der Gaul ist tadellos. Nebenbei bemerkt, bin ich der beste Reiter in unserm Regiment."

„Du hast Schulden!" sagte Georg trocken.

Der Offizier blieb wieder stehen, ehrlich verblüfft.

„Wie kommst du darauf! Ich weiß wirklich nicht —" Er drehte etwas verlegen seinen Schnurrbart.

„Mein Lieber, ich habe die Erfahrung gemacht, daß Menschen in unsicheren Verhältnissen immer mit größter Sicherheit auf einen Glückszufall rechnen, der ihnen mit einem Schlag helfen wird: auf einen Gewinn in der Lotterie, im Spiel. Ein Rennen ist schließlich auch nur ein Hasardspiel. Ich bin in solchen Dingen kein Optimist. Jedenfalls interessiere ich mich nicht für dein Geschäft — eher noch für deine Schulden!"

„Aber Onkel!"

„Na, erraten hab ich's doch!"

„Nun ja, das ist kein Kunststück! Wer hat denn keine Schulden? Mit einer Leutnantsgage!"

„Du hast aber doch sicher eine hübsche Zulage?"

„Selbstredend, aber trotzdem. Ein junger Mensch will doch auch etwas vom Leben haben."

„Wie groß ist die Summe? Merke aber wohl: ein solches Interesse kommt bei mir nur ein einziges Mal, dann nie, nie wieder!"

Der Leutnant besann sich eine Weile.

„Na, alles in allem — ich denke, mit fünfzehntausend Mark wäre der Krempel bezahlt."

Er sah nun ganz vergnügt aus und fand den Spaziergang recht rentabel. Im selben Moment grüßte Brandner mit auffallender Liebenswürdigkeit.

Der Offizier zog die Augenbrauen in die Höhe.

„Wer ist denn das? Scheint ja eine obskure Bekanntschaft!" dachte er.

Der Onkel aber war mit raschen Schritten auf zwei Damen zugeeilt, die im Hofgarten zwischen den kahlen Bäumen spazieren gingen.

„Hedwig!" Endlich traf er sie wieder! So oft hatte er in den Straßen unter einen Hut, unter einen Schirm gespäht. So oft an sie gedacht!

Sie ging mit einem verwachsenen Mädchen mit einem schönen, traurigen Gesicht, das sie ihm als Kollegin vorstellte. In warmer Freude glänzten ihm ihre lieben Augen entgegen; so hübsch war sie errötet, so verwirrt gab sie ihm die Hand. Er fühlte sich wieder jung wie in den schönen Herbstwochen. Es rührte ihn tief, daß sie ihn so warm, so treuherzig anblickte, auch hier in der Stadt, auch nach der langen Trennung.

„Wir gehen doch ein Stück zusammen?" sagte er. „Mein Neffe, Leutnant Riedenhof."

Der junge Offizier griff nachlässig an die Mütze, machte ein hochmütiges Gesicht und murmelte: „Entschuldige, Onkel! Habe eine Verabredung mit Kameraden! Auf später! Grüß Gott!"

Mit finsterer Miene blickte Brandner ihm nach.

Er vergaß den Aerger, so lange er mit Hedwig zusammen war. Sie plauderten von dem Landaufenthalt. Er erkundigte sich nach seinem bei Fräulein Kalkberg bestellten Bild, an das er die Malerin schriftlich noch einmal erinnert hatte. Die bucklige Freundin schwatzte ein wenig aus der Schule.

„O, Hedwig ist diesmal von ihrem Sommeraufenthalt so begeistert zurückgekommen, als wenn sie statt in Fischbach im Paradies gewesen wäre."

Hedwig errötete wieder. „Ich habe ein paarmal im Telephon Ihre Stimme erkannt, Herr Brandner," sagte sie, rasch ablenkend.

„Wirklich? Ich fürchte, ich werde Ihnen noch viel zu schaffen machen — ein rechter Plagegeist werden."

So lieb lächelte sie, als sagten ihre guten Augen: „Ich freue mich, wenn Sie anrufen, wenn ich Ihnen dienen darf." — Sie gingen noch eine Strecke weit im Englischen Garten und sahen die Sonne versinken in einem tiefen, glänzenden Rot. Dann wurde es rasch kühl und dämmerig. Nach dem Blau des Tages wirkte der frühe, frostige Abend trübselig, melancholisch.

Beim Abendessen zeigte sich Kurt von seiner liebenswürdigsten Seite, aber es gelang ihm nicht, dem Onkel ein Lächeln zu entlocken. Als man sich vom Tisch erhob, richtete dieser zum erstenmal das Wort an ihn.

„Warum bist du so auffällig weggelaufen, als ich dich mit den beiden jungen Mädchen bekannt machte?"

„Verzeih, Onkel! Wenn ich in Zivil gewesen wäre, hätte ich mich ja gern angeschlossen. Aber in Uniform! Da kann ich doch unmöglich mit solchen Leuten auf der Straße gehen."

Zum erstenmal, seit Georg Gast im Haus war, verließ ihn die heitere Ruhe.

„Welche Berechtigung hast du zu diesem wegwerfenden Ton? ‚Solche Leute'! Es sind fleißige, pflichttreue Mädchen, die sich in einem anstrengenden Beruf ihr Leben verdienen! Denen man jede Hochachtung schuldig ist! Ich wünsche nur, daß du nie etwas thust, was deiner Uniform mehr Schande macht," grollte er heftig, verabschiedete sich hastig und lief fort.

Mama Riedenhof warf Kurt einen vorwurfsvollen Blick zu; Theo brummte: „Du mußt ihm natürlich gleich die Laune verderben!"

Kurt ärgerte sich selbst. Er war so gut im Zug gewesen, da mußten diese Telephonistinnen dazwischenkommen! Aber gerade weil er wütend war über sein Pech, brauste er zornig auf: „Dieser Onkel! Dieser Petroleumhändler a. D. will, wie es scheint, bei uns den Mentor spielen! Da müßte ich mich bedanken! Was weiß der Mann aus Baku denn von unsern gesellschaftlichen Rücksichten!"

„Du hast doch gewußt, Kurt, was er war und woher er kommt, und doch bist du seinetwegen hergefahren," rief Martha entrüstet.

„Ja natürlich! Du mußt ihn freilich in Schutz nehmen," spottete Lolo. — „Sie ist ja seine Vertraute, sein Liebling! Sie will ihn für sich allein einfangen!"

Eine ganz gereizte, feindselige Stimmung herrschte mit einem Mal zwischen den Geschwistern.

* * *

Georg war in großer Erregung durch die Straßen gelaufen. Der Zorn, den Kurts hochmütige Geringschätzung in ihm wachgerufen hatte, zeigte ihm klar, wie lieb ihm doch die junge Telephonistin war, wie nah sie seinem Herzen stand. Und in dieser Novembernacht überkam ihn zum erstenmal ein Gefühl der Reue.

Ein eigenes Heim, ein kleines, stilles Glück, wäre es nicht doch besser gewesen als diese Rückkehr in seine Familie, von der er sich einen solchen Triumph versprochen hatte?

Er konnte sich nicht verhehlen, dieses äußerlich so glänzende Leben bei Riedenhofs erweckte ihm Unbehagen, als schwanke der Boden unter den Füßen. Martha war ihm ja lieb geworden. Aber die andern! Diese Jugend, die ihm die eigene Familie ersetzen sollte — diese Kinder der Schwester, denen sein Herz so warm entgegengeschlagen — sie befremdeten, ärgerten, verletzten von Tag zu Tag mehr sein Empfinden durch ihren Mangel an Frische, an Natürlichkeit, an Arbeitslust und an Rücksichten gegen ihre Eltern. Aber sein eigenes Verlangen nach Popularität, nach gesellschaftlicher Anerkennung ward ihm gewissermaßen zur Schlinge, in die er sich schon zu sehr verwickelt hatte, um sich noch ganz frei in einer andern Richtung bewegen zu können.

Gerade am nächsten Tag brachte das Morgenblatt eine Notiz, die die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn lenkte:

„Wir können unsern Lesern heute die erfreuliche Nachricht mitteilen, daß Herr Georg Brandner, ein geborener Münchner, der lange Jahre im Ausland gelebt und ein bedeutendes Vermögen erworben hat, seine

Liebe zu seiner Vaterstadt in geradezu glänzender Weise dokumentieren will. Er hat einen großen Teil des von ihm angekauften, früher dem Grafen Streckenbach gehörigen Grundbesitzes — der ja allen Münchnern wegen seiner schönen Lage bekannt ist — der Stadt zum Geschenk gemacht, unter der Bedingung, daß hier ein Rekonvaleszentenheim für Erholungsbedürftige, gleichviel welcher Konfession, für Männer und Frauen geschaffen werde. Um diese Gründung ins Leben zu rufen, hat er weiter der Stadt ein größeres Kapital zur Verfügung gestellt. In dem herrlichen Wald, in dessen unmittelbarer Nähe das Heim errichtet werden wird, sollen künftig Hunderte von Genesenden, von armen, durch schwere Arbeit erschöpften Menschen, von bleichsüchtigen Mädchen neue Kraft und neuen Lebensmut einatmen. Sie alle, bis in die fernsten Generationen, werden den edlen Stifter segnen.

„Wie wir hören, wird Herr Brandner auch den Ferienkolonien ein Haus für ihre Schützlinge anweisen und gedenkt im übrigen auf dem weiten Areal billige, hübsche Arbeiterwohnungen zu bauen, jedes kleine Anwesen mit einem Garten, in dem die Familie Gemüse pflanzen und den Feierabend im Freien genießen kann."

Fortsetzung folgt.



Plauderei von Dr. M. Wilhelm Meyer.

Sternschnuppen kennt jedermann. In jeder klaren, mondlosen Nacht kann man eine Anzahl davon vor den festen Sternbildern vorüberziehen sehen. Es giebt ihrer in allen Größen bis zu den allerkleinsten Lichtstreifen. Diese teleskopischen Sternschnuppen sind viel zahlreicher als die mit dem bloßen Auge sichtbaren, und diese wieder nehmen mit steigender Größe sehr deutlich an Zahl ab. Der amerikanische Astronom See hat neulich ausgerechnet, daß wir innerhalb 24 Stunden mehr als tausend Millionen Sternschnuppen begegnen. Man kann die Entfernungen einzelner Sternschnuppen vom Beobachter sehr genau bestimmen, wenn ein und dasselbe Objekt von zwei Punkten der Erdoberfläche, die um einige Kilometer voneinander entfernt liegen, in Bezug auf die Lage seiner Flugbahn unter den Fixsternen beobachtet worden ist. Es zeigt sich dann, daß diese Lage, von den beiden Stationen aus gesehen, nicht übereinstimmt, wie doch bei den übrigen Sternen, und aus der Größe der beobachteten „parallaktischen Verschiebung" kann man bei bekanntem Abstand der Beobachter die Entfernung der Erscheinung von der Erdoberfläche berechnen. Man findet dabei ausnahmslos, daß die Sternschnuppen sich uns ganz wesentlich näher befinden, wie sonst irgendwelche Himmelskörper, aber doch in Entfernungen um hundert Kilometer herum aufzuleuchten pflegen, die jenseits der Grenzen unserer irdischen Lufthülle liegen, wo sie noch andere uns bekannte Wirkungen ausübt. Es bleibt also durch die strenge Messung kein Zweifel darüber, daß die Sternschnuppen von außen her in die Atmosphäre dringen und nicht etwa in ihr entstehen, wie man noch zum Anfang des neunzehnten Jahrhunderts allgemein glaubte. Unsere sicherer fundierten Kenntnisse von diesen kleinsten Weltkörpern sind überhaupt kaum ein halbes Jahrhundert alt. Ihr Aufleuchten in jenen Höhen beweist, daß unsere Atmosphäre sich ganz allmählich in den Weltraum verliert, wie denn eine feste Grenze einer Gashülle gegen einen leeren Raum gar nicht dauernd existieren könnte. Aber diese Regionen, in denen die Sternschnuppen aufleuchten, enthalten sicher nur noch sehr geringe Spuren von Luft, die in jeder andern Beziehung als verschwindend gelten müssen. Trotzdem werden die Körper der Sternschnuppen durch die Reibung an diesen Spuren von Luft nicht nur erhitzt, sondern im Laufe der wenigen Sekunden, in denen sie uns sichtbar werden, völlig in Gasform aufgelöst. Eine so große Wirkung kann nur durch die ungeheure Geschwindigkeit erklärt werden, mit der diese Körper jene Luftspuren durcheilen. Erwärmung durch Reibung entsteht ja offenbar durch eine fortgesetzte Stoßwirkung von Teilen der beiden geriebenen Körper aufeinander. Die Anzahl dieser Stöße in einer Zeiteinheit bestimmt die Größe der Erwärmung. Diese hängt einerseits von der Dichtigkeit der aneinander reibenden Körper, andrerseits von der Geschwindigkeit ab, mit der sie sich gegeneinander bewegen. Diese Erwägungen zeigen, daß man die Luftmenge durch die Rechnung bestimmen kann, die bei einer gegebenen Geschwindigkeit genügt, um einem durchdringenden Körper eine bestimmte Temperatur zu erteilen. Wir finden, daß bei jenen kosmischen Geschwindigkeiten eine Luftsäule genügt, die das Quecksilber eines Barometers nur um wenige Millimeter steigen lassen würde, um Temperaturen hervorzubringen, die wir in unsern Laboratorien nicht mehr zu erzeugen vermögen. Da der auf der Erdoberfläche auf uns lastende Luftdruck bekanntlich der Schwere einer Quecksilbersäule von 760 Millimeter Höhe entspricht, so sehen wir also, daß schon eine hundertmal verdünntere Luft, als sie uns umgiebt, hinreicht, um das fast momentane Verpuffen der Sternschnuppen selbst in jenen höchsten Regionen des Luftmantels unserer Erde zu erklären.

Jene Temperaturerhöhung durch Reibung kann nur auf Kosten der Geschwindigkeit des eindringenden Körpers stattfinden. Wir sind deshalb wiederum imstande, die Luftmenge auszurechnen, die durchdrungen werden muß, um eine bestimmte Anfangsgeschwindigkeit auf Null zu bringen. Schiaparelli hat so gefunden, daß ein Körper, der mit einer Geschwindigkeit von 72 Kilometern in der Sekunde den ersten Spuren unserer Atmosphäre begegnet, bereits stillsteht in einer Höhe, bei der der Luftdruck erst 12 Millimeter Quecksilber beträgt. Da wir nicht genau wissen, in welcher Proportion der Luftdruck in jenen unerreichbaren Höhen abnimmt, können wir mit Hilfe dieser Zahl zwar nicht jene Höhe über dem Erdboden selbst bestimmen, aber wir können doch sagen, daß es sich jedenfalls hier um Regionen handelt,

in denen wir in der Thar die Sternschnuppen verschwinden und die größeren Meteore ziemlich plötzlich in ihrem Lauf stillstehen sehen, wo sie ihren sogenannten „Hemmungspunkt“ haben. Dieser Umstand, daß die ungeheure Geschwindigkeit zu Gunsten einer Temperaturerhöhung in den höheren Atmosphärenschichten vernichtet wird, ist von größter Wichtigkeit. Unsere Atmosphäre wird dadurch zu einem schützenden Mantel, der die große Gefahr, die auch schon der Aufstoß einer recht kleinen Masse mit der Geschwindigkeit von mehreren Kilometern in der Sekunde durch die Zertrümmerung und ausgedehnte Erschütterung der Erdkruste hervorbringen müßte, von uns abwendet. Die ungeheure lebendige Kraft wird von der elastischen Lufthülle aufgefangen und in den meisten Fällen völlig in Wärme, also in Erzitterungen ihrer Gasmoleküle, umgewandelt, die uns nur nützlich sind, indem sie den Energievorrat, die Arbeitskraft der Erde aus einer fremden Quelle erhöhen. Sind die eindringenden Massen zu groß, um durch die Reibung an der Luft gänzlich in Gase aufgelöst werden zu können, so findet doch durch die plötzliche Erhitzung um mehrere tausend Grad, die nicht schnell genug in das Innere der vorher auf etwa 200 Grad unter Null abgekühlten Masse eindringen kann, eine Zersprengung statt. An den Feuerkugeln kann man sie sowohl in der Luft beobachten, wenn sie an ihrem Hemmungspunkt angelangt sind, als auch nach ihrem Niederfall, da man sie deutlich als Splitter erkennt, die aufs neue mit einer dünnen Schmelzrinde überzogen wurden. In einem Fall hat man sogar die einzelnen Splitter, die mehrere Kilometer voneinander entfernt niedergegangen waren, wieder zu dem ursprünglichen Körper zusammenfügen können. Der Schutz des Luftmantels wirkt also in mehrfacher Weise. Er hemmt die Bewegung des Körpers, so daß er erst aus einer Höhe von weniger als hundert Kilometern über der Oberfläche gegen sie wie jeder andere Körper zu fallen beginnt. Freilich würde er, wenn er von da ab ohne Widerstand nur durch die Erdschwere fiele, doch bald wieder enorme Geschwindigkeiten gewinnen. Aus den Fallgesetzen folgt, daß ein Körper, der aus hundert Kilometern niederfällt, beim Aufschlagen am Ende seiner Bahn bereits eine Geschwindigkeit von nahezu anderthalb Kilometern in der Sekunde wieder erlangt hätte. Aber die Körper kommen ja nun in immer dichtere Atmosphärenschichten und erfahren deshalb immer kräftigere Widerstände. Nötigenfalls entstehen auf ihrem Weg noch ein oder mehrere neue Hemmungspunkte, und schließlich kommt der Körper immer mit einer durchaus nicht ungewöhnlichen Geschwindigkeit auf der Erdoberfläche an, wie unter anderm die Größe des Loches beweist, das er in das Erdreich schlägt. Kleinere Körper finden bekanntlich immer einen größeren Widerstand in der Luft als große. Deshalb fällt eine Feder langsamer als eine Bleikugel. Durch das Zerplatzen des Meteoriten in einzelne, oft sogar sehr viele kleine Stücke wird also noch weiter dieser Widerstand gesteigert, und der Aufsturz der zerstückelten Masse verteilt die Wucht des Stoßes gegen die Erdoberfläche. Wir sehen, daß die Organisation des Weltgebäudes und im besonderen unserer Erde ganz ebenso wie die der Lebewesen eine Fülle von Vorbeugungsmitteln erfunden hat, um den Bestand eben dieser Organisationen durch sich selbst zu schützen.

Aber ebenso wie die Natur nicht imstande war, ihre Geschöpfe dauernd gegen den Untergang auf dem normalen Weg oder durch Katastrophen zu bewahren, ebenso sicher müssen Ereignisse unter den Himmelskörpern eintreten, gegen deren verderbliche Wirkungen jede Schutzvorrichtung versagt. Die Atmosphäre wirkt gegen jene Stöße wie ein ungemein elastisches Polster. Wenn nun zwar eine Billardkugel von der elastischen Bande zurückprallt, ohne ihr einen Schaden zuzufügen, so würde sie doch von einer Flintenkugel durchlöchert werden, weil sie, obgleich wesentlich kleiner, zu schnell ist; andrerseits würde sie auch eine Kanonenkugel zertrümmern, die nur mit der Geschwindigkeit der Billardkugel gegen sie gestoßen würde, weil die lebendige Kraft, die aufzuheben ist, einerseits von der Geschwindigkeit abhängt, andrerseits aber auch von der Größe der Masse. Eine größere Masse kann auch mit einer geringeren Geschwindigkeit die gleiche Wirkung haben wie eine kleinere Masse mit einer größeren Geschwindigkeit. Dringt also ein größerer Körper mit kosmischer Geschwindigkeit durch unsere Atmosphäre, so kann der Fall eintreten, daß sich ihre elastische Wirkung zu schwach erweist, um den größten Teil der ungeheuren lebendigen Kraft eines solchen Weltkörpers zu verschlucken. Auch wird seine Erhitzung wegen der relativ geringeren Reibung eines größeren Körpers nicht groß genug, um ihn zum Zerplatzen zu zwingen; es werden nur verhältnismäßig kleine Stücke seiner Oberfläche abspringen, während der Körper selbst mit wenig veränderter Geschwindigkeit auf die Erde stürzt.

Der durchlöcherte Zustand der Mondoberfläche zeigt, wie mächtig zu jenen verflossenen Schöpfungszeiten aufgeräumt worden ist. Die kleineren Himmelskörper können auch immer nur dünnere Lufthüllen zurückhalten, als die größeren. In der ersten Zeit ihrer Entwicklung mögen sie noch aus sich selbst genügende Mengen von Gasen ausgeschieden haben, so daß sie damit eine Weile deren Verflüchtigung in den Weltraum die Wage halten konnten; später aber muß immer ein gewisses Gleichgewicht eintreten, durch das eine ganz bestimmte Menge von Gasen als Atmosphäre festgehalten wird, die sich nach der Anziehungskraft des Weltkörpers, also seiner Größe, bemißt. Der Mond hat deshalb heute nur noch eine unmerklich dünne Atmosphäre, die dem Aufsturz selbst verhältnismäßig kleinerer Massen, die der Erde nicht mehr gefährlich werden können, keinerlei Hindernis entgegenstellt. Es ist deshalb sehr wohl möglich, daß wir einmal Zeugen einer Katastrophe auf dem Mond werden, durch die bei einem solchen Aufsturz ein neuer Krater vor unsern Augen entsteht. In dessen Umgebung mag durch den furchtbaren Anprall die Mondoberfläche strahlenförmig aufbersten, während gleichzeitig die hier glühendflüssig werdende Masse des Meteoriten in diese Risse, sie sogleich wieder ausfüllend, fließt. Ich betone hier ausdrücklich, daß diese Erklärung der Kraterbildung und der Strahlensysteme auf dem Mond keine Hypothese ist, die ich hier zur Begutachtung vortrage, sondern eine einfache Notwendigkeit angesichts der beiden Thatsachen, daß erstens größere Feuerkugeln notorisch mit ungeheurer Kraft in unsere Atmosphäre schlagen, und daß zweitens der Mond fast keine Luft besitzt.

Die Annalen der Erdgeschichte, die mit Versteinerungen durchsetzten Schichten unserer Gebirge geben sichere Kunde davon, daß seit Jahrmillionen jedenfalls kein so großer Aufsturz eines Fremdkörpers auf unsern Planeten stattgefunden hat, daß dadurch die ganze Lebensthätigkeit aufgehoben worden wäre. In je tiefere Schichten wir gelangen, desto einfacher entwickelte Geschöpfe sind darin als versteinerte Zeugen jener vergangenen Zeiten auf-

zufinden. Es zeigen sich nirgends Spuren eines plötzlichen Abbrechens der Entwicklungsreihe der Lebewesen, worauf es dann von einer sehr viel tieferen Stufe sich wieder emporgearbeitet haben müßte. Unter der Schicht, die die niedrigst entwickelten Wesen und keine andern als diese enthält, die nach diesem Zeugnis auf der Erde gelebt haben, treten nur noch jene Urgesteine auf, die einmal in glühendem Fluß gewesen oder doch aus sehr heißen Meeren abgeschieden sein müssen und die von allen übrigen Gesteinen jenen aus den Himmelsräumen zu uns gelangenden am ähnlichsten sind. Seit dieser Zeit der ersten Entwicklung des Lebens auf der Erde sind mindestens einige Hunderte von Jahrmillionen verflossen, und innerhalb dieser sehr beruhigenden Zeitspanne ist also niemals ein so großer Körper auf die Erde gestürzt, daß er das ganze Leben auf ihr vernichtet haben müßte; es hat seit Hunderten von Jahrmillionen kein alle Lebewesen zugleich vernichtender Weltuntergang auf der Erde stattgefunden. Dagegen können wir nicht sagen, ob nicht vor dieser Zeit bereits einmal eine Lebensentfaltung vorhanden war, die durch einen wirklichen Weltuntergang bis auf die letzten Spuren ausgelöscht worden ist. Jenes Urgestein, der Granit, Glimmer, Gneis u. s. w., die immer noch Spuren einer einstmaligen Schichtung zeigen, wäre dann nicht — wogegen man auch von seiten der Geologen und Petrographen erhebliche Zweifel ausgesprochen hat — jener erste Panzer, den die Abkühlung um den im Anfang glühend flüssigen Erdkörper schlug, sondern der Schmelzfluß, in welchen ältere Ablagerungen durch den Aufsturz des vernichtenden Fremdkörpers rings um die Erde herum gerieten.

Die Sternschnuppen sind noch nicht die kleinsten kosmischen Massen, die wir zu uns eindringen sehen. Es fallen auch häufig dichte Wolken wirklichen kosmischen Staubes zur Erde, der namentlich, wenn er in den polaren Regionen niedergeht, durch die rote Färbung des Schnees deutlich hervortritt. Dieser Himmelsstaub ist nämlich in den meisten Fällen eisenhaltig (wie ja auch die größeren meteorischen Massen) und färbt deshalb den Regen sowohl wie den Schnee rostig rot. Da die Zusammensetzung aller kosmischen Mineralien, wenn auch, wie schon erwähnt, nicht sehr wesentlich, aber doch deutlich erkennbar von den irdischen abweicht, giebt die chemische Analyse solcher Staubmassen unzweifelhaft ihren Ursprung an, der durchaus nicht in allen Fällen ein kosmischer ist. So fiel bekanntlich erst vor kurzem, am 10. und 11. März 1901, auf einem breiten Gebietsstreifen vom nördlichen Afrika bis zur Ost- und Nordsee ein „Blutregen", der namentlich in Süd- und Mittelitalien so dicht niederging, daß er die Menschen in Furcht und Schrecken vor dem herannahenden Weltuntergang versetzte. Die mikroskopische und chemische Untersuchung dieses Staubs hat nun aber erwiesen, daß er irdischen Ursprungs war. Ein gewaltiger Wirbelsturm, eine „Sandhose", mußte ihn aus der Sahara aufgesogen und in die höheren Regionen der Atmosphäre emporgetrieben haben. Der nach Norden wandernde Cyklon nahm ihn dann mit und streute ihn überall auf seinem Weg aus. Hier sehen wir also als Ursache eines Ereignisses, das wenigstens den Schrecken vor einem Weltuntergang unter Hunderttausenden verbreitete, rein irdische Vorgänge, die nicht einmal vulkanischer, sondern rein meteorologischer Natur waren.

Es handelt sich hier um einen ganz merkwürdigen Fall von Duplizität der Ereignisse. Die Annalen melden aus dem Jahr 1813 fast genau an demselben Datum, dem 13. und 14. März, um dieselbe vierte Nachmittagstunde, in demselben südlichen Italien dieselbe Erscheinung. Man findet darüber in meinem „Weltgebäude" (1897 erschienen) Seite 250: „Eine rote Wolke verfinsterte große Gebiete im südlichen Italien, so daß man um vier Uhr nachmittags Licht anzünden mußte und das Volk in die Kirchen eilte, in dem Glauben, die Welt würde untergehen." Dieser Bericht stimmt mit denen vom letzten März an einzelnen Stellen so merkwürdig wörtlich überein, daß man den letzteren für eine aus meinem Buch entnommene Zeitungsente erklären müßte, wenn das Ereignis aus irgendeinem unkontrollierbaren Weltwinkel gemeldet worden wäre, während es sich doch über ein so großes Gebiet von Europa ausgebreitet hatte. Dagegen hat nun die chemische Untersuchung des Staubs von 1813 ganz unzweifelhaft seinen kosmischen Ursprung erwiesen. Er enthielt Chrom, das wohl in Meteorsteinen, niemals aber in vulkanischen Produkten oder im Sand der Sahara vorkommt. Nordenskiöld, der durch seine vielfachen Wahrnehmungen geröteten Schnees in den Polarregionen und die Auffindung großer Massen gediegenen Eisens in Grönland zu diesen Untersuchungen angeregt worden war, führt unter anderen einen Staubfall vom 3. Mai 1892 an, wo nach seiner Schätzung über Dänemark und Schweden an 500 000 Tonnen Staub niedergingen. Viele ähnliche Beobachtungen könnten hier noch angeführt werden, um zu beweisen, daß Staubmassen aus dem Weltraum gelegentlich in so beträchtlichen Mengen zu uns kommen, daß sie großen Landgebieten ernstlich gefährlich werden können.

Solche eindringenden Staubwolken können natürlich nur dann bis zur Erdoberfläche gelangen, wenn die Größe und Richtung ihrer kosmischen Bewegung nicht wesentlich von der unseres Planeten verschieden ist; dann wird schon bei ihrem Zusammentreffen mit den ersten Luftspuren die noch übrigbleibende Geschwindigkeitsdifferenz ausgeglichen, ohne allzugroße Hitze dabei zu entwickeln, und der Staub kann nun langsam in tiefere Atmosphärenschichten niederschweben. In diesem Fall bietet also die Luft gegen Staubfälle weniger Schutz als gegen das Eindringen größerer Massen, weil letztere auch bei langsamer Annäherung gegen die Erde hin zu fallen beginnen und bald allein schon dadurch wieder eine sehr große Geschwindigkeit gewinnen und, wenn sie nicht allzugroß sind, in Gasform aufgelöst werden, während die Staubmassen niemals zu großen Geschwindigkeiten in der Luft gelangen können.

Aber sowie wir die kleine Stufe von dem kosmischen Staub zu den Sternschnuppen hinaufsteigen, ändert sich bereits dieses Verhältnis wesentlich. Eigentliche Sternschnuppen werden niemals zur Erdoberfläche hinabgelangen können, weil sie bereits zu große Geschwindigkeiten erreichen und deshalb sämtlich in den oberen Luftschichten verpuffen. Wenn man gelegentlich einmal sehr kleine meteorische Massen niederfallen sah, so können sie nur Splitter oder Reste von größeren gewesen sein.

Dieser überall die größeren Weltkörper umgebende Weltstaub, der sich langsam mit jenen vereinigt, spielt offenbar eine weit wichtigere Rolle im Haushalt des Weltgebäudes, als man es bisher glaubte. Man hat ihm deshalb neuerdings seine besondere Aufmerksamkeit gewidmet.



Zu spät.

Erzählung von Anna Wahlenberg.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Elsbeth Schering.

Es ging Herrn Franz Lundén wie den berühmten Offenbachschen Gendarmen: er kam stets zu spät.

Fünfzehn Jahre lang war er auf der Suche nach einer neuen Stelle, denn bei dem Jahresgehalt, das er jetzt als Buchhalter bei einer Holzfirma bezog, konnten er, seine Frau und seine beiden Kinder weder hungern noch satt werden. Jedesmal aber, wenn sich eine neue Aussicht bot, kam man ihm zuvor. Es schien, als ob die Herren Stellensuchenden augenblicklich eine freie Stelle witterten, wenn es auch am andern Ende des Reiches war, und alle hatten eine feinere und schnellere Spürnase als er.

Eines schönen Tags aber geschah es, daß das Gerücht von einer freien Stelle noch einmal mit all ihrer Lockung in die anspruchslose Wohnung der kleinen Buchhalterfamilie drang. Der Kassierer bei Lindkvist und Rydholm sollte fortgehn, und die Stelle brachte viertausend im Jahr ein.

Als Frau Lundén Kenntnis von dem merkwürdigen Ereignis erhielt, riß sie die Augen auf, soweit sie konnte, und sah ihren Mann an.

„Nun," fragte sie fast atemlos, „bist du bei Großhändler Lindkvist gewesen?"

„Nein, Liebe —"

„Bei Rydholm denn?"

„Nein, aber —"

Jetzt war die Langmut seiner Frau zu Ende. Ging es wie gewöhnlich auch diesmal schief, so wollte sie sich wenigstens nichts vorzuwerfen haben. Sie sammelte alle ihre Energie und beschloß, für ihren Mann zu handeln. Was man vor allem haben mußte, waren Empfehlungen, das wußte sie. Aber die mußten am Nachmittag besorgt werden.

Und sie wandte ihre Zeit auch sehr gut an.

Ehe sie am Abend zu Bett ging, hatte sie es fertig gebracht, drei Visiten zu machen und ein schwarzes Halstuch für ihren Mann zu kaufen. Sie seufzte erleichtert auf, da sie auch seine besten Kleider gebürstet und aufgefrischt hatte. Ihr Mann aber teilte nicht recht ihren großen Gewissensfrieden. Ihr übertriebener Eifer wirkte beunruhigend auf seine mehr stille Natur, und schließlich konnte er eine kleine Bemerkung nicht zurückhalten.

„Ja, wenn es nun nur nicht zu viele Empfehlungen werden," sagte er.

Zu viele! Wie konnte man zu viel haben von der Sorte! Und so tröstete sie ihn in der überzeugendsten Weise. Sie hatte ihr Anliegen so fein und diplomatisch ausgerichtet, daß sie sich ordentlich stolz fühlte. Ueberall hatte sie hervorgehoben, daß ihr Mann nicht Zeit habe, selbst zu kommen und sich die gewünschten Rekommandationen auszubitten, weil er vor- und nachmittags zu arbeiten habe. Die erste Visite hatte einem Großhändler gegolten, den Lundéns einmal bei einem Souper bei ihren wohlhabenden Verwandten getroffen hatten, die zweite der Kammerrätin Klefve, einer alten Schulkameradin von Frau Lundén, und die dritte der Doktorin Häger, einer Dame mit menschenfreundlichen Interessen, die Frau Lundén vom Nähverein her kannte.

Ueberall war man sehr freundlich zu ihr gewesen und hatte Hilfe versprochen, direkt oder indirekt, persönlich oder durch die betreffenden Männer. Wie bald man diese Hilfe leisten wollte, darüber hatte sie indessen keine bestimmten Versprechungen erhalten. Aber gerade deshalb war es ja gut, daß sie sich an mehrere Personen gewandt hatte. Beeilte sich der eine nicht, so beeilte sich vielleicht der andere, und beeilten sich die beiden nicht, so beeilte sich vielleicht der dritte.

* * *

Um zwölf Uhr am Vormittag darauf trat eine kleine, elegante Dame in Lindkvist und Rydholms großes Geschäftslokal an der Schiffsbrücke und fragte, ob Großhändler Rydholm empfange.

Nein, er sei unglücklicherweise fort und frühstücke, werde aber jede Minute zurückerwartet, und man lud sie ein, näherzutreten und zu warten.

Sie wurde in ein kleines, schmuckes Kabinett gewiesen, unmittelbar vor dem Arbeitszimmer des Chefs, sie war aber noch nicht über die Schwelle getreten, als sie einen Ausruf der Ueberraschung ausstieß.

Auf dem Plüschsofa saß eine Bekannte von ihr, die Doktorin Häger, die sie zuletzt auf einem Wohlthätigkeitsbazar getroffen hatte.

„O, Frau Kammerrätin Klefve!"

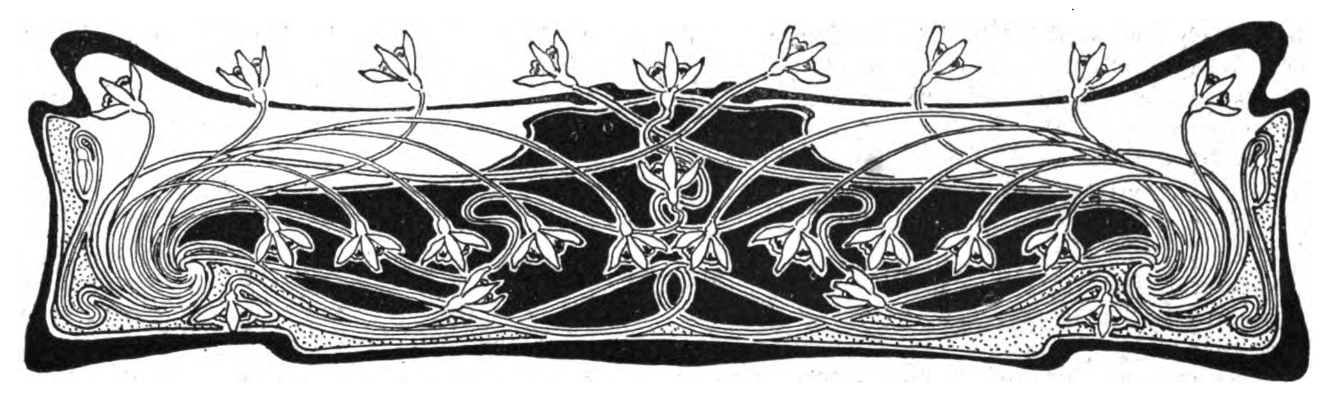
Die Doktorin Häger erhob sich, entzückt darüber, Gesellschaft bekommen zu haben während der langen Wartezeit, und nach der Begrüßung machten die beiden Frauen es sich auf dem weichen, schwellenden Plüschsofa bequem.

„Ich verstehe," sagte die Kammerrätin und neigte sich zu der Doktorin hin mit einem kleinen Klaps auf deren behandschuhte Hand. „Sie sind hier, um Gutes zu thun." Die Doktorin gab das mit einem „Ja" und einem verstehenden Nicken zu.

„Und ich vermute, daß Sie aus demselben Grund gekommen sind," fügte sie mit einem beredten Blick hinzu, der ihre Auffassung von dem menschenfreundlichen und bewundernswerten Charakter der Kammerrätin aussprach.

„Ja, eigentlich hätte mein Mann kommen müssen. Aber Sie wissen, wie die Herren sind. Entschluß und Handlung sind nicht eins bei ihnen, und manchmal kann alles gerade darauf ankommen."

Die Doktorin warf ihrer Nachbarin einen raschen, argwöhnischen Blick zu, aber beherrschte sich sogleich und lächelte.



„Es handelt sich also um eine Empfehlung?"

Die Kammerrätin war freilich von Natur aufrichtig und etwas unbedacht. Aber sie war jedenfalls nicht dumm, und trotz des bemäntelnden Lächelns hatte sie sehr wohl den argwöhnischen Blick der Doktorin bemerkt. Eine Ahnung durchfuhr sie. Wenn nun diese kleine, scheinheilige Wohltätigkeitsfrau genau derselben Sache wegen hier säße wie sie und nur auf den Großhändler wartete, um mit ihrem Kandidaten für die freie Stelle herauszurücken! Es war doch auch ein abscheuliches Pech, daß die Doktorin zuerst gekommen war. Arme Lundéns! Sollten sie nun ihre ewige Wassergrütze am Abend und ihre Milchsuppe morgens für alle Zeiten weiter essen müssen! Bei dem Gedanken aber fühlte sie sich kampfbereit und beschloß, nicht gleich im ersten Treffen der Frau Doktor den Sieg zu lassen.

„Ja," sagte sie, „ein gutes Wort für einen Bedürftigen einzulegen, ist wohl das Wenigste, was man thun kann."

„Ach ja! Und das Beste ist ja, wenn man jemand zu Arbeit verhilft."

Die Doktorin sah so mild und fragend aus, als ob sie zu weiterem Vertrauen herausfordern wollte. Aber die Kammerrätin ging nicht in die Falle. Sie hatte schon ihren Plan gemacht. Wenn der Großhändler kam, wollte sie schnell auf ihn losstürmen und ihn bitten, nur ein paar Worte sagen zu dürfen. Indessen konnte es nicht schaden, vorsichtig die Absichten der Doktorin zu sondieren. Sie sprach von harten Zeiten und Hungerlöhnen und überarbeiteten Menschen, und wie glücklich die seien, die etwas für ihren Nächsten thun könnten.

Aber wenn die Kammerrätin auf ihrer Hut war, so war es die Doktorin auch. Fand die Kammerrätin es angenehm, Schutzengel zu spielen, so hatte die Doktorin sich mit Passion in diese Rolle verliebt und hütete sich wohl, sie zu riskieren, indem sie sich Blößen gab. Sie hatte den ganzen gestrigen Abend und den Morgen angewandt, um sich über Lundéns Kenntnisse und Verdienste zu unterrichten, und nachdem sie erfahren hatte, daß er für einen ungewöhnlich ehrenhaften und tauglichen Kontoristen gehalten wurde, hatte sie bestimmt, daß er und kein anderer die freie Stelle bei Lindkvist und Rydholm haben sollte.

Die Kammerrätin Klefve beunruhigte sie indes. Sie war freilich die Zuletztgekommene, und das war recht gut und schön, aber dafür war sie intimer bekannt mit Großhändler Rydholm, und wenn nun der Großhändler durch das Zimmer ging, so konnte es sehr leicht geschehen, daß sie auf ihre gewöhnliche ungenierte Weise sich seiner bemächtigte und ohne weiteres ihren Kandidaten empfahl. Nein, man mußte listig sein.

„Der Großhändler frühstückt lange heute," sagte die Doktorin.

„Ja, er scheint guten Appetit zu haben," stimmte die kleine Kammerrätin zu.

„Den können andere auch bekommen, schon von dem langen Warten auf ihn. Ich war recht dumm, daß ich nicht ein Frühstück eingenommen habe, ehe ich fortging. Haben Sie schon gefrühstückt?"

„Nein. Ich bereue es auch."

„Wenn wir hinüber in die Konditorei gingen und uns eine Tasse Schokolade geben ließen, vielleicht kommt der Großhändler während der Zeit?"

Die Kammerrätin sah mit einer forschenden Miene auf und besann sich. Aber dann lächelte sie. Warum nicht? War man einmal fortgewesen, so ging es nachher vielleicht nicht mehr so genau nach der Reihe. Und paßte sie auf, so konnte sie vielleicht zuerst hineinkommen.

Die beiden Damen knöpften ihre Mäntel zu, sagten im vorderen Zimmer, daß sie etwas später wiederkommen würden, und wanderten nach der Konditorei. Die Schokolade war warm, und die Zeit verging. Als sie ihre Torten verzehrt und ihre Tassen ausgetrunken hatten, war schon eine halbe Stunde verflossen, und die Doktorin sah nach ihrer Uhr.

„Nein, wie spät es geworden ist," sagte sie. „Ich weiß nicht, ob ich noch wieder hinaufgehen kann zu Rydholm, denn ich habe Gäste zu Mittag."

Der Kammerrätin kleines, behäbiges Gesicht wurde ganz hell. Sie fand die Idee der Doktorin zu gut, um sie nicht zu ermuntern. „Ja, es wird vielleicht ein bißchen spät, um noch einmal hinaufzugehn."

Es dauerte nicht länger als zwei Minuten, bis sie einander und sich selbst davon überzeugt hatten, daß es am besten sei, ihre Kontorbesuche auf einen andern Tag zu verschieben. Während sie zusammengingen, fragte die Kammerrätin, ob sie weiter den gleichen Weg hätten, aber die Doktorin mußte zu ihrem großen Bedauern bekennen, daß sie eine Besorgung in entgegengesetzter Richtung habe, und so trennten sie sich an der Ecke mit tausend Lächeln und Dank für freundlichst geleistete Gesellschaft. Die Kammerrätin ging nach Norden zu, die Doktorin nach Süden, um ihre Besorgung zu erledigen. Diese Besorgung führte sie indessen in kurzer Zeit

zurück nach der Schiffsbrücke und die Treppe hinauf nach Lindkvist und Rydholms Geschäftslokal.

Als sie den Fuß auf die letzte Treppenstufe setzte, seufzte sie auf vor Zufriedenheit, teils darüber, daß sie endlich wieder oben war, und teils über ihre gelungene List, die beschwerliche kleine Kammerrätin los zu werden.

Aber wen erblickte sie dort mit der Hand auf der Thürklinke? — Dieselbe liebe Freundin.

Wie war die so schnell wieder hierhergekommen? Das war ein Wunder. Aber sie keuchte ja auch nach dem Laufmarsch.

Alles, was die Doktorin mit ihrer wohlarrangierten List also gewonnen hatte, war, daß sie nun zuletzt gekommen war, statt zuerst. War sie je in ihrem Leben ärgerlich gewesen, so war sie es jetzt. Aber das sah man ihr nicht an. Die Ueberraschung und die Freude, sich von neuem zu treffen, waren auf beiden Seiten gleich groß. Es war doch merkwürdig, daß ihnen dieselbe Idee kommen mußte, wieder umzukehren, und sie kamen überein, daß es ein wahres Glück sei, denn nun konnten sie sich wieder Gesellschaft leisten. Der Großhändler war nämlich gekommen, während sie fort waren, aber hatte schon einen Besuch erhalten, so daß sie sich noch einmal auf dem weichen Plüschsofa niederlassen mußten und einander die Wartezeit versüßen konnten.

Die Minuten vergingen langsam und unerträglich, und über die verbindlichen Gesichter der beiden menschenfreundlichen Frauen flogen kleine Wolken der Ungeduld und der schlechten Laune.

Endlich aber wurde die Thür nach dem Arbeitszimmer des Großhändlers geöffnet. Der besuchende Herr passierte das Zimmer, und gleich darauf stand der Großhändler selbst auf der Schwelle.

Die beiden Damen stürzten augenblicklich auf ihn zu, jede von einer Seite, und er wußte kaum, wohin er sein liebenswürdiges Gesicht zuerst wenden sollte.

„Bester Herr Rydholm, ich komme mit einer Bitte," sagte die Doktorin. Die Kammerrätin aber klopfte ihm auf den Arm, während sie, getreu den Forderungen der Höflichkeit, die Doktorin mit einem schmelzenden Blick um Verzeihung bat.

„Ich wollte nur ein einziges Wörtchen sagen!"

„Bitte, bitte," antwortete der Großhändler bald nach links und bald nach rechts. Er wußte immer noch nicht recht, wohin er sehen sollte. Ein schmelzender Blick konnte indessen die Doktorin durchaus nicht entwaffnen, da es sich um anderer Wohl und Wehe handelte.

„Verzeihen Sie," fiel sie ein, entschlossen, gerade auf die Sache loszugehn. „Nur eine einzige Frage. Ist die freie Kassiererstelle schon besetzt?"

„Ja."

Es war, als ob eine Bombe niedergefahren wäre.

„Ist die —?" rief die Kammerrätin aus.

„Ich bedaure," sagte der Großhändler lächelnd. „Hatten die Damen jede ihren Schützling?"

Die Gefragten sahen einander schweigend an. Zuletzt brach die Kammerrätin in Lachen aus über ihr Mißgeschick. Die Doktorin aber seufzte.

„Mein Protegé war ein armer Familienvater, tauglich und strebsam, der nicht weiß, wie er seine Kinder großziehen soll," sagte sie so flehentlich, als ob sie glaubte, es gäbe noch eine Hoffnung.

„Das war meiner auch," sagte die Kammerrätin.

„Und meiner auch," fügte der Großhändler hinzu. „Er hat sich fünfzehn Jahre lang für knappen Lohn gequält."

„Das hat meiner auch. Das hat meiner auch," versicherten die beiden Frauen zugleich.

Der Großhändler betrachtete sie aufmerksam.

„Die Damen kennen wohl nicht zufällig Herrn Franz Lundén?" fragte er.

Die Kammerrätin sah die Doktorin an, und die Doktorin sah die Kammerrätin an, und alle beide sahen den Großhändler an. Dieser schien sich sehr zu amüsieren, und als er sich ausgelacht hatte, erzählte er ihnen seine Vormittagsgeschichte. Er kannte auch Herrn Lundén. Vom frühen Morgen an hatte er eigentlich von nichts anderm sprechen hören, als von ihm. Man hatte von Herrn Lundén gesprochen durch das Telephon und unter vier Augen. Man war quer über die Straße zu ihm gekommen, nur um Loblieder über diesen Herrn zu singen, und er war ihm sogar am Frühstückstisch serviert worden. Es war einfach unmöglich, das auszuhalten, und nur um diesen vortrefflichen Mann los zu werden, hatte er schließlich versprochen, ihn in sein Kontor zu nehmen.

Die beiden Frauen hatten sehr lebhafte Farbe und besonders glänzende Augen bekommen. Die kleine, menschenfreundliche Doktorin sah aus, als ob sie Lust hätte, ein paar ernste Worte mit Herrn Lundén zu sprechen, und die Kammerrätin hatte eine Haltung bekommen, so steif und stramm, als ob sie sich selbst gelobte, nie mehr zu bekennen, daß sie eine Schulkameradin seiner Frau gewesen sei. Als der Großhändler das Wort freigab, ergriffen sie es sogleich, ohne aufeinander zu warten, und hatte Herr Rydholm im Laufe des Tags bisher nur von Herrn Lundéns Verdiensten sprechen hören, so erfuhr er nun, daß er auch menschliche Mängel hätte. Man war hierher gekommen, um ihn zu empfehlen, als aber die Sache sich als überflüssig erwies, änderte man ganz natürlich den Ton.

Als sie im besten Zuge waren, öffnete ein Bediensteter die Thür und ging auf den Großhändler zu, um ihm etwas zuzuflüstern.

Dieser stutzte, aber faßte sich und gab Befehl.

„Das hatte nur noch gefehlt," sagte er. „Nun kommt er selbst auch noch. Aber da wollen wir uns auch rächen."

Im selben Augenblick stand Herr Lundén auf der Thürschwelle. Seine gutmütigen, aber von Alter und Sorgen gefurchten Züge drückten eine gewisse Unruhe aus, die sich steigerte, als er die beiden unbeweglichen Damen bemerkte.

„Ich verstehe, Sie kommen wegen der Stelle," sagte Rydholm, die etwas unzusammenhängenden Phrasen des Neuangekommenen unterbrechend. „Aber, mein bester Herr, die ist schon versprochen."

Es zuckte um Herrn Lundéns Mund, und sein Gesicht zog sich in wunderlicher Weise zusammen.

„Man hat mir den ganzen Morgen mit Empfehlungen für jemand im Ohr gelegen," fuhr der Groß-

händler fort, „so daß ich ihm schließlich den Posten geben mußte."

Lundén starrte gerade vor sich hin.

Also zu spät! Stets zu spät! Er mußte nach Hause gehen und seiner armen, kleinen, energischen Frau sagen, daß alle ihre Anstrengungen vergebens gewesen seien und daß sie nicht mehr hoffen konnten, von saurer Arbeit und Entbehrungen loszukommen

Er verbeugte sich und lächelte ein trauriges und unbeholfenes Lächeln. „Es ist unangenehm, daß ich zu spät kommen mußte."

Aber ehe er die Thür öffnen konnte, rief der Großhändler ihn zurück. „Vielleicht möchten Sie doch wissen, wer die Stelle bekommen hat?"

Der Angeredete sah etwas verwirrt aus. „Wenn es dem Herrn Großhändler beliebt —."

„Sie selbst, Herr Lundén."

Es dauerte einen Augenblick, ehe Lundén die Bedeutung dieser Worte klar wurde, aber während dieses Augenblicks durchlief sein Mienenspiel die verschiedensten Schattierungen. Es zeigte die Frage, ob er falsch gehört habe. Es zeigte Furcht, es gethan zu haben. Es verriet eine erwachende Hoffnung, daß es vielleicht doch noch über seinem armen Leben hell werden könnte.

„Ich —? Ich habe die Stelle bekommen —?"

„Ja, Herr Lundén, Sie," sagte der Großhändler lächelnd. „Sie haben sich so sehr beeilt, daß Sie sich selbst in den Weg gekommen sind. Und nun können Sie es für ein andermal im Gedächtnis behalten, daß man aus purer Eile zu spät kommen kann."

Ein Verweis war der erste Gruß, der dem neuen Gehilfen von seinem Prinzipal zu teil wurde, aber es sah nicht aus, als ob Herr Lundén sich viel darum sorgte. Ein überglücklicher Mensch war er, wie er dort mitten im Zimmer stand, die Lippen bewegend unter vergeblichen Versuchen, etwas zu sagen, und mit den Augen blinkend, als ob er schlaftrunken und geblendet sei. Aber er war ja auch plötzlich mitten in den Sonnenschein hineingeworfen.

Die Mienen der Kammerrätin und der Doktorin milderten sich immer mehr, je mehr sie ihn ansahen. Die Doktorin hatte keine Lust mehr, ernste Worte mit ihm zu sprechen, und die Kammerrätin dachte nicht mehr an ihren Entschluß, seine Frau als alte Schulkameradin zu verleugnen.

Es war so schön, einen wirklich herzensfrohen Menschen zu sehen, daß sie es nicht lassen konnten, zu ihm zu gehen und ihm die Hand zu schütteln.



Etwas vom Fechten.

Sportplauderei von Fr. Petrik.

Leute, die vom Fechtsport nicht mehr wissen als die Thatsache, daß man sich dabei einer Hieb- oder Stichwaffe bedient, sind natürlich der Ansicht, daß das Fechten höchstens die Arm- und Schultermuskeln stärkt.

Damit ist für sie der Nutzen des Fechtens erschöpft.

Der Kenner dieser edlen Kunst findet im Fechten weit mehr. Was den physischen Einfluß dieses Sportes anbelangt, so wird jeder Fechter zugeben, daß beim Fechten fast alle, jedenfalls aber die wichtigsten Muskelgruppen des menschlichen Körpers zur Arbeit gelangen.

Das sprungweise Vordringen beim Angriff oder Zurückziehen bei der Verteidigung stählt die Fuß- und Lendenmuskeln, das Dehnen, Recken und Emporschnellen des Körpers veranlaßt die Rumpfmuskulatur zu beträchtlicher Thätigkeit.

Die Hand wird fester, das Handgelenk bei aller Gelenkigkeit kraftvoller, Arm- und Schultermuskeln werden gestärkt. Dabei bleibt aber auch der linke Arm in der Entwicklung nicht zurück, da ein gründlicher Fechter auch das Linksfechten nicht vernachlässigt, wenn er auch im Ernstfalle davon absehen wird.

Die Vorteile, die aus dieser regen Thätigkeit der Muskeln für die körperliche Gesundheit resultieren, liegen auf der Hand: die Muskelsubstanz selbst wird voller, fester und straffer, die unnützen Ablagerungen von Fett schwinden; durch die allseitige Muskelthätigkeit wird die Blutzirkulation gefördert und der Stoffwechsel, dessen Verlangsamung oder gänzliches Stocken die entferntere Ursache der meisten Krankheiten ist, in hervorragender Weise beschleunigt.

Der Fechtsport übt aber auch auf die psychische Seite des Menschen einen äußerst wohlthätigen Einfluß aus.

Wohl bei keinem andern Sport kommt ein gewisser Instinkt (ich möchte ihn am liebsten Selbsterhaltungstrieb nennen) so unverkennbar zur Geltung wie beim Fechten. Da gilt es, um sich selbst zu schützen und zu erhalten, die Blöße des Gegners zu erspähen und blitzschnell zu benützen. Gleichzeitig erfährt dieser angeborene Trieb eine gewisse Veredlung, der natürliche Instinkt muß sich kühler Berechnung unterordnen; denn der Gegner muß oft durch Scheinmanöver über den eigentlichen Zweck hinweggetäuscht werden, bevor man zum beabsichtigten Angriff übergeht. Das Fechten schärft den geistigen Blick, es zwingt zum Kombinieren und Kalkulieren. Es verscheucht Müdigkeit, Mattigkeit, Abspannung und Unlust, es erhält den Geist und Körper elastisch; es vermehrt das Selbstvertrauen, giebt Sicherheit und Gewandtheit in der Bewegung und im ganzen Auftreten.

Und noch eines speziellen Momentes will ich gedenken: rühmt man den wohlthätigen Einfluß des Radfahrens und noch anderer Zweige des modernen Sportes auf unsere Modekrankheit, die Neurasthenie, so muß man das in mindestens ebendemselben Maße vom Fechtsport thun. Denn aus der Gewöhnung an das beständige Anspannen und momentane Auslösen der betreffenden körperlichen und geistigen Kräfte ergiebt sich eine normale Beherrschung der ganzen geistigen und körperlichen Seite des Menschen, eine Erstarkung der Willens- und Thatkraft, der Lebensfreudigkeit und Entschlossenheit, des Selbstvertrauens — jener Faktoren, die bei Neurasthenikern bedeutend gesunken oder ganz verloren gegangen sind.

Das Fechten ist zugleich der edelste und ritterlichste Sport, er ist wie kein zweiter in unserer Zeit dazu geeignet und berufen, die harmonische Ausbildung von Körper und Geist zu bewerkstelligen, in der die alten Griechen ihren Lebenszweck erblickten und worin sie unzweifelhaft unsere unerreichten Vorbilder sind.



Krankhafter Widerwille.

Manche Mutter wird schon die Beobachtung gemacht haben, daß ihr Kind gegen irgendeine Speise einen entschiedenen Widerwillen zeigt und — allen Bitten und Drohungen zum Trotz — sich beharrlich weigert, von dieser Speise auch nur ein kleines Stückchen zu genießen. In vielen Fällen erfährt diese Weigerung eine falsche Deutung; das Kind wird verwöhnt, eigensinnig, unfolgsam gescholten, obschon es in Wahrheit außer stande ist, die ihm förmlich aufgedrängte Speise zu vertragen. Es soll gewiß nicht verkannt werden, daß Kinder — im Interesse einer vernunftgemäßen Erziehung — von einem bestimmten Zeitpunkt an dahin gebracht werden müssen, alles zu essen, was ihnen vorgesetzt wird. Sicher aber entspringt die Weigerung der kleinen Erdenbürger in manchen Fällen einer — sagen wir einmal — besonderen Empfindlichkeit, die nicht unterschätzt werden darf.

Der Erwachsene weiß gewöhnlich, daß er gewisse Dinge nicht verträgt; es giebt bekanntlich Menschen, die keine Erdbeere oder Hummer essen dürfen, ohne sich einen lästigen Nesselausschlag zuzuziehen. Sie haben — wie man mit einem etwas schwer verständlichen Ausdruck sagt — eine Idiosynkrasie gegen Erdbeeren oder Hummern.

Ursprünglich bedeutet Idiosynkrasie die eigentümliche Mischung der Körpersäfte, aus der sich, nach der Meinung der alten Aerzte, das verschiedene Verhalten der einzelnen Individuen im gesunden wie im kranken Zustand erklären sollte. Gegenwärtig versteht man darunter das dem einzelnen Menschen eigentümliche abweichende Verhalten gegen Eindrücke, die auf die große Mehrheit in ganz anderer Weise einwirken.

Die Idiosynkrasie bezieht sich stets nur auf bestimmte Dinge; diesen gegenüber besteht eine gesteigerte Empfindlichkeit, die sich in allerlei krankhaften Erscheinungen, besonders nesselartigen Ausschlägen der Haut und heftigen Störungen des Magendarmkanals, äußert. Man kann also mit einer gewissen Berechtigung von einer Art Giftwirkung sprechen — nur, daß diese Giftwirkung nicht gleichmäßig erfolgt, sondern sich auf einzelne Personen beschränkt.

Selbst die einfachsten Vorgänge des täglichen Lebens wirken bekanntlich recht verschieden auf uns ein. Der göttliche Melodienschöpfer Mozart, der in seinen Tondichtungen so oft das Blech in mächtigen Fanfaren schmettern ließ, fühlte sich ganz elend, wenn er selbst einen Trompetenton hörte, und Männer wie Cäsar und Wallenstein, die im stärksten Schlachtengetümmel unbewegt blieben, wurden krankhaft aufgeregt, sobald sie irgendwo das — Miauen einer Katze vernahmen. Auch gegen gewisse Gerüche zeigen manche Leute einen auffallenden Widerwillen, selbst da, wo es sich nicht einmal um unangenehme Düfte handelt. Der bekannte Kliniker Trousseau in Paris bekam jedesmal einen ausgesprochenen Asthmaanfall, wenn er Veilchen roch, und andere spüren Uebelsein, wenn sie frischgebrannten Kaffee oder Teer riechen.

Ebenso empfindlich, wie die Sinneswahrnehmungen durch Ohr und Nase, wirken jene, die durch das Sehorgan vermittelt werden. Bekannt ist die krankhafte Aufregung, in die Stier oder Puter beim Anblick eines roten Tuchs geraten. Beim Menschen findet man etwas Aehnliches. Bestimmte Farbentöne thun manchen Menschen geradezu weh, und das körperliche Mißbehagen, das jemand beim Anblick greller Farbe empfindet, wird — als Idiosynkrasie aufgefaßt — durchaus verständlich. Bei der Heilwirkung, die man neuerdings dem farbigen Licht zuzuweisen beginnt, wird man diese Verhältnisse mehr oder weniger zu berücksichtigen haben.

Das bekannteste Beispiel von Idiosynkrasie bildet das abnorme Verhalten gegen gewisse Speisen und Arzneimittel.

Unter den Speisen sind es besonders einzelne Früchte, deren Genuß bei manchen Personen heftig juckende Nesselausschläge hervorruft, so zum Beispiel Erdbeeren, Himbeeren, Ananas, Apfelsinen; auch Krebse, Hummern, Austern und Seefische wirken ähnlich. Der Ausschlag beschränkt sich häufig auf einzelne Teile und tritt nicht selten symmetrisch auf, das heißt, auf beiden Körperhälften an entsprechenden Stellen und in gleicher Ausdehnung. Worauf diese symmetrische Anordnung beruht, ist noch nicht aufgeklärt.

Selbst einfache Fleischkost wirkt in vereinzelten Fällen gleich einem Gift, die Anhänger der vegetarischen Lebensweise verallgemeinern diese gelegentlich beobachtete Thatsache, um sie als Kampfmittel bei ihrer Fehde wider die Fleischesser zu benutzen. Der Abbé de Villedieu, der am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts lebte, hatte — wie Professor Jäger erzählt — von seiner frühesten Kindheit an einen so entschiedenen Widerwillen gegen alle Fleischspeisen, daß weder Bitten noch Drohungen seiner Eltern und Erzieher ihn dahin bringen konnten, diesen Widerwillen zu überwinden. Als er sein dreißigstes Jahr vollendet hatte, ließ er sich endlich überreden, Fleischbrühsuppen zu essen, und nach und nach entschloß er sich, sowohl Hammel- als Rindfleisch zu genießen. Der Wechsel der Nahrung hatte indessen die schlimmsten Folgen, und er starb bald darauf an einer Gehirnentzündung. Der Physiologe Lucas berichtet, daß im Jahr 1844 ein französischer Soldat den Dienst verlassen mußte, weil er nicht imstande war, den heftigen Widerwillen gegen Fleischkost zu überwinden. Dr. Prout kannte einen Mann, auf den Hammelfleisch wie Gift wirkte. Man hielt diese Eigentümlichkeit zunächst für Eigensinn und gab ihm deshalb wiederholt, ohne sein Wissen, Hammelfleisch in unkenntlicher Form. Allein stets trat heftiges Erbrechen bei ihm auf, und ein hartnäckiger Darmkatarrh schloß sich daran. Es ist vielleicht nicht hinlänglich bekannt, daß manche Leute Molken oder Buttermilch, ja selbst Kaffee nicht trinken können, ohne sich zu erbrechen. Dr. Tissot berichtet von sich, daß der Genuß von Zucker, schon in kleinen Mengen, starkes Uebelsein bei ihm hervorrief. Andere wieder sind nicht imstande, Eier zu essen; selbst Kuchen und Puddings, zu deren Bereitung Eier gebraucht werden, verursachen ernstliche Störungen in ihrem Befinden. Hat man sie zum Genuß solcher Speisen durch die Vorspiegelung bewogen, es seien keine Eier darin, so zeigt der Eintritt heftiger Beschwerden nur zu bald, wie berechtigt die Furcht der Betreffenden war und wie falsch es ist, in solchen Fällen an eine autosuggestive Wirkung zu glauben.

Die Idiosynkrasie gegen Arzneistoffe endlich findet sich verhältnismäßig häufig. Antipyrin z. B. ruft selbst in ganz winzigen Dosen hier und da Hautausschläge und Blasenbildung auf der Haut hervor, ebenso Chinin, Morphium, Atropin, Salicylsäure und anderes. Auch bei äußerlicher Anwendung, in Form von Salben und Einreibungen, stellt sich — wenn einmal eine Idiosynkrasie vorliegt — der Ausschlag prompt ein. Gleichwohl wird es keinem vorurteilsfrei urteilenden Kritiker einfallen, diese Medikamente in Bausch und Bogen zu verwerfen. Der Nutzen, den sie stiften, wiegt den kleinen Schaden, den sie gelegentlich verursachen, bei weitem auf. Immerhin ist es wichtig, das empfindliche Verhalten des Körpers gegen gewisse Medikamente zu kennen, um diese zu vermeiden und durch andere ähnlich wirkende zu ersetzen.

Weshalb der Organismus in dem einen Fall sich so rebellisch benimmt, in dem andern dagegen in der sonst üblichen Weise reagiert, ist unsern Gelehrten noch immer ein Rätsel. Die eigentliche Ursache der Idiosynkrasien ist vollkommen unbekannt; wahrscheinlich liegt sie in einer nach gewissen Richtungen hin abnorm gesteigerten Empfindlichkeit des Nervensystems. Damit mag es zusammenhängen, daß Idiosynkrasien im allgemeinen bei Frauen häufiger beobachtet werden als bei Männern.

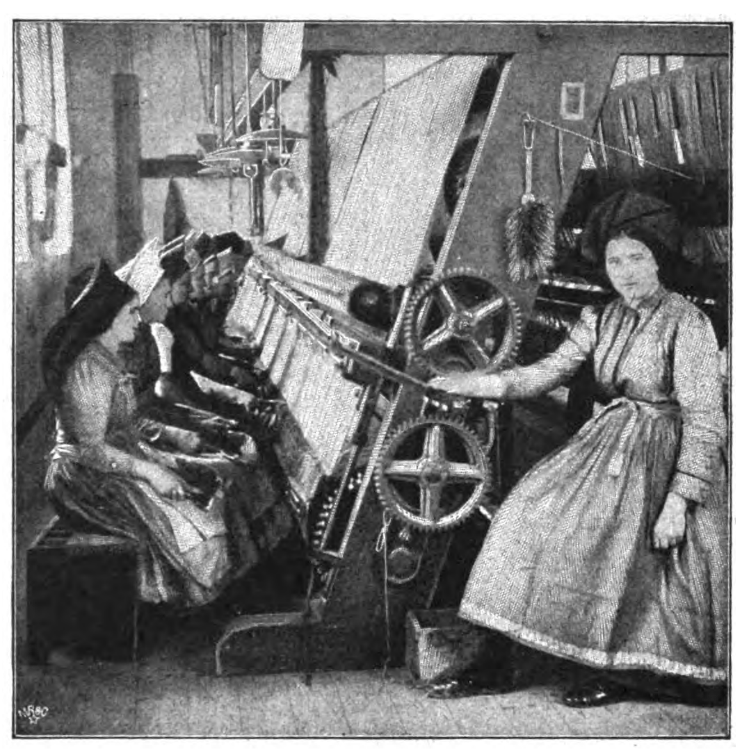
Dr. B.



Einheimische Teppiche.

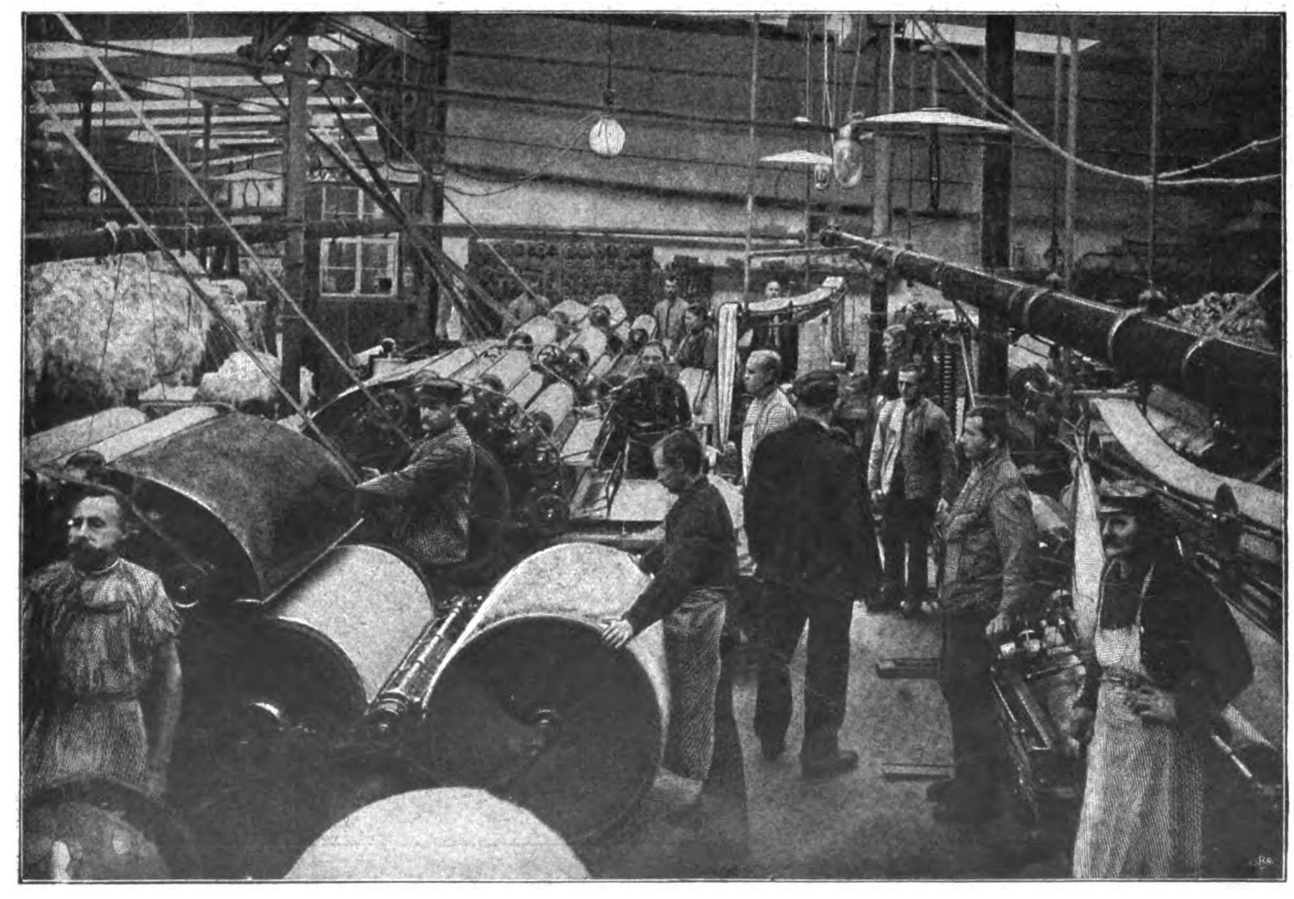
Hierzu 6 photographische Aufnahmen.

Von der Wolle, dem Naturprodukt, wie es auf dem Rücken der Schafe wächst, bis zum bunten, weichen Teppich, der uns ein beinah unentbehrliches Hausrequisit geworden — das ist ein gar weiter Begriff. Viele fleißigen Hände müssen sich regen, ehe der Wandlungsprozeß vollbracht ist. Wir müssen darum die Alten bewundern, die ohne die sinnreichen maschinellen Hilfsmittel der Gegenwart arbeiteten. Sie haben uns Proben ihres Könnens hinterlassen, die nicht nur vorbildlich sind, sondern zum Teil auch als unerreichbar gelten. Bestimmtes läßt sich natürlich über die Entstehung der Teppiche nicht angeben. Zweifellos ging der Herstellung des regelrechten Teppichs die Erfindung des Spinnens voraus.



Wie Handteppiche geknüpft werden.

Bei der Behandlung der Wolle ist es heute die Aufgabe des Spinnmeisters, die Sortierung und Mischung der verschiedenen Qualitäten dergestalt zu leiten, daß ein glanzreicher, elastischer Plüsch erzielt wird. Ein scharfes Auge und große Sachkenntnis sind hierfür erforderlich. Das Nächste ist die gründliche Reinigung der Wolle. Die schmutzig graue Farbe wird in eine schneeweiße verwandelt. Je nach der Beschaffenheit treten hierauf in Thätigkeit: der Reißwolf, eine innen mit Eisenspitzen versehene, rotierende Trom-



Krempelmaschine und Streckapparat für die Wollbehandlung.

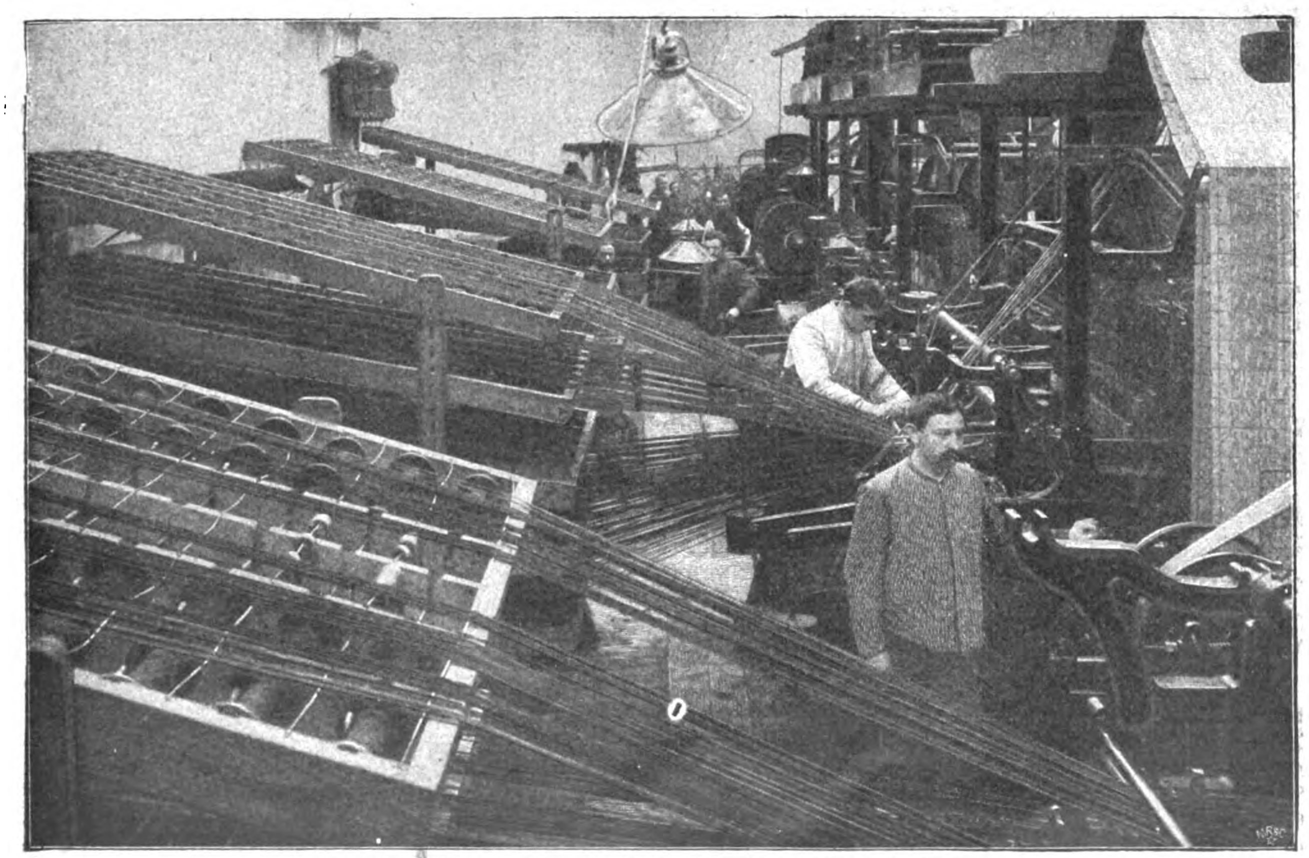


Selbstthätige Spinnmaschinen.



Die Wolle wird dubliert und in Strähne gehaspelt.

mel, um verfilzte Partien zu lockern; der Klettenwolf, zur Entfernung aller festen Beimischungen, und hauptsächlich die Krempelmaschine (Abb. S. 355), die aus großen und kleinen Walzen besteht, die alle die wieder eingefettete Wolle zu passieren hat; die innige Pressung bewirkt, daß die losen Wollteile und Teilchen zu einem glatten, zusammenhängenden Band vereinigt werden. Dieses Band ist das, was technisch „Kammzug" heißt; es wird jedoch erst spinnfertig auf die Selfaktoren (d. h. selbsttätige Spinnmaschinen) gebracht (Abb. S. 356), nachdem es zu wiederholten Malen gestreckt und gedehnt, ihm eine Kammmaschine die kurzen, für die Teppichwolle untauglichen Haare, ein erneutes Laugenbad das Fett genommen und endlich eine Plättmaschine es endgiltig egalisiert und

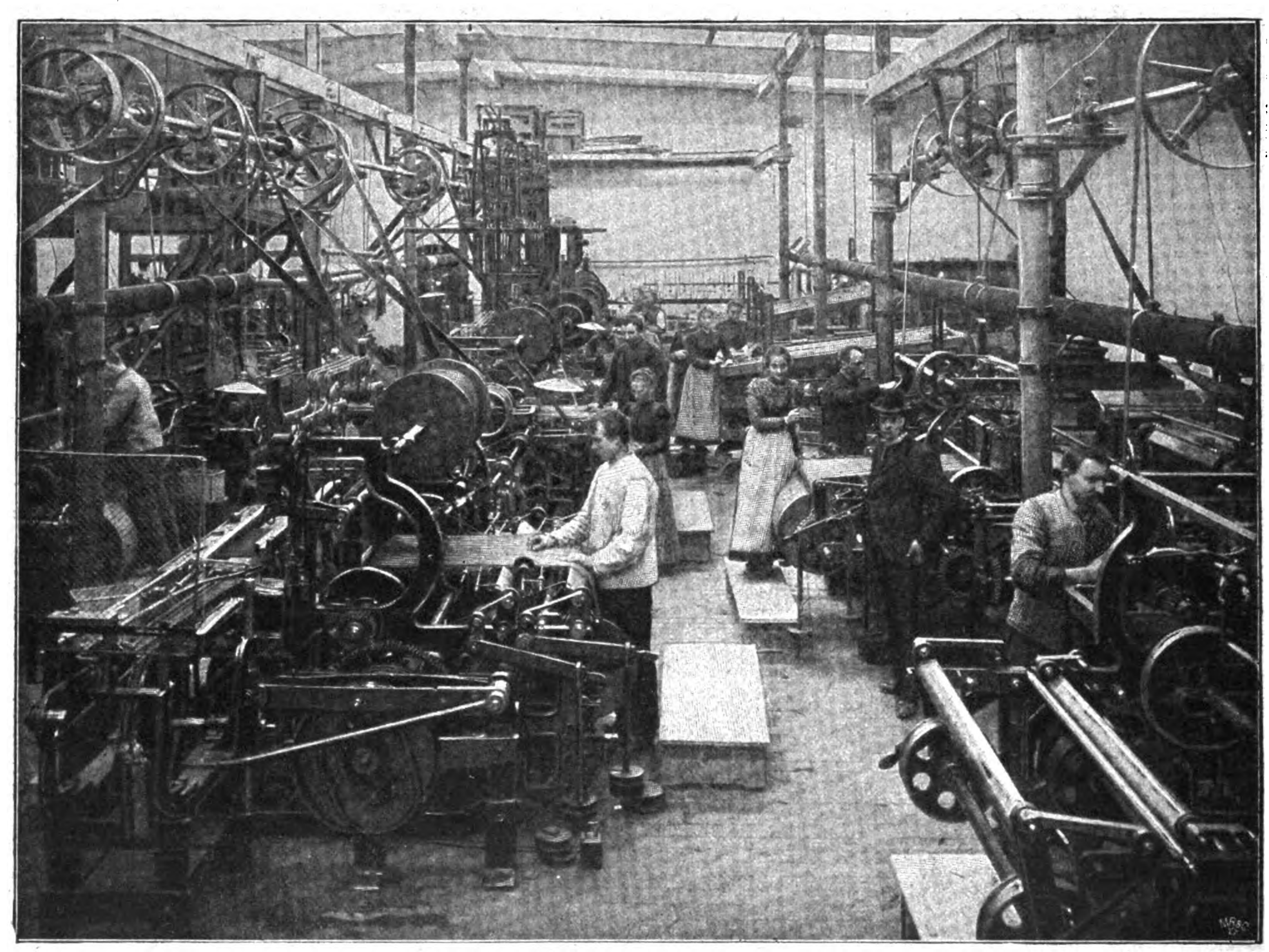


Webstuhl mit aufgezogener Musterkarte für Teppichfabrikation.

getrocknet. Allzu große Trockenheit des Fadens verursacht jedoch häufiges Abreißen; die erforderliche Feuchtigkeit wird durch Verwendung eines Luftbefeuchters erzielt. In einem besonderen Raum auf entsprechenden Apparaten geschieht das Dublieren der Wolle, die Vereinigung zweier oder mehrerer feiner Fäden zu einem einzigen in der Stärke, wie ihn die Teppichfabrikation verlangt.

Es giebt eine große Anzahl von Namen für gewebte Teppiche auf dem Markt; die vielen unterscheiden sich auch bezüglich der Herstellungsweise. Der Tournay-Velvetteppich weist kurzen, dichten Plüschflor auf und wird, wie der Brüsseler Teppich, auf der vielleicht geistreichsten und nützlichsten Erfindung innerhalb der Textilbranche, der Jaquardmaschine, hergestellt. Die Einrichtung der von einem Lyoner Seidenweber erfundenen Maschine, die auch zur Fabrikation aller Arten gemusterter Stoffe dient, ist derartig, daß oberhalb des Webstuhls, wie ihn Abbildung Seite 357 veranschaulicht, Sticknadeln angebracht sind, die durch Schnüre und Ringe mit dem auf Rollen gebrachten Material in Verbindung stehn. Unter diesen Nadeln fort bewegt sich langsam eine zusammenhängende Kette durchlochter Musterkarten. Trifft nun eine der Nadeln auf ein Loch in der Karte, was immer ein Musterkaro oder Point bedeutet, und kann passieren, so wird die betreffende Farbe am Teppichmuster durchgezogen, im andern Fall aber ausgeschaltet.

Weniger kompliziert und doch ungemein umständlich ist die Herstellungsweise des Arminsterteppichs; denn nicht weniger als drei Haupt- und mehrere Nebenapparate sind dazu erforderlich. Die Vorarbeit findet auf dem Handwebstuhl statt. Durch eine in bestimmten, ziemlich weiten Abständen aufgebäumte Zwirnkette wird die Wolle eingeschossen. Für die Anordnung der Farben dienen nummerierte Streifen; an Exemplaren geringerer Qualität kann man diese streifenweise Einteilung des Musters ziemlich genau verfolgen. Jeder Schuß produziert ein Farbenkaro oder Point; da aber die Breite des Webstuhls ausgenutzt werden muß, entsteht gleichzeitig das Material zu fünfzig bis sechzig gleichmäßigen Teppichen. Eine mit großen, runden Messern besetzte Maschine zerschneidet das Gewebe zu Chenilleflor, der in den Rillen einer geheizten Walze gedämpft und gekräuselt, auf großen, haspelähnlichen Gestellen gestrafft, endlich vermittelst einer dritten Maschine, dem einfachen mechanischen Webstuhl, einer wie bei fast allen gewebten Teppichen vorher in gefärbtem Leim gesteiften Garnkette eingefügt wird. Mit einem Stahlkamm — für die Handknüpferei wird hierzu ein solcher aus Holz benutzt — werden die Wollbüschel in den Kettenfäden geordnet und das Ganze gefestigt.



Einfacher mechanischer Webstuhl für Teppichfabrikation.

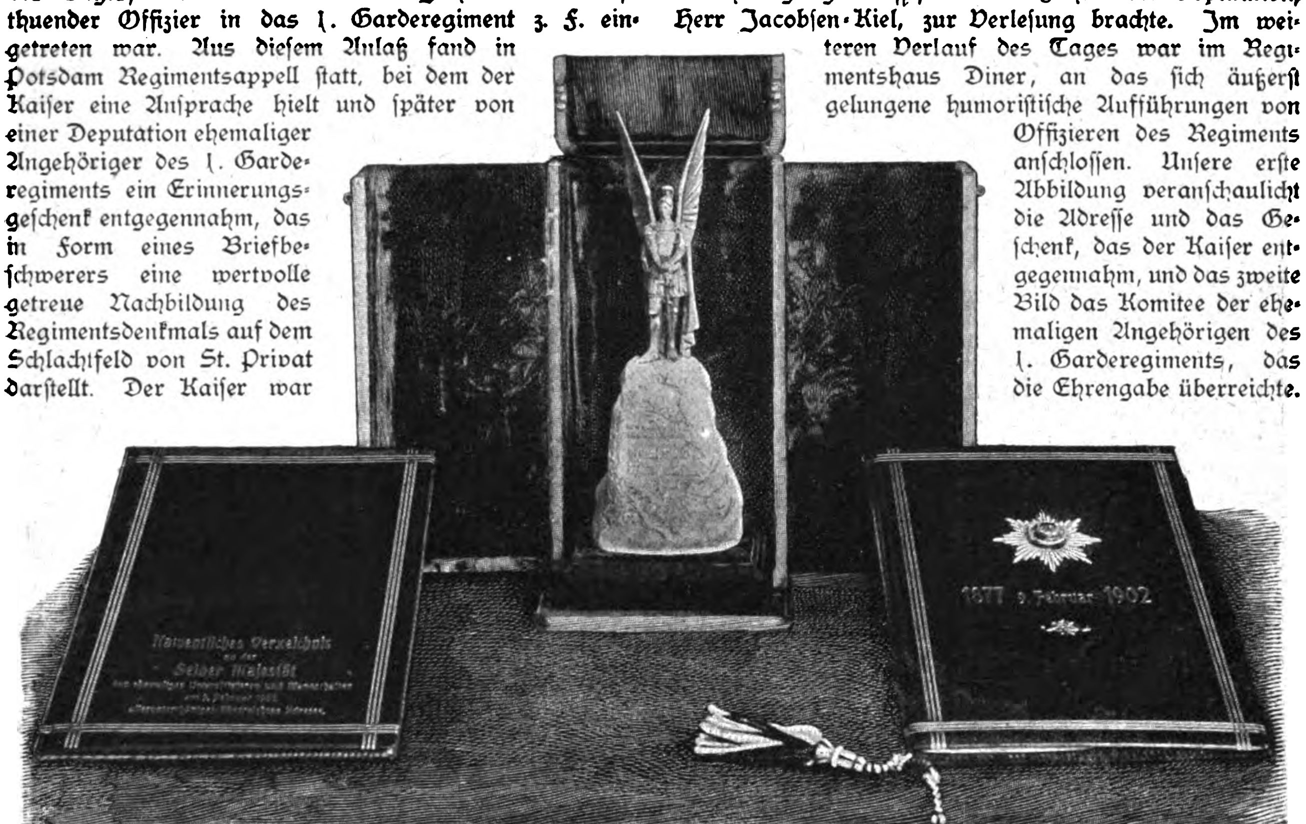
Wohl die geringsten Schwierigkeiten verursacht die Herstellung der Druckteppiche. Die Teppiche, die in ganzen Stücken mit dem Farbenmuster bedruckt werden, sind leicht als solche zu erkennen, da der Farbstoff den Wollflor nie ganz durchdringt. Sie werden auch nur wenig angefertigt.



Eine Ehrengabe zum Militärjubiläum des Kaisers.

Hierzu 2 Aufnahmen von Hofphot. Selle & Kuntze, Potsdam.

Der Kaiser beging am 9. Februar die Wiederkehr des Tages, an dem er vor 25 Jahren als dienstthuender Offizier in das 1. Garderegiment z. F. eingetreten war. Aus diesem Anlaß fand in Potsdam Regimentsappell statt, bei dem der Kaiser eine Ansprache hielt und später von einer Deputation ehemaliger Angehöriger des 1. Garderegiments ein Erinnerungsgeschenk entgegennahm, das in Form eines Briefbeschwerers eine wertvolle getreue Nachbildung des Regimentsdenkmals auf dem Schlachtfeld von St. Privat darstellt. Der Kaiser war von der Gabe ebenso erfreut wie von dem Inhalt der Huldigungsadresse, die der Führer der Deputation, Herr Jacobsen-Kiel, zur Verlesung brachte. Im weiteren Verlauf des Tages war im Regimentshaus Diner, an das sich äußerst gelungene humoristische Aufführungen von Offizieren des Regiments anschlossen. Unsere erste Abbildung veranschaulicht die Adresse und das Geschenk, das der Kaiser entgegennahm, und das zweite Bild das Komitee der ehemaligen Angehörigen des 1. Garderegiments, das die Ehrengabe überreichte.



Die Ehrengabe, die die ehemaligen Angehörigen des 1. Garderegiments dem Kaiser zu seinem 25jährigen Militärjubiläum überreichten.

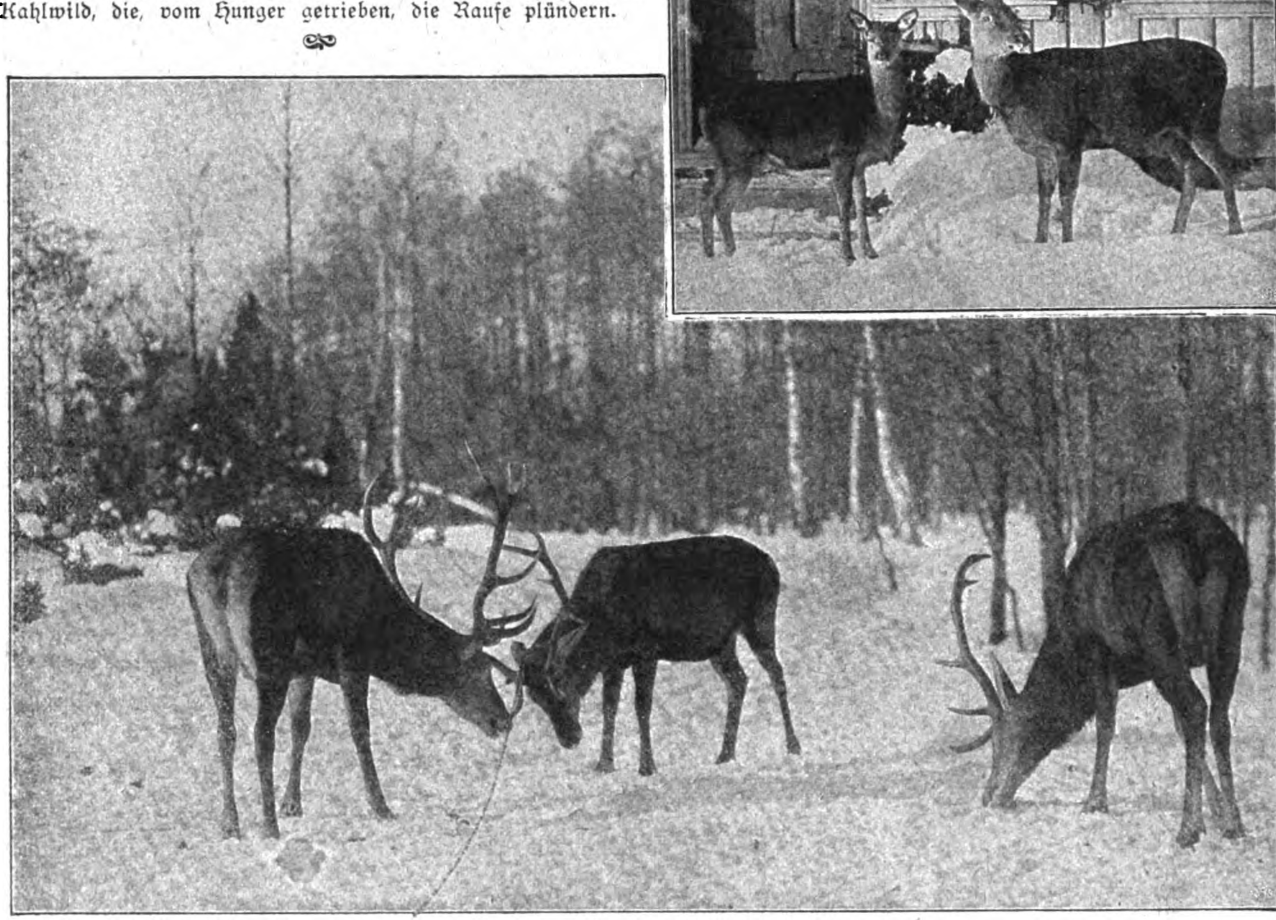


1. Marineoberzahlmeister Jahn (Kiel). 2. Hotelbesitzer Holtz (Dagebüll). 3. Baurat Lütjohann (Holtenau). 4. Steinsetzmeister Heydemann (Potsdam). 5. Brauereibesitzer Jacobsen (Kiel). 6. Hofbesitzer Scholz (Lindewiese). 7. Oberstadtsekretär Dietrich (Berlin). 8. Bürgermeister Lafrenz-Burg (Fehmarn). 9. Bäckermeister Montanus (Sie en). 10. Werftbetriebssekretär Bothe (Kiel). 11. Rentner Kamrath (Stargard P.). 12. Kgl. Kanzleisekr. Schumann (Berlin).

Das Komitee der ehemaligen Angehörigen des 1. Garderegiments,
das dem Kaiser zu seinem 25jährigen Militärjubiläum eine Ehrengabe überreichte.

Winter im Walde.

Verschneit sind Wege und Gründe, und nur mit Mühe arbeitet sich das Wild zu den Futterplätzen. Jetzt ist es die Ehrenpflicht eines jeden weidgerechten Jägers, offene Tafel für seine Lieblinge zu halten. Drei starke Hirsche nehmen auf der Fütterung Kartoffeln aus dem Schnee, sie schieben sich wohl hin und her, aber es ist nur Scherz. An diese kapitalen Burschen ist die Not noch nicht so stark herangetreten, wie an die zwei Stücken Kahlwild, die, vom Hunger getrieben, die Raufe plündern.



Rotwild auf dem Futterplatz.
Phot. M. Ziesler, Berlin.

Rotwild vor einem Haus in Andreasberg (Harz).
Phot. F. Petz, Duderstadt.

Schluss des redaktionellen Teils.

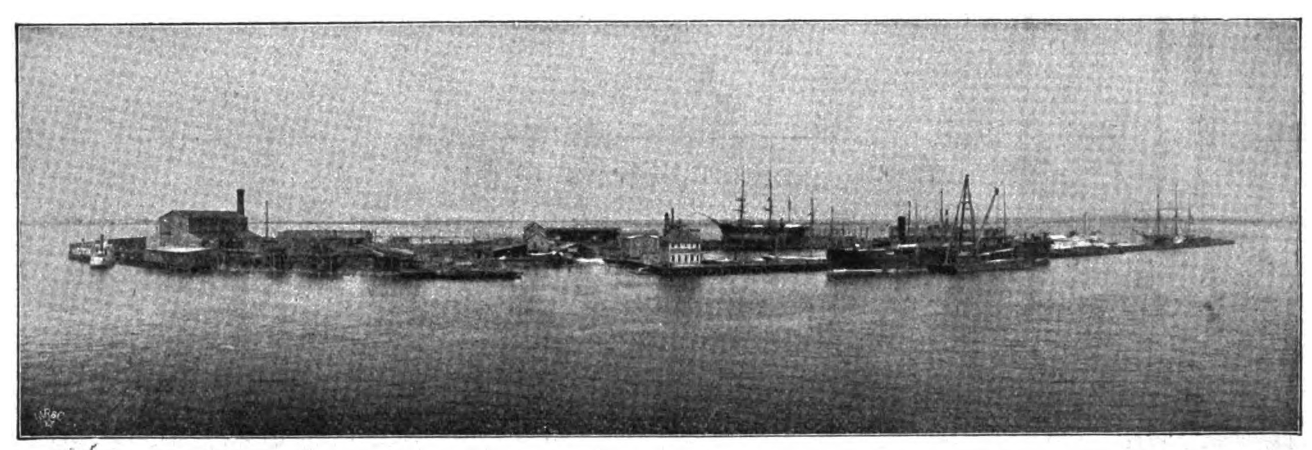
DIE·WOCHE.

Berlin, 1. März 1902. | Jedem Hefte liegt separat eine Uebersicht der Tages-Ereignisse mit dem Titel „Chronik der Woche“ bei. | 4. Jahrgang. Nummer 9.



1. Kontreadmiral Evans, der Kommandeur des Begrüßungsgeschwaders. 2. Seekapitän Cowles, der Schwager des Präsidenten Roosevelt. 3. Unterstaatssekretär Hill. 4. Oberst Bingham, Zeremonienmeister. 5. General Corbin. 6. Wallace Downey, der Erbauer der Kaiserjacht. 7. Graf Quadt, 1. Sekretär der deutschen Botschaft in Washington.

Zum Besuch des Prinzen Heinrich in Amerika: Eine Sitzung des Empfangskomitees in Washington.



Shooters Island, der Schauplatz der feierlichen Taufe der neuen Kaiserjacht.



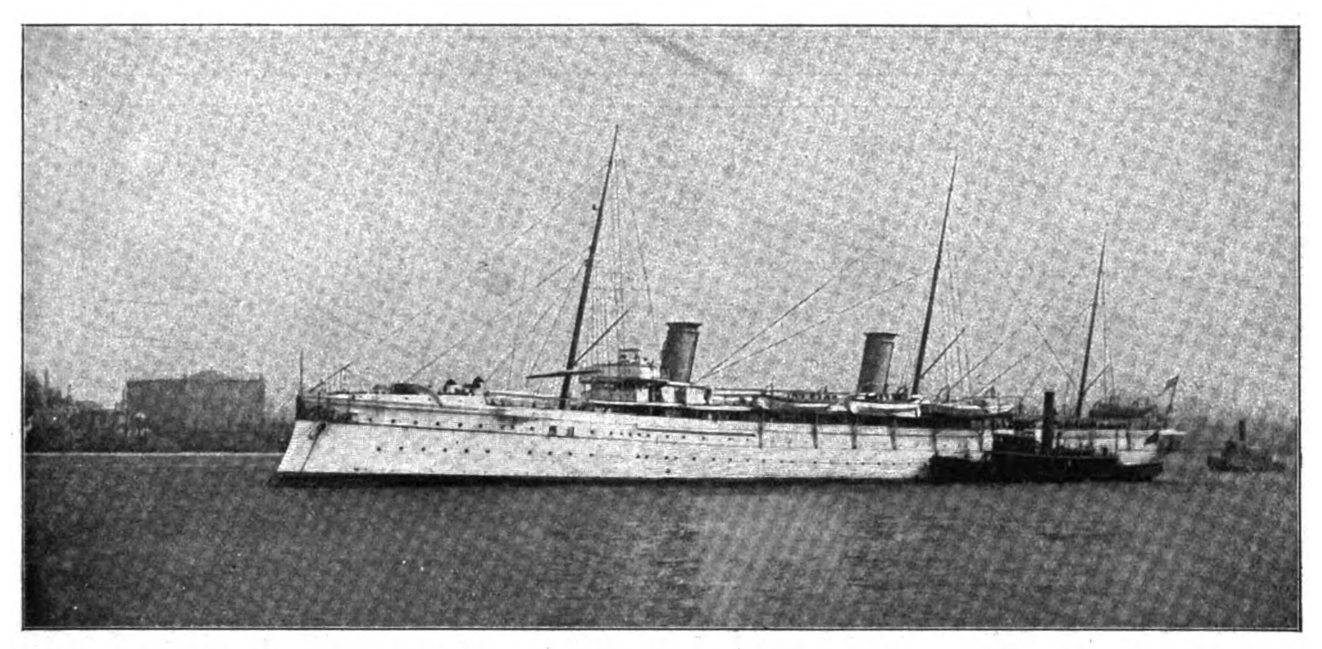
1. Viktor Hugo. 2. Jeanne Hugo (die Tochter Charles Hugos). 3. Frau Lockroy (frühere Frau Charles Hugos). 4. Georges Hugo.

Zur Viktor Hugo-Zentenarfeier in Paris: Viktor Hugo mit den Seinen in Guernsey im Jahr 1875.



Ein furchtbares Eisenbahnunglück in Kalifornien: Die Trümmer der bei Uplands mit voller Geschwindigkeit zusammengefahrenen Expresszüge.

Photographische Aufnahmen.



Zum Besuch des Prinzen Heinrich in Amerika: Die Kaiserjacht „Hohenzollern" in Hoboken.

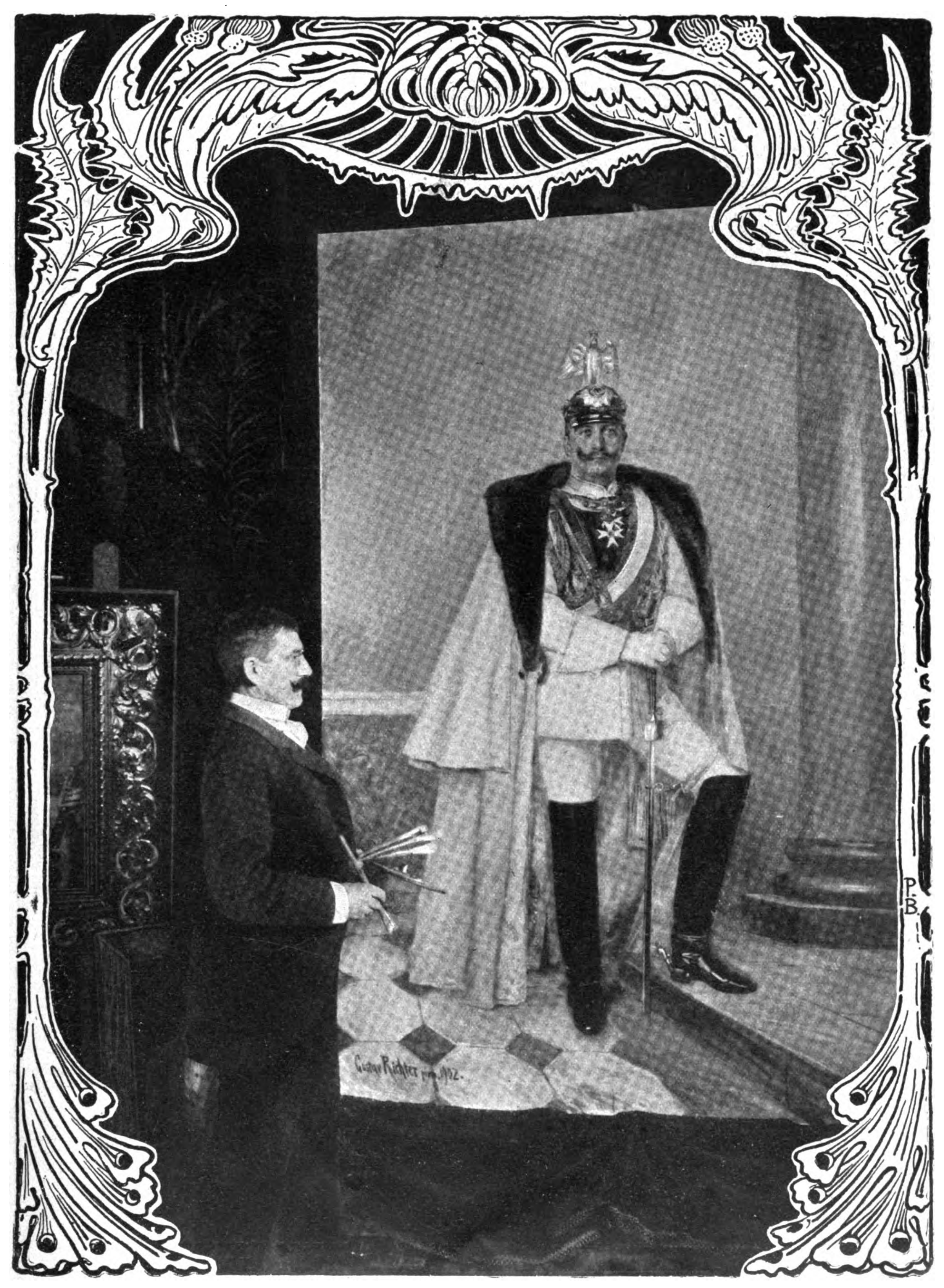
Graf Baudissin. Generalkonsul Bünz.

Kontreadmiral Graf Baudissin, der Kommandeur der „Hohenzollern", im Gespräch mit Karl Bünz, dem deutschen Generalkonsul in Neuyork.

Photographische Momentaufnahmen.

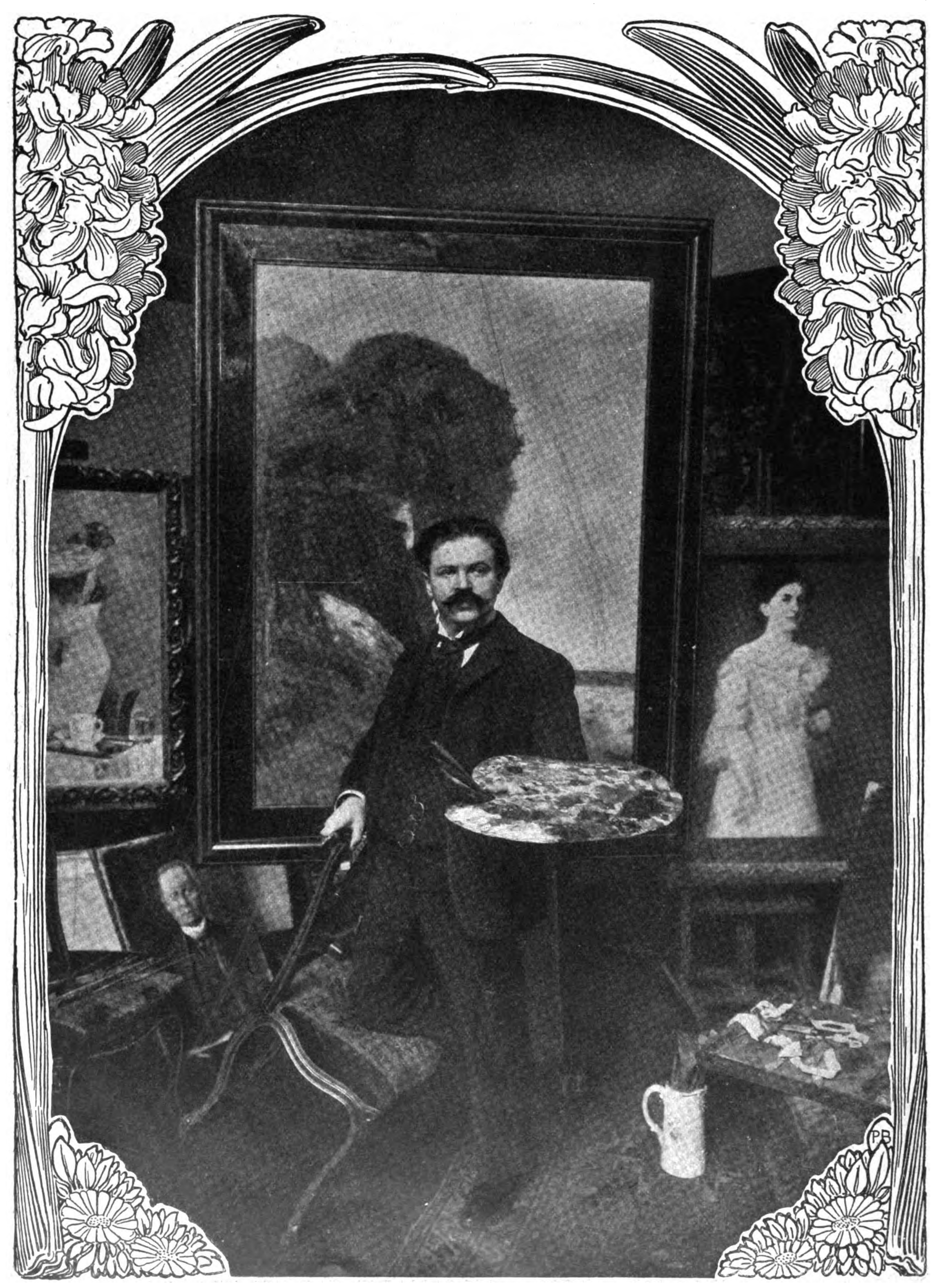
Zum Krönungsjubiläum Papst Leos XIII. am 3. März.

Neuste Porträtaufnahme des Jubilars.



Aus Berliner Ateliers: Professor Gustav Richter bei seinem neusten Werk, dem Porträt Kaiser Wilhelms II.

Spezialaufnahme für die „Woche".



Aus Berliner Ateliers: Lesser Ury bei seinem neusten Werk „Motiv vom Wannsee".

Spezialaufnahme für die „Woche".



Felix Weingartners Operntrilogie „Orestes“ im „Neuen Theater“ in Leipzig: Scene aus dem ersten Teil „Agamemnon“.

Photographische Aufnahme von Karl Bellach, Leipzig.



Generaloberst von Loë
überbringt dem Papst die Glückwünsche
Kaiser Wilhelms.



Wirkl. Geh. Oberreg.-Rat Dr. v. Woedtke †
Präsident des Reichsaufsichtsamtes
für Privatversicherungen.



Emil Holub †
bekannter österreichischer Naturforscher
und Afrikareisender.



Friedrich Grützmacher,
hervorrag. Violoncellvirtuose u. Komponist,
feierte am 1. März seinen 70. Geburtstag.

Vom Riesenbrand in der amerikanischen Industriestadt Paterson im Staat Neujersey am 10. Februar: Die Unglücksstätte.
Photographische Aufnahme.

An unsere Leser!

Wie unsere Leser gesehen haben, liegt der „Woche“ schon seit mehreren Nummern eine umfangreiche

Chronik der Woche

bei, in der wir in gedrängter Form eine Uebersicht über die wichtigsten Ereignisse auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens der jetzt abgeschlossenen Woche geben. Wir haben diese Einrichtung getroffen, um unsern Lesern auch die nach dem Schluß der Nummer eingehenden Nachrichten sofort bieten zu können.

Verlag und Redaktion.

Unsere Bilder.

Zur Reise des Prinzen Heinrich (Abbildungen Seite 361, 362, 363). Ende gut, alles gut, konnte Prinz Heinrich sagen, als er am 23. Februar mittags 1 Uhr in Neuyork an Land ging. Bei prachtvollem Wetter lief der „Kronprinz Wilhelm“ in den Hafen ein, wie ihn bei der Abfahrt von der Heimat die herrlichste Wintersonne beschienen hatte; die Tage aber, die dazwischen lagen, waren böse: das Schiff hatte schwere Stürme zu überstehen, daß es erst vierundzwanzig Stunden später, als erwartet wurde, sein Ziel erreichte. Unterhalb der Quarantänestation bereits war Admiral Evans an der Spitze des Ehrendienstes zur Begrüßung des Prinzen an Bord des „Kronprinz Wilhelm“ gegangen, der, obgleich er die Flagge des Prinzen nicht gehißt hatte, von den Forts mit 21 Schüssen salutiert wurde. Nachdem der Lloyddampfer endlich angelegt hatte, begab sich Prinz Heinrich alsbald durch die Empfangshalle zur Jacht „Hohenzollern“, die ja schon seit längerer Zeit in Hoboken weilte. An der Treppe nahm er die Meldung des Kontreadmirals Grafen Baudissin entgegen. Gleich am folgenden Tage reiste Prinz Heinrich zur Begrüßung des Präsidenten Roosevelt nach Washington, und noch am selben Abend kehrte er nach Neuyork zurück, in dessen unterer Bai Shooters Island gelegen ist, der Schauplatz der Taufe der neuen Lustjacht des Kaisers, die den Anlaß zur Reise des Prinzen Heinrich gegeben hat.

Ein Eisenbahnzusammenstoß in Kalifornien (Abb. S. 362). Ein amerikanischer Humorist erfand einmal folgende Geschichte. Ein Lokomotivführer bemerkte einst während der Fahrt, daß Strolche das Geleise verbarrikadiert hatten, um den Zug gewaltsam zum Stehen zu bringen und in der Verwirrung auszurauben. Er erkannte alsbald, daß die Entfernung zu gering sei, um noch rechtzeitig zu bremsen. Einen Moment nur überlegte er, dann entschloß er sich, eine Kraftprobe anzustellen. Wollen sehen, dachte er, ob die Lokomotive stärker ist oder die Barrikade. Er steigerte die Geschwindigkeit, so weit es ging, und siehe da, das Wagnis brachte Rettung. Der mit rasender Schnelligkeit heranbrausende Zug durchschnitt einfach das Hindernis und fuhr heil und glatt weiter, als hätte nur eine Fliege seinen Weg gekreuzt. Was hier die kühne Phantasie eines Erzählers ersonnen, sehen wir durch die Erfahrung leider nicht vollkommen, aber doch bis zu einem gewissen Grad bestätigt; wir sehen, daß ein Zug, der mit voller Wucht auf einen andern auffährt, keinen größeren Schaden anrichtet, als einer, der sich in langsamerer Bewegung befindet. Wie in Altenbeken zeigte sich's bei dem letzten Zusammenstoß in Uplands, Monterey Country, daß sich die Wagen nicht ineinander schieben, sondern daß die schnellfahrende Lokomotive in die Luft geschleudert wird und Verderben bringend auf einen Wagen niederfällt, während alle übrigen unbeschädigt bleiben. Da in Uplands die Maschine gerade auf den Gepäckwagen des entgegenkommenden Zugs herniedersauste, ging die Katastrophe sogar mit bemerkenswert geringem Verlust an Menschenleben ab. Nur ein Heizer wurde getötet, sonst blieb sowohl das Zugpersonal als die Passagiere beider Züge unverletzt.

Zum Jubiläum des Papstes (Abb. S. 364). Als Kardinal Gioacchino Pecci im Jahr 1878 zum Papst gekrönt wurde, hat wohl niemand geglaubt, daß es ihm vergönnt sein werde, sehr lange den Stuhl Petri zu behaupten, war er doch damals bereits 68 Jahre alt. Aber der scheinbar schwache Körper des Greises besitzt eine ganz ungewöhnliche Lebenskraft und Widerstandsfähigkeit, die es ihm erlaubte, sich an der Schwelle der Neunzig noch einer gefährlichen Operation zu unterziehen. So ist er denn bereits in das fünfundzwanzigste Jahr seiner Regierung eingetreten, das von der katholischen Welt als Jubiläumsjahr gefeiert wird. Es begann am 20. Februar, dem Tag der Wahl des Papstes, zu besonderen Ehrungen aber ist der Krönungstag, der 3. März, ausersehen. Da werden aus den verschiedensten Ländern Sondergesandtschaften die Glückwünsche der Staatsoberhäupter überbringen. Unser Kaiser hat mit dieser ehrenvollen Aufgabe den Generaladjutanten, Generaloberst der Kavallerie, Freiherrn v. Loë (Porträt S. 368) betraut.

Victor Hugos (Abb. S. 362) hundertster Geburtstag ist in Frankreich mit großem Gepränge gefeiert worden. Die großartigsten Vorbereitungen sind seit langer Zeit getroffen, die Stadt Paris hat 200 000 Frank bewilligt, und von der Kammer sind 80 000 Frank gefordert worden, um das Andenken des berühmten Dichters und Politikers durch Feste zu ehren, die sich über den Zeitraum von fünf Tagen erstrecken. Die Republik hat allerdings Ursache, die Erinnerung an ihn hochzuhalten, trat er doch, nachdem er zuvor die napoleonische Legende verherrlicht hatte, zu Napoleon III. in den schärfsten Gegensatz und bekämpfte ihn so heftig, daß er nach dem Staatsstreich auf die Proskriptionsliste gesetzt wurde. Damals gründete er sich auf der Insel Guernsey ein neues Heim, und erst im Jahr 1870 nach dem Sturz Napoleons kehrte er wieder in die Heimat zurück. Guernsey aber, wo er ein fürstliches Haus besaß, hat er auch später noch oft aufgesucht.

Aus Berliner Ateliers (Abb. S. 365 u. 366). Professor Gustav Richter, dem wir heute einen Besuch abstatten wollen, könnte man beinah als den Kaisermaler bezeichnen. Zwar hat er viel bedeutende Persönlichkeiten aus der Gesellschaft, aus der Politik, aus der Welt der Kunst porträtiert, am zahlreichsten und am meisten verbreitet sind doch seine Kaiserbilder, nicht nur solche des regierenden Monarchen, sondern auch die des alten Kaisers und des Kaisers Friedrich.

Manche von ihnen sind im Auftrage des Kaisers, andere im privaten und wieder andere im Auftrag des Staats gemalt und bilden den Schmuck zahlreicher öffentlicher Gebäude. Gustav Richter, der am 12. Mai 1847 in Dessau geboren wurde, machte seine Studien 1863 bis 1867 auf der Berliner Akademie. — Lenken wir unsere Schritte von seinem Atelier zu dem Lesser Urys, so erblicken wir auf der Staffelei eine Landschaft, ein Motiv vom Wannsee. Ury, der einer jüngeren Generation angehört — er ist am 7. November 1862 in Birnbaum geboren — hat sich viel in der Welt umgesehen. Er studierte längere Zeit in Berlin Düsseldorf, Brüssel, Antwerpen, Paris, München und Stuttgart.

„Orestes" (Abb. S. 367) nennt Felix Weingartner eine Operntrilogie, die in Leipzig zum erstenmal mit großem äußerem Erfolg aufgeführt worden ist. Weingartner hat die gewaltigen Dramen des Aeschylos mit großem Geschick zu musikalischen Einaktern umgedichtet: „Agamemnon", „Das Totenopfer" und „Die Erinnyen". Die Texte sind gut geworden, weil er das Original mit der nötigen Freiheit bearbeitet hat. Er schließt sich, wo es seinen Absichten dienlich ist, so eng an Aeschylos an, daß er sogar dessen Worte benutzt. Er scheut sich aber auch nicht, wo es ihm angebracht erscheint, den Urtext ganz fallen zu lassen und ganz neue Scenen einzufügen, um den antiken Stoff, ohne den darin herrschenden Geist zu vergewaltigen, dem modernen Empfinden nahezubringen. Nicht so günstig aber, wie über den Text, kann das Urteil über die Musik lauten, da der Komponist nicht starke Erfindungskraft bekundet. Mit hohem künstlerischem Ernst freilich, der das Haschen nach billigen Effekten ausschließt, und mit staunenswertem Können ist die Partitur gearbeitet, die Instrumentation zumal zeichnet sich durch Glanz, Charakteristik und Selbständigkeit aus. Daher wird jeder dem Schöpfer des „Orestes" die zahlreichen Hervorrufe und Lorbeerkränze gern gönnen, die ihm in Leipzig bei der lobenswert inscenierten, von ihm selbst dirigierten Première zu teil wurden. Unser Bild stellt die Scene aus Agamemnon dar, in der der heimkehrende Held von Klytemnästra mit erkünstelter Freude begrüßt wird.

Die amerikanische Industriestadt Paterson im Staat Newjersey (Abb. S. 368) ist am 10. Februar von einer gewaltigen Feuersbrunst heimgesucht worden. Der Brand, der in der Nacht ausbrach, äscherte ungefähr tausend Gebäude ein, darunter das Rathaus, sechs Banken und etwa siebenhundert Wohnhäuser. Der Materialschaden, den das wütende Element angerichtet hat, beträgt mehrere Millionen Dollars, hingegen gelang es, die gefährdeten Menschen, bis auf eine alte Frau, sämtlich zu retten. Das war um so schwerer, da das Feuer unter anderm auch ein Hospital ergriff, in dem einhundertfünfzig Kranke lagen. Wenig fehlte, so wäre auch das Zeughaus mit seinem feuergefährlichen Material in Flammen aufgegangen, allein davor bewahrte der Kommandant die Stadt durch Anwendung eines heroischen Mittels: er ließ nämlich eine Anzahl in der Nähe gelegener hölzerner Häuser mit Dynamit in die Luft sprengen. Hölzerne Häuser! Das erklärt wohl, daß das Feuer in kurzer Zeit sich mit so elementarer Gewalt ausbreiten konnte.

Der österreichische Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand (Abb. S. 405) hat, wie bei seiner Vermählung mit der Gräfin Chotek, auch sonst schon wiederholt gezeigt, daß er ein Mann ist, der seine eigenen Wege geht, der ganz bestimmte politische Ueberzeugungen hat und durchaus nicht ansieht, sich zu ihnen zu bekennen. Das hat Aufsehen gemacht und sowohl im österreichischen wie im ungarischen Abgeordnetenhaus schon zu Anfragen an die Regierung geführt. Ruft seine Selbständigkeit auf der einen Seite an manchen Stellen Opposition hervor, so verstärkt sie doch auf der andern Seite das allgemeine Interesse für seine Person. Unser Bild zeigt den Erzherzog mit seiner Frau im Automobil.

Ein Besuch russischer Offiziere in Ohlau (Abb. S. 406). Bei den Schillhusaren in Ohlau war kürzlich der Kommandeur der russischen Wladimirdragoner mit einigen andern Offizieren des Regiments zu Gaste. Eine Reihe von Festlichkeiten, wie Frühstück, Diner und Ball im Kasino, und ein Mannschaftsfest in einem öffentlichen Lokal wurden ihnen zu Ehren veranstaltet. Auch ein Schwadronsexerzieren stand auf dem Programm. An dem Diner und dem Mannschaftsfest nahmen mit mehreren andern auswärtigen Offizieren auch der kommandierende General des sechsten Armeekorps, der Erbprinz von Meiningen, teil, der den russischen Gästen einige Tage später in seinem Palais in Breslau ein Festmahl gab. Ueberhaupt wurden sie in der schlesischen Hauptstadt ebenso gefeiert, wie in Ohlau. Die Fahrt dorthin hatten die russischen Offiziere unternommen, weil die Wladimirdragoner zu den Schillhusaren besondere Beziehungen haben, ihr gemeinschaftlicher Chef ist der Großfürst Michael Nikolajewitsch.

Das Fest der Bühnengenossenschaft (Abb. S. 404) in der Philharmonie war eins der gelungensten, die dieser Winter der Reichshauptstadt überhaupt gebracht hat. Es findet bei solchen Gelegenheiten immer eine Art Austausch zwischen Presse und Theater statt. Auf den Bällen des Vereins Berliner Presse erscheinen die Bühnengrößen als Gäste, bei denen der Bühnengenossenschaft die Leute von der Feder. Wir sind geneigt, den Künstlern zuzugestehn daß sie mehr geben, als sie empfangen, aber günstig ist das freundliche Verhältnis für beide Teile, denn beider Feste gewinnen dadurch an Mannigfaltigkeit. Bei dem Fest der Bühnengenossenschaft nun gab es nicht bloß viel Schönes zu sehen, sondern auch viel Schönes zu hören, da dem Ball ein Konzert voraufging, an dessen Ausführung sich die ersten heimischen und ausländischen Künstler beteiligten, so Francesco d'Andrade und Yvette Guilbert.

Personalien (Porträts S. 368). Aus Wiesbaden kommt überraschend die bedauerliche Nachricht, daß daselbst der Präsident des im vorigen Jahr erst errichteten Aufsichtsamts für das private Versicherungswesen von Woedtke gestorben ist. Herr von Woedtke gehörte früher lange Jahre in hervorragenden Stellungen dem Reichsamt des Innern an, dessen Maßnahmen im einzelnen er sehr häufig vor dem Reichstag zu verantworten hatte. Er war an der Ausarbeitung der neueren Arbeiterschutzgesetze und der verschiedenen Novellen zur Gewerbeordnung in hervorragendem Maß beteiligt. Seit der Erörterung der leidigen 12000-Markaffäre im Reichstag, mit der sein Name, wie vielfach behauptet wird zu Unrecht, in Verbindung gebracht worden war, ist er am Bundesratstisch nicht mehr erschienen. Herr v. Woedtke hat ein Alter von 55 Jahren erreicht. — Ungefähr in gleichem Alter stehend, starb in Wien der Afrikaforscher Emil Holub. Der Verewigte war in jungen Jahren nach Südafrika gegangen, um sich dort als praktischer Arzt niederzulassen. Er hatte insofern Glück, als die englische Regierung ihn in den Diamantfeldern von Kimberley anstellte. Nachdem er hier vielleicht ein Jahr seine Praxis ausgeübt hatte, erwachte die Reise- und Forschungslust in ihm. Er unternahm verschiedene gefährliche Expeditionen zu den Bantus, den Betschuanen und zuletzt zu den Maschukulumba. Die Ergebnisse seiner Forschungen legte er in spannend geschriebenen Büchern nieder, die ihm viel Ruhm, aber wenig Geld eintrugen. Als er 1887 nach Europa zurückkehrte, lebte er lange in dürftigen Verhältnissen. Schließlich setzte ihm Kaiser Franz Josef eine Jahresrente von 5000 Kronen aus, deren Nutzen er leider nicht mehr lange genießen sollte. — Den siebzigsten Geburtstag feiert heute am 1. März der Violoncellist Friedrich Grützmacher in Dresden, der Senior der Musikerfamilie dieses Namens. Grützmacher, einer der bedeutendsten Künstler auf seinem Instrument und ein ausgezeichneter Pädagoge, wirkte bis zum Jahr 1860 am Konservatorium und in der Gewandhauskapelle in Leipzig und siedelte dann nach Dresden über, wo er noch heute in voller Frische seine Kunst ausübt.

Nervenhygiene in der Großstadt.

Von Geh. Medizinalrat Professor Dr. Albert Eulenburg.

In der Großstadt den Grundsätzen der Nervenhygiene das Wort zu reden — das scheint fast ein so aussichtsloses Beginnen, wie mitten im Krieg als Friedensapostel unter die Streitenden hinzutreten, um ihnen die Lehren der Friedfertigkeit und Versöhnlichkeit zu verkünden. Indessen ist nach einem bekannten Sprichwort ja sogar der Weg zur Hölle mit guten Vorsätzen gepflastert; und so könnten vielleicht auf dem vielbelasteten und vielgetretenen Pflaster der Großstädte auch hygienische Grund- und Vorsätze ausgiebig gedeihen.

Zunächst ließe sich überhaupt die Frage aufwerfen, ob es denn, nervenhygienisch betrachtet, mit der „Großstadt" (und speziell mit unserm lieben Berlin) wirklich so über alle Begriffe schlimm steht, oder ob sie auch gleich der arg verlästerten schottischen Königin von sich ausrufen kann, daß sie besser sei als ihr Ruf. Ich möchte glauben, daß es sich bei dem gewohnheitsmäßigen und prüfungslos nachgesprochenen Gerede von den fürchterlichen nervenzerrüttenden und zerstörenden Einflüssen der Großstadt mindestens um recht krasse Uebertreibungen und vielfach um wohl begreifliche, unfreiwillige Selbsttäuschungen handelt. Man könnte sagen, die Betroffenen unterliegen zum Teil einer Art „optischer" Täuschung. Nicht, weil sie in der Großstadt leben, verfallen unzählige Leute in mehr oder minder schwere Nervenstörungen, werden sie zu „Nervösen", zu „Neurasthenikern", wie die zwar unzulänglichen, aber gangbar und populär gewordenen Sammelbezeichnungen lauten; sondern, weil sie in abnormer Weise mangelhaft oder krankhaft nervös-seelisch beanlagt sind, können sie das „Großstadtpflaster" (mag es auch noch so geräuschloser Asphalt sein) und die „Großstadtluft" nicht vertragen, sind sie den allerdings recht erheblichen Anforderungen seelischer und körperlicher Robustheit, wie sie das Großstadtleben unzweifelhaft stellen muß, nicht — oder doch nicht nachhaltig — gewachsen. Es verhält sich da im großen, und bei den „Großen", ungefähr so, wie auf einem kleineren Einzelgebiet mit der so viel beredeten Frage der „Schulüberbürdung". Nicht weil im großen und ganzen (Ausnahmen natürlich zugegeben) die Schule unberechtigte und übertriebene Ansprüche erhebt, unterliegt ein verhältnismäßig hoher Prozentsatz der ihr zugeführten Kinder den als „Schulnervosität" und dergleichen gekennzeichneten Störungen, sondern, weil diese Kinder von vornherein mangelhaft oder minderwertig veranlagt, weil sie mit angeborener oder früh erworbener „nervöser Konstitutionsschwäche" behaftet sind, können sie den unvermeidbaren Schul- und Unterrichtsschädigungen gegenüber nicht standhalten und brechen unter der für kräftigere Schultern wohl tragbaren Last früher oder später allmählich zusammen.

Aehnlich verhält es sich unzweifelhaft mit einem recht ansehnlichen Teil unserer bunt zusammengewürfelten, von überallher und vielfach aus körperlich und geistig minderwertigen Schichten sich rekrutierenden Großstadtbevölkerung. Nach meinen eigenen nervenärztlichen Erfahrungen glaube ich behaupten zu dürfen, daß Nervosität, Neurasthenie, oder wie man die Gesamtheit dieser Zustände sonst nennen will, im großen und ganzen in mittleren und kleineren Städten und selbst auf dem Lande heutzutage keineswegs weniger verbreitet oder auch nur in weniger schlimmen und schweren Formen anzutreffen sind, als in der deshalb so übel beleumundeten Großstadt. Das erscheint auch bei Erwägung der in Betracht kommenden Verhältnisse begreiflich und fast selbstverständlich — einerseits wegen des beständigen Austausches von Menschenmaterial, wie es den Großstädten (namentlich in der dienenden Bevölkerungschicht und in der Schicht der industriellen Arbeiter) vom Lande her zuströmt und bei ungünstigen Konjunkturen auch gelegentlich zurückströmt — andrerseits weil gerade Land- und Kleinstädte in hygienischer Beziehung vielfach recht anfechtbare Seiten darbieten und in Hinsicht auf schwere, ja allerschwerste hygienische Mängel und Gebrechen die vielgescholtenen Großstädte turmhoch überragen. Gerade auf dem Land und in Orten mit rein oder halb ländlichem Charakter stößt, wie ich wohl nicht näher zu belegen brauche, die Durchführung selbst der elementarsten sanitären Maßregeln oft auf den entschiedensten, unüberwindlichen Widerstand, während in Großstädten derartige Bestrebungen mehr und mehr einem wachsenden Verständnis in den weitesten Bevölkerungskreisen begegnen und natürlich auch leichter die Mittel zu ihrer Verwirklichung finden. Einer unserer witzigsten Spötter hat freilich erst unlängst behauptet: „Was wir Großstädte nennen, sind eigentlich bloß Orte, in denen eine größere Zahl von Kleinstädtern wohnt als in den andern." — Das ist, mit Oskar Blumenthals Verlaub, doch wohl mehr witzig als wahr; denn indem eine Masse von Kleinstädtern in einer Großstadt zusammenwohnt, wird aus ihnen durch Luft und Umgebung, durch den „genius loci", vor allem aber durch die gegenseitige Beeinflussung langsam und unmerklich etwas ganz anderes, etwas — in gewissen Sinn wenigstens — intellektuell Ueberlegenes: eben die „Großstadtbevölkerung" mit ganz andern Welt- und Lebensanschauungen, mit viel weiteren Horizonten weiter gesteckten Zwecken und Zielen und vor allem mit weiter reichenden Mitteln zu ihrer erfolgreichen Durchführung. Bei alledem soll übrigens keinen Augenblick verkannt werden, daß, an sich betrachtet, die zunehmende Entvölkerung des Landes, die „Flucht in die Großstadt" und somit das unverhältnismäßige Anschwellen dieser eine unleugbare Gefahr für die Volksgesundheit bedeutet; eine Gefahr, die in andern industriell hoch entwickelten Ländern — ich nenne in erster Reihe England — schon früher als bei uns und in viel bedrohlicherem Maß hervorgetreten ist und bei einsichtigen Beobachtern und denkgewohnten Köpfen dort ernste Beachtung gefunden hat. Wenn diese Gefahr auch bei uns, den statistischen Erhebungen zufolge, seit ungefähr einem Menschenalter in stetem Fortschreiten begriffen ist, so werden auch wir sie ernstlich ins Auge fassen und vor allem über die zu Grunde liegenden, notwendigen oder vermeidbaren Ursachen uns klar werden müssen, um ihren hygienisch unerwünschten Folgeerscheinungen nach Möglichkeit zu begegnen.

Wie bei allem menschlichen Thun, so wirken natürlich auch bei dieser „Flucht in die Großstadt" Beweggründe, die aus den höchsten und niedrigsten in seltsamer Weise gemischt sind, unauflösbar zusammen. Ganz allgemein läßt sich die Gesamtheit der in Betracht kommenden Motive vielleicht auf den Ausdruck bringen, daß in den Großstädten unermeßliche „Kulturgüter" — oder was den Menschen so erscheint — angehäuft sind, und daß es die überwiegende Mehrzahl treibt und drängt, an diesen „Kulturgütern" nach Möglichkeit mitbesitzend und mitgenießend Anteil zu nehmen. Freilich wird sich jeder unter diesen Kulturgütern etwas Apartes vorstellen und unter dem, was ihm die Großstadt zu bieten hat, seiner Natur und Einsicht entsprechend die Auswahl treffen. Bei beschränkter Einsicht wird die Auswahl auch eben danach

sein. Bismarck erzählte einmal im Parlament, daß er einen Landarbeiter in Varzin, der durchaus nach Berlin wollte, gefragt habe, was sie denn alle so unwiderstehlich dorthin zöge, und der biedere Pommer habe nach einigem Zögern erwidert: „Ja — da kann man doch in den Biergärten sitzen und Musik hören." Die Antwort scheint mir durchaus begreiflich und charakteristisch. Für das Begriffsvermögen des Antwortenden konzentrierte sich eben das „Höhere", was ihm die Reichshauptstadt zu bieten hatte, in den Biergärten mit Musik; für andere, je nach Anlage und Verhältnissen, vielleicht in Hochschulkursen und wissenschaftlichen Vorträgen, Museen und Kunstausstellungen, Theatern und Konzerten oder Ueber- und Unterbrettln; in jour fixe-, Diner- und Balleinladungen, in Rennplätzen und Spielsälen — oder, um recht niedrig zu greifen, in Nachtcafés, Animierkneipen und Destillen. Das alles und freilich noch unendlich viel mehr bietet die Großstadt. Gegen die solchen Motiven entstammende „Flucht in die Großstadt" ist mit Vernunftgründen kaum anzukämpfen; und ein Ende dieser „Flucht" ist daher auch bis auf weiteres nicht abzusehen. Vielmehr stehen wir bei uns anscheinend noch in den Frühstadien dieser Entwicklung und mögen ungefähr auf dem Punkt angelangt sein, wie London vor 50 bis 60, Paris vor 40 Jahren. Um so mehr fragt es sich: was kann gegen die schädigenden Auswüchse dieses an sich unvermeidlichen und notwendigen Prozesses geschehen? Welche Mittel der Vorbeugung und Verhütung, der Abhilfe und Linderung stehen der Gesamtheit, welche dem einzelnen Individuum in dieser Hinsicht wesentlich zu Gebote?

Soweit es sich nun um die für unsern Gegenstand vorzugsweise in Betracht kommenden Großstadtschädigungen handelt, können wir sagen, daß diese einerseits aus dem angestrengten Erwerbs- und Arbeitsleben, andrerseits aus dem Vergnügungs- und Genußleben der Großstadt resultieren und diesen grundverschiedenen Ursprüngen gemäß auch die Wege der Verhütung und Abhilfe gewählt werden müssen.

Die nervenschädigenden Einflüsse in Erwerb und Arbeit wie im täglichen Verkehr werden vorzugsweise gefördert durch die dem Großstadtleben eigene ungeheuerliche Konzentration, durch die mit der gesteigerten Annäherung und Dichtigkeit nicht mehr in arithmetischer, sondern in geometrischer Progression wachsende Zahl und Menge gegenseitiger Berührungen und der unter solchen Umständen unvermeidlichen Friktionen und Kollisionen — mit einem Wort, durch die enorme Erschwerung des Daseinskampfes, wie sie, fast wörtlich genommen, „auf Schritt und Tritt", in tausendfachen Gestaltungen sichtbar und greifbar an uns herantritt. Am frappantesten freilich und am einleuchtendsten unmittelbar in den Verkehrsverhältnissen der Großstadt, in den auf ihren Verkehrsstraßen, ihren belebten Plätzen, in voller Oeffentlichkeit sich abspielenden Verkehrsschwierigkeiten, Hemmnissen und Gefahren; und auf diesem Gebiet kommen, wie die Gefahren selbst, so auch die einzuschlagenden Mittel und Wege der Abhilfe, namentlich so weit sie verkehrstechnischer Natur sind, am wirksamsten und unmittelbarsten zu unbestreitbarer Geltung.

Vielfach hat sich schon das Gefühl aufgedrängt, gerade angesichts des stetig und riesenhaft anschwellenden Verkehrs einzelner Straßen und Plätze oder auch ganzer Stadtteile in Großstädten, daß es so unmöglich weiter fortgehen kann, weil die Gefahr der Zusammenstöße zwischen allem, was da kreucht und fleucht, zwischen Fußgängern und Fahrzeugen der verschiedensten Art, sowie dieser untereinander sich ins Unerträgliche steigert. Oft genug hat man die Angst und Sorge schwacher und gebrechlicher Personen, der Kinder, Frauen, Greise beim Ueberschreiten solcher verkehrüberlasteten Fahrdämme, die erhöhten und dem menschlichen Durchschnittsmaß kaum noch erfüllbaren Anforderungen an die nie versagende Aufmerksamkeit und Tüchtigkeit der Wagenführer und Radlenker, die Gefahren individueller Rücksichtslosigkeit, Brutalität oder zufälliger Alkoholbenommenheit für Gesundheit und Leben der Passanten mit lebhaften Farben geschildert; oft genug hat man die täglichen Unfallsberichte der Zeitungen herangezogen, die sich an manchen Tagen zu förmlichen Verlustlisten steigern, selbst bei uns, wo doch so ungünstige Verhältnisse, wie die des berüchtigten Londoner Nebels, höchstens als verschwindende Ausnahmefälle ins Spiel kommen. Mit Recht hat man auch auf die ganz besondere Bedrohung der Kinderwelt hingewiesen, die, innerhalb der Großstadtwohnungen und Häuser meistens an der freien Entfaltung ihres Bewegungs- und Spieltriebs behindert, auf Straßen und Plätzen täglich und stündlich unabsehbarer Gefahr ausgesetzt ist.

Die Verkehrsüberlastung einzelner Straßenzüge ist ja in Berlin bei wiederholten Gelegenheiten, und so erst ganz kürzlich, wieder aktuell geworden, bei den Erörterungen über die Durchquerung der Linden im Zuge der Neustädtischen Kirchstraße, und bei dieser Gelegenheit sind denn auch die verschiedenen, in Betracht kommenden Abhilfsmaßregeln bereits lebhaft diskutiert worden. Es handelte sich in dem angeführten Spezialfall bekanntlich darum, ob die Ueberflutung jener schönsten Straße Berlins mit Verkehrsmitteln noch durch Durchquerung mittels elektrischer Straßenbahnen gesteigert werden sollte, oder ob es angezeigt sei, den Verkehrsbedürfnissen auf andere, das Straßenplanum entlastende Weise, durch Unterstraßenbahn, Untertunnelung, Liftanlage nach dem Vorschlag des Kaisers, zu genügen. Beim Auftauchen derartiger Fragen erheischen natürlich die von bewanderten Technikern aus genauer Kenntnis und Erwägung der einschlägigen Verhältnisse geschöpften Abhilfvorschläge die eingehendste Würdigung und Berücksichtigung.

Am nächsten scheint es in Fällen örtlicher Verkehrsüberlastung zu liegen, an eine Verbreiterung der Straßen, speziell der Fahrdämme, für diesen Zweck zu denken; allein eine solche ist, abgesehn davon, daß sie in schon bebauten Stadtteilen nur selten durchführbar ist, doch nur bis zu einer gewissen Grenze erwünscht und von Vorteil. Man darf nicht übersehen, daß mit der Verbreiterung des Straßendamms die mit dessen Ueberschreitung verbundenen Gefahren nicht vermindert, sondern im Gegenteil entsprechend erhöht werden. Beiläufig bemerkt, auch die sonst so wünschenswerte Verminderung der Straßengeräusche, durch geräuschloses Pflaster, durch Einschränkung oder Verbote des Klingelns und sonstiger Signalzeichen, hat, lediglich vom Gesichtspunkt der Sicherheit der Straßenübergänge betrachtet, gleichfalls ihre nicht unbedenklichen Seiten. — Weiter kommen für die notwendige Entlastung in übermäßig belebten Verkehrstraßen die verschiedenen Systeme der Hochbahnen, einschließlich der Schwebebahnen, und der Untergrund- und Unterpflasterbahnen in Betracht, die entweder vereinzelt oder gleichzeitig nebeneinander heranzuziehen sein würden. Bereits vor vielen Jahren hat eine der unbestrittensten technischen Autoritäten, Werner von Siemens, den grundsätzlichen Vorschlag gemacht, das eigentliche Straßenniveau ausschließlich für den Fuhrwerk- und Lastenbetrieb zu reservieren, für den Fußgängerverkehr dagegen in der Höhe der ersten Stockwerke laufende Galerien zu bauen und zu verwenden. Bei Durchführung dieses Gedankens würde das jetzige Erdgeschoß der an der Straßenfront stehenden Gebäude lediglich dem Güterverkehr dienen; die Läden samt Auslagen würden sich dagegen im ersten Stockwerk in der Höhe der Fußgängerpassage befinden. Aehnliche, aber noch weitergehende und detaillierte Vorschläge sind von Hans Schmidkunz in einem beachtenswerten Aufsatz („Die Dreischichtung des städtischen Verkehrs",

Gegenwart Nr. 44 vom 2. November 1901) kürzlich zur Sprache gebracht worden. Unter „Dreischichtung“ versteht Schmidkunz die gedoppelte Entlastung des Straßenniveaus nach oben und nach unten, durch darüber und darunter befindliche Verkehrsanlagen; übrigens beschäftigt auch er sich vorzugsweise mit der Verlegung der Hauptmasse des Fußgängerverkehrs in die Höhe — in eine Höhe von etwa 1½ bis 2 Stockwerken, 10 Meter über dem Straßenniveau — durch Anlage auf Pfeilern ruhender Fußsteige an oder neben den Häusern, mit Straßen- und Platzüberquerungen, Eintrittsthoren in die Häuser, Treppen oder schiefen Ebenen nach abwärts, Verbindungen der Steige untereinander, Ausweichungen, Ausbuchtungen und sonstigen durch die Gesamtanlage erforderten technischen Behelfen. Das Nähere mag, wer sich dafür interessiert, im Original nachlesen; unter anderm die recht interessante Nutzanwendung auf einen unserer unregelmäßigsten und die größte Verkehrsgefahr bietenden Plätze, den Potsdamer Platz. Hier waren Tiefbahnen bekanntlich geplant; wünschenswert erscheint nach Schmidkunz überdies Unterführung des Platzes durch kleine Tunnel oder noch besser Ueberbrückung. Zwei flachbogige Fußgängersteige sollen gleich den Gurten eines Kreuzgewölbes über der Mitte des Platzes sich kreuzen und so jede der wichtigeren Ecken des Platzes mit jeder andern verbinden. Die Kreuzungsstellen selbst denkt er sich überdies rundellartig erweitert, auf Pfeilern ruhend, den Platz auch ästhetisch beherrschend.

Einstweilen freilich muß sich der Einzelne im Kampf gegen die Nervenschädigungen der Großstadt noch mit eigenen Vorbeugungs- und Schutzmitteln selbständig waffnen. In diesem Bestreben müssen wir der in gewissem Sinn nun einmal unentrinnbaren Flucht in die Großstadt gegenüber, vor allem die Flucht aus der Großstadt als Prinzip proklamieren — wenn auch nicht die andauernde, die ja in der Regel außerhalb des Bereichs der Möglichkeit und der Erörterung liegt, so doch die vorübergehende, zeitweise, periodische und regelmäßig wiederkehrende wie sie durch Verlegung der eigentlichen Wohnungen aus dem Stadtinnern an die Peripherie und in die Vororte, durch Sommerwohnungen Reisen, Ausflüge, Ferienkolonien, Stadt- und Halbkolonien und noch manche andere in der Konsequenz des gleichen Prinzips liegende Einrichtung immer ausgedehntere Verwirklichung und Einbürgerung findet.

Auf die so überaus wichtige Forderung der Verlegung der eigentlichen Wohnungen aus dem Stadtkern an die Peripherie und in die noch mehr oder weniger ländlichen Charakter tragenden Vororte mußte man in jeder sich naturgemäß ausbreitenden Großstadt früher oder später notwendig zurückkommen. Am frühesten und ausgiebigsten fand dieser Gedanke wohl in den englischen Großstädten, namentlich in London, seine Verwirklichung; bei uns in Deutschland, besonders in Hamburg, das ja auch früher schon in Anlehnung an englische Verhältnisse das Einzelfamilienhaus anstelle der Mietskasernen in großem Umfang bevorzugte. Nur sehr langsam, spät und zögernd, namentlich, so weit es sich um die Errichtung von Villenvororten handelte, folgte Berlin. Ich erinnere mich noch lebhaft, wie mich in den siebziger Jahren ein viel gereister Amerikaner, mit dem ich von Hamburg nach Berlin fuhr, darauf aufmerksam machte, wie man bei der Annäherung an andere Großstädte erst lange Zeit durch Villenkolonien und ländliche Vororte hindurchfahre, während bei Berlin so gar nichts derartiges zu bemerken sei, und man sich gleich mitten in dem städtischen Häusermeer befinde. Das war für die damaligen Verhältnisse, wie in manchen Außenbezirken noch heute, durchaus zutreffend. Die wenig gelungene, anfangs verkrachte Villenkolonie Westend bildete von 1873 ab den ersten Versuch; sehr allmählich entwickelten sich andere Wohnungskolonien.

Enorm ist denn auch das Anschwellen der Berliner Vororte in den letzten dreißig, besonders aber in den letzten fünfzehn Jahren.*) Noch 1871 kamen auf die Stadt Berlin 826 341, auf die Vororte zusammen 53 735 Einwohner; 1900 dagegen auf die Stadt Berlin 1 888 326, auf die Vororte zusammen 639 978 Einwohner, d. h. in diesen dreißig Jahren hatte Berlin eine Einwohnerzunahme von 129 %, hatten die Vororte dagegen eine solche von 1008 % erfahren. Die Bevölkerungszunahme der Vororte erfolgte freilich nicht ganz gleichmäßig, sondern etwas sprunghaft, entsprechend den zeitweise besonders erschwerten Wohnungsverhältnissen in Berlin und andern, zum Teil noch nicht ganz klar liegenden Umständen. Die Zunahme der Vorortbevölkerung war beispielsweise prozentual am stärksten in den Jahren 1885 bis 1890 (um 64,11 %), am schwächsten in den Jahren 1895 bis 1900 (nämlich nur um 47,03 %), wofür eine befriedigende Erklärung noch aussteht. Da immerhin die Wohnungsschwierigkeiten in der Stadt selbst in gewissem Umfang noch fortbestehn, so ist auf ein kräftiges Fortschreiten der Dezentralisation und Vorortbesiedlung, namentlich für die arbeitende Bevölkerung, fortgesetzt hinzuwirken.

Freilich hat die erhebliche Zunahme der Vorortbevölkerung (Charlottenburg allein brachte es von 19 518 Einwohnern im Jahr 1871 auf 189 290 im Jahr 1900!) auch hier teilweise bereits zu einer erheblichen Steigerung der Grund- und Bodenpreise und zu einer Terrainspekulation widerwärtiger Art, besonders in den Luxusquartieren, Anlaß gegeben. Andreas Voigt schätzt die Steigerung des Grundwerts in Charlottenburg allein in den 10 Jahren 1887 bis 97 auf mehr als 250 Millionen Mark, für die sämtlichen Berliner Vororte in der gleichen Zeit auf mehr als 1 Milliarde Mark. Dem entspricht natürlich eine Erhöhung der Wohnungsmieten auch in den Vororten, die den anfänglichen Vorzug für die Großstädter wenigstens in dieser Beziehung mehr und mehr illusorisch gemacht hat; und teilweise auch in hygienischer Beziehung, insofern sie eine allmähliche Umwandlung der Villen in Mietskasernen begünstigte, so weit es die Bauordnung, auf deren Abänderung man fort und fort drängt, nur irgend gestattet.

Die Berliner Wohnungsstatistik wies in dem genannten Zeitraum ein hygienisch vielfach unerfreuliches Bild auf, besonders allerdings infolge des massenhaften Zuzugs einer in seinen Wohnungsansprüchen durchaus unverwöhnten ländlichen Bevölkerungsschicht, die, um Industriearbeit zu übernehmen, aus dem Osten nach Berlin überströmte. So betrug die Behausungsziffer (Durchschnittsziffer) für ein Grundstück in Berlin 1864: 50 Einwohner, 1871: 51,26, dagegen 1890 nicht weniger als 72,87, während sich 1895 mit 71,97 wenigstens eine kleine Besserung bekundet. Eine ebensolche giebt sich darin zu erkennen, daß die Bewohnerschaft des als besonders ungesund geltenden Erdgeschosses nachgelassen hat; in diesem wohnten nämlich 1861 von je 1000 Einwohnern 233, 1890 nur 141. Dagegen ist die Bewohnerschaft des vierten Stocks in dieser Zeit ganz außerordentlich gestiegen, nämlich von 36 im Jahr 1861 auf 205,4 im Jahr 1890. Man darf immerhin sagen, daß wir uns in diesen hygienisch so wichtigen Dingen im allgemeinen in aufsteigender Linie bewegen, wenn wir auch nicht mit gleichbleibender und wünschenswerter Geschwindigkeit darauf fortmarschieren. Weiter will ich auf dieses, von Rubner erst kürzlich speziell abgehan-

*) Vergl. die interessante Studie „Die Wohnungs- und Bodenpolitik in Groß-Berlin“, Grenzboten, 1901, No. 33 ff.



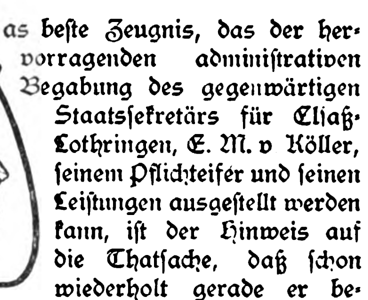
delte Kapitel der großstädtischen Wohnungshygiene hier nicht eingehen; auch von den vielbeklagten Sünden städtischer Bauspekulanten und Haustyrannen soll an dieser Stelle ebensowenig die Rede sein, wie von den hoffnungsfreudigen Projekten unserer Grund- und Bodenreformer. Dagegen kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß, so viel auch für gesunde und zweckmäßige Anlage der Wohnungen in den besseren Häusern bei uns neuerdings geschehen ist, doch selbst hier für zweckmäßigere Gestaltung und Ausnutzung der Wohnräume noch manches zu thun bleibt. Namentlich ist man als Arzt häufig erstaunt, kleine, enge und schlecht ventilierte Schlafräume und recht mangelhaft eingerichtete, überbescheidene Wirtschaftsräume selbst in sonst luxuriös ausgestatteten Wohnungen gar nicht selten zu finden.

Wenden wir uns nun denjenigen Veranstaltungen zu, die den geplagten und nervenüberreizten Großstädter wenigstens zeitweise aus Qual und Drang und — Genuß des Großstadtlebens heraus an den viel besungenen Busen der Natur retten sollen, so haben wir natürlich für den, dem seine Mittel es erlauben (und sie erlauben es ja bei den verbilligten Reisegelegenheiten heutzutage glücklicherweise schon den mäßig Bemittelten) vor allem das Reisen, besonders die „Sommerreise", das heißt die unter diesem Namen fast zu einer regelmäßigen Institution erhobene drei-, vier- bis fünfwöchige Ausspannung mit obligatem Genuß mehr oder weniger guter und staubfreier See-, Wald-, Berg- oder auch einfacher Landluft und dazu gehöriger flüssiger und fester Ernährung. Darüber wäre weiter keine Bemerkung zu machen, als daß es vom humanen und sanitären Standpunkt aus überaus wünschenswert erscheint, das System regelmäßiger Beurlaubungen für diesen Zweck noch weiter, namentlich auf die Unterbeamten, die Geschäftsangestellten u. s. w. auszudehnen, und wo es anerkennenswerterweise schon besteht, zeitlich noch zu erweitern. In der That ist schon die vier- bis fünfwöchige Dauer unserer Sommerschulferien nur eben dem thatsächlichen Mindestbedürfnis entsprechend; ein vierzehntägiger Urlaub aber ist viel zu knapp bemessen; und wie viele entbehren Jahr um Jahr noch jeder Erholung! Ferner möchte ich noch der schon öfters geäußerten Ueberzeugung Ausdruck geben, daß ich das Zusammenreisen von Erwachsenen und Kindern oder vielmehr das gedankenlose Mitschleppen der Kinder auf den Bade- und Erholungsreisen Erwachsener im allgemeinen nicht für wünschenswert und ersprießlich ansehe. So gut es auch gemeint sein mag, so ist doch das nur zu häufige Endergebnis davon, daß die mitgenommenen Kinder entweder zu einer Quelle fortwährender Störung und Beunruhigung für die Erwachsenen werden, oder ihrerseits nicht zu ihrem vollen Recht gelangen und dabei vielfach zu einer recht unhygienischen, dem kindlich jugendlichen Alter weder dienlichen noch geziemenden Lebensführung gezwungen werden. Durch Aufenthalte in See-, Land- und Gebirgshospizen für die jüngeren, durch gemeinschaftliche, am besten unter Lehrerführung unternommene Fuß- und modernerweise auch Radreisen der älteren Schüler ließe sich jene zweifelhafte Art der Ferienausnutzung in recht zahlreichen Fällen zu beiderseitigem gesundheitlichem Vorteil ersetzen und gleichzeitig verbessern.

Schluß folgt.

Beim Staatssekretär von Elsaß-Lothringen.

Hierzu 2 Spezialaufnahmen für die „Woche" von J. K. Lischka, Straßburg i. E.



Das beste Zeugnis, das der hervorragenden administrativen Begabung des gegenwärtigen Staatssekretärs für Elsaß-Lothringen, E. M. v. Köller, seinem Pflichteifer und seinen Leistungen ausgestellt werden kann, ist der Hinweis auf die Thatsache, daß schon wiederholt gerade er berufen wurde, wo es sich um die Besetzung eines neben unerschütterlicher Energie auch Takt und Wohlwollen erheischenden wichtigen Postens handelte. Am 8. Juli 1841 zu Kantrik in Pommern als Sohn des 1888 verstorbenen Wirklichen Geheimen Rats und dortigen General-Landschaftsdirektors und als ein jüngerer Bruder des langjährigen Präsidenten des preußischen Abgeordnetenhauses, Georg von Köller, geboren, absolvierte er seine Studien in Heidelberg und Berlin; auf der erstgenannten Universität nahm er auch an dem flotten Korpsleben regen Anteil. In den Verwaltungsdienst trat er 1866 als Referendar bei der Königl. Regierung in Stettin, um schon zwei Jahre später das Landratsamt des Kreises Kammin in seiner Heimatprovinz Pommern zu übernehmen. Einundzwanzig Jahre lang, bis 1887, war er auf diesem Posten thätig. Daß er dann, am 1. Oktober des ebengenannten Jahres, zum Polizeipräsidenten von Frankfurt a. M. ernannt wurde, war bereits ein Beweis des hohen Vertrauens, das er sich an maßgebender Stelle erworben, und dieses Vertrauen hat er glänzend gerechtfertigt. Er, ein Sohn der Ostseeküste, fand sich mit Leichtigkeit in das süddeutsche Wesen und erwarb sich bald große Beliebtheit. Herr v. Köller ist ein pommerscher Junker, aber im guten Sinne des Wortes, derb, wenn er will, aber ehrlich, aufrichtig und warmherzig. Er besitzt einen ausgesprochen genialen Zug und ist, wenn er nicht aus irgendeinem Grund geradezu das Gegenteil will, ein äußerst liebenswürdiger Gesellschafter, das gerade Gegenteil eines Bureaukraten.

Nicht ganz zwei Jahre blieb Herr v. Köller in dieser Stellung zu Frankfurt. Als er jedoch am 16. Juni 1889, zum Unterstaatssekreär des Innern im elsaß-lothringischen Ministerium ernannt, nach Straßburg übersiedelte, sahen ihn die Einwohner Frankfurts nur sehr ungern scheiden, und noch heute laufen dort Anekdoten über seine strenge Gerechtigkeitsliebe und Pflichttreue um. So erzählt man, wie er einmal aus einem bestimmten Anlaß eine besondere Fahrordnung erließ, gegen die aber sein eigener Kutscher verstieß. Ein Schutzmann, dem diese Nichtachtung der Anordnung des Polizeipräsidenten großes Aergernis erregte, hielt die Equipage, in der der Polizeipräsident selbst saß, auf und protestierte gegen die Verletzung der Fahrordnung. Der Urheber der letzteren, Herr von Köller, freute sich über den pflichteifrigen Beamten, fügte sich nicht nur der An-



Excellenz von Köller, Staatssekretär von Elsass-Lothringen, in seinem Arbeitszimmer.

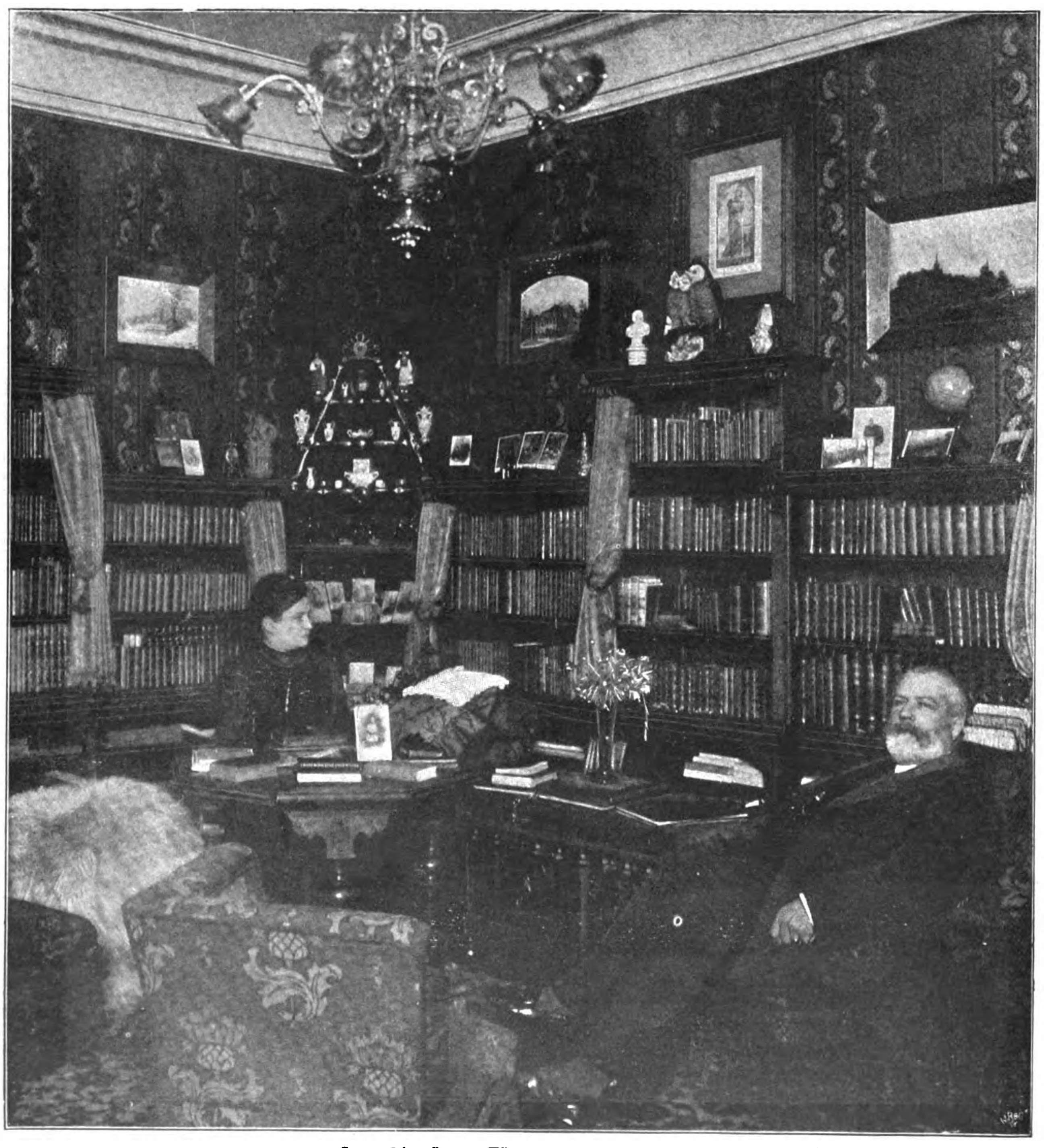
Spezialaufnahme für die „Woche".

ordnung des Schutzmanns, sondern zeichnete diesen auch noch durch eine besondere Belohnung aus.

Bis zu seiner Ernennung zum Polizeipräsidenten von Frankfurt gehörte Herr von Köller von 1881 an auch dem Deutschen Reichstag als hervorragendes Mitglied der deutschkonservativen Partei an. Er bewährte sich als ein ausgezeichneter Redner, allerdings von der Art Bismarcks, d. h., er stieß die einzelnen Worte und Sätze etwas zerhackt hervor, stattete sie aber mit schlagenden Einfällen aus und pflegte seine Ausführungen sehr geschickt wohl auch mit eingeflochtenen Kalauern zu illustrieren. Als er einmal auf eine Auslassung des Sozialdemokraten Grillenberger erwiderte, schwang er sich sogar zu dem Vers auf: „Herr Grillenberger, Herr Grillenberger, es wird immer ärger." Aber der war freilich auch nicht auf den Mund gefallen und flocht in seine Duplik die Gegenstrophe ein: „Herr v. Köller, Herr v. Köller, es wird immer döller." Dieser selbst lachte mit am meisten über die Improvisation.

Als Fürst Hohenlohe den Grafen Caprivi auf dem Posten des Reichskanzlers ablöste, wurde Herr v. Köller an die Spitze des preußischen Ministeriums des Innern berufen. Seine Thätigkeit in diesem Amt überlebte aber nicht das Jahr 1895.

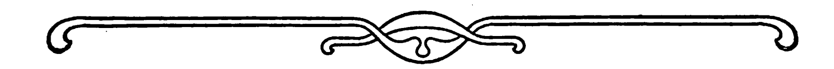
Nur kurze Muße war ihm indessen beschieden; eine so tüchtige administrative Kraft durfte nicht brachliegen;



Staatssekretär von Köller mit Gemahlin im Bibliothekzimmer.
Spezialaufnahme für die „Woche".

es handelte sich nur darum, sie auf einen Posten zu bringen, wo sie in ihrer Eigentümlichkeit sich voll zur Geltung bringen konnte. Die Entscheidung fiel im Sommer 1897. Nachdem Herr v. Köller einige Zeit als zukünftiger Oberpräsident der Provinz Posen genannt worden war, erfolgte seine Berufung an die Spitze der Provinz Schleswig-Holstein. Hier fand nun der neue Oberpräsident ein Feld der Wirksamkeit, das für seine Thatkraft wie geschaffen war. Bald zeigte die Lage der Dinge in Nordschleswig ein verändertes Gesicht. Es stand eben der rechte Mann am rechten Platz. Die Deutschen jener bedrohten Grenzmarken fühlten sich denn auch Herrn v. Köller in Dankbarkeit und Anerkennung verpflichtet. Seinem Eingreifen hatten sie es zu verdanken, daß sie wieder frei aufatmen konnten. Sehr ungern sahen sie ihn daher im Sommer des vorigen Jahres seine Stellung in Schleswig-Holstein mit dem Posten des Staatssekretärs von Elsaß-Lothringen vertauschen. Dorthin hat das Vertrauen des Kaisers den in langer, erfolgreicher Verwaltungsthätigkeit ausgereiften Mann berufen, von dessen Energie und strengem, aber doch mit Wohlwollen gepaartem Gerechtigkeitsgefühl man sich mit gutem Grund eine weitere Befestigung der Zustände auf jenem schwierigen Boden versprechen darf. Ihm selbst ist mit der Versetzung ein wirklicher Herzenswunsch erfüllt worden. Er hat von seinem ersten Aufenthalt in den Reichslanden her stets eine große Vorliebe für Elsaß-Lothringen bewahrt, wo er sich auch privatim ansässig gemacht hat. Sein Landsitz liegt nahe bei Hohwald, der herrlichen elsässischen Sommerfrische. Dort weilt er gern in ländlicher Muße und pflegt des Tennisspiels, in dem er Meister ist.

Herr v. Köller hat als Politiker allerdings stets eine ausgesprochene Parteistellung eingenommen, er hat sich aber auch in ihr durch seine persönlichen Eigenschaften die Achtung und Wertschätzung aller erworben. Die deutsche Sache in den Reichslanden liegt bei ihm in guten Händen.



Katharina-Luise.

Seegeschichte von Marx Möller.

In der kleinen Kirche des holsteinschen Hafenstädtchens sind etwa ein Dutzend Gäste zur Abendmahlsfeier erschienen. Alle haben sie etwas Seemännisches in ihren Zügen. Selbst der alte Pastor sieht mit seinem weißen Schaubenbart, seiner Adlernase und seinen großen, wasserblauen Augen ganz wie ein Kapitän aus. Der Pastor hat wieder einmal gepredigt von dem Gott, der den Wettern, Winden und Wogen ihre Wege weist, bei dessen Bedräuung das Meer einst ganz stille und fest wurde, so daß Er auf den Wellen dahinschreiten konnte. Stellen, in denen vom Meer gehandelt wird, verstehen seine Zuhörer; dabei hören sie aufmerksamer zu, als wenn er von Kamelen, Nadelöhren, Weinbergen und derlei unholsteinschen Sachen redet. Dem großen, schwarzgeteerten Kreuz auf dem Altar sieht man es an, daß es aus den Resten eines ans Land gespülten Wracks gezimmert ist; dadurch ist es so recht ein Symbol menschlichen Leidens und Hoffens geworden. An einigen Stellen hängen kleinere und größere Schiffsmodelle an Fäden und Kettchen von der weißen, gewölbten Decke herab; emsige Seemannshände haben einst diese sinnigen Schaustücke geschnitzt und nachher ihrer Kirche geschenkt.

Neben einer großen, weißen Säule, gerade unter dem Modell eines stattlichen Segelschiffs, sitzt in ihrem Kirchenstuhl Katharina-Luise Petersen, geborene Voß, mit ihrem Enkel Krischan. Die beiden sind zum Abendmahl erschienen, weil Krischan nachher eine Fahrt als Vollmatrose nach Schanghai antreten will. Katharina-Luise ist eine zierliche Gestalt von etwa siebzig Jahren; sie ist eine Verwandte des Pastors; sie hat dieselbe große Nase und dieselben blauen Augen; ihr Haar ist ganz weiß; ihr Gewand ist schlicht und schwarz, aber aus allerbestem Tuch gearbeitet; darüber trägt sie eine schwarze Atlasschürze.

Krischan ist nicht nur ihr Enkel, sondern auch ihr Patenkind; im Norden, wo das Alter noch mehr als anderswo in Ehren steht, werden vorzugsweise ältere Personen zu Paten gebeten; sie sind da oben auch zäher, so daß sie wohl die Zucht ihres Schützlings überwachen können. Katharina-Luise zum Beispiel hält die Augen offen; das weiß Krischan. — Eigentlich ist aber das Segelschiff da über den beiden auch ein Patenkind der Alten, und das kam folgendermaßen: damals als Krischans Großvater — der jetzt längst auf dem Grund der See hinten bei Batavia schläft — noch nicht viel älter war, als Krischan jetzt ist, lebte Katharina-Luise in der Stadt am Markt als Tochter des Krämers. Großvater hieß auch Krischan und war gerade so lang und hatte eben solche grauen Augen und eben solchen Wirbel vorn im blonden Haar — nur war er damals schon viel vernünftiger. Er arbeitete damals auf sein Steuermannsexamen hin, sah weder rechts noch links, nahm die Pfeife nur in der Kirche und beim Essen aus dem Mund, und in seinen Mußestunden versah er Thüren, Schränke und Dielen mit neuem Farbenanstrich, oder er schnitzte Schiffsmodelle wie ein richtiger Schiffsbauer. Katharina-Luise hatte davon erzählen hören; er selbst sprach nur selten mit ihr. Eines Sonntags, als sie mit ihren Eltern im Kirchstuhl saß, hing über dem Petersenschen Platz ein sehr hübsches Schiffsmodell; sie hatte sich gewundert, daß Krischans große Hände so etwas Zierliches fertigbringen konnten, und als der Gottesdienst zu Ende war, hatte Krischan sie und die Eltern durch eine stumme Gebärde zur Besichtigung eingeladen. Als die drei nähertraten, sagte Krischan

nur das eine Wort: „Kiekt!“, und Katharina-Luise war ganz rot geworden, denn das Segelschiff trug den Namen „Katharina-Luise“.

So hatte der alte Krischan Petersen damals um sie geworben. Er hatte sie bei der Hand genommen und war mit ihnen ins Krämerhaus am Markt gegangen; nach dem Essen setzte sich das junge Paar auf die weiße Bank vor dem Haus, wobei sie strickte und er rauchte, und als es dämmerte, öffnete der Seemann zum erstenmal zu längerer Rede die Lippen und sagte in einem Ton, als wenn er aus einer langen Ausführung die Schlußfolgerungen zöge: „Na — un Steuermann bin ich denn ja nu auch nächstens.“

Man machte bald Hochzeit, und in zwei Jahren war er Kapitän auf einer „Katharina-Luise“, die vom holsteinschen Hafen in die fernsten Weltgegenden segelte, um Zucker, Kaffee und besonders Rotholz ins Land zu bringen. Der junge Krischan im Kirchstuhl, der seinem Großvater so ähnelt, hat wenig von seinem Vater; der war mehr nach der Voßschen Richtung geartet; der war lieber auf dem festen, sicheren Land geblieben und hatte den Voßschen Kramladen übernommen und hübsch dabei verdient. Aber sicherer war es da doch nicht gewesen, denn bei seinem ewigen Hocken und Schreiben war er engbrüstig geworden und früh der Schwindsucht zum Opfer gefallen. Seine Frau war auch früh gestorben. Da hatte Großvater also doch das bessere Teil erwählt; der war nicht engbrüstig geworden und hatte schließlich den schönsten Tod, den Seetod, gefunden; bei Batavia hatten sie ihn in die schleswig-holsteinsche Fahne genäht und ins Meer gesenkt.

Nun waren Großmutter und der Junge allein übriggeblieben; daß der Junge so ganz dem Großvater glich, war ein Wink des Himmels: er sollte nicht hocken und hökern; Großmutter empfand längst nicht mehr Vossisch; seit ihrer Hochzeitsreise nach Amerika auf der „Katharina-Luise“ fühlte sie sich nur noch als Kapitänsfrau, und im kleinen Haus am Hafen, wo man hinaussah auf ihres Mannes Arbeitsfeld, das sein Grab geworden war, hatte sie den Enkel erzogen.

Ehe die beiden zum Herrgottstisch treten, hat sie ihm noch den schwarzen Jackettrock zurechtgestrichen; Krischan glänzt in Sauberkeit; die kleinen, goldenen Reifen in seinen Ohrläppchen glitzern; er ist noch ein Seemann, der auf sich hält, deshalb fährt er auch auf einem Segelschiff und nicht auf einem Dampfschiff. Katharina-Luise glaubt zuversichtlich, daß die häßliche amerikanische Mode der Dampfschiffe bald wieder abgethan sein wird, und Krischan glaubt alles, was Großmutter glaubt; er blickt auf die Dampfschiffsleute herab, wie der norddeutsche Windmüller auf den mittel- und süddeutschen Wassermüller, wie der Kavallerist auf den Fußsoldaten.

Als die beiden Petersens die Kirche verlassen, treffen sie auf ein junges, flachsblondes Mädchen; Krischan nickt ihr zu und lächelt: „Adschüs, Stine!“ — „Adschüs, Krischan! Kumm gesund wedder!“ antwortet sie; im Weitergehn sagt Krischan zur Großmutter: „'n klein nette Deern!“ Großmutter nickt; sie hat verstanden.

Das Bündel liegt geschnürt auf dem Tisch. Die beiden gehn so ruhig auseinander, als plane der Junge nur einen Nachmittagsspaziergang; sie fühlt, sie wird ihn hier an derselben Stelle wiedersehn. Diese stillen Menschen, die ihr tiefes Empfinden nie durch langes Gerede zerpflücken und entweihen, wissen es jedesmal, wenn sie sich zum letztenmal Lebewohl sagen; so war es schon damals, als Siegfried zur Jagd auszog und Kriemhild das Herz sich zusammenkrampfte; so war es, als der alte Krischan von seiner Frau ging, um nach Batavia zu segeln. Der Junge steht an demselben Platz, mit dem Bündel in der Hand; da giebt sie ihm noch ein schwarzes Buch mit; es ist das Neue Testament mit den Psalmen Davids.

* * *

Krischan hat gute Fahrt. Die Arbeit ist eine harte, aber dabei vergeht die Zeit schnell. Feierabends sitzt er auf Deck und spielt Harmonika und berechnet die Zeit, wo er wieder bei Stine und Katharina-Luise sitzen wird. In Schanghai wird die ganze Besatzung abgelohnt. Krischan putzt sich mit all der Gründlichkeit, die dem Seemann eigen ist, wenn er endlich an Land kommt, und nimmt einstweilen Wohnung bei einem Schlafbas. Im Quartier des Schlafbases trifft er mit andern lustigen Kollegen die freundlichste Aufnahme, und Krischan ist ein echter Seemann und kein Knicker. Der Schlafbas hat eine reizende Kneipstube, wo sich allerlei Seeleute treffen, und er hat auch mehrere Nichten, die ihn an Höflichkeit noch überbieten. Der Schlafbas ist entzückt, endlich einmal das wirkliche Ideal eines Seemanns in Krischan kennen zu lernen: „So'n feinen Kerl hab ich hier noch nie gehabt!“ Die „Nichten“ sind seiner Ansicht.

Nach sieben Tagen hat Krischan keinen Groschen mehr in der Tasche, aber der Schlafbas ist ein „Schentelmann“: er kreidet gemütlich an; und der gute Krischan ahnt nichts von der Falle, die man ihm stellt; er ist eben noch ein ganzes Kind.

Der Schlafbas hat sich schon mit einem fremden Herrn besprochen, der Krischan eine Stelle auf einem andern Schiff verschaffen will, ganz „for umsonst“; er hat ein Segelboot ausgesucht, das eine sechsmonatige Fahrt antreten will. Der hilfreiche Freund ist ein „Rönner“; früher nannte man solche Menschen „Seelenverkäufer“; „Rönner“ kommt vom englischen „to run“ und weist auf das Umherrennen hin, das mit seinem Beruf verquickt ist; der Rönner vermittelt Stellungen für solche Seeleute, die der Schlafbas bis zum letzten Pfennig ausgebeutelt hat und denen er dann noch allerlei doppelt angekreidet hat, um das Geschäft bis zu Ende zu treiben. Der Rönner verschafft dem Schlafbas das Geld wieder, denn der neue Kapitän giebt ihm Vorschuß; von diesem Vorschuß bekommt das Opfer nichts zu sehn, und oft beträgt der Vorschuß so viel, wie der Lohn für die ganze Fahrt. Der Matrose wird gewöhnlich betrunken gemacht und aufs Schiff gebracht, während es den Hafen schon verläßt, und während der nächsten Monate ist er dann nichts weiter als ein Sklave.

Dieser Rönner hier ist ein kleiner Mann mit kurzgeschorenem, schwarzem Haar, einem fettigen, bartlosen Gesicht und einem Kneifer; er animiert immer die andern zum Trinken und versteht es so einzurichten, daß niemand es merkt, wenn er selbst gar nicht ordentlich mittrinkt.

Krischan ist ganz betrunken; der Rönner will ihn abliefern, trägt das Bündel und stützt den Schwankenden; das Segelboot erwartet ihn schon, während es langsam den Hafen verläßt; der Rönner rudert heran; Krischan sitzt stumpfsinnig am Steuer; es ist eine klare, sternhelle



Nacht, der Wind pfeift. Da dämmert in Krischans Hirn etwas auf wie Klarheit über seine Lage; und wie die Trunkenheit so langsam weicht, wächst in ihm eine große Traurigkeit, und mit der Traurigkeit kommt ihm ein großer, norddeutscher Zorn. Am liebsten packte er das Kerlchen da vorne an der Kehle; unwillkürlich faßt seine Hand nach dem schwedischen Dolchmesser im Gürtel. Jetzt ist ihm alles klar. Die beiden sind am Ziel; der Rönner hat sein kleines Boot an das große Schiff befestigt; die Strickleiter hängt herab; der Rönner macht Krischan begreiflich, er solle emporsteigen, und als Krischan ihn wirr und groß anstarrt, wird er grob.

Da kommt dem Krischan ein rettender Gedanke: „Den Deubel wirst du schon überdeubeln!" Er spielt den völlig Betrunkenen und bittet in lallendem Ton, der Rönner möge erst das Bündel hinauftragen, denn er könne nicht mit dem Bündel hochklettern; der Wind fährt heftig in die Segel hinein; das Schiff segelt schnell; der Rönner nimmt, um der Sache ein Ende zu machen, das Bündel und erklimmt die schmale Strickleiter, Krischan steht unten mit dem Pekhaken; als der Rönner dann oben angekommen ist, hat Krischan den Kahn losgebunden; kräftig stößt er ab, und durch die Nacht dröhnt sein Ruf: „Heda, Kaptain, hier bring ick Sei den Mann!"

Die Folge dieser unerwarteten Meldung ist ein ebenso kurzes, wie heftiges Zwiegespräch da oben. Der Rönner ruft: „Den Mann??! Ick bün ja gor nich de Mann! De Mann sitt ja unnen, in'n Boot!!", worauf der Kapitän, unter dem Gelächter der Leute, die den Ankömmling packen, brüllt: „Ach — Schnack!! Du büst nu mal hier, un nu bliwwst du ok hier!"

Und beide Schiffe trennen sich, und Krischan fährt ans Land, und dem Rönner ist auf ein paar Monate sein unsauberes Handwerk gelegt.

Nach ein paar Tagen qualvollen Wartens und Suchens trifft Krischan einen Landsmann, der ihm aus der Klemme hilft.

* * *

Inzwischen sitzt Katharina-Luise in ihrer kleinen Stube am stillen, holsteinschen Hafen; zuweilen kommt die blonde Stine und besucht sie; meistens aber sitzt sie allein am Fensterplatz im großen Ohrstuhl. Draußen rauscht feierlich das Meer, und der Alten ist es oft, als erzähle es von einer andern „Katharina-Luise", die auch einmal jung und schmuck war und deren Trümmer jetzt auf dem Grund des Meeres irgendwo bei Batavia liegen. Und die Alte träumt von alten Zeiten; von ihrer Hochzeitsreise, als sie mit ihrem Krischan auf dem neuen Segelschiff, das ihren Namen trug, nach Amerika fuhr, um Rotholz zu holen. Wo blieben die Zeiten? — Und sie denkt des Abends, wo

sie ganz allein im dunklen Zimmer saß; wie es da in der großen Rotholzkiste so knarrte und knackte, und wie es ihr auf einmal war, als käme ein bekannter Schritt ins Zimmer und als säße dann ihr Krischan auf der Kiste, aus der man ihr noch einmal ihren Sarg zimmern soll; sie hat damals ganz deutlich sein Gesicht gesehen mit den treuen Augen, die diesmal so traurig sahen, und den grauen Haaren, die wie naß um die Schläfen lagen, und sie hat gewußt, daß er jetzt nie wieder heimkehren würde. Sie ist am nächsten Tag in die Kirche gegangen und hat einen Totenkranz an der Säule aufgehängt, neben dem Modell des Segelschiffs. Und wenn sie jetzt Sonntags so unter dem Symbol ihres einstigen Glücks sitzt, dann denkt sie oft des Tags, wo die großen Posaunen so laut erdröhnen werden, daß alle Meere erzittern, und wo all die Latten und Planken sich wieder zusammenfügen sollen, die in der Zeit einmal durch Sturm und Klippen auseinandergerissen sind, und wo sie dann ihren Krischan auf seiner „Katharina-Luise" wiedertreffen wird und mit ihm hinausfahren darf in die leuchtende Ewigkeit. Anders kann sie sich das Paradies nicht vorstellen.

Eines Abends sitzt sie und meint, nun könnte der Junge bald aus Schanghai wieder zurück sein, als es derbe pocht und Krischan wieder bei ihr eintritt. Sie sieht mit Stolz, daß er ihrem seligen Krischan immer ähnlicher wird; er ist breit und braun geworden; sie küßt ihn und sagt in ruhigem Ton: „Na, Krischan, das is ja nett, daß du wieder da bist!" und geht in die Küche, um ihm ein Abendessen zu bereiten. Krischan setzt sich dazu auf den Haublock und raucht, und als Stine erscheint, sitzen sie bald alle drei um den Tisch herum, und die Frauen freuen sich über Krischans gesunden Hunger. Krischan soll erzählen, aber Stine muß jeden Satz aus ihm heraushaspeln; schließlich kommt seine Rede in Fluß, und er erzählt die Geschichte vom Rönner, und wie geschickt er den Deubel überdeubelt hat.

Stine ist sehr stolz, aber Großmutter macht ein Gesicht, wie etwa ein Fuchsmajor, vor dem ein Fuchs seine ersten Semesterstreiche auskramt. Schließlich sagt sie: „Du, Krischan, das war gar nich nödig, daß du den Deubel noch überdeubeltest; da hätt sich schon ander Hilfe finden lassen. Hast denn auch in dein Buch gelesen?"

„Na, aber natürlich doch, Großmutter!"

„Hast auch in die Psalmen gelesen, Krischan? Kennst den ersten Psalm mit dem Rat der Gottlosen und dem Weg der Sünder?"

„Na, aber natürlich doch, Großmutter!"

„Denn schlag man mal die Stelle auf."

Krischan blättert; endlich findet er die Stelle und findet dabei auch, was er nicht vermutet hatte: zwischen den beiden an den Ecken zusammengeklebten Seiten liegen zwei blaue Hundertmarkscheine.

„Siehst du, Krischan, das Ueberdeubeln wär gar nich nödig gewesen!"

Da hat sich Krischan aber gründlich geschämt!

Wickelkind und Wiege.

Hierzu 6 Abbildungen.



1. Wickelkinder im römischen Altertum.

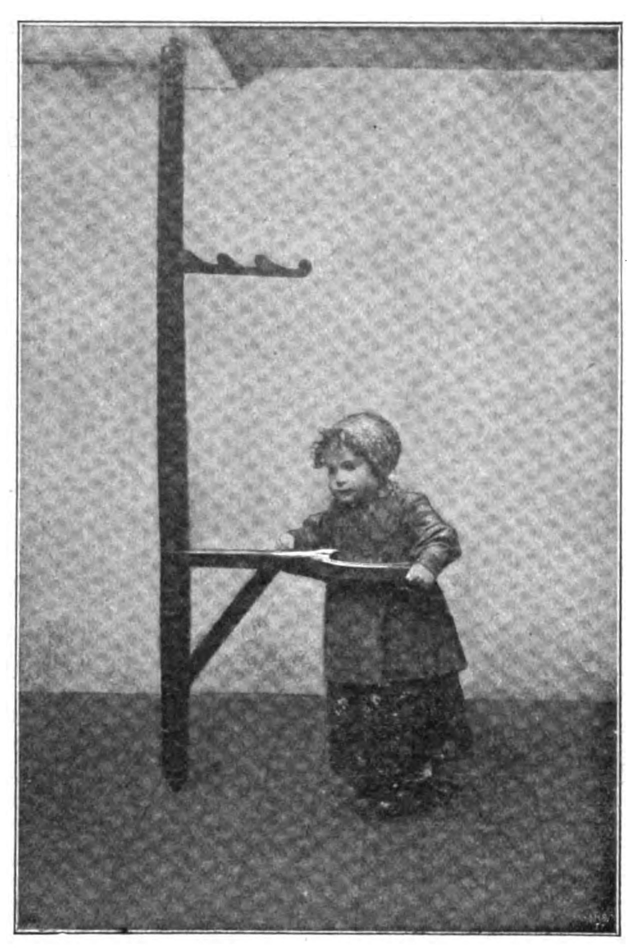
Der zärtlichen Mutter ist keine Mühe zu groß, kein Opfer zu schwer, wenn das Wohl ihres Lieblings in Betracht kommt. Ohne Klage giebt sie manche Stunde Schlaf her, gern verzichtet sie auf gewohnte Vergnügungen und Zerstreuungen. Damit das Kindchen jederzeit seine Wartung hat, führen viele Mütter Monate hindurch das Leben einer Sklavin. Was würden diese aufopfernden Frauen wohl sagen, wenn man ihnen versicherte, daß gerade ihre übereifrige Sorge oft schuld an dem schwächlichen Gesundheitszustand des kleinen Wesens ist. Häufig macht man die Beobachtung, daß in Familien der niederen Stände die Kleinsten trotz der mangelhaften Pflege weit gesünder sind, als die sorgsam gewarteten Sprößlinge der Wohlhabenden. Auch bedeutend artiger sind meist die Wickelkinder der Leute, die sich nur wenig mit ihrem Nachwuchs abgeben können. Eine Frau, die tagsüber außer dem Haus arbeitet, weil der Verdienst des Mannes zum Lebensunterhalt nicht ausreicht, wird während der Nachtstunden selten von ihrem Jüngsten gestört. Sie hat das Kleine eben von Anfang an nicht durch Schaukeln der Wiege, Hin- und Herschieben des Wagens oder Umhertragen verwöhnt. Empfindet der Säugling thatsächlich Unbehagen oder Schmerz, so wird man ihn durch kein Schütteln oder Wiegen zum Einschlafen bringen. Fehlt ihm aber nichts, dann ist jede Erschütterung, der man ihn aussetzt, nicht nur überflüssig, sondern wirkt bei häufiger Wiederholung in hohem Grad schädigend.

Welche barbarische Behandlung ließen noch die Frauen des achtzehnten Jahrhunderts, allerdings in bester Absicht, den armen kleinen Geschöpfen, denen sie das Leben schenkten, zu teil werden. Die Säuglinge wurden in Bandagen und Hüllen fest eingewickelt, damit sie nur ja kein Glied rühren konnten. Einem Stück Holz gleich mußten sie in den zusammengeschnürten Kissen und Decken ausharren. Ein Blick auf die Abbildungen 5 und 6 genügt, um uns klarzumachen, welche Martern die jungen Weltbürger zur Zeit, da unsere Urgroßeltern in den Windeln lagen, zu erdulden hatten. Mütter und Ammen pflegten die umschnürten lebenden Bündel zu sich ins Bett zu nehmen. Dieser unverantwortliche Leichtsinn kostete jährlich Hunderten von Säuglingen das Leben. Sie wurden von den Erwachsenen im Schlaf erdrückt. Bis zum heutigen Tag sind in manchen Gegenden Europas wahrhaft barbarische Wicklungen der Neugeborenen gebräuchlich. So im südlichen Frankreich, wo die kleinen Menschenkinder während der ersten zwölf Monate ihres Daseins, wie unser Doppelbildchen auf Seite 382 zeigt, in ihren mumienartigen Umschnürungen unbeweglich daliegen. Zwischen diesen bedauernswerten Wesen und den Wickelkindern der römischen Antike (Abbild. 1) besteht kaum ein Unterschied. Und das nennt man Fortschritt der Kultur!

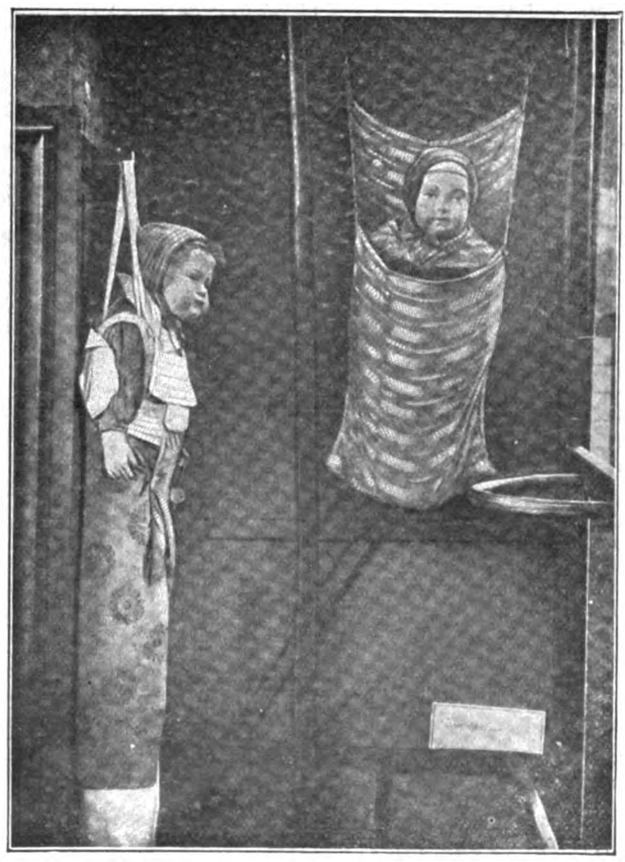


2. Ein hölzernes Steckkissen.

Eigentlich sollte angenommen werden, daß bei den Naturvölkern das Kind frei wie ein junger Baum in der Wildnis sich entfalten dürfe. Das Gegenteil ist der Fall. Die meisten wilden Stämme des dunklen Erdteils bestreben sich, den Schädel des neugeborenen Kindes durch Streichen, Drücken und Kneten nach ihren besonderen Schönheitsbegriffen umzuformen. Einzelnen Indianern Südamerikas scheint nichts bewundernswerter als ein Kopf, der mit einem Zuckerhut zu vergleichen ist. Andere Rothäute bevorzugen eine auffallend zurücktretende, noch andere eine stark vornübergeneigte Stirn. Die Kirgisen drücken mit der Hand das Gesicht ihrer Sprößlinge, damit die Nase eine recht aufgestülpte, platte Form erhält und die Backenknochen mehr hervorstehn. Solche brutalen Gewohnheiten trifft man aber durchaus nicht allein bei unkultivierten Völkerschaften an. Es ist noch gar nicht lange her, da war es z. B. in der Auvergne Sitte, den Kopf des Neugeborenen auf ein sehr hartes Kissen, oft sogar auf ein Brett festzubinden. Man gab dem Hinterhaupt dadurch eine weniger runde Form. Eine ausgesprochene Rundung galt für höchst unschön. Flandrische Mütter umbanden den Kopf des zarten Wesens mit kräftigen Leinenstreifen, um die Schläfen zurückzudrängen. Selbst in Deutschland verfuhr man in ähnlicher Weise. Hier war es der Scheitel, der mit Hilfe eines Stückchens Karton und



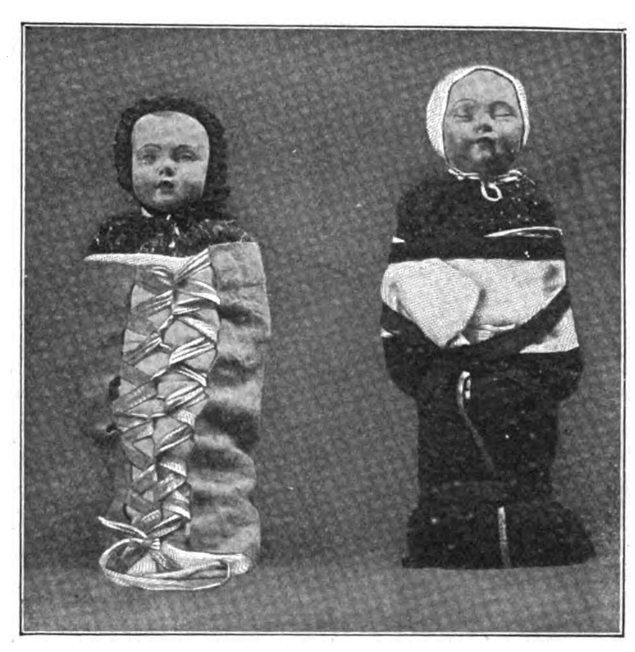
3. Eine „Gehmaschine".



4. Angehängte Babies.

einer unter dem Kinn befestigten Binde plattgedrückt wurde. Landbewohner in der Umgegend von Toulouse hatten eine merkwürdige Spezialität aufzuweisen: die Schädelbildung in Form eines Wulstes. Man bewirkte sie durch festes Abbinden des oberen Teils des Kopfes. Im Departement Deux-Sèvres trugen die weiblichen Säuglinge ein Barett von starker Pappe, das auf die noch weiche Schädeldecke gepreßt wurde. Das Resultat war eine tiefe Furche, die sich oberhalb der Stirn von einem Ohr zum andern zog. Nicht minder peinvoll für die kleinen Märtyrer muß der sogenannte „Kopfschnürer" gewesen sein, den die Frauen der Normandie ihren jungen Kindern anlegten. Daß solche Unsitte die traurigsten Folgen hatte, ist begreiflich. Ein großer Prozentsatz der armen Geschöpfe, an denen diese Manipulationen vorgenommen wurden, verfiel in Schwachsinn oder in gänzliche Geistesumnachtung. Thatsächlich beherbergten französische Irrenanstalten zu jener Zeit eine erschreckende Anzahl Wahnsinniger, deren Kopf die Spuren des Zusammenschnürens erkennen ließ.

Ebenso grausam wie derartige seltsame „Verschönerungsmittel" und das feste Wickeln der Kleinen waren die verschiedenen Methoden, die Mütter anwandten, wenn sie sich genötigt sahen, das Kind stundenlang allein zu lassen. Manche der Gebräuche sind übrigens heute noch anzutreffen. In vielen Provinzen jenseits des Rheins wurde das Wickelkind mit einer am Wickelzeug befestigten Schlinge ganz einfach an einen Haken gehängt, den man in beträchtlicher Höhe vom Fußboden in die Wand schlug (Abb. 4). Auf demselben Bild sehen wir auch ein wie eine Mumie umwickeltes Würmchen, das die Mutter in einen unserm Tragkissen ähnlichen

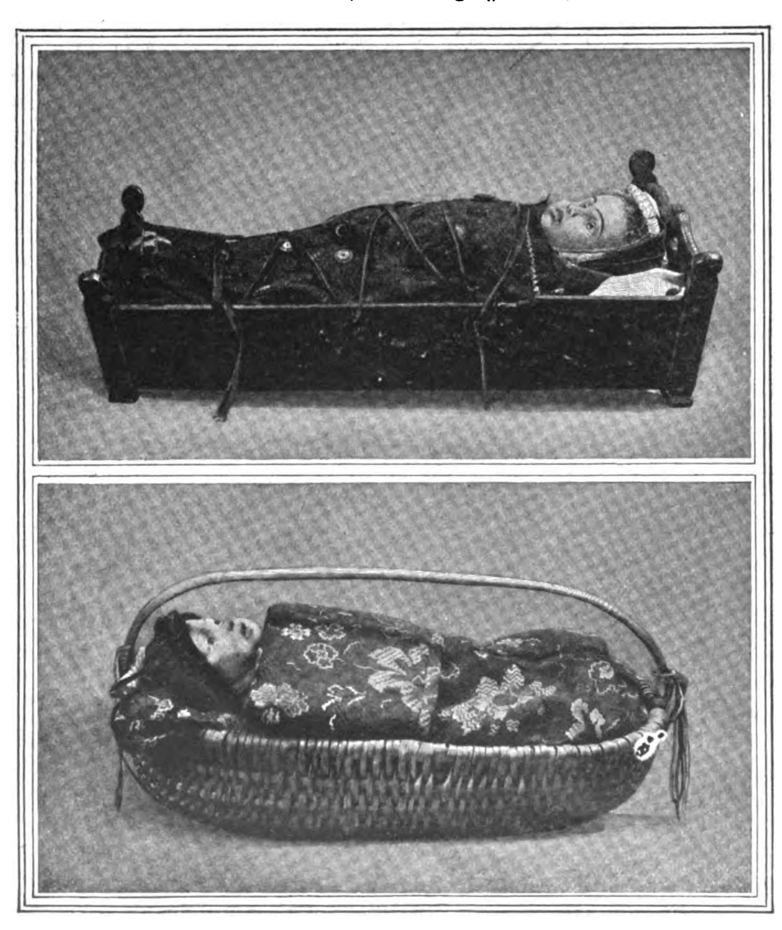


5. Schnürhüllen unserer Urgrosseltern.

Sack gesteckt und diesen an einem Deckenbalken aufgehängt hat. In Arriège befindet sich im Wohnzimmer jedes Bauernhauses eine Vorrichtung, an der das wenige Monate alte Kleine mit Riemen derart festgebunden wird, daß die Füßchen den Boden berühren. Der Oberkörper des hängenden Kindes neigt sich allmählich nach vorn, und in dieser jämmerlichen Stellung verharrt das hilflose Wesen Stunde auf Stunde. Kein Wunder, daß viele der Kinder mißgestaltet werden. Ebenso schädlich ist die in der Bretagne, in Nièvre und andern Provinzen übliche Methode, das kaum dreiviertel Jahr alte Geschöpfchen an einer Art Drehbaum (Abb. 3) die Kunst des Gehens erlernen zu lassen. Die Folge davon sind natürlich krumme Beinchen. Einer sehr bequemen, aber auch sehr grausamen Manier, das Wartung beanspruchende kleine Wesen auf mehrere Stunden sicher unterzubringen, bedienten sich noch bis vor kurzem die Küstenbewohner am Kanal du Midi. Das Baby wurde, wie Abb. 2 veranschaulicht, in ein ausgehöhltes Stück Baumstamm gezwängt, so daß nur Kopf und Aermchen herausragten. In diesem hölzernen Steckkissen ließen die Eltern ganz beruhigt ihr Kindchen allein, wenn sie zur Arbeit gingen.

Bei den meisten russischen Bauern wird das Neugeborene in einen Kasten oder Korb gelegt und so mit Bettstücken und Tierfellen bedeckt, daß es nicht selten erstickt. Die Finnländerin hängt den Behälter mit ihrem Baby an einem Balken der Zimmerdecke auf. Ein aus Weidenruten und Bambusrohr geflochtener Käfig ist die Wiege, die in einigen Gegenden Indiens den Säugling aufnimmt. Man bindet diesen Käfig an vier in die Erde getriebene Pfähle, und in dem ringsum geschlossenen Korb verbringt das Kleine die längste Zeit seines ersten Lebensjahres.

Mary Oberberg



6. Primitive Wiegen.

Unser Gruß.

Plauderei von Dr. Alfred Lehmann.

„So wie das Reh ganz seine Bestimmung zu erfüllen scheint, wenn es leicht über die keimenden Saaten wegfliegt, so schien auch sie ihre Art und Weise am deutlichsten auszudrücken, wenn sie etwas Vergessenes zu holen, etwas Verlorenes zu suchen, etwas Notwendiges zu bestellen, über Stein und Matten leichten Laufs hineilte."

Diese Worte, die Goethe zur Charakterisierung Friederikens von Sesenheim im dritten Teil der Dichtung und Wahrheit geschrieben hat, lassen sich verallgemeinern: in jeder Bewegung des Menschen kommt das in seinem Innern waltende Gesetz zum sichtbaren Ausdruck, und das ist seine „Art und Weise". Nicht wie er will, geht, springt oder tanzt der Mensch, sondern so, wie er seinem geheimsten Wesen nach gehn, springen und tanzen muß; nur die äußere Formel lehrt ihn Ueberlieferung und Beispiel, den Rhythmus aber regelt das Herz.

Auch wie er grüßt, ist der Mensch — roh oder fein, plump oder anmutig, natürlich oder geziert, ehrerbietig oder burschikos, adelig oder aufgeblasen, ein Weiser oder ein Narr.

Das Haupt neigen und entblößen, das ist die nicht gerade mühsam zu erlernende Förmlichkeit des Grußes. Abwandlungen werden durch des Landes Brauch bedingt, unwesentliche individuelle Sonderarten hin und wieder durch die persönliche Absicht hervorgerufen, durch eine Schrulle oder bei der vom Nachahmungstrieb geleiteten Herde durch ein ihr sympathisches Vorbild — die feinsten Nuancierungen aber des Grußes sind von Beispiel und eigenem Willen gänzlich unabhängige Offenbarungen der Seele des Grüßenden.

An der Schwierigkeit der Grenzbestimmung zwischen schablonenmäßiger, beabsichtigter und willenloser Mimik und Pantomimik bei sich vereinigender Grußbewegung scheitert allzu oft der Versuch ihrer Deutung. Ob einer grüßend den Erdboden mit seinem Zylinder streift, ob er nur um Zollesbreite den Hut erhebt, das gestattet vielleicht einen Schluß auf seine groß- oder kleinstädtische Herkunft, nicht auf seinen Charakter, und weder das kalte und steife Kopfnicken einer Frau, noch ihr hinreißendes und bezauberndes Lächeln darf uns ohne weiteres als Wärmemesser ihres Herzens dienen. Zartere Zeichen sind es, an spinnenwebenhaften Fädchen schwebend, die aus dem tiefsten Innern der Grüßenden hinaus in die Erscheinungswelt geworfen werden, so leicht, so luftig, so musikalisch fein, daß sie mehr empfunden werden, als greifbar wahrgenommen mit unserm groben oder vielmehr im Beobachten minimalster Bewegungen ungeübten Sehorgan. Und wenn man die Flüchtigen kaum mit dem Blick erhaschen kann, wie soll man sie beschreiben, zergliedern und klassifizieren? Die Physiognomie eines Menschen, die bedeutungsvolle Bildung einer Hand oder eines Ohrs, die Züge einer Schrift, ja selbst das Parfüm, das einem Brief entschwebt — sie alle lassen sich auf ihren heimlichsten Sinn in stiller Gedankenwerkstatt prüfen, aber blitzschnell eilt die Gebärde vorüber, der Blick eines Auges, das Erglühen oder Erstarren einer Pupille; rasch verklingt im Ohr der Ton eines grußbegleitenden Wortes, und recht gefährlich ist es, auf so nebelhafte Erinnerungsbilder das sichere Urteil zu gründen.

„Marinelli war das letzte Wort des sterbenden Grafen! Mit einem Ton! Ha, könnte ich ihn vor Gericht stellen, diesen Ton!" Was in den Tagen, da Lessing die Emilia Galotti schrieb, ein Unzulängliches war, heute ist es Ereignis geworden. Wir können den Ton auf die bewegungsempfindliche Platte bannen und ihn wieder erklingen lassen, wann und wo es uns beliebt, und es liegt daher nicht außerhalb des Bereichs der Möglichkeit, daß er unter gewissen Voraussetzungen auch einmal als phonetischer Zeuge vor dem Richter erscheinen wird. Ist es uns also möglich, die unsichtbare Wellenbewegung eines Klanges zu fixieren, so werden wir wohl auch den sichtbaren mimischen Bewegungen Dauer verleihen können, dem leisesten Zucken einer Hand und dem Blitzstrahl eines Auges: die Kunst des Momentphotographen ist es, die uns hierzu in der That die Fähigkeit gegeben hat, und sie wird in näherer oder fernerer Zukunft die physiologische Untersuchung der Grußgebärde auf zuverlässigen Boden stellen.

Eine neue Wissenschaft also in Sicht, oder fürs erste vielleicht eine neue dilettantische Spielerei! Denn ohne Zweifel wird es der Grußmimographie ergehn, wie ihrer älteren Schwester, der Graphologie. Auch sie wird als ein wilder Schößling am Stamm der Physiognomik in die Lüfte schießen, ein willkommener Zeitvertreib derer, die alles per il loro diletto thun, ein neuer Peitschenhieb dem pflastermüden Unterhaltungsgaul in Stadt und Land. Aber nicht lange wird es währen, und die experimentierenden Amateure flüchten mit ihren grundstürzenden Entdeckungen in die Oeffentlichkeit. Der ersten Flugschrift folgt die zweite, die dritte, bald ist das Dutzend voll und dann — im Geist sehe ich es schon vor mir liegen, dickleibiger als Lavaters Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und der Menschenliebe, geschmückt mit Hunderten von Momentaufnahmen grüßender Staatsmänner, Feldherren, Gelehrten, Verbrecher und Idioten: das Handbuch der Physiologie des Grußes.

„Um einem längstgefühlten Bedürfnis abzuhelfen u. s. w. u. s. w. —!" Mit vielem Behagen wird uns dann auseinandergesetzt, daß wir aus prähistorischen Fernen absolut nichts über den Gruß der Menschen wissen und aus geschichtlicher Zeit — obgleich schon Jesus Sirach lehrte: und ein Vernünftiger merket den Mann an seinen Gebärden — so gut wie nichts; daß es uns ein ewiges Geheimnis bleiben werde, mit welch bedeutungsvoller Bewegung Buddha, Christus, Plato, Alexander, Attila, ja sogar noch Napoleon und Goethe die Hand zum Gruß erhoben haben. Auch die Geburtsstunde des heutigen Hauptentblößens lasse sich nicht mehr ermitteln, nur so viel könne dokumentarisch nachgewiesen werden, daß diese Sitte im sechzehnten Jahrhundert auch Gleichgestellten gegenüber geübt worden sei, und ihr tiefer und geheimnisvoller Sinn wird dann nach Darwinscher Entwicklungslehre dahin gedeutet, daß der Grüßende sich „verkleinerte", um in dem Begrüßten das befriedigende Gefühl der körperlichen Ueberlegenheit zu erwecken.

Mitten ins Leben der Gegenwart hinein führt Kapitel I: die Begrüßungsformalitäten der anthro-

pomorphen Affen, der Natur- und Halbkulturvölker und schließlich die der zivilisierten Nationen. In Wort und Bild wird hier der gesellige und freundlich grüßende Schimpanse und der zurückhaltendere Orang vorgeführt, der Neger, wie er dem Freund sein Wohlwollen bekundet, indem er ihn liebevoll bis zum Gelenkknacken an den Fingern reißt, der Lappe, wie er die Nase an der des andern Lappen reibt, wir sehen den Neuguineamann sich das Haupt mit Palmenblättern bedecken und den Aethiopen sich aus Freude und Wohlbehagen bis zur völligen Nacktheit entkleiden. Europens übertünchten Höflichkeitsgruß erläutern ansprechende Typen vom Regentstreet, dem Boulevard des Italiens, vom Korso, von den Linden, es geht der Gentleman an uns vorüber und der „perfekte" Gentleman — seine etwas minderwertige Abart — der gedankenlose Flaneur, der Gardekavallerieoffizier, der schlichte „Provinziale" von der Kriegsakademie, der Protz, der Gigerl, der Lump und der barhäuptige Strolch von der Wuhlheide.

Das zweite Kapitel behandelt die Grußobjekte. Einem bekannten Citat:

„Die Reverenz zu machen einem Hut,
Es ist doch, traun, ein seltsamer Befehl."

verbindet sich die Aufzählung einer Reihe hohler Schädel, vor denen in der Flucht der Jahrhunderte, gleichwie vor dem Landvogtshut zu Altorf, allerlei schlechtes Gesindel die zerlumpten Mützen geschwungen hat. Dann werden wir durch die grüßende und dankende Mitwelt geleitet, bei Serenissimus beginnend, vor dem auch der „Gutgesinnte" bald müde wird, sich ehrfurchtsvoll zu verneigen, wenn seine Liebesmüh verloren ist, bis zum Bruder Straubinger, der, wie in wehmütiger Erinnerung an bessere Zeiten, vor jedem flickfreien Rock, der ihm auf der Landstraße begegnet, die schäbige Kappe zieht.

Ein drittes Kapitel zerlegt die Bewegung des Grußes und das ihn begleitende Mienenspiel in ihre Komponenten. Wie in der Handschriftdeutung nach Art der Grund- und Haarstriche, nach Schnörkeln und Punkten, so werden hier nach gewissen, durch die Momentphotographie und den Kinematographen festgelegten unwillkürlichen Ausdrucksbewegungen der Arm-, Hand- und Gesichtsmuskulatur innere Vorgänge der zentralen Nervensubstanz enthüllt, und schließlich wird auf Grund derartiger bei ein und derselben Versuchsperson wiederholt beobachteter, motorischer Erscheinungen deren ganzes Innere in Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft rückhaltslos bloßgelegt. Das ist wohl der wichtigste Abschnitt des Buches. Ein unbetretenes Gebiet erschließt er dem Studium der Seelenkunde, und eine neue und aussichtsreiche Hilfswissenschaft giebt er dem Biographen an die Hand. Wenn Plutarch die Lehre vom psychomotorischen Ausdruck gekannt hätte! Der große Menschenkenner, der es in seinen Beschreibungen nicht unterläßt, uns mit Alexanders Eigenart, den Kopf geziert zur Seite zu neigen, bekannt zu machen, der des Alkibiades affektiert lispelnde Sprechweise und Ciceros nervöses Nasenzucken für wichtig genug hält, der Nachwelt überliefert zu werden — er hätte uns sicher erzählt, wie die Helden des Altertums die Hand zum Gruß erhoben.

Was an einem Gruß nationale Eigenart, was Affektation ist, und was unbewußt durch die motorischen Nerven aus dem Gehirn in die muskulären Apparate geleitet wird, das erörtert ein viertes Kapitel. Die ungeheuren Schwierigkeiten dieser feinen Unterscheidungen werden unter anderm an einer Momentaufnahme gezeigt, die Richard Voß' Worte in der „Villa Falkonieri" illustrieren soll: „Wie eine Königin, allein durch die ihr mühselig eingelernte Art zu grüßen, sich so sinnlos populär machen kann, daß ein ganzes Volk mit Wonne für sie sich totschießen läßt." — Die nun folgenden Grußdarstellungen haben, da es sich um Lebende handelt, aus naheliegenden Gründen zum größeren Teil nicht der wirklichen, sondern der Bretterwelt entnommen werden müssen. Aber schließlich „schlägt auch in des Gauklers Brust ein Herz voll Lust und Leid". Da ist es denn sehr interessant, z. B. aus einer Reihe Augenblicksbilder aus dem „Tannhäuser" zu ersehen, wie als Elisabeth beim Einzug der Gäste die große Künstlerin grüßt und ihren Gruß nach dem Rang der Grußobjekte leise variiert, und aus den hölzernen, mehr oder minder karikaturenhaften Verneigungen der Statistenscharen, wie herzlich wenig ballettmeisterliche Dressur zu erreichen vermag. Als letzte Neuheiten aus dem Gebiet absonderlicher Begrüßungen werden Eleonore Duse, Yvette Guilbert und Sada Yacco im Lichtbild herbeigebracht.

Die nächsten Abschnitte bringen Betrachtungen über die grußverstärkenden Höflichkeitsformeln: das begleitende Wort — gleichsam der Text zum Grußmotiv — den Händedruck, den Handkuß und seine bequemere Andeutung „ich küß die Hand", den Kuß auf die Wange (eine Straßenalbernheit gewisser Pariser Mondainen), die Umarmung (hier ein Ausfluß tiefster seelischer Erregung, dort der Trunkenheit, dort ein nichtssagendes, höfisches Bahnhofszeremoniell) bis zu der Begrüßung im feindlichen Sinn, zu der sich einer der lustigen Gesellen in Auerbachs Keller bekennt:

„Ich will von keinem Gruße wissen,
Als ihr die Fenster eingeschmissen."

Dann folgen, wiederum von reichlichen Abbildungen begleitet, Untersuchungen über die Einflüsse des zufälligen Milieus auf psychische Vorgänge, demzufolge auch auf die Grußgebärde: wie in der schweigenden Erhabenheit des Hochgebirgs die umständliche Philisterverneigung ganz von selbst sich vereinfacht, wie auf dem Alltagsschauplatz seiner gewohnten Unthätigkeit der Gigerl mit hoch erhobenem Ellenbogen dem Gigerl sein Willkommen entbietet, und wie so ganz anders die beiden etwa im Angesicht der stillen Majestät eines Sterbezimmers sich begrüßen, und wie dereinst — nach einem visionären Bild Sascha Schneiders — der Modejüngling dem Totenführer Charon die Hand zum Gruße reicht. Es folgen sodann die durch einen besonderen Gemütszustand bedingten Grußmodifikationen: wie einer automatisch den Arm erhebt, der mit nach innen gewandtem Blick durch die Straßen wandelt, wie der in übermütiger Champagnerlaune, jener in vergrämter, weltschmerzlicher Stimmung die Begrüßungsformel erweitert oder beschränkt. Ein eigener Abschnitt behandelt den charakteristischen Gruß des schlechten Gewissens. Unter der stillschweigend als selbstverständlich angenommenen Voraussetzung, daß wir allen andern gegenüber ein mehr oder weniger belastetes Gewissen haben, findet hier nebenbei das wohlthuende Gefühl der Einsamkeit oder eines Lebens in der Fremde seine psychologische Erklärung: wo man keinem bekannten Gesicht begegnet, wird man an keine Schuld erinnert.

Sehr interessant ist am Schluß des Buches ein prophetischer Ausblick in das zwanzigste Jahrhundert, in dem die Behauptung aufgestellt wird, daß mit der unaufhaltsam fortschreitenden Demokratisierung der Mensch-

heit, der Zunahme des Matter of act-Sinns und der gesteigerten Schnellebigkeit alle die zur Zeit üblichen Begrüßungsförmlichkeiten in einem einzigen kurzen Universalgrußzeichen endigen werden. Es spräche, so wird hier ausgeführt, durchaus nicht gegen diesen Entwicklungsgang, daß gerade jetzt in gewissen Gesellschaftsschichten der vormärzliche Handkuß wieder modern geworden sei, denn der sei nichts anderes, als ein bewußtes Archaisieren, wie es in Perioden stürmischen Fortschritts auf religiösen, sozialen und künstlerischen Gebieten stets von einigen rückwärtsschauenden Gruppen beliebt war. „Der moderne Mensch," so lauten die letzten Worte der Grußphysiologie, „wird nun einmal in allem, was er denkt und thut, von dem Prinzip der Vereinfachung geleitet, er vermeidet jeden zwecklosen Zeit- und Kraftaufwand und sucht einen möglichst reichen Inhalt in der denkbar kürzesten Form auszudrücken. Aus diesem Verlangen heraus, das mit innerer Notwendigkeit dem einen jeden Menschen angeborenen und mit Umfang und Intensität geistiger Thätigkeit heftig gesteigerten Verkürzungstrieb entspringt, wird einst der Universalgruß geboren werden. In welcher Gestalt — wer vermöchte es heute zu sagen? Als ein stenogrammatisches Zeichen jedenfalls, vielleicht nur als ein blitzschnelles Aufleuchten und Wiedererlöschen des Auges."

Ob das Buch jemals geschrieben wird? Oft schon hörte der Tondichter die Melodie vor dem Wort, das sie verkörpern wird, und mancher Gedanke, der jetzt in ausgereifter Form vor uns liegt, war ursprünglich nichts anderes als — ein Scherz.

Pelztierjäger auf der Fährte.

Von Dr. Hans von Kadich (Iowa in Kanada).

Hierzu 10 Abbildungen.

Kostbares Rauchwerk zu besitzen und tragen zu können, war seit uralten Zeiten der Stolz und das Streben fast aller Völker. Nicht allein jener Völker, die durch kaltes Klima auf den Pelz angewiesen sind — auch bei den Chinesen und den Bewohnern des europäischen Orients bilden pelzverbrämte Kleidungsstücke, die bei festlichen Gelegenheiten selbst im höchsten Sommer getragen werden, die Abzeichen für den Rang des Einzelnen oder die Wohlhabenheit einer Familie. Den Hermelinmantel umzulegen, gilt für ein Vorrecht gekrönter Häupter. Gutes Pelzwerk hat Wert überall und wird als Familienstück auf Kinder und Kindeskinder vererbt. In den Ländern gemäßigter Zone ist das Tragen von Pelzwerk als Schmuck kaum so allgemein verbreitet wie in den größeren Städten, und dennoch wissen die wenigsten, mit welchem Aufwand von Zeit und Arbeit, von Entbehrung und Gefahr jede einzelne dieser schmückenden Hüllen gewonnen wird, und woher das Tier, von dem sie stammen, überhaupt auf den Markt kommt. Darum will ich heute von jenen Tieren erzählen, was ich in vier Wintern härtester Arbeit auf der Pelztierjagd erlebt und erfahren habe.

Ein seltenes Augenblicksbild: Opossum, vom Hund gestellt (am Mississippi).
Momentaufnahme des Verfassers.

Die wichtigsten Tiergattungen, deren Pelze niemals unmodern werden und annähernd immer den gleichen Wert behalten, sind, abgesehen von dem größeren Pelztieren wie dem allgemein bekannten Fischotter und dem in den letzten Jahren schon sehr selten gewordenen Biber, die Moschusratte oder die Bisamratte, ferner der Mink, der Skunk und endlich der Waschbär oder Schupp. Diese Pelze werden in London auf dem Markt ebenso gehandelt, wie in Leipzig oder Neuyork, und der Fang dieser Tiere hält Jahr für Jahr eine ganze Armee von Menschen, die sogenannten Flußtrapper, draußen. Im Spätherbst fällt die traditionelle Zeit des Aufbruchs jener Männer, die alljährlich das Segel in ihrem kleinen Trapperboot hochziehen für die Nordfahrt. Nördlich gelegene Jagdgründe müssen sie aufsuchen, weil sämtliche Pelztiere in kaltem Klima ihre Winterkleider zeitiger anziehen als anderwärts, und dann, weil diese in nördlichen Regionen auch dichter und wärmer, daher wertvoller sind. Da fliegen sie denn stromaufwärts mit dem Südwestwind, die schmalen und schlank gebauten Flachboote; jedes mit einem leichten, umlegbaren Mastbaum und einem kleinen Segel versehen, geladen mit der sämtlichen Einrichtung für den Winter. Eine Unmenge von Kleinigkeiten ist da in einem solchen Boot verstaut, weitaus die meisten für Arbeitszwecke selbst berechnet,

und nur eine wahrhaft verschwindend kleine Auswahl soll dem für städtische Begriffe höchst armseligen Luxus des Mannes dienen. Ein Zelt nebst Stangen und Kamp-



Pelztiere: Maskenangorakatze.

ofen, ein eisernes Feldbett, drei bis vier gute wollene Decken, zwei Pfannen von verschiedener Größe, eine riesige Kaffeekanne oder ein Theekessel, ein Wasserkübel aus Holz, ein blecherner, mit Schmalz gefüllt, die Holzaxt und kleine Drahtstifte, die zum Aufspannen des Pelzwerks dienen, ein Schock Stahlfallen oder kleinere Tellereisen in dreierlei Größen, Mehl, Bohnen, Kaffee, Thee, Kartoffeln, Pfeffer, Salz und Tabak — daraus besteht das Um und Auf eines solchen Fallenstellers, der im Winter fleißig zu schaffen und gut zu leben gewillt ist.

In der Regel geht die Reise nicht sehr weit, denn Moschusratten und Minks, die Waschbären und Skunks halten sich überall auf, wo noch ein kleines Stückchen wilder Stromwelt vorhanden ist; doch hat der moderne Trapper bei der Wahl seines Arbeitsfeldes noch andere Momente zu berücksichtigen. Das Revier, das er auszufangen beabsichtigt, muß einen gewissen Bezirk aufweisen, in dem er allein Herrscher ist, und es muß gerade jene Pelztiere enthalten, die zur Zeit modern sind, verlangt, gekauft und entsprechend bezahlt werden. Den Maßstab hierfür bilden die Listen, die von den größeren Pelzhändlerfirmen, namentlich in London und in Leipzig, alljährlich ausgegeben werden und die in das Englische übersetzt, sehr häufig die einzigen Drucksachen sind, um die sich der Mann in seinem Leben gekümmert hat; sie aber studiert er um so gründlicher, als sie die Börse für den ganzen Pelzhandel vorstellen. Ich selbst habe hoch im Nordwesten am Lake Superior kanadische Halbindianer getroffen, die die neusten Preislisten von Londoner Häusern besaßen und sich in diesen sehr genau zurecht gefunden hatten.

Nach beschwerlicher oder glatter Stromfahrt hat denn ein solcher Fallensteller sein Ziel erreicht. Eine günstige Landungsstelle muß er zu allernächst finden, dann geht es auf die Suche nach einem gutgelegenen Platz für sein Winterlager. Hinein in das dichteste Weidengebüsch, wo es ganz windruhig ist und still und heimlich, da zieht der Trapper am liebsten hin. Das entspricht seiner Arbeit, an solchen Plätzchen schlägt er sein Kamp auf. Die allernächste Aufgabe des Fallenstellers ist nun, seinen Zirkel zu laufen, wie der Fachausdruck lautet, d. h., einen allgemeinen Ueberblick über sein Arbeitsfeld zu gewinnen. Da zeigt sich der richtige Mann, hierin entwickelt sich seine ganze Tüchtigkeit. Es giebt da nämlich in jedem Revier eine ganz eigenartige Schrift, die in kaum merklichen, nur dem Kundigen lesbaren Lettern und Chiffren am seichten Ufer der wasserumspülten Sandbank, im halbtrockenen Schlammbett alter Wasserläufe, an der dicksten Borke und in der zarten Rinde der Inselbäume eingetreten, geritzt, gegraben und geklettert ist. Dem Fallensteller erzählt jede geöffnete und ausgefressene Muschelschale, die an solchen Plätzen überall zerstreut liegen, einzelne Schildkrötenhäuser, fein ausgenagt, alles, was er zu wissen braucht. Um ausfindig zu machen, welche Pelztiere sich auf dem Strom und in den Urwaldungen herumbewegen, fährt der Trapper sein Arbeitsfeld im weiten Bogen ab und setzt nun an der größtmöglichst selbst gezogenen Peripherie, auf jedem Platz, wo er sieht, daß Pelztiere umherwechseln, seine Fallen in das Wasser. Dieser Kreis ist der sogenannte Zirkel. Jedes Tellereisen wird an einem eingeschlagenen Pfosten befestigt; ist das Wasser zu tief, so wird an



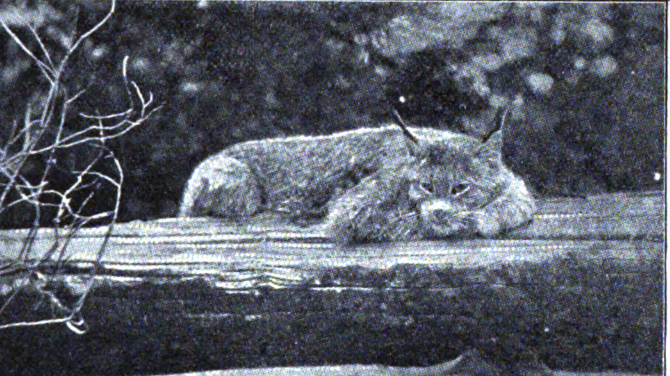
Pelztiere: Ein Otternpaar.

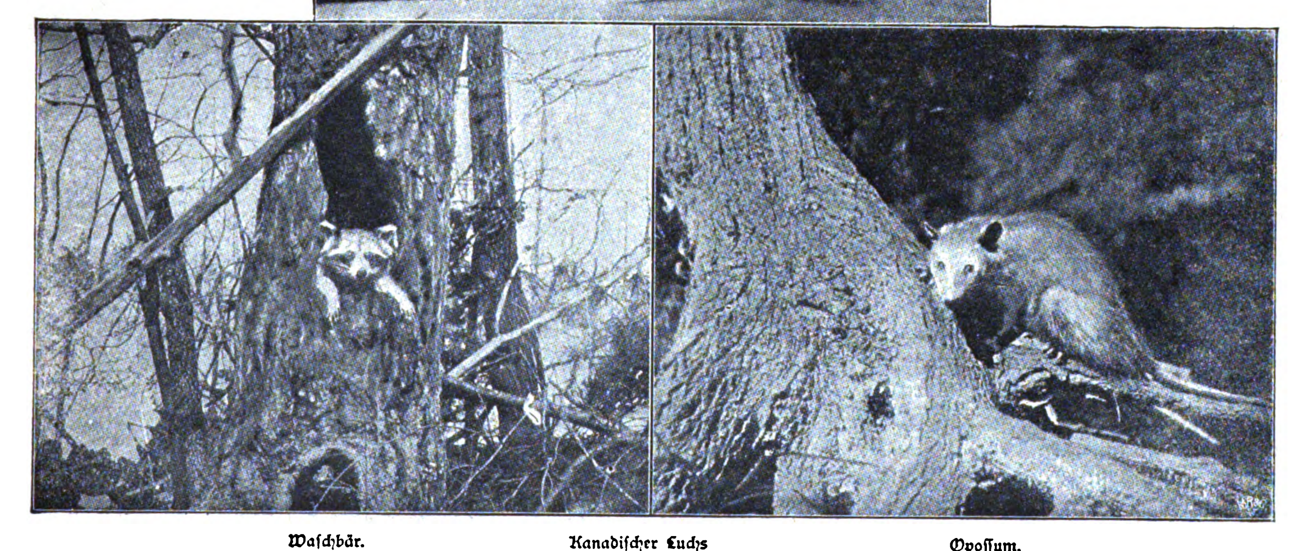
einem Stück Holz ein Aufbau vom Grund aus gebildet. An steilen Uferbänken werden künstliche Ausstiege angelegt, bis die Falle gut eingebettet werden kann. Der erfahrene Fallensteller wird nun nicht eine Falle mehr stellen, als er imstande ist, im Tag zu übersehen, und ebensowenig auch nur eine einzige aufs Geratewohl

setzen. Die Fallen zu finden, ist nicht immer so ganz einfach, wenn drei Dutzend auf einmal im Fluß oder im Urwald liegen. Sind die Eisen an Pflöcke befestigt, die über die Oberfläche ragen, so ist ja ihr Auffinden leicht; ist ein solcher Fluß über Nacht jedoch stark gestiegen, so sind die meisten Tellereisen verloren. Unser Fallensteller kennt seinen Beruf und ist bald bei seiner ersten Falle angelangt. Das Boot wird an die Uferbank gebracht, die Kette nebst der Falle mit dem Stock vom Grund heraufgeholt — richtig, da hängt die erste Bisamratte, tot und starr, wohl schon vor sechs Stunden gefangen; sie ist in der Falle einfach ertrunken. Herausnehmen, die Glieder geradeziehen und strecken, dann vorn auf einem trockenen Platz im Boot mit ihr, wo die Sonnenstrahlen hinreichen und auch der Wind gut darüber hinwehen kann. Aber das Fangen der Tiere allein nützt nichts; gut abstreifen und richtig aufspannen — das erst liefert die Marktware. Im allgemeinen werden sämtliche Pelztiere an der Innenseite der Hinterpfoten, wo die Haarnaht läuft, mit dem scharfen Messer aufgeschnitten und ihnen dann buchstäblich das Fell über die Ohren gezogen, wobei die „Handschuhe" an den „Händen" und die „Strümpfe" an den „Füßen" bleiben, wie der Trapper sagt. Gewöhnlich werden die Bälge auf eigens zugeschnittene Spannbretter gezogen und mit kleinen Drahtstiften am Holz befestigt. Auch Holzkeile werden zugeschnitten, um die Bälge so groß wie möglich ziehen zu können und ihr Antrocknen am Brett zu verhüten. Auch mit dem Aufspannen und mit



Das Setzen eines Bäreneisens. Schwarzer Bär in der Falle.



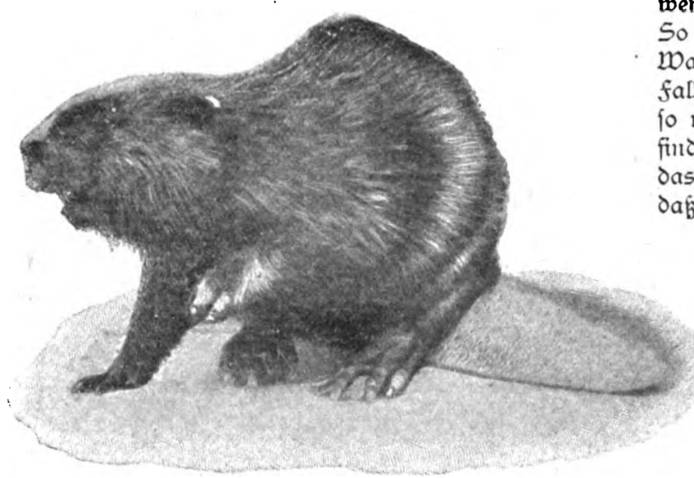


Waschbär. Kanadischer Luchs. Opossum.

Augenblicksbilder von der Pelztierjagd im „Wilden Westen": Fallensteller und gesuchte Pelztiere.

Momentaufnahmen des Verfassers.

dem Trocknen der Bälge der Pelztiere ist der Trapper noch nicht fertig; er hat das sorgfältig präparierte Rauchwerk in frischer Luft und in leichtem Wind getrocknet, hat es dann zu schützen gegen Mäuse und



Europäischer Biber.

Ratten, die sich in jedem Lager einzufinden pflegen, und in Kisten aus leichtem Zinnblech sorgsam zu verwahren. Das Fleisch dieser Bisamratten, die zu den reinlichsten Tieren gehören, weil sie nur die besten, appetitlichsten Nahrungsstoffe verzehren, wird im Trapperkamp sehr verschiedentlich verwendet. Viele essen es ab und zu recht gern, namentlich dann, wenn sie, wie mir ein alter Irländer im Quellgebiet des Missouri erklärte, kein anderes haben; doch ist der Geschmack gut, wenn auch etwas süßlich, und wenn ich nun noch hinzufüge, daß der Balg einer solchen Moschusratte von 5 Cents bis zu 18 Cents einbringt, daß ferner jeder einzelne Balg der Moschusratte, so weit die Vereinigten Staaten von Amerika und Kanada reichen, beim Einkauf von Lebensmitteln auf den Stationen als eine gewisse Einheit betrachtet und zum Marktpreis als Bargeld angenommen wird, endlich, daß von den genannten Gebieten, die nördlich von einer gewissen Klimazone liegen, alljährlich etwa 1½ Millionen Bälge auf den Weltmarkt gelangen, so glaube ich die Ausführungen über dieses wichtigste aller Pelztiere schließen zu können.

Das zweite Pelztier, der Mink, ist, wie sein europäischer Verwandter, der Iltis, ein Würger von allem, was er in seinem Bereich ergattern kann, und ein um so gefährlicherer Räuber, als er sich in beiden Elementen, auf dem Land wie im Wasser, nahezu gleich heimisch fühlt. Er würgt mit der nämlichen Gemütsruhe in einer Nacht vierzig Hühner eines Farmers ab, um ihnen das Blut auszusaugen, wie er weichschalige Schildkröten sehr genau von den hartschaligen zu unterscheiden weiß; auch Flußmuscheln und Krebse und verschiedene im Wasser lebende Lazerten und Schlangen, sowie Mäuse bilden seine Beute. Er ist durchaus kein Kostverächter und sein Tisch daher zu jeder Jahreszeit gedeckt. Immer auf dem Räuberpfad unterwegs, in jeder Bewegung abgemessen, keine zu viel und keine zu wenig, wie ein guter Kundschafter — das ist der Mink. So lange es möglich ist, die Tellereisen in freies Wasser zu setzen, ist die Arbeit bedeutend leichter; ist der Fallensteller aber erst einmal auf das feste Land beschränkt, so wird der Minkfang sehr harte Arbeit. Tag für Tag findet der grauende Morgen bereits den Trapper, wie er das Kamp verläßt. In der Regel sind die Fallen so gesetzt, daß sich das Tier mit einer Vorder- oder Hinterpfote im Eisen fängt. Ist er im Winter auf festem Land im Eisen gefangen, so sitzt er gewöhnlich still ergeben zwischen den Bügeln, um beim Näherkommen des Trappers seine schrille, schaurige Totenklage anzustimmen, der durch den Nasenhieb ein rasches Ende bereitet wird. Hat er sich früh am Abend gefangen, haben die Bügel der Falle hoch gepackt und giebt es in der Nacht starken Frost, so findet ihn der Trapper wohl steinhart gefroren. Jeder gute Minkbalg bringt immerhin 1 Dollar bis 1 Dollar 50, und gut 1 Million Bälge werden alljährlich auf den Markt gebracht.

In dieser Weise beschäftigt sich ein Fallensteller still und einsam, aber unablässig vom indianischen Sommer durch den Herbst und die schneebedeckten eiserfüllten Wintermonate von irgendeiner Insel aus oder im Urwald. Die Tage und die Monate hat er vielleicht schon vergessen, aber er hat seine Zeichen, die ihm kundthun, wann es Zeit ist, in die Zivilisation zurückzukehren, seine Winterausbeute dorthin zu bringen, wohin diese gehört — zum Pelzhändler. Rauchwerk im Wert von 200 bis 250 Dollars liegt sicher in Kisten aufgestapelt in seinem Kamp — Aufpacken also und stromabwärts der Heimat zu! Das Zelt ist abgebrochen, das Boot ist bis oben vollgeladen — lebe wohl, einsames Revier!



Transport von Pelztieren in Nordamerika.
Momentaufnahme des Verfassers.

Die junge Generation.

Roman von

Emma Merk.

4. Fortsetzung.

Im Lauf der Woche brachte die Zeitung noch einmal einen ausführlichen Bericht über die bereits erfolgte Grundsteinlegung zu dem „Rekonvaleszentenheim“, zu dem die Vertreter der Stadt, mehrere Aerzte und andere hervorragende Persönlichkeiten eingeladen und in dem früheren Jagdschlößchen des Grafen Streckenbach in glänzender Weise bewirtet waren.

Georg Brandner war der Mann des Tages. Die Zeitungen aller Richtungen und Parteien sangen sein Lob, und in den Buch- und Kunsthandlungen wurde seine Photographie ausgestellt.

Am darauffolgenden Sonntag kam Regierungsrat von Brandner im schwarzen Rock und Zylinder mit seiner Gattin in feierlicher Visitentoilette angefahren, um Georg einen Besuch abzustatten.

Eine Stunde später rückte der Oberst mit Tochter an. Die brüderliche Liebe war plötzlich mit wahrer Vehemenz erwacht. Man machte Georg Vorwürfe.

„Warum bist du nicht bei uns abgestiegen?“

„Wann dürfen wir dich endlich an unserm Tisch begrüßen?“

„Wir sind sehr eifersüchtig auf Amalie.“

Sogar die gutmütige Mama Riedenhof wunderte sich über die Unverfrorenheit, mit der ihre Schwägerin sich jetzt als vernachlässigt und zurückgesetzt hinstellte, sie, die erst so düstere Prophezeiungen über den Heimkehrenden ausgestoßen hatte.

Georg warf seiner Schwester einen lachenden Blick zu; er hatte die Annäherung seiner Brüder mit solcher Seelenruhe abgewartet: „Sei unbesorgt! Sie werden schon kommen!“

Einladungen zu Gesellschaften, zu Versammlungen, zu Vereinen regneten ordentlich auf Brandner herab. Er hätte sich zerreißen müssen, um allen an ihn gestellten Anforderungen zu genügen. Es blieb ihm gar keine Zeit mehr, um heimlichen Seelenregungen zu lauschen.

Theo hatte Mühe, des Onkels endlich wieder einmal habhaft zu werden. Wenn Theo zum Frühstück kam, war Georg längst schon wieder fort. Der faule Neffe begriff gar nicht, wie ein Mensch so früh aufstehen könnte. Er mußte sich einmal besonders wecken lassen zu der nicht länger aufzuschiebenden Rücksprache.

„Onkel,“ sagte er mit seinen bittenden Augen und seinem bestrickenden Lächeln, „du hilfst mir wohl ein wenig aus, bis ich meine Illustration verkauft habe. Ich bin gerade recht auf dem Trocknen.“

Georg hatte das längst erwartet, seit er einen Einblick in die Riedenhofschen Verhältnisse gewonnen hatte, und wußte, wie wenig Theos Lebensgewohnheiten mit ihnen in Einklang standen. Seiner Schwester hatte er sofort eine größere Summe aufgezwungen, indem er sagte: „Ich kann nicht monatelang bei euch zu Gast sein. Entweder du nimmst mich in Pension, oder ich ziehe morgen in ein Hotel.“

Amalie, die außer ihrem Wirtschaftsgeld niemals Mittel besaß, über die sie frei verfügen konnte, war sich plötzlich ganz wohlhabend und üppig erschienen, freilich nur, bis ihr Lieblingssöhnchen den ungewöhnlichen Reichtum seiner Mutter entdeckte und es sich angelegen sein ließ, ihren Besitz zu erleichtern.

Georg aber ließ sich von dem hübschen jungen Gesicht weniger berücken als die schwache Mutter: „Nein, mein Lieber, geborgt wird nicht! Auch nicht geschenkt,“ sagte er sehr bestimmt. „Junge Leute, wie du, müssen sich daran gewöhnen, daß Geld nur mit Arbeit zu erhalten ist. Wenn du es dir verdienen willst, so bin ich gern bereit, mich von dir malen zu lassen, meinetwegen in Lebensgröße. Sobald ich die ersten Umrisse auf der Leinwand sehe, sollst du die erste Zahlung erhalten.“

Theo hatte kaum je in seinem Leben ein so verblüfftes Gesicht gemacht. Er fand dieses Ansinnen geradezu unverschämt. Ein lebensgroßes Porträt! Der Mensch hatte ja keine Ahnung, was das für eine Heidenarbeit wäre! Aber was blieb ihm übrig? Er mußte Geld haben! Die hübsche Mizi Flora war mit einer einzigen Brillantnadel nicht zufrieden.

Gleich sofort würde er die Leinwand bestellen. Morgen konnte die erste Sitzung sein. Mit wahrem Feuereifer überlegte er die Stellung, den Anzug.

Es war entschieden eine Bosheit von Onkel Georg, daß er behauptete, er habe nur am frühen Vormittag Zeit, zwischen 1/2 10 und 11 Uhr.

Wenn man bei Tagesgrauen aus den Federn mußte, konnte das ja ein recht katzenjämmerliches Bild werden! Aber einen Eigensinn besaß der Mann!

Theo fing an, den Bruder seiner Mutter zu hassen.

Acht Tage lang schleppte er sich mit mühsam verbissenem Zorn jeden Morgen um 9 Uhr in sein Atelier und „schuftete“ wie ein Narr. Er merkte erst, wie er aus dem Malen herausgekommen, seitdem er von der Akademie fort war und nur seine flotten, raschen Zeichnungen hinzuwerfen pflegte.

Nach einer Woche, als man ungefähr sah, daß sich von dem oberflächlich skizzierten Grund ein Männerkopf und eine Gestalt im Pelzmantel abheben sollte, drückte „der Geizhals“, wie Theodor den Onkel im stillen nannte, ihm endlich die sauer verdienten ersten sechs Hundertmarkscheine in die Hand.

Ein Tropfen Oel auf einen heißen Stein.

Aber Theo blieb doch am Abend so lange im Klub sitzen und trank so viel Sekt, daß er am nächsten Tag verschlief. Er fand nur Brandners Visitenkarte, als er endlich ins Atelier kam.

„Zum Warten habe ich keine Zeit," sagte der Onkel des Mittags. Theo murmelte eine Entschuldigung. Am liebsten hätte er freilich gebrummt: „Zum Teufel! Ich bin kein Schuljunge! Zum Malen braucht man Stimmung! Es ist ein Elend, wenn man mit verständnislosen Menschen zu thun hat!"

* * *

Nach langem, vergeblichem Harren hatte Martha endlich eine Nachricht aus Paris erhalten, ein von fremder Hand geschriebenes Zettelchen: „Ich bin schwerkrank, Gelenkrheumatismus. Es kam so rasch, daß man mich nicht in das Spital bringen konnte. Meine Hausfrau und deren Tochter pflegen mich mit größter Aufopferung. Sobald ich kann, schreibe ich mehr. Tausend Grüße! Moritz."

In ihrer Angst und Sorge vergaß Martha alle ihre scheue Zurückhaltung. Sie schrieb an Kösters Hausfrau einen flehenden französischen Brief und bat um Nachrichten, um Bescheid über den Ausspruch des Arztes.

Die Antwort kam bald, zu ihrer Ueberraschung in einem ziemlich fehlerhaften, mit österreichischen Dialektworten vermischten Deutsch. Frau Kar, offenbar eine in Paris lebende Wienerin, äußerte sich, daß sie und ihre Tochter dem jungen Herrn das Leben gerettet hätten. Es ginge besser. Der Arzt mache sich natürlich noch wichtig, spreche viel von der Herzthätigkeit, aber sie wisse, daß sie mit ihrem unfehlbaren Sympathiemittel viel mehr Erfolg gehabt hätte, als der Doktor mit seinem Salycil und seinen Wicklungen.

Martha las die Worte mit tiefer Wehmut.

Der Arme! Dieser Umgebung war er nun verfallen, für lange Schmerzenswochen! Aber er mußte froh sein, daß sich in der fremden Stadt überhaupt jemand seiner annahm!

Manchmal packte sie eine rasende Sehnsucht, alles im Stich zu lassen, hinzureisen nach Paris und zu ihm zu sagen: „Laß mich bei dir bleiben, als barmherzige Schwester! Ich liebe dich, und du bedarfst meiner. Warum sollen mich tausend Vorurteile zurückhalten, wenn der liebste Mensch auf der Welt in Gefahr schwebt?"

Aber wie sollte sie den Mut finden zu dem Ungewöhnlichen, Unerhörten, zu dem Kampf mit ihrer Familie, mit allen Gesetzen der Sitte! Wenn ihr Vater nicht gewesen wäre, wenn sie nicht immerfort seine düsteren Worte: „Die Kinder sind die schlimmsten Egoisten" im Ohr gehört hätte, sie würde es vielleicht dennoch gewagt haben!

Während ihr das Leben ein so ernstes Gesicht zeigte, stand Lolo stundenlang vor dem Spiegel, probierte Kostüme und dachte nur ans Vergnügen. Bei dem glänzenden Fest, mit dem Waldersteins die Rückkehr ihres Sohnes feiern wollten, sollten lebende Bilder gestellt werden. Theo war um seine Mitwirkung, um seinen künstlerischen Rat bei dem Arrangement gebeten worden, und er freute sich kindisch über die triftige Ausrede, um das Porträt des Onkels eine Weile im Stich zu lassen.

Lolo machte es einen Riesenspaß, sich die verschiedensten Gewandungen auszusinnen, und die weiße Toilette aus blitzendem Silberpaillettenstoff, die sie sich für den Abend anschaffte, erschien ihr als ein Triumph ihres guten Geschmacks. An die Rechnung von Frau Reimer dachte sie allerdings mit einem leisen Angstschauder.

Das Haus des Barons Walderstein war ein wahres Juwel von einem Familienheim.

Es lag draußen in der Vorstadt, wo man noch einen weiten Himmel vor sich hatte und den Sonnenuntergang sehen konnte; umgeben von einem Garten mit hohen alten Bäumen. Die Zimmer waren mit jener vornehmen, gediegenen Pracht ausgestattet, die sich nicht im nächstbesten Magazin kaufen läßt, an der Generationen gesammelt haben müssen: wertvolle, alte Bilder, schöne Renaissanceschränke, echte Gobelins, wunderbare Bronzen, antike Marmorbüsten in den Nischen.

Auf dem schönen Heim aber lastete etwas Müdes, Schläfriges, eine unverkennbare Atmosphäre der Langweile. Der Baron war ein stiller, feiner Mann mit leiser Stimme und langsamen Bewegungen; immer wie aus dem Ei geschält, ein Aristokrat in seiner äußeren Erscheinung, von dem wohlgepflegten, zartduftenden, grauen Haar bis zu den schmalen Fußspitzen. Er lebte wie abgeschieden von der Welt, mit der er durch keinen Beruf in Berührung kam, in einer Atmosphäre von ästhetisch vornehmem Behagen; als kunstverständiger, begeisterter Sammler von schönen Majoliken und Limogesmalereien vollauf beschäftigt, so daß er eigentlich Verkehr und Geselligkeit nur seiner Frau wegen pflegte. Neben der auffallend jugendlichen, zartrosigen Melanie wirkte er allzu abgeklärt, allzu ruhig, allzu grau und leblos.

Mit der Rückkehr des Sohnes aber war in das unheimlich stille, dämmersüchtige Heim Licht, Farbe, Freude eingezogen. Auch der Baron schien wie aus dem Winterschlaf erwacht.

Adalberts Gesundheit hatte den Eltern schwere Sorge bereitet. Er war zu rasch gewachsen, schmalschulterig, schmächtig geblieben, und als er dann, kurz nachdem er das Gymnasium absolviert hatte, eine schwere Influenza bekam, zeigten sich die Aerzte recht bedenklich. Sie fürchteten, daß die Lunge angegriffen würde, und empfahlen einen langen Aufenthalt in reiner Luft, am besten an der See. Es traf sich glücklich, daß ein Freund des Barons, der auf seiner bequem eingerichteten Jacht im Mittelmeer hin- und herzufahren pflegte, eine längere Reise vorhatte und sich mit Vergnügen bereit zeigte, den zarten, hüstelnden Jüngling mitzunehmen.

Und nun war er so blühend, so kraftvoll, so männlich von dieser Reise zurückgekehrt, daß die Eltern ihn im ersten Moment kaum wieder erkannt hatten. Melanie hatte ihm ein paar Sekunden lang wie erschrocken in das Gesicht gestarrt. Dieser vollbärtige junge Riese ihr Sohn! So zierlich, schlank und klein erschien sie neben ihm, daß man sie viel eher für seine jüngere Schwester hätte halten können, als für seine Mutter. Sie hatte sofort einen schmeichelnden, sanften, fast demütigen Ton zu ihm angeschlagen, ein bittendes Werben um seine Liebe. Wie heimliche Angst lag es in ihren Augen, wenn sie zu ihm aufblickte.

Er war auf der Seereise ein Jahr lang wie abgeschnitten von der Welt gewesen, hatte keinen Verkehr



gehabt außer den paar Menschen, die mit ihm auf der Jacht weilten.

Mit frischer, lebhafter Eindrucksfähigkeit, mit heißem, jugendlichem Durst nach Abwechslung und Vergnügen kam er heim, voll Bewunderung für seine schöne, junge Mutter, stolz auf seine Rolle als ritterlicher Beschützer, die er ihr gegenüber nun als seine Pflicht erachtete. Lolo, die seit einigen Wochen so viel bei der Baronin verkehrte, war eigentlich das erste junge Mädchen, das dem Erwachsenen, dem mit feurigem Sinnen ins Leben Drängenden, in vertraulicher Nähe vor Augen trat.

Sie merkte sehr wohl, daß sie ihm gefiel. Und sie fand ihn so hübsch und anziehend, diesen großen, schlanken Menschen mit dem bärtigen Kindergesicht, daß sie es für kein Kunststück hielt, sich in ihn zu verlieben und um seinetwillen ihren alten Verehrer Dörmann zu vergessen. Adalbert war ja allerdings etwas jünger als sie; aber sie wußte, daß ein Zweiundzwanzigjähriger sich rascher zum Verloben entschließt als ein Reiferer, der schon bedenklich und vorsichtig geworden ist.

Ihr schwindelte bei dem Gedanken an solch ein Märchenglück. Reich, vornehm! Ein Gatte, der frisch und lebenslustig wäre wie sie, mit dem sie das Dasein so recht aus dem Vollen genießen könnte, dessen warmes, unverbrauchtes Herz eine kluge Frau wohl schrankenlos beherrschen würde!

Mit so hochgestimmten Erwartungen war sie zu dem Fest bei Waldersteins gefahren, daß sie naturgemäß eine Enttäuschung erleben mußte. Bisher hatte sie Adalbert nur im intimen, kleinen Kreis getroffen, in dem er sich ihr allein widmen konnte. Bei dem großen Empfangsabend schuldete er, als Sohn des Hauses, seine Aufmerksamkeit den vielen vornehmen Gästen, denen er vorgestellt wurde, all den Freunden und Bekannten, die ihn nach langer Zeit wieder begrüßten. Er konnte nur ein paar liebenswürdige Worte mit Lolo tauschen, denn irgendeine von Diamanten funkelnde Exzellenz, vor der er sich verbeugen mußte, trat eben in den Saal.

Sie fühlte sich allein, eingeschüchtert unter all diesen fremden Herren in glänzenden Uniformen und ordengeschmückten Fracks, unter den stolzen Damen, die über die junge Bürgerliche hinwegschauten, als existiere sie nicht für ihre Beachtung. Wie eine Rettung schien es ihr, als nach einer peinlichen Viertelstunde Oberleutnant Haller nach kurzer Begrüßung der Hausfrau auf sie zutrat und sich eingehend mit ihr unterhielt. Der hübsche Offizier, der sich vor kurzem noch herzlich wenig um sie gekümmert hatte, machte ihr seit einiger Zeit den Hof. Sie ließ es sich lächelnd gefallen, obwohl sie sich eigentlich völlig klar darüber war, daß er kein wirkliches Interesse für sie habe und wohl nur ein wenig Komödie spielte. Warum er sie auszeichnete und mit einem Mal für ihren treuen Ritter gelten wollte, darüber zerbrach sie sich nicht weiter den Kopf. Es schmeichelte immerhin ihrer Eitelkeit.

Aber an diesem Abend war sie zerstreut bei dem anscheinend so animierten Gespräch, und ihre Augen irrten unruhig durch den Saal. Sie mußte sich zu einem freundlichen Lächeln zwingen, als der Oberleutnant fragte: „Darf ich Sie zu Tisch führen, gnädiges Fräulein? Oder sind Sie schon versagt?"

Sie hatte mit solcher Zuversicht darauf gehofft, daß Adalbert ihr Tischnachbar sein würde; sie hatte es sich so hübsch ausgemalt, daß sie ein Vielliebchen miteinander essen würden auf du und du! In der lustigen Sektstimmung hatte sie immer lieber und zutraulicher werden, ihm nette Dinge sagen, ihn so recht toll verliebt machen wollen!

Und nun sollte sie verzichten auf diese langersehnte, allerschönste Gelegenheit, um ihn zu einem Geständnis fortzureißen. Aber er mußte gewiß irgendeine langweilige Komteß zu Tisch führen. Es blieb ihr auch keine Zeit mehr, zu warten, die Mitwirkenden bei den lebenden Bildern mußten bald hinter dem Vorhang verschwinden. Sie konnte sich doch nicht der Verlegenheit aussetzen, keinen Tischherrn zu haben, wenn man sich später anreihte.

„Ich bin noch frei, Herr Oberleutnant," sagte sie, ihre Verstimmung so gut verbergend als möglich. „Wenn es Ihnen also Vergnügen macht —"

Mit den lebenden Bildern sollte dem Sohn des Hauses eine Art Reiseerinnerung vor Augen gezaubert werden. Man brachte Scenen aus den verschiedenen Ländern, die er auf seiner Fahrt berührt hatte.

Der Hintergrund, eine südliche Landschaft mit tiefblauem Himmel, blieb unverändert. Davor aber wechselten farbenreiche,

malerisch geordnete Gruppen: neapolitanische Fischer und Lazzaroni; Mädchen aus Capri mit den schlanken Wasserkrügen auf dem Haupt; Aegypter, die eine Rast in der Wüste hielten, Spanier, die sich um einen Stierkämpfer scharten, griechisches Volk, wie es bei der Ankunft eines Schiffes am Ufer zusammenläuft, türkische Warenhändler, die Teppiche und Seidenstoffe auspackten, um die sich reizende braune Kinder sammelten.

Im letzten Bild begrüßte die Heimat den Wiedergekehrten, und Lolo als rosenbekränzte „Jugend“ mußte ein paar Willkommworte sprechen, die Oberleutnant Haller mit hübschem Humor verfaßt hatte.

Sigmund Brandner war um seine poetische Mitwirkung gebeten worden, hatte aber mit beleidigter Miene erklärt, er sei kein Gelegenheitsdichter und klimpere keine gereimten Jamben.

Der bleiche, bartlose junge Poet mit der dunklen Biedermaierlocke saß mit verächtlich herabgezogenen Mundwinkeln in einer Nische, stützte den Arm auf einen Marmortisch, in einer Pose, als sollte er photographiert werden, und bemühte sich, „interessant“ auszusehen. Er hatte eine gleichgestimmte Seele gefunden. Eine zarte, hellblonde Dame, Fräulein Helga Thielen, deren Lachen wie das Gurren eines Turteltäubchens klang, die ihre vergißmeinnichtblauen Augen unendlich schüchtern und unschuldig aufzuschlagen wußte, die aber schon ein wildleidenschaftliches Schauspiel verfaßt hatte, das allerdings noch von keiner Bühne angenommen war. Sigmund fand die Kollegin „genial“, denn sie kannte seinen Band Gedichte, das einzige, was er bisher der Oeffentlichkeit übergeben, und hatte sie tief und bedeutend genannt. Er fühlte, daß sie eine von den wenigen war, die auch die Gedankenstriche verstanden, mit denen er seine feinsten Stimmungen und tiefsten Ideen auszudrücken pflegte.

Sie tauschten nun ihre Erfahrungen aus über den Blödsinn des Publikums und die engherzige Borniertheit der Verleger und zerpflückten mit scharfer Kritik alles Neuerschienene, was Erfolg hatte.

Theo, der sich von einem Künstler ein echtes, prachtvolles Stierkämpferkostüm ausgeborgt hatte, sah in der spanischen Gruppe so wundervoll aus, daß die Zuschauer stürmisch ein zweites Heben des Vorhangs verlangten. Eine junge Amerikanerin klatschte so laut und auffallend, daß man über sie lächelte. Sobald der schöne Riedenhof dann wieder im Frack aus der Garderobe heraustrat, stürzte ein älterer Maler, der sich bei der Zusammenstellung der Bilder verdient gemacht hatte, auf ihn zu: „Miß Harriet White will Ihnen vorgestellt werden. Sie ist ganz bezaubert ‚of the handsome young gentleman‘ und kann es in ihrer amerikanischen Ungeduld kaum erwarten, Sie in der Nähe zu bewundern. Am liebsten wäre sie gleich auf die Bühne gestürzt. Sehen Sie dort — die Dame in gelber Seide.“

„Herrgott! Die ist ja schauderhaft häßlich!“ rief Theo entsetzt. „Und deutsch kann sie wohl auch nicht; nein, mein Lieber, da drücke ich mich, sonst muß ich sie zum Souper führen!“

„Aber seien Sie doch kein Thor, Riedenhof. Sie hat ja viele Millionen und ist ganz unabhängig, Waise; die Leutnants sind wie toll hinter ihr her. Und wissen Sie, für einen Maler ist's heutzutage viel einträglicher, eine reiche Frau zu heiraten als Bilder zu malen. Dabei verdient man ja doch kaum so viel, als das Modell und das Atelier kosten.“

„Viele Millionen?“ wiederholte Theo, und ein vergnügtes Lächeln überflog sein Gesicht. „Also in Gottes Namen! Wenn ich nur mein bißchen Englisch nicht ganz vergessen hätte!“

Miß White radebrechte ein drolliges, aber immerhin verständliches Deutsch. Sie war eine energische junge Dame, gewohnt, ihren Willen durchzusetzen, und Theo war ihr nicht bloß für den Abend rettungslos verfallen, sie verfügte auch über seine Zeit für die nächsten Tage. Er sollte sie in Galerien führen; sie wollte auch Ateliers besuchen und Bilder kaufen. Der Rat eines Künstlers schien ihr unentbehrlich.

„Wie schade, daß ich nichts auf der Staffelei habe außer einem angefangenen Porträt meines Onkels!“ dachte Theo. Uebrigens wäre das doch sehr nett! Den Freunden einen Bilderverkauf in Aussicht stellen, den Gönner spielen! Er fühlte sich schon ganz als Beschützer der Kunst, als Mäcen.

Lolo erholte sich einstweilen von ihrer anfänglichen Enttäuschung.

Sie hatte sehr hübsch ausgesehen in ihrem leuchtenden Blumenschmuck und die Verse recht anmutig zur Geltung gebracht. Als sie wieder in den Saal trat, kam Baron Walderstein sofort auf sie zu und dankte ihr ganz gerührt für ihre Mitwirkung. Von allen Seiten wurden ihr Schmeicheleien gesagt; sogar die stolzesten Gräfinnen waren von herablassender Liebenswürdigkeit, und viele der Herren in den glänzenden Uniformen und ordengeschmückten Fracks ließen sich ihr vorstellen und zeigten sich zugänglich für einen schalkhaften Blick und ein kokettes Lachen.

Während sie Lob und Anerkennung erntete, fühlte sie, daß Adalberts Blick auf ihr ruhte, daß er ungeduldig auf einen Moment harrte, um sich ihr zu nähern. Ihre Augen blitzten wieder voll Uebermut.

Er überreichte ihr einen Strauß wunderbarer Orchideen — ihre Lieblingsblumen — und flüsterte: „Lieber und schöner konnte die Heimat nicht vor mich hintreten als in Ihrer Gestalt! Und nun beginnt der schönere Teil des Festes. Ich habe meine Pflichten erfüllt und darf jetzt an mein Vergnügen denken, nicht wahr? Sie erlauben doch, daß ich Ihnen meinen Arm anbiete, um Sie zu Tisch zu führen!“

Sie hätte zornige Thränen weinen mögen, weil sie nicht mit größerer Zuversicht auf ihn gewartet hatte. Aber ihr Tischnachbar war schon in ihrer Nähe. Unmöglich, den Offizier im letzten Moment abzuweisen.

„Es thut mir schrecklich leid, Herr Baron. Ich dachte, daß Sie heute wohl eine Würdigere wählen müßten. Ich versprach leider — Herrn Oberleutnant Haller —“

Adalbert war trotz seiner Größe und trotz seines Vollbarts noch ein Kind, das sich nicht beherrschen konnte. Er stampfte mit dem Fuß vor Aerger.

Fortsetzung folgt.





Eine böse Schleiffahrt.

Wie die Luftballons landen.

Von einem alten Luftschiffer.

Die erschütternde Katastrophe bei der Landung des Ballons „Berson" bei Antwerpen, die den tragischen Tod des Ballonführers, Hauptmann Bartsch v. Sigsfeld, herbeiführte, macht die Frage: „Wie wird denn überhaupt ein Luftballon zur Landung gebracht?" zu einer allgemein wissenswerten und interessanten.

Bis vor wenigen Jahren begnügte man sich damit, einem Luftballon als einziges Landungsgerät außer dem Ventil einen am etwa 50 Meter langen Seil hängenden, vier- oder sechsarmigen kleinen Anker mitzugeben, wie ihn die Spreekähne führen.

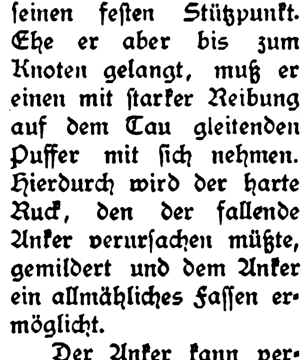
Bald nach dem Aufstieg wurde der Anker über Bord heruntergelassen und hing nun während der Fahrt etwa 50 Meter unter dem Korb des Ballons. Das obere Ende des Ankerseils wurde am Ring, an dem auch der Korb hängt, festgeknotet.

Näherte sich nun der Ballon bei der Landung dem Erdboden, so setzte zunächst der Anker auf; der Ballon, vom Wind weiter getrieben, brachte das Ankerseil in Zug, und es begann je nach der Stärke des Windes eine mehr oder weniger tolle Schleiffahrt über die Aecker dahin, bis der Anker, der mit seinen scharfen Zinken den Erdboden durchfurchte, den durch das geöffnete Ventil allmählich vom Gas befreiten Ballon festzuhalten vermochte. War das Terrain für das Fassen des Ankers ungünstig und der Wind sehr stark, so konnte eine solche Schleiffahrt für den Ballon sowohl als auch namentlich für dessen Korbinsassen recht gefährlich verlaufen. Arm- und Beinbrüche und noch schwerere Verletzungen kamen hierbei nicht selten vor.

Dem ist nun heutzutage nicht mehr so. Seit der Luftballon aufgehört hat, ein Schaustück zu sein, und im Dienst der Wissenschaft und des Heeres sich einen berechtigten Platz erobert hat, ist man mit Ernst und Verständnis an seine technische Vervollkommnung gegangen, die sich in erster Linie auf die Organe erstreckte, die zu einer sicheren Landung des Ballons erforderlich sind.

Ein vom Wind getriebener Luftballon kann nicht so einfach wie ein Schiff vor Anker gehen, das, ehe es diesen gleiten läßt, seine Fahrt abstoppt und nun allmählich seine Ankerkette in Zug bringt, bis der mächtige, schwere Anker in dem weichen Grund sich eingefressen hat. Der Ballon kann seine Fahrt nicht abstoppen, er hüpft wie ein Gummiball auf der Erde, ehe er gänzlich in vertikaler Richtung zur Ruhe kommt. Er muß daher mit verschiedenen Landungsorganen und Geräten ausgerüstet sein, die dieser seiner Art der Bewegung Rechnung tragen. Er bedarf zunächst einer Vorrichtung, die den Fall unmittelbar über der Erde abstoppt und, wenn möglich, gleichzeitig die horizontale Fahrgeschwindigkeit bremst, ferner eines Ankers, der hiernach den Ballon festhält, und schließlich einer Vorrichtung zur rapiden Entgasung der Hülle für den Fall, der sehr häufig eintritt, daß der Anker nicht den schleifenden Ballon zu halten vermag. Hiernach muß ein gut ausgerüsteter Ballon folgende Landungsorgane besitzen: Schlepptau, Anker mit Ankertau und Reißvorrichtung. Das Ventil des Ballons dient nur zur Einleitung der Landung; es ist daher hier nicht als besonderes Landungsorgan aufgenommen. Schlepptau und Ankertau können der Gewichtsersparnis wegen in einem einzigen etwa 100 Meter langen Tau vereinigt werden, was auch sonst noch Vorteile bietet. Das Schlepptau legt sich bei der Landung mehr und mehr auf den Erdboden und entlastet hierdurch den Ballon automatisch derartig, daß dieser mit seinem Korb zunächst nicht auf den Erdboden aufsetzt, sondern etwa 30 bis 60 Meter über ihm schwebend bleibt. Der nun dicht über der Erdoberfläche im Gleichgewicht befindliche Ballon fährt, vom Wind getrieben, weiter und zieht das schleifende Tau wie eine lange Schlange über die Felder hinter sich her. Solch eine Fahrt am Schlepptau dicht über der Erde kann stundenlang über Feld, Wald und Flur ausgedehnt werden, vorausgesetzt, daß noch genügend Ballast vorhanden ist. Der Ballonführer ist also hierdurch in die Lage versetzt, abwarten zu können, bis ein günstiges Landungsterrain sich darbietet. Durch die ziemlich bedeutende Reibung dieses absichtlich rauh gearbeiteten Taus auf dem Erdboden wird gleichzeitig die Fahrtgeschwindigkeit des Ballons abgebremst und hierdurch das Fassen des Ankers erleichtert.

Bekanntlich beabsichtigte auch Andrée mit Hilfe des Schlepptaus oder vielmehr mehrerer dieser Taue, dicht über der Meeresoberfläche sich haltend, den Nordpol zu überfliegen. Der obere Teil dieses Taus dient, wie schon gesagt, gleichzeitig als Ankertau und findet in einem dicken Knoten seine Abgrenzung. Hier besitzt der Anker, der mittels eines Ringes herabgleiten kann,



seinen festen Stützpunkt. Ehe er aber bis zum Knoten gelangt, muß er einen mit starker Reibung auf dem Tau gleitenden Puffer mit sich nehmen. Hierdurch wird der harte Ruck, den der fallende Anker verursachen müßte, gemildert und dem Anker ein allmähliches Fassen ermöglicht.

Der Anker kann verschiedener Konstruktion sein. Am gebräuchlichsten sind die gewöhnlichen Flußschiffsanker mit 4 bis 6 Flunken, von denen abwechselnd die eine als scharfe Spitze, die andere als breites Blatt ausgearbeitet ist. Zwei von diesen Flunken müssen stets gleichzeitig in den Boden eingreifen. In Frankreich ist eine sogenannte Ankerkette im Gebrauch, die aus mehreren aneinandergehängten kleinen Eggen besteht und sich sehr bewährt haben soll. Bei den großen, zu Hochfahrten benutzten Ballons „Humboldt" und „Phönix" fand ein sogenannter Patentanker Verwendung, wie ihn unsere Kriegsmarine führt.

Wie der Anker aber auch immer geformt oder konstruiert sein mag, ein absolut sicheres und allein wirkendes Landungsgerät wird er nie sein können, da der landende Ballon bei starkem Wind stets heftige Sprünge macht, bei denen der im Fassen begriffene Anker immer wieder aus dem Erdboden herausgerissen wird. Aus diesem Grund verzichten einzelne Ballonführer ganz auf den Anker und verlassen sich lediglich auf Schlepptau und die Reißvorrichtung, die wir sofort kennen lernen werden. Alte erfahrene Luftschiffer nehmen, obwohl sie wissen, daß der Anker nur selten bei schwerem Wind den Ballon zum Halten bringt, ihn doch mit und suchen ihn bei der Landung in Bäume oder tiefe Gräben zu lancieren oder benutzen ihn nur als willkommenes Abbremsungsmittel der Fahrgeschwindigkeit.

Ein zweischneidiges, aber unfehlbar wirkendes Mittel, den landenden Ballon zum Halten zu bringen, bietet die Reißvorrichtung. Zweischneidig, weil sie, wenn nicht fachgemäß bedient, verhängnisvoll wirken kann.

Die Reißleine, von den Franzosen, die sie zuerst einführten, corde de la miséricorde (also Notleine) genannt, besteht aus einer derartig mit dem Stoff der Ballonhülle vernähten Leine, daß man durch starken Zug vom Korb aus den Ballon zerreißen kann, wodurch natürlich das Gas sofort entweicht und der Ballon wie ein vom tödlichen Schuß getroffenes Wild zusammenstürzt. Auch in Deutschland fand diese Leine in verbesserter Form Eingang. Da indessen bei der Benutzung dieser Reißleine der Ballon nicht unerheblich beschädigt werden mußte, so galt es als Ehrensache, sie auch nur im äußersten Notfall zu gebrauchen. Ein wirklich schneidiger Ballonführer machte denn auch von dieser etwas brutalen und wenig kunstgerechten Art, den Ballon zur Landung zu bringen, keinen Gebrauch. Erst seitdem es gelungen ist, eine Reißvorrichtung zu konstruieren, bei der der Ballon nicht beschädigt wird, hat sich diese Art der rapiden Entgasung während oder unmittelbar nach der Landung so allgemein eingebürgert, daß sie gegenwärtig den normalen Abschluß jeder Landung bildet. Die überaus praktische Einrichtung besteht darin, daß von vornherein in die Hülle des Ballons ein Schlitz, vom Ventil bis zum Aequator reichend, eingeschnitten und fest eingesäumt ist. Dieser Schlitz wird vor der Füllung des Ballons mit einem entsprechenden Streifen von Ballonstoff von innen fest verklebt. Von dem Stoffstreifen führt nun eine besonders kenntlich gemachte Leine durch den Ballon hindurch zum Korb, nachdem sie zur größeren Sicherheit gegen unbeabsichtigten Zug zunächst nach einer Sicherungsklemme geführt ist. Mit Hilfe dieser Leine kann vom Korb aus der Stoffstreifen vom Schlitz abgerissen werden, wodurch dann der Ballon sich klaffend öffnet und in wenigen Sekunden entleert zusammensinkt.

Daß diese Vorkehrung eine sehr kaltblütige und sachgemäße Bedienung erfordert, liegt auf der Hand. Der Ballon darf erst aufgespalten werden, wenn er unmittelbar über der Erde oder sicherer noch auf der Erde schleift. Den im Aufstreben begriffenen Ballon aufzureißen, kann verhängnisvoll werden, indem er sich in etwa 50 Meter Höhe völlig entleert und dann natürlich wie ein totes



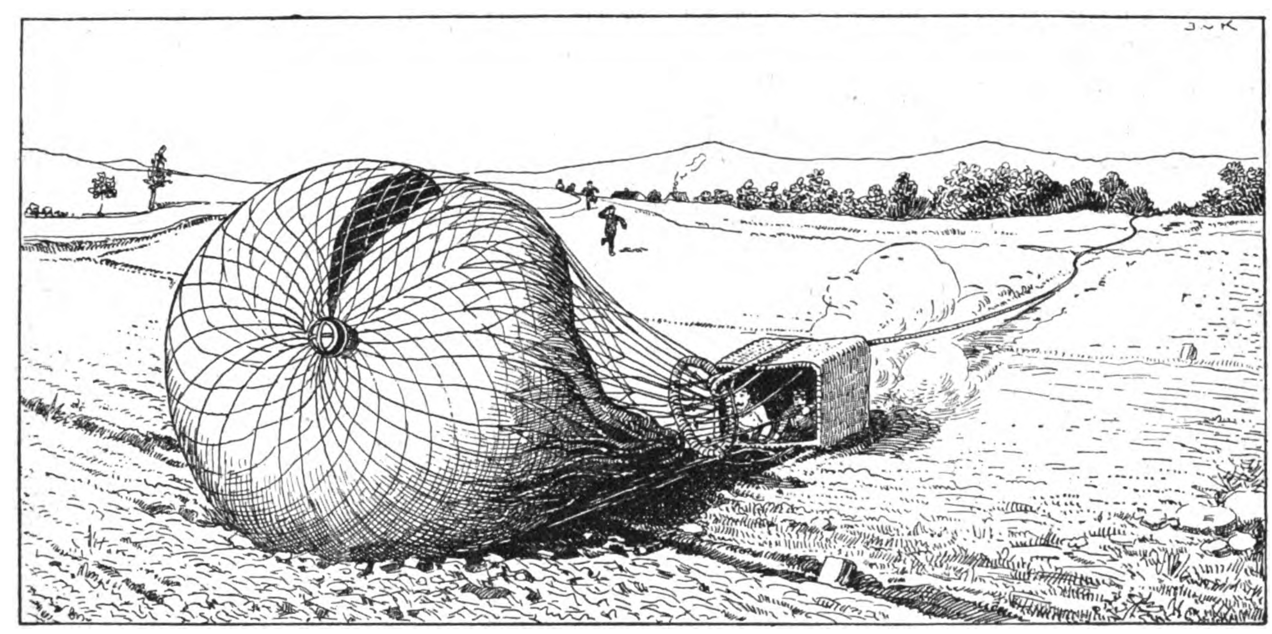
Fahrt am Schlepptau.

Gewicht zur Erde herabstürzt, wobei die Korbinsassen schwer beschädigt werden müßten.

Nachdem wir nun die Organe und Geräte für eine sichere Landung näher kennen gelernt haben, versetzen wir uns im Geist in einen in voller Fahrt begriffenen Luftballon, dessen Führer uns versichert, daß er hinter jener Stadt an dem blinkenden Fluß, die im bläulichen Dunst noch weit vor uns in der Fahrtrichtung sichtbar wird, landen müsse, da sein Ballast zu Ende gehe. Den Namen der Stadt hat er längst auf der Karte festgelegt, auch im Kursbuch schon die Züge studiert, die uns nach glücklicher Landung am Abend nach Hause führen sollen. Er verteilt genau die Funktionen und Plätze, bindet die Ventil- und Reißleine sich handlich fest, notiert noch einmal den Stand aller Instrumente, läßt Ordnung im Korb machen, alles, was nicht fest ist, verpacken und zieht nun das Ventil, um tiefer zur Erde zu gelangen. Inzwischen haben wir uns der Stadt genähert und erkennen, daß wir über sie hin fortfliegen müssen. Der langsam fallende Ballon wird jetzt durch sehr vorsichtigen Ballastauswurf in etwa 400 Meter Höhe noch einmal in seine Gleichgewichtslage gebracht, um in dieser Höhe die Stadt zu überfliegen. Schon dringt der Lärm von unten zu uns empor, der Ballon fliegt noch mit großer Geschwindigkeit über sie hinweg. „Ventil!" kommandiert der Führer, der jetzt, starr den Blick nach vorwärts und unten gerichtet, fieberhaft aufpaßt. Pfeifend entzieht oben das Gas, der Ballon beginnt sofort zu fallen. Unmittelbar hinter der Stadt berührt das Schlepptau den Erdboden. Immer noch schüttet der Führer Ballast, bis der Ballon im Fall abstoppt und nun etwa noch 50 Meter hoch mit schleppendem Tau weiterfährt. Die Fahrt nimmt an Schnelligkeit ab, da das lange Tau viel Widerstand verursacht.

Noch erscheint das Terrain unter uns unserm Führer nicht zur Landung recht geeignet, eingezäuntes Gartenland, Obstbäume, einzelne Häuschen stören ihn. Aber dort vor uns quer zur Fahrtrichtung erscheint ein Graben, mit Erlengebüsch bestanden und hohem Ufer. Dort soll der Anker hinein, dort wird er fassen. Der Ballon hat in wenigen Augenblicken den Graben erreicht.

Kurz folgen sich die Kommandos: „Anker los! Ventil gut auf! Achtung! Klimmzug!" Der Führer hat bereits die Reißleine, die er aus der Sicherungsklemme ausgeklinkt hat, in der Hand. Der Ballonkorb setzt auf den Erdboden auf, macht einen Sprung und setzt wieder auf. Jetzt hat der Anker noch jenseits des Grabens den Puffer erreicht, er arbeitet sich mit diesem zum Knoten hin und fällt in den Graben. Der Ballon versucht vergeblich, den Anker weiter zu ziehn, das Tau spannt sich, der Korb kippt um, der Wind bläht den halbentleerten Ballon segelartig auf. Jetzt erst zieht der Führer die Reißleine herunter. Klaffend öffnet sich der aufgeschlitzte Ballon, ein Hauch, und er liegt entgast als leere Stoffmasse vor unsern Füßen. Die Fahrt ist beendet. Wir klettern aus dem umgestülpten Korb heraus, klopfen uns den Staub von den Kleidern und empfangen die herbeieilenden Menschen, die höchst erstaunt sind, daß das alles so blitzschnell vor sich gegangen ist, und es gar nicht glauben wollen, daß die flach auf dem Boden ausgebreitete gelbe Stoffmasse jene stolze Riesenkugel sein solle, die soeben noch majestätisch über ihre Stadt dahinschwebte.



Der Ballon wird mit der Reissleine aufgerissen.

Nicht immer verläuft, wie uns die traurige Katastrophe bei Antwerpen lehrt, die Landung so glatt. Bei rasendem Sturm einen Anker zu benutzen, wäre zwecklos, das Ankertau oder der Anker oder sonst ein Organ des Ballons würden in Stücke gehn und die Korbinsassen nur gefährden. Bei solchem Wetter kann nur Schlepptau und Reißvorrichtung die Landung ermöglichen. Hier muß die Reißleine, wenn irgend möglich, noch vor dem ersten Aufprall des Korbes auf den Erdboden, also noch in der Luft gerissen werden, damit der Ballon möglichst sofort zusammenstürzt. Der Aufprall indessen kann leicht so stark werden, daß die Insassen schwer verletzt werden.

Andrerseits landet ein Ballon bei gutem Wetter, bei geringem Wind so sanft und ruhig, daß weder Anker noch Reißleine in Gebrauch kommen; er berührt kaum den Erdboden und wird von herbeieilenden Menschen nach dem nächsten Weg gezogen oder wo sonst die Insassen auszusteigen belieben.





Eine kuriose Geschichte von Berthold Kuhnert.

Ich habe zwei Lose der Klassenlotterie von meinem Vater geerbt. Seit zwanzig Jahren spiele ich sie aus Pietät weiter, nachdem sie mein Vater schon dreißig Jahre gespielt hatte. Wir haben nie etwas gewonnen, außer einigemal den Einsatz. Jedesmal schwöre ich hoch und teuer, sie nicht zu erneuern. Jedesmal werde ich wieder schwach und trage mein schönes Geld zum nimmersatten Kollekteur. Ich besäße jetzt ein kleines Vermögen, wenn ich die Einsätze immer gespart hätte. Es wird wohl mein Verhängnis bleiben, bis an mein seliges Ende die Unglückslose weiter zu spielen. Mein einziger Trost ist, daß meine Freunde, die nicht Lotterie spielen, ihr Geld für andere Dummheiten ausgeben. Bleibt sich also schließlich alles gleich. Mir ist meine Schwäche allmählich so lieb geworden, wie ihnen die ihre.

Bedenklicher aber, als diese bestimmte Belastung meines Etats, ist es, daß ich auch allen andern Lotterieanlockungen ebenso widerstandslos gegenüberstehe, wie jener staatlich konzessionierten. Daß ich in den verbotensten Lotterien spiele, ist selbstverständlich. Da reizt schon das Verbot allein zum Uebertreten. Aber auch sonst glaube ich, daß in Deutschland kein Dom gebaut, kein Münster renoviert wird, keine Hunde-, Pferde- oder Kanarienvogelausstellung stattgefunden hat, der ich nicht mein Scherflein geopfert habe. Mir braucht nur eine der freundlichen Verkäuferinnen ein Los anzubieten, schon ist das Unglück geschehen. Ich brauche nur eine der prächtigen Anzeigen in der Zeitung zu lesen, schon ist meine Postanweisung unterwegs. Ich brauche mir nur ein paar Zigarren zu kaufen, schon wickelt mir der Händler aus alter Gewohnheit ein paar Lose mit ein.

Der Ordnung halber und um Mißverständnissen vorzubeugen, möchte ich hier schnell noch einschalten, daß ich auch bei diesen Fragen an das Schicksal niemals etwas gewonnen habe. Ausgenommen einmal in Leipzig einen roten Unterrock, den ich meiner Wirtschafterin schenkte, und bei der Gartenbauausstellung in Messina einen Lorbeerbaum, der sehr viel Fracht kostete und vertrocknet hier ankam.

Wenn man diesen meinen unglückseligen Gang sich vor Augen hält, wird es jeden wundernehmen, daß ich zur Verlosung der letzten Kunstausstellung nur zehn Lose erworben hatte, trotzdem ich die Ausstellung viermal besuchte. Die Lose lagen wohlverwahrt in meinem Schreibtisch. Ich fasse die Sache nämlich ganz kaufmännisch an, führe Buch über Nummern und Ziehungstermine und wache genau darüber, damit mir keine Enttäuschung erspart bleibt.

Es war am 15. Oktober. Ich sitze gerade bei meinem Morgenkaffee, als mir der Briefträger die Ziehungsliste der Kunstausstellungslotterie überbringt. Ich lese erst ruhig die Zeitung weiter. Denn die fieberhafte Unruhe hatte ich mir im Lauf der Zeit und bei der Fülle der Lotteriegeschäfte allmählich abgewöhnt. Dann trete ich an meinen Schreibtisch und breite die langen Zahlenreihen vor mir aus. Erstes Los: 18316. Bei den Hauptgewinnen war es nicht. Bei den mittleren Gewinnen — ich habe wohl schlecht hingesehen, denn — aber da steht doch — ich wische mir die Augen und trete näher an das Fenster — da steht doch wirklich 18316. Ist das auch meine Nummer? Ja! Ich schlage die letzte Seite auf, ob vielleicht ein Druckfehlerverzeichnis vorhanden ist. Nein! Ich sehe noch einmal nach. Ich rufe meine Wirtschafterin. Es steht dort und bleibt dort stehen: 18316.

„Man muß sich geirrt haben," rufe ich ganz fassungslos. „Ich werde gleich einmal auf das Bureau gehen."

„Aber weshalb sollen sich denn die Leute geirrt haben? Sie haben ganz einfach wirklich gewonnen."

„Ich habe — ich — aber Julie, bedenken Sie doch — das ist ja ganz unmöglich. Das ist ja seit einem Menschenalter —

Ich greife wieder zur Liste, suche noch einmal die Nummer und lese jetzt mit fester und sicherer Stimme: 18316, Kunstgegenstand im Werte von dreißig Mark.

Eine Weile weidete ich meine Augen an der grandiosen Zusammenstellung meiner Nummer mit einer Gewinnnotiz. Dann überfiel mich plötzlich doch wieder eine geheime Angst. Ich ließ mir schnell Hut und Mantel geben und stürmte in das Ausstellungslokal, um mir Gewißheit zu verschaffen.

Die Sache hatte ihre schönste Richtigkeit. Ich konnte meinen Gewinn sofort in Empfang nehmen. Es war ein herrliches Tintenfaß in modernem Geschmack. In der Mitte war ein ernster, schöner Frauenkopf, von dessen Scheitel lange Haare herniederwallten und rund um ihn einen See bildeten, auf dem zwei Lilien schwammen, in deren Kelchen die zierlichen Tintengläser verborgen waren. Ich hatte zwar dergleichen Erzeugnisse des Kunstgewerbes schon oft gesehen. Ich war sogar früher so keck gewesen, die langhaarigen Frauenköpfe, die sich auf allen möglichen Gegenständen breit machten, langweilig zu finden. Auch hielt ich die liliputartigen Tintenfässer für mein Schreibbedürfnis für etwas reichlich klein. Jetzt aber, als ich ein solches Schmuckstück mein eigen nannte, das nicht ödes Feilschen und Handeln, sondern ein gütiges Geschick und ein Fingerzeig von oben mir wie einen Segen in den Schoß geworfen hatte — jetzt gingen mir die Augen über seinen wahren

Kunstwert erst auf. Ich fand es entzückend, ich fand es großartig, ich fand es ideal.

Zu Hause angekommen, packte ich sie mit derselben Umständlichkeit und Sorgfalt aus, wie ich sie vorher hatte einpacken lassen, setzte sie in aller ihrer Pracht auf meinen Schreibtisch, mich davor und verharrte lange, lange in beschaulicher Seligkeit vor ihr.

Dann wurde ihr der Ehrenplatz eingeräumt. Mein altes, braves Tintenfaß wanderte in die Rumpelkammer.

Jetzt aber — mochte es sein, daß durch die lange Betrachtung mein Blick einen höheren künstlerischen Flug bekommen hatte, oder mochte der neue Ankömmling wirklich nicht in die alte Umgebung passen — mit einem Mal gefielen mir alle die Gegenstände, die ich auf meinem Schreibtisch hatte und an die ein jahrelanger Umgang mich gewöhnte, ganz und gar nicht mehr. Der Löscher erschien plump, der Briefständer geschmacklos, der Federhalter ärmlich, der Beschwerer massig, der Aschenbecher mit den zwei sich balgenden Affen geradezu absurd. Nein! In solche Umgebung konnte ich meine herrliche Seejungfrau wirklich nicht bringen.

Ich ging also in ein mir als vornehm und geschmackvoll bekanntes Magazin und kaufte eine ganze Schreibgarnitur, in Stil und Ton und Ausführung zu meinem neuen Liebling passend. Die alten Sachen wanderten dem Tintenfaß nach, und die neuen breitete ich mit inniger Herzensfreude als schöne Folie um mein Tintenfaß aus. So! Jetzt war erst der würdige Rahmen geschaffen. Jetzt konnten meine Augen mit Wohlgefallen auf all den neuen Herrlichkeiten ruhn.

Und doch! Wie schön hätte sich erst alles ausgenommen, wenn mein Schreibtisch ein wenig hübscher gewesen wäre. Wie nüchtern sahen die geraden Säulen gegen den berauschenden Schwung der welligen Linien aus! Wie massig wirkte das klobige Eichenholz gegen die zierlichen Formen! Wie unfein glotzte das kommune Braun gegen den mattgelblichen Ton der Bronze! Nein! Die Sache war noch nicht vollkommen. Von Tag zu Tag empfand ich den Zwiespalt tiefer. Von Tag zu Tag wurde mir mein alter Schreibtisch widerwärtiger, geradezu unausstehlich.

Ich ging zum Möbelhändler und bat ihn, mich in meiner Wohnung zu besuchen, um an Ort und Stelle die Entscheidung zu treffen.

Ich muß sagen, an diesem Nachmittag ging mir eine neue Offenbarung auf. Ich hatte bisher meine Möbel wenig betrachtet und jedenfalls nie über sie nachgedacht. Es genügte mir, daß sie ihren Zweck erfüllten und mein Auge nicht verletzten. Jetzt erst erfuhr ich, welch tiefer Sinn in einem Stuhl, welch poetischer Schwung in einer Lampe, welch harmonischer Gleichmut in einem Fußkissen ruhen könnte. Es war mir unbegreiflich, wie ich in dieser nüchternen, nichtssagenden Atmosphäre so lange hatte leben können. Der Duft, der von diesem alten Gerümpel ausging, schnürte mir die Kehle zu. Schnell war ich entschlossen, und bald war ich auch mit dem Möbelkünstler einig.

Am andern Tag erschienen die Arbeiter. Sie rissen die Tapeten von den Wänden, die Vorhänge von den Fenstern, der ganze, alte Hausrat wanderte auf den obersten Boden. Eine neue Welt erhob sich auf seinen Trümmern. Ich verreiste vierzehn Tage, um mich vollkommen überraschen zu lassen.

Als ich am 15. November, meinem Geburtstag, in meine Behausung zurückkehrte, erwartete mich an der Thür mein Künstler im violetten Frack, der Farbe der Gastfreundschaft. Das Vorzimmer in schwarz-weißem Quadratmotiv erinnerte noch an die Straßen und Plätze, die ich soeben draußen durchschritten hatte, und bildete den Uebergang zum intimen Innern.

Das Schreibzimmer in Rot, der Farbe des Herzbluts gehalten, stellte die Linie dar, den Schwung, die Phantasie. Der Salon in Gelb, der Farbe der Sonne, personifizierte die Höhe, die Pracht, den Geist. Das Schlafzimmer in Blau, der Farbe des Himmels, versinnbildlichte die Fläche, die Ruhe, die Sehnsucht. Das Speisezimmer in Grün, der Farbe des Waldes, bedeutete die Tiefe, die Entschlossenheit, die That.

Ich ging wie berauscht durch ein Feenreich.

Diskret zog sich bald der Künstler zurück, nachdem er mir einen Folianten überreicht hatte, der die Erklärung des tieferen Sinns eines jeden Nagelknopfs in meiner Wohnung enthielt, und überließ mich meiner schwelgenden Seligkeit.

Den Rest des Jahres verwandte ich dazu, meine Einrichtung zu studieren.

Ich stand früher in dem Ruf, ein phänomenales Gedächtnis zu besitzen. Ich kann jetzt noch zweihundert Homerverse rückwärts aufsagen, ich kenne noch Buch und Nummer sämtlicher Oden des Horaz, ich weiß Zahl und Inhalt sämtlicher Paragraphen des Bürgerlichen Gesetzbuchs aus dem Kopf. Hier aber begann ich an mir zu zweifeln. Wenn ich nach zehn- bis achtzehnstündigem Studium am Tag vorher mich morgens schnell fragte: was bedeutet das rubinrote Mosaik an deinem Waschtisch? Was will das glänzend polierte Rüsternholz auf weißer Wand mit farbigen Intarsien an deinem Büchergestell sagen? Was symbolisiert die hohe, gelbe Pappelrose auf saphirblauem Grund im Vorhang deines Salons? — Da stand ich vor mir selbst wie ein fauler und dummer Schüler.

Schnell stürzte ich meinen Morgenkaffee hinunter, hielt eine kurze, innige, beschauliche Andacht vor meinem Tintenfaß, dem ich doch eigentlich diese ganze Pracht verdankte, und vergrub mich von neuem in die Arbeit.

Und jeder Tag brachte mir neue Freuden und neue Erkenntnis. Nur einmal war ich schwer enttäuscht. Ein vornehmer, aber ehrlicher alter Freund besuchte mich. Auch er war ganz entzückt.

„Nur eins paßt nicht recht hierher.“

„Was meinst du?“ fragte ich erstaunt.

„Du!“

Sprachlos sah ich erst ihn an, dann in den Spiegel.



Wirklich! Ich war der kleine, dicke, kahlköpfige Mann geblieben. Ich wurde sehr traurig.

Doch auch an solche Stunden hatte mein Künstler gedacht. Ich zog mich zurück in den entlegenen Raum, der mit blau und weißem Kachelbelag den Pessimismus zeichnete. Erleichterten Herzens kehrte ich dann zurück an die Stätte meiner lebensfreudigen Träume und ließ den Spiegel verhängen.

Der erste Januar brachte mich zum erstenmal wieder in Berührung mit der Außenwelt. Es liefen Glückwünsche von fern und nah ein. Darunter auch ein schwerer, dicker Brief. Es war die Rechnung.

Man soll in Sachen der Kunst nicht feilschen und handeln. Auch ich schluckte die große Zahl, ohne zu zucken, hinunter. Hatte ich als Ausgleich doch immerhin erkleckliche Ersparnisse gemacht. Denn in dieser ganzen Zeit war kein Pfennig von mir für Lotterielose ausgegeben. Diese Sucht, diese Krankheit schien überwunden.

Trotz meines Gleichmuts war ich aber doch heute etwas zerstreut. Die Berührung mit der Materie hatte mich verwirrt. Zum erstenmal seit vielen Wochen griff ich wieder zur Zeitung.

Gleichgiltige Sachen! Zolldebatte, Bahnunfall, Verlobungen, Glatteis und so weiter. Da lese ich plötzlich: „Mit dem heutigen Tag ist also trotz der vielmaligen Aufforderungen des Komitees der Fall eingetreten, daß der Hauptgewinn der Kunstausstellungslotterie, eins der herrlichsten Bilder aus dem Nachlaß Böcklins im Wert von hundertundfünfzigtausend Mark, in der vorschriftsmäßigen Zeit nicht abgeholt und daher zu Gunsten des Ausstellungsfonds verfallen ist. Es ist wohl anzunehmen, daß das Los verloren wurde, denn wir können uns nicht denken, daß es einen so nachlässigen Menschen giebt, der alle in- und ausländischen Zeitungen veröffentlichten Ankündigungen übersehen hat."

Auch ich war zunächst sprachlos über einen solchen Spieler. Dann aber plötzlich — wie wurde mir? Eine fürchterliche Ahnung schoß durch mein Hirn, ich schrie nach meiner Wirtschafterin, nach den Schlüsseln, ich stürmte hinauf unter das Dach, ich grub aus meinem alten Schreibtisch die Lotteriemappe aus, mit zitternden Händen faltete ich die Liste auseinander, ich verglich die Nummern meiner andern Lose, an die ich damals in meinem Glücksrausch gar nicht mehr gedacht hatte — ich wußte genug. Mit wutkrampfiger Hand streckte ich meinen Arm aus, packte fest und ruhig das gleißende Tintenfaß und warf es zum Fenster hinaus. Es zertrümmerte eine Spiegelscheibe im Wert von dreihundert Mark.

Dann setzte ich mir meinen Hut auf, ging in das Ausstellungsbureau, wo eine dichte Menge sich vor meinem Bild drängte, bewundernd und kopfschüttelnd. Auch ich schüttelte den meinen. Und ich glaube, ich hatte die meiste Veranlassung dazu.



Schlagende Wetter.

Von Bergingenieur Dr. G. Stein.

Der Bergbau und insbesondere der Steinkohlenbergbau gehört zweifellos zu den Zweigen menschlicher Betriebsamkeit, der dem Laien am wenigsten bekannt ist und über den darum die meisten unrichtigen Ansichten verbreitet sind.

Fragen wir zunächst, was sind eigentlich „schlagende Wetter" oder wie der Bergmann auch kurz sagt: „Schlagwetter", und unter welchen Umständen treten sie auf, so giebt uns darauf die Wissenschaft folgende Antwort. Bei der Fäulnis organischer Stoffe unter Wasser bildet sich unter anderm auch ein besonderes brennbares Kohlenwasserstoffgas, das unter dem Namen Sumpf- oder Grubengas bekannt ist. Dieses Grubengas, das übrigens nebst andern Kohlenwasserstoffverbindungen auch einen Bestandteil unseres gewöhnlichen Leuchtgases bildet, kommt in der Natur unter verschiedenen Umständen vor. Es tritt zum Beispiel an einzelnen Orten zusammen mit Erdöl, das ebenfalls eine Kohlenwasserstoffverbindung ist, in so außerordentlich großen Mengen auf, daß es schwierig ist, sich eine Vorstellung darüber zu machen, in welcher Weise sich das Gas, das gewöhnlich als Naturgas bezeichnet wird, an solchen Orten gebildet hat, und welcher Art die natürlichen Behälter beschaffen sein mögen, die diese ungeheuren Gasmengen enthalten. So sind die schon oft beschriebenen Naturquellen von Baku in Rußland seit den ältesten Zeiten bekannt und strömen seit Jahrhunderten ununterbrochen aus. Jünger, aber viel bedeutender und nicht weniger bekannt sind die Naturgasquellen von Pennsylvanien in Nordamerika. Die dort in den Jahren 1859 und 1860 ausgeführten zahlreichen Bohrungen auf Erdöl lieferten teils Oel-, teils Gasquellen, ohne daß man den letzteren anfangs besondere Beachtung geschenkt hätte. Bald erkannte man jedoch den großen Wert dieser natürlichen Gasquellen, und es sind seither in Pennsylvanien Hunderte von Gasquellen erbohrt, eine große Anzahl davon zusammengefaßt und nach Pittsburg geleitet worden, das schon seit dem Jahr 1883 mit allen seinen riesigen Eisenwerken, seinen Hütten und Fabriken, mit seiner Heizung und Beleuchtung fast vollständig mit Naturgas versorgt war. Es entstand eine eigene, ganz bedeutende Naturgasindustrie, und der Wert des von den zahlreichen Gasbrunnen gelieferten Naturgases beläuft sich auf viele Millionen Mark jährlich. Solches Grubengas nun findet sich, wenn auch in verhältnismäßig viel geringeren Mengen, aber um so häufiger, in unsern Steinkohlengruben. Die näheren Umstände, unter denen sich hier das Grubengas bildet, sind mit Bestimmtheit ebensowenig bekannt, wie die der Entstehung der Naturgasquellen. Abgesehen davon, daß sich das Grubengas zweifellos fortwährend durch die Zersetzung der Kohlen bildet, kommen auch in den Kohlengruben häufig den oben geschilderten ähnliche Gasquellen vor, die hier mit dem Namen „Bläser" be-

zeichnet werden und tage- oder monatelang, oft aber auch Jahre hindurch ununterbrochen ausströmen. Ueberdies scheint, wenigstens in gewissen Kohlenbecken, das Grubengas auch in den Poren der Steinkohle unter einem bedeutenden Druck eingeschlossen zu sein. Mancherlei Anzeichen deuten ferner darauf hin, daß in gewissen Fällen das Grubengas selbst in Höhlungen von bedeutender Ausdehnung im flüssigen Zustand vorhanden ist. Es ist daher sehr wohl möglich, daß selbst eine leichte Schwankung des Luftdrucks den Gleichgewichtszustand solcher Gase stört und daß die Entbindung von Gasen die Folge davon ist. Aber auch das oftmals beobachtete Zusammentreffen von starken Grubengasausbrüchen mit Erderschütterungen hat die Aufmerksamkeit der Fachleute erregt, und im Zusammenhang mit der Thatsache, daß das Grubengas in der Nähe von Klüften und Spalten des Gebirges besonders reichlich vorhanden zu sein pflegt, die Vermutung nahegelegt, daß bei Gelegenheit von Erderschütterungen, die neue Spalten erzeugen oder alte wieder aufreißen, an solchen Stellen, wo große Gasmengen in Hohlräumen sich befinden, unvermeidlich Gasausbrüche stattfinden müssen, wenn die Spalten die Grubenbaue erreichen. Infolgedessen ist es auch möglich, daß in gashaltigen Gebirgsschichten, die von vielen Spalten durchkreuzt werden, schon eine an der Erdoberfläche ganz unmerkliche Erderschütterung von mehr oder weniger heftigen Gasausbrüchen gefolgt sein kann. Der kleinste Bruch kann dann eben zum Ausweg für eine bedeutende Gasmenge werden. Selbstverständlich werden solche Gasausbrüche auch jedesmal dann erfolgen, wenn man bei Fortbetrieb der Grubenbaue solche Gasbehälter öffnet. Schließlich können aber größere Mengen von Grubengasen auch dann in die in Betrieb befindlichen Grubenbaue eindringen, wenn abgebaute, aber offenstehende Grubenräume, die nicht genügend ausventiliert werden können und sich darum allmählich mit Grubengas angefüllt haben, plötzlich zusammenbrechen.

Aus alledem geht zur Genüge hervor, daß aus mancherlei bekannten und unbekannten, meist aber nicht vorherzusehenden Ursachen größere Gasmengen plötzlich in einer Grube hervorbrechen können, ganz abgesehen davon, daß in den Steinkohlengruben durch Zersetzung der Kohle fast überall mehr oder weniger Grubengas sich fortgesetzt bildet. Betrachten wir nun das Grubengas selbst etwas näher, so scheint es für den ersten Augenblick ziemlich harmloser Natur zu sein. Es ist farb- und geruchlos und brennt, wenn es angezündet wird, mit einer schwach leuchtenden, bläulichen Flamme ruhig ab. Es ist ungefähr halb so schwer wie die atmosphärische Luft und schwimmt deshalb auf ihr wie Oel auf Wasser. Mischt sich aber das Grubengas in gewissen Verhältnissen mit Luft, so wird aus dem leicht verbrennlichen Gas ein heftig explodierendes Gemenge, das eben wegen dieser Eigenschaft mit dem Namen „schlagende Wetter“ belegt worden ist, wobei erwähnt sein mag, daß in der eigenartigen Bergmannssprache das Wort „Wetter“ für Luft und für die verschiedenen, in der Grube vorkommenden Gasarten gebraucht wird. So spricht der Bergmann von frischen und von matten Wettern, von Stickwettern u. s. w. Während nun bei einem Mischungsverhältnis von 1 Teil Gas mit 30 Teilen Luft das Gasgemenge vollständig unschädlich ist und weder brennt noch das Atmen behindert, wird das Gemenge, wenn die Luft ein $^1/_{15}$ Grubengas enthält, schwach brennbar. Bei einem Teil Gas mit 12 Teilen Luft tritt die erste schwache Explosion ein, die mit steigendem Gasgehalt rasch an Heftigkeit zunimmt und bei einem Mischungsverhältnis von 1 Teil Gas mit 10 Teilen Luft seine größte, verheerendste Heftigkeit erreicht. Steigt der Gasgehalt über $^1/_{10}$, so nehmen die Explosionserscheinungen an Heftigkeit wieder ab, bis bei einer Mischung von $^1/_3$ Gas mit $^2/_3$ Luft das Gemenge wieder weder brennt noch explodiert, dafür aber nicht atembar wird und dem Menschen bei längerem Aufenthalt den Tod bringt.

Vierfach sind die gefährlichen Wirkungen, die eine Schlagwetterexplosion begleiten. Zunächst entsteht durch die plötzliche Volumenvermehrung bei der Explosion ein heftiger Schlag, dessen mechanische Wirkungen hinreichen, um alles Lebende zu vernichten und fürchterliche Zerstörungen anzurichten; zweitens ist die Explosion, d. h. die plötzliche Verbrennung der Schlagwetter, mit der Entwicklung sehr hoher Temperaturen verbunden, so daß, wer dem Zerschmettertwerden durch den ersten Stoß durch einen glücklichen Zufall entronnen ist, der Gefahr, verbrannt zu werden, ausgesetzt bleibt. Durch die der Explosion nachfolgende heftige Zusammenziehung der verbrannten Gase und durch das dadurch bedingte plötzliche Zurückströmen der Luftmassen erfolgt ein zweiter heftiger Stoß, der sogenannte Rückschlag, der oft an Heftigkeit dem ersten nur wenig nachgiebt. Schließlich aber und gewöhnlich für die Arbeiter der Grube die meiste Gefahr bringend, sind die aus Stickstoff und Kohlensäure bestehenden Rückstände der verbrannten Schlagwetter, die vom Bergmann „Nachschwaden“ genannten Gase, in denen nach kurzer Zeit alles Lebende ersticken muß. Bei einem der größten Schlagwetterexplosionen, nämlich bei der Explosion auf dem Burgker Steinkohlenwerk im Plauenschen Grund bei Dresden im Jahr 1869, bei der 276 Bergleute ihr Leben einbüßten, sind auch die meisten nicht unmittelbar durch die Explosion getötet worden, sondern in diesen Nachschwaden erstickt. Es sind jedoch nicht die schlagenden Wetter allein, die die gefährlichen Explosionen in den Steinkohlenbergwerken verschulden. Die seit einer Reihe von Jahren angestellten eingehenden Untersuchungen und Versuche haben das zweifellose Ergebnis gehabt, daß gerade die verheerendsten Explosionen nicht durch schlagende Wetter oder wenigstens nicht durch diese allein, sondern durch den in vielen Steinkohlengruben in großer Menge vorhandenen trockenen Kohlenstaub bewirkt worden sind. Daß überhaupt durch die Entzündung von fein verteiltem Staub brennbarer Körper unter gewissen Umständen heftige Explosionen entstehen können, ist eine schon lange bekannte Thatsache. Es genügt hierbei, an die nicht seltenen Explosionen von Mehl in Mühlen und von Kohlenstaub in Brikettfabriken zu erinnern. Der Vorgang hierbei ist leicht erklärlich. Man kann sich zunächst durch einen einfachen Versuch davon überzeugen, daß nicht nur feiner Kohlenstaub, sondern feiner Staub von jedem brennbaren Körper, wie z. B. Mehl von Kolophonium, wenn es nur recht trocken ist, unter den hierzu geeigneten Umständen sehr leicht mit einer plötzlichen und weit ausgedehnten Flamme sich entzündet. Man braucht nur eine ganz kleine Menge eines solchen trockenen Staubes in eine Röhre, etwa einen an beiden Seiten offenen Federkiel, zu thun und den Staub dann durch die Flamme einer angezündeten Kerze zu blasen. Wer das einfache Experiment noch nicht gemacht hat, wird gewiß von der heftigen Feuerwirkung, die dabei entsteht, überrascht sein. Der Vorgang bei einer sogenannten

Kohlenstaubexplosion in der Grube ist nun ein ganz ähnlicher. Es kommt beim Sprengen in der Grube zuweilen vor, daß aus irgendeinem Grunde das Sprengpulver die Kohlen nicht absprengt, sondern bei der vorderen Oeffnung des Sprengloches als eine Feuergarbe hervorschießt, oder wie man in der Bergmannssprache den ganzen Vorgang kurz bezeichnet, daß „der Schuß auspfeift“. Ist nun in der Nähe eines solchen auspfeifenden Schusses in der Grube viel feiner und trockener Kohlenstaub vorhanden, so wird er durch den bei diesem Vorgang entstehenden Luftstoß aufgewirbelt und durch die Schußflamme entzündet, und es entsteht je nach den örtlichen Verhältnissen entweder nur ein plötzliches Aufflammen oder eine Explosion, die um so heftiger sein wird, je mehr Kohlenstaub vorhanden ist, je feiner und trockener und je mehr aufgewirbelt er ist und je gasreicher die Kohle ist, aus der der Staub besteht.

Man sieht aus dem bisher Gesagten, daß das Grubengas beziehungsweise die Schlagwetter an und für sich ziemlich unschädlich sind, denn sie treten in der Grube nur höchst selten so rein auf, daß ihre giftigen Wirkungen auf den menschlichen Organismus zur Geltung kommen könnten; sie werden vielmehr erst dann gefährlich, wenn sie durch Zufall oder Unvorsichtigkeit mit einer offenen Flamme in Berührung und damit zur Explosion gebracht werden. Hieraus geht aber ohne weiteres hervor, daß man zur Bekämpfung der Schlagwetter- und Kohlenstaubgefahr hauptsächlich zwei Wege einzuschlagen hat. Einmal in die Gruben, in denen das Auftreten von Schlagwettern vorauszusetzen ist, immer so viel frische Luft einzuführen, daß das Grubengas bis auf die ungefährliche Zusammensetzung verdünnt wird, zum andernmal aber jedes offene Feuer aus der Grube fernzuhalten, um auch den plötzlichen Ausbrüchen großer Mengen von Gas oder von Kohlenstaub die Möglichkeit zur Entzündung zu benehmen. Zur Erreichung des ersten Zweckes dienen die bei allen Steinkohlenwerken vorhandenen großen Ventilatoren, die ganz außerordentliche Luftmengen in Bewegung zu setzen imstande sind. Zur Erreichung des zweiten Zweckes macht sich eine ganze Reihe von Vorsichtsmaßregeln notwendig, deren hauptsächlichste darin bestehen, die Beleuchtung in der Grube durch solche Lampen zu bewirken, deren Flamme von der Grubenluft in der Weise abgesperrt ist, daß durch sie eine Entzündung der Schlagwetter nicht hervorgerufen werden kann; weiter aber auch dafür zu sorgen, daß jedes andere offene Feuer in der Grube auf das thunlichste vermieden wird.

Was nun die Beleuchtung in Schlagwetter enthaltenden Gruben anbelangt, so ist es dem bekannten englischen Physiker Humphry Davy schon im Jahr 1815 gelungen, die erste brauchbare Lampe für solche Zwecke herzustellen. Gestützt auf den Umstand, daß eine Flamme durch ein darübergehaltenes feines Drahtnetz nicht durchschlägt, bevor nicht das Netz glühend geworden ist, umgab er die Flamme einer Lampe mit einem ringsherum geschlossenen Drahtnetz, und so entstand die erste, primitivste Lampe zur Benutzung in Schlagwettergruben, die eben wegen ihrer Verwendbarkeit in Schlagwettern mit dem Namen „Sicherheitslampe“ belegt worden ist. Obwohl man nun mit dieser Lampe die Orte mit Schlagwettern betreten konnte, so dauerte ihre Sicherheit, abgesehen von ihrer geringen Leuchtkraft, gar nicht lange. Die Gase im Innern des die Lampe umgebenden Drahtnetzes brannten und brachten dadurch das Netz selbst zum Glühen. Ueber zwanzig Minuten war der Aufenthalt mit dieser Lampe in Schlagwettern nicht rätlich. Dieser Uebelstand sowie andere Mängel der Lampe gaben Veranlassung zu zahlreichen Verbesserungen, und es werden heute bereits Lampen hergestellt, die als unbedingt sicher und verläßlich angesehen werden können und dabei eine sehr gute Leuchtkraft haben. Diese Lampen sind vollständig verschlossen, so daß sie von den Arbeitern in der Grube überhaupt nicht geöffnet werden können, und sind mit Vorrichtungen versehen, die es ermöglichen, die Lampe, wenn sie verlöscht ist, schnell und bequem wieder anzuzünden, ohne sie zu öffnen. Es bleibt also bei der Lampe nur die Gefahr, daß sie im Laufe der Zeit schadhaft wird und der Fehler nicht rechtzeitig bemerkt wird, die Lampe also in dem gefährlichen Zustand in die Grube kommt, oder daß sie in der Grube beschädigt wird. Dem ersten Uebelstand kann durch die nötige strenge Ueberwachung vorgebeugt werden, bei dem letzten Umstand können jedoch so vielerlei unberechenbare Zufälle ins Spiel kommen, daß eine Verhütung unmöglich wird.

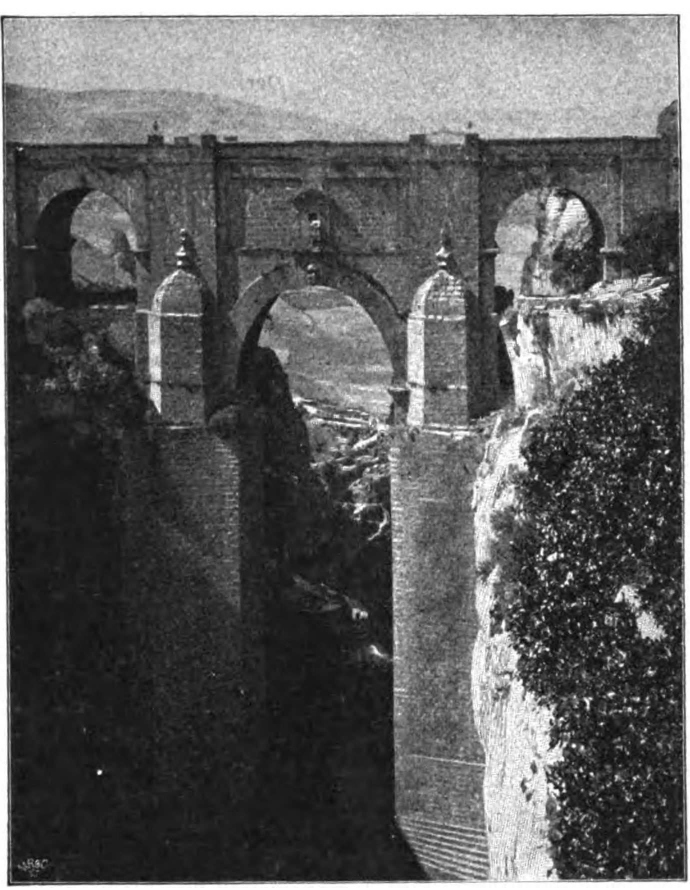
Zur Verhütung der Schlagwettergefahren sind in allen zivilisierten Staaten, in denen Steinkohlenbergbau getrieben wird, man kann wohl sagen von Jahr zu Jahr, strenger werdende Anforderungen an die Grubenbesitzer gestellt worden. Die Benutzung offener Lampen ist mit wenigen Ausnahmen ganz verboten worden, Sprengungen sind ebenfalls entweder ganz verboten oder nur unter Anwendung der äußersten Vorsichtsmaßregeln gestattet. Bezüglich der Menge und der Beschaffenheit der Grubenluft sind die eingehendsten Vorschriften erlassen und auch zur Unschädlichmachung des Kohlenstaubs so gründliche Sicherheitsmaßregeln angeordnet worden, daß sie nach Ansicht vieler Sachverständiger eigentlich schon weit über das Nötige hinausgehen. Wenn man trotz aller dieser Maßregeln immer wieder von Schlagwetterexplosionen in Steinkohlenwerken hört, so wird man nach dem bisher Gesagten von selbst zu dem Schluß gelangen, daß es eben nach dem heutigen Stand der Wissenschaft und der Technik ebenso unmöglich erscheint, die Schlagwetter in der Grube sofort nach ihrem Auftreten völlig zu vernichten oder unschädlich zu machen, wie alle jene Zufälligkeiten vorauszuberechnen und zu verhüten, durch die solche Gase nach ihrem Entstehen entzündet werden können, wenn man auch theoretisch alle hierzu nötigen Maßregeln kennt und alle nur erdenklichen darauf hinzielenden Sicherheitsmaßregeln strengstens angeordnet hat. Auch abgesehen von den erwähnten unberechenbaren Zufälligkeiten werden immer wieder Gedankenlosigkeit und Leichtsinn die sorgfältigsten Sicherheitsmaßregeln zu nichte machen. Immer und immer wieder wird es vorkommen, daß der eine oder andere Arbeiter oder Beamte eines der zahlreichen Verbote überschreitet und damit seinen eigenen und den Untergang zahlreicher Mitarbeiter herbeiführt. Und darum müssen wir es leider als höchst wahrscheinlich ansehen, daß, wenn es auch zweifellos gelingen wird, noch weitere Mittel und Wege zu finden, um die verhältnismäßig schon viel seltener gewordenen Schlagwetterexplosionen noch weit seltener zu machen und ihre schrecklichen Wirkungen zu beschränken, solange es Kohlenbergbau geben wird, jedenfalls auch Gasausbrüche und Explosionen in den Gruben vorkommen werden.

Malerische Brücken.

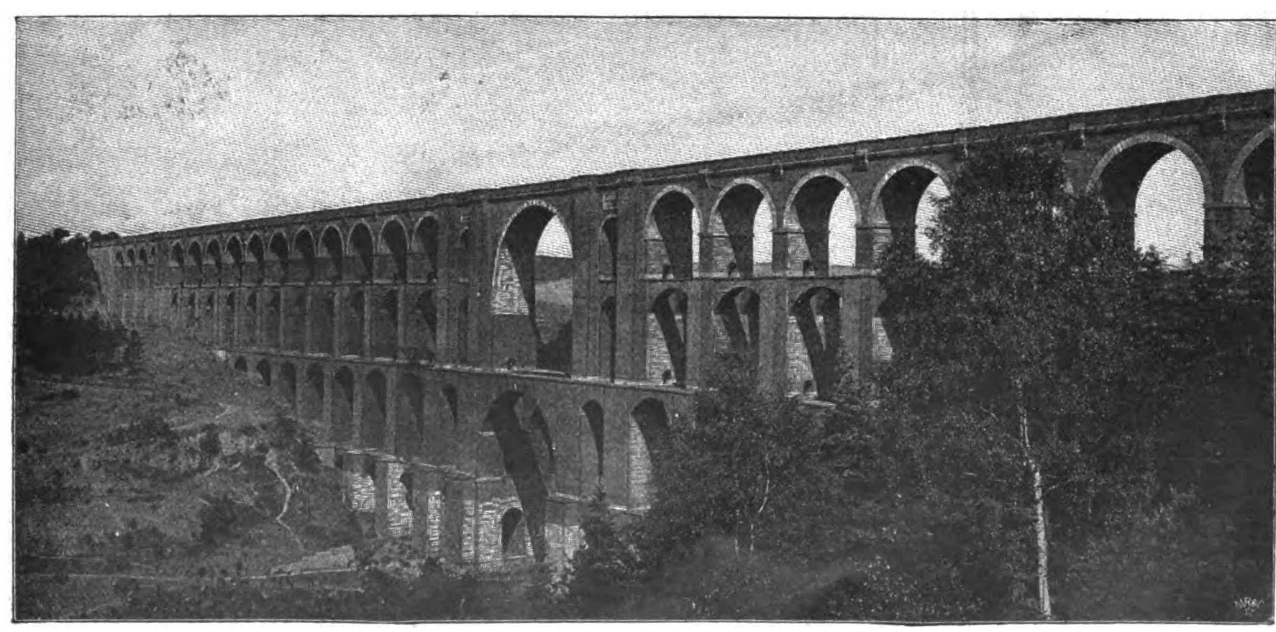
Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

Ueber den Nützlichkeitszweck hinaus liegt in der Brücke, jener Ergänzung der Natur, ein Symbol, das seit den ältesten Zeiten den Menschen weitesten Spielraum zur Deutung gewährte. So galt lange Jahrhunderte hindurch die Brücke als unverletzlich, auf der Brücke durfte der Friede nicht gebrochen werden, kein Streit auf ihr zum Austrag kommen; zum Zeichen dessen trug sie an weithin sichtbarer Stelle das Merkbild der Strafe, das Beil, dem Rauflustigen zur Warnung, als „Brückenzeichen" in einen Holzteil des Bauwerks eingehauen.

Die einzigen größeren Profanbauten, die von der Kirche, von einem Orden ausgeführt wurden, waren Brücken. Zu deren Pflege und Erhaltung bildete sich am Ausgang des 12. Jahrhunderts sogar in Südfrankreich die religiöse Bruderschaft der Fratres pontifices, der Brückenbrüder, deren Stifter, ein früherer Hirt Bénezét, erst dem Benediktinerorden angehörte. Von der Wichtigkeit, die die Kirche dem Brückenbau beimaß, giebt auch die Ueberlieferung Kunde, nach der im 13. Jahrhundert 15 italienische Bischöfe jedem vollen Ablaß gewährten, der zur Erhaltung der von Karl dem Großen erstmalig erbauten Mainbrücke bei Frankfurt durch Spende beitrug.


Die neue Brücke bei Ronda (Provinz Malaga).

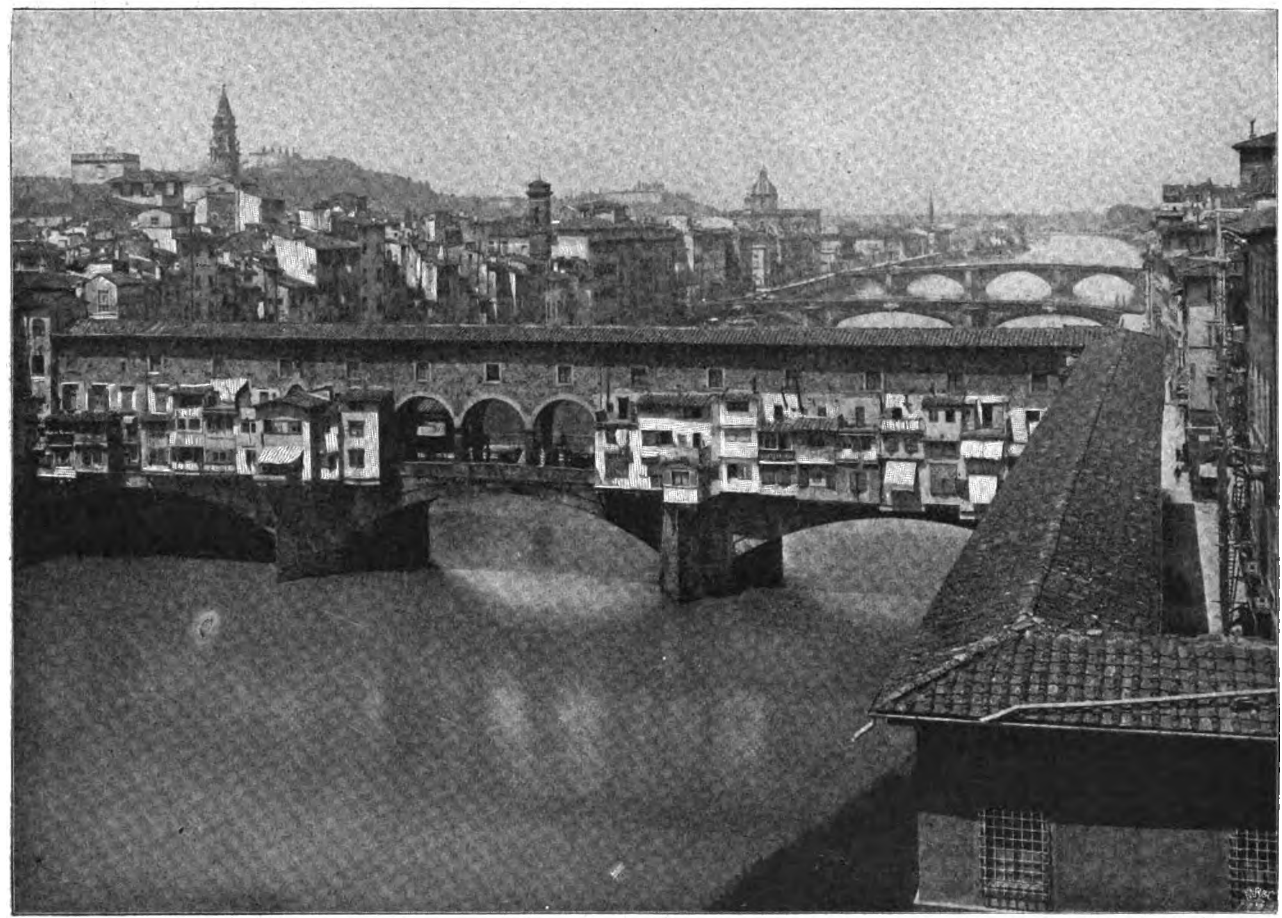
Außer dem vergänglichen Holz, dem ersten Baumaterial der Brücken, war es der den Zeiten trotzende Stein, den eine fortgeschrittenere Technik zum Stoff jener Bauwerke wählte, die uns heute noch die Entwicklung des Verkehrs in vergangenen Zeiten sichtbar vorführen. Spröde und ungefüge wie der Stoff mußten die ersten Formen sein. Die Erfindung des Gewölbes lehrte die in der Härte des Materials begründete Bearbeitungsschwierigkeit selbst überwinden, sie führte zu geschwungenen, freien Formen, die organisch aus den Ufern herauswachsen, sich innerhalb bebauter Plätze an die Umgebung leicht anpassen lassen. Ein Beispiel mittelalterlicher Brückenbaukunst führt uns der weltbekannte Ponte vecchio, die alte Arnobrücke in Florenz, vor Augen (Abb. S. 402). Zwischen dem Palazzo Pitti und der Piazza della Signoria vermittelt sie den Verkehr. Ursprünglich von den Römern erbaut, war sie mehrfacher Zerstörung anheimgefallen, bis sie 1362 von Taddeo Gaddi als dreibogige Steinbrücke ihre noch heute erhaltene Grundform erhielt. Ein Mediciäer war es, der 1564 von Vasari eine zweite Brücke auf die erste stellen


Die Göltzschthalbrücke bei Netzschkau in Sachsen.

ließ, um zu seiner Hochzeit eine direkte Verbindung zwischen seinem alten Palazzo Pitti und seinem neuen Palazzo degli Uffizi zu erhalten. Der gedeckte Gang der oberen Brücke enthält herrliche Werke der Kunst, unter anderm den Triumph der Galathea von Luca Giordano. In den Rundbogen des Ganges siedelten sich bald nach dem Bau die Florentiner Goldschmiede an, deren berühmtester, Benvenuto Cellini, seit Jahresfrist durch eine Büste von Raffaello Romanelli auch sichtbar an der Stätte seiner früheren Thätigkeit weiterlebt.

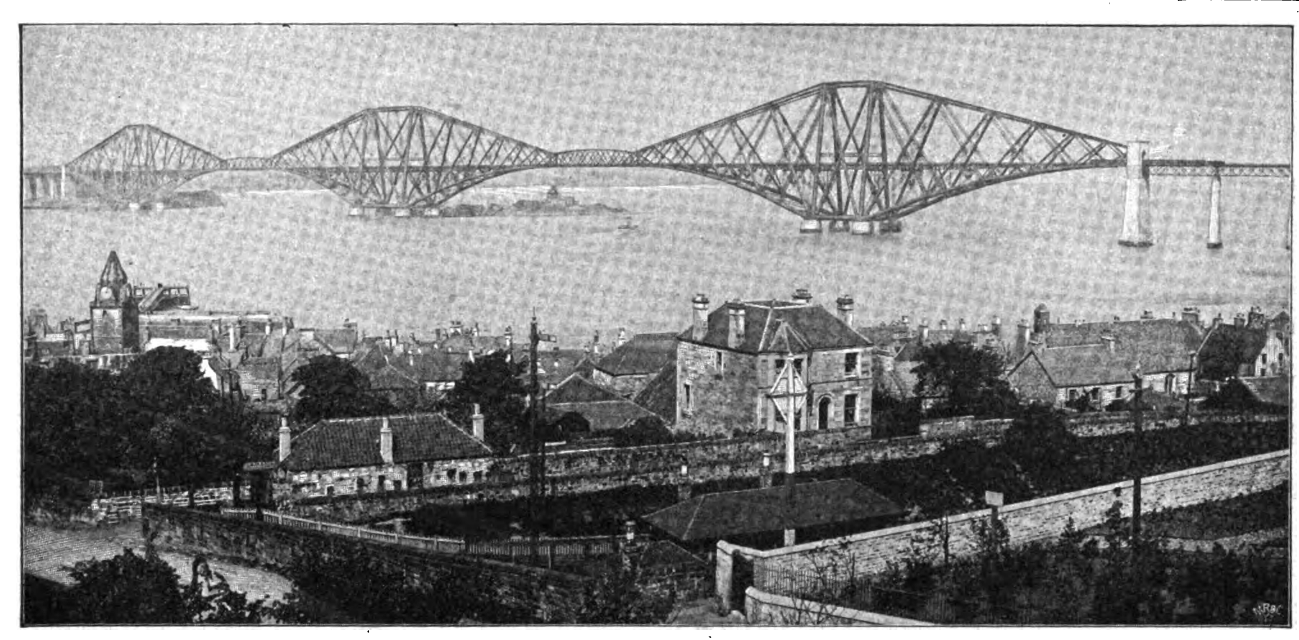
Ronda, das Arunda der die iberische Halbinsel erobernden Römer, liegt inmitten einsamer Berge auf einer Hochebene, die durch den bis 300 Meter tiefen Tajo de Ronda, die Schlucht, durch die sich der Guadalvin in mächtigem Wassersturz drängt, scharf durchschnitten ist. Hundert Meter über dem tosenden Wasser spannt eine Brücke ihren Bogen, die zu den merkwürdigsten ihrer Art zählt. Beide Seiten der von nackten Felsen eingefaßten Schlucht tragen weitausragende, an den Felsen angeklebte Mauerpfeiler, die einem wuchtigen Steinbogen Stütze bieten. Zwei halbkreisförmige Landbogen vervollständigen das Bauwerk zu einer Länge von annähernd 100 Metern. Das Anlegen der Mauerpfeiler über der Schlucht muß eine Riesenarbeit gewesen sein, zu einer Zeit, in der die technischen Hilfsmittel doch noch sehr geringe waren. Doch der Erfolg lohnte die Mühe — die 1760 von José Martin de Aldeguela erbaute Brücke ist heute noch einer der herrlichsten Aussichtspunkte der Provinz Malaga.

Andere Zeiten, andere Sitten — auch andere Brücken. Das neunzehnte Jahrhundert brachte uns die Eisenbahnbrücken, die nur der reinen Nützlichkeit dienen, aber die ersten Brücken dieser Art waren gerade nicht schön. Wer von Leipzig nach Hof fährt, hat Gelegenheit, eine solche Brücke in dem Göltzschthalviadukt zu sehen. Er imponiert ohne Zweifel; er gehört zu den größten und massigsten Bauwerken unserer Zeit. Stephenson nennt ihn einen Mauerklotz, aber kein Werk der Ingenieur- oder sonst einer Kunst. Ueber die 80 Meter unter den Gleisen liegende Thalsohle spannen sich zwei übereinanderstehende Bogen von etwa 32 Metern Spannweite, die sich nach beiden Seiten auf eine ganze Brückenlänge in eine Unzahl von kleinen Bogen, nach der Mitte zu in 4 Stockwerken, auflösen. Auf fast 600 Meter Länge dehnt sich der Bau, in den 265 000 Kubikmeter Sandstein, 87 000 Kubikmeter Bruchstein und 20 Millionen Ziegel hineingebaut sind. Die Erbauer sind Oberingenieur Wilke und Ingenier Dost, die von 1846 bis 1851 das Werk schufen, dessen Kosten sich auf 2,3 Millionen Thaler beliefen.



Die alte Brücke „Ponte vecchio“ mit den Buden der Goldarbeiter in Florenz.

Von der berühmten Forthbrücke, dem größten Eisenbauwerk der Welt, kann man auch nicht behaupten, daß sie der Schönheit, dem ästhetischen Gefühl irgendwelche Konzessionen mache. Sie läßt aber wenigstens einigermaßen charakteristische Linien erkennen, deren Zweck und Notwendigkeit man einsieht. Nahe Edinburg überbrückt das Werk den Firth of Forth, einen Meeresarm zwischen England und Schottland, den sie an einer Stelle von 2,5 Kilometern Breite in zwei Hauptbogen von 521 Metern Spannweite und 17 seitlichen Bogen bezwingt. Die Brücke wurde ganz ohne Gerüst von den mächtigen, 100 Meter hohen Stahlpfeilern aus errichtet, die ebenso, wie das



Die Forthbrücke oberhalb Queensferry in Schottland.

ganze Hauptbogengerüst, aus riesigen Rohren bestehen. Erbauer sind die Ingenieure Baker und Fowler, die Baukosten betrugen 50 Millionen Mark.

Eigenartig ist auch die östlichste der Themsebrücken bei London, die Tower Bridge, die anfangs der neunziger Jahre von Jones und Barry erbaut wurde. Zwei dem Stil des Tower angepaßte Steintürme, im Innern aus Stahlgerüsten bestehend, tragen zwei Brücken übereinander. Die untere, die Fahrbrücke, 9 Meter über Wasser liegend, ist als Klappbrücke gebaut und gestattet ein Aufschlagen der beiden Flügel zur Freigabe des Schiffahrtsweges. Da der Fußgängerverkehr an dieser Stelle der Themse sehr stark ist und nicht unterbrochen werden darf, ist jedoch in 45 Meter Höhe die zweite Brücke von Pfeiler zu Pfeiler gespannt, die durch Aufzüge im Innern der Türme und durch Treppen zu erreichen ist. Mit den anschließenden Hängebrücken, die nach beiden Seiten die 60 Meter voneinander entfernten Türme mit dem Land verbinden, mit den auf Steinbogen ruhenden Zufahrten, die das ganze Bauwerk auf eine Länge von dreiviertel Kilometer anwachsen lassen, gewährt die Tower Bridge eins der eigenartigsten, Schönheit und Nützlichkeit vereinenden Bilder, die unsere Zeit hervorgebracht hat. G. Dieterich.



Die neue Towerbrücke in London.

Bilder aus aller Welt.



Thila Plaichinger. Grüning. d'Andrade. Frau Herzog.



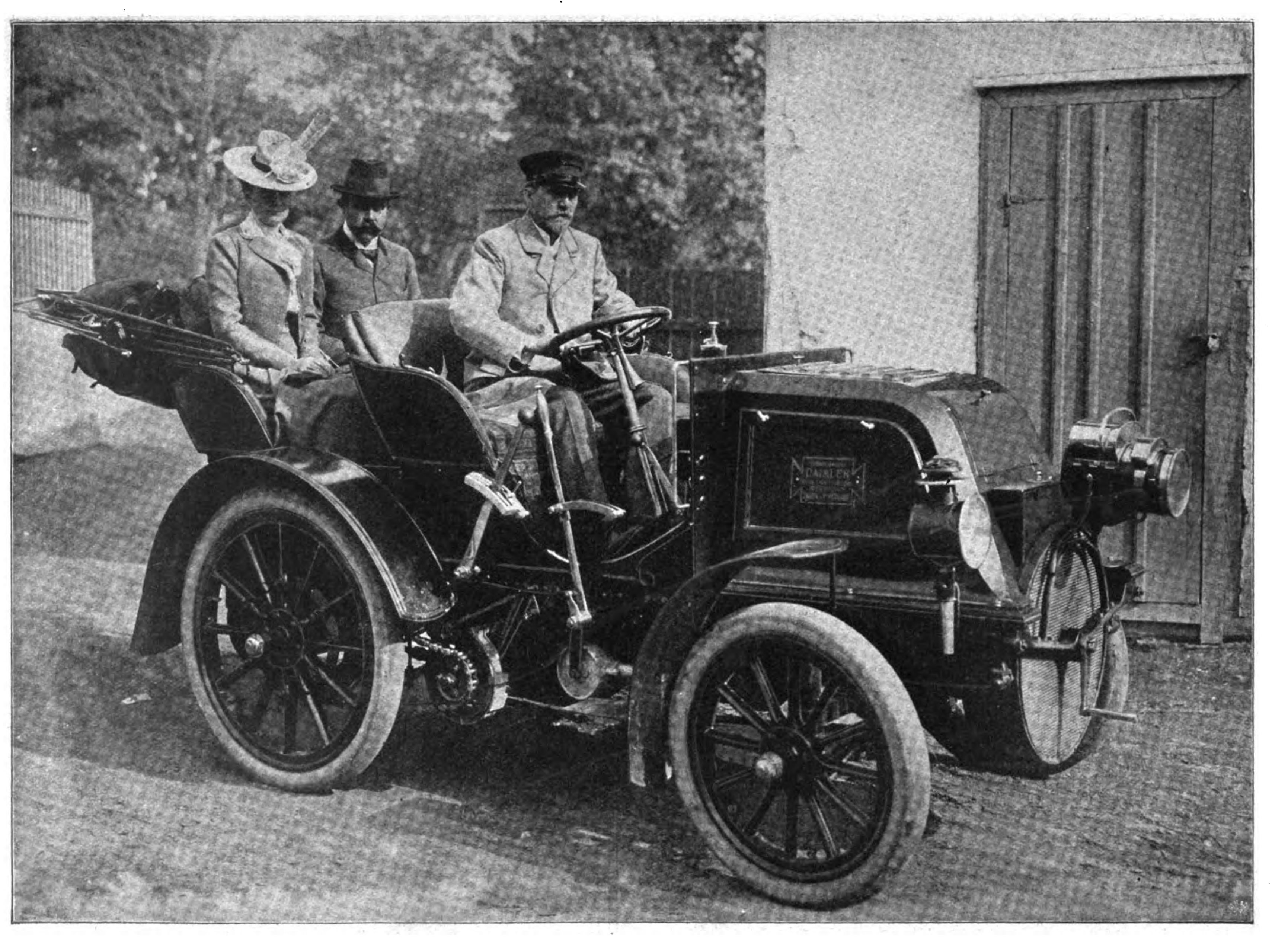
Anna Schramm (Ophelia) und Arthur Vollmer (Hamlet).



1. Dr. Russack. 2. Dr. Pohl (Kgl. Schauspielhaus). 3. Patry (Lessingtheater). 4. Graf Hochberg. 5. Graf Bethusy-Huc. 6. Grüning (Opernhaus). 7. Hans v. Hopfen. 8. Freiherr Anton v. Perfall. 9. Geheimrat v. Leyden. 10. Felix Philippi. 11. Vollmer (Kgl. Schauspielhaus). 12. Geheimrat B. Fränkel.

Bilder vom Genossenschaftsball deutscher Bühnenangehöriger in der Berliner Philharmonie am 15. Februar.

Spezialaufnahmen für die „Woche“ von Zander & Labisch.



Der österreichische Thronfolger, Erzherzog Franz Ferdinand, mit Gemahlin im Automobil.

Hofphot. A. Huber, Wien.



Gruppenbild vom Besuch russischer Offiziere bei den Schillhusaren in Ohlau.
Phot. Volpert, Ohlau.

Schluss des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE.

Berlin, 8. März 1902. | Jedem Hefte liegt separat eine Uebersicht der Tages-Ereignisse mit dem Titel „Chronik der Woche“ bei. | 4. Jahrgang. Nummer 10.

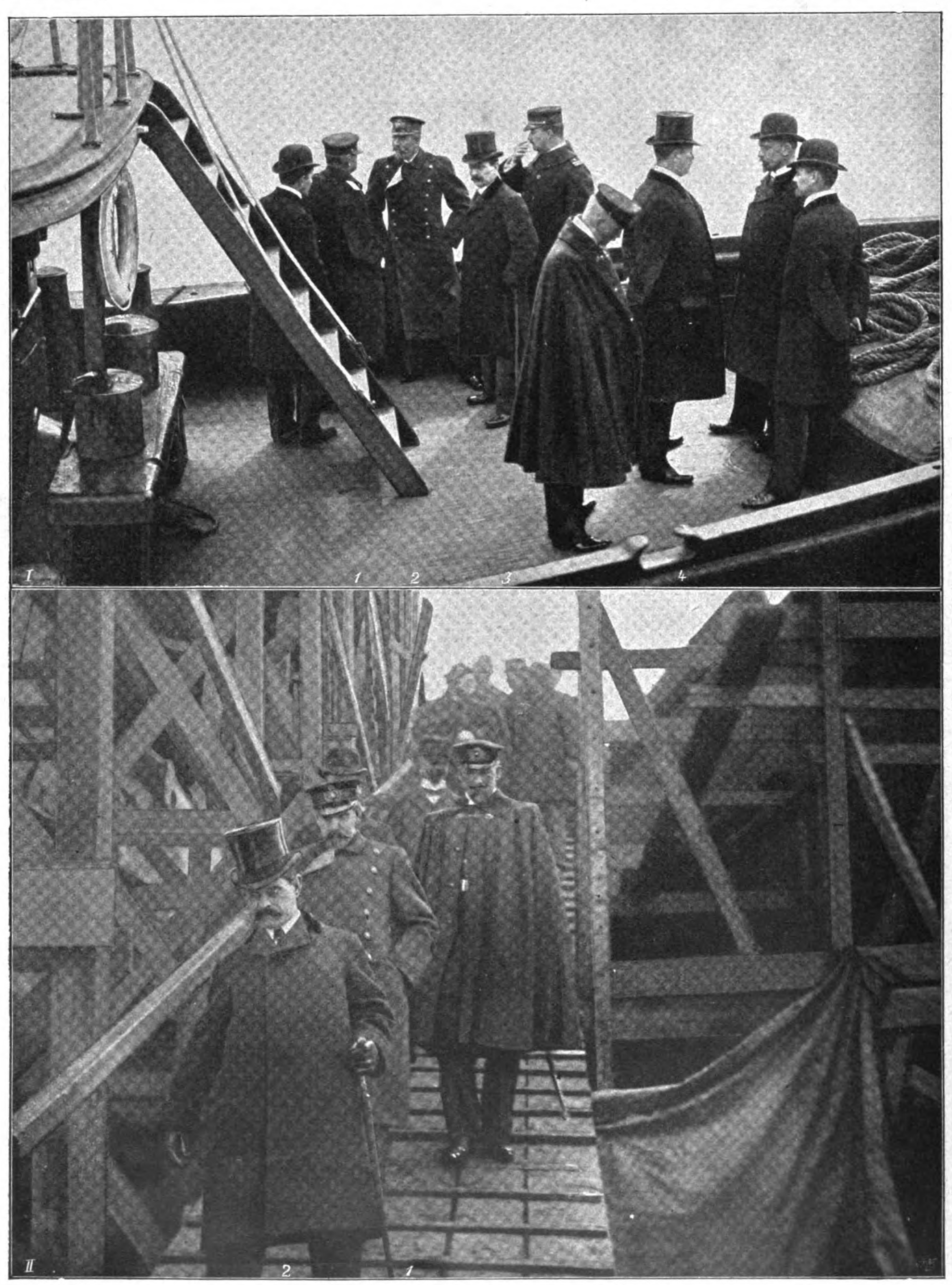


Der Kaiser.

Zum 50jährigen Jubiläum der Militärturnanstalt in Berlin:

Der Kaiser wird bei seiner Ankunft am 26. Februar von Major von Ditfurth, dem Direktor der Anstalt, begrüßt.

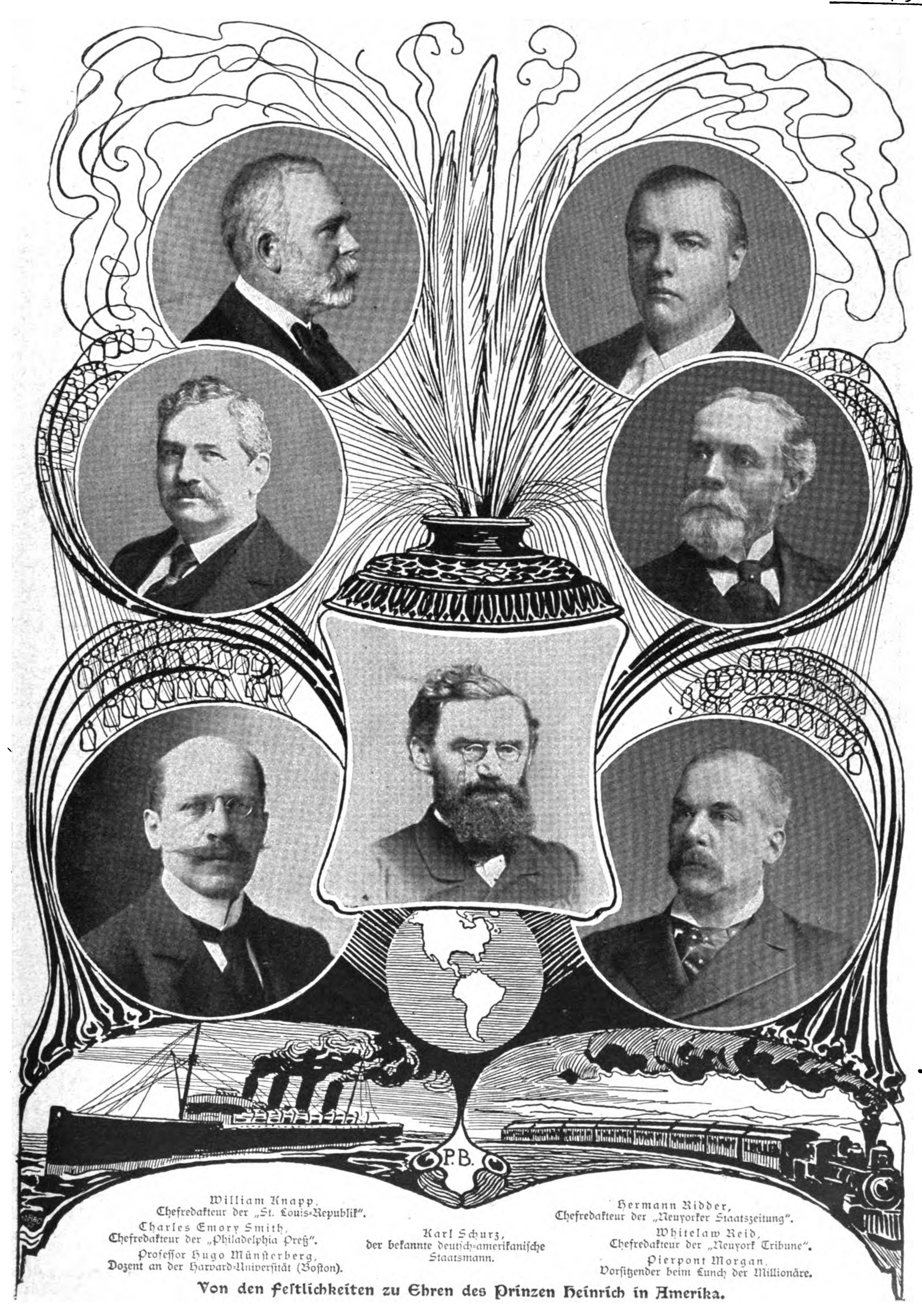
Momentaufnahme von A. Roeckner, Berlin.



I.) An Bord des „Meteor": 1. Admiral Evans. 2. Graf Baudissin. 3. Wallace Downey. 4. Generalkonsul Bünz.
II.) Beim Verlassen der Tauftribüne: 1. Graf Baudissin. 2. Wallace Downey.

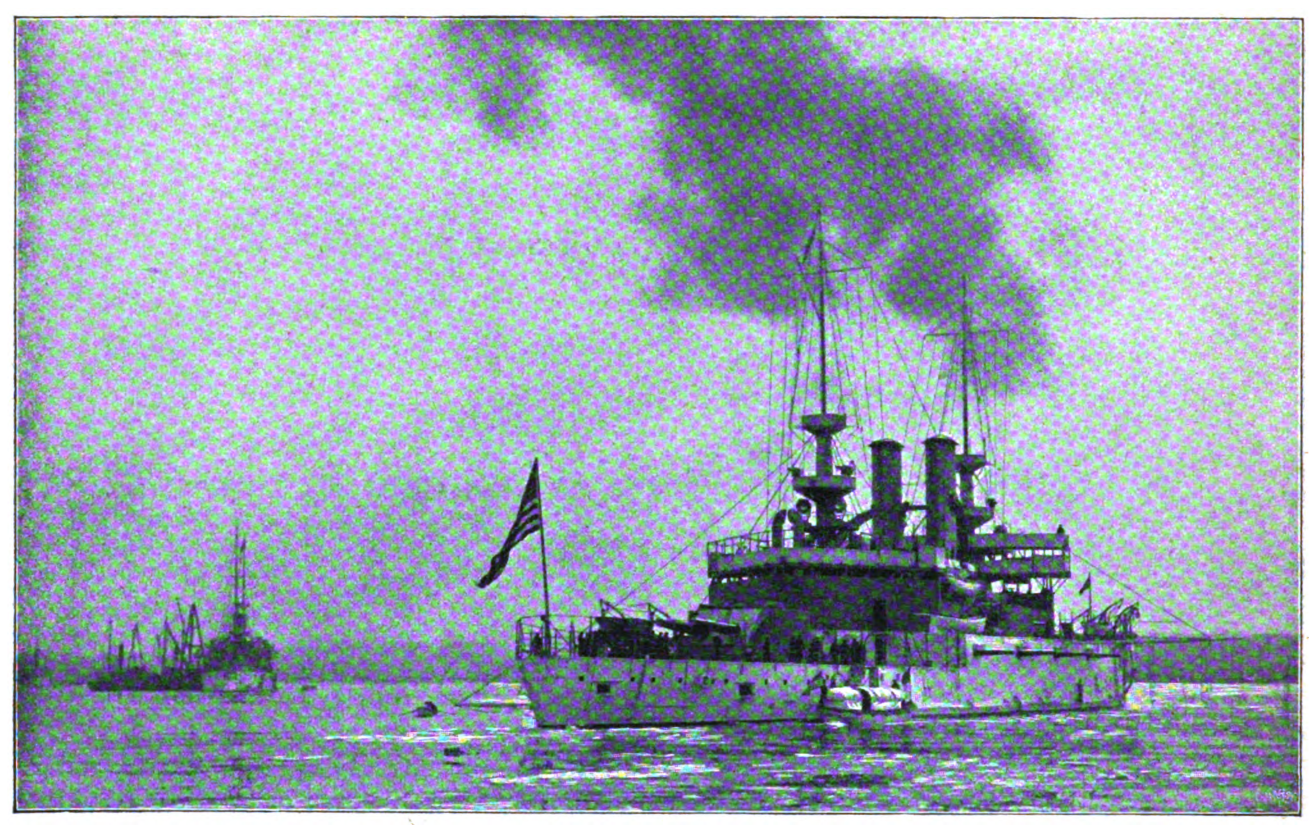
Kontreadmiral Graf Baudissin besichtigt die Vorbereitungen zur Taufe der Kaiserjacht „Meteor" auf Shooters Island.

Photographische Momentaufnahmen.

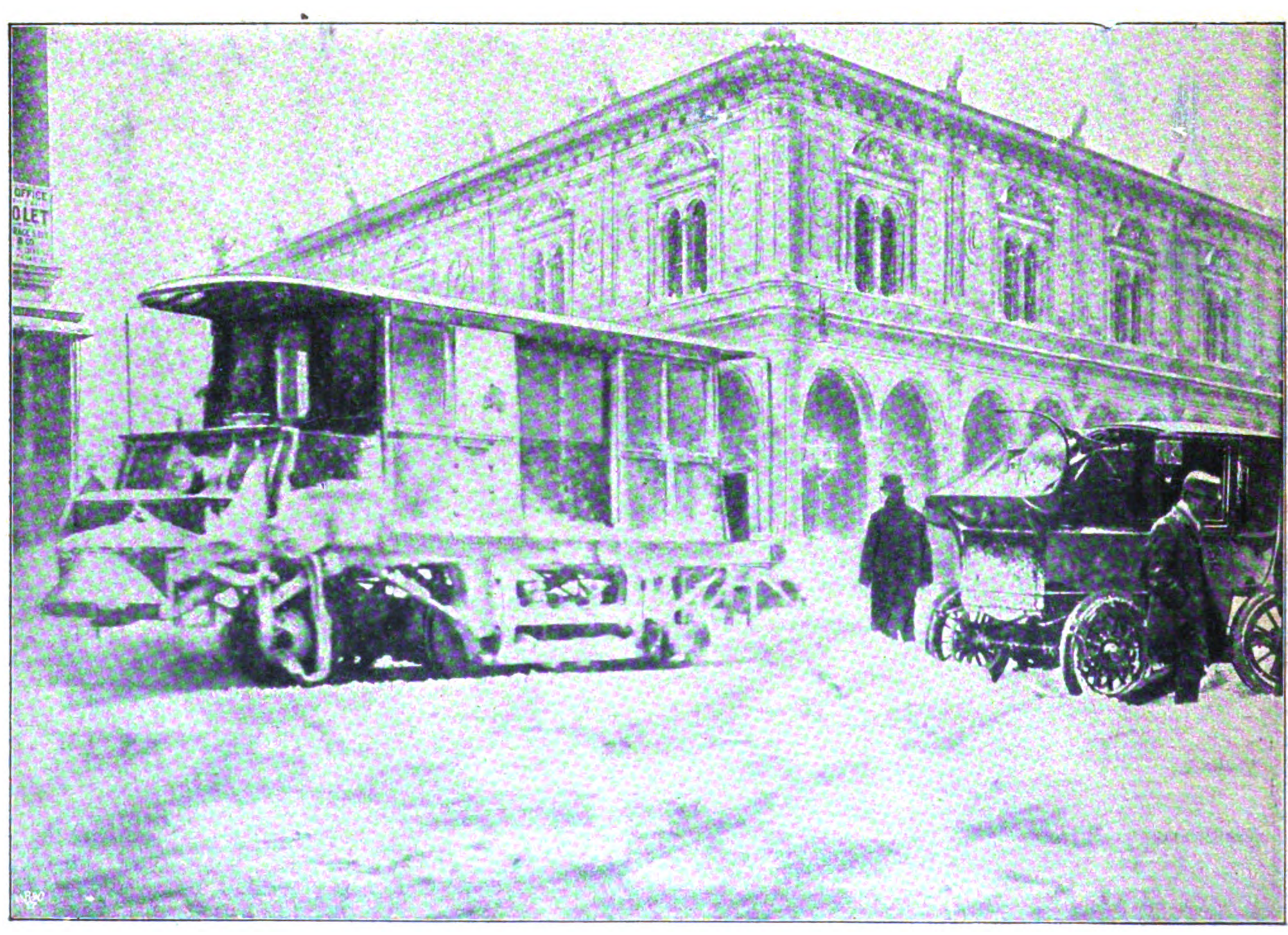


William Knapp, Chefredakteur der „St. Louis-Republik“.
Charles Emory Smith, Chefredakteur der „Philadelphia Preß“.
Professor Hugo Münsterberg, Dozent an der Harvard-Universität (Boston).
Karl Schurz, der bekannte deutsch-amerikanische Staatsmann.
Hermann Ridder, Chefredakteur der „Neuyorker Staatszeitung“.
Whitelaw Reid, Chefredakteur der „Neuyork Tribune“.
Pierpont Morgan, Vorsitzender beim Lunch der Millionäre.

Von den Festlichkeiten zu Ehren des Prinzen Heinrich in Amerika.



Das amerikanische Flaggschiff „Illinois", auf dem Graf Baudissin dem Admiral Evans einen Besuch abstattete.



Strassenbild vom letzten Schneesturm, der vor Prinz Heinrichs Ankunft in Neuyork wütete.

Photographische Aufnahmen.



Auf den Trümmern des Vaterhauses.

Die Trümmerstätte der zerstörten Bäder

Aus der kaukasischen Stadt Schemacha nach dem furchtbaren Erdbeben am 16. Februar.

Photographische Aufnahmen.

Die Ausgrabungsarbeiten.

Die Mitglieder der „Académie française" auf dem Weg zum Pantheon.





× Der deutsche Botschafter Fürst Radolin.
Die politische Welt bei der Feier.



Präsident Loubet.
Präsident Loubet verläßt das Pantheon.

Die offizielle Feier zu Viktor Hugos hundertstem Geburtstag im Pantheon zu Paris am 26. Februar.

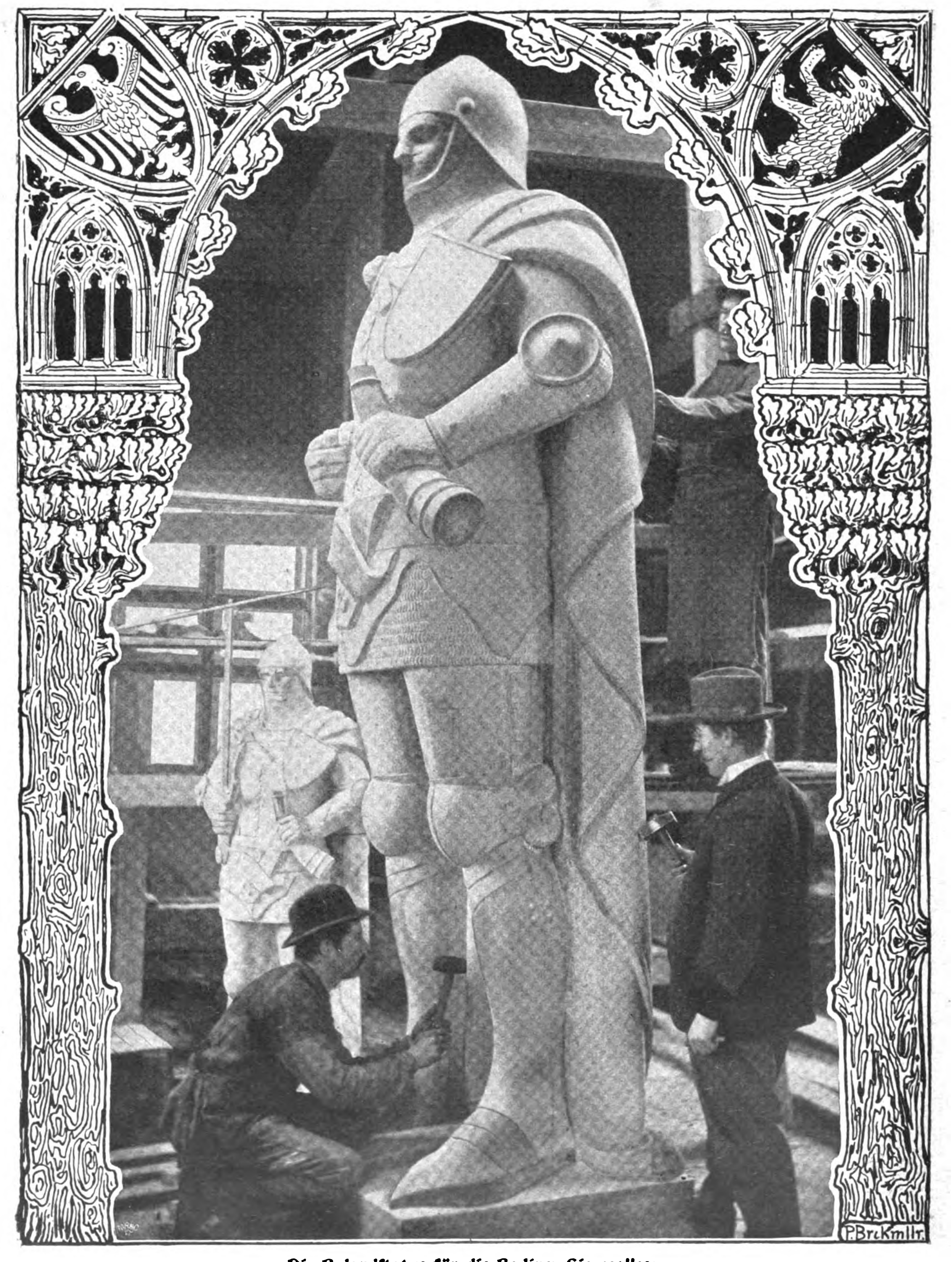
Photographische Momentaufnahmen von Juven und Gribajedoff, Paris.



I. Das enthüllte Viktor Hugo-Denkmal von Barrias. II. Auf der offiziellen Tribüne: Präsident Loubet (1) während der Ansprache des Seinepräfekten Selves (2). III. Die Angehörigen Viktor Hugos während der Enthüllungsfeier: 1. M. Charcot. 2 Jeanne Charcot, Enkelin Viktor Hugos. 3. Georges Hugo. 4. Frau Georges Hugo. 5. Der Sohn Jeanne Charcots.

Von der Viktor Hugo-Zentenarfeier in Paris am 26. Februar: Die Denkmalsenthüllung auf der Place Viktor Hugo.

Photographische Momentaufnahmen von Gribayedoff und Juven, Paris.



Die Rolandstatue für die Berliner Siegesallee:

Der Entwurf von Professor Lessing wird in Christiania in Granit ausgeführt.

Photographische Aufnahme von Alb. Lökke, Christiania.

Wie unsere Leser gesehen haben, liegt der „Woche" seit mehreren Nummern eine

Chronik der Woche

bei, in der wir in gedrängter Form eine Uebersicht über die wichtigsten Ereignisse auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens der jetzt abgeschlossenen Woche geben. Wir haben diese Einrichtung getroffen, um unsern Lesern auch die nach dem Schluß der Nummer eingehenden Nachrichten noch bieten zu können.

Verlag und Redaktion.

Unsere Bilder.

Jubiläum der Militärturnanstalt in Berlin (Abb. S. 407). Am 27. Februar beging die Militärturnanstalt die Feier ihres fünfzigjährigen Bestehens mit Gesang, Ansprache, Festessen und turnerischen Aufführungen. Zur Teilnahme an dem Jubiläum hatten sich zahlreiche Persönlichkeiten, die zu der Anstalt Beziehungen besitzen, eingefunden. Neben den früheren Vorgesetzten, Lehrern und Schülern bis in die fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zurück waren viele deutsche Militärbevollmächtigte sowie Vertreter von Vereinen und Behörden gekommen, und auch der Leiter der militärischen Abteilung des königlichen gymnastischen Zentralinstituts in Stockholm war als Gast erschienen. Der Kaiser hatte der Anstalt bereits am Tage vorher einen mehrstündigen Besuch abgestattet und nach der Schlußbesichtigung der Winterkurse an einem Frühstück im Erholungssaal teilgenommen. Hier hielt er, nachdem das vom Direktor der Anstalt, Major von Ditfurth, auf ihn ausgebrachte Hoch verklungen war, eine Ansprache, in der er sich über die Entwicklung und Bedeutung der Militärturnanstalt ausließ, die gleichzeitig eine Bildungs- und Erziehungsanstalt sei. Unser Bild stellt die Begrüßung des Monarchen durch Major von Ditfurth bei der Ankunft in der Anstalt dar.

Die Reise des Prinzen Heinrich nach Amerika (Abbildungen S. 408 bis 410) ist jüngst auch Gegenstand einer kleinen Erörterung im deutschen Reichstag gewesen. Ein Redner der äußersten Linken glaubte sich darüber einige abfällige Bemerkungen gestatten zu sollen. Der Erfolg war ein von ihm jedenfalls nicht gewünschter, denn nicht nur nahmen daraufhin die Redner der andern Parteien Anlaß, ihre Genugthuung über die Fahrt auszusprechen sondern auch der Reichskanzler Graf Bülow ergriff die Gelegenheit, unter lebhaftem Beifall der überwiegenden Mehrheit des Hauses, des glänzend ritterlichen Empfanges zu gedenken, der dem Bruder unseres Kaisers in den Vereinigten Staaten bereitet worden ist. In der That, von dem Moment an, da die „Illinois", an deren Bord der Kommandeur der „Hohenzollern", Graf Baudissin, dem Admiral Evans schon vorher einen Besuch abgestattet hatte, sich in Bewegung setzte, um den Lloyddampfer „Kronprinz Wilhelm", der den Prinzen über den Ozean führte zu begrüßen — von diesem Moment an bis zur Stunde ist alles geschehn, um dem hohen deutschen Gast den Aufenthalt in der Republik angenehm zu machen. Ein eigenartiges Fest, auf dem zu Tage trat, daß die beiden Völker von denselben Empfindungen beseelt sind, wie die Regierungen, war das Bankett der Presse im Astoria-Waldorfhotel am 26. Februar, dem der Prinz bis kurz vor seiner Abreise nach Washington beiwohnte. Hier brachte der Chefredakteur der „Newyork-Tribune" Whitelaw Reid einen Toast auf den Präsidenten Roosevelt und Kaiser Wilhelm, Hermann Ridder, der Chefredakteur der „Newyorker Staatszeitung", einen Toast auf den Prinzen Heinrich aus; Charles Emory Smith, der Chefredakteur der „Philadelphia Preß", hielt eine Rede über „Sachsenblut", in der er die Deutschen pries, und Charles William Knapp, der Chefredakteur der „St. Louis-Republik", sprach über internationale Freundschaft. Aber auch Prinz Heinrich ergriff das Wort, um in einer bemerkenswerten Rede zu danken. Er sagte darin über den Charakter seiner Mission u. a.: „Meine Entsendung nach den Vereinigten Staaten dürfte als Zeichen der Freundschaft und des höflichen Entgegenkommens betrachtet werden, mit dem einzigen Wunsch, das Band der freundschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten fester zu knüpfen. Sind Sie willens, die Ihnen dargebotene Hand zu ergreifen, so finden sie eine solche an der andern Seite des Ozeans." Und er erzählte, daß unser Kaiser zu ihm, bevor er seine Reise antrat, geäußert habe: „Du wirst mit vielen Vertretern der Presse zusammenkommen, halte dir die Thatsache vor Augen, daß die Repräsentanten der Presse in den Vereinigten Staaten ungefähr dasselbe sind, was meine kommandierenden Generale." Merkwürdig ist, daß es gerade während der Anwesenheit des Prinzen trotz der hervorragenden Stellung der Presse in Amerika gelungen ist, Einzelheiten einer festlichen Veranstaltung vor ihr geheimzuhalten; über das Lunch der Millionäre, wie man es genannt hat, ein Gabelfrühstück, das die größten Industriellen unter dem Vorsitz Pierpont Morgans zu Ehren des Prinzen Heinrich gaben, ist wenigstens vorher nichts bekannt geworden. Den Porträts der hier erwähnten Persönlichkeiten fügen wir noch die zweier Deutschamerikaner hinzu. Es sind dies Karl Schurz, dessen Name nicht ungenannt bleiben darf, wo von Deutschen und Amerikanern die Rede ist, und Professor Hugo Münsterberg von der Harvard-Universität in Boston, dessen Haus zum Empfang der dortigen Deputationen durch den Prinzen Heinrich ausersehen wurde.

Die Stadt Schemacha in Transkaukasien (Abb. S. 411) ist am 16. Februar und den folgenden Tagen von einem furchtbaren Erdbeben heimgesucht worden. Es war nicht die erste Katastrophe dieser Art, die über den Ort hereinbrach, wohl aber die schrecklichste. Seit dem ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts sind dort öfter Erdstöße von großer Gewalt verspürt worden, die zahlreiche Häuser zum Einsturz brachten und Hunderte von Menschenleben vernichteten. Sie wiederholten sich bis in die Mitte der neunziger Jahre in immer kürzeren Zwischenräumen und forderten immer zahlreichere Opfer. Dann folgte eine längere Pause, gleichsam die Windstille vor dem Sturm, bis jetzt die meisten Schwankungen des Erdbodens sich einstellten und die Stadt fast völlig zerstörten. Nicht weniger als 4000 Häuser stürzten ein und begruben unter ihren Trümmern mehr als 2000 Menschen, für die es keine Rettung mehr gab. Wer hätte es wohl

wagen sollen, den Verschütteten beizuspringen, da die Stöße nicht aufhören wollten, während in der Nähe bei einem Vulkan sich die Erde öffnete und aus einem breiten Spalt sich glühende Lavamassen ergossen, die auch die Trümmerhaufen von Schemacha noch zu überschwemmen drohten, wie einst Pompeji und Herkulanum. Mit Schemacha sind noch beinahe vierzig Dörfer von der Katastrophe heimgesucht worden.

Die Zentenarfeier für Viktor Hugo in Paris (Abbildungen S. 412 und 413) gehört nun auch der Vergangenheit an. Man darf wohl sagen daß die ganze zivilisierte Welt daran Anteil genommen hat, gehört doch Viktor Hugo zu den Größen der Weltlitteratur; aber trotzdem ist der Verlauf nicht ganz so gewesen, wie man sich's wohl ursprünglich gedacht hatte. Die eigentümliche Gestaltung der politischen Verhältnisse in der französischen Hauptstadt — sie hat seit den letzten Wahlen eine nationalistische Verwaltung, die häufig im Gegensatz zu der Regierung der Republik steht — brachte es mit sich, daß die große Menge der Bevölkerung an den offiziellen Feierlichkeiten nicht in der Weise beteiligt war, wie es sonst wohl der Fall gewesen wäre; eine Thatsache, die auch den Komponisten Charpentier veranlaßte, noch eine besondere Volksfestlichkeit zu veranstalten. Immerhin erwies sich die Verehrung für Viktor Hugo groß genug, um die Stadtverwaltung und die Regierung wenigstens bei dieser Gelegenheit einmal zu vereinigen. Am hundertsten Geburtstage des Dichters selbst, am 26. Februar, fand die eigentliche Gedenkfeier im Pantheon statt. In Gegenwart des Präsidenten Loubet, sowie der andern einheimischen und auswärtigen staatlichen Würdenträger — unter ihnen der deutsche Botschafter Fürst Radolin — und Größen der Litteratur, Kunst und Wissenschaft wurden Reden gehalten und Dichtungen des großen Toten deklamiert. Vom Pantheon ging es zum Viktor Hugo-Platz, wo zum dauernden Gedächtnis des Dichters sein Denkmal enthüllt wurde.

Der Roland von Berlin (Abb. S. 414), den im Auftrage unseres Kaisers der Bildhauer Professor Lessing für den Rolandsbrunnen vor der Siegesallee modelliert hat, geht seiner Vollendung entgegen. Die dreiunddreiviertel Meter hohe Statue, die auf einem sieben Meter hohen Postament aufgestellt werden soll, ist in Christiania von dem deutschen Bildhauer Bardeleben aus einem großen Block grauen norwegischen Granits herausgehauen worden. Das Standbild behält im großen und ganzen den matten Naturton des grauen Granits, und nur die Teile, die blankes Metall darstellen sollen, werden poliert. Die Arbeit, die im September vorigen Jahres begonnen wurde, ist jetzt bis auf das Gesicht und die Hände beendet, worüber sich Professor Lessing noch nähere Bestimmungen vorbehalten hat.

Die Falguièreausstellung in Paris (Abb. S. 451). Den vor etwa anderthalb Jahren verstorbenen Bildhauer Alexander Falguière hat die französische Republik im Tode geehrt, indem in der Akademie eine Ausstellung seiner Werke veranstaltet wurde, die am 15. Februar Präsident Loubet eröffnete. Ein Blick auf unsere Abbildungen läßt Falguière als einen Künstler erkennen, dem das Genrehafte und Zierliche besser gelang als das Monumentale; man vergleiche nur die „Rückkehr von der Schule“ mit der „Revolution“. Man wird ihn nicht unter die Pfadfinder einreihen, die berufen sind, ihrer Zeit die Wege zu weisen, wohl aber als einen tüchtigen Meister seiner Kunst bezeichnen. Uebrigens war Falguière nicht nur ein Bildhauer, sondern auch ein Maler von hervorragender Begabung, der häufig dieselben Stoffe zum Vorwurf malerischer und plastischer Arbeiten wählte.

Die Hebung des Schwimmdocks in Dar-es-Salaam (Abb. S. 450). Vor einigen Monaten kam aus Dar-es-Salaam die unangenehme Meldung, daß das dortige Schwimmdock untergegangen sei; jetzt gelangt die erfreuliche Nachricht zu uns, daß die Hebung des untergegangenen Werkes gelungen ist. Nach mehrwöchigen Abdichtungsarbeiten vollendete der zur Lösung der Aufgabe gewonnene norwegische Bergungsdampfer „Herakles“ die eigentliche Hebung des Docks. Allmählich tauchten erst die Masten, dann die Wände aus dem Wasser empor, bis endlich der ganze Koloß seine ursprüngliche Lage wieder einnahm. Wie es scheint, ist nur die Stirnwand eingedrückt, während im übrigen das Meerwasser während der mehrere Monate andauernden Versenkung dem Dock keinen Schaden gethan hat.

Aus Kunst und Wissenschaft (Porträts S. 452). Vier Bühnenkünstlerinnen sind in der letzten Zeit in Berlin viel genannt und gelobt worden. Else Bielitz aus Leipzig wurde für das Neue Theater verpflichtet; Tilly Böttcher, die Gattin des Hofschauspielers, gastierte am Deutschen Theater in Sudermanns neustem Werk „Es lebe das Leben“; Mizzi Birkner verhalf durch die vortreffliche Durchführung der weiblichen Hauptrolle der „Dame von Trouville“ am Bellealliancetheater zu dauerndem Erfolg; Edith Walker schließlich bewies bei ihrem Auftreten in einem Philharmonischen Konzert, daß die Wiener Hofoper in ihr eine der besten lebenden Altistinnen gewonnen hat. — In Athen feierte der Direktor des Botanischen Gartens, Professor von Heldreich, seinen achtzigsten Geburtstag.

Die Reform der Börsengesetzgebung.

Von Dr. Max Apt,
Syndikus der Aeltesten der Kaufmannschaft von Berlin.

Die Reform der Börsengesetzgebung wird neben der Zolltarifvorlage einen der wichtigsten Beratungsgegenstände der laufenden Reichstagssession bilden. Ein kurzer, allgemeinverständlicher Ueberblick soll das Verständnis der zu erwartenden Vorlage erleichtern.

Bekanntlich knüpfte die erste parlamentarische Anregung zur gesetzlichen Regelung des Börsenwesens in der Session des Reichstags von 1887/88 an einige damals Aufsehen erregende Vorgänge an der Berliner Produktenbörse und an die angeblichen Mißstände an der hamburgischen Warenbörse im Bereich des Kaffeeterminhandels an. Den unmittelbaren Anlaß für die Inangriffnahme der Reform bildeten die Zusammenbrüche bedeutender inländischer Bankhäuser im Jahr 1891, sodann auch Zahlungseinstellungen in ausländischen Staaten, deren Werte in Deutschland verbreitet waren. Der Reichskanzler sah sich veranlaßt, unter dem 6. Februar 1892 die sogenannte Börsenenquetekommission zu berufen, die aus Vertretern der Wissenschaft, sowie der am Börsenhandel beteiligten Kreise zusammengesetzt war und vom 6. April ab unter der mustergiltigen Leitung des Präsidenten des Reichsbankdirektoriums Dr. Koch in dreiundneunzig Sitzungen ihre Aufgabe durch die am 11. November 1893 erfolgte Erstattung eines Schlußberichts an den Reichskanzler erledigte. Die Kommission hatte es sich angelegen

sein lassen, Nachrichten über die in den einzelnen Bundesstaaten und an den wichtigsten ausländischen Börsenplätzen geltenden gesetzlichen Vorschriften, Statuten und Handelsgebräuche einzuziehen und ein reichhaltiges statistisches Material über den Umfang und die Form der Börsenvorschriften beizubringen. Der Reichskanzler legte am 3. Dezember 1895 den Entwurf eines Börsengesetzes nebst Begründung dem Reichstag zur verfassungsmäßigen Beschlußfassung vor.

Während die Regierungsvorlage, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, bemüht war, in objektiver Weise die Beratungen der Börsenenquetekommission zu verwerten, zeigte sich bei den Verhandlungen im Reichstag sehr bald, daß die agrarische Reichstagsmehrheit gewillt war, das Börsengesetz zu einem Kampfgesetz gegen das mobile Kapital überhaupt und insbesondere gegen den Getreidehandel an der Börse zu Berlin auszugestalten.

Wenn man die das Börsengesetz beherrschenden Grundgedanken kurz skizzieren will, so wird man eine organisatorische Tendenz, eine moralisierende und eine agrarische Tendenz deutlich unterscheiden können. Die organisatorische Tendenz geht dahin, in der Verfassung der einzelnen Börsen eine gewisse Einheitlichkeit herbeizuführen. Für eine jede Börse muß eine Börsenordnung erlassen werden, die über die Börsenleitung und ihre Organe, über die Notierung der Preise und Kurse, über die Voraussetzung der Zulassung zum Besuch der Börse, über die Geschäftszweige, für die die Börseneinrichtungen bestimmt sind, Bestimmungen zu treffen hat. Die Börsenleitung unterliegt in der Regel einem Börsenvorstand; die unmittelbare Aufsicht wird in der Regel durch die Handelskammern oder kaufmännischen Korporationen, die mittelbare Aufsicht durch die Landesregierung ausgeübt. Außerdem ist durch das Börsengesetz die neue Institution des Staatskommissars geschaffen, der nach näherer Anweisung der Landesregierung ein Ueberwachungsrecht über die Börse besitzt. Gleichfalls durch das Börsengesetz neu eingeführt ist die Institution des Ehrengerichts. Es zieht Börsenbesucher zur Verantwortung, die im Zusammenhang mit ihrer Thätigkeit an der Börse sich eine mit der Ehre oder dem Anspruch auf kaufmännisches Vertrauen nicht zu vereinbarende Handlung haben zu schulden kommen lassen, z. B. arglistige Beeinflussung der Kurse oder Preise, Anreizung zu Börsenspekulationen, Anwendung von Geschäftsbedingungen, die gegen den kaufmännischen Anstand verstoßen u. s. w. Die wichtigste Sorge des Gesetzes muß naturgemäß der einwandsfreien Feststellung der Preise und Kurse gewidmet sein. Zu diesem Zweck werden Kursmakler ernannt, deren Aufgabe es ist, dem Börsenvorstand die Unterlagen zu unterbreiten, durch die er ein Urteil darüber erhält, ob die Kurse und Preise der wirklichen Geschäftslage des Verkehrs entsprechen.

Einheitlich geregelt ist ferner die Zulassung der Wertpapiere zum Börsenhandel. Sie erfolgt in der Regel auf Grund eines Prospekts durch die sogenannte Zulassungsstelle. Die Zulassungsstelle hat die Aufgabe und Pflicht, die Verlegung der Urkunden, die die Grundlage für die zu emittierenden Wertpapiere bilden, zu verlangen und zu prüfen, dafür zu sorgen, daß das Publikum über alle zur Beurteilung der zu emittierenden Wertpapiere notwendigen thatsächlichen und rechtlichen Verhältnisse so weit als möglich informiert wird, und Emissionen nicht zuzulassen, durch die erhebliche allgemeine Interessen geschädigt werden, die offenbar zu einer Uebervorteilung des Publikums führen. Nachdrücklich muß darauf hingewiesen werden, daß die Zulassungsstelle keineswegs mit der Zulassung irgendwelche Garantie für die Bonität der Papiere übernimmt; vielmehr hat sie lediglich die mehr formale Aufgabe, das für das Papier wesentliche Material dem Publikum in dem Prospekt vorzuführen, und das Publikum selbst muß prüfen, ob die Papiere ankaufswürdig sind oder nicht. Der Prospekt, wie er zur Veröffentlichung gelangt, bietet die Grundlage für die Haftung der Emissionshäuser. Zwei vereinzelte Bestimmungen sind hier anzuführen. Um zu verhüten, daß unter Benutzung einer ganz vorübergehenden Stimmung Aktien von Unternehmungen an der Börse eingeführt werden, die sich gar nicht zum Betrieb durch eine Aktiengesellschaft eignen und deren wirtschaftliche und finanzielle Entwicklung in keiner Weise zuverlässig beurteilt werden kann, ist die Bestimmung getroffen, daß die Zulassung von Aktien eines zur Aktiengesellschaft oder zur Kommanditgesellschaft auf Aktien umgewandelten Unternehmens zum Börsenhandel vor Ablauf eines Jahres nach Eintragung der Gesellschaft in das Handelsregister und vor der Veröffentlichung der ersten Jahresbilanz nicht erfolgen darf. Um ferner der Praxis der Emissionshäuser entgegenzutreten, die ihre zur öffentlichen Zeichnung ausgelegten Effekten zu einem höheren als dem Emissionskurs verkaufen und die Zeichner leer ausgehen lassen, ist bestimmt, daß für Wertpapiere, die zur öffentlichen Zeichnung aufgelegt werden, vor beendeter Zuteilung an die Zeichner eine amtliche Feststellung des Preises nicht erfolgen darf.

Die bisher mitgeteilten Grundzüge organisatorischer Natur bieten zwar in ihren Einzelheiten eine Reihe von Angriffspunkten, allein die Hauptangriffe, die gegen das Börsengesetz gerichtet werden, beziehen sich auf seine moralisierenden und agrarischen Tendenzen.

Die agrarische Tendenz besteht darin, daß der börsenmäßige Terminhandel in Getreide und Mühlenfabrikaten gänzlich aufgehoben wurde, indem man davon ausging, daß durch den Börsenterminhandel eine Beeinflussung der Preise in ungünstigem Sinn erfolgt ist. Die Erfahrung hat gezeigt, daß der von den Agrariern erhoffte Erfolg nicht in dem erwarteten Umfang eingetreten ist. Die Klagen der Landwirtschaft über das andauernde Daniederliegen dieses Erwerbszweiges sind keineswegs verstummt; dagegen ist durch das Verbot des Terminhandels den Wareninhabern die Möglichkeit entzogen worden, ihre Bestände gegen das Risiko des Preisrückgangs durch inländischen Terminverkauf zu versichern. Das Sinken der Preise ist um so weniger verhindert worden, als dem dringenden Warenangebot gegenüber die genügende Aufnahmefähigkeit nicht vorhanden war. Es hat sich längst gezeigt, daß die Ursachen für den Rückgang der Preise in landwirtschaftlichen Produkten auf prinzipiellen Gründen anderer Art beruhen, insbesondere auf dem überragenden Einfluß des Weltmarktpreises, dem die Börse in gleicher Weise unterworfen ist wie die Landwirtschaft. Man übersieht, daß die Börse die Preise nicht macht, sondern nur Angebot und Nachfrage deklariert, eine Thatsache, die auch nicht durch vereinzelte unberechtigte Spekulationen widerlegt wird. Eine durchgreifende Reform des Verbots des Getreideterminhandels wird allerdings bei der heutigen parlamentarischen Konstellation erst dann zu erwarten sein, wenn die Agrarier selbst einsehen, daß das Verbot ihnen nicht den erwarteten Vorteil gebracht hat.

Größere Aussicht hat dagegen eine Reform derjenigen Bestimmungen des Börsengesetzes, die auf seiner moralisierenden Tendenz beruhen. Der Gesetzgeber ging davon aus, daß der übergroßen Teilnahme des Privatpublikums am Börsenhandel ein Riegel vorgeschoben werden müßte. Zu diesem Zweck schuf er das sogenannte Börsenregister. Hiernach wird durch ein Börsentermingeschäft nur dann ein Schuldverhältnis begründet, wenn beide Parteien zur Zeit des Geschäftsabschlusses in einem Börsenregister eingetragen waren. Der Gesetzgeber geht sogar so weit, auch die bestellten Sicherheiten und abgegebenen Schuldanerkenntnisse

bei mangelnder Eintragung als unwirksam zu erklären. Der Gesetzgeber hoffte, daß die Personen die nicht infolge ihres Berufs sich mit Börsengeschäften befaßten, sich scheuen würden, ihre Eintragung in das Börsenregister zu beantragen. Diese Voraussetzung ist auch in der That eingetroffen, da das Privatpublikum bald das Börsenregister als ein Spielerregister angesehen hat. dessen Benutzung es ablehnte. Das Börsenregister sollte aber auch einen andern Zweck erreichen: es sollte dem Bankier eine Rechtssicherheit gewähren, indem der in das Register Eingetragene nicht mehr berechtigt sein sollte, den Einwand des sogenannten reinen Differenzgeschäftes zu erheben. Der Gesetzgeber hat aber dabei übersehen, daß er mit dem Börsenregister zwei Ziele verfolgt, die sich praktisch nicht miteinander vereinbaren lassen. Denn wenn das solide Privatpublikum, das geistig und finanziell in der Lage wäre, Börsengeschäfte abzuschließen. von der Eintragung in das Register abgehalten werden soll, so hat auch für den Bankier die Eintragung seinerseits keinen Zweck, um so weniger, als auch für den Provinzbankier der Anlaß fortfiel, eine Eintragung vorzunehmen, da er seinerseits dem Privatpublikum gegenüber ohne Rechtsschutz dastand. Es war daher erklärlich, daß die Bankierwelt auf den Schutz, den ihr das Börsenregister einräumte, freiwillig verzichtete und von der Abschließung der Börsentermingeschäfte im Sinn des Börsengesetzes Abstand nahm und zu der einfachen Form der sogenannten handelsrechtlichen Lieferungsgeschäfte überging. Zur Ueberraschung nicht nur der kaufmännischen, sondern auch der juristischen Kreise erklärte das Reichsgericht auch diese handelsrechtlichen Lieferungsgeschäfte als Börsentermingeschäfte im weiteren Sinn, die bei mangelnder Eintragung in das Börsenregister rechtsunwirksam seien. Nunmehr war jeder Unterschied zwischen Börsentermingeschäft und handelsrechtlichem Lieferungsgeschäft aufgehoben. Durch diese Rechtsprechung wurde dem gesamten Effektenverkehr jede Rechtsbasis entzogen. Durch sie wurde ein willkommener Anreiz für das Privatpublikum geschaffen. durch das Erheben des Registereinwands sich seinen Verpflichtungen zu entziehn. Es entstand eine Demoralisation des Rechtsgefühls, die als geradezu beschämend bezeichnet werden muß.*) Wenn nun auch die Bankierwelt infolge dieser Entwicklung große materielle Verluste erlitten hat so kann doch heute bereits festgestellt werden, daß der Gesetzgeber den Zweck, das Privatpublikum von der Teilnahme an dem Börsenhandel abzuhalten, nicht erreicht hat. Denn in Zeiten aufsteigender Konjunktur findet der, der spekulieren will, stets einen Kommissionär, der das Risiko vielleicht gegen erhöhte Versicherungsprämien auf sich nimmt. Es wird nicht immer ein sehr solider und vorsichtiger Kommissionär sein, und darin besteht gerade die schädliche Folge des Gesetzes, daß das Privatpublikum aus den Händen der soliden Bankiers in die Hände weniger solider gedrängt wird. Es ist auch ein großer Irrtum des Gesetzgebers, anzunehmen, daß die Leute, die am Börsenhandel teilnehmen, gerade zu den Schwachen gehören, die geschützt werden müssen. In dieser Beziehung ist eine Enquete, die die Aeltesten der Kaufmannschaft unter Berliner Bankiers angestellt haben, sehr interessant. 101 Firmen waren in der Lage, 301 Fälle namhaft zu machen. in denen der Einwand der Nichteintragung in das Firmenregister oder der Einwand von Spiel und Wette entgegengesetzt worden war, und es zeigte sich, daß diese Personen keineswegs zu den sogenannten Schwachen gehörten, sondern daß es wohlhabende, gutsituierte Kaufleute, selbst wohlhabende Rentiers und langjährige Börsenbesucher waren, die unter dem Schutz des Börsengesetzes es vorzogen, Grundsätze von Treu und Glauben gewissenlos zu verletzen. Neben dem Börsenregister glaubte der Gesetzgeber durch das Verbot des Börsenterminhandels in Bergwerks- und Industrieunternehmungen das Privatpublikum von Spekulationen abzuhalten. Aber dieses Verbot hat nur dahin geführt, daß statt auf Termin per Kasse spekuliert wurde, was wiederum eine Verteuerung des Geldes auch zu Ungunsten der landwirtschaftlichen Produktion zur Folge hatte. Durch die Verdrängung der Kontremine waren die Kursschwankungen bedeutender als je. Vor allem zeigte sich daß allmählich die Spekulation von den deutschen Märkten den ausländischen Börsen sich zuwandte. Unaufhaltsam stieg die Zahl der Vertreter. insbesondere Londoner Häuser, an der Berliner und Frankfurter Börse, und das Börsengesetz hatte somit den gewiß nicht beabsichtigten Erfolg, das deutsche Kapital ins Ausland zu drängen. So erwiesen sich die Mittel, die der Gesetzgeber zur Durchführung der moralisierenden Tendenz in Anwendung gebracht hat, als verfehlt. Sie haben wirtschaftlich geschädigt, ohne den erstrebten Erfolg zu erreichen.

Dieser Erfolg ist meines Erachtens auf dem Weg der Gesetzgebung überhaupt nicht zu erreichen. Ebensowenig wie der Gesetzgeber für sich den Einfluß darüber in Anspruch nimmt, daß nur wirtschaftlich gerechtfertigte Geschäfte abgeschlossen werden. ist es zu billigen, daß er für die am Börsenhandel sich beteiligenden Personen eine Ausnahme macht. Es ist durchaus nicht statistisch nachgewiesen, daß durch unüberlegte Börsenspekulationen das Volksvermögen in größerem Maß geschädigt werde als durch Spekulationen auf andern Gebieten. Hier kann nur neben der Selbstzucht der Bankiers eine Erhöhung der wirtschaftlichen Allgemeinbildung eine Besserung herbeiführen. Diese Besserung wird aber künstlich hintangehalten, wenn man von Gesetzes wegen den Grundsatz proklamiert, daß im Börsenhandel nicht mehr Verträge wie andere Verträge auch zu erfüllen seien. Wenn aber dem Gesetzgeber dieser Weg zu lang erscheint, so stehen ihm ehrengerichtliche und strafrechtliche Mittel zur Verfügung. Insbesondere wird nach § 78 des Börsengesetzes hart bestraft der, der gewohnheitsmäßig in gewinnsüchtiger Absicht andere unter Ausbeutung ihrer Unerfahrenheit oder ihres Leichtsinns zu Börsenspekulationsgeschäften verleitet, die nicht zu ihrem Gewerbebetrieb gehören.

Die Ueberzeugung von der Notwendigkeit einer Reform des Börsengesetzes ist in dem vom Reichskanzler berufenen Börsenausschuß ebenso allgemein gewesen, wie in der vom Preußischen Handelsminister berufenen Sachverständigenkonferenz. Ein Entwurf zur Abänderung des Börsengesetzes soll in nächster Zeit dem Reichstag zugehn.

Bei der jetzigen parlamentarischen Gestaltung ist auf eine Radikalreform, wie ich sie in meinem am 9. Februar v. J. in der juristischen Gesellschaft zu Berlin gehaltenen Vortrag verteidigt habe*), nicht zu hoffen. Ja, man beabsichtigt sogar, die Institution des Börsenregisters noch dadurch zu stärken, daß man die Eintragung wenigstens als Legitimation zur Klageerhebung als erforderlich erachtet. Wer nämlich ins Börsenregister eingetragen ist, dem soll der Einwand der Nichteintragung nicht entgegengehalten werden können seitens der Personen, die im Handelsregister eingetragen sind, und seitens derjenigen Personen, die berufsmäßig (vielleicht auch gewohnheitsmäßig) Börsengeschäfte betreiben. Dagegen soll den Mißständen, die sich aus der Rückforderung der bestellten Sicherheiten und dem Widerruf abgegebener Schuld-

*) Reiches Material bietet Rießer: „Die Notwendigkeit einer Revision des Börsengesetzes.“ Berlin 1901 Verlag C. Simion.

*) Sonderabdruck aus dem Archiv für Bürgerliches Recht. Karl Heymanns Verlag. Berlin 1901.

anerkenntnisse ergeben haben, Abhilfe geschaffen werden. Es ist in der That schwer zu begreifen, weshalb die, die vor Eingehung des Geschäfts dem Bankier eine Sicherheit bestellen müssen und dadurch in nachdrücklicher Weise gewarnt sind, nachträglich geschützt werden sollen, wenn die Spekulation nicht in dem von ihnen erwarteten Sinn ausfällt. Eine Rückforderung derartiger Sicherheiten zuzulassen, ist doch eine offenbare Privilegierung der Verletzung von Treu und Glauben. Das Gleiche gilt von dem, der nach Uebersendung des Kontokurrents die Folgen seiner Spekulation ziffernmäßig vor Augen hat und sie dennoch auf sich nimmt und hinterher vielleicht noch nach dreißig Jahren die Unwirksamkeit der eingegangenen Geschäfte geltend machen will. Es ist zu hoffen, daß der Gedanke, die bestellten Sicherheiten und abgegebenen Schuldanerkenntnisse für rechtswirksam zu erklären, die Billigung des Reichstags finden wird und daß damit dem Effektenverkehr eine Rechtsgrundlage gegeben wird, mit der er sich so lange fortbehelfen kann, bis die nicht ausbleibende Radikalreform des Börsengesetzes durchgeführt sein wird.

Am Beginn dieser Ausführungen ist der unmittelbaren Veranlassung zur Inangriffnahme der Börsengesetzgebung in Deutschland gedacht worden. Die eigentliche Ursache liegt in dem Mißtrauen gegen die Institution der Börse überhaupt, das alten Ursprungs und immer da anzutreffen ist, wo man über das Wesen einer Sache nicht genügend unterrichtet ist. Die Börse ist, wie anerkannt werden muß, ein integrierender Bestandteil der heutigen Volkswirtschaft. Die Börse bietet für die Staaten, Gemeinden und sonstigen Körperschaften das Mittel, durch Unterbringung ihrer Anleihen die für sie notwendigen Mittel sich zu verschaffen. Die rasche Entwicklung, die Deutschland durch den Bau der Eisenbahnen, Telegraphen, durch die Verwertung der elektrischen Kraft genommen hat, wäre ohne die Mitwirkung der Börse nicht möglich gewesen.

Auch für den internationalen Verkehr ist die Börse von unzweifelhafter Bedeutung; sie ist in der Lage, die Werte fremder Länder in sich aufzunehmen und den so gewonnenen Einfluß dahin zu verwenden, daß die heimische Industrie und der heimische Handel in diesen Ländern Fuß fassen. Die hohe Politik weiß die Börse seit langem als ein nicht zu unterschätzendes Machtinstrument zu würdigen.

Sowohl vom Standpunkt der Weltpolitik wie von dem der Heimatpolitik muß daher die dringende Forderung erhoben werden, daß die verfehlten moralisierenden und agrarischen Tendenzen des Börsengesetzes beseitigt werden und daß den deutschen Börsen die Möglichkeit gegeben werde, die ihnen gebührende Stellung im heimischen und internationalen Verkehr auszufüllen.

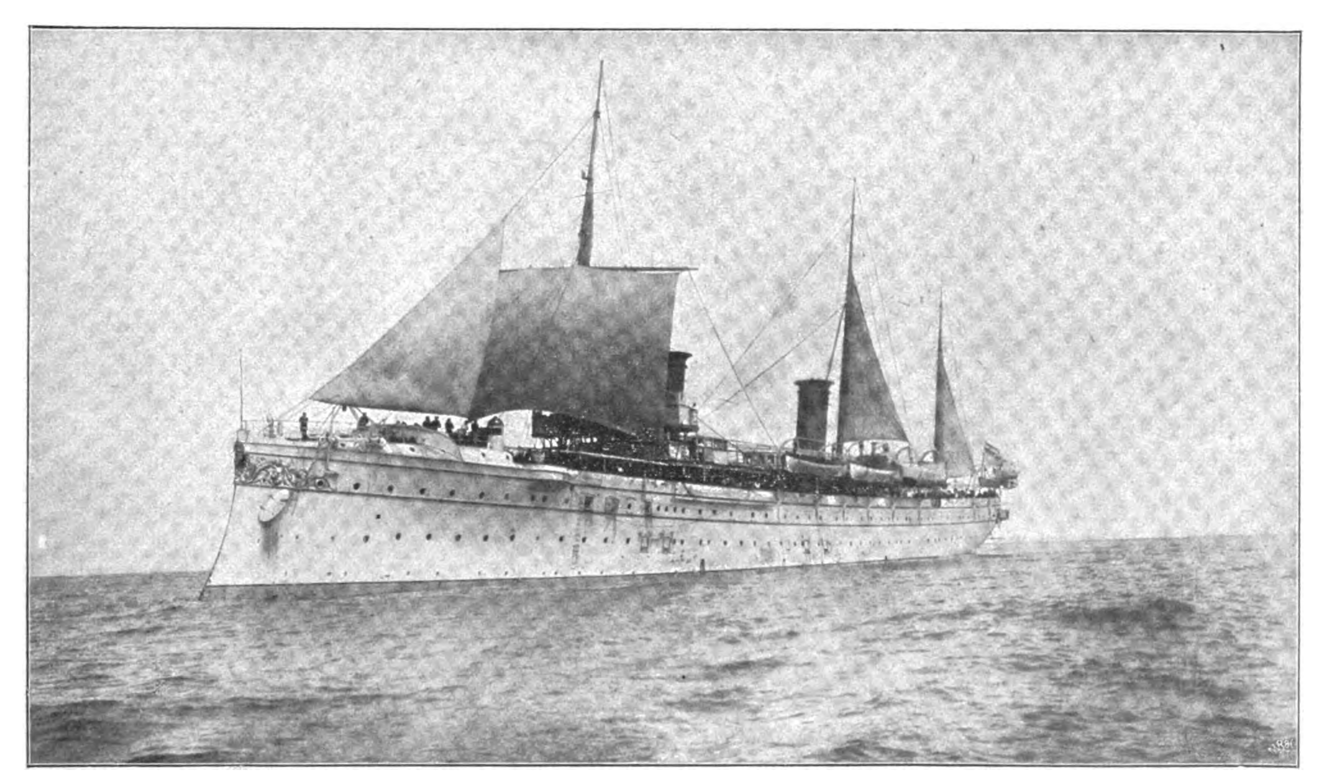


Mit der „Hohenzollern" nach Amerika.

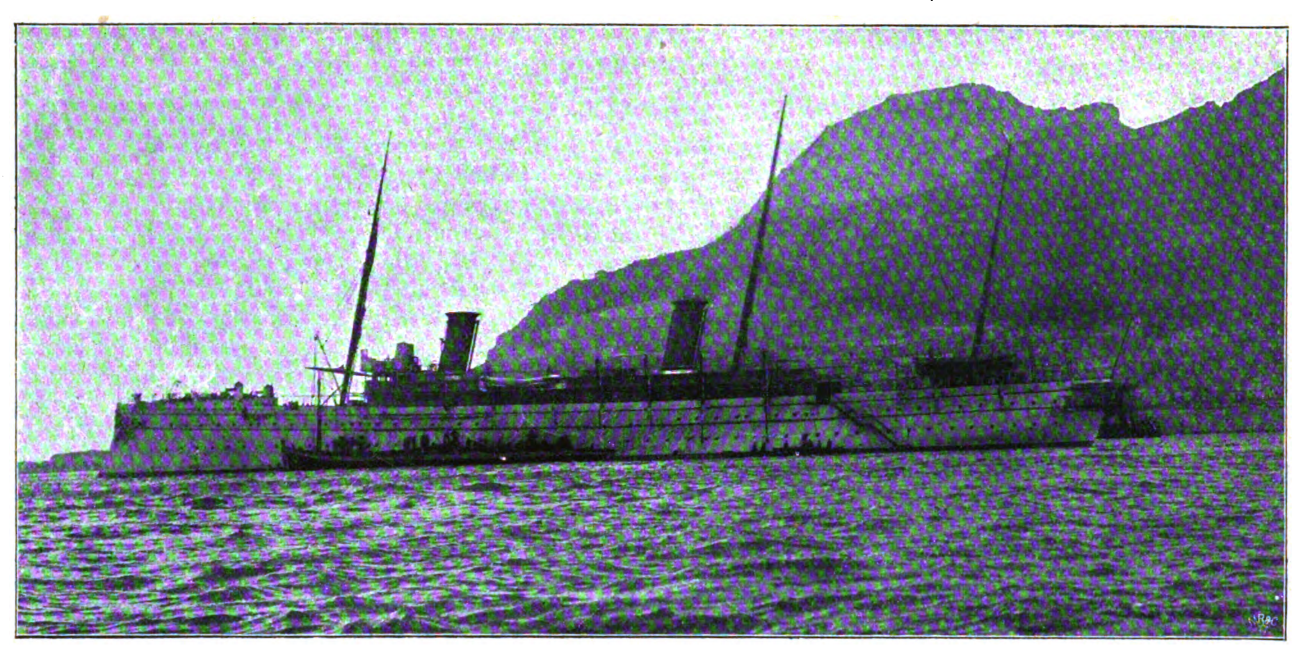
Von Graf Reventlow, Kapitänleutnant a. D.

Hierzu 5 photographische Aufnahmen von Th. Jürgensen (an Bord S. M. J. „Hohenzollern").

Es gab gewiß nur wenig Menschen in Deutschland, die sich nicht wunderten, daß Prinz Heinrich auf einem Lloyddampfer und nicht auf der „Hohenzollern" die Reise nach den Vereinigten Staaten antrat. Uns Deutschen ist das militärische Gefühl so in Fleisch und Blut übergegangen, daß es uns schwer wird, uns von einem



Auf der Fahrt nach Amerika: Die „Hohenzollern" unter Segel.



Kohlenübernahme in Gibraltar.

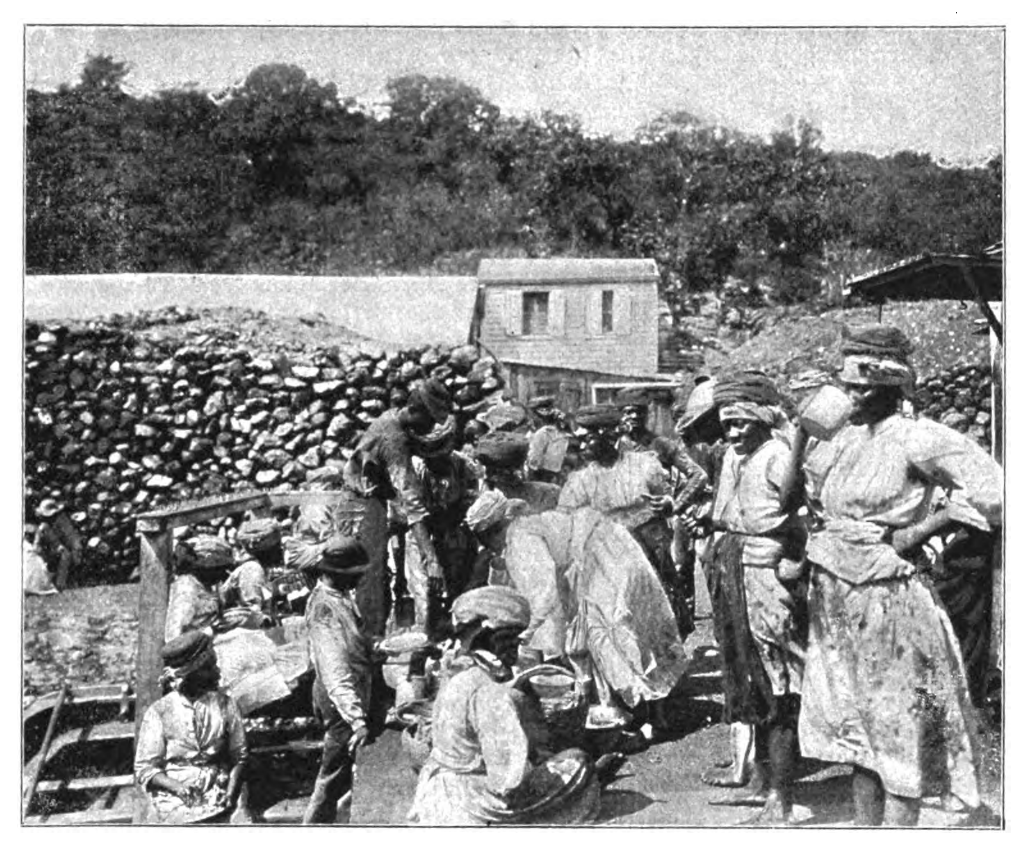
deutschen Prinzen vorzustellen, daß er bei einer solchen Gelegenheit ohne militärisches Relief auftritt. Wie bekannt, lagen aber gewichtige Gründe vor, die „Hohenzollern“ die Reise allein machen zu lassen. In erster Linie war es der beschränkte Kohlenvorrat, der die „Hohenzollern“ zwang, unterwegs mindestens dreimal Kohlen zu ergänzen. Dadurch erlitt die Reise schon eine bei der sonst recht hübschen Geschwindigkeit der „Kaiserjacht“ beträchtliche Verzögerung, denn man konnte die gerade Reiseroute der atlantischen Dampfer, die vom Ausgang des Aermelmeers direkt über den Ozean geht, aus dem Grund nicht wählen, weil sich zwischen Southampton oder Boulogne und Neuyork kein Land, folglich auch keine Kohlenstation befindet. So mußte denn wohl oder übel ein weiter Umweg nach Süden über Gibraltar und St. Thomas gemacht werden.



Vor St. Thomas: Neger handeln auf der „Hohenzollern“.

Für die Offiziere und Mannschaften der „Hohenzollern“ konnte wohl kein unverhoffteres und freudigeres Ereignis eintreten als diese Reise, die sie aus dem stillen und nicht gerade sehr interessanten Winterlager in dem Kieler Werftbassin über den Ozean rief. Abgesehn von dem Anlaß und dem Ziel der Reise, das bisher für Schiffe unserer Marine nicht allzuhäufig war, bildete auch der Reiseweg gerade für die „Hohenzollern“ eine ungewöhnliche Abwechslung gegenüber der üblichen Nordlandsreise. Sie hat in der kurzen Zeit von 21 Tagen die verschiedensten Gegenden und Klimaten durchlaufen.

Am 18. Januar verließ die Kaiserjacht den Kieler Hafen und langte am 23. im Hafen von Gibraltar an, der nach schneller Ergänzung des



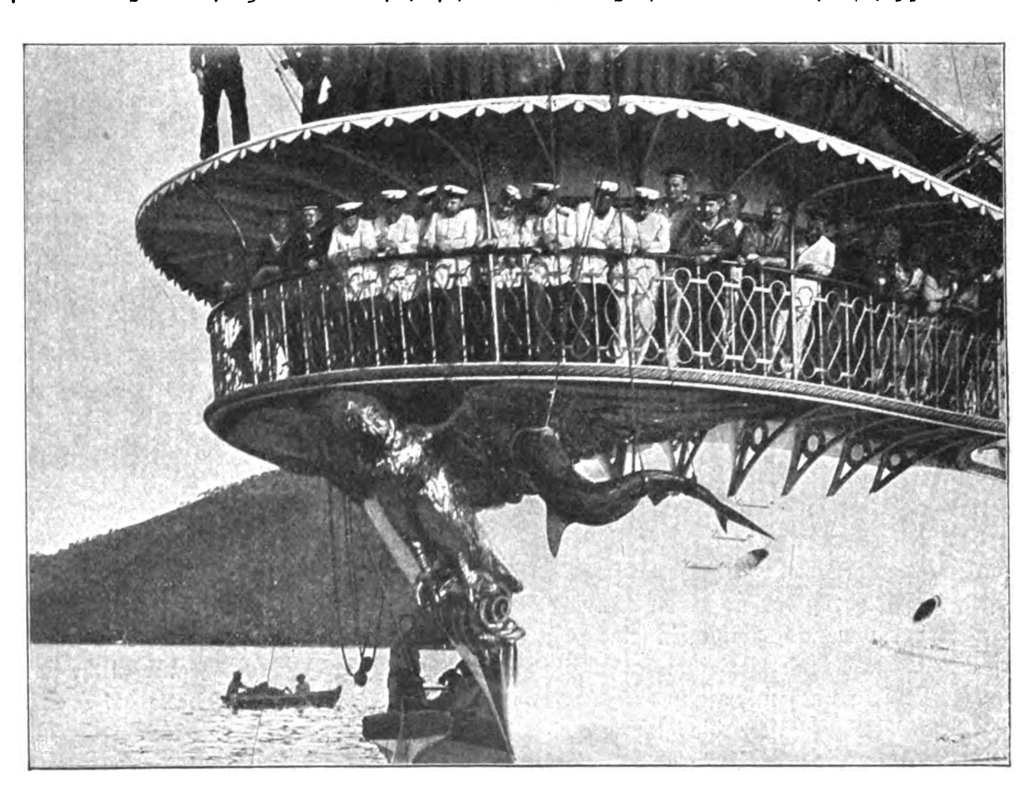
Negerfrauen schüppen Kohlen für die „Hohenzollern".

rückgelegt, und zwar mit einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von 16 Seemeilen in der Stunde, was als eine sehr gute Leistung bezeichnet werden muß. Die „Hohenzollern" unter Segel ist ein seltener und ungewohnter Anblick; man setzt Segel, nicht um die Geschwindigkeit zu erhöhen, sondern nur, um dem in der atlantischen Dünung stark sich bewegenden und arbeitenden Schiff eine Stütze zu geben, indem der in die Segel stetig drückende Wind dem Hin- und Herwerfen durch die Wellen entgegenwirkt und die Lage ruhig macht.

Das Kohlenübernehmen ist ein schmutziges und bei großer Hitze ein sehr anstrengendes Geschäft. Ist es auch notwendig, so erfüllt es darum nicht minder jedesmal das Herz des I. Offiziers mit wehmütigen Gefühlen, zumal auf der „Hohenzollern", für die tadellose Sauberkeit innen und außen ein noch höheres Erfordernis bildet, als für die andern Schiffe unserer Marine. In St. Thomas haben, wie wir sehen, freundliche Negerfrauen das Kohlenschüppen über-

Kohlenvorrats am Abend desselben Tages verlassen wurde. Abends um 10 Uhr am 27. Januar, an Kaisers Geburtstag, wurde in Porto Grande auf den Kapverdischen Inseln verankert. Man nahm dort wiederum Kohlen ein und dampfte am Morgen des 29. weiter nach St. Thomas, der letzten Station, wo ein Aufenthalt bis zum 5. Februar genommen wurde. Da hier wieder der Kohlenvorrat ergänzt wurde, außerdem Wetter und Seegang günstig waren, so nahm der Kommandant von der anfänglichen Absicht, auch Bermuda anzulaufen, Abstand und dampfte direkt nach Neuyork, wo die „Hohenzollern" dann am 13. Februar gänzlich unerwartet, wie die Neuyorker Volkszeitung schreibt: „Wie Zieten aus dem Busch" eintraf. Man war in Neuyork sogar in einer gewissen Unruhe gewesen, weil keine Nachricht aus Bermuda über die Ankunft des Schiffes eingetroffen war.

Die Reise selbst hat das prächtige Schiff ohne jeden Zwischenfall zu-



Am Heck wird von der Besatzung ein Hai gefangen.

nommen, die an die Hitze gewöhnt, gern die Arbeit verrichten, wirft sie ihnen doch einen unverhofften Verdienst in den schwarzen Schoß.

Seltenes Glück hat die Mannschaft in St. Thomas gehabt, daß sie trotz des kurzen Aufenthalts mit Erfolg die Haijagd betreiben konnte. Der gefräßige Räuber des Meeres, den wir in der Schlinge hängen sehen, scheint zwar keiner von der allergrößten Sorte zu sein, aber wenn wir seine Fänge mit den obenstehenden Menschen vergleichen, so erscheint er doch ganz ansehnlich und jedenfalls unangenehm genug, um einem das Baden im Freien in St. Thomas gründlich zu verleiden. Die so oft vom Laien an den Seemann gestellte Frage: „Was machen Sie denn nur die ganze Zeit, wenn Sie auf See sind?“ läßt sich für diese Hohenzollernreise leicht beantworten: es wird gescheuert, gemalt und geputzt, unablässig und unbeirrt durch morgen wieder in Aussicht stehende Kohlenübernahme. Natürlich kann sich während der Fahrt diese Thätigkeit nur auf die Innenräume erstrecken — äußerlich hat die „Hohenzollern“ erst im Dock von Hoboken ein hochzeitliches Kleid anlegen können.



ZWISCHEN ABEND UND MORGEN.

Erzählung von Luise Westkirch.

„Schluß!“ — Er legte den Hörtrichter des Telephons nieder und sah sich in dem eleganten Herrenzimmer um, mit dem fremden, blöden Ausdruck, den Menschenaugen annehmen, wenn sie die alltäglichen Dinge um sich her zum erstenmal von einem gänzlich veränderten Standpunkt aus wahrnehmen. Sein Blick traf den Spiegel und blieb mit einer Art objektiver Neugier an dem hübschen, ein wenig verlebten und in diesem Augenblick merkwürdig blaß aussehenden Gesicht hängen, das ihm aus den märchenhaften Glasblumen des venetianischen Rahmens entgegenstarrte.

Dann ließ er sich schwerfällig auf das Sofa fallen. Die Hände auf den Knien, die Augen starr auf das persische Muster des Teppichs gerichtet, saß er regungslos. Er mußte es durchdenken, ausdenken, sich klar darüber werden. Es war über ihn gekommen wie ein Bergsturz. Also: er war arm. Die Vorstellung hatte in ihrer Fremdheit etwas Widersinniges für ihn, es kostete ihm Mühe, sie festzuhalten. Seit er denken konnte, war er sehr reich gewesen. Sein Vater, der Sohn eines Geldmannes, hatte Kapital und Kredit des ererbten Bankgeschäfts zu solcher Höhe gebracht, daß man allgemein annahm, sein Erbe werde das Reservoir nicht ausschöpfen können. Er selbst teilte diesen Glauben, und seit er alleiniger Chef war, hatte er das Geschäft schlecht und recht weitergeführt, ohne sich in waghalsige Spekulationen einzulassen — denn das Geld, von dem er genug zu haben meinte, lockte ihn nicht —; ohne wärmeres Interesse — denn das Leben bietet dem, der sie bezahlen kann, sehr viel farbigere Genüsse, als die trockene Kontorarbeit. Er hatte sie ein bißchen verachtet, diese Arbeit, der er seinen ererbten Reichtum verdankte, war nur noch flüchtig in seinen Geschäftsräumen erschienen. Und wie sie ihm gleichgiltig waren, so wurden sie ihm nach und nach auch fremd, die feinen Fäden der Geldgeschäfte, die sich in ewig wechselndem Gewebe über die zivilisierte Erde ziehn. Er ließ den alten Prokuristen schalten und lebte das Leben des reichen jungen Mannes, wie seine Mittel es ihm gestatteten, immer in dem schönen Gefühl, daß er sie nicht erschöpfen könne. Er war kein Verschwender, er hatte keine Leidenschaft. Spielte er, was selten geschah, so verlor er seine Tausende kaltblütig und hörte auf, bevor er Ursache hatte, warm zu werden. Er liebte die Frauen, aber sie beherrschten ihn nicht. Er kaufte wissenschaftliche und philosophische Schriften, er las sie sogar und schätzte die Kunst noch über das Ballett hinaus.

Und trotz dieses glücklichen Gleichmaßes seiner Natur von heut auf morgen ruiniert! Die Ungunst der Zeit hatte ihn mitgerissen, wie die Lawine den harmlos Wandernden mit sich reißt. Da war ein Aktienunternehmen gewesen, scheinbar aufs beste konsolidiert. Hektor Hamanns eigener Schwager präsidierte im Aufsichtsrat. Auf seinen Rat hatte das Bankhaus Hamann sich an der Sache beteiligt. Die Aktiengesellschaft hatte der allgemeine, wirtschaftliche Niedergang weggefegt — nicht der allein — man munkelte schlimme Dinge. Eine Untersuchung sollte eingeleitet werden. Und da Insolvenzen ansteckender wirken als die Influenza, verkrachte gleichzeitig eine Bank, die jahrelang durch das unbedingte Vertrauen des Publikums und der Geschäftswelt getragen worden war. Diese Bank nahm den letzten Rest des Hamannschen Kapitals mit sich ins Nichts. Schon am Morgen war das Gerücht von diesen Dingen an der Börse verbreitet gewesen. Die Bestätigung hatte Hektor eben telephonisch erhalten. Er war ruiniert. Wenn er seine Kasse auf den Tisch umstürzte, sie würde längst nicht reichen, seine Verbindlichkeiten zu begleichen.

Was nun? — Einen Augenblick dachte er an die Depots, die in den Panzerschränken seiner Geschäftsräume aufgespeichert lagen. Es war nur ein vorüberhuschender Gedanke, nicht einmal eine Versuchung. Das nicht! — Er hatte die Welt von ihrer allerbesten Seite kennen gelernt und war ein wenig blasiert. So viel Wert hatte das Leben jedenfalls nicht, daß man es mit einer Gemeinheit erkaufte. Er konnte noch mit reinen Händen gehn, er würde mit reinen Händen gehn. —

Gehn? — Ja, wie denn? — Wollte er denn gehn? — Nun natürlich! Die, die Depots nicht angriffen, die gingen eben — oft gingen sie auch, nachdem sie sie angegriffen hatten; das war dann häßlich. — Besser vorher. Oder — sollte er's mal anders machen, bleiben? — Wie wäre denn das? — Er versuchte sich's auszudenken. Sie würden kommen, das Bureau versiegeln, seine Bücher mit Beschlag belegen. Dann würden sie sein Haus verkaufen, seine Pferde, seine Möbel, den Spiegel aus Venedig, den persischen Teppich, die Bilder, die zu sammeln ihm so viel Vergnügen gemacht hatte. Sie würden feilschen, wie viel Röcke und Schlipse und Hemden sie ihm lassen müßten, und ob seine Meerschaumzigarrenspitze zur Masse gehöre oder nicht? — Zuletzt stand er dann mit seinem kleinsten Köfferchen auf der Straße. Und wenn er nicht arbeitete, arbeitete von morgens acht bis abends sieben, dann hatte er nichts zu essen.

Er mußte lachen.

„Mit siebenunddreißig Jahren macht man so was nicht mehr." Er würde also den hübschen Pistolenkasten da unten im Schrank aufschließen und gehn.

Fast ohne Bedauern warf er das Leben weg. Seinen Schaum hatte er abgetrunken, selbst der fing schon an, ihm fad zu schmecken. Er hing nicht dran, die Neige zu leeren. Flüchtig überflog er die Vergangenheit. Ein hervorleuchtendes Mitglied der menschlichen Gesellschaft war er nicht gewesen, vielleicht nicht einmal ein besonders nützliches. Immerhin hatte er mit Wissen keinem Menschen weh gethan und einigen wohl, ohne Anstrengung und Opfer, versteht sich, einfach aus seiner natürlichen Herzensgüte und seinen reichen Mitteln heraus. Und wenn er jetzt ging, so riß sein Tod keine Lücke. Er hatte nicht Weib noch Kind. Seine Freunde — was er so nannte — würden ihn begreifen und vergessen. Da war nur eine — seine Schwester, die Frau des Mannes, der durch den Bankrott der Aktiengesellschaft unheilvoll kompromittiert wurde — ja, die würde um ihn weinen! Aber sie zitterte in diesem Augenblick für ihren Mann, für ihres Kindes Zukunft und ihre eigene. In der schweren Schicksalswoge, die nun über sie wegrollte, lief der Verlust des Bruders mit, nur ein Tropfen mehr im Wasserschwall. Mit den andern würde sie auch den überwinden.

Er war entschlossen! Er würde gehn! Heute noch! Ehe der Morgen die unangenehmen geschäftlichen Abwicklungen brachte. In diesem Zimmer. Auf die Ottomane würde er sich strecken; man konnte bequem im Liegen abdrücken. Fertig zur Reise war er. Papiere und Gewissen klar. Er war immer ein ordnungsliebender Mensch gewesen.

Die alte französische Pendule auf dem Ofensims schlug acht Schläge. Das rief ihm ins Gedächtnis, daß er heute mit der kleinen Rita hatte soupieren wollen. Würde die warten und über seine Unpünktlichkeit schelten! — Aber nein. Warum denn sie warten lassen? Warum sollte er nicht hingehn? Warum nicht mit einem lustigen Abend schließen? Ein Abend war noch sein. Und es stirbt sich leichter im fröhlichen Champagnerrausch, mit den Bildern von Blumen, Licht und Frauenschönheit in der Erinnerung, als mit hungrigem Magen in einsamer Stube, als letzte Empfindung auf dieser Erde den blöden Schrecken über den Zusammenbruch mit sich nehmend. Ueber den Dingen stehn, das ist die Hauptsache.

Da klopfte es an die Thür.

„Herein!"

Ein Hütchen mit weißem Schleier schob sich durch die Thürspalte, unter sehr eleganter heller Jacke ein blauer Tuchrock, jugendlich kurz geschnitten, so daß die hohen Knopfstiefel unter dem Saum hervorsahen.

Das Mädchen schloß sorgfältig die Thür hinter sich und schlug den Schleier zurück.

„Lilli!"

„Ja, ich bin's, Onkel Heckie!"

Wahrhaftig! Lilli Endemann, seine Nichte, seiner Schwester einziges Kind! Da stand sie vor ihm in ihrer backfischhaften Uebersicherheit, unter der die thatsächliche Unbehilflichkeit sich verbarg — ein kapriziöses Knöspchen, das eine eigenartig schöne Blüte verhieß. Aber in dem hübschen, energischen Gesicht war ein ratloser Ausdruck.

„Ich komme, Onkel Heckie —"

Ein angstvoller Blick glitt durch das üppige Junggesellengemach mit seinen Portieren und Erkern.

„Onkel Heckie — es hört uns doch niemand hier?"

„Also ganz was Geheimes?"

Ihr Gebaren amüsierte ihn sogar in diesem Augenblick. Er hielt was von seiner Nichte, neckte sich gern mit ihr herum. Die werdende Eva in ihr interessierte ihn, der Gegensatz des kraftvollen Lebenstriebes in diesem Kind mit seiner eigenen blasierten Sattheit.

„Nämlich — ich hab Mademoiselle unten im Eßzimmer gelassen. Sie ist so neugierig, und Mama will nicht, daß jemand merkt —" Ihre Stimme zitterte. „Ach, Onkel Heckie —!"

Mama? — Also kein kindliches Anliegen. Es steckte Ernstes hinter diesem späten Besuch. Er deutete auf einen Sessel. „Da, setz dich, Lilli. Red zusammenhängend. Was ist's mit Mama?"

Lilli schlug die Hände vors Gesicht und brach in Schluchzen aus. „Weiß ich's denn? Lieber Himmel! Weiß ich's denn? — Sie sagen mir ja nichts. Sie denken, ich wär noch ein Kind. Aber ganz was Schlimmes muß passiert sein. Papa war furchtbar. Und Mama redete immerzu auf ihn ein, stundenlang. Und dann holte sie heimlich den Rohrplattenkoffer vom Speicher herunter, sie selbst — nicht Johann, weißt du. Und dann hat sie sich in die Kammer eingeschlossen. Papa wäre krank und müßte schlafen. Aber sie ging immer hin und her, hin und her. Und so um sechs rief sie mich, gab mir Geld und sagt, ich sollt mit Mademoiselle in die Stadt gehen zu Kranzler und Schokolade trinken, so viel ich möchte, und um acht, um acht, da sollt ich zu dir gehen. — Ich wollt nicht, Onkel Heckie, mir war so entsetzlich angst. Aber da wurd sie sehr böse und — und sagt: wenn ich mich nicht ganz vernünftig betrüge und genau thäte, was

sie mir aufgetragen hätte, dann" — ein wildes Schluchzen schüttelte das Kind, und der Schluß der Rede war ein Schrei — „dann müßte Papa sterben und sie auch!"

„So," sagte Hektor Hamann, der zu begreifen anfing, „sterben. So! — Red nur weiter, Lilli. Dann?"

„Darauf hat Mama mir einen Kuß gegeben und gesagt, ich solle ihr gutes Kind sein, dann würden wir auch alle wieder glücklich werden — Onkel Heckie, glaubst du, daß wir wieder glücklich werden können?"

„Wenn's Mama sagt. — Du bist also zu Kranzler gegangen?"

Lilli fuhr sich mit ihrem Taschentuch über die Augen. „Ja, gewiß. Aber Schokolade konnt ich nicht trinken, Onkel Heckie! Mademoiselle hat drei Tassen hinuntergeschlungen und einen ganzen Teller voll Kuchen. Dann bin ich so bald wie möglich fortgelaufen, und drunten an der Thür hab ich gewartet, bis es acht schlug — weil ich ja nicht früher kommen sollte, und da —" Sie nestelte einen Knopf ihres Mieders auf. Von ihrer Brust nahm sie ein schlankes Billet. „Da ist Mamas Brief an dich, Onkel Heckie — Onkel Heckie, um Gottes willen! sag du mir, was ist geschehen?"

„Laß mich Mamas Brief lesen, Kind."

Er wog ihn in der Hand. Wahrscheinlich ein Abschiedsbrief. Lisbeth Endemann hatte ihren Mann leidenschaftlich liebgehabt. Eine Ehe wie eine Liebschaft war es zwischen den beiden gewesen, geblieben durch sechzehn Jahre. Sie würde ihn nicht allein den dunklen Weg gehen lassen, den einzigen, der ihm blieb. Das Kind hatten sie von Haus geschickt, der Katastrophe aus dem Weg. Zu ihm, ihrem Bruder hatte sie es geschickt, damit er es vorbereite, tröste. Eine nette Aufgabe! Das hieß wirklich einem Menschen den letzten Abend seines Lebens verderben.

Unmutig erbrach er den Umschlag. Frau Endemann schrieb:

„Mein geliebter Bruder! Mein einziger Freund! Du weißt, wie die Dinge stehen. Heinz hat mich und Lilli zu liebgehabt. Uns, für die er gefehlt hat, steht es nicht zu, seinen Fehler zu richten. Die Menschen sind unerbittlich. — Er muß flüchten. Es ist seine einzige Rettung — die einzige Möglichkeit auch, dermaleinst gutzumachen. Ich begleite ihn. Das wirst du nicht anders von mir erwarten. Aber ich kann mich nicht entschließen, unsern Liebling, unsere Lilli, mitzunehmen in das Leben voller Ungewißheit, Gefahr, Entbehrung und vielleicht Schande, das vor uns liegt. Ich schicke sie dir, Hektor. Halte sie gut. Schaff ihr eine glückliche Jugend. Ich weiß wohl, auch gegen dich ist ihr Vater schuldig geworden. Aber ich weiß auch, du wirst Lilli seine Schuld nicht entgelten lassen. Du bist gut. Hast du nicht als Junge die aus dem Nest gefallenen Rotkehlchen aufgenommen und gepflegt? Mein Kind ist auch solch aus warmem Nest gefallenes Vögelchen. Es wird dir nicht schwer fallen, es aufzufüttern. Was gilt bei deinem Vermögen selbst ein bedeutender Verlust? Was gilt überhaupt alles Unglück gegen das unsrige? Dein Name, unseres Vaters Name, ist rein geblieben! Die Menschen, die meinen Heinz verdammen, werden dir, dem schuldlos Geschädigten, die Hände unter die Füße breiten. — Ich gönne dir's! Ich wünsch dir's! Ich bin stolz auf dich. Und ich rette mein Liebstes zu dir. Ach, es ist ein königliches Geschenk, das ich dir da mache! Sonnenschein und Freude bringt das Kind mit sich. Ich sag das nicht, um dich zu bestechen, nicht um die Last des Dankes zu vermindern, den ich dir schulde. Ich sag es, weil ich's fühle.

„Leb wohl! Wo alles ungewiß ist, wag ich nicht das Wort: auf Wiedersehn! Aber, was auch aus mir werden möge, bis zum letzten Augenblick wird dich liebhaben und dich segnen deine Lisbeth.

„PS. Verbrenne den Brief. Wenn er in deine Hände gelangt, sind wir schon auf dem Weg nach einem andern Weltteil, einem neuen Leben."

Hektor Hamann hatte zu Ende gelesen. Schweigend hielt er das Blatt in der Hand. Es brachte ihm eine große Ueberraschung. Also die wagten den Kampf! Ein Bettler, mit beflecktem Namen, flüchtete der Mann in ein anderes Land, rang um eine neue Existenz. Er fand den Mut. Unbegreifliches Wunder!

Lillis Stimme schlug an sein Ohr. „Onkel Heckie, was steht in dem Brief? Sag mir's doch nur! Ich komme ja um vor Angst."

Mit ausgestreckter Hand stand sie vor ihm, eine Falte der Ungeduld zwischen den Brauen, die Augen, in denen Thränen schimmerten, gebieterisch auf ihn gerichtet. Und diese Tochter des Glücks, die nichts gelernt hatte und verstand, als fordern, für sich begehren: die schickte man ihm — ihm! der nichts zu geben hatte als den Tod. Wenn man's recht bedachte, vielleicht nicht die schlechteste Gabe für diese. Welches Los erwartete denn das verlassene Kind verfemter Eltern, diese lebenshungrige, unerfahrene Jugend, nachdem auch er gegangen sein würde?

Er faltete den Brief zusammen, schob ihn in seine Brusttasche.

„Später. Du würdest ihn nicht verstehn. Jetzt setz dich mal da mir gegenüber, ganz ruhig, und hör zu."

Sie saß schon; und als ihre stolzblickenden, blauen Augen ihn fragend anschauten in ihrer Kindesehrlichkeit, fand er die Worte nicht.

„Es ist etwas sehr Ernstes, was ich dir zu sagen habe. Vielleicht hast du von dem wirtschaftlichen Niedergang sprechen hören, unter dem wir augenblicklich leiden? Das ist gekommen, niemand kann sagen, wie? Fabriken gehen ein, Bankhäuser brechen zusammen, Finanzgrößen verarmen von heut auf morgen —"

„Sind wir auch arm geworden, Onkel Heckie?"

„Ja."

Die Spannung in ihren Zügen löste sich. Sie holte tief Atem, wie von einer Last befreit.

„Das also ist's. Das ist's, weiter nichts. Arm sind wir. O, Gott sei Dank! daß es nichts ist als das."

Er beobachtete sie erstaunt.

„Ich dächte, das wäre genug."

„Aber nein doch, Onkel Heckie! Ich hab mir sogar immer gewünscht, mal arm zu sein. Wirklich wahr! Dann verkauft Papa unser Haus, und wir ziehn in eine ganz kleine, nette Wohnung. Und Mama braucht keine Jungfer mehr. Ich mach ihr alles allein. Ich koche auch und fege aus. Ja wohl! Und dann fang ich irgendwas an, um Papa zu unterstützen. Entweder geh ich in ein Geschäft und garniere Hüte, oder ich verkaufe. Verkaufen kann ich gut! Auf dem Wohlthätigkeitsbazar diesen Winter war meine Kasse die allergefüllteste. Und Sonntags, Sonntags gehn wir alle miteinander aus — aber mit der Stadtbahn, mitten unter den andern vergnügten Menschen, zwanzig im Kupee — nicht immer allein in unserer langweiligen Equipage!"

Er hatte sie reden lassen, verblüfft und gerührt von der unverwüstlichen Freudefähigkeit der Jugend, die Blumen in die ödeste Perspektive malt.

„Ich fürchte, du hast nicht die richtige Vorstellung von der Armut," sagte er endlich matt. „Sie trägt sich schwer."

„Ja, Onkel Heckie, für alte und kranke Leute. Wir sind doch alle jung und gesund. Und Papa ist ungeheuer geschickt. Das weiß ich! Das sagen die Herren alle, die zu uns kommen. Was wir brauchen, verdient er leicht. Und wenn er kein eigenes Geschäft leitet, wird er auch die furchtbaren Sorgen nicht mehr haben, die ihn in diesem letzten Jahr so gequält haben, daß er oft ganz krank davon war. Ich will schnell heim, Mama trösten —"

Sie brach ab, blieb stehn, einen Ausdruck von Zagheit in dem Gesicht, das eben noch von Zuversicht gestrahlt hatte. Wie eine Ahnung zog es eiskalt durch ihre Seele.

„Ich begreife nur nicht, warum Mama mir das nicht selbst gesagt hat, Onkel Heckie?"

„Mama hat nicht gedacht, daß du's so leicht nehmen würdest, Lilli. Sie meinte, es würde dir leid thun, wenn es keine hübschen Kleider mehr für dich giebt, keine Schokolade bei Kranzler, kein Theaterabonnement, keine Tanzstunden —"

Einen Augenblick wurde Lillis Miene nachdenklich.

„Das wird es ja gewiß. Aber, Onkel Hecki —" und die ausdrucksvollen Augen strahlten wieder auf — „dafür werd ich dann auch die langweilige Mademoiselle los und werde nicht immer wie ein überflüssiges Möbel, wie ein ganz dummes Kind überall beiseite geschoben. — Uebrigens, arme Leute amüsieren sich auch und tragen Sonntags hübsche Kleider. Und dann kommen wir ja natürlich wieder in die Höhe. Das will ich Mama sagen. Das wird sie beruhigen, die arme Mama. — Adieu, Onkel Heckie."

„Bleib, Lilli."

Der Ton der Worte war so schwer, daß das Mädchen erschrocken die Hand vom Thürdrücker gleiten ließ und sich umwandte.

„Onkel Heckie, du — du hast mir nicht alles gesagt."

„Lilli, du findest Papa und Mama nicht mehr zu Haus."

Der erhobene Arm des Kindes sank herab.

„Nicht mehr zu Haus? — Nicht zu Haus — Sie sind — Sie haben —" Und plötzlich das Erraten, Begreifen. Mit einem furchtbaren Schrei warf sich Lilli auf die Ottomane, das Gesicht in den Polstern vergrabend. „Papa! Mama! — Meine Mama!"

„Sei doch ruhig. Das nicht! Sie leben. Ich geb dir mein Wort, deine Eltern leben beide," sagte Hektor rasch, erschrocken vor dieser Gewalt der Verzweiflung. Das wilde Schluchzen brach ab. Ihr verstörtes Gesicht sah ihn an. — „Sie leben? — Wirklich? Wahrhaftig? — Ach, Onkel Heckie, warum hast du mich so furchtbar erschreckt?"

„Sie leben, Lilli. Aber du mußt mich ganz vernünftig und leise anhören. Wenn du durch Schluchzen und Schreien meine Leute aufmerksam auf das machst, was wir hier verhandeln, so bringst du Papa und Mama in Not und Gefahr."

„Ich weine nicht ein bißchen mehr, Onkel." Ihre Mundwinkel zitterten noch, aber sie saß aufrecht, tapfer vor ihm. „Wenn sie am Leben sind — wenn sie nur am Leben sind —! Warum find ich sie denn nicht zu Haus?"

„Weil — Papa hat in seinen Geschäften einige Transaktionen gemacht, die, wenn man sie falsch auffaßte — kurz, er fürchtet Unannehmlichkeiten, Weiterungen, und da zieht er es vor, mit Mama ins Ausland zu gehn; vorläufig nur — bis seine Angelegenheiten hier —" Ihre Augen, die immer größer werdend, in ihrem Entsetzen starr an ihm hingen, verwirrten ihn. „Du verstehst, nicht wahr? — Sie sind mit dem Siebenuhrzug abgereist."

Sie schluchzte nicht. Sie warf sich nicht jammernd an seine Brust. Sie hatte das Taschentuch vor den Mund gedrückt. Die Zähne grub sie hinein, um jeden Laut zu ersticken. Es dauerte eine Weile, bis sie sprach; ganz leise klang's, wie aus zugeschnürter Kehle. Sie sprang auf. „Warum haben sie mich nicht mitgenommen?"

„Es ist ein hartes Ringen, dem sie entgegengehn, und du kannst ihnen nicht helfen, vorläufig nicht. Drum schickt Mama dich mir. Ich soll dich bevatern, meint sie."

Einen Augenblick blieb das Kind stumm. Es war ein bitteres Weh, eine herbe Enttäuschung, die es in sich verarbeiten mußte, dieses jähe Verlassenwerden von denen, ohne die es noch nicht gelernt hatte, sich ein Leben zu denken. Schüchtern, beklommen klang die Frage.

„Onkel Heckie, wirst du's thun?"

„Mein kleines Mädchen, das Schlimme ist, daß ich, — was Mama nicht wissen konnte, eben auch ruiniert bin, vollständig ruiniert."

Ihre Lider schlugen ein paarmal. Sie trat einen Schritt näher, sah ihm gerade ins Gesicht.

„Mußt du auch abreisen?" fragte sie leise.

„Was meinst du?"

Sie machte eine altkluge Handbewegung. „Ach, laß nur. Ich versteh recht gut. Ich bin nicht dumm. Ich frag auch gar nicht, was du angerichtet hast. Nur —" Plötzlich fühlte er seine Hand umklammert in wilder Bitte — „Onkel Heckie! lieber Onkel Heckie! Nimm mich mit! Laß du mich nicht auch allein zurück."

Er schüttelte den Kopf.

„Du irrst dich, Lilli. So liegt die Sache nicht. Ich bin arm, das ist alles. Man wird mir wegnehmen, was ich habe, bis auf die Kleider an meinem Leib. Aber selbst meine Gläubiger werden mich dabei bedauern. Abzureisen — wie du's nennst — brauch ich nicht."

„Aber — Onkel Heckie! — Dann — dann ist's ja gut. Dann behalt mich doch! Jemand, der dir die Wirtschaft führt, brauchst du immer. Das will ich dann besorgen. — Und ich will auch gar nicht viel essen — bis es dir wieder besser geht. — Siehst du, Onkel Heckie, nun wird's doch noch was mit der kleinen, netten Wohnung."

Er antwortete nicht. Reglos lag seine Hand in den sie umklammernden Händen des Kindes. Seine Brauen hatten sich zusammengezogen, sein Atem ging rasch. Rücksichtslos, unverschämt von Schwester und Schwager, ihm dies junge Leben aufs Gewissen zu legen, davonzugehn und ihre Verantwortung ihm zuzuwälzen! Rücksichtslos! Gewissenlos! — Aber er ging trotzdem!

„Onkel Heckie, warum antwortest du nicht? Willst du mich gar nicht bei dir haben?"

„Du weißt nicht, was du von mir verlangst."

„Aber ich werd dir nicht im Weg sein, wenn du ausgehn willst, oder so —. Und dein Haus werd ich dir behaglich machen! Du mußt nur nicht denken, daß ich anspruchsvoll wär — das war früher. — Ich kann mich ganz, ganz klein machen. Gar nicht merken sollst du mich —" Und als noch immer keine Antwort kam: „Onkel Heckie! — denk doch, Papa und Mama sind fort, ich weiß nicht mal wohin? —" Die Stimme bebte in mühsam bekämpftem Schluchzen. „Was soll ich denn anfangen, wenn du auch — Onkel Heckie — du bist doch nur arm —"

„Nur arm!" Er wiederholte die Worte. „Weißt du, daß es Leute giebt, die lieber nicht leben wollen, als in Armut leben?!"

„Das ist dumm," sagte Lilli entschieden.

„Du hast Armut noch nicht gekostet, Kind. Sie schmeckt bitter."

„Dann würg ich sie eben hinunter, Onkel Heckie. Ich fürcht mich nicht! Ich nicht! — Onkel Heckie — willst du mich wirklich auf die Straße schicken?"

Er fuhr zusammen. Wer hatte ihr dies Wort eingegeben? Die Straße! Ja, das war's. Wie er sie vor sich sah, mit ihrer Erziehung, ihrer Schönheit, ihrem Temperament und ihrer Hilflosigkeit, erspähte seine Lebenserfahrung kein anderes Endziel ihrer Lebensbahn, falls er sie jetzt sich selbst überließ, als — die Straße. Und er hatte sie lieb, wie lieb, das fühlte er erst in diesem Augenblick. Er raffte sich zusammen.

„Kind, vor allen Dingen hol deine Mademoiselle aus dem Eßzimmer herauf und mach ihr klar, daß ihr die Nacht hierbleibt. Laß Grete das Fremdenzimmer für euch zurechtmachen. Morgen sehn wir weiter."

Ihre Augen strahlten ihn in dankbarer Freude an.

„Siehst du, Onkel Heckie, nun behältst du mich doch!"

Er nahm ihren Kopf zwischen seine Hände, sah tief in die schönen, unschuldigen Kinderaugen.

„Schad wär's um dich."

„Gute Nacht," sagte er laut.

Während die Gouvernante und Lilli sich mit Hilfe der Wirtschafterin in der Fremdenkammer einrichteten, ging Hektor Hamann in seinem Zimmer auf und nieder in zornigem Hader mit seinem Schicksal und sich selbst. Also um dieser Nichte willen würde er seine jämmerliche Existenz weiterspinnen! Es war vergebens, daß er sich auflehnte. Er brachte es nicht übers Herz, sie zu opfern.

In grimmer Selbstquälerei versuchte er immer wieder sich auszumalen, was kommen mußte, die Liquidation, der Verkauf. — Aber seltsamerweise erschienen diese Dinge ihm längst nicht mehr so schrecklich wie vor einer Stunde. Danach, ja danach mußte er irgendeine Buchhalter- oder Korrespondentenstelle annehmen. An Angeboten würde es ihm nicht fehlen, auch nicht an einem anständigen Gehalt. Darin hatte seine Schwester recht. Was ihn betroffen hatte, konnte jeden seiner Standesgenossen treffen. Schon um ihrer selbst willen würden sie ihn nicht fallen lassen. Zu seines Vaters Lebzeiten war er eine ganz brauchbare Kraft im Kontor gewesen. Er würde also wieder auf dem Schreibstuhl am Pult sitzen, die langen, langen Tagesstunden, und „arbeiten", er, Hektor Hamann, der müde, ältliche Lebemann! — Er gab sich Mühe, sich selbst recht leid zu thun bei dieser Vorstellung — aber es glückte ihm nicht nach Wunsch. Von der Gegenwart des tapferen Kindes war etwas wie Mut und Hoffnung in den Winkeln und Ecken des Zimmers hängen geblieben. Lillis klare Augen sahen ihn zuversichtlich an, wohin er blickte; ihre frische Stimme ermutigte: „Nur arm, Onkel Heckie, nur arm."

„Nur arm!" In Hohn wiederholte er das Wort. Und indem er's wiederholte, wurde es ihm nach und nach zu einer Devise. „Gesund, arbeitsfähig, geachtet, nur arm!" — Wirklich, vielleicht war das Unglück nicht sehr groß. Vielleicht war es eins, das sich durch Fleiß und Beharrlichkeit wenden ließ — um des Kindes willen. So sehr alt war er eigentlich gar nicht — auch nicht so sehr müd.

Er richtete seine zusammengesunkene Gestalt auf. Etwas Jugendliches, Trotziges kam über ihn, eine wohlige Empfindung, die er lange, lange Jahre nicht gekannt hatte.

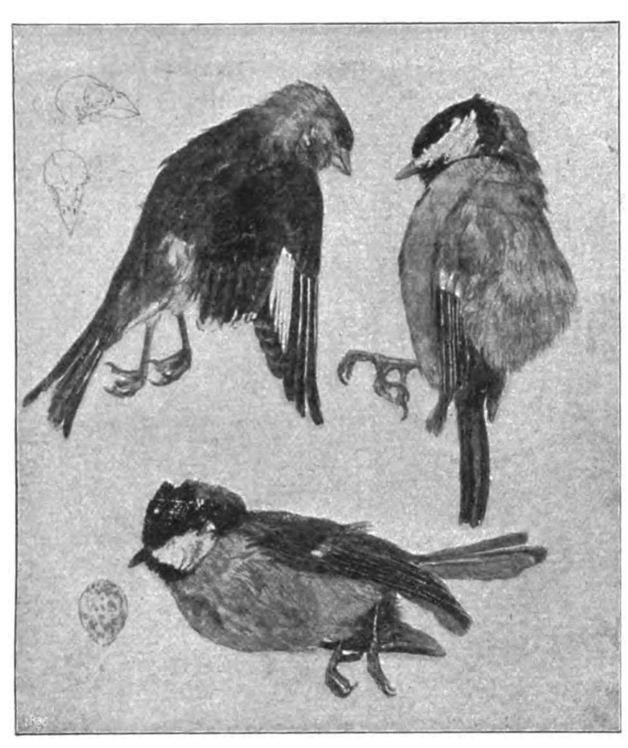
„Die Pistolen mögen mit in die Masse wandern — und der Schuß Pulver drin auch. — Versuchen wir's noch einmal mit dem Leben!"

Wie ich Tiermaler wurde.

Von Professor Paul Meyerheim.

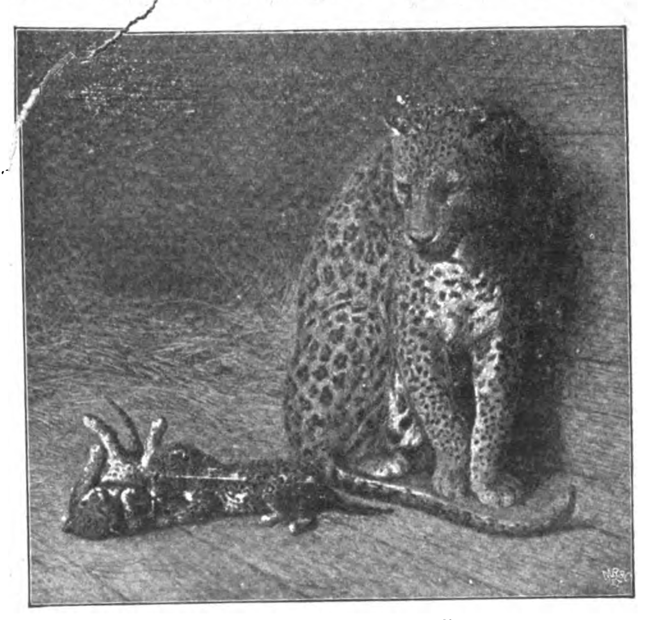
Hierzu 5 photographische Aufnahmen nach Handzeichnungen und einem Gemälde des Künstlers.

Wie ich Tiermaler wurde? Ehrlich gestanden — ich weiß es nicht. Ebensowenig wie ich ahne, ob an und in meiner Wiege Tiere und Tierchen gewesen sind, ebensowenig weiß ich, ob ich das bei meiner Geburt brennende Nachtlicht für das Licht der



Vogelstudien. Gezeichnet mit 15 Jahren.

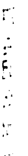
Welt gehalten habe. Später wurde mir erzählt, daß ich, schon ehe ich etwas laufen konnte, mit der Kreide in der Hand auf der Erde herumgerutscht sein soll, um etwas zu zeichnen, das wie ein Tier aussah. Den frühesten Geschmack an wilden Tieren bekam ich wohl dadurch, daß meine Mutter, die Schwester des Bildhauers Fritz Drake, uns Kindern zu Weihnachten — denn nur einmal im Jahr um diese Zeit entfaltete sie ihr Talent — viele Tiere aus Kuchenteig formte, die Augen durch Rosinen markierte, und nachdem sie gebacken waren, um den Weihnachtsbaum gruppierte. Nach einigen Tagen schossen wir danach und verzehrten die Strecke. Am besten schmeckte der Leopard, denn die Flecken seines Felles waren durch große Rosinen dargestellt. Diese Versuche mit der Knallbüchse sind mein einziger Jagdsport für mein ganzes Leben geblieben. Denn später beglückte es mich nur, wenn ich die Tiere mit dem Stift und Pinsel traf. Schon früh begeisterten mich die hin und wieder nach Berlin kommenden Menagerien, die manche Seltenheiten enthielten. Schon als wir Unterquartaner unser Nationale niederschreiben mußten, gab ich als zukünftigen Beruf an: „wird Tiermaler", was ungeheure Heiterkeit hervorrief. Meine zoologische Passion erstreckte sich nicht nur auf Säugetiere, sondern besonders stark auf die Vögel, Reptilien, Fische, Schmetterlinge und fremde Völkerschaften, die damals in Berlin zu den Seltenheiten gehörten. So interessierte mich besonders eine Truppe Zulukaffern — zwölf Männer, eine Frau und ein Kind — die damals bei Kroll in einem überaus lustigen Stück: „Müller und Schulze bei den Zulukaffern" auftraten. Mit diesen Kaffern hielt ich große Freundschaft. Ich besuchte sie vormittags in ihrer Privatsprechstunde und brachte ihnen selbstgefertigte Hampelmänner mit, in Gestalt von Kaffern. Wenn ich diese mit dem Schnürchen zappeln ließ, wälzten sich die Zulus vor Vergnügen. Meine ersten plastischen Versuche in der Tierbildnerei machte ich wesentlich zum Vergnügen meiner Mitschüler. Ich nahm stets einen Klumpen Modellerwachs mit in die Klasse, formte daraus Elefanten, Hunde, Katzen und dergleichen und ersetzte deren Rüssel oder Schwänze durch lebendige Mehlwürmer, deren Köpfe in das Wachs an der betreffenden Stelle eingeklemmt wurden. Die Freude meiner Mitschüler an diesen Schaustellungen war unglaublich. Der Erfolg gipfelte darin, daß, wenn zwei solche Elefanten mit lebendigen Rüsseln sich nahegebracht wurden, der eine dem andern — sobald die Würmer Fühlung bekamen — den Rüssel ausriß. Auch sonst brachte ich wohl öfter ein junges Eichkätzchen oder eine Schildkröte in die Klasse mit. Unser Naturgeschichtslehrer hatte nicht gerade eine Lehrmethode, die die Schüler für die Ornithologie begeistern konnte. Ohne daß den Knaben auch nur ein ausgestopfter Vogel gezeigt wurde, mußten sie aus dem Buch ohne Abbildungen lernen, daß der Fink so und so aussieht und der Pirol wieder anders. Das war ganz unmöglich; dazu deklamierte er mit heiserer, grölzender Stimme, mit der rechten Hand immer das Knie reibend, die Gesänge der Vögel: „Paßt auf! Die Nachtigall singt so: ti, ti, tä, tju, tju, tju, tju, zorrrorrrorrotzi!"



Leoparden. Gezeichnet mit 17 Jahren.
Aus dem Zoologischen Gartenalbum.

Es war ungemein anschaulich und bildend! Da ich den natürlichen Anschauungsunterricht vorzog, so rannte ich mit zwei gleichgesinnten Schulkameraden jeden Mittwoch und Sonnabend um 12 Uhr auf den Markt. Damals gab es noch kein Vogelschutzgesetz, und es war wirklich unglaublich, wie viele und seltene Vögel auf offener Straße feilgeboten wurden, namentlich im Frühjahr. Ich sehe ihn noch vor mir, den langbärtigen, hageren Vogelhändler an der Krausenstraße, Ecke Dönhoffplatz. Dicht neben dem Rinnstein hatte er seine flachen Körbe, die mit Netzen überspannt waren, seine vielen engen und unbequemen Käfige aufgestellt. Einen flachen Kasten mit kleinen bunten Vogeleiern und daneben auf einer Stange alte und junge Eulen, Bussarde, auch junge Störche und Reiher; Gläser mit Amphibien, Kasten mit Eichkätzchen und Igeln und viele flache Behälter mit jungen Nestvögeln, die stets hungrig, unaufhörlich ihre eigelben Rachen aufsperrten, bis eine Prise Miereneier hineingestopft wurde. Als ich einmal vor der Saison der frischen Ameisenpuppen den Händler fragte, ob er schon frische Miereneier hätte, erhielt ich die Antwort: „Nee, die Miere legt noch nicht.“ Wenn irgendein Kauf zu stande kam, so bildete sich immer ein wahrer Volksauflauf. Lebhaft beneidete ich meinen Freund, der eines Tags um einen Igel handelte. Erst wollte er sich von den stachlichen Reizen des Tieres nicht bestricken lassen; ich selbst hätte das Geschöpf gern erstanden, fürchtete aber, daß meine Eltern es nicht liebevoll genug aufnehmen würden. Als mein Freund noch immer mit dem Kauf zögerte, versicherte der Händler, daß es ein weiblicher Igel sei — und noch dazu ein tragender. Das gab den Ausschlag, sie wurden handelseins. Wir haben uns lange mit dem gemütlichen Tierchen amüsiert, aber es muß eine verzauberte serbische Fürstin gewesen sein; auch unsere Hoffnungen blieben gegenstandslos. Sehr schwierig war es, lebende Fische vom Dönhoffplatz nach der Anhaltstraße in mein primitives Aquarium zu transportieren. Dafür wurde immer ein regnerischer Tag ausgewählt. Die Fische, Plötzen, Rotfedern u. dergl., wurden erstanden, in ein nasses Tuch geknotet, und dann ging's im sausenden Galopp nach Hause. Unterwegs machten wir an jeder Regengosse, unter der ein Faß stand, Halt, und die Fische wurden eingetaucht, damit sie etwas neuen Lebensmut schöpfen konnten. Meine Schularbeiten hatten unter diesen praktischen Studien und namentlich unter meiner Schmetterlingssammlung sehr zu leiden; denn fast täglich wurde eine Bummelei veranstaltet, um Futter für die vielen Raupen zu suchen, die in Kasten und Gläsern an unsern Fenstern herumstanden. Wie oft bin ich stundenlang durch die Kartoffelfelder gestreift, nur von dem einen Gedanken beseelt, ob ich wohl eine Totenkopfraupe finden würde? Doch wurde mir dies ersehnte Glück nie zu teil. Das Schmetterlingssammeln habe ich nie aufgegeben, und ich besitze noch heute eine recht ansehnliche Sammlung. Waren schon, wie gesagt, diese Beschäftigungen dem Latein und Griechisch u. s. w. nicht sehr zuträglich, so gewährten sie mir doch eine stete, nachhaltige Freude. Denn durch all dieses Sammeln und Beobachten verschafft man sich eine ganz andere Freude an der Natur und genießt ganz anders ihre intimere Schönheit, als dies den armen fleißigen Schul- und Stadtkindern vergönnt ist. Einen starken malerischen Eindruck empfing ich durch einige Originalskizzenbücher von Paul Potter, die das Kgl. Museum angekauft hatte. Darin sind unter tausend andern malerischen Studien viele Blumen und tote Vögel herrlich abgebildet. Ich beschloß, etwas Aehnliches herzustellen, und kaufte deshalb für wenige Pfennig die armen Vögel, die bereits am Vormittag auf dem Markt krepiert waren. Es war oft eine überraschend große Ernte. Diese wurden dann sorgfältig mit der Feder gezeichnet und koloriert und später auf äußerst primitive Weise ausgestopft. — In meinem ganzen Leben ist mein Atelier kaum jemals ohne ein paar lebende Vögel gewesen, und da ich im Lauf der Zeiten fast alle einheimischen hintereinander

Tierstudien aus späterer Zeit: Elefant.



Tierstudien aus späterer Zeit: Löwe.

gefüttert habe, so kenne ich wohl jeden Gesang und jeden Lockton, und es bereitet mir im Frühjahr ein großes und stilles Vergnügen, wenn ich bei meinen Spaziergängen von einem nach dem andern der aus dem Süden heimgekehrten Sänger begrüßt werde; bis der Pirol kommt — das ist der Letzte — dann sind sie alle da. — Aus frühester Jugend entsinne ich mich einer merkwürdigen Bude auf dem Weihnachtsmarkt. Dort hielt ein sehr gebildeter Mann eine Sammlung selbstgefertigter Tiere aus Papiermaché feil. Die Farbe war durch eine Art Wollstaub sehr natürlich hergestellt. Diese Tiere waren meine ganze Wonne; ich bekam öfter davon einige zu Weihnachten. Heut hat sich diese Passion bei mir — von Kuchentieren über Papiermaché — zu Bronze gesteigert, und eine Hauptzierde meines Ateliers bildet eine Kollektion Bronzetiergruppen des größten französischen Tierbildhauers Barye. Neben all meinen Tierstudien im Zoologischen Garten lernte ich auch das Ausstopfen und Präparieren perfekt. Es lebte damals hier in Berlin ein ganz vorzüglicher dermoplastischer Künstler L. Martin. Zu ihm schleppte ich unter meinem großen Radmantel tote Tiere und Vögel aus dem Zoologischen Garten, um sie unter seiner Leitung auszustopfen. Ein größeres Werk über diesen Gegenstand, das der treffliche Mann herausgab, habe ich illustriert. Von Jugend auf war es mein sehnlichster Wunsch gewesen, einmal eine größere Naturgeschichte zu illustrieren. Er wurde nie erfüllt. Um einen Anfang zu machen, zeichnete ich ein paar Illustrationsplatten für ein Werk über Höhlenbrüter von Dr. Gloger. Dieser für die Verbreitung der nützlichen Vögel sehr verdienstvolle Gelehrte fertigte eigenhändig in einer Tischlerwerkstatt ganz außerordentlich komplizierte Nistkästen für die kleinen Vögel. Noch heute ist es mir rätselhaft, wie sich die Tierchen ohne Gebrauchsanweisung dort zurechtfinden konnten. Er schleppte als Vorlagen für mich in das Atelier meines Vaters, wo ich damals arbeitete, so viel solcher Nistkästen, daß dieser ganz verzweifelt war, denn es sah wirklich so aus, als wenn bei uns Holzauktion wäre. Während ich die Akademie der Künste besuchte, lithographierte ich in meinen Mußestunden ein Heft mit Tierbildern aus dem zoologischen Garten, das am Eingang daselbst verkauft wurde. Bis zu dieser Zeit hatte sich mein Vater Eduard Meyerheim nicht allzu streng um meine künstlerische Thätigkeit gekümmert, da er erst zusehen wollte, ob mein Talent auch ausreichend genug sei. Als ich aber mit 18 Jahren mein erstes Bild, einen Neufundländer Hund mit einem Affen, vollendete und mit gutem Erfolg ausgestellt hatte, wurde er nicht müde, mich auf das Allerbeste aufmerksam zu machen, was von deutschen und französischen Künstlern in Berlin in die Erscheinung trat. Bei seinem außerordentlich feinen Sinn für Naturwahrheit, Richtigkeit in Zeichnung und Farben und Kompositionsschönheit war ihm alles nicht verständlich, was diese Vorzüge nicht besaß. Cornelius, Delacroix, selbst Corot und Troyon waren ihm nicht korrekt genug in der Zeichnung. So leuchteten meiner Jugend als Ideale: Landseer, Rosa Bonheur, Daubigny, Decamps;




Das erste Bild: Hund und Affe.



von Deutschen machte mir neben Menzel, den ich von Kindheit an aufs höchste verehrte, der Tiermaler Schmitson den tiefsten Eindruck. Bis zum Jahr 1864 entstanden meine Bilder alle im Atelier meines Vaters unter dessen energischer Korrektur. Er wußte meine Elefanten mit derselben Sicherheit zurechtzustutzen wie meine Menschen. Ich glaube kaum, daß es je einen besseren Aktzeichner gegeben hat als meinen Vater, und auch die Richtigkeit seiner feinen perspektivischen Anordnungen verleiht seinen Bildern einen Wert, der für alle Zeiten gelten wird.

Seit mehr als 20 Jahren habe ich die Freude, als Lehrer der Tierklasse der Königlichen Hochschule für die bildenden Künste zu unterrichten, und blicke mit Genugthuung auf eine stattliche Anzahl von jungen Künstlern, die in meiner Klasse gearbeitet haben und jetzt zu den Zierden der jüngeren Berliner Kunstblüte gehören. Seit vierzig Jahren, fast ohne Unterbrechung, stelle ich meine zahlreichen Bilder auf der großen Berliner Ausstellung und in andern Kunststädten aus. Ich habe manche goldene Medaille erhalten, aber zwei kleine silberne Medaillen macht mir kein Kollege in Europa streitig, die eine für „Fischzucht", obgleich ich in meinem Leben nie einen Fisch gefangen, und die andere für meine Verdienste um die Vogelzucht.

Sowie ein jeder Schütze nachsieht, ob er mit seinem Schuß getroffen, so erfüllte auch mich oft das freudige Bewußtsein, getroffen zu haben, und doch habe ich beim Zielen nie Obacht gegeben, woher der Wind wehte.

Leute, die keine Zeit haben.

Plauderei von Johannes Brachner.

Wenn Müller und Schulze sich auf der Straße treffen, sich gegenseitig gebührend die Hände geschüttelt und die anregende Frage: „Wie geht es Ihnen?" zur Zufriedenheit erledigt haben, so ist es sicher, daß plötzlich einer von beiden, ohne Rücksicht auf das übervolle Herz des andern, mit einem hastig gemurmelten: „Ich habe keine Zeit" spornstreichs auf und davonläuft. Es giebt wohl kaum jemand, der durch die leidigen Worte nicht einmal in dieser oder ähnlicher Weise aus allen Himmeln gerissen und zum Nachdenken über das tiefsinnige Problem gezwungen worden wäre, wozu die Leute eigentlich Zeit haben.

Es ist ja etwas ganz Selbstverständliches und Natürliches, daß ein vernünftiger Mensch gehörig darüber nachdenkt, wie er seine Zeit am nützlichsten verwendet; aber es giebt eben leider nur allzu viele von denen, für die es in der That eine Kunst ist, aus diesem Kapital mit Verstand Nutzen zu ziehn. Ich erinnere mich dabei der Worte eines bekannten englischen Schriftstellers: „Sehr wenige Leute wirtschaften gut mit ihrem Vermögen, noch wenigere aber mit ihrer Zeit. Und doch ist unter beiden die Zeit das schätzbarste." Ich kannte einen Geizigen, der zu sagen pflegte: „Hab acht auf die Pfennige, die Pfunde werden schon selbst für sich sorgen." Das war ein richtiger, gescheiter Gedanke von einem Geizhals. „Dir empfehle ich, auf die Minuten zu sehn, alsdann werden die Stunden selbst für sich sorgen."

Das ist ein Rat, dessen Vorzüglichkeit ich schon in frühester Jugend erkannte und dessen Befolgung mir später im Leben manchen unvergleichlichen Vorteil verschafft hat.

Wenn man nun vom Standpunkt eines Zeitgeizhalses das Thun und Treiben seiner lieben Mitmenschen beobachtet, so kann man die wunderlichsten Dinge erleben. Es giebt viele, die nie Zeit haben, die man stets rennend antrifft und vor deren Tüchtigkeit der Unwissende respektvoll den Hut zieht. Wer aber einmal mißtrauisch geworden ist, der wird gar bald erkennen, daß gerade diese guten Leute die verdächtigsten und nicht allzu selten die größten Tagediebe unter der Sonne sind. Es ist interessant zu sehn, wozu die Menschen Zeit und wozu sie keine finden. Ich, als Privatlehrer, habe Gelegenheit, die verschiedensten Erfahrungen auf diesem Gebiet zu machen, und — leider muß ich das bekennen — kann man gerade den Damen maßloseste Zeitverschwendungssucht vorwerfen. Erst vor kurzem erklärte mir eine achtzehnjährige Kunstbeflissene, die einzige, verwöhnte Tochter gutsituierter Eltern, frisch, froh und frei, sie hätte nichts lernen können, da es ihr an Zeit gefehlt habe. Ich bin unbescheiden genug, in solchen Fällen stets nach den Ursachen dieses unerfreulichen Mangels zu fragen, wobei dann gewöhnlich allerhand Merkwürdigkeiten an den Tag kommen. Es ist unglaublich, mit welchem Raffinement auf Mittel und Wege gesonnen wird, um sich von einmal übernommenen, aber unbequem gewordenen Pflichten zu befreien! Das sogenannte starke Geschlecht ist ebenfalls in keiner Beziehung freizusprechen; seine Gründe sind zwar dem Aeußeren nach stichhaltiger, genau betrachtet aber ebenso nichtssagend. Ich verstehe nun in solchen Sachen keinen Spaß und habe nie gezögert, den Gewissenhaften zu einer nützlicheren Zeitanwendung, als dem Abmühen mit einem Studium, für das weder Interesse, noch natürliche Anlage vorhanden ist, zu verhelfen, nämlich sie einfach an die frische Luft zu setzen, die den blassen Gesichtern in jedem Fall zuträglicher ist. Dieses Verfahren mag manchem etwas hart erscheinen; ich habe jedoch die Erfahrung gemacht, daß, wenn kein anhaltendes Interesse vorhanden oder überhaupt gar nur das Noblesse oblige der Grund dieser Quälereien ist, man in den meisten Fällen nichts als eine hohle Holzpuppe vor sich hat, deren geringe, vielleicht einen Laien bestechende Vorzüge gleich einer Tünche sind, die bei dem ersten Versuch, daran herumzumodeln, rettungslos abbröckelt. Solche Leute sind dann das Unkraut auf dem Feld der Kunst und Wissenschaft, das durch sein

übermäßiges Vorhandensein die guten Keime erstickt und die Saat verdirbt, Dilettanten schlimmster Sorte. Auf keinem Gebiet wird in dieser Beziehung mehr gesündigt, als auf dem der Musik. Wer so unglücklich gewesen ist, in den Häusern seiner Bekannten die Talente der Kinder und damit eine Serie falscher Akkorde und holprig gespielter Skalen — oft das Produkt jahrelanger, mühsamer Studien — über sich ergehn lassen zu müssen, dem wird es klar geworden sein, was für eine Fülle kostbarer Zeit hier nutzlos vergeudet wurde. Aber Noblesse oblige! Die Noblesse erfordert auch übernervöse, blutarme Kinder, die man mit irgendeiner Sache sich herumquälen läßt, für die sie noch kein Verständnis und demzufolge keine Neigung besitzen, statt ihnen Gelegenheit zu geben, in der freien Natur und bei einer leichten, ihren Fähigkeiten angemessenen Beschäftigung Körper und Geist zu kräftigen.

Und dann: fort mit den nutzlosen Handarbeiten! Wer schützt uns vor der Hochflut der geschmacklosen Sofakissen, Tischdecken, Bürstenhalter, Zigarrentaschen und — der Leser fühle mit mir — der gestickten Hausschuhe! Mag das alles immerhin mit einiger Kunstfertigkeit ausgeführt sein, es ist und bleibt doch stets nur etwas Halbes und kann daher unmöglich auf die Dauer das Auge eines Kunstsinnigen erfreuen. Wenn mir die Eltern einwenden, daß sie an solchen sogenannten Kunstwerken von den fleißigen Händen ihrer Lieblinge Freude haben, so gebe ich ihnen zu bedenken, daß die schönen, gesunden Augen eines jungen, fröhlichen Menschenkindes ein bei weitem größeres und vor allem vollkommeneres Kunstwerk sind, um dessen Erhaltung sie ungleich mehr besorgt sein sollten. Es entrüstet mich, so ein junges Menschenkind mit zusammengedrücktem Brustkasten und krummem Rücken über dergleichen unnützen Kram gebeugt zu sehn; das arme Ding weiß nichts vom wahren Leben, es kennt die Blumen nicht, die es stickt oder näht. Außerdem sollten Frauen und Mädchen bedenken, daß sie Hunderten, die gelernt haben, Handarbeiten wirklich künstlerisch auszuführen, und ein kümmerliches Leben damit fristen, mit ihrem Inshandwerkpfuschen schlechterdings die Existenz nehmen.

Nun haben wir noch eine Berufsklasse, von der man die Tugend des Zeiteinteilens in erster Linie erwarten sollte, die aber dennoch gefährlich an dem Uebel der Zeitvergeudung krankt. Das sind die Kaufleute, und hiervon speziell die Bureaukraten. Es ist nicht meine Absicht, hier eine Schilderung von dem Leben und Treiben in den Bureaux zu geben, nur soviel sei gesagt, daß ich während mehrjähriger Thätigkeit kaum einen Leiter irgendeines Unternehmens kennen gelernt habe, dem es, wenn die Sanduhr des Tages nur noch wenige Körnchen aufwies, nicht plötzlich nach der voraufgegangenen Ruhe eingefallen wäre, daß er noch nichts für die Unsterblichkeit gethan, und der sich dann nicht gescheut hätte, seinen bereits abgearbeiteten und ermüdeten Angestellten die wenigen, ihnen bleibenden freien Stunden noch zu kürzen.

Doch nicht nur die Zeitersparnis im großen, sondern auch im kleinen Stil wollen wir einmal betrachten, weil gerade in dieser Beziehung am häufigsten verstoßen wird, z. B. in den Straßenbahnwagen. Es giebt immer noch Leute, die das Lesen in der Bahn für eine Todsünde halten, dafür lieber die Mitfahrenden in aufdringlicher Weise anstarren und schließlich bei längerer Fahrt in eine Art Stumpfsinn versinken, deren verschiedene Stadien dem unbefangenen Beobachter wirklich einiges Vergnügen verursachen können. Das Gegenstück liest Zeitungen, was darüber ist, das ist meistens sehr vom Uebel! Wer sich einmal daran gewöhnt hat, immer etwas Nützliches zu thun, dem wird das stundenlange Indieluftstarren eine Qual sein, der er sich durch die Mitnahme eines guten Buches gern entzieht. Selbst beim Gehen auf der Straße läßt sich stets etwas vornehmen. Einem Sprachenbeflissenen empfehle ich, alles ihm Auffallende mit der entsprechenden fremden Vokabel zu belegen oder mehrere Gegenstände in kleinen Sätzen zu verbinden. Das übt nicht allein im freien Sprechen, sondern verhilft auch zu einem großen Vokabelschatz und bildet nebenbei noch die Beobachtungsgabe.

Das sicherste Mittel, Zeit zu ersparen, ist ohne Zweifel das genaue Konzentrieren der Gedanken auf das, was man im Begriff ist zu thun. Wer das nicht kann, wird es in keiner Sache zu etwas bringen und viel kostbare Minuten nutzlos vergeuden. Es giebt indessen auch Leute, die unermüdlich und eifrig arbeiten und dennoch nichts erreichen, weil ihr Thun und Treiben keinen inneren Zusammenhang hat — kurz, nicht planmäßig durchgeführt ist. Ich besitze einen Freund, der sich für Kunst und Wissenschaft leidenschaftlich begeistert und in jeder Beziehung durchaus gesunde Anschauungen hat, nur an dieser einen Stelle ist er sterblich. So fand ich ihn eines Tags in einem öffentlichen Kunstinstitut emsig zeichnend vor einem niederländischen Meister, was mich um so mehr überraschte, als ich genau wußte, daß er sich zur Zeit eingehend mit antiker Baukunst beschäftigte, in den verschwiegenen Wänden seines Kämmerleins in die Geheimnisse der Sternkunde einzudringen versuchte und auch sonst noch etliche unschwer erkennbare Steckenpferde ritt. Würde er mit all seinen verschiedenen Arbeiten *einem* Ziel zustreben, so würde er bei seinen mannigfachen Talenten etwas Bemerkenswertes zu stande bringen können, statt, wie jetzt, das Opfer eines schwächlichen Dilettantismus zu werden. Sein Wissen gleicht einer aus bunten Lappen willkürlich zusammengesetzten Decke, die vielleicht dem Auge gefällig, aber eben immer nur Flickwerk ist. Bei einem solchen Verfahren kommt keine Sache zu ihrem Recht, die Begriffe verwirren sich, und schließlich sucht man sich, wenn die Enttäuschung erst da ist, damit zu entschuldigen, daß man eben zu dem betreffenden Fach „keine Anlage" gehabt habe. Will man einmal etwas ergreifen, so thue man es mit ganzem Herzen und aller zu Gebote stehenden Kraft. Man lasse auch nicht eine Minute ungenutzt vorüber und prüfe sorgfältig sowohl Arbeit wie Vergnügen auf ihren echten Gehalt, dann wird das oft mißverstandene Wort „Zeit ist Geld" seine richtige Bedeutung gewinnnen.



Tommy Atkins, der englische Soldat.

Von Konstantin von Zedlitz (London).

Hierzu 8 photographische Aufnahmen von Gregory & Co., London.



Dudelsackpfeifer
des 1. schott. Gardegrenadierregiments.



Trommler
der schottischen Garde.

England, an dessen fernen Grenzen wie an denen des alten römischen Reiches die Kriege nicht aufhören, ist trotzdem das am wenigsten militärische Land der Welt und hat von Rechts wegen kein stehendes Heer. In der Wahlkapitulation vom Jahr 1689, auf Grund deren das heutige englische Königstum von Parlaments Gnaden regiert, wurde ihm die Erlaubnis, ein solches zu halten, ausdrücklich versagt. Verfassungsmäßig beruht die britische Armee auf der jährlich zu erneuernden Mutiny-Akte, bildet also rechtlich eine fortgesetzt verlängerte Ausnahmeeinrichtung.

Die englische Streitmacht ist in sechs Armeekorps formiert und setzt sich zusammen aus der regulären Armee, die 150 000 Mann bei den Fahnen stehender Truppen und 90000 Mann Reserven umfaßt; der „Miliz" genannten Landwehrinfanterie von nominell 125000 Mann; der als „Yeomanrie" bezeichneten Landwehrkavallerie in einer Stärke von 35000 Mann; endlich der 250000 Mann starken freiwilligen Landwehr.

Tommy Atkins, wie der generelle Spitzname des englischen Soldaten nach einem Musketier lautet, der es während des großen indischen Aufstandes zu ähnlichem Ruhm gebracht hat, wie bei uns einst Füsilier Kutschke, ist jetzt ungemein populär. Er ist Mode. Geld, wollne Hemden und Viktualien werden allerorten für ihn gesammelt, Oden und Knittelverse auf ihn gedichtet. Sein Lob wird in allen Tonarten gesungen. Chamberlain rempelt um seinetwillen der Reihe nach die Großmächte an, und beängstigend spleenige Damen des Londoner Westens bildeten seiner Zeit ein Komitee, um den in Ladysmith Eingeschlossenen mittels eines Luftballons Eau de Cologne, Riechsalz und Zahnpulver zukommen zu lassen. So war es in Kriegszeiten immer. Immer aber sank Tommy bald nach dem Friedensschluß in dieselbe Nichtachtung zurück, über die er vor Beginn des Krieges zu klagen gehabt hatte. In Wirtshäusern und Theatern ist hier nicht bloß der Gemeine, auch der Unteroffizier ein ungern gesehener und schlecht behandelter Gast. Vielfach wird ihm sogar der Zutritt verweigert. Ueberall wird er als Bürger zweiter Klasse betrachtet. Nur ein Wesen giebt es, das im Frieden wie im Kriege treu zu ihm hält: das Londoner Dienstmädchen. Die knallrote Uniform der Gardegrenadiere besonders, die ihre Bärenmützen gottlob nur an Galatagen zu schleppen brauchen, hat es schon gar mancher angethan. Und die Grenadiere wissen, daß die Bezauberten für einen sonntäglichen Spaziergang in den öffentlichen Parks willig ihr Portemonnaie öffnen, und lassen deshalb nicht leicht ein Herz vor „Scharlachfieber" vergehen.

Das Uebelwollen der liebloseren Gemüter ist nicht grundlos. Die englische reguläre Armee besteht aus Söldnern, und sind auch die Zeiten, in denen sie sich aus Zuchthäusern und Strafanstalten rekrutierte, lange vorüber, die besten Elemente der Bevölkerung sind es auch heute nicht, die das Kriegshandwerk ergreifen. Die große Mehrzahl derer, die sich anwerben lassen, besteht immer noch aus Leuten, die in andern Berufen mehr oder minder ehrenvoll gescheitert sind, und aus jungen Burschen, die nichts gelernt haben und keine andere Möglichkeit sehen, um sich vor dem Elend zu schützen. Einer der besten Kenner und unbefangensten Schilderer englischer Armeeverhältnisse, der bekannte Militärpfarrer Hardy, erzählt, daß im letzten ägyptischen Feldzug ein Infanterist unmittelbar vor einem Gefecht in



Hochländer vor dem Kommando „Feuer".

...est abgeführt werden mußte, weil er seinen Unteroffizier ...schlagen hatte. Auf die Frage, warum er das gethan habe, antwortete er offen und loyal: „Ich wollte eingesperrt werden, weil ich nicht fechten mag. Ich werde jedesmal vor einer Schlacht etwas Aehnliches thun. Sie werden mich einen Feigling nennen. Ich weiß, ich bin einer. Warum ich Soldat geworden bin? Weil ich nicht verhungern wollte.“ Hardy fügt hinzu, daß er dieses letzte Geständnis mehr oder weniger verblümt unzähligemal gehört habe. Die meisten Rekruten der regulären Armee gehen aus den handarbeitenden Klassen hervor. Der Arbeitsmarkt reguliert daher die durchschnittliche Qualität der Angeworbenen. Bei guter Geschäftskonjunktur bleibt nur Ausschuß für den Soldatenstand übrig, bei schlechter ist das Material etwas besser. Kein Wunder also, daß von tausend englischen Rekruten achtzehn nicht lesen und elf nicht schreiben können.

Im Geldpunkt liegt für den britischen Soldaten die Gemütlichkeit. Seine Löhnung ist für kontinentale Begriffe sehr hoch. Der Infanterist bekommt eine Mark täglich, der Kavallerist und der Artillerist 18 Pfennig mehr, der Gardekavallerist 1 Mark 75 Pfennig. Die Abzüge für Menage sind gering, gute Führung wird nicht bloß durch äußere Abzeichen, auch durch Soldzulage belohnt. Alle besonderen Leistungen, wie Burschendienste bei Vorgesetzten, Aufwarten in der Kantine, Arbeit in den Regimentswerkstätten, werden besonders bezahlt, und es ist oft der volle vierte Teil des Bataillons, der durch solche einträgliche Nebenbeschäftigungen, die ihn vom gesamten eigentlichen Dienst befreien, seinem Militärhandwerk entzogen wird. Die Löhnung steigt mit dem Avancement und beträgt für den Wachtmeister 5 Mark bei freier Wohnung und besonderen Zulagen. Die Miliztruppen bekommen weniger. Dagegen empfängt der Yeoman 5 Mark, der Yeomanrywachtmeister beinah 10 Mark. Die Militärkapellen werden in England aus Knaben gebildet. Sie erfreuen sich besonders reich verzierter Uniformen und empfangen einen Tagessold von 40 bis 80 Pfennig. Alle regulären Soldaten genießen jährlich vier bis sechs Wochen vollbezahlten Urlaub.

Die Ansehnlichkeit der Bezüge bildet jedoch keinen ausreichenden Ansporn für die Kriegslust der Landessöhne. Nicht nur das Militärmaß hat in der letzten Zeit herabgesetzt werden müssen, damit die regulären Cadres einigermaßen gefüllt werden konnten; auch das vorschriftsmäßige Mindestalter von 18 Jahren konnte nicht eingehalten, sondern es mußte mit 16 und 17 jährigen Bürschchen vorlieb genommen werden, wovon sich jeder überzeugen konnte, der eine halbe Stunde lang dem Treiben der auf Trafalgar Square, dem Zentrum des Rekrutierungsgeschäfts, herumspazierenden Werber zusah. Der Effektivbestand der Miliztruppen vollends bleibt gegenwärtig um über 30 000 Mann, d. h. um ein volles Fünftel, hinter der etatsmäßigen Präsenzziffer zurück. Und obwohl der Gemeine in der Kaserne, wo ihm eine Bibliothek, ein Lesezimmer mit Tageszeitungen und illustrierten Journalen, ein Billardzimmer, eine Kantine mit Bierausschank zu Mindest-



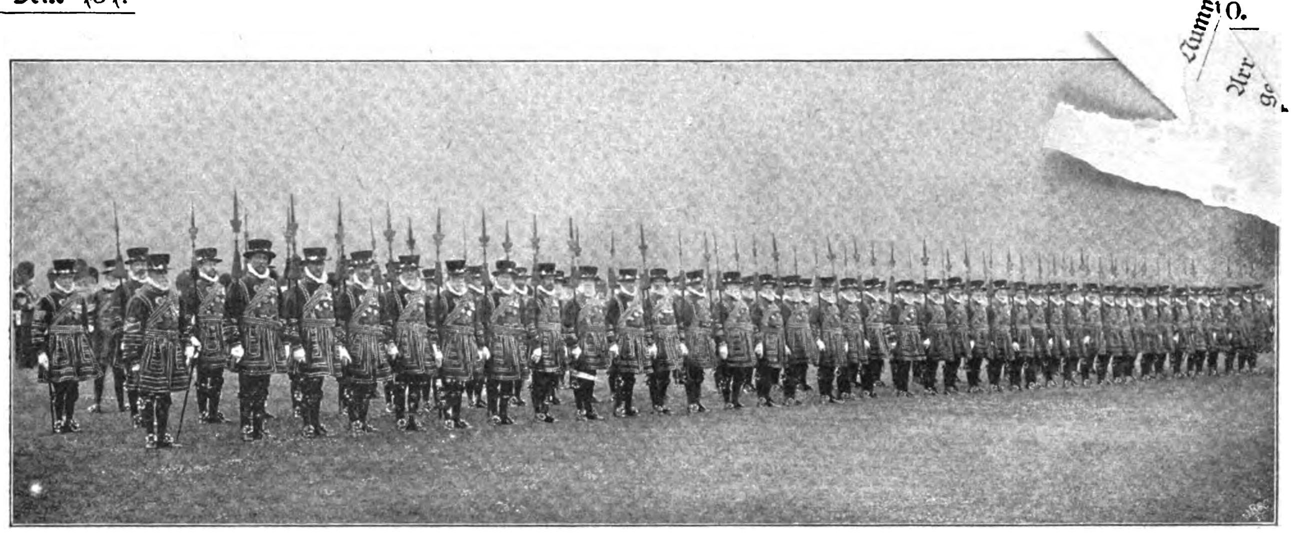
Mann und Trompeter
der Gardekavallerie.



Typen schottischer Regimenter.



Tornisterinspektion.
Photographische Aufnahmen.



Yeomen of the Guards in Paradeuniform (historische Tracht).

preisen und eine Fülle anderer Bequemlichkeiten zur Verfügung stehen, in Friedenszeiten zweifellos besser aufgehoben ist und sorgenfreier lebt als der derselben Gesellschaftsschicht angehörende Zivilist bei härterer Arbeit, zieht eine größere Anzahl vor, Reugeld zu zahlen und den bunten Rock wieder auszuziehen. Dem Staat erwächst hieraus eine Jahreseinnahme von etwa einer Million. Ueberdies ist die Zahl der Deserteure durchschnittlich genau so hoch wie die derer, die sich betrügerisch anwerben lassen, zum Beispiel indem sie sich, obwohl verheiratet, für Junggesellen ausgeben, was sie bei Entdeckung zwei Jahre Gefängnis kostet.

Der Angeworbene hat die Wahl, entweder zwölf Jahre bei den Fahnen zu dienen oder nur fünf und dann sieben bei der Reserve. Ist seine Zeit um, so kann er zu Vorzugsbedingungen wieder eintreten oder ausscheiden. Der entlassene Reservist erfährt die Abneigung des Bürgers womöglich noch empfindlicher als der bei den Fahnen stehende Tommy, ohne daß ihm der aus weiblichem Uniformenkoller quellende Trost zu teil werden könnte. Es ist keine Uebertreibung, daß der englische Reservemann eben so schwer Arbeit findet wie der entlassene Strafgefangene. Ganz unbegründet ist auch die Abneigung gegen die Reservisten nicht. Es steht fest, daß die laxe Disziplin der englischen Armee einen Teil der Leute, im Frieden wenigstens, verbummeln läßt. Klagen über lockere Disziplin stehen denn auch bei allen, denen die Heeresreform ehrlich am Herzen liegt, obenan. Daß man sich bisher mit einem ziemlich bescheidenen Maß von Mannszucht begnügt hat, spricht sich schon darin aus, daß der Gemeine auch bei wiederholter Bestrafung mit gewöhnlichem Arrest von je nicht über einer Woche nach zweijähriger Dienstzeit ein nebenbei besonders belohntes Abzeichen für „musterhafte Führung“ erhält.

Andrerseits begegnet man nirgends einer maßloseren Ueberschätzung des Gamaschendienstes. Die Mehrzahl der älteren Drilloffiziere ist der Meinung, daß es nur eins giebt, was den Vaterlandsverteidiger „noch unsoldatischer“ zu machen geeignet ist, als Schießübungen und Manöver: der Dienst im Feld. Daß diese Auffassung an leitenden Stellen einigermaßen geteilt wird, zeigte die mangelhafte Ausbildung der englischen Truppen im Marschieren und Schießen, die sich auf den südafrikanischen Schlachtfeldern so bitter gerächt hat. Daß die Leute nicht schießen gelernt hatten, beruhte auf unbegreiflicher kriegsministerieller Sparsamkeit mit scharfer Munition, die geringe Marschfähigkeit der Truppen in der Kürze und Unzulänglichkeit des Manöverdienstes. Bei den Felddienstübungen ist in der Regel weniger der militärpädagogische Nutzen als Rücksicht auf lordschaftliche Jagdgründe und Spielplätze maßgebend, zu deren Schonung Teile des Manöverfeldes dem Bewegungsbereich der Truppen entzogen werden, so daß ein Rübenfeld zur rechten, eine Tenniswiese zur linken oft die sicherste Deckung bieten.



Oberst eines Gardegrenadierregiments.

Die Reorganisation des letzten Jahres hat im einzelnen manches verbessert. Inwieweit die ernsten Lehren des zu Ende gehenden Krieges sich als eindringlich genug erweisen werden, um eine grundsätzliche Aenderung der englischen Heeresverfassung herbeizuführen, kann noch niemand wissen. Manche prophezeien eine gemäßigte allgemeine Wehrpflicht, besonders nachdem sich Männer vom Einfluß Lord Roseberys und Rudyard Kiplings dafür ins Zeug gelegt haben. Möglich, daß sie recht behalten. Wahrscheinlicher ist, daß die dem britischen Herzen eingewurzelte Abneigung gegen alles Militärische sich stärker erweisen wird als die Flammenschrift der Tage von Magersfontein und Colenso und im wesentlichen alles beim alten, d. h., die britische Uniform bleiben wird, was sie ist: nicht des Königs Rock, sondern die Livree, die auf Kosten der Steuerzahler denen angezogen wird, die sich zum Kriegsdienst vermieten.

Die junge Generation.

Roman von
Emma Merk.

5 Fortsetzung.

„Immer dieser Oberleutnant!“ stieß Adalbert heftig hervor. „Gestehen Sie es nur, gnädiges Fräulein! Sie erwarten ihn mit Ungeduld: Sie ziehen seine Gesellschaft jeder andern vor! Befehlen Sie, und ich ziehe mich zurück! Ich belästige Sie nicht weiter!“

„Ich versichere Sie, Herr Baron, ich wäre viel lieber mit Ihnen zu Tisch gegangen; ich war sogar sehr enttäuscht, daß Sie mich nicht engagiert haben,“ sagte Lolo mit der ungenierten Aufrichtigkeit der modernen jungen Dame.

„Warum drängt sich der Mensch dann immer in Ihre Nähe? Sie sollten ihn doch fühlen lassen, daß er Ihnen gleichgiltig ist!“ grollte er, noch halb ungläubig, mit heißen Augen.

Lolo fand es ja sehr nett, daß er eifersüchtig war; aber bei seiner ungestümen Art wollte sie ihn doch lieber nicht weiter reizen. „Oberleutnant Haller weiß ganz genau, daß er mir gleichgiltig ist,“ sagte sie leise mit einem recht koketten Lächeln. „Es ist ihm auch gar nicht ernst mit seiner plötzlichen Zuvorkommenheit gegen mich. Er macht mir nur so vor den Leuten ein bißchen den Hof, ganz gewohnheitsmäßig — zur Uebung vielleicht? — Im Grunde bin ich ihm ebenso gleichgiltig, wie er mir.“

Sie ahnte nicht, wie inhaltsschwer, wie gewichtig diese leicht hingeworfenen Worte ihm bald nachklingen sollten, wie viel Bedeutungsvolles, Quälendes er aus ihnen herauslesen würde!

In diesem Augenblick freilich schwand jede Wolke aus seinem jungen Gesicht. Er lachte übermütig auf.

„O, dann ist ja alles gut! Dann wollen wir die Sache schon in Ordnung bringen! Auf Wiedersehen, gnädiges Fräulein!“

Die Flügelthüren des Speisesaals wurden gleich darauf geöffnet, Baronin Walderstein nahm mit graziösem Lächeln den Arm des anwesenden Ministers und bat: „Zu Tisch, meine Herrschaften!“

Als Lolo am Arm des Oberleutnants an der mit Maiblumen und hellen Blüten geschmückten Tafel für die Jugend ihren Platz suchte, stand Adalbert vergnügt an ihrer Seite und begrüßte sie als Tischnachbarin. Er hatte eiligst die Tischordnung geändert und sich einen Eckplatz belegt, zum großen Erstaunen seiner Mutter, die ein wahres Studium auf das Arrangement verwendet hatte, das der Wildfang im letzten Moment umstieß.

„Wie verwöhnt er ist! Was für ein Tyrann er würde!“ dachte Lolo einigemal während des glänzenden Soupers.

Er forderte ihre ungeteilte Aufmerksamkeit. Wenn sie sich ein paar Minuten lang mit dem Offizier zu ihrer Linken unterhielt, ward er sofort gereizt; sie mußte allen ihren Witz, all ihre Gewandtheit aufbieten, um die Stimmung zwischen den beiden Herren immer wieder zu glätten. Adalbert trank so viel von dem Pommery; er war ihr unheimlich mit seinen erhitzten Wangen und funkelnden Augen. Sie fürchtete, daß ihm bei seiner eifersüchtigen Feindseligkeit gegen den Oberleutnant ein unbeherrschtes Wort entschlüpfen könnte. Zum Glück war Haller der Klügere und beschäftigte sich krampfhaft mit dem jungen Mädchen, das neben ihm saß, einem schüchternen, kleinen Ding, das ganz überrascht war von dieser Liebenswürdigkeit und immerfort verlegen kicherte.

In später Stunde, nachdem man schon lange getanzt hatte, verbeugte sich Oberleutnant Haller vor der Frau des Hauses, die gerade allein stand.

„Einen Walzer!“ bat er leise, mit leidenschaftlichem Ton.

Sie sah angstvoll auf. „Ich weiß nicht — es wäre vielleicht besser, wenn wir nicht miteinander tanzen würden,“ flüsterte sie kaum hörbar hinter den weißen Federn ihres Fächers.

„Im Gegenteil, das fällt auf. Zu viel Vorsicht ist gefährlich.“

Sie nahm seinen Arm. Fest, heftig, mit wildem Ungestüm umschlang er die zarte Gestalt.

„Adalbert ist feindselig gegen mich,“ sagte er, während sie sich im Walzer drehten. „Er war beim Souper so ausfällig, daß ich mich furchtbar zusammennehmen mußte!“

Mit großen, erschrockenen Augen schaute sie zu ihm auf.

„Um Gottes willen!“ Er fühlte, wie ihr Herz klopfte. „O, ich hatte nicht umsonst die Ahnung eines Unheils! Damals bei dem Bazar habe ich Ihnen ja gesagt — wir dürfen uns nicht mehr sehen — es muß zu Ende sein!“

„Beruhigen Sie sich doch, Melanie! Adalbert ahnt nichts. Er ist eifersüchtig wegen Lolo. Es war Ihr Wunsch, daß ich ihr den Hof machen sollte, um die Aufmerksamkeit abzulenken, um mein vieles Hiersein zu erklären. Ich that es nur auf höheren Befehl. — Nun bereue ich, daß ich in diesem Punkt gehorsam war.“

In das verblaßte Gesicht der schönen Frau kam wieder Farbe. Sie lächelte.

„Eifersüchtig! Wegen Lolo! Ach, das schadet doch nichts. Sie dürfen nur nicht gleich gekränkt sein, wenn Adalbert noch ein wenig wild und unbändig ist! Denken Sie: er ist zweiundzwanzig kaum. Ein großer Junge! Er muß sich erst die Hörner abstoßen!“

„Glauben Sie mir, Melanie, ich gebe mir alle Mühe, um freundschaftlich mit ihm zu stehn. Er ist ja

Ihr Sohn! Aber ich fürchte, über diese erste Antipathie kommt er nicht mehr hinweg. Ich kann ihm doch nicht sagen, wie furchtbar wenig mich diese Lolo interessiert."

„Aber ich bitte Sie! Das ist doch nicht ernst zu nehmen! Heute gefällt ihm Lolo, morgen sieht er eine Hübschere, und sie gefällt ihm besser."

„Wer weiß? Lolo ist klug und will ihm gefallen." Die Baronin schüttelte ungläubig den Kopf. Aber als sich „ihre süße Lolo" an diesem Abend von ihr verabschiedete, war sie doch ungewöhnlich kühl.

* * *

Am nächsten Tag wurde das späte Frühstück in dem kleinen Salon des jungen Barons serviert. In dem Speisezimmer, in all den größeren Räumen, die gestern den Gästen geöffnet gewesen, waren noch die Diener mit Reinmachen und Bürsten des Parketts beschäftigt. Diese Vormittagsstunde sollte Melanie unvergeßlich bleiben. Sie saßen so behaglich zu dreien an dem kleinen, runden Tisch. Sie selbst hatte den Thee eingeschenkt und für Adalbert die Butterbrote gestrichen. Die Sonne schien zum Fenster herein und gab dem gemütlich erwärmten Zimmer eine fröhliche Stimmung. Adalbert war so munter und glücklich. Sogar der Baron plauderte ungewöhnlich animiert über das gestrige Fest und erzählte ein paar Anekdoten, die man ihm gestern im Rauchzimmer zugeraunt hatte. Er konnte lachen, daß ihm die Augen naß wurden, und Adalbert lachte so herzlich mit und rief dann, indem er dem Papa seine rechte Hand hinstreckte und die Mama mit dem linken Arm umschlang: „Es war sehr hübsch gestern abend! Aber so mit euch beiden — so ganz allein in der Familie — das ist doch das Allerschönste!"

Die Baronin durchschauerte es. Sie hatte ihn ja so lieb, den großen Sohn! Mit einem solchen Glücksgefühl lehnte sie ihren Kopf an seine Schulter. O wenn sie sich nur ruhigen Herzens, ohne Zittern und Bangen, ohne diese dumpfe Angst in der Seele dem häuslichen Frieden hätte hingeben dürfen!

Warum mußte in späteren Jahren, wenn andere stiller und wunschloser werden, noch diese Liebe über sie kommen, diese wahnsinnige Liebe zu dem jungen Offizier mit den heiß fordernden Augen und den kühnen Worten, die ihre lange, gelassene Entsagung so jählings erschüttert hatten!

Sie war in ihrer Ehe ja nicht glücklich gewesen. Ihr Gatte hatte seine stürmisch genossene Jugend längst hinter sich, als er sie heiratete. Er war sanft und gut, aber er wollte vor allem Ruhe, Bequemlichkeit, schöne, stille Räume, eine vornehme Abgeschiedenheit.

Und sie mit ihren zwanzig Jahren sehnte sich nach Wärme, nach Abwechslung, nach einem rasch pulsierenden Dasein. Aber sie hatte auf Glück verzichtet. In der Sorge um ihr zartes Kind war ihr Jugendsehnen erstickt. Bis dann der reifen Frau der Eine gegenübergetreten war mit seinem wilden, leidenschaftlichen Begehren, bis sie toll geworden vor Liebe und Glücksverlangen. Ihr Sohn, ihr Schutzengel, war fern. Sie fühlte kaum Kraft, sich zu retten vor dem heißen Sturm, der sie erfaßte

Aber nun stiegen heilige Entschlüsse in ihr auf. Sie wollte die sündhafte Leidenschaft, von der sie sich ein Jahr lang hatte beherrschen lassen, niederzwingen. Sie wollte nur mehr Mutter sein, eine brave, selbstlose Frau und Mutter, die nie mehr eine Lüge sagen, die ihre Augen nicht mehr in banger Beschämung niederschlagen mußte vor dem eigenen Sohn.

Ihr Adalbert sollte sich nie mit Entsetzen von ihr abwenden! Er sollte sie immer so vertrauensvoll, so lieb anlächeln, wie in dieser Stunde!

Bei dem Gedanken, daß sie seine Liebe verlieren könnte, fuhr ihr ein Schmerz durch die Brust, als würde sie mit Messern zerfleischt.

O diese Liebe für ihr Kind, sie war doch die viel tiefere, mächtigere, unauslöschlichere!

Während Melanie in schmerzlicher Zerknirschung um Entsagung rang, während sie sich verzweiflungsvoll sehnte nach Reinheit und Schuldlosigkeit, nach einem Leben ohne lichtscheue Heimlichkeiten, saß in einem stark parfümierten Boudoir eine Frau mit welken Zügen und bösen, hämischen Augen und überlegte, wie sie die Baronin am sichersten aus feigem Hinterhalt treffen und ihre Rache an der Verhaßten kühlen könnte. Frau von Villena hatte am Morgen von ihrem Stubenmädchen von dem Fest bei Waldersteins erzählen hören.

„Eine ganze Wagenburg stand vor der Villa, gnädige Frau! Und die Toiletten! Und so vornehme Herrschaften! Ich hab sie selbst aussteigen sehen. Der Diener, der mit aufgewartet hat, sagte: schöner könnt es auf dem Hofball auch nicht sein!"

In dem Neid, den die nach Vergnügen und Zerstreuung gierige Frau empfand, war ihr halbvergessener Groll auf die hochmütige Baronin, die so geringschätzig über sie hinweggeblickt hatte, mit aller Bitterkeit wieder erwacht. Sie war der schönen Frau einmal begegnet am Arm des wiedergekehrten Sohns. Sie hatte gesehn, mit welcher Liebe sie zu dem großen, jungen Menschen emporschaute. Sie wußte, wo die Stolze am tödlichsten zu verwunden war.

Für Leute von niederträchtiger Gesinnung giebt es eine sehr bequeme Waffe: sie schreiben anonyme Briefe. Dabei riskiert man nichts. Man schickt in ein fremdes Haus ein vergiftetes Geschoß, das Zerstörung, Vernichtung anrichten kann, und bleibt selbst gänzlich ungefährdet. Wer soll die verstellte Schrift erraten? Wer enträtseln, woher der Pfeil flog?

Als Adalbert nach einem Spaziergang in der Stadt, bei dem er Lolo eine Fensterparade gemacht und dann verschiedene Bekannte getroffen hatte, mit denen er noch in der Maximilianstraße gebummelt war, in bester Laune in sein Zimmer zurückkehrte, lag auf seinem Schreibtisch ein elegantes Kuvert. Er hatte noch Zeit vor dem Abendessen. So schnitt er es auf. Ein aufdringliches Parfüm wehte ihm entgegen. Die Schreiberin fürchtete sich so wenig vor Entdeckung, daß sie nicht einmal Vorsicht für nötig hielt, gar nicht an die feine Spürnase eines Untersuchungsrichters dachte, den dieser Chypregeruch auf ihre Fährte bringen könnte. Adalbert hatte die Zeilen kaum überflogen, als er in einem An-

fall wütender Empörung das grotesk verzierte Blatt zerknüllte, zu Boden schleuderte und mit dem Fuß zertrat.

Das Blut war ihm in die Stirne gestiegen; es pochte und brauste in seinen Schläfen. Töten hätte er ihn können, den Verleumder seiner Mutter! Wenn er ihn nur zu packen vermocht hätte! Er ballte die Faust, er streckte die Arme aus, er raste vor Verlangen, den feigen Ankläger vor sich zu haben, ihn niederzuzwingen, auf den Knien zu seiner Mutter zu schleifen, daß er ihr Abbitte leiste!

Und dann ward er plötzlich totenblaß.

Das Gift war tiefer gedrungen. Es fraß sich immer mehr in sein Fleisch, es schlich in sein Blut, es wühlte sich ein in seinem Gehirn.

Er verriegelte die Thür, zog die Vorhänge fest zusammen, damit auch niemand ihn sehn konnte. Dann bückte er sich, holte das zerknüllte, zertretene Blatt mit den grotesken Arabesken vom Boden, glättete es mit bebenden Händen und las es noch einmal, ehe er es zerriß und in die Flamme warf. Nun saßen die Worte fest, wie eingebrannt in seinem Gedächtnis:

Sehr geehrter Herr Baron!

Ein aufrichtiger Freund Ihrer Familie kann es nicht länger mit ansehn, wie ein verehrungswürdiger Mann betrogen, ein vornehmer Name mit Schande bedeckt wird. Wahren Sie die Ehre Ihres Hauses, Herr Baron! Ihr Vater ist blind. Ihnen soll, Ihnen darf kein Geheimnis bleiben, was alle Welt sich mit boshaftem Lächeln zuraunt. Halten Sie Ihre Augen offen! Oberleutnant Haller verkehrt sehr viel bei Ihnen. Und Ihre Mutter ist eine schöne Frau. Jung genug, um zu lieben, um geliebt zu werden. Wenn man eine schöne, junge Frau, tief verschleiert, in Gesellschaft eines flotten Offiziers auf einsamen Wegen in der Vorstadt begegnet, soll man da nur an eine „Seelenfreundschaft" glauben? Es sind nicht alle naiv und harmlos genug. Es lassen sich nicht alle Sand in die Augen streuen, wenn nun mit einem Mal ein hübsches, junges Fräulein in die Intimität hineingezogen wird, um die häufige Anwesenheit des Offiziers einigermaßen zu rechtfertigen, zu erklären.

Ich habe es für meine Ehrenpflicht gehalten, Sie zu warnen.

Ein Freund.

Adalbert wehrte sich gegen das Furchtbare, was da auf ihn eindrang. Er murmelte noch immer mit geballten Fäusten: „Eine gemeine, nichtsnutzige Verleumdung!"

Er sagte sich: „Ein Schuft, der anonyme Briefe schreibt! Solch einem elenden Machwerk schenkt man doch keine Beachtung! Man wäscht sich die Hände, nachdem man das Zeug berührt! — Weg damit! Fort! Die Fenster auf! Reine Luft!"

Er atmete auf in der Kälte, die hereinströmte. Es war ihm, als zöge mit dem widerlichen Geruch auch jede Erinnerung fort an den giftigen Hauch, der ihn gestreift hatte.

Aber die Worte Lolos, die ihn gestern abend so übermütig gestimmt, warum mußten sie ihm plötzlich wieder einfallen, mit solch wildem Erschrecken: „Er interessiert sich gar nicht wirklich für mich! Er macht mir nur vor den Leuten ein wenig den Hof, gewohnheitsmäßig — zur Uebung vielleicht?" — Das hübsche, junge Fräulein, das man in die Intimität hineinzog!

Wenn es wahr wäre! Wenn der Leutnant nur Komödie spielte, vor den Leuten, vor ihm!

Ein Abgrund that sich auf vor seinen jungen Augen; ein Abgrund von Lüge und Heuchelei, in den alles versank, was ihm lieb und teuer gewesen, aller Glaube an die Menschen, alle Ehrfurcht vor den Frauen, all sein Stolz, all sein Glück.

Der Diener hatte schon ein paarmal geklopft und gerufen: „Herr Baron, es ist serviert! Herr Baron, die gnädige Frau und der gnädige Herr sind im Speisezimmer und warten."

Die Eltern schauten erschrocken auf, als er endlich eintrat. Es war so still gewesen zwischen ihnen. Sie ersehnten seine Stimme, sein Lachen.

Nun riefen sie beide: „Was hast du, Adalbert?"

„Du bist krank?"

„Das Fest ist dir nicht gut bekommen?"

„Totenblaß bist du, mein Junge! Lege dich zu Bett!"

„Ich fühle mich ganz wohl!" sagte er ruhig. Aber es klang dumpfer, finsterer als sonst. Der Mutter klang es so fremd. Und sie sah auch, daß er nur den Vater anblickte, nur zum Vater sprach; — sie fühlte den ganzen Abend, daß er vermied, ihren Augen zu begegnen. Kein zärtliches Scherzen mehr, keine Liebkosung; mit eiskalter Höflichkeit führte er ihre Hand an die Lippen, als er sich verabschiedete.

„Er ist müde, der arme Junge," meinte der Baron gutmütig. „Er kann das Nachtwachen nicht vertragen."

Sie aber verstand jetzt die alte Sage von den Erinnyen, die sich an die Fersen des Schuldigen heften. Sie waren hinter ihr, die Schrecklichen, die Rachefurien; sie folgten ihr in ihr Schlafgemach, sie standen um ihr Lager und raubten ihr den Schlaf. Nie, nie wieder würde sie ihnen entgehn! Drohend, unentrinnbar sah sie ein Entsetzliches, ein Riesenleid sich heranwälzen. Einmal hörte sie den Bahnzug pfeifen in der stillen Nacht. Da überkam sie ein heißes, übermächtiges Verlangen zu fliehen, mit Mann und Sohn fort zu reisen, weit, weit fort; fort von ihrer Schuld; in ein fremdes Land, wo niemand sie kannte, wo sie ein neues Leben beginnen könnte. Sie malte sich so lebhaft aus, wie schön es wäre, die Koffer zu packen, gleich morgen; wie befreit sie aufatmen würde, da oben auf dem Brenner, auf dem Weg nach Italien, daß sie am liebsten in der Nacht ihre Leute geweckt und gerufen hätte: „So eilt euch doch! Wir müssen ja fort! Verliert nur keine Zeit!"

Nach diesen fieberhaften Fluchtgedanken sank sie wieder matt zurück. Ihr Mann würde sie nur verwundert anstarren. Adalbert war ja erst zurückgekommen! Nun reiste man doch nicht weg, im Winter!

Nutzlos darauf zu hoffen — eine Wahnidee!

Sie mußte bleiben, sich verstellen, klug sein, unbefangen lächeln, mit ruhiger Stirn jedem Verdacht Trotz bieten. Es gab kein Entrinnen vor den Rachegeistern hinter ihr!

* * *

Theo hatte einen Heiterkeitserfolg in der Familie, als er eines Mittags sagte: „Du Martha, ich möchte Englisch lernen! Du könntest mir wohl ein paar Unterrichtsstunden geben: ich soll für Miß White immer den Dolmetscher machen!"

„Ich empfehle dir ‚den kleinen Engländer in der Westentasche'," sagte Martha. „Weißt du, mit Expreßgeschwindigkeit kann ich dir auch nicht nachhelfen."

Alle lachten. Nur Mama murrte ungehalten: „Ich finde es doch höchst sonderbar, daß diese junge Dame so allein mit Theo in der Stadt herumläuft."

„Aber ich bitte dich, Mama, eine Amerikanerin!"

„Sie ist übrigens auch von so ungefährlicher Häßlichkeit, daß du ihr deinen schönen Sohn ruhig anvertrauen kannst!" lachte Lolo.

„Alle Leute können nicht so lang und dürr sein wie du!" fuhr Theo auf, der die Amerikanerin im Strahlenglanz ihrer Millionen schon viel reizvoller fand, „und wenn sie sich so anmalen würde, wie gewisse Leute ... Aber im Ernst, Martha, ich will Englisch lernen!"

„Geh, Martha hat für gewöhnliche Sterbliche keine Zeit mehr übrig," höhnte Lolo. „Die ist ja jetzt Geheimschreiberin Seiner Majestät des Onkels!"

Lolo war immer gereizt gegen Martha in der letzten Zeit. Ihre Laune hatte überhaupt einen plötzlichen Sturz erfahren. Triumphierend, erregt und übermütig war sie von dem Fest bei Waldersteins heimgekommen. Aber der Freudenrausch währte nicht lange. Als dann kein Billet, keine Einladung der Baronin eintraf, Adalbert auch keinen Besuch machte, was sie ganz sicher erwartet hatte, ward sie unruhig, ungeduldig und langweilte sich grausam. Zum Ausgehen hatte sie keine Lust; sie fürchtete, der junge Baron würde gewiß kommen, wenn sie nicht zu Haus wäre. Sie saß stundenlang vor dem Spiegel, spielte ein wenig Klavier, naschte, zankte mit dem Stubenmädchen, nahm ein Buch zur Hand, das sie gleich wieder weglegte — sie fand es selbst zum Gähnen öde. Gerade deshalb war ihr Marthas Fleiß ein Aergernis.

An Georg Brandner war eine solche Flut von Briefen, Bittgesuchen, Geschäftsvorschlägen und Beitrittsaufforderungen eingelaufen, daß er einmal ganz ratlos zu Martha gekommen war und sie um ihre Mithilfe gebeten hatte. Er stellte ihr eine größere Summe zur Verfügung und überließ es ihrem Ermessen, wo sie helfend eingreifen wollte. Da sie sich mit großer Gewissenhaftigkeit in dieses neue Amt einzuleben suchte, war sie stark beschäftigt; aber sie war ja glücklich, daß sie eine Arbeit hatte, die ihre Zeit, ihr Denken in Anspruch nahm. Sie wollte ihre innere Unruhe, ihre Sehnsucht nach Paris ersticken. Und sie freute sich auch, dem Onkel einen Gefallen zu erweisen. Sie waren so gute Freunde geworden. Es war ihre liebste Erholung, wenn er sie zu einem Spaziergang auf sein Gut abholte, auf dem schon gegraben und gearbeitet wurde und sie in flottem Gleichschritt nebeneinander durch die Straßen gingen, weit, weit hinaus in die kahle, winterliche Einsamkeit, wo man doch wieder freien, weiten Himmel sah und aufatmen konnte in reiner, klarer Luft.

* * *

Endlich erhielt Lolo wieder eine Einladung der Baronin Walderstein: sie möchte zur Theestunde kommen, den Abend bei ihnen zubringen.

Melanie empfing das junge Mädchen in ihrem reizenden kleinen Boudoir, in dem für beide der Theetisch gedeckt war. Trotz des rosig verschleierten Lichts fiel es Lolo sofort auf, wie viel schärfer die Züge der Baronin geworden und sie in der kurzen Zeit gealtert war. Sie plauderten eine Weile über das Fest, über die Gäste, die verschiedenen Toiletten, über Miß White mit ihrer unverhohlenen Bewunderung für Theo; nur Adalberts Name war noch nicht zwischen ihnen genannt worden.

„Sagen Sie, Liebe," fragte Melanie, während sie Lolo den Teller mit Süßigkeiten reichte, „haben Sie sich eigentlich mit meinem Sohn gezankt?"

Sie hatte Mühe, ihre Stimme zu beherrschen, ihre Aufregung und Spannung zu verbergen.

Wie eine Erlösung war ihr in der Nacht der Gedanke aufgetaucht: vielleicht ist Adalberts Verstimmung nichts weiter als die Laune eines Verliebten? Es hat am Ende eine Scene mit Lolo gegeben?

Sie hätte das junge Mädchen umarmen müssen für ein Ja. In diesem Augenblick hätte sie sogar die Entdeckung einer ernsten Neigung ihres Sohns für Lolo nicht mehr erschreckt.

Aber schon bei dem erstaunten Blick, der ihre Frage beantwortete, schwand diese letzte Hoffnung, an die sie sich geklammert. Lolo war doch etwas verlegen geworden. Sie antwortete nicht gleich.

„O, ich habe wohl gesehn, daß Adalbert Ihnen den Hof machte," fügte Melanie rasch hinzu. „In seinem Alter nimmt man gleich jedes Wort tragisch, und da er in der letzten Zeit verstimmt und nachdenklich schien, so meinte ich — nach dem Fest war er ja noch ganz munter!"

„Seit jenem Abend habe ich den jungen Herrn Baron nicht mehr gesehn," sagte Lolo. Auch sie grübelte nach; auch ihr war es nicht ganz behaglich zu Mut. Sollte Adalbert von ihrem Flirt mit Dörmann gehört haben? Von ihren verschiedenen kleinen Koketterien? War er darum nicht gekommen, um sie zu besuchen? Wie es der armen Frau ihr gegenüber zu Mut war, das ahnte sie freilich nicht.

Nun blieb kein Zweifel mehr. Es gab nur eine Erklärung für Adalberts düsteres Schweigen, für seine plötzliche Menschenscheu: er ahnte, er wußte!

Was sollte sie thun? Sie hatte dem jungen Offizier geschrieben, er möchte sich in diesen Tagen lieber fernhalten. Aber er konnte doch nicht plötzlich vollständig aus ihrem Gesichtskreis verschwinden; das müßte doch selbst dem Baron auffallen. Und doch, wie sollte sie den Mut haben, ihn einzuladen, ein Zusammensein mit ihrem Sohn herbeizuführen, wenn dieser jeden Blick, jedes Wort mißtrauisch belauerte?

Seit einer Woche fühlte sie, wie die jungen Augen sie beobachteten; sie hörte aus jeder gleichgiltigen Frage: „Wo gehst du hin, Mama? Wo warst du heute?" einen strengen Ton herausklingen, als stünde sie beständig vor dem Untersuchungsrichter.



Nein! Sie konnte dieses Leben nicht länger ertragen! Sie verlor ja den Verstand, wenn das so weiterging! Es gab nur eine Rettung! Haller mußte sich versetzen lassen, so rasch als möglich. Vielleicht konnte er gleich Urlaub nehmen. Wenn sie ihn anflehte, ihn beschwor — er mußte ihr ja nachfühlen können, wie sie litt! Aber brieflich war das nicht zu erörtern, eine ernste, letzte Unterredung war unumgänglich nötig.

Die Baronin war so niedergeschmettert, so beschäftigt mit ihren Gedanken, daß sie Lolos Gegenwart fast ganz vergaß.

„Nicht wahr, liebe Lolo," sagte sie dann, sich mit aller Kraft zu einem heiteren Ton zwingend, „kein Wort zu Adalbert, daß ich Sie fragte, daß ich mich um ihn beunruhige. Ich bin wohl eine allzu ängstliche Mutter. Wir dürfen den Jungen nicht zu sehr verwöhnen!"

Sie gab dem jungen Mädchen mit einem Lächeln die Hand. „Ich rechne auf Ihre gute Laune heute abend! Sie werden uns alle wieder frohstimmen!"

Der Abend ward in der Thai heiterer, als zu erwarten gewesen. Adalbert nahm sich in Lolos Gegenwart zusammen, und da er rasch ein paar Gläser Wein trank, um sich anzuregen, wurde er allmählich auch wirklich rosiger gestimmt. Er glaubte nicht mehr an die anonyme Anschuldigung, er nannte sich wieder einen Thoren, der sich von einem Wahn schrecken ließ.

Es war sogar einmal von dem Offizier die Rede. Der Baron fragte: „Haller war lange nicht mehr da zum Skat" — und Melanie erwiderte — ganz ruhig und unbefangen: „Er wird wohl viel eingeladen sein. Die Geselligkeit hat nun wieder begonnen."

Adalbert hatte seine Mutter scharf angesehn.

„Nein! Solche Verstellung ist nicht möglich!" dachte er. „Wie könnte sie ihre Augen mit einem so klaren Blick zu ihrem Gatten aufschlagen, wenn sie einen andern liebhätte!"

Zum erstenmal seit einer Woche sprach er wieder in einem zärtlichen, herzlichen Ton mit seiner Mutter. Melanie war so glücklich. Sie umarmte Lolo beim Abschied mit wirklicher Dankbarkeit. Das junge Mädchen hatte wieder Behagen, Lachen zu ihnen gebracht.

„Auf Wiedersehn morgen, mein gnädiges Fräulein. Wir treffen uns also um vier Uhr auf dem See," sagte Adalbert, ganz fröhlich, als der Diener meldete, der Wagen sei da. „Ich fürchte nur, ich werde anfänglich kein sehr gewandter Begleiter sein. Ich habe so lange meine Schlittschuhe nicht mehr angeschnallt."

„O, es wird schon gehn. Ich habe auch Angst vor den ersten Schritten."

„Hoffentlich ist es mir vergönnt, Ihnen dazu die Hand zu reichen."

„Sie gehn so spät? Erst um vier Uhr?" fragte die Baronin in gemacht gleichgiltigem Ton.

„Ja, Theo ist nie früher wegzubringen. Er will immer Siesta halten. Aber wir bleiben bei Licht noch."

Der nächste Tag war kalt und klar. Auf dem glattgefrorenen See spielte die Musik. Fröhliche Paare schwangen sich auf der von hohen, weißen Bäumen umfriedeten Fläche dahin. Adalbert vergaß in der frischen Luft, bei der lebhaften Bewegung seine düsteren Gedanken. „Er ist doch ein lieber Mensch! Ich könnte ihm herzlich gut sein!" dachte Lolo.

Am Seeufer hatte sich eine Reihe von Zuschauern angesammelt, die sich an dem heiteren Bild in der Winterlandschaft freuten und den gewandten Eistanz eines besonders kühnen und kunstfertigen Schlittschuhläufers anstaunten. Als Lolo gerade, hellbeleuchtet von der Abendsonne, rastend in der Nähe des Ufers stand, fuhr Kommerzienrat Albertus in seinem Landauer vorüber, warf einen Blick hinaus und ließ sofort halten, da er die junge Dame erkannte. Vorsichtig trippelnd, schob er seine umfangreiche Gestalt in dem mächtigen Pelzrock auf dem glatten Weg vorwärts, um sie zu begrüßen. Wenn sie nicht geradezu unhöflich sein wollte, mußte sie wohl ein paar Worte mit ihm sprechen. Adalbert hatte sich auf eine Bank gesetzt, um seine Halifax, die sich gelockert hatten, fester anzuschrauben. Zu seiner Ueberraschung sah er nun seine Begleiterin in lebhaftem Gespräch mit einem Herrn, der ihr ziemlich intim in das Gesicht blickte und ihr galante Schmeicheleien zu sagen schien. Er hörte ihr Lachen, er beobachtete die koketten Bewegungen ihrer langen Gestalt mit finsteren Augen.

„Sie sind doch alle falsch!" dachte er in seiner jugendlichen Eifersucht mit raschem Groll.

Die wenigen Minuten hatten genügt, um ihm die Laune zu verderben.

Als er dann wieder Hand in Hand mit Lolo weiterfuhr, war er einsilbig und nachdenklich. Es fiel ihm plötzlich der Ton auf, in dem seine Mutter gestern gefragt hatte: „Sie gehn so spät! Erst um vier Uhr?"

Warum kümmerte sie sich um die Zeit! Er erinnerte sich auch, daß sie noch einmal aus ihrem Zimmer herausgekommen war, als er wegging, obwohl er sich schon nach Tisch verabschiedet hatte. Wollte sie sich überzeugen, daß er wirklich das Haus verließ? Am Ende wartete sie nur auf seine Abwesenheit, um den Freund, den Geliebten zu sich zu rufen!

Wenn doch alles wahr wäre! Wahr all die Lüge! Der furchtbare Betrug! Das Haarsträubende, Unausdenkbare wahr!

„Entschuldigen Sie, gnädiges Fräulein," sagte er plötzlich, „mir fällt eben ein, daß ich vergessen habe, zu Haus einen Auftrag zu geben. Ich muß unbedingt einige Bücher holen lassen, die ich brauche." Er besann sich in seiner Hast auf keine bessere Ausrede. „Ich komme in einer halben Stunde wieder, nehme nur rasch einen Wagen. Hoffentlich treffe ich Sie noch!"

Lolo sah ihm ärgerlich nach. Wenn sie gewußt hätte, daß er gleich weglaufen wollte, hätte sie sich mit dem Kommerzienrat länger unterhalten. Einsames Herumfahren war gar nicht nach ihrem Geschmack, und sie sah gar keinen Bekannten. Theo mußte seine unvermeidliche Amerikanerin im Schlitten herumschieben. Ungeduldig wartete sie auf Adalberts Rückkehr. Aber es ward dunkel; die Lichter wurden angezündet. Er kam nicht mehr. Er war doch höchst unberechenbar und unzuverlässig, der junge Mensch! Sie mußte ihn wirklich erst erziehn!

Melanie hatte an Oberleutnant Haller geschrieben: „Muß Sie heute sprechen, zwischen vier und fünf Uhr. Nicht früher, nicht später!"

Um diese Zeit war ihr Gatte immer im Museum und spielte Skat. Von seiner Seite war eine Störung ausgeschlossen. Adalbert würde sich auf dem Eis vergnügen. Sie hatte endlich eine freie Stunde, in der sie es wagen konnte, den Offizier um seinen Besuch zu bitten — einen letzten, den traurigsten, bei dem sie voneinander Abschied nehmen mußten.

Wie ihr das Herz klopfte während dieses Wartens! Vier Uhr! Sie sah unverwandt nach der Rokokouhr auf ihrem Kamin! Die Minuten verstrichen. Warum kam er so lange nicht?

Endlich, endlich!

„Ich bin für niemand zu sprechen," flüsterte sie ihrer Dienerin zu. Die alte Johanna war lang im Haus und ihrer Herrin treu ergeben. Sie hatte manches gesehn, manches verschwiegen. Nun nickte sie, mit einem heimlichen Seufzer.

Melanie hatte sich alle die Worte zurechtgelegt, die sie ihrem Freund sagen wollte, um ihm ihre Qualen während der letzten Tage zu schildern, um ihn zu rühren, ihn zu einem raschen Verzicht, zu einem großmütigen Entschluß zu bewegen.

Als er ihr nun gegenübersaß mit seinem hellen Gesicht und seinen lachenden, kecken Augen, die so warm und beredt in die ihren schauten, kam ihr die Bitte, die eine Trennung für immer bedeutete, doch nicht so leicht über die Lippen. „Adalbert ahnt, daß wir uns liebhaben," stammelte sie mit versagender Stimme. „Wer ihm den Verdacht zugeflüstert hat, ich weiß es nicht. Aber ich fürchte mich namenlos vor seinem forschenden Blick. Ich schlafe nicht mehr vor Angst. Sie dürfen einander nicht mehr begegnen, Richard! Er ist ein junger Brausekopf. Wenn er sich hinreißen ließe zu einem raschen, zornigen Wort zu Ihnen! O Gott — es ist so entsetzlich, nur daran zu denken. Es giebt nur einen Ausweg! Sie müssen die Stadt verlassen. Sofort Urlaub nehmen und dann um Ihre Versetzung einkommen. Ein Grund wird sich finden lassen —"

Er sah sie starr an. Fast hätte er aufgelacht. Er fand ihr Ansinnen ungeheuerlich. Um dieses grasgrünen, verzogenen Bürschchens willen sollte er fort, im Winter; überhaupt fort von München! Er dachte gar nicht daran. Ihn hatte Gefahr immer nur gereizt. Sie belebte sein blasiertes Empfinden.

Ein leidenschaftlicher Sinnenrausch hatte ihn zu der schönen, blonden Frau hingezogen und sie über seine innere Kälte hinweggetäuscht. Gerade das Mädchenhafte in ihrer Erscheinung, ihr kindlicher Blick hatten ihm ein unbändiges Verlangen erweckt, sie feurig erglühen zu sehn.

Sie glaubte an seine große Liebe, weil sie selbst an ihm hing mit dem tiefen, heißen Sehnen eines einsamen Herzens. Sie hatte keine Männerstudien gemacht. Sie wußte nicht, daß ein Mann recht überzeugend und stürmisch um ein Weib zu werben vermag, ohne ein tieferes Gefühl für sie übrigzuhaben.

„Sie können mir das Opfer nicht abschlagen, Richard!" flehte sie zitternd, da er schwieg. „Bedenken Sie, um was es sich für mich handelt. Mein einziges Kind, mein Sohn, er darf nicht an mir irre werden! Ich kann, ich will ihn nicht verlieren!"

„Und Ihre Liebe zu mir, die blasen Sie gleichmütig fort! Sie wiegt und zählt nicht mehr! Der Mohr soll gehn! Er ist nur im Weg!" erwiderte er bitter. Er fand es am klügsten, den Schwergekränkten herauszukehren.

„Ach Richard! Seien Sie doch nicht so ungerecht! Ich zittere ja auch um Ihretwillen! Ein Konflikt zwischen Ihnen und meinem Adalbert! Es müßte mir ja das Herz in Stücke reißen. Das müssen Sie doch einsehn!"

Fortsetzung folgt.

Der Dornenbusch.

An der Straße träum ich halb zertreten,
Wie ein Bettler einsam und allein.
Aber Sehnsucht ist in meinem Beten:
Einen Frühling möcht ich König sein,

Einmal möcht ich tausend Rosen tragen,
Und ich wollt sie alle, reich und rot,
Mir als Mantel um die Dornen schlagen,
Daß es wie ein Königspurpur loht.

Käm dann auch der Sturm, mich rauh zu grüßen,
Ich ließ gerne Blatt um Blatt verwehn,
Aber alles Land zu meinen Füßen
Müßte rings in Duft und Demut stehn.

Stefan Zweig.

Nervenhygiene in der Großstadt.

(Schluß.)

Von Geh. Medizinalrat Professor Dr. Albert Eulenburg.

Eine in ähnlicher Richtung sich bewegende, besonders nützliche und bewährte Institution sind die sogenannten Ferienkolonien, die einen Teil unserer Jugend den schädigenden Einflüssen der Großstadt gerade während der heißesten und unerträglichsten Jahreszeit entrücken, sie aufs Land, in Wald und Feld, in Gebirge und See hinausführen und sie dadurch nicht bloß körperlich fördern, sondern auch geistig mit neuen Anschauungen und Eindrücken mannigfaltig bereichern. Diese Einrichtung ist noch verhältnismäßig neu, sie hätte im abgelaufenen Jahr ihr fünfundzwanzigjähriges Jubiläum feiern können. Wir verdanken sie der Intelligenz und dem menschenfreundlichen Sinn des Pfarrers Bion in Zürich, der 1876 zuerst eine Anzahl armer und erholungsbedürftiger Zürcher Schulkinder beiderlei Geschlechts auf etwa 14 Tage unter Aufsicht eines mitgegebenen Lehrerpersonals in ländliche Ortschaften des Kantons Appenzell verteilte. Die Ergebnisse dieses ersten Versuchs waren so befriedigend, daß das gegebene Beispiel rasch in weitestem Umfang Nachahmung fand, namentlich in der Schweiz und in Deutschland, in der Folge auch in England, Italien und andern Ländern. In Deutschland bildete sich zuerst in Frankfurt a. M. ein Komitee, das unter Varrentrapp sehr förderlich für die Sache wirkte, und seit 1881 besteht ein Zentralkomitee für Sommerpflege in Deutschland neben zahlreichen Lokalvereinen. Hier und da haben sich auch schon eigene Ferienheime entwickelt. Die Auswahl der Kinder ist natürlich nicht ohne Zuziehung und Mitentscheidung des Arztes zu treffen. Was die Ergebnisse betrifft, so konnte man bei den häufig vorgenommenen Messungen fast stets eine Gewichtszunahme nach drei- bis vierwöchigem Aufenthalt in den Ferienkolonien konstatieren, die in vielen Fällen um vier- bis achtmal größer war, als die in den entsprechenden Altersklassen der Gesamtbevölkerung während der gleichen Zeit normalerweise eintretende Gewichtszunahme. Freilich geht ein Teil des Errungenen nach der Rückkehr unter den ungünstigen heimischen Verhältnissen häufig wieder verloren; doch erwiesen unter andern die von dem Frankfurter Komitee vorgenommenen Messungen, daß nach zwölf Wochen noch die Gewichtszunahme ungefähr dreimal so viel betrug, als die Durchschnittszunahme der gleichaltrigen Gesamtbevölkerung — also immerhin ein verhältnismäßig günstiges Ergebnis, zu dem überdies noch die förderlichen moralischen Einwirkungen infolge des Zusammenlebens, der geübten Disziplin und seelischen Beeinflussung seitens der Lehrer und anderer Aufsichtspersonen und die empfangenen geistigen Anregungen als wesentliche Faktoren hinzukommen.

Ein Uebelstand ist natürlich, daß die Ferienkolonien ihrer Kostspieligkeit wegen nur einem verhältnismäßig kleinen Teil der dessen bedürftigen Jugend zugängig gemacht werden können. Man hat sie daher noch in doppelter Richtung zu ergänzen gesucht. Einmal durch das System der sogenannten Stadtkolonien oder Halbkolonien, wie es zuerst in Posen dann in Elberfeld, Barmen, Düsseldorf und vielen andern Städten zur Ausführung gebracht wurde. Die Kinder bleiben dabei im elterlichen Haus in der Stadt, werden aber täglich ins Freie, auf Spielplätze, sowie zu kleineren und größeren Ausflügen gruppenweise hinausgeführt und dabei auch in einfacher Weise angemessen beköstigt. Das erscheint freilich nur als ein Notbehelf, eine halbe Maßregel. Weit förderlicher erweist sich das einen integrierenden Teil der „Sommerpflege" bildende System der Einzelpflege oder Familienpflege, das besonders in Dänemark zur Ausbildung gelangt ist und in diesem kleinen Land bereits zur sommerlichen Versorgung von mehr als 7000 Kindern alljährlich geführt hat. Die Kinder werden dabei nicht zu größeren Abteilungen vereinigt, sondern vereinzelt oder zu zweien an ausgewählte bäuerliche Familien überwiesen und der Kontrolle einer ansässigen Vertrauensperson, meist des Ortsgeistlichen oder Lehrers, unterstellt. Auch in Hamburg, Bremen und andern Städten hat dies System neuerdings Eingang gefunden und gute Früchte getragen; manche rühmen es sogar den gewöhnlichen Ferienkolonien gegenüber als vorteilhafter, weil die Kinder dabei mehr Familienanschluß finden und sich daher mehr wie zu Hause fühlen, nicht durch die beständige Aufsicht und die Disziplin eingeengt werden, die bei einer größeren Schar leicht etwas Drückendes annimmt. Ueberdies stellen sich die Kosten erheblich geringer; vielfach erfolgt die Aufnahme einzelner Kinder ganz unentgeltlich; in Hamburg schwankten die Kosten bei dem System der Einzelpflege zwischen 0,3 und 1,03 Mark täglich, während sie bei den Ferienkolonien nach Varrentrapp sich auf 1,30 bis 2,90 Mark, im Durchschnitt auf 2 Mark täglich beliefen. Bei der Bevorzugung des einen oder andern Systems wird man wohl den besonderen örtlichen Verhältnissen, der Lage der Stadt, der Beschaffenheit ihrer Umgebung, deren überwiegend ländlichem oder industriellem Charakter u. s. w. Rechnung tragen, oder man wird, wie es schon hier und da geschehen ist, an einem und demselben Ort beide Systeme nach Möglichkeit kombinieren. Es kommen auch gemischte Systeme zur Anwendung, indem die Kinder bei Familien desselben Orts zwar getrennt untergebracht werden, aber den größten Teil des Tages unter Aufsicht vereint zubringen.

Kürzer kann ich mich über sonstige Veranstaltungen fassen, die ebenfalls den Charakter der Erquickung und hygienischen Vorbeugung tragen und während der wärmeren Zeit des Jahres für den Großstadtbewohner in Kraft treten.

Dahin gehören die sogenannten Garten- oder Laubenkolonien, die, soviel ich weiß, von einem Leipziger Bürger, Schreber, der das Terrain dazu erwarb und billig verpachtete, vor etwa zwanzig Jahren zuerst ins Leben gerufen wurden und sich seitdem einer reichlichen Nachfolge in der Umgebung der meisten Großstädte, namentlich auch Berlins, erfreut haben. Wir erblicken sie bei uns nach allen Richtungen der Windrose und so nahegerückt, wie es die polypenartig ausgreifenden Riesenarme der Großstadt nur irgend zulassen. Besonders fördernd hat sich dieser Sache der Spar- und Bauverein, sowie neuerdings der Volksgartenverein vom Roten Kreuz angenommen. Es werden in der Regel Parzellen von ungefähr 11 Quadratmetern gebildet und zu einer überaus mäßigen Jahresmiete von 8 bis 12 Mark abgegeben. Diese Laubenkolonien wirken unzweifelhaft hygienisch recht wohlthätig ein, weil sie ganze Schichten der Stadtbevölkerung auf Stunden oder auf einzelne Tage wenigstens ins Freie und nicht bloß in die außerhalb der Stadt gelegenen Kneiplokale hinausführen, weil sie das Familienleben begünstigen, zugleich den Sinn für Natur, für eigene Anteilnahme an der Naturpflege und für eigene Bethätigung in Feld- und Gartenarbeit erwecken und fördern. — Das Gleiche gilt natürlich für Spaziergänge und Ausflüge, mögen sie zu Fuß,

zu Rad, zu Wagen, einzeln oder haufenweise im beliebten Kremser unternommen werden, um so mehr, je mehr sie den Charakter des wirklichen Vergnügens im Freien, des Naturgenusses zu wahren verstehen und nicht in wüste Kneip- und Tanzorgien ausarten. In dieser Beziehung könnten wir von dem Vorbild englischer und namentlich schottischer Stadtbewohner, von dem Volksleben, wie es sich zum Beispiel an Sonntagen auf den schönen, am Firth of Forth gelegenen Anhöhen in der Umgebung von Edinburgh entwickelt, noch manches lernen.

Als vorbeugende Mittel der wichtigsten Art gegenüber den nervenschädigenden Einflüssen der Großstadt haben wir ferner die auf körperliche und seelische Abhärtung zielenden Maßnahmen, Bäder, Turnen, Sportbetrieb der verschiedensten Art mit der dazu erforderlichen Trainierung. Unendlich viel ist auf allen diesen Gebieten neuerdings geleistet, und immerfort wird noch Neues herbeigetragen und empfohlen, freilich im einzelnen oft von recht fragwürdigem Wert. Ich möchte aus der großen Fülle derartiger Bestrebungen unter anderm die segensreiche Wirksamkeit des Vereins für Volksbäder unter Leitung unseres berühmten Dermatologen Lassar hervorheben; nicht minder die Anregungen zur Förderung der Volks- und Jugendspiele, wie sie namentlich durch den Abgeordneten E. v. Schenkendorff in Görlitz an der Spitze des gleichnamigen Zentralausschusses mit wahrem Feuereifer und mit einer den Widerstand der stumpfen Welt allmählich besiegenden Ausdauer seit Jahren planmäßig betrieben werden. Beachtenswert erscheinen auch die Bestrebungen von Alfred Schultze, Berlin, zur Hebung des „Rasensports", der „leichten Athletik" und von Hauptmann a. D. v. Ziegler für eine in Verbindung mit dem Schulunterricht als dessen Ergänzung gedachte methodische Schulung der Sinnesorgane, besonders der Augen. Auch der in Berlin vor einiger Zeit ins Leben gerufene Deutsche Verein für intelligente Leibeszucht, der das Licht-, Luft- und Sportbad am Kurfürstendamm gebaut hat, verdient wohlbegründete Aufmerksamkeit, keinesfalls aber die so wohlfeile, banale und verständnislose Verspottung. Näher auf alle diese Dinge einzugehen, muß ich mir an dieser Stelle freilich versagen — möchte aber ganz im allgemeinen darauf hinweisen, daß das Nervensystem ja nichts von dem übrigen Organismus zu Trennendes ist, vielmehr Grad und Umfang seiner Leistungen durch die Beschaffenheit anderer organischer Funktionen der Ernährung, Atmung, Blutbildung u. s. w. wesentlich bestimmt werden, wie umgekehrt auch das Nervensystem auf diese Funktionen bestimmend zurückwirkt. Daher fällt alles, was auf Schutz und vorbeugende Sicherung des Nervensystems abzielt, auch mit der allgemeinen Stärkung und Kräftigung und gleichmäßig harmonischen Entwicklung des Organismus vollständig zusammen. Gerade in diesem Wechselverhältnis beruht der unendliche Wert, den speziell methodische Anregung und Pflege der Haut- und Muskelthätigkeit für die Erhöhung der Widerstands- und Leistungsfähigkeit des Nervensystems und für dessen normales Funktionieren erfahrungsgemäß darbieten.

Und nicht zum letzten beruht hierin ebensosehr der Wert der allgemeinen Erholung und Ruhe für Entspannung und Beruhigung der überreizten, übermüdeten, erschöpften Nerven. Wir müssen daher für den besonders geplagten und arbeitsüberlasteten Teil der Großstadtbevölkerung immer und immer wieder das Verlangen einer Herabminderung der täglichen Gesamtarbeitsmenge und noch mehr einer Herabminderung in der Kontinuität der täglichen Arbeitsleistung zum Zweck ausgiebigerer Erholung stellen und unterstützen. Es wird im ganzen bei uns zu viel, zu lange und zu anhaltend, vielfach wirklich „von früh bis spät" und mit spärlichen, unzureichenden Unterbrechungspausen gearbeitet. Alles ist überlastet — von den höchstgebietenden Staatsbeamten bis zum Postschalterassistenten, zum Bahnwärter und Weichensteller, vom Chef der größten Handlungshäuser bis zum untersten Geschäftsangestellten und Ladendiener herunter. Weniger Arbeitsquantität bei gleicher oder womöglich noch besserer Qualität bildet daher die Losung. Daß es auch anders geht, lehrt uns vor allem das Beispiel des kommerziell und industriell weitaus am höchsten entwickelten Landes, Großbritanniens, das sich nicht bloß der am strengsten durchgeführten Sonntagsruhe (übrigens ohne obrigkeitliche Anordnung und Bevormundung) erfreut, sondern wo auch die Post ihre Schalter und Briefkästen um 6 Uhr abends sperrt und die Geschäftsordnung sich diesen Verhältnissen ganz allgemein und ohne fühlbare Unzuträglichkeiten durchweg angepaßt hat. Die Geschäftszeit würde in Nachahmung des englischen Vorbildes bei uns im großen und ganzen freilich absolut verkürzt, doch würde immerhin durch Einschränkung der jetzigen langen Mittagspause eine annähernd gleiche Arbeitszeit wie bisher zu erzielen sein, und jedenfalls würde die Geschäftsarbeit früher, in den späten Nachmittags- oder ersten Abendstunden der Regel nach ihren Abschluß erreichen, während jetzt die Ausnutzung aller Tagesstunden und aller Arbeitskraft bis spät in den Abend hinein förmlich die Regel bildet. Unter solchen Umständen müssen dann freilich alle auf Ableitung, Kräftigung und Erholung abzielenden hygienisch-ärztlichen Ratschläge wegen des absoluten Zeitmangels und der meist viel zu weit vorgeschrittenen körperlichen und geistigen Erschöpfung durch die Tagesarbeit vollständig versagen. Auf diesem Gebiet muß es allen vereinten Kräften durch Belehrung, Aufklärung, Aufrufen der öffentlichen Meinung mit der hoffentlich nicht fehlenden Beihilfe der Presse allmählich gelingen, sozial-reformierend zu wirken.

Und noch einer andern großen Bevölkerungsklasse wird vielleicht auf demselben Weg die gerade in Großstädten besonders dringliche soziale Wohlthat der Arbeitseinschränkung und Entlastung allmählich zu teil werden, nämlich allen Hausangestellten, vor allem aber den Hausfrauen selbst, die in vielen Häusern und Familien den ganzen Tag über buchstäblich keinen ruhigen Augenblick finden und in sorgenvoller Kleinthätigkeit nur zu oft ohne rechte innere und äußere Befriedigung verkümmern. Auch für sie bereitet sich vielleicht die so heiß ersehnte Erlösung bereits vor. Die Lösung des Problems liegt hier in dem verschiedentlich angeregten Gedanken der Genossenschaftlichen Wirtschaftsführung als Ersatz der bisherigen Einzelwirtschaft, womit die Aufgabe der letzteren auf ein Minimum herabgesetzt und zugleich auch die leidige, für unsere Hausfrauen stets so brennende Dienstbotenfrage zu beiderseitigem Vorteil praktisch erledigt wird, da solche genossenschaftlichen Betriebe natürlich nur mit einem viel geringeren und besonders vorgeschulten Personal arbeiten und andrerseits die Arbeitszeit genau festsetzen könnten. In Amerika hat besonders Mrs. Stetson in ihrem 1899 erschienenen Buch „Women and Economics" diesen Bestrebungen eine machtvolle litterarische Unterlage geschaffen. Bei uns, wo diese Ideen noch jünger sind und durch die Verhältnisse, vor allem durch den zähen Konservatismus oder (wie Lombroso sich ausdrückt) „Misoneismus" der Frauen selbst weniger begünstigt werden, ist neuerdings Frau Lilli Braun als eifrige Vorkämpferin dafür thätig, und es hat sich auch kürzlich ein Verein für Hauswirtschaftsgenossenschaft gebildet. Wenn manche von diesen Bestrebungen einen Verlust der Häuslichkeit, eine Schädigung des Familiensinns und Familienlebens befürchten, so vermag ich diese Besorgnisse in keiner Weise zu teilen. Ich glaube

vielmehr, daß damit in der That ein recht erheblicher Kulturfortschritt sich, wenn auch langsam, vollziehen wird, und daß unsere von unbedeutendem und unwürdigem Kleinkram erlöste Frauenwelt sich größeren und lockenderen Aufgaben und Arbeitsgebieten zuwenden, vor allem den geistigen Bestrebungen und Kämpfen der Zeit noch regeren und erfolgreicheren Anteil schenken wird, als es bei einem kleinen Teil nicht bloß der amerikanischen, sondern auch der europäischen Frauen schon gegenwärtig der Fall ist. Freilich mag das alles manchem als phantastische Zukunftsschwärmerei erscheinen; aber warum sollen wir im Beginn des Jahrhunderts, das ja auf das berühmte Weltbeglückungsjahr 2000 Bellamys losmarschiert, uns nicht einigen kühnen Zukunftsphantasien ungestraft überlassen?

Wir haben uns bisher im wesentlichen mit dem Problem beschäftigt, wie den schweren, durch die Arbeit im Daseinskampf veranlaßten Schädigungen in Großstädten auf nervenhygienischem Gebiet entgegenzuwirken ist. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß nicht bloß das Arbeitsleben, das intensivere und quantitativ gesteigerte Arbeiten und das beschleunigte Arbeitstempo in Großstädten es ist, was schwere Schädigungen der Gesundheit, namentlich für das Nervensystem, nach sich zieht, sondern ebenso sehr und vielleicht noch mehr das Genußleben, und auch hier ebensowohl das vermehrte Genußquantum, wie das gesteigerte und erhitzte Genußtempo. Erwägen wir einerseits die unendliche Fülle der Lockungen, die sich dem Großstadtbewohner fast bei jedem Schritt in der mannigfachsten Form entgegen- und förmlich aufdrängen, andrerseits die bei dem erhöhten Zeitwert gebotene Beschleunigung, in der sich für ihn der Genuß ebenso wie die Arbeit in der Regel abspielen muß, so werden wir über die daraus sich ergebenden Keime schwerer und mannigfacher nervös-seelischer Schädigung kein Befremden empfinden. Es erscheint fast undenkbar, diese ganze Seite des Gegenstands zu berühren, ohne wenigstens zweier der größten Uebelstände des Großstadtlebens, der Verlockungen des Alkoholismus und der Prostitution, ganz kurz zu gedenken. Freilich wäre es verfehlt, diesen beiden ungeheuren sozialen Schäden gegenüber einfach nach gesetzlichen und polizeilichen Schutzmaßregeln zu rufen. Daß wir für eine durchgreifende staatliche Initiative auf diesem Gebiet noch keineswegs reif sind, das liegt nicht an dem Mangel verfügbarer und energisch wirkender Abhilfsmittel an sich, noch weniger an dem guten Willen der beteiligten staatlichen und kommunalen Organe, sondern es liegt wesentlich daran, daß die „öffentliche Meinung“ — oder wir mögen auch sagen die öffentliche Moralität — noch nicht entfernt darauf eingerichtet, daß sie noch nicht gestimmt und gewillt ist, diesen Uebeln mit den allerdings erforderlichen radikalen und gewaltsamen, in die „Freiheit“ des Einzelnen teilweise tief einschneidenden Mitteln entgegenzutreten. Lieber begnügt man sich damit, diese beständig eiternden Wunden am Volkskörper, deren Existenz man nicht leugnen kann, statt gründlicher Ausbrennung und Zerstörung mit den milden Deckpflästerchen zu überkleben, die wir Schutzmaßregeln oder Eindämmungs- und Kontrollmaßregeln zu nennen belieben. Von einer tiefgreifenden Wirksamkeit dieser Maßregeln dürfte wohl noch kein Eingeweihter innerlich überzeugt sein; doch reicht es eben aus, um der Welt verkünden und allenfalls auch sich selbst einreden zu können, daß doch etwas gethan sei — oder gethan zu werden scheine („ut aliquid fecisse videamur“). Das kann und wird erst anders werden, wenn in immer breitere Volksmassen (und vor allem natürlich in den „führenden Kreisen“) die Einsicht durchgedrungen sein wird, daß auch diese sozialen Schäden und Krankheiten bezwungen werden können, bezwungen werden müssen, und daß wir ihnen allerdings zu dem Zweck mit gleichem Ernst, gleicher Thatkraft entgegentreten müssen, wie es auf dem Gebiet der Seuchenbekämpfung und Seuchenverhütung, der Massenkrankheiten, der Tuberkulose, Malaria, Pest, Lepra u. s. w. gegenüber neuerdings mit immer wachsendem Erfolg geschehn ist. Bis diese Einsicht sich durchgesetzt haben wird, dürfen wir freilich auch die kleinen Mittel und Mittelchen nicht verschmähen und müssen alles Gebotene dankbar hinnehmen; und so wollen wir z. B. im Kampf gegen die Trunksucht auch gern und freudig die vom deutschen Verein für Volkshygiene in Aussicht gestellten Handwagen begrüßen, die während des Winters auf den Straßen umherfahren und Thee oder andere Alkoholersatzgetränke zu billigen Preisen feilhalten sollen. Noch mehr dürften sich zu gleichem Zweck die in London bereits vielfach bewährten Volkstrinkstuben (Läden) empfehlen, in denen Thee, Kaffee und andere erwärmende und leicht anregende Getränke besonders während der kalten Jahreszeit verabreicht werden. Mit Rücksicht auf den Umstand, daß die ambulanten Trinkküchen und die Läden erfahrungsgemäß von Kindern und halbwüchsigen Personen am meisten frequentiert werden, dürfte auch anzuraten sein, anstelle von Kaffee und Thee, die hier nicht immer ganz passend sind, Surrogatgetränke von zugleich größerem Nährwert zu verabreichen. Jedenfalls ist aus allen Kräften der so überaus schädlichen Verabreichung alkoholischer Getränke an Kinder nachdrücklich zu wehren.

Anderweitigen Einzelheiten auf diesem Gebiet hier nachzugehn, verbieten Zeit und Ort; es würde das passender den Gegenstand einer besonderen Erörterung der Hygiene des Genußlebens in Großstädten bilden. Wäre denen, die solchem Genußleben frönen und es an allen seinen Quellen begierig aufsuchen, mit hygienischen Lehren und Ratschlägen überhaupt gedient? Und wäre ihnen damit irgendwie beizukommen? Ich wage das meinerseits kaum zu hoffen. Die Motte wird sich immer am Licht verbrennen — und der auf Genuß Erpichte an den „Freuden der Großstadt“, die ihm nur zu oft zu recht bitteren Leidensursprüngen werden. Hier kann weder der Hygieniker noch der Arzt helfen; hier müßte von Rechts wegen jeder sein eigener Berater und Erzieher sein und, wofern es nicht anders geht, durch Schaden klug werden — wenn er es nur dann wenigstens würde. Die freilich, die für solches Berater- und Erzieheramt noch lange nicht das Reifezeugnis erlangten, die sollten einsichtsvolle Eltern und Angehörige von der Großstadt und von ihren Genüssen und Lockungen so lange wie möglich entfernt halten. Leider geschieht nur zu oft das Gegenteil; um so erfreulicher wirken die Ausnahmen. Es ist mir aus neuerer Zeit das Beispiel eines berühmten süddeutschen Hochschullehrers in Erinnerung, der aus der kleinen Universitätsstadt, wo er lehrte, nach Wien berufen, diesen Ruf mit der ausdrücklichen Begründung ablehnte, daß er es vorziehe, seine Kinder nicht inmitten einer Großstadt aufwachsen zu lassen. Er hat recht, tausendmal recht, aber wie wenige wären bereit, seinem Vorbild zu folgen! Das vermehrte, verallgemeinerte und überhastende Drängen nach Genuß, das nicht einmal die Grenzen der eigenen Genußfähigkeit berücksichtigt, gehört einmal zur Signatur und zu den mindest erfreulichen Zeichen einer Zeit, die den Wert materieller Güter maßlos überschätzt und mehr als je in dem dem ursprünglich deutschen Wesen so fremden Erfolg- und Machtkultus und der Anbetung des Reichtums quand même aufgeht. Es kann hier nicht alles, wozu diese Betrachtung einladet, gesagt, nicht jedes gegen diese roh materielle Lebensauffassung verwertbare Argument ins Feld geführt werden. Nur das eine muß gerade vom hygienisch ärztlichen Standpunkt aus besonders betont werden, daß nur in der leiblichen und seelischen Gesundheit die unverrückbare Grundlage alles wirklichen

individuellen Glücks und aller Zufriedenheit zu finden ist, daß diese aber mit einem nervenzerrüttenden Genußleben niemals verbunden sein kann, sondern nur mit einer Lebensführung, die Arbeit und Ruhe, Einfachheit und enthaltsame Mäßigung in harmonischer Weise vereint und die unter den zur Auswahl an der Tafel des Lebens bereitstehenden Genüssen die geistigen und ideellen vor den grob materiellen Befriedigungsmitteln einsichtig bevorzugt. Die individuelle Hygiene erfordert eben zu ihrer Ausübung nicht bloß Wissen und Kenntnisse, sondern noch mehr gewisse moralische Eigenschaften, vor allem Selbstbeherrschung, Selbstdisziplin; wer diese nicht sich anzuerziehn und wer sie nicht den Verlockungen und Verführungen der Großstadt gegenüber aufrechtzuhalten versteht, an dessen Lebensführung wird man mit dem Maßstab nervenhygienischer Lehren und Grundsätze niemals herantreten dürfen.

Die Rute in der Kinderstube.

Eine Betrachtung von Marthe Renate Fischer.

Wir strafen unsere Kinder durch körperliche Züchtigung und durch Versagungen, durch Hunger, durch Entziehung der Freiheit u. s. w. Wir strafen sie bei Faulheit, Nachlässigkeit, Widersetzlichkeit, bei Frechheit, Lüge, Naschhaftigkeit, bei Unordentlichkeit und Ungehorsam, bei Veruntreuung, Vertrauensbruch und Charaktergemeinheiten. Wir strafen sie aus innerer Ueberzeugung nach reiflicher Prüfung, aber auch aus Prahlerei, Größenwahn und Denkfaulheit, aus Wut, Aerger u. s. w. Bei der Erziehung heißt, die Macht haben, leider in vielen Fällen auch: die Macht mißbrauchen.

Ich kenne einen Familienvater, der, wenn eins seiner Kinder irgendetwas thut oder spricht, was nicht seine Billigung findet, sich grübelnd fragt: „Was habe ich falsch gemacht? Irgendetwas muß ich nicht richtig angefaßt haben, daß mein Kind so sprechen oder thun konnte." Ich traf ihn vor Jahren in einem solchen Konflikt an. Von Bestrafung des Töchterchens war keine Rede. Das Kind hatte sich jedenfalls der Erziehung der Eltern gemäß betragen, irgendwo hatten die Eltern also die Erziehung fahrlässig gehandhabt. Unvermutet that sich die Thür auf, und die kleine Sünderin kam herein. Sie kam mit erhobenem Köpfchen ohne Furcht und falsche Scham; aber sie hatte vom Weinen dick verschwollene Augen. So fiel sie dem Vater um den Hals, und der Mann hatte zu thun, daß er nicht mit seinem Kind um die Wette weinte.

Einem andern Vater begegnete das folgende. Er hatte jahrelang eine Orchidee vergebens zur Blüte zu bringen gesucht, was nun endlich glückte. Durch die Freude des Mannes wurde das Schwellen der Knospen sozusagen zu einem Familienereignis. Auch der jüngste Bube nahm regen Anteil und lief allmorgendlich, wenn er dem Fräulein kaum entwischt war, zum Standort der Gefeierten, wo er auf seine Weise beobachtete. Und da fand er denn eines Morgens die Blüte erschlossen. Was thun angesichts dieses großen Geschehnisses? Mama war ausgegangen, Papa unten im Kontor. Fassen und herabheben konnte der kleine Kerl den Topf mit der Blume nicht. So stieg er auf einen Stuhl, brach den Schaft mit Blüte und Knospen ab, entwischte durch die Wohnungsthür und stellte sich glückstrahlend bei seinem Vater ein. Auch diesem Vater war die Kunst der Selbstbeherrschung zu eigen, und er entlud seinen Groll nicht in Gestalt einer gutsitzenden Ohrfeige, wie es so viele gethan hätten.

Ich kenne eine schöne Frau, die die intimste Freundin ihrer schönen Tochter ist. Sie hat um diese Tochter mit der Kraft eines Riesen gerungen. Alle nur denkbaren Strafen sind über die Kleine dahingegangen. Der Racker war unordentlich, ungehorsam, widersetzlich, verstockt und daneben ein entzückender, huschender Sonnenstrahl. Vier Wochen hatte diese Mutter einen Engel von einem Kind, in der fünften aber ein abscheuliches kleines Geschöpf, das häßliche Antworten gab und die Mutter mit bösen Blicken bedrohte. Die Eltern behandelten das Kind mit großer Strenge. Es kam so weit, daß man schon erwog, ob es nicht besser sei, die Kleine aus dem Haus zu geben, um allen Teilen ein wenig Frieden zu retten. Und jetzt nun, wo der Kampf gegen das Kind so erfolglos verlaufen war, jetzt begann die Mutter als letzten verzweifelten Versuch, in dessen Gelingen sie wenig Hoffnung setzte, den Kampf gegen sich selbst. Sie begab sich ihrer Hoheitsrechte, ging werbend zu ihrer kleinen Tochter und fragte, ob sie sie als ihre Freundin annehmen wolle. Sie liebkoste das Kind, wo sie es sonst gescholten hatte, bat es, wo sie es sonst gezüchtigt hatte. Sie hatte einen riesengroßen Kampf zu bestehen, um sich selbst zu bändigen. Sie verausgabte die Kraft von vier Männern, so zügelte sie sich. Aber die Seele ihres verstockten Kindes lag vor ihr aufgeschlagen wie ein Buch, darin sie mit bebendem Entzücken las. Der Sonnenstrahl huschte immer ihr zur Seite. Ein wenig unpünktlich, ein wenig unbekümmert, aber mit felsenfestem Vertrauen in die Liebe der Mutter. Keinmal — und wir sprechen hier von keinem Romanfall, sondern von einem Wirklichkeitsfall — hat diese Frau mehr das böse Blitzen im Auge ihrer Tochter gesehn. Heute ist die Tochter ein schönes, erwachsenes, prächtiges Mädchen mit großem Respekt vor der Klugheit und dem Edelmut ihrer Mutter, die sie vergöttert.

Was haben wir falsch gemacht — dieses kluge, feine Wort sollte immer in unsern Gedanken auftauchen, ehe wir zu einer Bestrafung unseres Kindes schreiten. Unser Größenwahn ist hinfällig geworden, der uns bis dahin verboten hat, die Schuld an den Verstößen unseres Kindes im eigenen Verhalten zu finden; wir sind dahin gekommen, uns zu fragen, mit welchem Recht wir unser Kind denn strafen, da wir selbst die Schuldigen sind. Und da wir nicht gewissenlos und unklug sind, so bleiben wir hierbei nicht stehen, sondern trachten danach, daß wir in Zukunft weniger fahrlässig bei Handhabung der Disziplin vorgehn.

Auf dem Schreibtisch liegen vier Stahlfedern, die eigentlich ja in die Schachtel gehören. Aber die Schachtel hat das jüngste Haustöchterchen genommen, hat sie mit



Blättchen ausgepolstert und zwei Marienkäfer darin zur Ruhe gebracht. Die Mutter, von peinlichem Ordnungssinn, die während der ganzen Woche viel durch ihre gesellschaftlichen Pflichten in Anspruch genommen war und demzufolge schon mancherlei im Hausstand zu rügen fand, sieht die Stahlfedern auf dem Schreibtisch liegen. Wo ist die Schachtel geblieben? Wer hat die Schachtel genommen? Wer hat die Stahlfedern ausgeschüttet? Niemand ist es gewesen. Die Frau ist gleich so thöricht erregt. An die Dienstboten kann ja nicht gedacht werden; hier haben Kinderhände gewaltet. Und sie ist erzürnt: in ihrem Haushalt geht etwas nicht glatt und ist etwas nicht klar. Die Kinder werden ins Gebet genommen, zuletzt die Jüngste, eine kleine, verschüchterte Seele. Augen und Stimme und Antlitz der Mutter sind hart und kalt. Da kommt das Angststammeln: nein, sie weiß nicht. — Unerhört! Eins ihrer Kinder lügt. Der Spruch lautet: das schuldige Kind habe sich zu melden. Es werde ein Exempel statuiert werden. Frist bis zum nächsten Tag. — Am nächsten Tag schleppt sich dann das jämmerlich zitternde Menschenhäuflein zur Mutter. Und das Exempel wird statuiert. Ein paar Tage später ist Damenbesuch da. Die Mutter erzählt: „Denken sie nur, gerade dieses Kind, das ich noch nie habe zu strafen brauchen. Aber ich dulde keine Lüge bei meinen Kindern." Es wird laut gesprochen; das gezüchtigte Mädel — es ist zehnjährig — sitzt im Nebenzimmer, und was es hört, frißt an seinem empfindlichen Ehrgefühl.

Weshalb hat sich diese Mutter nicht gefragt, ob sie ihre Frage auch richtig gestellt hat? Ob sie ihr kleines Mädchen richtig verstanden hat? Ob dieses „Nein, ich weiß nicht" nicht vielmehr Angststammeln als Lüge war? Und wenn es denn schon Lüge war, ob sie wohl daran that, über das nie zuvor gestrafte Kind die Schmach einer grausamen Züchtigung und noch grausameren Beschämung ergehen zu lassen? Ob sie nicht eine Wunde riß, die nie wieder zuheilte? Ob sie nicht eine Entfremdung für alle Zeiten einleitete?

Der Hausvater hat Aerger im Beruf gehabt. Während des Essens knufft ein Junge den andern unter dem Tischtuch. Tausendmal ist es schon geschehen, ohne daß der Vater daran Anstoß nahm. Heut macht er das Ventil auf und läßt seine üble Laune lospuffen. Wo ist der Stock?! Ja, der Stock ist nicht am Platz hinter dem Spiegel. Frechheit! Verlotterte Wirtschaft! Das soll angestrichen werden! Hiebe reiherum! Daß es Ernst ist, wissen die Kinder. Daß die Gefahr steigt, wenn der Stock nicht sehr bald gefunden wird, wissen sie auch. Schluchzend stürzen sie in der Stube umher und suchen den Stock. Und die Mutter sucht mit ihnen, mit Thränen in den Augen und Thränen im Herzen. Gott sei Dank, da ist er, der Stock! Nun geht die Exekution los unter dem jammervollen Geschrei der Knaben und Mädchen. Und der Mann empfindet es mit Befriedigung, daß er sechs Kinder hat, so kann er seine Wut denn genügend abfließen lassen. Hat denn der Mann keinen Verstand, daß er nicht merkt, wie seine Kinder die ungezogensten aus der ganzen Stadt sind, vorlaut, frech, abgebrüht durch die Ungerechtigkeit der Bestrafungen? Zehnmal gehen alle Verstöße ohne Strafe ab, beim elftenmal hat Vater schlechte Laune, dann haut er eben. Ueber große Liebe seitens seiner Kinder wird der Mann sich niemals zu beklagen haben.

Und nun jener andere Vater! Er kommt müde heim. Herab vom Gaul. Nur zwei Augen voll Schlaf. Seit vier Uhr früh ist er schon auf den Beinen. Ueber Mittag, in der Freizeit der Arbeiter, darf er nicht ruhen, da möchte er sich am liebsten sogar vervielfältigen und an zehn Orten zugleich sein. Während er auf dem Sofa liegt, sitzt das Kleine in der Veranda mit seinem Trompetchen. Und zu dem abgespannten Mann, der schlafen möchte, klingt es herein mit der eintönigen Beharrlichkeit einer blutgierigen Bremse: tut—tut—tut— bis der Mann das Fenster aufreißt und zum Donnerwetter Ruhe gebietet. Nun trollt sich das Kleine wohl mit schiefem Mäulchen; aber der Dicke kommt phlegmatisch und ahnungslos daher geschlendert, faßt das Trompetchen und fängt zu tuten an. Beim zweiten dünnen Trompetenstoß packt ihn was ins Genick, und des Vaters Reitpeitsche saust ihm um die nackten Knie. Hinterher kommt's ja heraus, daß er nur eben mit dem Trompetchen einmal versucht hat und von keinem Verbot etwas wußte. Der Vater spricht: „Du hast's eben weg für das nächste Mal. Hilf nur dran denken."

Wir hatten während einiger Jahre ein sehr gebildetes, phantasie- und blumenreiches Dienstmädchen, das natürlich auch von der Seelenwanderung schon gehört hatte und eines Tags zu meiner Mutter sagte: „Ich weiß nich mit unser Fräulein, die paddelt so viel ins Wasser umher, die wird doch gewiß mal ne Ente ins jenseitige Leben."

Nein, eine Ente zu werden, das wünsche ich mir nicht. Aber ein beseelter Rohrstock möchte ich werden, eine Art Prügelgeist. Wie mancher wackere Hausvater und wie manche wackere Hausmutter sollten mich da zu spüren kriegen. Wo einer sein Kind in Aerger und Nichtsnutzigkeit, in Unüberlegtheit und Größenwahn züchtigte oder sonst durch Arbeit, Beschämung und Versagen strafte, da würde ich auf der Bildfläche erscheinen und den Spieß umkehren. Ich würde auch jene hochverehrte, liebenswürdige alte Dame beim Wickel nehmen, die unlängst mit Genuß konstatierte, was der Herr Schmidt für ein vorzüglicher Hausvater sei. Er fackle nicht lange. Wenn er kaum in die Wohnung trete, so sehe er sich auch nach dem Rohrstock um, und man höre hinterher gleich einen seiner Jungen brüllen. Auch ein zartbesaiteter Mann und großer Aesthetiker sprach mir vor einiger Zeit von der nicht abzuleugnenden, auffrischenden Wirkung der Prügel.

Wer sein Kind liebhat, der züchtigt es. Kaum jemals ist ein schönes und wahres Wort so viel mißverstanden worden wie dieses. Der große Prozentsatz der Eltern, die ihr Hauptaugenmerk bei Erziehung ihrer Kinder darauf richten, daß die Strafe eher einmal zu viel als zu wenig eintrete, führt es im Mund. Das Wort will aber keineswegs zur kopflosen Ausnutzung unserer Macht anreizen.

Unser Junge hat seinem Brüderchen einen Bleisoldaten fortgenommen und hat ihn beseitigt — doch wohl nicht deshalb, daß er um die Liebe seines Brüderchens werben möchte? Nein, unser Kleiner ist ein liebes, pedantisches Kerlchen, der seine Spielsachen besser hält als der größere. Sind wir aber auch ganz sicher, daß wir unsern Jungen recht verstanden haben? War es wirklich seine Absicht, das Brüderchen in Verlust zu setzen? — Wir passen nun auf. Unser Nesthäkchen kaut ganz bedächtig an seinem Kuchen, unser Junge hat den seinen bereits aufgeschlungen. Wir fühlen mehr, als daß wir es sehen, wie er scheele Blicke wirft. Und richtig, er setzt sein Brüderchen wieder in Verlust: er rennt den Kleinen an. Dem entfällt der Kuchen, und

Polly, unser Hund, frißt ihn auf. Es sieht ja beinah zum Kranklachen aus, wie das Nesthäkchen verdutzt mit der Hängelippe dasteht; aber unser Herz fängt doch an, uns weh zu thun. Das war keine Schalkerei von unserm Jungen. Er sitzt ja da und lacht, daß er sich krümmt. Aber es ist nicht ganz das liebkosende und lustige Lachen, wie wir es von unsern Kindern hören möchten. — In Schmerz und Zorn greifen wir zur Rute und hauen unsern Kleinsten durch. Was hat er gemacht? Er hat einen Zehnpfenniger, den wir unordentlicherweise auf dem Tisch liegen ließen, genommen, ist zum Kaufmann getappt und hat Naschwerk geholt. Er ist gleich geständig. Aber durch wen sind wir dahintergekommen? Durch unsern Jungen. Und nicht in direkter Angabe, die die Ohrfeige herausgefordert hätte. — Wenn wir erst ein wenig zu Verstand gekommen sind (wir hätten ihn erst gar nicht verlieren sollen) nach dem Aerger mit dem Nesthäkchen, so fängt unser Herz an zu bluten über unser älteres Kind. Wir richten Rede und That danach ein, um auf unsern Jungen einen weckenden, warnenden, veredelnden Eindruck zu machen. Und es sieht auch aus, als dürften wir unsere Befürchtungen zu Grabe tragen. Da, eines Tags, unser Kleiner hat sich ein kindisches Beetchen angelegt mit einer fetten, vollblühenden Butterblume, die er alle Tage in rührender Beflissenheit an andere Stelle pflanzt — da, eines Tags sehen wir, wie unser Junge durch das Beetchen geht, recht mit Absicht den Hacken mitten auf die Butterblume stellt. Es wird ganz klar vor unsern Augen. Charaktergemeinheit liegt vor. Nun denn in Gottes Namen unsern Jungen daher gerufen, den Rohrstock zur Hand genommen und los mit der Hiebe, aber um der guten Früchte willen, die diese bittere Saat ihm tragen soll, nicht zu wenig. Wer sein Kind liebhat, der züchtigt es.

Es ist unserer unwürdig, daß wir einen Unschuldigen strafen. Ungerecht empfangene Strafe wirkt auch nicht erzieherisch. Unverdienter Tadel reizt auf. Unverschuldete Versagungen und unverschuldete böse Worte rufen Trotz und Entfremdung hervor. Vor allen Dingen aber sollte man sich hüten, eine körperliche Züchtigung zu teil werden zu lassen, die nicht vollauf an ihrem Platz ist. Es giebt ja widerstandsfähige Naturen, die sie abschütteln und nicht besonders tragisch nehmen; aber es giebt auch Kinder mit delikatem Empfinden, die immer das Entehrende herausfühlen werden und deren Ehrgefühl und oft auch Schamgefühl schwer dadurch verletzt wird.

Hat unser Kind sich eines Fehls schuldig gemacht, so ist es doch wohl richtig, wenn wir in erster Reihe uns selbst fragen, ob wir ganz ruhig sind, nicht durch andere Vorkommnisse verärgert, nicht im Zorn durch Unbequemlichkeiten, die uns das Verhalten unseres Kindes einträgt oder noch eintragen könnte. Sodann ist es gewiß richtig, daß wir uns fragen, ob wir unser Kind auch recht verstanden haben, ob die junge Seele nicht etwa einen andern Flug als den uns wahrscheinlich dünkenden genommen hatte. Hat sich der Fehl jedoch herausgestellt, so würden wir vorerst noch zu prüfen haben, ob wir durch eine sanfte Ermahnung, durch eine eindringliche Bitte nicht nachhaltigeren Erfolg als durch das Verhängen einer Strafe erzielen würden. Die Frage, die wir hinterher an uns zu richten hätten, würde lauten: „Was haben wir falsch gemacht? Was müssen wir in Zukunft besser machen?"

Was die Richter sagen.

Mord oder Totschlag?

Der Laie wird selten imstande sein, die Frage, wodurch sich der Mord vom Totschlag unterscheidet, richtig zu beantworten. Meist wird er wohl sagen, Mord sei die vorher mit Ueberlegung geplante, Totschlag die im Affekt ausgeführte vorsätzliche Tötung eines Menschen. So unterschied allerdings die „Peinliche Halsgerichtsordnung" Kaiser Karls des Fünften, und da sie jahrhundertelang in Geltung gewesen ist, so haften im Volksbewußtsein noch die überkommenen Begriffe. Das seit 1871 geltende Reichsstrafgesetzbuch jedoch bestraft als Mord die vorsätzliche Tötung, wenn die Tötung mit Ueberlegung ausgeführt ist, als Totschlag die nicht mit Ueberlegung ausgeführte absichtliche Tötung. Der Unterschied liegt also in dem Verhalten des Thäters während der Ausführung der That. Ein Mörder ist nur der, der bei der Tötung mit voller Ueberlegung handelt. Wer also, um einen andern zu erschießen, mit geladener Flinte in einen Hinterhalt sich legt, dort aber von dem Gegner überrascht wird und dann in einem sich entspinnenden Wortwechsel aus Wut über eine fallende Beleidigung den Gegner auf der Stelle erschießt, begeht einen Totschlag. Wer dagegen in einem Wirtshaus mit einem Freund zusammensitzt und von diesem durch eine Beleidigung zu solcher Wut gereizt wird, daß er sich entschließt, ihn auf der Stelle zu töten, macht sich, wenn er so viel kaltes Blut behält, daß er bei der Tötung mit voller Ueberlegung handelt, des Mordes schuldig, mögen auch zwischen dem Entschluß zur That und der Ausführung nur wenige Minuten liegen.

Für den Mord kennt das Strafgesetzbuch unter allen Umständen nur eine Strafe — die Todesstrafe. Der Totschlag dagegen ist bedroht mit Zuchthausstrafe von fünf bis zu fünfzehn Jahren; beim Vorliegen von mildernden Umständen kann auf Gefängnisstrafe nicht unter 6 Monaten erkannt werden.

Wer vom Schwurgericht verurteilt ist, kann binnen einer Woche nach Verkündung des Urteils Revision einlegen. Ueber die Revision entscheidet das Reichsgericht. Die Einlegung der Revision hemmt die Vollstreckung des Urteils. Das Reichsgericht hat aber nur zu prüfen, ob das Urteil auf einer Gesetzesverletzung — also insbesondere auf falscher Anwendung der Strafprozeßordnung oder des Strafgesetzbuches — beruht; es darf also nicht nachprüfen, ob das Schwurgericht die Beweise richtig gewürdigt, z. B. Zeugen zu Unrecht Glauben geschenkt oder den Glauben versagt hat.

Der Laie verwundert sich zuweilen darüber, daß ein Gericht neben der Todesstrafe noch eine Zuchthausstrafe festsetzt. Die Erklärung liegt eigentlich nicht fern. Möglich ist ein solches Urteil natürlich nur, wenn es sich um mehrere voneinander gänzlich unabhängige Thaten des Angeklagten handelt. Steht jemand im Verdacht mehrerer Strafthaten, so muß die Staatsanwaltschaft wegen aller Delikte Anklage erheben, und dann werden auch in der Verhandlung alle Delikte erörtert. Es wäre nun, falls das Gericht wegen der einen Handlung auf Todesstrafe erkennen will, höchst unzweckmäßig, wenn es bei solcher Sachlage sofort wegen der andern Handlungen das Verfahren einstellen oder gar freisprechen müßte. Denn das Gericht kann bei Fassung des Urteils nicht vorhersehn, welches Schicksal das zu fällende Todesurteil haben wird: es kann auf Revision aufgehoben werden, und das zweite Schwurgericht kann dann die That ganz anders beurteilen, es kann auch im Gnadenweg abgeändert und durch eine zeitlich begrenzte Freiheitsstrafe ersetzt werden. In beiden Fällen kann für die Vollstreckung der durch die andern Handlungen vom Angeklagten verwirkten Freiheitsstrafen sehr wohl Raum sein. — Körperverletzung mit tödlichem Ausgang liegt dann vor, wenn der Thäter lediglich beabsichtigte, den Gegner zu verletzen, die verursachte Verletzung aber, ohne daß der Thäter es wollte, den Tod herbeiführte.

Das Bismarckzimmer im Reichskanzlerpalais.

Hierzu 2 Spezialaufnahmen für die „Woche".

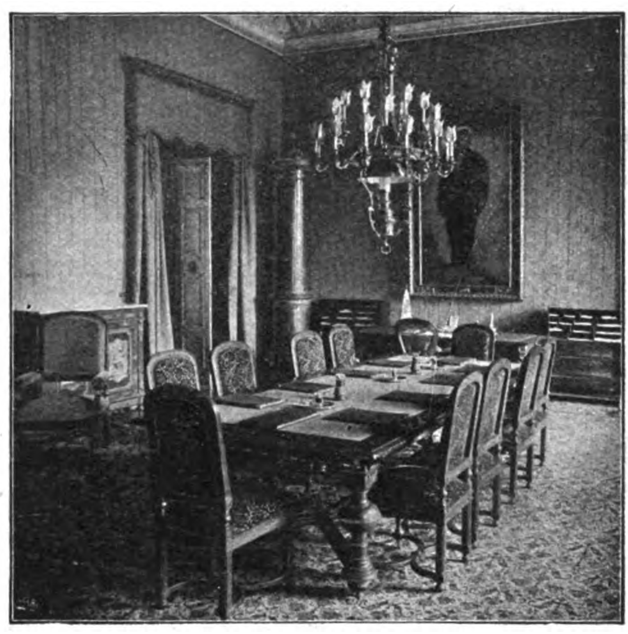
Es giebt ein Bismarckmuseum, Bismarcksäulen und Bismarcktürme, die in allen Teilen des Vaterlandes als Mahner emporragen, niemals das Andenken des Großen zu vergessen. Aber das Bismarckzimmer im Reichskanzlerpalais war in aller Stille entstanden, nur wenige wußten darum. Und doch ist eigentlich nichts natürlicher, als daß man an der Stätte seines Wirkens, hier im Reichskanzlerpalais, dem unvergleichlichen Staatsmann irgendein Erinnerungszeichen schuf. Bernhard von Bülow, der dritte Nachfolger Otto von Bismarcks, hat diesen Akt der Pietät erfüllt. Gerade er, der öfters unumwunden die Meisterschaft seines Vorgängers anerkannt und sich selbst als Schüler, Bismarck als sein Vorbild bezeichnete, hat sofort nach seinem Einzug in das Reichskanzlerpalais alles zusammengetragen, was von Bismarck benutzt wurde, was an ihn erinnerte. Diese rückhaltlose Anerkennung eines Vorgängers und das Bekenntnis, seiner Schule anzugehören, ihn sich als Vorbild gewählt zu haben, sind beachtenswerte Züge, die in der Schaffung dieser Erinnerungsstätte äußerlich wahrnehmbar werden.

Das Bismarckzimmer liegt neben dem Kongreßsaal, den Gesamteindruck gewinnt man aus nebenstehendem Bild; an der jenseitigen Wand, etwas verdeckt, steht das wertvollste Stück der Sammlung, der große Diplomatenschreibtisch, den Bismarck zweiundzwanzig Jahre, von 1868—1890, benutzte. Auf ihm ist manche gewichtige Note, die der Draht bald der ganzen Welt verkündete, die damals dem Gedankengang des Mannes



Zylinderbureau des Fürsten aus den sechziger Jahren.

in der Wilhelmstraße mit ungewöhnlichem Interesse folgte, entstanden. Dieser Tisch ist derb, einfach. An Einfachheit übertrifft ihn aber das weißporzellanene Tintenfaß und ein ebensolcher Leuchter, an ihnen ist wirklich nicht der geringste überflüssige Zierat bemerkbar. Eine Uhr, die in einen weißen, spitzwinkligen Stein eingelassen ist, ein einfacher, gußeiserner Kalender, einige Federkiele, die Bismarck ausschließlich zum Schreiben benutzte, vervollständigen das Inventar des Schreibtisches, zu beiden Seiten stehn einfache Aktenständer, über ihm ist Franz von Lenbachs letztes Originalbild des Kanzlers — es stammt aus dem Jahr 1896 — sichtbar. Die ausdrucksvollen Augen, aus denen jener klare Seherblick leuchtet, wie er nur dem Genie eigen



Blick in das Bismarckzimmer.

ist, blicken mit wunderbarer Lebenswahrheit herab. Unser zweites Bild stellt ein Zylinderbureau dar, das Bismarck Anfang der sechziger Jahre benutzte. Es unterscheidet sich von den damals üblichen Schreibtischen nur durch eine Vorrichtung, die auch seine Verwendung als Stehpult ermöglicht.

Außer diesen hier wiedergegebenen Gegenständen befindet sich im Bismarckzimmer nur noch ein Schreib- und Lesepult, das an weniger frohe Tage des alten Reichskanzlers erinnert. Es ist so konstruiert, daß es der Fürst beim Liegen auf der Chaiselongue brauchen konnte, wenn ihm sein schmerzhaftes Leiden das Aufstehn untersagte. Außerdem ist ein Schreibsekretär vorhanden, den die Fürstin Bismarck in Gebrauch hatte. Das Zimmer selbst wird gegenwärtig vornehmlich zu Ministersitzungen benutzt.

Gerade jetzt, wo das gastfreie Haus des Grafen Bülow einem großen Kreis der Freunde des Reichskanzlerpaares geöffnet ist, sieht man im Bismarckzimmer Gruppen, die mit Interesse jede Kleinigkeit beachten, die an den großen Mann mahnt und, wie es immer an historischen Stätten ist, sich des Eindrucks nicht erwehren können, den der Gedanke an große Zeiten und große Männer in uns hervorruft. Möge diese Erinnerung an unsern ersten Kanzler, wie sie Bernhard von Bülow in dem historischen Palais in der Wilhelmstraße pietätvoll geschaffen hat, immer erhalten bleiben und immer in Ehren gehalten werden!

Eugen Zimmermann.

Moderne Hauskleider.

Hierzu 6 photographische Aufnahmen von Becker & Maaß, Berlin.

Die Stunden der Ruhe, die das gesellige Leben des Winters den im Wirbel von Bällen, Diners, Empfängen, Bazaren, Theateraufführungen und hundert andern Festlichkeiten stehenden Damen bringt, sind gar karg bemessen. Um so intensiver ist das Streben nach absoluter Bequemlichkeit, nach körperlicher Behaglichkeit während dieser wenigen Augenblicke wirklichen „Zuhauseseins“. Und weil die ewig ruhelose Mode von früh bis spät an den Kostümen ändert, bald dies, bald jenes vorschreibt, berührt die sich bis auf geringfügige Einzelheiten immer gleichbleibende Art der Morgen- und Hauskleider die besonders Beteiligten um so angenehmer.

1. Vormittagskleid aus grossgemusterter Liberty.



2. Hausrock aus hellgrauem Seidenstoff.

Im allgemeinen ist es der weit übereinander geschlagene Mantel, der sich am besten für das laisser aller eignet. Mehr eine Hülle als ein Kleid im landläufigen Sinn, paßt sich das Gewand so vorzüglich jeder Figur, der schlanken wie der vollen, an. Somit kommt eigentlich für die elegante Haus- und Morgentoilette mehr der Stoff als das Modell an sich in Betracht, und der gleiche Schnitt kann ebensogut in einfachem Sammetflanell ausgeführt werden wie in weicher Seide — freilich ist die Wirkung demnach auch sehr verschieden. Aber eine Frau von Geschmack und Geschick wird auch ohne wertvolle Spitzen und ohne Damast sich zu schmücken wissen — es kommt eben immer auf die Trägerin selbst an.

Die Modenbilder, die wir heute bringen, geben die verschiedensten modernen Haustoiletten wieder: das weite und bequeme Gewand, das fast an den Schlafrock des „stärkeren Geschlechts“ erinnert und das man **morgens in der Frühe unnimmt, den Morgenrock, in dem man am Kaffeetisch sitzt, und endlich das feinere**



3. Bequemer Morgenrock aus wattierter Seide in japanischem Stil.

Hauskleid, in dem man auch Freunde und Bekannte empfangen kann, wenn sie nicht gar zu sehr auf Formen halten. Für die Wahl der Stoffe und Farbe hat auch hier, wie auf allen Gebieten der Mode, die Jahreszeit ein gewichtiges Wort mitzureden. Während man für den Sommer gern leichte, luftige Gewebe und helle, freundliche Farben nimmt, wird man für den Winter und das Frühjahr wärmere, schwerere Stoffe und dunklere Farben vorziehn.

Abb. 1 zeigt uns ein Vormittagskleid aus großgemusterter Liberty. In den weißen Grund verweben sich die mattgrünen schmalen Blätter des Hintergrundes, leuchtend und breit drängen sich die roten Phantasieblumen, von saftigem Grün umgeben, hervor — ein gefährliches Dessin für kleine oder zur Fülle neigende Gestalten. Der weit umgeschlagene Kragen aus weißer Seide mildert den etwas auffallenden Charakter des Anzugs, der mit weißer Grosgrain leichtwattiert ist, in außerordentlich geschickter Weise.

Abb. 2 bringt einen ähnlichen Hausrock, diesmal aus hellblauem **Ecorceseidenstoff mit breitem Schulterkragen und damit harmonierenden Aermelaufschlägen aus gelbweißer**

Seidenmusselin. Säumchen und schmale Spitze geben dem zarten Stoff der Garnitur etwas Halt.

Wer das Frösteln nach der heißen Luft in menschenüberfüllten Räumen kennt, wird den echt chinesischen Schlafrock in Abb. 3 zu würdigen wissen. Durch und durch wattiert, dabei federleicht und anschmiegsam wie ein weiches Tuch, ist dieses importierte seidene Kleidungsstück so recht für müde Glieder geschaffen und hat sich bei uns auch ziemlich rasch eingebürgert.

Ein Kostüm, das auf den ersten Blick vielleicht etwas an die Bühne erinnert, aber doch auch nur ein bequemes Hauskleid ist, in dem es sich z. B. so recht gut von den Strapazen eines Diners ausruhen läßt, sehn wir auf Abb. 4. Meerschaumweißer Kaschmir mit einem Kragen aus bunter, goldpointierter, maurischer Spitze als Kragen und gelblichen Clunykanten als Besatz, wie das Original es bringt, lassen sich selbstredend auch durch einfacheres und praktischeres Material ersetzen — freilich verliert das Deshabillé dadurch viel von seiner Frische und sinkt beinah zum gewöhnlichen Morgenrock herab.



4. Hauskleid aus weissem Kaschmir.

Das Hauskleid aus silbergrauem Tuch in Abb. 5 ist nach römisch-griechischen Vorbildern ins Moderne übersetzt. Als einziger Besatz ziert eine silbergestickte Borte, durch die sich blaßblaue Cyanen ranken — ein Gewand, das namentlich zu ernsteren Gesichtern vorteilhaft stehen wird.

In der Haustoilette (Abb. 6) klingen zwei, drei Motive zusammen: türkischer Stoff, japanischer Schnitt und die erhabene Säumchensteppung, die von den leichten Gazekleidern übernommen ist. Die frischen Farben des orientalischen Musters kommen in dem Pannesammt, der sich so weich und warm anschmiegt, vortrefflich zur Geltung, obgleich, entsprechend dem Stil des Stoffs, eine andere Form die Eigenart des Anzugs vielleicht noch erhöht hätte.

Resümieren wir an Eindrücken, was die Mode uns gegenwärtig und unzweifelhaft bis auf lange hinaus an Schönem und Praktischem bietet, so müssen wir als die Grundform der Hauskleider und Schlafröcke, begonnen von dem Saut de lit bis zum tea-gown, der nach Geschmack und Stand der Finanzen mehr oder minder reich gestaltet werden kann, die japanische Form bezeichnen. Es ist im Grund das Kleid der Geisha, das sich die Mode unter Hinzufügung einer kleinen Schleppe, die die Gestalt vergrößert, und unter Weglassung des breiten Gurtes, der die Taille verkürzt, zum Vorbild genommen hat. Wie selten ein Kleidungsstück eignet sich dieses langfallende, schmiegsame Gewand für alle Gestalten und alle Altersstufen und wirkt ausnahmslos für alle in gleicher Weise kleidsam. Bestickte Crêpe-de-Chine-Stoffe, vor allem Libertyseiden schwererer Qualität, eignen sich für die Herstellung dieses außerordentlich leicht zu arbeitenden Gewandes, das jedoch immer am kleidsamsten in den originellen japanischen Stoffen gewählt wird, die in der letzten Zeit auch aufgehört haben, unerschwinglich teuer zu sein.

C. D.



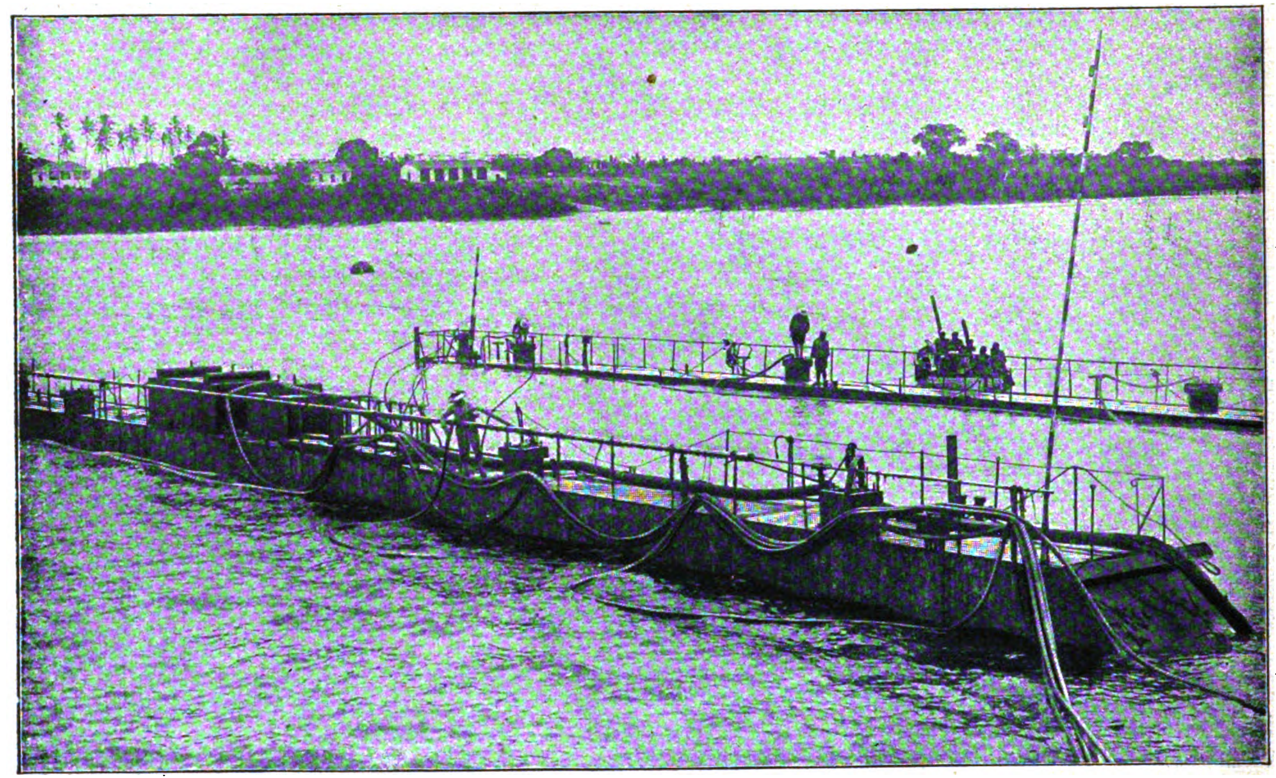
5. Morgenkleid aus silbergrauem Tuch.



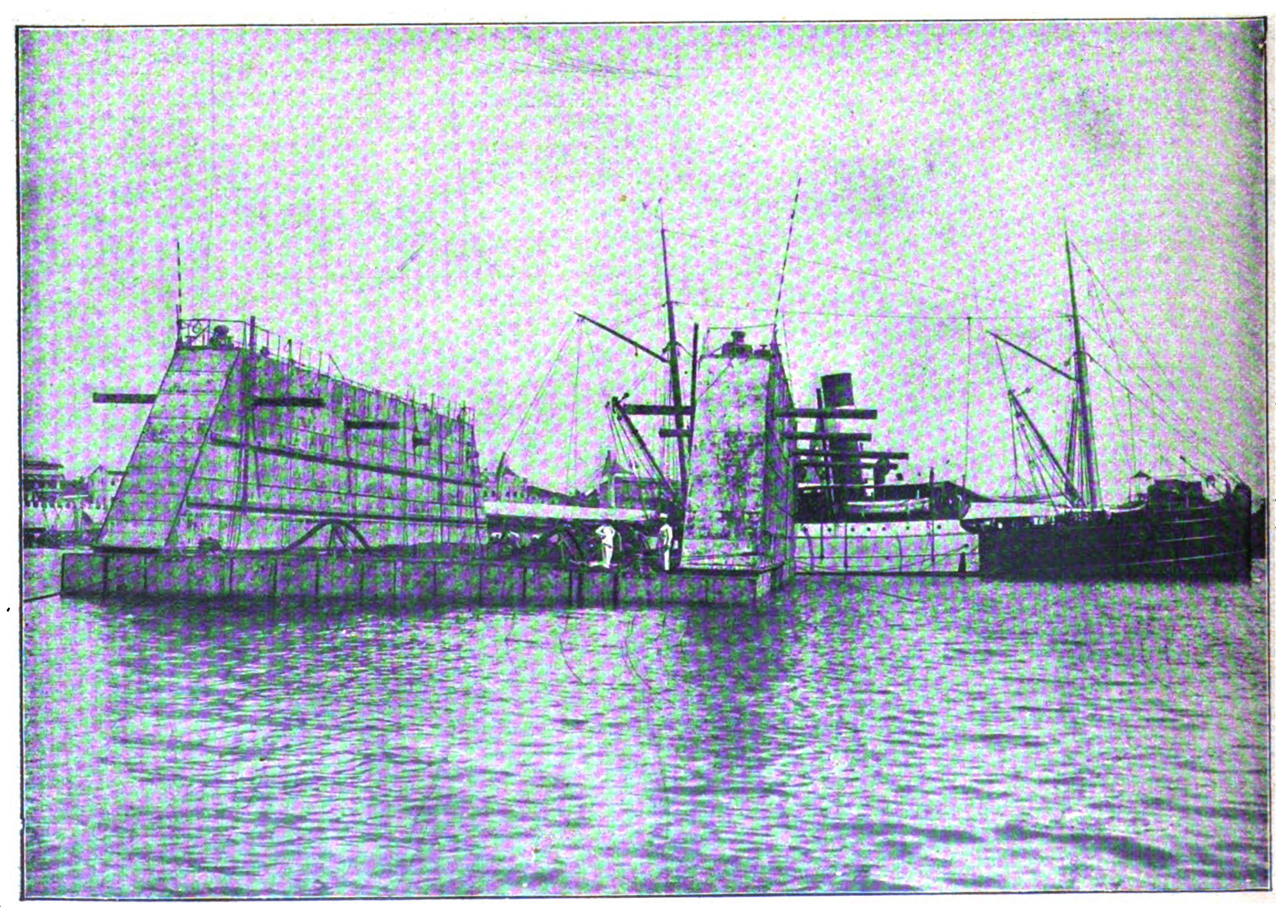
6. Hauskleid aus gemustertem Pannesammt.



Bilder aus aller Welt.



Das neue Schwimmdock in Dar-es-Salaam: Die Hebung des Docks.



Das neue Schwimmdock in Dar-es-Salaam: Die Dockwände über Wasser.
Originalaufnahmen von C. Vincenti, Dar-es-Salaam.



Die Revolution. Statue von La Rochejacquelin. Die Kunst.
Rückkehr von der Schule. Ganymed.

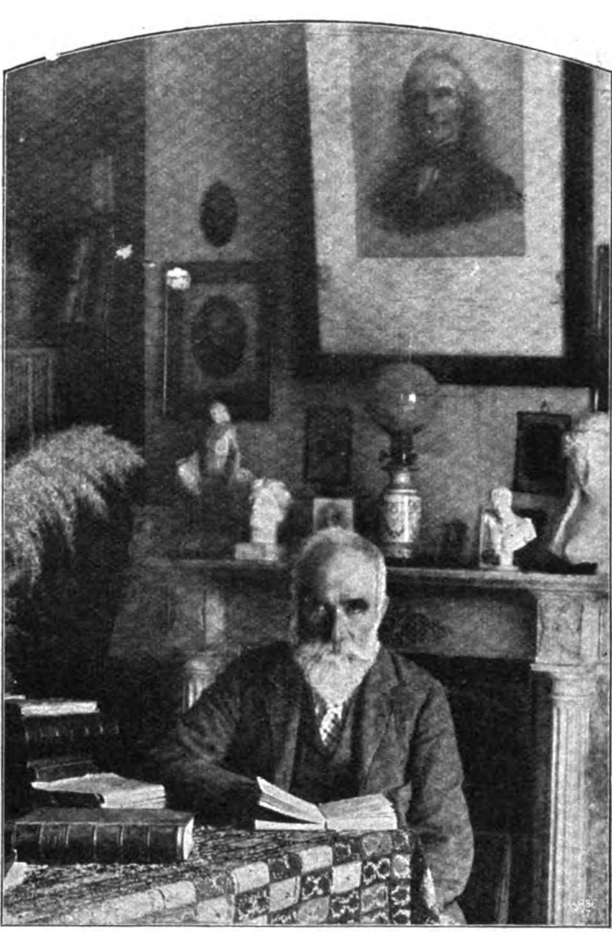
Bilder von der Ausstellung der Werke des französischen Bildhauers Alexander Falguière,
die vom Präsidenten Loubet am 13. Februar in Paris eröffnet wurde.
Photographische Aufnahmen von Chusseau-Flaviens.



Else Bielitz,
wurde für das Neue Theater
in Berlin verpflichtet.



Edith Walker,
Wiener Hofopernsängerin, Solistin
im letzten Berliner Philharm. Konzert.



Professor v. Heldreich, Direktor des Botanischen Gartens in Athen,
feierte seinen 80. Geburtstag.
Phot. M. Mindler



Tilly Böttcher,
gastierte im Deutschen Theater
in Berlin.

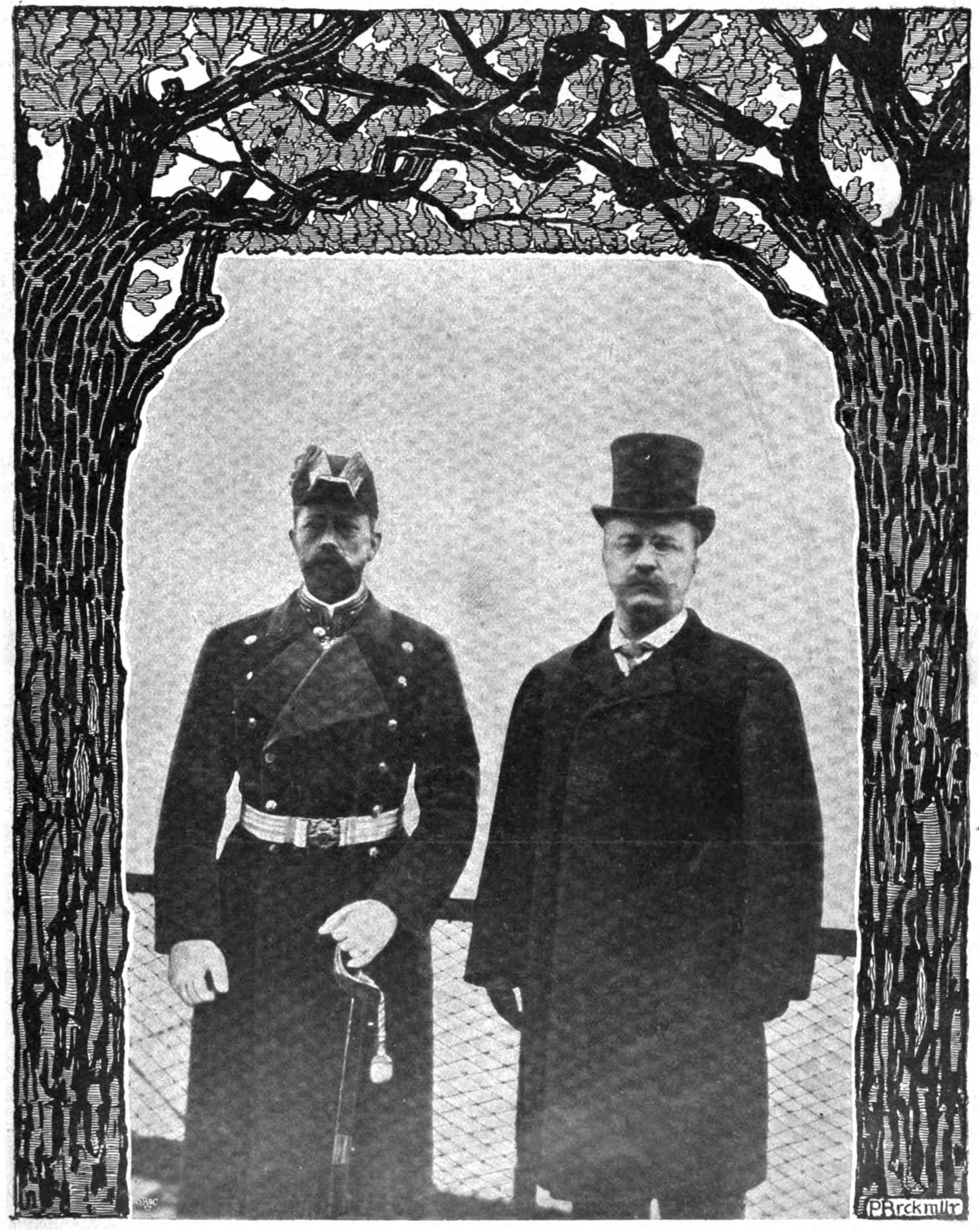


Mizzi Birkner,
neues Mitglied des Berliner
Bellealliancetheaters.

Schluss des redaktionellen Teils.

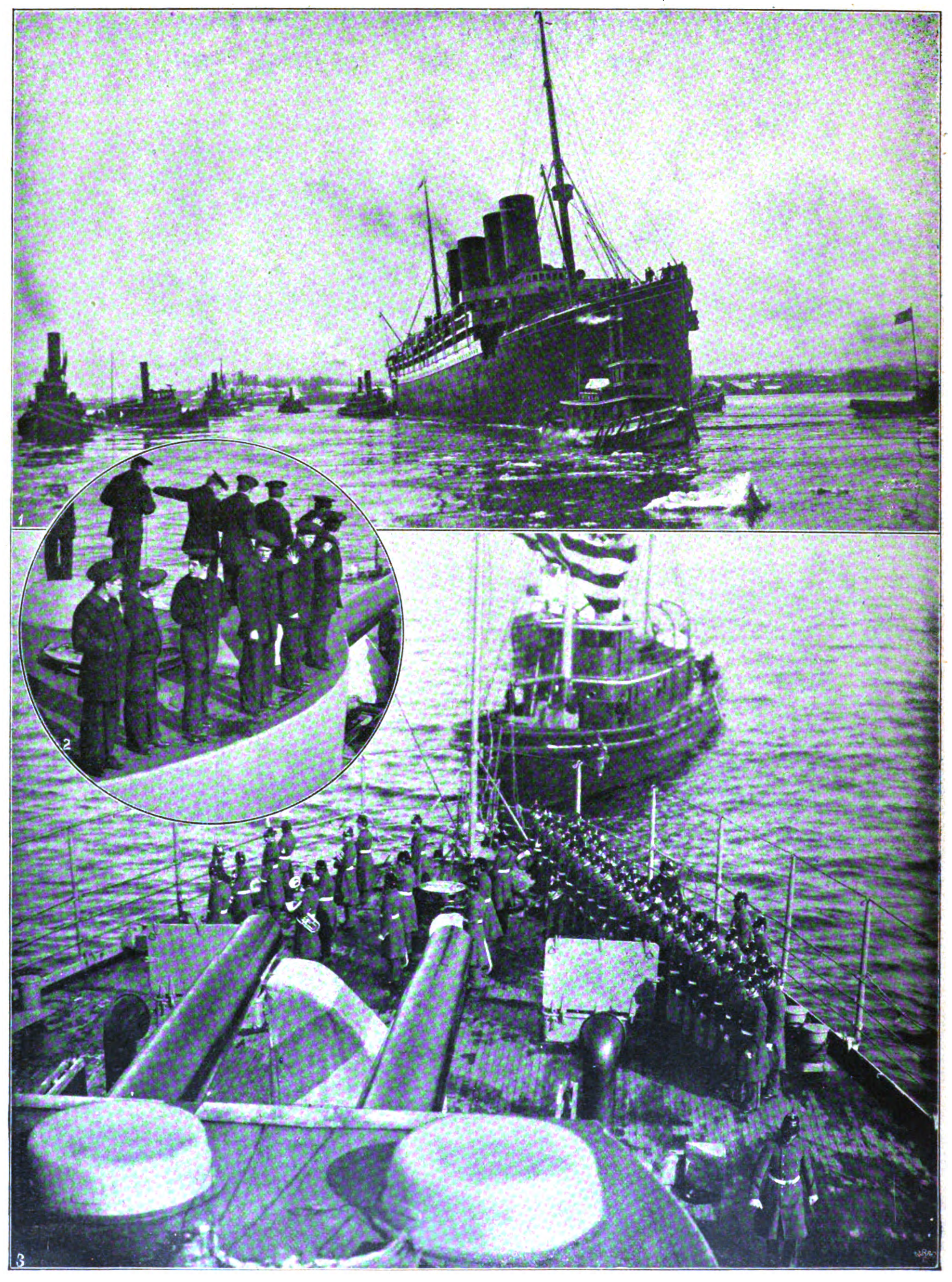
DIE WOCHE.

Berlin, 15. März 1902. | Jedem Hefte liegt separat eine Uebersicht der Tages-Ereignisse mit dem Titel „Chronik der Woche“ bei. | 4. Jahrgang. Nummer 11.



Prinz Heinrich und Präsident Roosevelt während der Taufe des „Meteor“ auf Shooters Island.

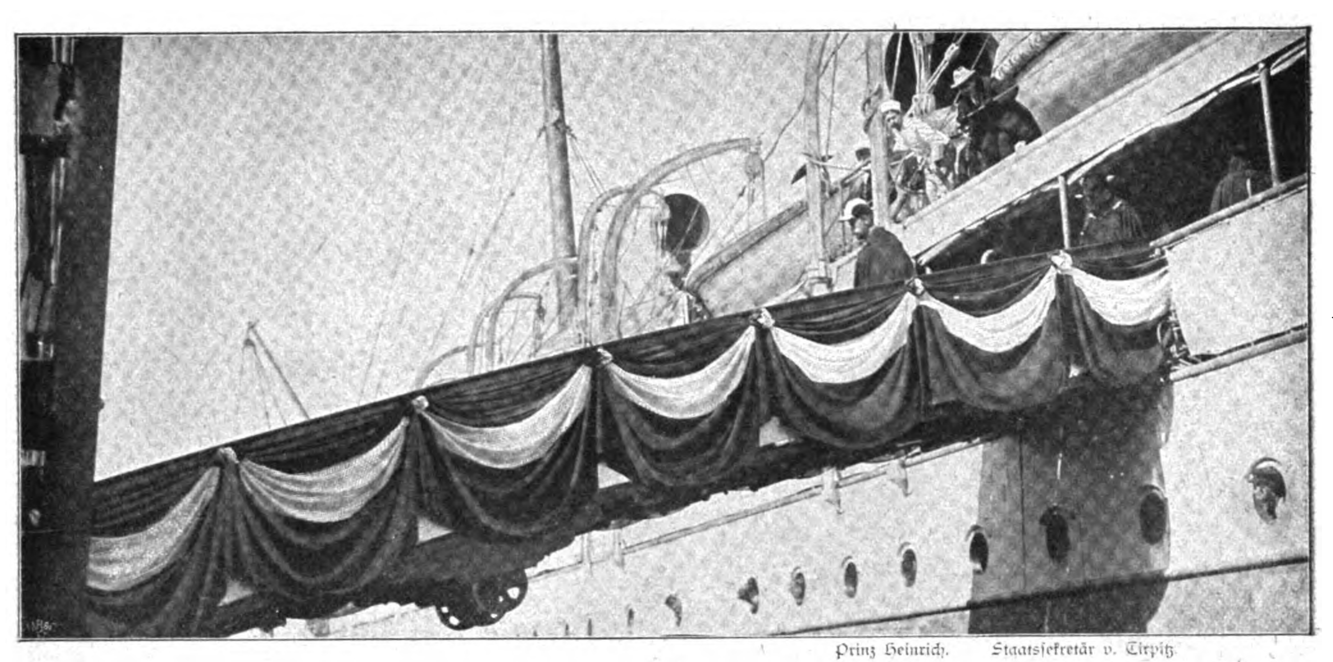
Photographische Momentaufnahme.



1. Der „Kronprinz Wilhelm" läuft, von Polizei- und Passagierbooten eskortiert, in den Hafen ein. 2. und 3. Vorbereitungen zum Empfang auf dem amerikanischen Flaggschiff „Illinois".

Die Ankunft des „Kronprinz Wilhelm" im Hafen von Neuyork am 23. Februar.

Photographische Momentaufnahmen.



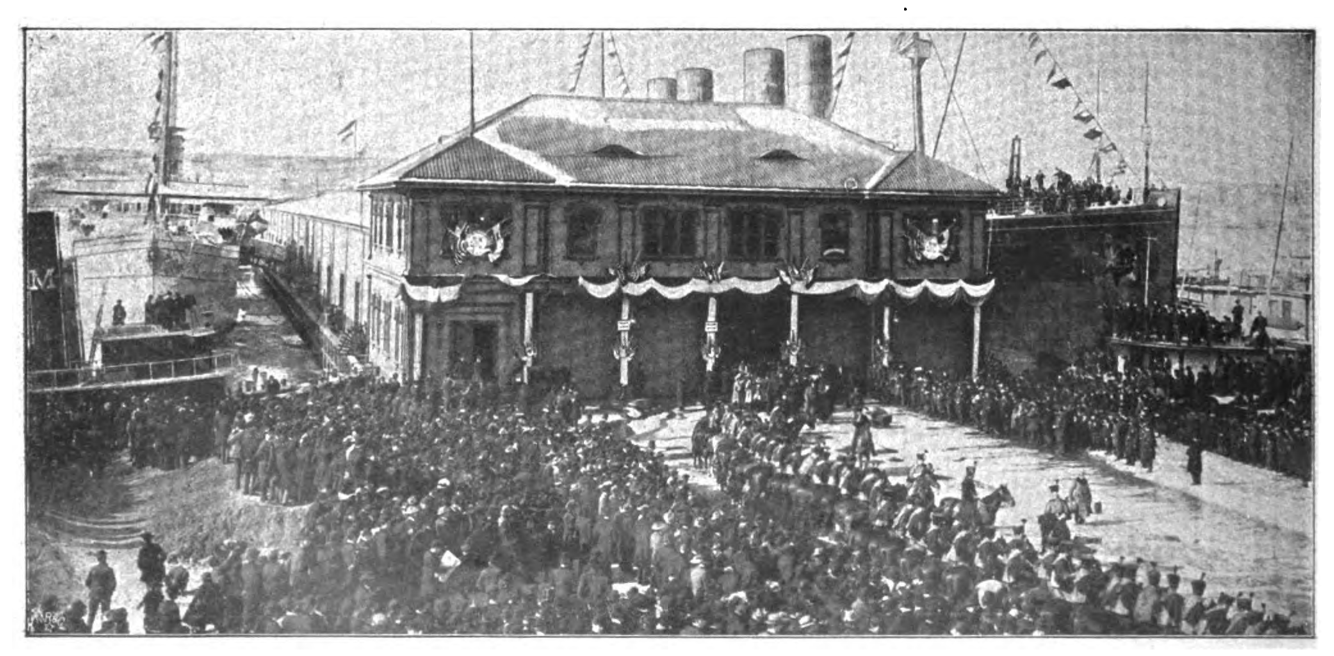
Prinz Heinrich. Staatssekretär v. Tirpitz.

Prinz Heinrich geht am 23. Februar in Neuyork an Land.

Das Flaggschiff des Admirals Evans „Illinois" salutiert den in den Hafen einfahrenden „Kronprinz Wilhelm".

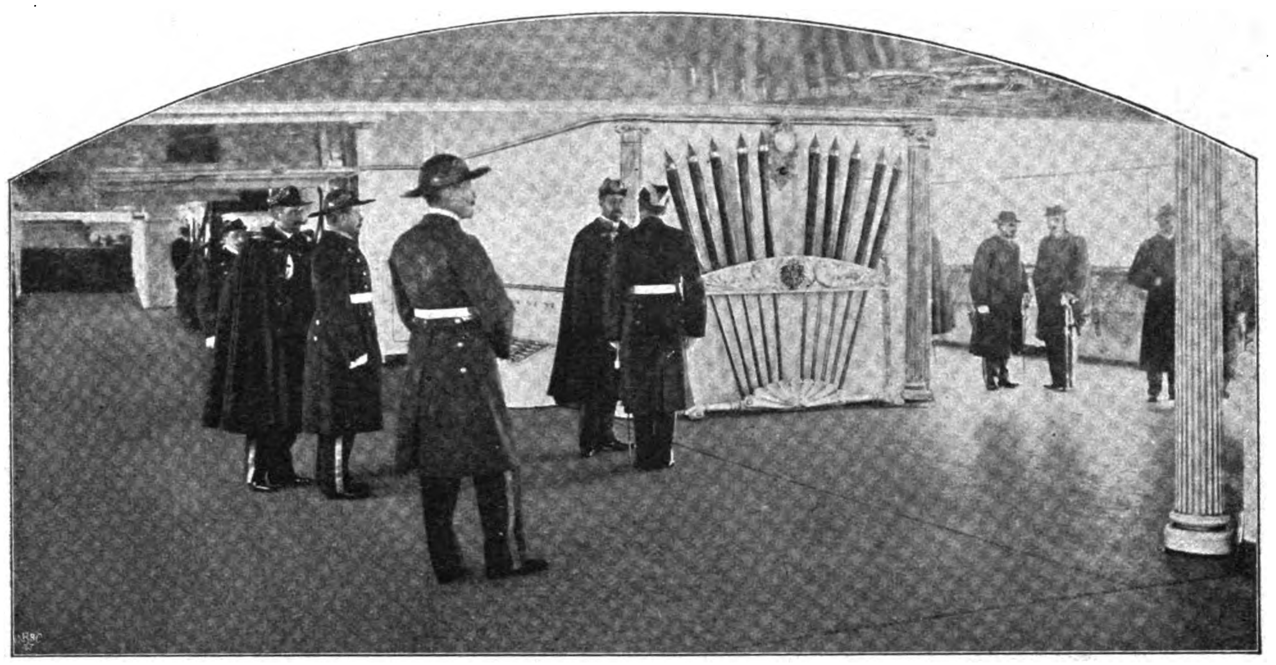
Photographische Momentaufnahmen.

Die Neuyorker Volksmenge erwartet den Wagen des Prinzen Heinrich.



Vor der Empfangshalle im Neuyorker Hafen: Die Kavallerieeskorte wartet auf das Erscheinen des Prinzen.

Photographische Momentaufnahmen.



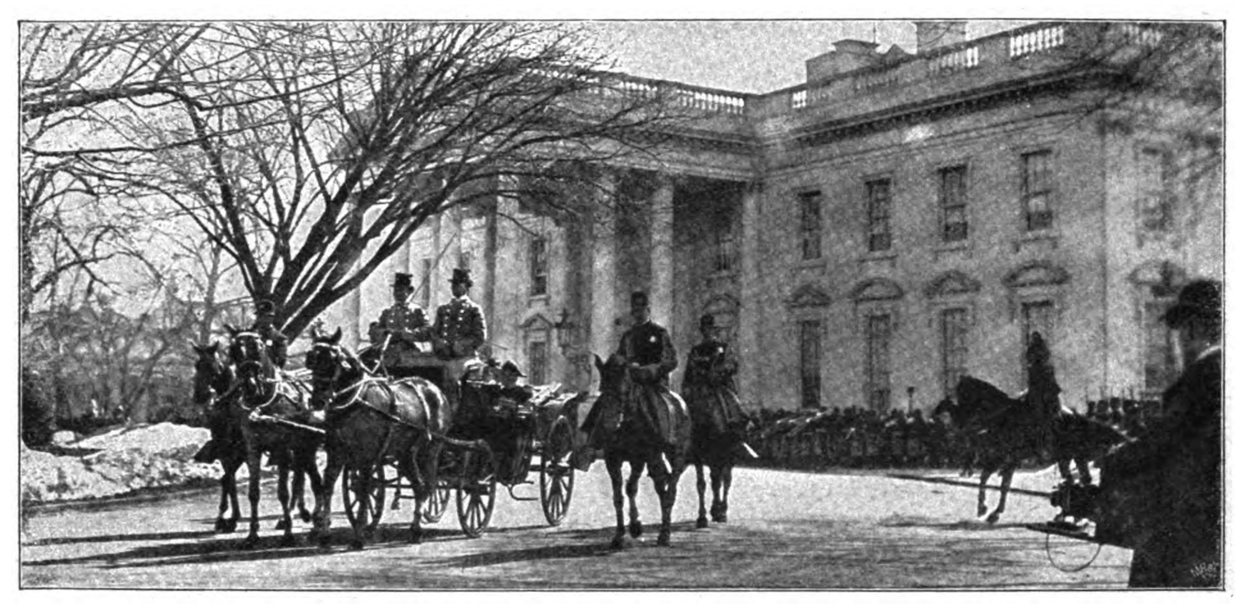
Prinz Heinrich.

Prinz Heinrich empfängt an Bord der „Hohenzollern" den General Brooke, den Vertreter der amerikanischen Armee.

Prinz Heinrich. Frau Roosevelt. Präsident Roosevelt. Alice Roosevelt.

Prinz Heinrich, die Familie Roosevelt und die amerikanischen Würdenträger an Bord der „Hohenzollern".

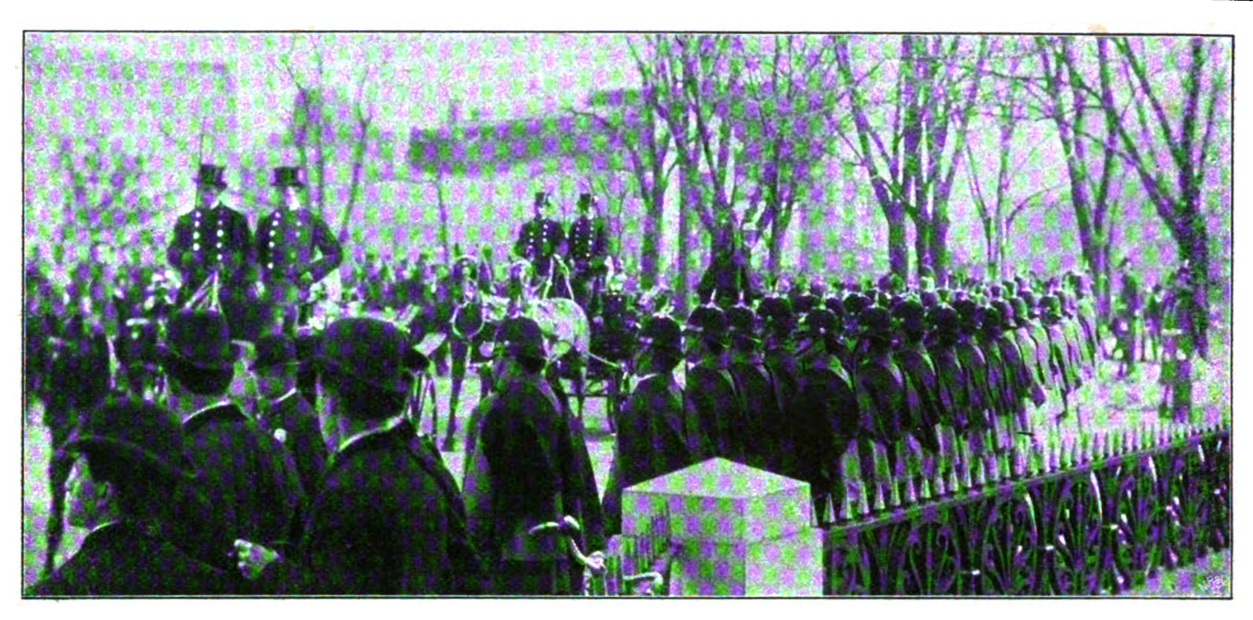
Photographische Momentaufnahmen.



Prinz Heinrich in Washington am 24. Februar: Auf der Fahrt zum Weissen Haus.

Prinz Heinrichs Ankunft in Washington: Staatssekretär Hay besteigt nach dem Prinzen den Wagen zur Fahrt nach dem Weissen Haus.

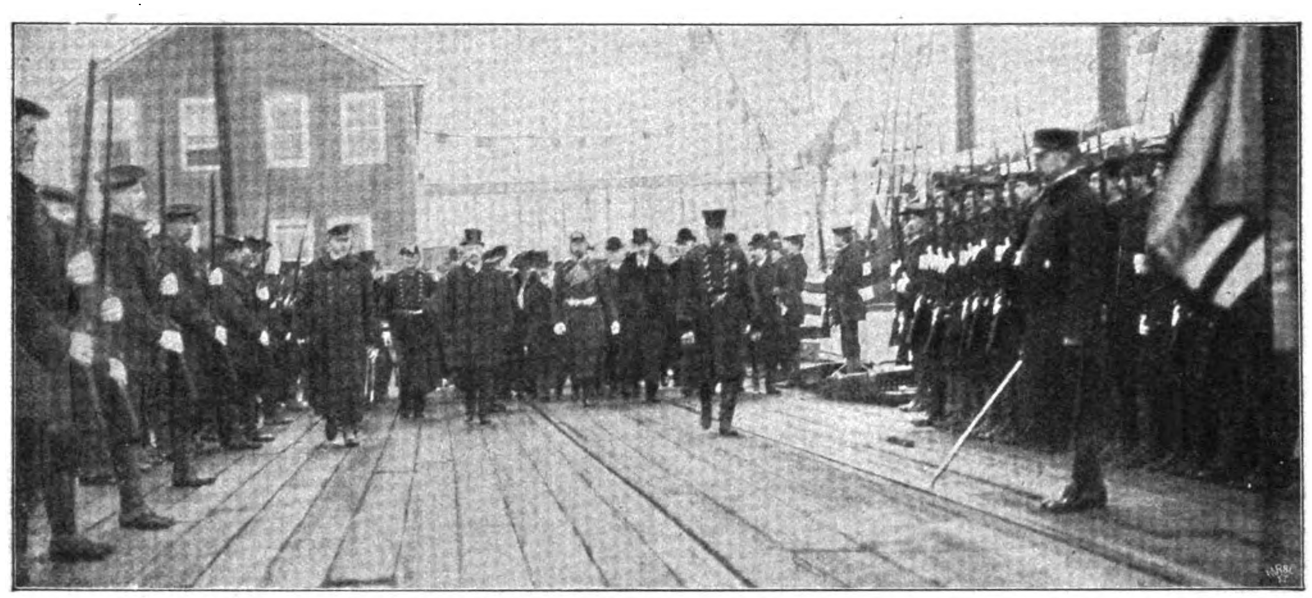
Photographische Momentaufnahmen.



Die Rückkehr des Prinzen vom Empfang im Weissen Haus zu Washington.

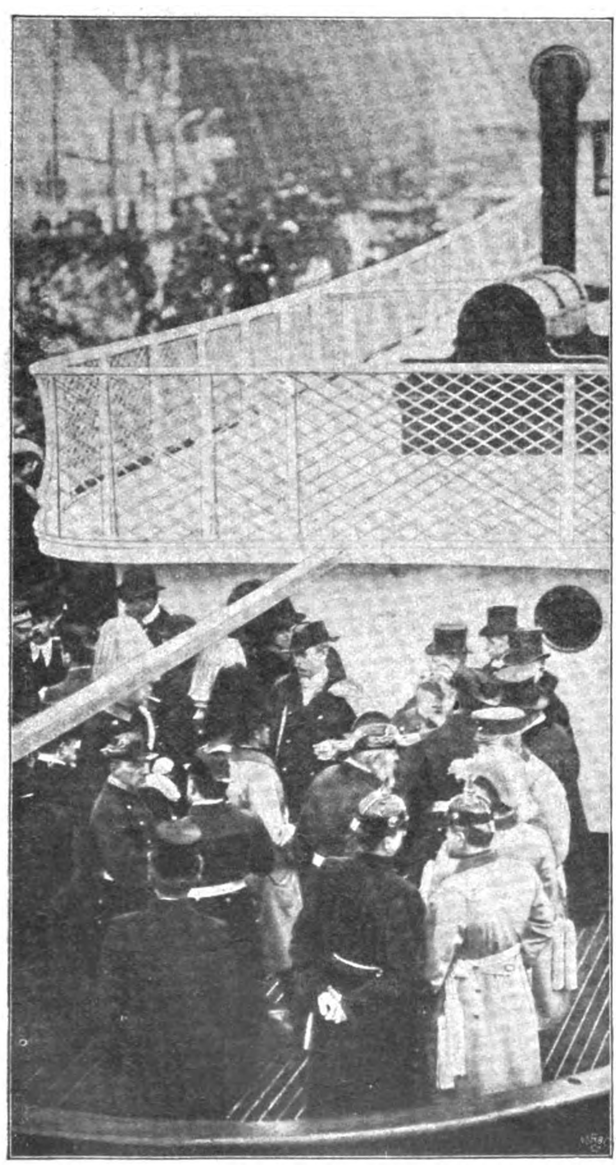
Präsident Roosevelt verlässt nach seinem Gegenbesuch das Gebäude der Deutschen Botschaft in Washington.

Photographische Momentaufnahmen.

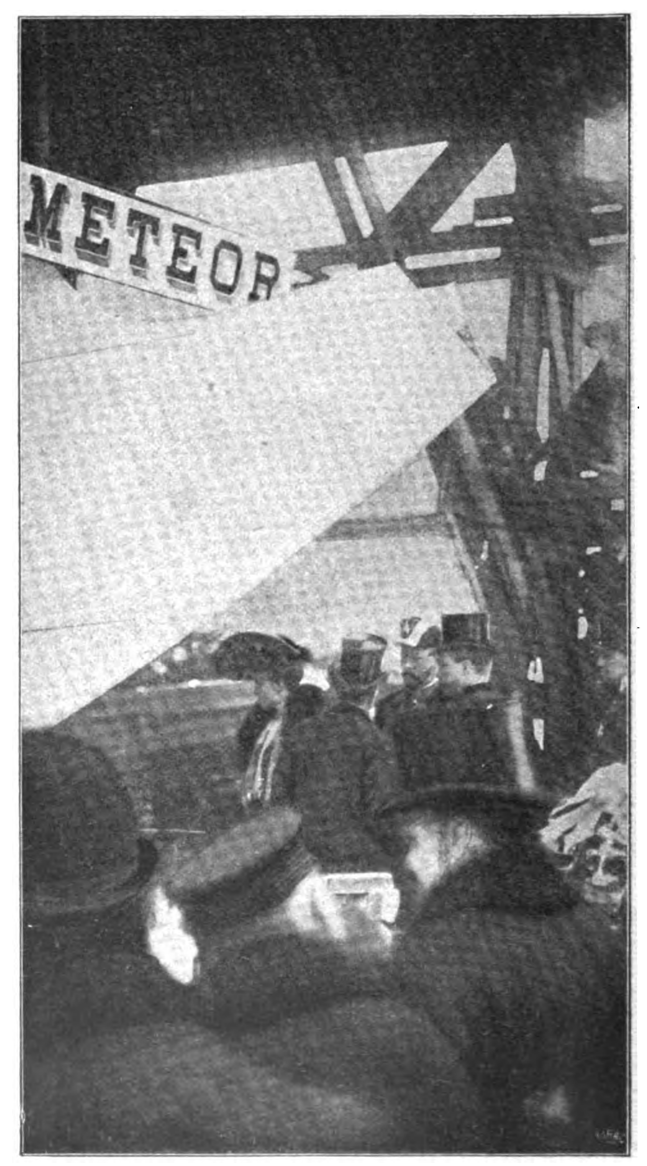


Admiral Evans. Präs. Roosevelt. Prinz Heinrich.

Die Taufe der neuen Kaiserjacht „Meteor" auf Shooters Island: Ankunft des Prinzen und der Familie des Präsidenten.



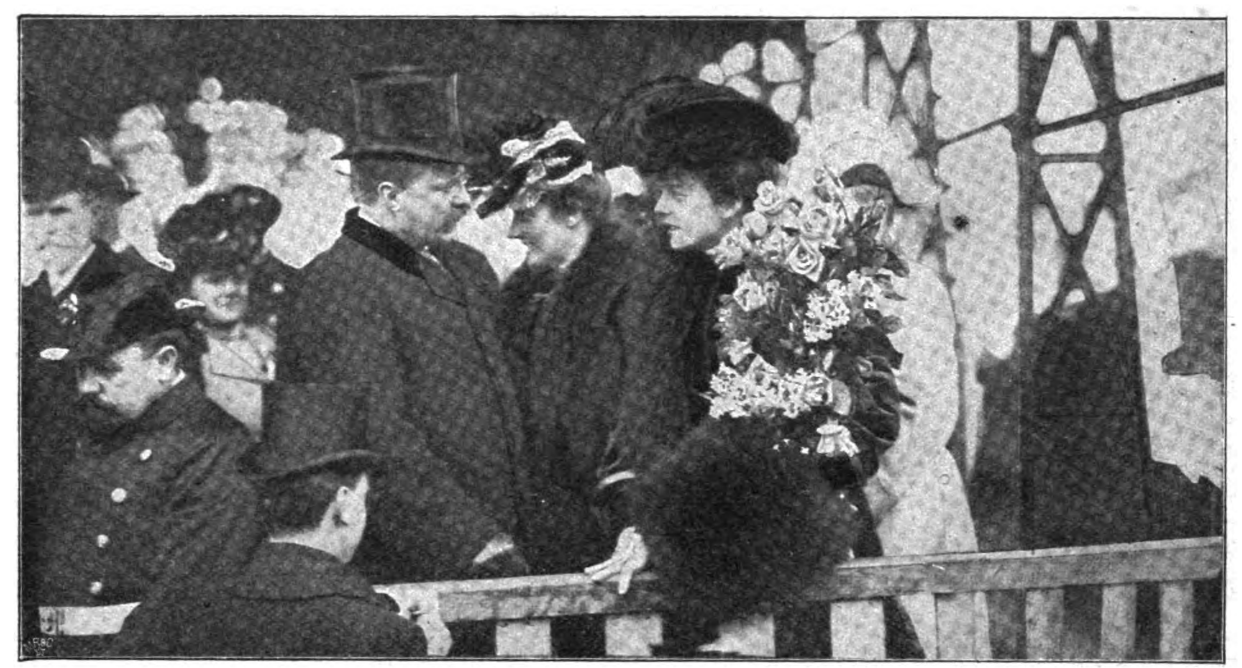
Das Gefolge des Prinzen auf der Fahrt nach Shooters Island.



Alice Roosevelt. Prinz Heinrich. Wallace Downey. Präsident Roosevelt.

Von den Tauffeierlichkeiten auf Shooters Island am 25. Februar.

Photographische Momentaufnahmen.



Präsident Roosevelt. Frau Roosevelt. Miß Alice Roosevelt.

Auf Shooters Island am 25. Februar: Alice Roosevelt mit den Rosen des Kaisers.

Botschafter v. Holleben. Prinz Heinrich. Alice Roosevelt.

Auf Shooters Island am 25. Februar: „Im Namen des Deutschen Kaisers taufe ich Dich ‚Meteor'."

Photographische Momentaufnahmen.



Der Papst.

Vom Papstjubiläum am 3. März: Leo XIII. während der Festmesse in Sankt Peter.

Photographische Momentaufnahme.

Professor Fritz Roeber bei seinem Kolossalgemälde
für die Kuppel des Hauptgebäudes der Industrie-, Gewerbe- und Kunstausstellung für Rheinland und Westfalen in Düsseldorf.
Photographische Aufnahme von J. Henne, Düsseldorf.





Minister von Rheinbaben. Prof. Fritz Roeber. Erzbischof von Köln Dr. Simar.

Von der Einweihung des Kunstpalastes der Industrie-, Gewerbe- und Kunstausstellung in Düsseldorf: Gruppenbild der Festgäste.

Spezialaufnahme für die „Woche" von Johannes Lüpke.

Wie unsere Leser gesehen haben, liegt der „Woche“ seit mehreren Nummern eine

Chronik der Woche

bei, in der wir in gedrängter Form eine Uebersicht der wichtigsten Ereignisse auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens der jetzt abgeschlossenen Woche geben. Wir haben diese Einrichtung getroffen, um unsern Lesern auch die nach dem Schluß der Nummer eingehenden Nachrichten noch bieten zu können.

Verlag und Redaktion.

Unsere Bilder.

Von der Amerikafahrt des Prinzen Heinrich (Abb. S. 453 bis 460a). Der Telegraph hat bereits ausführlich über die Reise des Prinzen Heinrich berichtet. jetzt aber sind die ersten photographischen Aufnahmen eingetroffen, die nach seiner Ankunft in Amerika gemacht wurden, Aufnahmen, die so anschauliche Bilder von den Vorgängen bieten, wie's auch die anschaulichste Schilderung durch das Wort nicht kann. Verfolgen wir daher an der Hand der Photographien noch einmal die ersten Begebenheiten. Am 23. Februar vormittags um 10 Uhr war es, als die im Hafen von Neuyork versammelte, nach vielen Tausenden zählende Volksmenge die vier Schornsteine des Riesenschnelldampfers „Kronprinz Wilhelm“ erblickte, der den Prinzen Heinrich übers Meer brachte. Allein noch zwei Stunden dauerte es, bis das Schiff vor der Landungshalle des Lloyd anlegen konnte. Der erste offizielle Gruß wurde ihm bereits an der Quarantänestation gespendet; obwohl der „Kronprinz Wilhelm“ die Standarte des Prinzen nicht führte, wurde er von den Forts salutiert, und alsbald folgte auch der Salut aus den Feuerschlünden des Empfangsgeschwaders, voran der „Illinois“ mit Admiral Evans an Bord. Zahlreiche Polizei- und Passagierdampfer, namentlich auch solche, die die großen Zeitungen gechartert hatten, um dem hohen Gast entgegenzufahren, tauchten auf und gaben als freiwillige Eskorte dem Schiff das Geleit bis in die Nähe der Lloydhalle. Im Mittag hoch stand schon die Sonne, als endlich das Ziel erreicht war. Doch verstrich noch geraume Zeit, ehe es gelang, die Verbindung zwischen Schiff und Ufer herzustellen, so daß Prinz Heinrich endlich an Land gehen konnte. Er hielt sich jedoch hier nicht lange auf, sondern begab sich durch die Empfangshalle unmittelbar nach der Ankunft an Bord der „Hohenzollern“, wo eigentlich erst seine offizielle Mission als Vertreter des Kaisers begann. Kaum hatte er ein Telegramm an den Präsidenten Roosevelt nach Washington abgesandt, als sich schon offizielle Besucher einstellten, unter den ersten General Brooke, der Repräsentant der amerikanischen Armee. Später hatte der Prinz noch ein reichhaltiges Programm zu absolvieren; Gegenbesuche waren zu machen auf der „Illinois“ und in der Stadt, und der deutsche Klub sollte die Freude haben, den Prinzen noch am ersten Tag bei sich zu sehen. Wo immer der Prinz sich zeigte, wurde er von dem Publikum jubelnd begrüßt, das sich in ungeheuren Massen an den Stellen ansammelte, an denen man ihn zu sehen erwarten konnte. Allenthalben gab sich die freundlichste Gesinnung für ihn kund, aber die Behörden hielten doch Vorsicht für geboten. Geheimpolizisten bewachten den Wagen des Prinzen, und eine Kavallerieeskorte begleitete ihn durch die Straßen der Stadt. Nachts um 1 Uhr bestieg er mit dem Admiral Evans den Eisenbahnzug, um nach Washington zu fahren, wo er am 24. Februar vormittags um 1 Uhr eintraf. Der Empfang, der ihm hier bereitet wurde, glich ganz dem in Neuyork, nur daß auf der Fahrt vom Bahnhof zum Weißen Haus, die er mit dem Staatssekretär Hay gemeinschaftlich machte, Polizei und Militär Spalier bildeten, ebenso wie auf der Fahrt vom Weißen Haus zur deutschen Botschaft, wo ihm kurze Zeit nachher Präsident Roosevelt einen Gegenbesuch abstattete. Am 25. Februar fand die Taufe der neuen Jacht unseres Kaisers statt, die die Veranlassung zu der Amerikafahrt des Prinzen Heinrich gegeben hatte. In zwei Sonderzügen reisten er und der Präsident Roosevelt mit Gemahlin und Tochter um Mitternacht von Washington ab und kamen am Morgen in Jersey City an, von wo sie sich gemeinsam nach Shooters Island zur Werft von Townsend & Downey einschifften, auf der die Jacht gebaut worden ist. Durch ein Spalier von Matrosen mit präsentiertem Gewehr führte der Weg zu dem neuen Fahrzeug, das in der nächsten Stunde vom Stapel laufen sollte. Auf einem abgesonderten Platz nahmen der Prinz mit dem Präsidenten und seiner Tochter und dem Chef der Schiffsbaufirma, Wallace Downey, Aufstellung. Nachdem das Zeichen zum Ablauf des Schiffes gegeben war, rief Miß Alice Roosevelt, die einen ihr im Namen des Kaisers überreichten Strauß prachtvoller La France-Rosen trug, in englischer Sprache: „Im Namen des Deutschen Kaisers taufe ich Dich ‚Meteor‘“, und ergriff sodann mit beiden Händen die vor ihr hängende Flasche Champagner, um sie wuchtig gegen den Bug der Jacht zu schleudern, die gleich darauf sanft und glatt von dem Stapelschlitten ins Wasser glitt. Der Taufakt war vollzogen. Die geladenen Herrschaften nahmen in der großen Werfthalle einen kleinen Imbiß, dann ging's auf einem Dampfer zur „Hohenzollern“, wo der Prinz den Präsidenten mit Gemahlin und Tochter und zahlreiche amerikanische Würdenträger als seine Gäste begrüßen durfte.

Das Jubiläum des Papstes (Abb. S. 460b), das ein ganzes Jahr hindurch gefeiert wird, hat bisher einen glänzenden Verlauf genommen. Die Gegensätze, die zwischen dem Vatikan und der deutschen Regierung bestanden, als Leo XIII. zum Oberhaupt der katholischen Christenheit gewählt wurde, sind dank einer weisen Politik längst ausgeglichen, so daß auch der Deutsche Kaiser als Souverän dem Souverän durch eine besondere Gesandtschaft seinen Glückwunsch entbieten lassen konnte. Der Papst selbst befindet sich beim besten Wohlsein. Er ist heiteren Gemüts und erträgt die Strapazen der Festlichkeiten mit bewundernswerter Leichtigkeit. So sagte er selbst am Abend des 9. März zu seinem langjährigen Leibarzt: „Mein lieber Lapponi, das ist ja vortrefflich gegangen. Im März nächsten Jahres werde ich mit denselben Feierlichkeiten mein Jubiläum schließen.“ Und das am Ende eines Tages, der besonders aufregend gewesen war, nach der großen Festmesse im Dom zu St. Peter, an der teilzunehmen sich der Papst auch in diesem Jahr nicht versagte. Für alle, die während jener Stunden in dem alten, herrlichen Gotteshaus anwesend sein konnten, dürfte diese kirchliche Feier den Höhepunkt des ganzes Jubiläums bedeuten. Wer sich in der nach vielen Tausenden zählenden Menge befand, die in frommer

Begeisterung des greisen Kirchenfürsten harrte, wurde von der Erregung mit gepackt; wer es mit angesehen, wie Leo XIII. im Hintergrund der Kirche erschien, mit der zum Segen erhobenen Rechten durch die Menge schritt, um unter dem Thronhimmel Platz zu nehmen, bis Tedeum und Messe vorüber waren — wer es mit angehört, wie die Stimme des ehrwürdigen Greises, als er den Segen erteilte, bis in die äußersten Winkel des gewaltigen Raumes drang, und schließlich das Dröhnen der Hochrufe des immer mehr und mehr anschwellenden Evviva il papa! vernommen, der vergißt diese Momente Zeit seines Lebens nicht.

Von der Düsseldorfer Ausstellung. (Abb. S. 460c und 460d). Je näher der Termin für die Eröffnung der Düsseldorfer Industrie- und Kunstausstellung rückt, in desto weiteren Kreisen greift naturgemäß das Interesse für das großartige Unternehmen Platz, für das die Vorarbeiten in der erfreulichsten Weise gediehen sind, so daß bereits mit Einweihungsfestlichkeiten begonnen werden konnte. Am 8. März weilten die Minister von Thielen und von Rheinbaben in der rheinischen Industriestadt und konnten Zeugen zweier Ereignisse werden, die die Kraft der Düsseldorfer Bürgerschaft gezeitigt hat: die Schlußsteinlegung der Rheinufer-Vorschiebung und die Einweihung des Kunstausstellungspalastes. Es war eine in Wahrheit vornehme Gesellschaft, die sich zu diesem Festakt zusammenfand: die Spitzen der staatlichen, städtischen, militärischen und kirchlichen Behörden, die hervorragendsten Vertreter des Gewerbefleißes und der Kunst. Die eigentliche Festrede hielt Professor Fritz Roeber, dem selbst mit Recht vom Oberbürgermeister Marx Worte des Dankes für seine unermüdliche und ersprießliche Thätigkeit gezollt wurden. Man thut wohl niemand Unrecht, wenn man bei aller Anerkennung dessen, was die andern Herren gewirkt haben, Roeber als die Seele des Unternehmens bezeichnet. Er hat auch für die Kuppel des Hauptgebäudes der Ausstellung ein Kolossalgemälde geschaffen, auf dem wir markige Gestalten die Personifikation der Stadt Düsseldorf begrüßen sehen, die der Industrie-, Gewerbe- und Kunstausstellung für Rheinland und Westfalen Obdach gewährt.

Sonntagskinder (Abb. S. 496). Um die Weihnachtszeit veranstalten allenthalben die Bühnen Vorstellungen für unsere Kleinen, Aufführungen von leicht gefügten Stücken, deren Stoffe der deutschen Märchen- und Sagenwelt entnommen sind. Daß aber ein für Kinder bestimmtes Märchenspiel nicht nur zum Christfest über die Bretter geht, sondern sich im Repertoire erhält, ist eine große Seltenheit. Einen solchen Fall hat das unter der Direktion des Herrn Reucker stehende Züricher Stadttheater zu verzeichnen; Käthe Joël ist die glückliche Dichterin des Märchenspiels „Sonntagskinder", das dort nun schon zahlreiche Wiederholungen erlebt hat. Sie bediente sich nicht der Schablone, ein bestimmtes Märchen zu dramatisieren, sondern, indem sie eine eigene Idee mit großer Gewandtheit gestaltet, läßt sie gleichsam die ganze Märchenwelt vor dem Auge des Zuschauers vorüberziehen. Hänsel und Gretel, oder Rösli und Hans, die braven Sonntagskinder, die in den Wald gegangen sind, um das Märchen zu suchen, werden von dem ungezogenen Troll in die Irre geführt. Er muß sie aber an den Storchenteich bringen, wo das Märchen mit seinen dienstbaren Geistern seine Residenz aufgeschlagen hat. Die Kinder rufen nach dem Gegenstand ihrer Sehnsucht, und nun erscheint ihnen das Märchen auf der Wolke. Im weiteren Verlauf werden ihnen die Geschichten, die wir alle einmal so gern gehört haben, teilweise erzählt, teilweise erleben sie sie. Dann aber kommen, begleitet von Vaterlandsliedern, Bilder aus der Schweizergeschichte an die Reihe, und als gar die Zinnen und Türme Zürichs erscheinen, ruft Gretel weinerlich: „I han's Heimweh." Die Kinder werden nun vom Schlaf mit sanftem Arm heimgetragen, und den Schluß des Ganzen bildet das glänzende Bild der Helvetia mit ihren um den Weihnachtsbaum gruppierten zweiundzwanzig Kantonen. Die „Sonntagskinder" haben übrigens vor zwei Jahren schon zwei Aufführungen zum Besten des Pestalozzi-Fröbelhauses erlebt und diesem einen Reingewinn von 2000 Mark eingebracht. Auf Anregung des Direktors Reucker aber hat Käthe Joël das Stück später vervollständigt und ihm seine jetzige abgerundete Gestalt gegeben, in der es in Zürich ausschließlich von Schulkindern gespielt wird.

Wohlthätigkeitsvorstellung der Berliner Hofgesellschaft (Abb. S. 497). Unter dem Protektorat der Gemahlin unseres Reichskanzlers, der Gräfin Bülow, veranstaltete die Berliner Hofgesellschaft im Lessingtheater eine Vorstellung zu wohlthätigen Zwecken, die einen glänzenden Verlauf nahm. Neben dem bekannten Einakter „Die Burgruine" von Karl Caro und dem Schwank „Hohe Gäste" von Betty und Genrion kam ein Tanzgedicht „Frühlingszauber" von B. von Uechtritz mit Musik vom Prinzen Joachim Albrecht von Preußen zur Aufführung. Die Pantomime trägt ihren Namen mit Recht, man spürt in Wahrheit etwas wie Frühlingszauber, zumal wenn so jugendfrisch vornehme Gestalten sich als Blumen auf der Bühne im Reigen wiegen, wie in jener Vorstellung im Lessingtheater.

Das Schlachtfeld von Chickamanga (Abb. S. 498), das Prinz Heinrich auf seiner Blitzfahrt durch das Innere Amerikas besuchte, führt seinen Namen von einem Bach, der bei Chattanooga in den Tenesse fließt. Hier brachten am 19. und 20. September 1863 die Konföderierten unter Bragg den Bundestruppen unter Rosecrans eine schwere Niederlage bei. Die Erinnerung an jene Kämpfe haben die Amerikaner durch Errichtung zahlreicher Denksteine wach erhalten.

Personalien (Porträts S. 497). Das siebzigste Lebensjahr vollendete am 9. März Prinz Karl von Baden, der Bruder des Großherzogs Friedrich. Der Jubilar, der sich 1871 mit einer zur Gräfin von Rhena erhobenen Freiin von Beust morganatisch vermählte, besitzt einen Sohn, der den Namen Graf von Rhena führt. Prinz Karl, der in der Armee den Rang eines Generals der Kavallerie bekleidet, ist Präsident der ersten badischen Kammer. — Seinen sechzigsten Geburtstag feierte unter zahlreichen Ehrungen am Ort und von auswärts Josef Viktor Widmann, der bekannte schweizerische Dichter und Journalist, einer der leitenden Redakteure des Regierungsblattes „Der Bund" in Bern. Die Schweizer Presse hat die Verdienste Widmanns an seinem Ehrentag in ausführlichen Artikeln gewürdigt, den beliebten Dichter speziell feierte das Züricher Stadttheater durch eine Aufführung seines Dramas „Die Muse des Aretin". Widmann, der von Geburt Mähre ist, kam im Alter von drei Jahren bereits in die Schweiz nach Liestal, wo sein Vater eine Anstellung als Pfarrer erhielt. Er studierte in Heidelberg und Jena Theologie und war erst Pfarrhelfer und Mädchenschuldirektor, bis er 1890 in die Redaktion des „Bund" eintrat. — Das fünfzigjährige Militärdienstjubiläum beging der General der Infanterie August Wilhelm von Seebeck in Potsdam. Der Jubilar, der am 16. April 1834 in Berlin geboren wurde, trat am 1. März 1852 in das Infanterieregiment Nr. 31 ein und wurde im Dezember des folgenden Jahres zum Offizier befördert, als kommandierender General des X. Armeekorps nahm er am 4. April 1899 aus Gesundheitsrücksichten den Abschied. Die Verdienste, die er sich im deutsch-französischen Krieg erwarb und die durch Verleihung des Eisernen Kreuzes II. und I. Klasse belohnt wurden, erkannte der alte Kaiser nach dem Friedensschluß noch besonders an, indem er dem damaligen Major den erblichen Adel verlieh. — Zum Jubiläum des Papstes entsandte der Prinzregent Luitpold von Bayern den Fürsten Albrecht zu Oettingen-Spielberg, um ein Glückwunschschreiben und als Geschenk ein großes goldenes Kreuz zu überreichen. Fürst zu Oettingen, erblicher Reichsrat und Kronobersthofmeister des Königreichs Bayern, der am 21. Juni 1847 geboren wurde, ist mit der Prinzessin Sophie Metternich, der Tochter des bekannten Staatsmanns Fürsten Richard Metternich, vermählt.



Die Entwicklung der Presse.

Von

Dr. Fr. Mero.

Mit „kommandierenden Generalen" hat der Deutsche Kaiser die amerikanischen Presseleiter verglichen; und in der That sind sie die Herrscher einer „Großmacht", die der europäische Kollege doch nicht in dem Maß besitzt. Aber auch im Osten des „großenEntenteiches" kann sich die Presse sehen lassen; und wenn ihre Entwicklung in demselben Tempo weiterschreitet, dann werden auch ihre Lenker in der Hierarchie emporsteigen. Denn diese Entwicklung ist wahrhaft „amerikanisch".

Die Entstehung des Zeitungswesens liegt noch in einem etwas ungewissen Dämmerschein. Man hat lange geglaubt die Zeitungen im heutigen Sinn, als in regelmäßigen Zwischenräumen erscheinende Druckschriften, stammten von jenen Flugblättern ab, die in den ersten Jahrzehnten der Neuzeit interessante Ereignisse verbreiteten. Der Brief von 1493, in dem Christoph Kolumbus dem königlichen Schatzmeister Rafael Sanchez die Entdeckung Amerikas schilderte, soll die erste Nachricht gewesen sein, die, in alle Sprachen übersetzt, rasche und allgemeine Verbreitung gefunden habe. Jedenfalls gab dieses Ereignis, dessen ungeheure Bedeutung die Zeitgenossen ahnten, den Anstoß zu einer sehr umfangreichen Flugschriftenlitteratur, die als „Zeyttungen", „Newe Zeyttungen" oder „Copeyen", d. h. Abdrücke von Briefen in alle Welt gingen.

Neuerdings neigt man mehr einer andern Ansicht von der Entstehung der periodischen Presse zu. Sie sei entstanden aus den ebenfalls periodisch erfolgenden schriftlichen Mitteilungen, die die Posthalter der regelmäßig verkehrenden Personenfahrten einander zugehn ließen, Mitteilungen, die auf den Erzählungen der Reisenden beruhten. Noch in Fritz Reuters „Ut mine Stromtid" kommen bekanntlich die Nachrichten von der Berliner Revolution auf diese Weise durch mündliche Ueberlieferung nach Rahnstaedt, freilich in einer stark lückenhaften Weise, da der Berliner Passagier durch allzu häufiges Erzählen seiner denkwürdigen Erlebnisse so heiser geworden ist, daß er nur noch mit den Lauten „Bumbum" den Artilleriekampf darstellen kann.

Wie dem auch sein möge, die eigentlichen Zeitungen sind nicht mehr als ein Jahrhundert nach der Entdeckung Amerikas entstanden. Unser Vaterland soll das erste „Blatt" der Welt in seinem Ruhmeskranz tragen. Nach Mulhall erschien hier schon 1524 die erste Zeitung, während Oesterreich erst 1560, Italien 1562, Frankreich 1605 und England 1622 sich dieses Fortschritts erfreuen durften. Wir können diese Angaben mangels näherer Mitteilungen nicht kontrollieren: so viel uns sonst bekannt, erschien die erste, regelmäßige Zeitung in Antwerpen 1605, und erst die zweite allerdings in Deutschland, aber nicht eher als 1609; es war die „Relation aller Fürnemmen und gedenkwürdigen Historien". 1615 folgte ihr „Emmels Wochenschrift", die von 1670 an unter dem Namen „Frankfurter Journal" weiterlebte; 1626 die „Magdeburger Zeitung", die wenige Jahre darauf mit der stolzen Stadt in den Tillygreueln ihren Untergang fand, und 1710 das „Schiffbecker Posthorn", das noch heute als „Hamburgischer Korrespondent" weitergeführt wird. Sehr alt sind außerdem noch die früher Augsburgische, jetzt Münchner „Allgemeine Zeitung" und die „Königl. Privilegierte Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Dingen", zu deren Mitarbeitern schon Gotthold Ephraim Lessing gehört hat.

Aber selbst diese Blätter, die doch erst der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts angehören, stellten doch nur den winzigen Keim dessen dar, was man heute mit Stolz die „Presse" nennt, und was in Wahrheit die „siebente Großmacht" darstellt, eine Macht, die auch mächtige regierende Häupter und Minister gern auf ihrer Seite sehn, deren Einfluß auf das öffentliche Leben in allem Guten und Bösen gar nicht überschätzt werden kann. Die Entwicklung zu dieser Machtstellung ist ganz und gar das Werk des neunzehnten Jahrhunderts gewesen: dieses erst hat der Presse die Verbreitung geschaffen, die sie zum wichtigsten Organ der Belehrung und Leitung der öffentlichen Meinung erhoben hat. Denn es hat erst in der Schöpfung der Großindustrie und der Verkehrseinrichtungen die Vorbedingungen des modernen Zeitungswesens hergestellt. Ohne die Schnellpresse, ohne die neuere Papierfabrikation aus Holzschliff, ohne Telegraphen, Eisenbahnen und Telephon wäre die heutige Zeitung nicht denkbar.

Eine bekannte Zeitung brachte zum Jahrhundertwechsel eine interessante Reliquie ans Licht, das Faksimile ihrer Ausgabe von Neujahr 1800. Hier konnte man erfahren, was in diesen hundert kurzen Jahren aus der Zeitung geworden ist. Damals erschien ein Blättlein in schmächtigem Oktav, vier bedruckte Seiten mit wenig Inhalt, ein paar merkwürdigen Familiennachrichten und Inseraten: man halte es heute gegen das Format, die Bogenzahl, den Inhalt und die Inserate einer großen Tageszeitung, und man steht staunend vor einem Wunder der Entwicklung.

Aber nicht nur in dieser Hinsicht, nicht nur intensiv hat die Presse an Kraft gewonnen, sondern auch extensiv. Die Zahl der Zeitungen in allen Zungen, in allen Zweigen menschlicher Thätigkeit ist fast unfaßbar gewachsen, und fast noch stärker die Ziffer ihrer Auflage.

Sehen wir zu, was allein in dem einen Halbjahrhundert von 1840—1890 geleistet worden ist, obgleich man zugeben wird, daß wir den Anfangspunkt spät genug gewählt haben. Denn 1840 war das politische Leben und mit ihm die Presse mindestens in Westeuropa schon zu einem sehr hohen Grad entwickelt. Und dennoch hat sich in dieser kurzen Spanne Zeit die Zahl der erscheinenden Zeitungen nahezu verzehnfacht, während die Volkszahl sich nicht einmal verdoppelte. Von rund 4000 i. J. 1840 waren nach Mulhall die Zeitungen aller Welt i. J. 1890 auf rund 38 000 angewachsen, deren monatliche Auflage 813 Millionen Exemplare betrug. R. E. May, der Hamburger Statistiker, zählt für 1896/97 rund 53 000 erscheinende Zeitungen und schätzt ihre Zahl für 1900 auf wenigstens 60 000.

Von den großen Kulturstaaten haben die „Vereinigten Staaten von Amerika" jetzt die stärkste Presse. Schon 1890 druckten sie nicht weniger als 15 392 Zeitungen und Zeitschriften aller Art, während ganz Europa mit der fast fünffachen Bevölkerung nur 19 121 Zeitungen herausbrachte. Das Bild wird allerdings für uns „zurückgebliebene Barbaren im alten Land" etwas heller, wenn man die Auflage vergleicht: denn wir hatten 547 Millionen Exemplare monatlich gegen 230 Millionen der Yankees. Immerhin ist, auf den Kopf der Bevölkerung berechnet, ihr Vorsprung noch stark genug, und nur so erklärt sich auch der enorme Papierverbrauch jen-

seits des Atlantik, der 8 Kilo auf den Kopf beträgt, während England trotz der Schwere seines ausgezeichneten Zeitungspapiers mit 6, Deutschland mit 5, Oesterreich mit 4, Frankreich mit 3,3 und Italien gar nur mit 1,5 Kilo auskommt, von Rußland gar nicht zu sprechen, das 1890 nur etwa den achten Teil der deutschen Zeitungszahl und nur den zwölften Teil seiner Auflage hatte trotz der doppelten Größe seiner Bevölkerung.

Die Vereinigten Staaten hatten denn auch die gewaltigste Entwicklung der Presse in jenem halben Jahrhundert. Aus 1210 Zeitungen wurden 15 392; von den kontinentalen Großmächten schritt auch in dieser Hinsicht keine so schnell voran, wie unser Vaterland, das die Zahl seiner Organe mehr als verachtzehnfachte (von 305 auf 5500 i. J. 1890) und rund 7000 i. J. 1897 erreicht hatte. Schwächer entwickelte sich die französische Presse: von 776 auf 4100; hier ist zu bedenken, daß Deutschland um 1840 in der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung weit hinter Frankreich zurückstand, während es ihm jetzt in den meisten Beziehungen weit vorangegangen ist.

Am schwächsten hat sich, wenn man Mulhall trauen darf, der Zahl der Blätter nach die britische Presse entwickelt, die von 493 nur auf 1840 gestiegen sein soll, freilich mit einer Auflage, die die deutsche noch um etwas übertraf, obgleich die britische Kopfzahl bedeutend geringer ist als die unsere. Nach seinen Ziffern wären auf den Briten monatlich 4, auf den Deutschen nur 2,9 Exemplare entfallen. Aber R. C. May zählt für 1896 nicht weniger als 8800 britische Zeitungen, und so ist anzunehmen, daß Mulhalls Zahlen viel zu niedrig sind.

Eine ganz kolossale Vermehrung hat auch die Zahl der Zeitungen in Spanien erfahren, von 74 auf 1161. Das ist augenscheinlich auf die fast beispiellose Parteizerrissenheit des unglücklichen Landes zu beziehen, in dem sich nicht nur die gewöhnlichen Parteien, sondern auch noch die Anhänger verschiedener Dynastien bekämpfen. Denn trotzdem die Zahl der Blätter mehr als ein Fünftel der deutschen beträgt, erreicht ihre Auflage kaum den dreizehnten Teil. Es war denn auch nahezu die Hälfte aller spanischen Blätter politischer Natur, während im Durchschnitt nur etwa der fünfte Teil aller Zeitungen der Welt täglich erscheinende, das heißt in der Mehrzahl politische Blätter sind. In Großbritannien kamen 1885 sogar nur 169 Tageszeitungen auf 1648 Wochen- u. s. w. Schriften, also nur der zehnte Teil.

Von allen Sprachen herrscht natürlich die englische bei weitem vor, die Sprache nicht nur des großbritischen Weltreichs und seiner Kolonien in allen Weltteilen, sondern auch der mächtigen Vereinigten Staaten. Von 32 705 Zeitungen, über die ein alter Journalist, Mr. P. L. Simmonds, vor einiger Zeit Daten sammelte, wurde fast die Hälfte, nämlich 15 772, in englischer Sprache gedruckt. Davon entfielen auf das Mutterland 2100, auf Nordamerika (United States und Kanada) 12 700, auf Südamerika und Westindien 60, auf Australien 575, Afrika 114, Asien (namentlich Indien) 203, und den europäischen Kontinent noch 20. Indien besaß 644 Zeitungen im Jahr 1880, wovon 40 englische, der Rest in Bengali, Marathi und andern einheimischen Sprachen.

Nach der englischen ist die deutsche Sprache im Zeitungswesen die mächtigste. Nicht nur im Deutschen Reich allein ist ja unsere Muttersprache das Verständigungsmittel, sondern auch in großen Teilen Oesterreichs und der Schweiz. Außerdem erscheinen deutsche Blätter auch noch z. B. in Rußland, vor allem aber in den Vereinigten Staaten mit ihrer starken und wohlhabenden Bevölkerung deutschen Bluts: schon 1880 erschienen nicht weniger als 641 deutsche Organe im Land der Dollars, zu dessen geachtetsten sowohl wie auch mächtigsten Preßleuten Deutsche zählen: wir nennen nur Karl Schurz, den berühmten deutschen Flüchtling und Befreier Gottfried Kinkels.

Nach der Zeitungspreisliste des Kaiserlichen Postamts waren durch dasselbe an Zeitungen deutscher Sprache, die auf dem ganzen Erdenrund erschienen, im Jahr 1890 zu beziehen: 6978, 1897: 8157 und 1900: 8784 Zeitungen.

Außerdem erbot sich das Postzeitungsamt, das Abonnement auf weitere 3672 Zeitungen fremder Sprachen zu vermitteln.

Die Liste ist so interessant, daß wir sie nach May hier wiedergeben wollen: arabisch 2, armenisch 1, bulgarisch 3, kroatisch 5, tschechisch 29, dänisch 224, englisch 1299, finnisch 12, französisch 1075, griechisch 9, hebräisch 4, holländisch 107, isländisch 2, italienisch 154, lateinisch 1, litauisch 6, norwegisch 87, persisch 1, polnisch 137, portugiesisch 5, romanisch 2, rumänisch 13, russisch 107, ruthenisch 2, schwedisch 189, serbisch 29, slovakisch 2, slovenisch 5, spanisch 105, türkisch 2, ungarisch 36, vlämisch 9, wendisch 8.

Daß für eine solche Presse eine hübsche Menge Papier verbraucht wird, versteht sich von selbst. Aber es wird doch vielleicht einiges Interesse erwecken, wenn wir davon mit einigen Zahlen ein Bild zu geben versuchen.

1850 betrug die Weltproduktion an Papier etwa 220 000 Tonnen, Ende des Jahrhunderts zwölfmal so viel, nämlich nicht weniger als 2 620 000 Tonnen im Wert von rund 1600 Millionen Mark, an deren Herstellung 200 000 männliche und 400 000 weibliche Arbeiter beschäftigt sind. Der Bedarf an Holzschliff war ein so großer, daß allein Skandinaviens Ausfuhr sich in zehn Jahren fast vervierfachte, von 113 000 auf 400 000 Tonnen.

Von dieser ungeheuren Produktion lieferte Deutschland 1895 mit 1443 Fabriken (von 4514 in der ganzen Welt) etwa den vierten Teil, nämlich 500 Millionen Kilogramm. Da es etwa 8000 Tonnen im Wert von 6 5 Millionen Mark importierte und dagegen rund 123 000 Tonnen exportierte, für die es 80,7 Millionen Mark vom Ausland erhielt, so verbrauchte es im Inland nicht weniger als 385 000 Tonnen. 1878 hatte es erst 238 000 Tonnen und 1840 gar erst 22 000 Tonnen verbraucht. Der Verbrauch ist gestiegen 1840—1878 um 982 Prozent, 1840—1895 um 1650 Prozent, also 28 mal so stark als die Bevölkerung.

Sehr interessant ist es für unser Thema, zu untersuchen, zu welchen Zwecken diese Riesenmassen verwendet worden sind. Leider stehen uns begründete Schätzungen nur für die Jahre 1840 und 1878 zu Gebote, aber noch nicht für 1895.

Deutschlands Papierverbrauch in Tonnen à 1000 kg:

Es verbrauchten im Jahr:	1840	1878
Die Staatsverwaltung . . .	3300	28 560
Die Schulen und Wissenschaft	1980	28 560
Der Handel und Verkehr . .	3960	23 800
Die Industrie	2200	19 040
Bücher und Zeitschriften . .	8800	123 760
Privat- und Postverkehr . .	1760	14 280
Zusammen	22 000	238 000

Hier fallen namentlich die riesenhaften Mengen auf, die die deutschen Staatsverwaltungen verbrauchen. Während die Bevölkerung sich längst nicht verdoppelte, wuchs das amtliche Aktenmaterial auf das Neunfache. Wer denkt da nicht an die fast verzweifelte Klage einsichtiger Beamten über das „papierene Jahrhundert", oder an das humorvolle Gedicht von „Jeremias Bittersalz":

Ein Möbelwagen voll Akten
Fuhr vors Ministerhaus,
Zwölf Geheime Räte packten
Die kostbaren Bündel aus.

Sechsmal in vier Wochen tagte
Eine starke Kommission,
Ein Heer Stenographen plagte
Sich an der Remington.

Und endlich, nach langen Mühen
Kam herrlich das Werk zu Tag:
Dem Gericht zu X. ward verliehen
Eine Stange Siegellack.

Man wird gespannt den Berechnungen entgegensehn können, die den Aktenpapierverbrauch für 1895 durch die Bureaukratie feststellen werden. **Weniger** ist es sicher nicht geworden! Der Verbrauch nach Sorten belief sich in Tonnen:

	1840	1878
Brief- und Schreibpapier . .	6 600	71 400
Buch- und Kupferdruckpapier .	11 000	119 000
Tapeten, Bunt- und Packpapier	2 750	29 750
Pappen, Preßspäne	1 650	17 850
Zusammen	22 000	238 000

Die zweite Rubrik darf fast gänzlich für die eigentliche Presse in Anspruch genommen werden, da man nur etwa sechs Prozent des Papiers auf die Herstellung von Büchern rechnet. Auch von der ersten Rubrik wird die Presse einen hübschen Posten für sich belegen, da alles, was gedruckt werden soll, vorher geschrieben sein muß und lange nicht alles gedruckt wird, was geschrieben ward. Leider giebt es keine Statistik der Redaktionspapierkörbe und der unanbringlichen Manuskripte.

Wenn der Papierverbrauch der deutschen Zeitungspresse alles in allem auf ungefähr 120 000 Tonnen angenommen wird, so gehören zu der Fortbewegung der Masse nicht weniger als 12 000 Doppelwaggons à 200 Zentner oder 600 große Frachtzüge à 20 Loris.

In Deutschland beschäftigt die Presse allein oder vorwiegend folgende Personen (die Zahlen entstammen der Berufszählung von 1895): die Papierindustrie beschäftigte in 17 631 Betrieben 152 909 Personen, 52 753 mehr als 1882. In den polygraphischen Gewerben waren allein in Satz und Druck 111 394 Personen beschäftigt; dazu kommen Graveure, Steinschneider und sonstige künstlerische Gewerbe mit mehr als 10 000 Personen. Außerdem beschäftigte der Buch- und Kunsthandel und der Zeitungsverlag in 10 372 Betrieben 34 999 Personen. Alles in allem berechnet May die Zahl der in den „Gewerben der Geistesmaterialien“ beschäftigten Personen auf 333 564 gegen 206 724 i. J. 1882, eine Vermehrung, die mit 62 Prozent viermal so stark ist, als die der Bevölkerung.

Dazu kommt der größte Teil der 21 347 Personen umfassenden Gruppe der Privatgelehrten, Schriftsteller, Zeitungsredakteure und Korrespondenten u. s. w. Und ferner tritt dazu „nebenberuflich“ eine gar nicht zu schätzende Zahl gelegentlicher und ständiger Mitarbeiter hauptsächlich aus den gebildeten Kreisen, aber auch — als gelegentliche Reporter — aus den unteren Klassen. Es giebt unter den Lehrern, Aerzten, Juristen, Künstlern, Professoren, Technikern u. s. w. kaum einen, der nicht dann und wann in einem Fachorgan, einem Verbandsblatt seiner gepreßten Seele Luft machte; und es giebt viel mehr Angehörige dieser Kreise, als man im allgemeinen glaubt, die mit ihren Honoraren für Leistungen an die eigentliche Presse als mit einem ständigen und unentbehrlichen Posten ihres Budgets rechnen.

Hier sei in Parenthese eine Schätzung Professor Strahans über die Verwendung der 320 Millionen Mark angeführt, die die britischen Zeitungen 1893 brutto vereinnahmt haben sollen. 180 Millionen kostete Satz und Druck, 60 Millionen das Papier, und 80 Millionen gingen für Honorare an Schriftsteller, Redakteure u. s. w. und Dividenden drauf.

Zu den von der Presse beschäftigten Personen sind nun noch die ihrer Ziffer nach nicht zu schätzenden Gewerbetreibenden zu rechnen, die die Druckerschwärze und die Maschinen herstellen, das Letternmetall gewinnen und die Schriften gießen, den Papierrohstoff erzeugen oder herantransportieren. Ferner sind die Postbeamten dazu zu rechnen, die die Zeitungen den Abonnenten zuführen, die Eisenbahnbeamten, die die Postzüge leiten, das Heer der Spediteure, Annoncenacquisiteure, Reklamezeichner e tutti quanti.

Alles in allem gewinnt man einen stattlichen Eindruck auch von der in der Presse beschäftigten und durch sie ernährten Personenzahl, wenn man erwägt daß alles in allem im Deutschen Reich 1895 nicht ganz einundzwanzig Millionen Erwerbsthätige im Hauptberuf sich fanden, von denen etwas über 8 1/4 Millionen der Industrie angehörten. Viel verlästert und geschmäht bildet die deutsche Presse einen der stärksten Stämme im Wald der deutschen Wohlfahrt; und man wird auch von ihm sagen dürfen, daß es nicht die schlechtesten Fruchtbäume sind, unter denen die meisten Knüppel liegen.

Beredsamkeit.

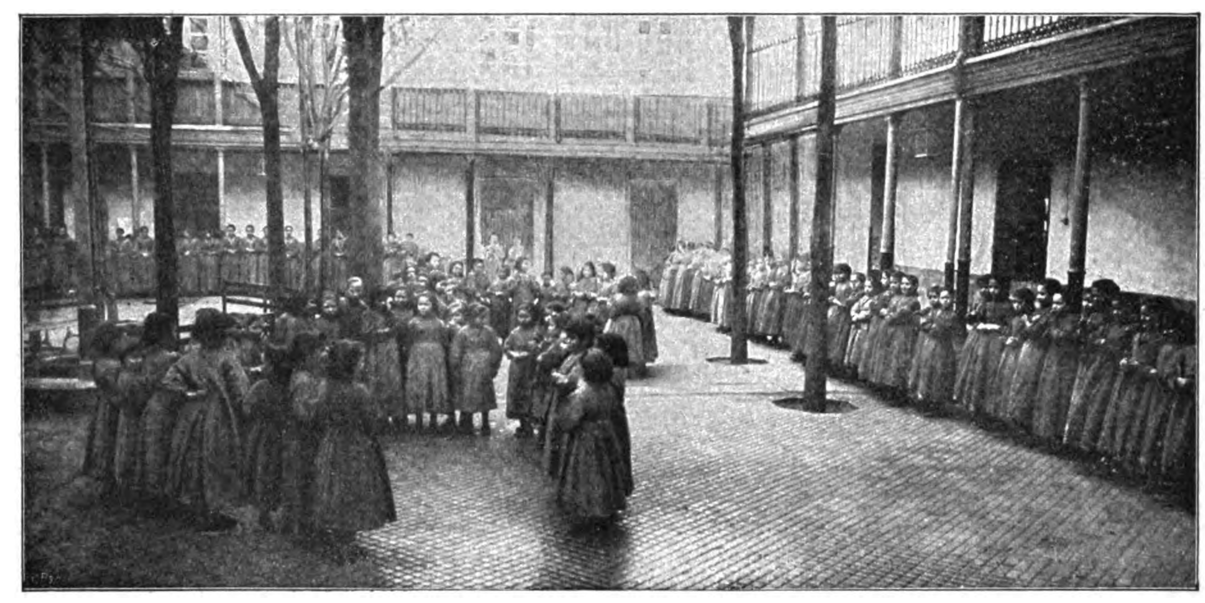
Von König Oskar II. von Schweden und Norwegen.

Die wirkliche Beredsamkeit ist in Wahrheit keine Feuerwerkerkunst, die nur im gegebenen Augenblick brennt, eine um so größere Finsternis hinterlassend. Sie muß ein Gegenteil sein wie ein klares und kräftiges Feuer; nicht allein leuchtend über einen weiten Umkreis, sondern auch zum erwünschten Ziel führend.

Mir erscheint das Phrasenmachen einem schlecht gelasteten, übertakelten Schiff zu gleichen. Ein solches kann ja freilich unter glänzend weißen Segeln vor einer leichten Brise eine starke Fahrt machen, silberglänzenden Schaum vor dem Bug hervorrufen und ganz angenehm und leicht über die ruhigen Wellen dahingleiten; aber es kentert leicht, wenn der Wind sich erhebt, und sinkt, so daß alles an Bord verschwindet.

Die wirklich gute Rede dagegen ist wie ein Schiff, sorgfältig gelastet mit Waren von Wert, stark und fest gebaut und mit sicherem Tuch in den Segeln. Dieses Schiff hält aus im Sturm und trägt über hohe Wogen, es steuert einen sicheren Kurs; es gelangt mit seinen Leuten und Gütern in den Hafen und bedingt gute Fracht.

Möge man sich niemals verleiten lassen, die Gediegenheit des Inhalts für den oberflächlichen Triumph des Augenblicks des prahlenden Wortschwalls zu opfern. Diese verleihen niemals dauernde Siege.



Die Zöglinge des Madrider Findelhauses beim Spiel.

Das älteste Findelhaus der Welt.

Von Dr. Hans Leyden, Kaiserl. Deutschem Botschaftsarzt in Madrid.

Hierzu 9 photographische Aufnahmen des Verfassers.

So allgemein bekannt die Findelanstalt in Madrid, so unverdient verkannt ist vielfach ihre stille, segensreiche Thätigkeit. Schon allein die notwendige, strenge Abgeschlossenheit nach außen dürfte z. B. manches zu dieser unklaren Voreingenommenheit beigetragen haben. Jedenfalls aber liefert sie durch ihre musterhaften und auf das peinlichste durchgeführten Einrichtungen den genügenden Beweis, daß dem Findelhaussystem noch nicht kurzerhand als einer etwa bereits überlebten Institution die Existenzberechtigung abzusprechen ist.



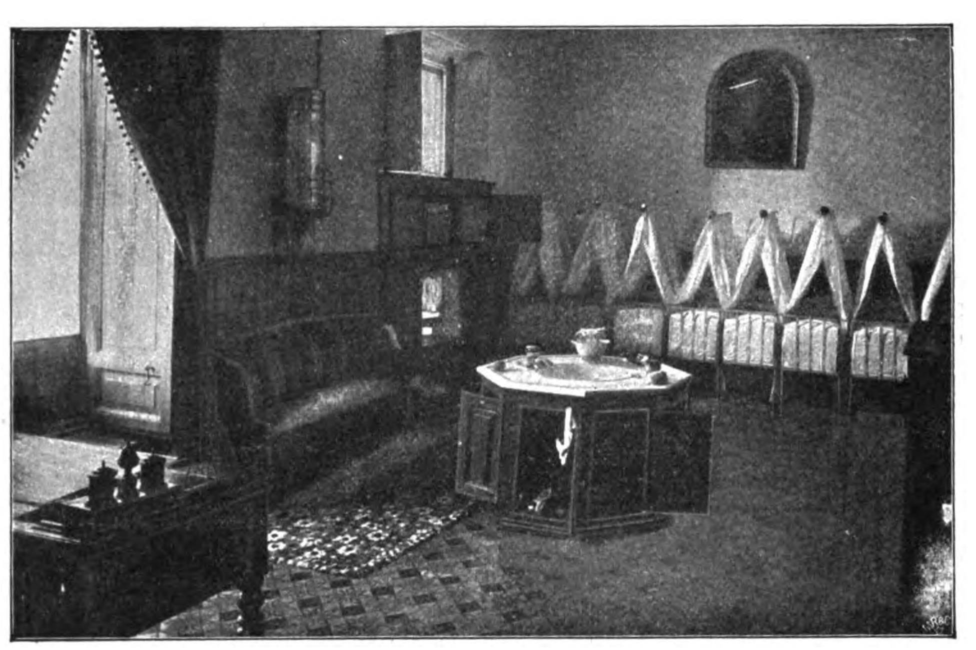
Die Drehlade zur Aufnahme der Findlinge.
Ueber der Lade der Spruch: „Von meinen Eltern verlassen, nimmt die Barmherzigkeit mich auf.“

Die Anstalt wurde im Jahr 1572 von dem Schwesterorden „Nuestra Senora de la Soledad y de las Angustias“ begründet, und zwar vornehmlich unter dem Gesichtspunkt, durch sie dem Zugrundegehen ausgesetzter Kinder entgegenzuarbeiten. Ihrem Zweck entsprechend ist sie gegenwärtig in einem ausgesprochenen Armenviertel, in der „Calle de Embajadores“ gelegen, und ihre etwas nüchterne, alte Außenfront läßt allerdings wenig im Innern ein solches gemeinnütziges Walten im Dienst der Menschheit vermuten. Der erste Schritt über die Schwelle besiegt jedoch ein jedes derartiges Vorurteil. Wie eigenartig gewinnend berührt nicht sogleich beim Empfang die freundliche und doch ernste Ruhe der Schwestern in schlichter, sauberer Ordenstracht, deren rastlosem Schaffen der Gesamtbetrieb der Anstalt anvertraut ist: eine fürwahr nicht geringe Entsagungs- und Geduldsaufgabe, der sich zur Zeit 43 barmherzige Schwestern des Ordens „San Vicente de Paul“ unter einer Oberin unterziehen.

Die an sich sonst einheitlich geleitete und verwaltete Anstalt besteht gleichwohl, wie es auch in ihrem Namen „Inclusa*) y Colegio de la Paz“ ausgedrückt ist, aus zwei räumlich, mehr oder minder sonst auch geschiedenen Abteilungen. In dem eigentlichen Findelhaus, der Inclusa, finden unentgeltliche, bedingungslose Unterkunft und Wartung zunächst sämtliche durch die Drehladevorrichtung dem Institut selbst zugeführten Findlinge, ferner durch behördliche Vermittlung alle unversorgten Kinder von Madrid und seiner Provinz, und zwar die Mädchen bis zum neunten, die Knaben bis zum sechsten

*) Die Entstehung des Namens „Inclusa“ wird in Zusammenhang gebracht mit einem Heiligenbild der Anstaltskapelle, das zur Zeit Philipps II. (1556—1598) von einem spanischen Soldaten aus der Stadt „Enkhuyzen“ bei Hoorn (Nordholland) nach Spanien gebracht wurde. Durch Verstümmlung dieses Städtenamens soll sich das Wort Inclusa herausgebildet haben.

Lebensjahr. Mit der weiteren Pflege und Erziehung der weiblichen Kinder beschäftigt sich dann in unmittelbarer Folge das „Colegio de la Paz“, dessen Zöglinge das neunte, oder wenn sie Findlinge der Inclusa sind, das siebente Lebensjahr zurückgelegt haben müssen. Das Kolleg wurde im Jahr 1679 durch private Wohlthätigkeit begründet und vereinigte sich am Anfang des vorigen Jahrhunderts mit der Inclusa in dem heutigen Gebäude. Die nötige Ueberwachung und Ausbildung der Knaben, sobald sie das sechste Lebensjahr vollendet, wird von dem „Hospicio de San Fernando y Colegio de Desamparados“ in der Calle de Fuencarral übernommen, darüber jedoch weiter unten.



Die Aufnahmestation.

Die fürsorgliche Zweckmäßigkeit der ganzen Anlage läßt aber erst ein Rundgang durch die verschiedenen Anstaltsräumlichkeiten klar und deutlich erkennen.



Im Waschsaal.

Ein freundlich ausgestattetes Gemach mit acht schneeweißen Bettchen an der einen Seite, einem komfortablen Nachttisch mit Kalt- und Warmwasserzuleitung in der Mitte des Zimmers, nebst der erforderlichen Bureaueinrichtung, wozu vor allem zwei genau gehende Uhren und die Nummeriermaschine für den Findling gehören, bildet die Aufnahmestation. (Abb. oben).

Zwar ist es noch zu früher Vormittagsstunde, gleichwohl verkündigt die Glocke von der Drehlade mit lautem Klang im Haus, daß ein neuer Findling Einlaß begehrt. Eilends öffnet die wachthabende Schwester eine Holzverschalung unterhalb des Straßenfensters, hinter der in der Mauer die eiserne, tubusartige Drehlade eingelassen ist (Abb. S. 466) und dreht letztere mit der quadratischen Oeffnung der Straße zu, wodurch eine kleine entgegengesetzte Spalte in der Drehlade nach dem Gemach sich öffnet, so daß genau beobachtet werden kann, wann die Lade zurückzudrehen ist. Ueber der Außenwandöffnung der Drehlade ist der Spruch: „Verlassen von meinen Eltern, nimmt die Barmherzigkeit mich auf“ auf einer Marmortafel angebracht, daneben die Glocke für die Anmeldung. Ein



Findlinge mit ihren Ammen.

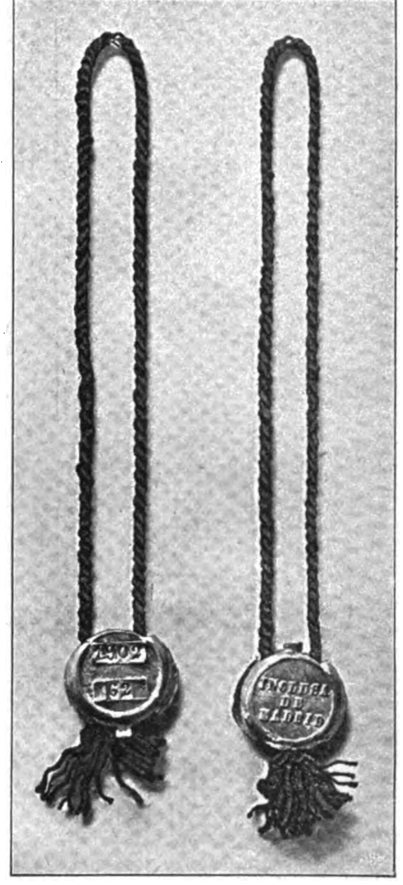
feines Kinderstimmchen läßt sich jetzt vernehmen, und dem rosaseidenen Innern der Lade entnimmt die Schwester den Ankömmling. Unverzüglich wird dem Kind seine Erkennungsbleiplombe (Abb. S. 468), die auf der einen Seite Jahr und Nummer, auf der andern den Namen der Anstalt „Inclusa de Madrid“ trägt, an schwarzer Seidenschnur am Hals befestigt; dann erfolgt unter genauer Zeitangabe des Eintritts in die Anstalt die Re-

gistrierung des Kindes und des ihm Mitgegebenen in die Bücher, seine Reinigung und Einkleidung in die Anstaltssachen. Endlich kommt es in eins der Betten, wo es verbleibt, bis ärztlicherseits die weiteren Entscheidungen getroffen sind, ob es bei den gesunden oder den kranken Kindern Aufnahme zu finden hat.

Mit einem nicht unberechtigten Stolz wird von den Schwestern der Saal der Neugeborenen gezeigt. Wie sauber, wie sorgfältig gepflegt liegen hier ihre geliebten Schützlinge im vollsten Weiß! Lange Reihen von Schränken in den Nebensälen bergen die überaus reichen Schätze an Wäsche, die für eine solche Menge von Kindern erforderlich ist. Den eigentlichen Glanzpunkt dieses sorglich gehaltenen Hausschatzes stellen die Bestände an Kindersachenzuwendungen von seiten des königlichen Hauses, der Damen der Gesellschaft u. s. w. dar (Abb. unten), ein fürstliches Ausstattungsmagazin. Fast wie ein Schmuckkästchen ist der Saal für das Reinigen, Waschen und Anziehen der Kleinen (Abb. S. 467).

Da durchschnittlich im Jahr etwa 1400 Kinder, unter denen die weiblichen mit ungefähr 25 Prozent überwiegen, der Inclusa zugehen, so wird es oft unmöglich, allen Platz zu bieten. Daher werden auch Kinder außerhalb des Hauses in Pflege gegeben, bis sie nach den vorhererwähnten Altersnormierungen im Colegio de la Paz oder im Hospiz Aufnahme finden. Erst zwei Jahre später ist eine Adoptierung des Kindes von seiten der Pflegeeltern möglich, damit den Kindern eine gewisse Ausbildung nicht gänzlich vorenthalten bleibt. Ueberhaupt ist eine jede Adoptierung eines Findlings sofort annulliert, sobald seine Eltern Anrechte auf ihn geltend machen.

Zwecks vollständiger Trennung sind die Säle des obersten Stockwerks den erkrankten Neugeborenen eingeräumt. Sind sie auch weniger luxuriös und einfacher ausgestattet, so ist doch gleichfalls alles von gediegener, zweckmäßiger Ausführung und gleicher Sauberkeit mit jedem nötigen Zubehör, wie Waschgelegenheit, Küche, ärztliches Untersuchungszimmer u. s. w. Neben den Schwestern bethätigen sich auf dieser Abteilung auch ältere Zöglinge des Colegio de la Paz am Krankendienst.


Erkennungsbleiplombe.

Das darunter gelegene Stockwerk nehmen die Krankenräume des Colegio de la Paz ein, die gleichfalls ein vollständig in sich abgeschlossenes, kleines Hospital bilden. Zwei Chefärzte, von denen der eine speziell Chirurg und Augenarzt ist, nebst drei Assistenzärzten teilen sich in den ärztlichen Anstaltsdienst. Es besteht Impfzwang. Der Gesundheitszustand in der Anstalt wird ärztlicherseits im allgemeinen als günstig hingestellt. Das Aussehen der Kinder ist durchweg gesund und kräftig, sicher dank einer streng durchgeführten hygienischen Lebensweise; neben ernster Arbeit wird nicht verabsäumt, durch Bäder, Gymnastik, Aufenthalt im Freien u. s. w. den Körper zu stählen.


Kinderausstattungen im Findelhaus.

Mit Ausnahme des Musik- und Zeichenunterrichts, der fakultativ für besonders begabte Schülerinnen von Lehrern erteilt wird, leiten die gesamte Schulerziehung ausschließlich die Schwestern. Erstaunliches wird in weiblichen Handfertigkeiten geleistet. Das Erziehungsprinzip ist im Hinblick auf das praktische Leben darauf gerichtet, die Mädchen zu guten Hausfrauen und Müttern heranzubilden. Vollste Gelegenheit wird dazu in jeder Beziehung geboten, da die ganze Instandhaltung der Anstalt nur von Zöglingen besorgt wird.

Sonst kann ein Zögling aus der Anstalt nur ausscheiden, wenn er zu seinen Eltern zurück-

kehrt, adoptiert wird oder einem geistlichen Orden beitritt; andernfalls verbleibt ihm die Anstalt zur lebenslänglichen Heimstätte. Beim Ausscheiden erhält das Mädchen von dem Institut 500 Peseten, die nach Wunsch in Geld oder Ausstattung oder auch von beidem gemeinsam gegeben werden; ferner bekommt es von den Arbeiten, die es dem Haus bis dahin geleistet, den vierten Teil des Werts, und ist das Glück ihm hold, so kann es noch Gewinnanteil an den Losen haben, die für die Zöglinge gespielt werden.

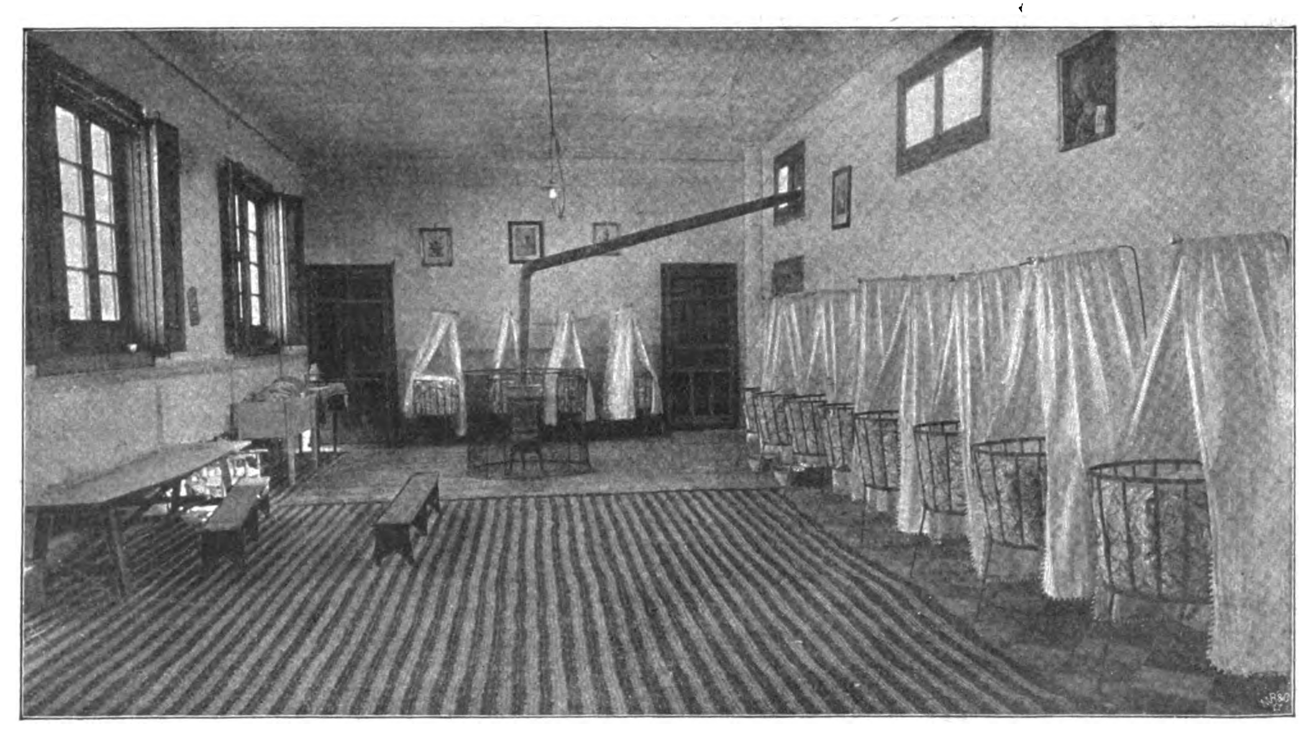
Unterstellt sind alle diese drei Institute der Provinzialverwaltung (Diputacion provincial), der die Unterhaltung, Leitung u. s. w. obliegt. Zu dem Zweck betraut sie eins ihrer Mitglieder, das den Titel „Visitador" führt, mit deren Verwaltung als Ehrenamt. Die eigentliche Aufsicht und Handhabung der Geschäfte ist einem besoldeten Direktor übertragen, dem ein Interventor, gewissermaßen Stellvertreter, sowie das erforderliche Verwaltungspersonal zur Seite steht. Im engsten Einvernehmen mit diesen Behörden läßt sich noch eine Vereinigung von Damen der ersten Gesellschaftskreise, die „Junta de Damas de Honór y Mérito", mit regstem Eifer die Förderung dieser Wohlfahrtsinstitute angelegen sein. Der jährliche Haushalt der Inclusa und des Colegio de la Paz wird auf etwa eine halbe Million Peseten veranschlagt. Auf ungefähr drei und eine halbe Million beläuft sich der recht ansehnliche Privatvermögensfonds der beiden wohlthätigen Anstalten.



Auf der Krankenstation.

Das „Hospicio y Colegio de Desamparados", dem die männlichen Findlinge zur Ausbildung und Wartung später überwiesen werden, ist ein alter, mächtiger Bau aus dem Jahr 1726 mit interessanter Straßenfront nur zu konservativ dürfte aber auch das Innere mancherseits behandelt sein, wenngleich das Bemühen, nach Kräften möglichst zuträgliche Einrichtungen zu schaffen, unverkennbar ist. Hoffentlich verwirklicht sich bald der geplante Neubau. Außer einem vielseitigen, gründlichen Schulunterricht genießen die Knaben je nach ihren geäußerten Wünschen in einer Reihe von Werkstätten unter der Anleitung von Werkmeistern die Ausbildung in einem Handwerk, ferner in Musik, im Bureaudienst, in der Handelsthätigkeit u. s. w. derart, daß sie beim Ausscheiden aus dem Hospiz im zwanzigsten Lebensjahr, wenn sie nicht ins Militär, besonders als Musiker, eingereiht werden, auf Grund ihrer Durchbildung auf eigenen Füßen zu stehen vermögen. Vornehmlich von den Behörden werden viele in den Dienst genommen. Nicht weniger als 28 Lehrer und 12 Werkmeister leiten den Unterricht.

Die Verwaltung regelt sich in gleicher Weise wie in den Mädcheninstituten. Die Unterhaltungskosten betrugen im Jahr 1901 626 713 Peseten, die die Stadt



Blick in den Krankensaal der Findlinge.

Madrid wie bei den beiden andern Anstalten entsprechend mitzutragen hat. Daß bei einer Kopfstärke von etwa 1200 Pfleglingen im genannten Jahr nur 19 Sterbefälle gezählt wurden, spricht genügend für die Anstalt.

Unentwegt hat jahrhundertelang die Inclusa, wohl das älteste Institut dieser Art, ein stilles Elend mit allen seinen Auswüchsen zu mindern verstanden, geleitet allein von den logischen Vernunftgründen der Nächstenliebe ohne Scheu vor pekuniären Opfern und kleinlichen Anfeindungen. Mögen ihr auch in Zukunft edelmütige Menschenfreunde mit ihren Kräften zur Seite stehn, um ihr segensreiches Wirken erfolgreich fortsetzen zu können!

Rund um die Bühnen.

Hierzu 6 Spezialaufnahmen für die „Woche" von Zander und Labisch, Berlin.

„Kulissenzauber" möchte man die Atmosphäre nennen, die die Leute vom Theater umgiebt und die bewirkt, daß sie das Publikum nicht nur auf der Bühne, sondern auch im Licht des nüchternen Alltags zu interessieren verstehn. Sie haben uns dazu erzogen, nicht nur an den Gestalten Anteil zu nehmen, die sie im Licht der Rampen verkörpern, sondern vor allem an ihnen selbst. Denn gut oder schlecht, die Theaterstücke enden für uns doch mit dem Fallen des Vorhangs, die dargestellten Personen jedoch gelten uns nur durch die Person des Darstellers. Es giebt demnach keine bedeutenden und unbedeutenden Rollen, sondern nur große und kleine Künstler, Individualitäten, die uns zu rühren oder zu erheitern, aber immer zu fesseln verstehn.



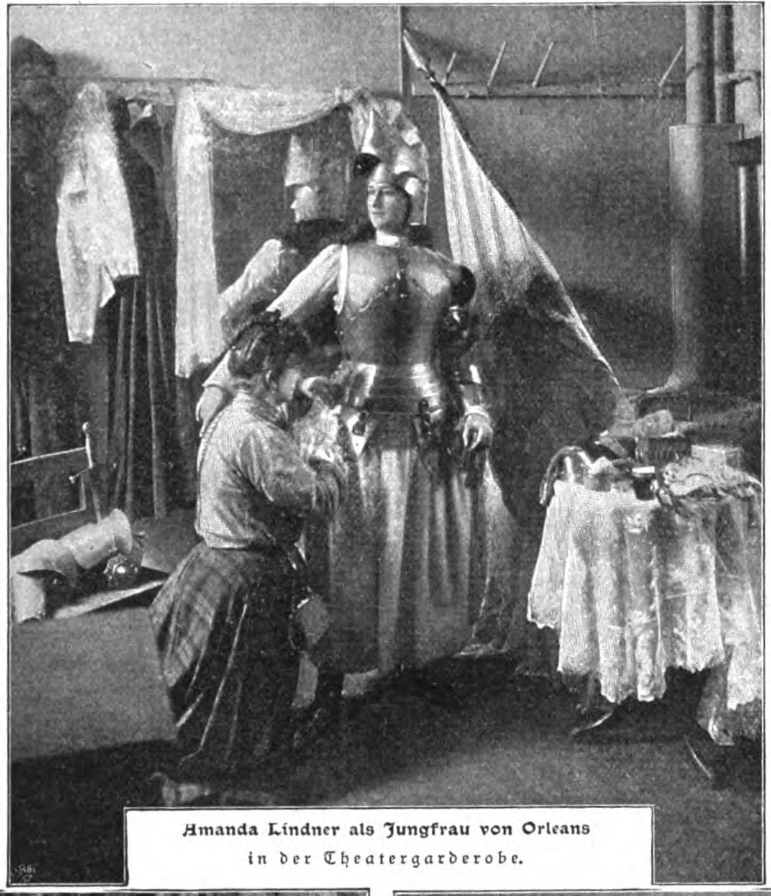
Richard Alexander auf der Probe.

Eine solche Individualität ist Richard Alexander, der unsinnig komische und in seiner Unsinnigkeit unendlich liebenswürdige Bonvivant, Komiker und Mitdirektor des Berliner Residenztheaters, der glücklicherweise seine Komik nicht in der letztgenannten Eigenschaft entfaltet, sondern durch die virtuose Verkörperung der amüsantesten Abarten der Schwerenöter in tausend Aengsten sich eine künstlerische Spezialität geschaffen hat, die er seit Jahren unerreicht und souverän beherrscht. Die unergründliche Dummheit und die ans Burleske streifende Verzweiflung französischer Schwankhelden haben in ihm einen Darsteller von sieghafter Komik gefunden. Auch Komik rentiert sich in unsern Tagen, sofern sie nicht von Volksvertretern geübt wird, und so ist Alexander an der Seite seiner liebenswürdigen Frau Hausbesitzer in Freienwalde, und diese zeitweilige „Rückkehr zur Natur" erhält ihm vielleicht die frische Ursprünglichkeit seines Wesens, die er sich, trotz des jahrelangen Aufenthalts in der Atmosphäre französischer Schwankboudoirs, zu erhalten verstanden hat. — In die Garderobe einer der bekanntesten und beliebtesten Bühnenkünstlerinnen führt uns das zweite Bild, das Amanda Lindner, die Heroine des Königlichen Schauspiels, während der Kostümierung zur Vorstellung der Jungfrau von Orleans zeigt. In keiner Rolle wie dieser hat sich die Begabung der Künstlerin, die sie zu einer idealen Darstellerin dieser Partie prädestiniert, so vollendet bewährt, und der Verkörperung dieser Rolle verdankt sie auch ihre ersten Erfolge, die bekanntlich am Hoftheater zu Meiningen den Beginn ihrer Laufbahn erhellten.

Wenn man von dem Boudoir einer Dame vom Theater spricht, so pflegt man sich darunter einen stoffbehangenen, nestartigen Raum zu denken, fanfreluché und capitonné, mit Maplemöbel und Libertykissen, hingeworfenen Spitzendessous und einem Bataillon Krystallflacons und silbernen Dosen, die sich in deckenhohen Spiegeln mitsamt den Libertykissen, den Maplemöbeln und den Spitzendessous in einer für die Seelenruhe der Besucher beängstigenden Weise wiederspiegeln. Und durch den Raum ein vages, sinnbethörendes Parfüm und in dem Raum die verführerische Besitzerin dieses Heims — eine Vision in schleierartigen Gewändern, deren Herzensfrieden durch achtzehn ihretwegen ausgefochtene Duelle und vierundzwanzig Selbstmorde nicht im geringsten getrübt wird. Anders das Boudoir unserer jüngsten Kammersängerin Ida Hiedler, die seit dem Beginn ihrer Laufbahn ununterbrochen dem Berliner Königlichen Opernhaus angehört. Ein Hauch von ruhiger Solidität, der sich nicht nur in dem gemütlichen bürgerlichen Aeußeren ihrer Umgebung dokumentiert, durchweht das Leben dieser Künstlerin, die es verstanden hat, auch den Lockungen wandernden Virtuosentums zu entgehn und den festen Boden nicht zu verlassen, auf dem ihr Talent sich zur vollen Reife entwickeln konnte. Daß ihr die Gunst des Theaterpublikums während ihres vierzehnjährigen Wirkens an der Berliner Hofoper

treu geblieben, bewies ihr hundertstes Auftreten als Elisabeth im Tannhäuser.

Auch eine Art theatralischen Glückskinds ist Antonietta dell'Era, die virtuose Primaballerina unserer Königlichen Oper. Gleich Ida Hiedler ist ihr eine, um mit Don Cäsar von Bazan zu sprechen, „an Gold und Ehren reiche" Theaterkarriere zu teil geworden, doch nicht so mühelos, wie die der Sängerin. Zu einer Zeit, in der künftige Opernsängerinnen noch mit der Puppe spielen, tanzt bereits das Ballettkind, in diesem Fall die dell'Era, die als Miniaturballerina mit einer reisenden Operettengesellschaft von Stadt zu Stadt zieht. Mit vierzehn Jahren Primaballerina, wird sie von Mailand nach Kairo engagiert, wo der Khedive, der für Tanzkunst und weibliche Jugend ein wahrhaft vizeköniglich[es] Kennerauge gehabt haben soll, ihr für ein sechsmonatiges Engagement 50 000 Frank vor die Fußspitzen legte. Nach Ablauf dieser Zeit erbat er sich die Gunst, sie noch auf weitere vier Jahre fesseln zu dürfen, und zwar dies für einen Betrag, dessen — schwindelnde Höhe eben nur einen Mann nicht schrecken konnte, den eine Vorliebe für Zwangsanleihen und doppelt erhobene Jahressteuern auszeichnete. Trotzdem Papa dell'Era für seine



Amanda Lindner als Jungfrau von Orleans in der Theatergarderobe.





Ida Hiedler am Toilettentisch.



Antonietta dell'Era im Ballettsaal.

Einwilligung zu diesem Vertrag, da seine Tochter — minderjährig, wie Balletteusen nun einmal sind — ihn nicht allein abschließen konnte, 25 000 Pfund Sterling versprochen bekam, konnte er sich, vielleicht wegen der Unsicherheit der ägyptischen Finanzverhältnisse, nicht entschließen, seine Zustimmung zu geben. Mit schwerem Herzen ließ der morgenländische Herrscher, der es vorgezogen hätte, lieber seine sämtlichen Minister als eine minderjährige Primaballerina scheiden zu sehn, die Künstlerin ziehn, nicht ohne ihr vorher einen vizeköniglichväterlichen Kuß auf die Stirn und eine Kassette mit 10 000 Frank in die kleinen Hände gedrückt zu haben. (Die Karriere einer Tänzerin ist ganz unzweifelhaft der eines Journalisten vorzuziehen.) Ueber Petersburg, Moskau und Paris pirouettierte die graziöse Künstlerin auf die Bühne des Berliner Opernhauses, wo sie mit ihrer virtuosen Tanzkunst sich von ihrem ersten Auftreten an die rückhaltlose Gunst des Publikums erwarb. Welche Unsumme anstrengendster Arbeit zu diesem Beruf gehört, davon legen die Uebungsstunden Zeugnis ab, denen sie sich täglich unterzieht. Mit einer Hingabe, als sei sie nicht bereits die vollendete Tanzkünstlerin, probiert diese würdige Schülerin Taglionis vor dem großen Spiegel, auf dem aufsteigenden Boden des hellen Uebungsraums Battements und Entrechats,



Marie Reisenhofer
auf der Probe.



Bozena Bradsky beim Rollenstudium.

Pirouetten und Fußspitzentänze und unterbricht sie nur, um mit trippelnden kleinen Schritten und der Grazie einer Watteauschäferin eine kleine Gießkanne aus einer Ecke hervorzuholen, und dem weißen Holzboden, dem bei der Malträtierung durch ihre zierlichen Füße so heiß werden mag wie manchem Balletthabitué bei deren Anblick, eine kleine Abkühlung zu teil werden zu lassen.

Was die beiden Künstlerinnen betrifft, die unsere letzten Bilder zeigen, so bedeuten sie, jede in ihrer Art, eine Spezialität zweier Berliner Bühnen. Marie Reisenhofer ist mit ihrer eleganten Grazie und der Pikanterie ihres Wesens die prädestinierte Darstellerin französischer Frauentypen. Bozena Bradsky, der Star des Wolzogenschen Ueberbrettls, wirkte vor

mehreren Jahren vorübergehend im Apollotheater, bis Freiherr von Wolzogen, der mit seinen schriftstellerischen Talenten noch die Gabe eines ausgezeichneten Impresario verbindet, sie „entdeckte". Wie allen Impresarios blieb es auch ihm nicht erspart, den Stern, den er entdeckt hatte, plötzlich ungetreu an einem andern Firmament leuchten zu sehn. Mais il y a des juges à Berlin! Bozena leuchtet wieder am freiherrlichen Firmament in der Köpnickerstraße, ohne daß es bei der „zwangsweisen" Zurückführung zu ihren kontraktlichen Verpflichtungen zu irgendeinem die nationale Wohlfahrt Deutschlands gefährdenden Konflikt gekommen wäre. J. Lorm.



Morrek, na!

Die Geschichte eines Hütejungen von Richard Skowronnek.

Er hieß Abel Orzécha, aber wer sein Vater war, wußte er nicht. Eines Tags war die Maria Orzécha mit ihm nach dem Dorf Dlugossen, in dem sie das Heimatsrecht besaß, zurückgekehrt. Jung und gesund und ledig war sie vor jenen zehn oder zwölf Jahren mit einem Zug von Sachsengängern ins Reich fortgewandert, und siech und elend und mit einem Anhängsel an der Hand kam sie wieder zurück. Sie hatte gerade noch so viel Kraft, sich bis vor das Haus des Dorfschulzen zu schleppen, dann legte sie sich, um nicht wieder aufzustehn. Das kleine Anhängsel aber fiel der Gemeinde zur Last, denn so viel auch seine Mutter da draußen in der Fremde umhergestoßen sein mochte, das Recht an die Heimat, oder, wie es in den Bestimmungen hieß, ihren „gesetzlichen Unterstützungswohnsitz" hatte sie nicht verloren. Und als sie merkte, daß es mit ihr zu Ende ging, da hatte sie sich mit dem letzten Rest ihrer Kräfte nach der Heimat zurückgeschleppt. Vielleicht, daß sie in der Fremde nicht hatte sterben wollen, ohne zu wissen, daß ihr Kind versorgt war und an dem Platz stand, auf den es einen Anspruch hatte. Die Gemeinde aber war von dem unerwarteten Zuwachs ihrer Lasten wenig erbaut. Zwar die Maria Orzécha zu begraben, hatte wenig Kosten verursacht, ein halbes Dutzend ungehobelter Bretter und ein Fleckchen Erde auf dem Dorfkirchhof; den kleinen Jungen aber aufzunehmen, den sie zurückgelassen hatte, bedeutete eine jahrelang andauernde Inanspruchnahme des Dorfsäckels, und dagegen sträubte sich die Gemeinde mit allen verfügbaren Kräften. Zunächst wurde ein Prozeß gegen die Gemeinde angestrengt, in der die Maria Orzécha laut ihrem Arbeitsbuch zuletzt Beschäftigung gefunden hatte, da irgendwo unten in Westfalen, aber diese Gemeinde konnte nachweisen, daß sie die „Person" rechtzeitig abgeschoben hatte, ehe sie bei ihr den „Unterstützungswohnsitz" erlangt hätte, und der Prozeß ging verloren. Dann wurde der Versuch gemacht, den Kleinen dem Kreiswaisenhaus aufzuhalsen, aber vom Landratsamt kam der Bescheid, daß dafür monatlich sechs Mark an Verpflegungskosten zu entrichten wären. Und als schließlich auch alle Anstrengungen, den Vater zu ermitteln, erfolglos geblieben waren — irgendwelche Papiere, die darüber hätten Aufschluß geben können, hatte die Maria Orzécha nicht bei sich gehabt — entschloß die Gemeinde sich wohl oder übel, das kleine Anhängsel in aller Form Rechtens aufzunehmen und im Dorf zu behalten. Wenn es wochenweise reihum bei den einzelnen Besitzern und Eigenkätnern abgefüttert wurde, war die Last schließlich zu tragen. Schlafen konnte es im Armenhaus, in dem es schon jetzt, bis zur Entscheidung all der strittigen Fragen, untergebracht worden war, und für das bißchen Kleidung sorgte wohl ab und zu einmal eine mitleidige Mutterseele mit einem abgelegten Kittelchen. Aber zweiundsiebzig Mark bares Geld alljährlich an das Kreiswaisenhaus für die Erziehung eines hergelaufenen Balgs zu zahlen, das später doch einmal, wenn es arbeitsfähig war, dem besseren Verdienst bei den Sachsengängern nachlief, das konnte kein Billigdenkender der Gemeinde zumuten.

Der kleine Orzécha aber kümmerte sich wenig darum, daß um seine Person ein Prozeß geführt und einige hundert Bogen gelben Kanzleipapiers vollgeschrieben wurden. Er hatte vom ersten Tag an den ihm zukommenden Platz im Armenhaus eingenommen, schrie, wenn er hungrig war, so lange, bis ihm das Mäulchen gestopft wurde, und, wenn die Sonne schien, stapfte er nach dem Dorfanger hinaus, um dort mit den andern Hemdenmätzen im Sand zu buddeln. Auch die Prozedur der Taufe, die der Pfarrherr des benachbarten Kirchdorfs zur Sicherheit mit ihm vornahm, ließ er ruhig über sich ergehn, ebenso wie er es sich gefallen ließ, daß man ihm dabei den Namen Abel gab, den Namen des Kalenderheiligen, an dessen Ehrentag seine Mutter ihn ins Dorf gebracht hatte. Die Spielgefährten aber nannten ihn den kleinen Westfalen, denn von dorther war er gekommen. Was jedoch seine wirkliche Abstammung anbetraf, so ließ sein Aussehn eher auf einen Italiener schließen. In einem haselnußfarbenen Gesichtchen stand ihm ein Paar kohlschwarzer Augen, sein dunkles Haar krauste sich in kurzen Locken, wie die

Wolle eines achttägigen Lämmleins, und seine kleine Nase wölbte sich in zierlichem Bogen nach außen, anders als die Stupfnäschen der kleinen Masurenkinder, bei denen der Bogen meistens nach innen steht. Und das nahm sich unter all den blauäugigen und flachshaarigen Bübchen und Mädchen, mit denen er sich auf dem Dorfanger tummelte, so absonderlich aus, daß mancher Fremde, der des Wegs daherkam, stehn blieb und ihn nach Namen und Herkunft fragte. Wenn dann aber statt seiner die Spielgenossen antworteten, die Maria Orzécha hätte ihn aus Westfalen mitgebracht, dann nickte der neugierige Frager wohl ernsthaft mit dem Kopf und sprach bei sich im stillen und nachdenklich: „Na ja, da kommt aus aller Herren Länder so viel fremdes Volk zusammen, daß es kein Wunder ist!" Und wenn er mal etwas über die Vermischung der verschiedenen Völkerstämme gehört haben mochte, dann stellte er vielleicht eine Betrachtung darüber an, wie doch stets dabei die dunkle Farbe über die blonde siegte. Dem kleinen Abel Orzécha aber machte von seinen Dorfgenossen keiner einen Vorwurf aus dieser mehr als in einer Hinsicht dunklen Herkunft. Auf dem weiten Platz unter der Linde lief außer ihm noch so manches Bübchen oder Mädchen, das die Mutter zwar ganz genau kannte, auf die Frage nach dem Vater aber keine ganz sichere Auskunft zu geben vermochte.

Also wuchs der kleine Bursch, dessen Vater vielleicht irgendwo da unten in Neapel oder Messina als Rentner von seinem westfälischen Arbeitsverdienst lebte, als ein vollkommen Gleichberechtigter unter seinen Spiel- und Schulkameraden auf. Höchstens, daß ihm einer der Kossätensöhne mal bei gelegentlichen Streitigkeiten das Wort „Armenhäusler" in die Zähne warf, denn einen Unterschied giebt es selbst dort, wo alle andern Rangunterscheidungen sonst fortfallen, den zwischen arm und noch ärmer. Seit aber der kleine Westfale groß und stark genug geworden war, solche gröblichen Anspielungen auf seine in pekuniärer Hinsicht minderwertige Herkunft mit einem harten Faustschlag zwischen die Augen seines Gegners zu beantworten, hörten auch diese Vorwürfe auf. Schließlich kam es sogar zu einer Art freiwilliger Unterordnung selbst der älteren Spielgenossen auf dem Dorfanger, denn so schmächtig und zart der kleine Westfale auch aussah, an Kraft, Gewandtheit und Zähigkeit war er seinen sämtlichen Altersgenossen überlegen. Und wenn es galt, einen verwegenen Beutezug in die Obstgärten des Nachbardorfs zu unternehmen, war er der unbestrittene Führer, oder wenn es Zeit war, im Dorfwäldchen die zahllosen Krähennester auszunehmen, dann überließ man ihm willig die ehrenvolle Arbeit des Kletterns und begnügte sich mit der minder gefährlichen Rolle des Zuschauers. Stand unten auf den grauen Mooshügeln und wartete, bis er die mit grüngesprenkelten Eiern bis an den Rand gefüllte Mütze herunterbrachte und den Inhalt großmütig verteilte, indes die Schar der aufgestörten schwarzen Vögel schreiend und klagend durch die Wipfel strich und die Mütter unter ihnen bis herab auf den frechen Räuber ihrer Brut stießen. Und jedesmal kam er heil wieder herunter, wenn auch der schwankende Kiefernstamm unter der Last seines Körpers das Zopfende bog, daß die untenstehenden kleinen Mädchen vor Angst laut aufschrien und jeden Augenblick glaubten, er müsse herunterfallen. Bei den kleinen Mädchen nämlich hatte er einen großen Stein im Brett, und sie liefen ihm stets in einer ganzen Hetze nach, wo er sich nur sehn ließ. Er aber lachte nur darüber, und wenn's ihm gerade so einfiel, dann schüttelte er den ganzen Inhalt eines Nestes auf die Untenstehenden hinunter, daß sie vor den im Aufschlagen platzenden Wurfgeschossen kreischend und schreiend auseinanderstoben.

So verging dem kleinen Westfalen die Jugend wie ein immerwährender lachender Maienmorgen. Zwar hatte er in den letzten Jahren in den Höfen, in denen er nach der Schule reihum sein Essen bekam, hier und da bei der Arbeit aushelfen müssen, aber das war ihm immer als eine Art von Spielerei vorgekommen, selbst wenn er stundenlang in der Reihe der Kartoffelgräber die Hacke hatte handhaben müssen, oder hinter einem Schnitter die Halme raffen und in Garben binden. Sein zäher Körper kannte keine Ermüdung, und, was er freiwillig that, dünkte ihm keine Arbeit. Der Ernst des Lebens trat erst an ihn heran, als am Tage der Einsegnung — zu der feierlichen Handlung hatte ihm der Dorfschneider auf Kosten der Gemeindekasse einen richtigen Anzug aus grauem Hausmachertuch zuschneiden müssen, einen Rock mit Schößen, in dem er aussah, wie ein Erwachsener — ja also an diesem Tag ließ ihn der Dorfschulze zu sich kommen und machte ihm in eindringlicher Rede klar, daß jetzt die Zeit gekommen sei, wo er sich der Gemeinde für all die empfangenen Wohlthaten dankbar und erkenntlich zu erweisen habe. Er schulde der Gemeindekasse für die Kosten seiner Erziehung und den Prozeß, den sie seinethalben hätte führen müssen, alles in allem gegen vierhundert Mark, es sei also nur recht und billig, wenn sie dafür von ihm eine entsprechende Gegenleistung verlangte. Also hätte die Gemeinde beschlossen, ihm zur Abtragung dieser Schuld sechs Jahre lang das verantwortungsreiche Amt eines Dorfhirten zu übertragen, einen Posten, der durch den Tod seines Vorgängers gerade erledigt worden sei. Sein Essen würde er, wie bisher, von den einzelnen Besitzern und Eigenkätnern bekommen, Unterkunft ebenso im Armenhaus und alle Weihnachten einen neuen Anzug mit Stiefeln und Mütze und als Extravergütigung einen Thaler bares Geld, der aber auf seine Schuld an die Gemeindekasse großmütigerweise nicht angerechnet werden sollte. Der kleine Westfale nickte dazu, sagte ja und gab auf das Abkommen seinen Handschlag. Was hätte er auch anderes thun können! Schon jetzt ins Reich zu wandern, dazu hatte er kein Geld, aber das hatten sie sich beide fest versprochen, die kleine Malka, des Schulzens jüngste Tochter, und er, daß sie so lange sparen wollten, bis es für ihn zum Reisegeld nach den Kohlengruben reichen würde, aus denen die andern älteren Burschen so viel Geld mit nach Hause brachten, daß sie den Winter über aus einem Meerschaumkopf rauchen und die halben Nächte bis zur Polizeistunde im

Wirtshaus liegen konnten. Er aber wollte keinen Pfennig unnütz verthun, für zwei arbeiten und sparen und nicht eher wieder nach Hause zurückkehren, bis er die tausend Mark in der Tasche hatte, mit denen er vor den Vater der Malka als ein vollwichtiger Freier treten konnte. Sie aber hatte nicht einmal, sondern hundertmal geschworen, daß sie ihm treu bleiben und auf ihn warten wollte. Und daß sie ihr Wort halten würde, das wußte er. Sie barst ja fast vor Stolz, daß er sie unter all den andern Mädchen des Dorfs sich zum Schatz ausgesucht hatte, denn sie machten ihm alle blanke Augen, und wenn sie in seine Nähe kamen, wußten sie gar nicht; wie sie sich drehn und die Füße setzen sollten, um ihm zu gefallen.

Also wurde Abel Orzécha am Tag nach seiner Einsegnung von dem Dorfschulzen in die Pflichten seines neuen Amtes eingeführt. Er bekam die Torba umgehängt, eine aus Lindenbast geflochtene Tasche, in der er sein Frühstück auf den Weideplatz mit hinausnahm, den Klingerstock, einen Doppelstecken, auf dessen einer Hälfte eine Anzahl klirrender Eisenringe aufgezogen war, und schließlich als eigentliches Abzeichen seiner Würde die Tromba, ein längliches Horn aus schmalen Holzdauben, mit gespaltenen Wurzeln dicht umflochten, dem ein kundiger Bläser allerhand schwermütig klingende Weisen zu entlocken wußte. Eine Peitsche aber hatte er sich selbst zu besorgen, denn in der Kunst, den Flachs in fünf Strähnen zu einer stahlharten Schnur zu flechten, war er ein Meister, und Wacholderstöcke zum Stiel wuchsen auf den Bergen des Heidelandes in Fülle. So trat er wohl ausgerüstet am Montag früh nach Pfingsten seine neue Würde an, blies kurz vor Sonnenaufgang auf dem Dorfanger den Weckruf und trieb seine vierbeinigen Schutzbefohlenen, vierundzwanzig Stück Kühe und Stärken, einige vierzig Schafe und eine Mutterstute samt Füllen auf den Weideplatz hinaus. Im Frühjahr in die Dlugosser Berge, später aber auf die Feldmark, sobald das Getreide erst von den Halmen war. Als Begleiter aber und Gehilfen für sein schwieriges Amt bekam er keinen wirklichen und lebendigen Hirtenhund mit, sondern nur die Tradition eines solchen, das Andenken gewissermaßen an einen scharfen Wolfsspitz, der vor jenen sieben oder acht Jahren eingegangen war, dessen Name aber in der einst von ihm behüteten Herde noch frisch und lebendig war und sich von Geschlecht zu Geschlecht forterbte. Als er nämlich noch unter den Lebenden weilte, saß er wachsam und spähenden Auges neben seinem Herrn, der sich die Zeit mit Korbflechten oder Besenbinden vertrieb. Und lief eins der Stücke über die gezogene Grenze in die noch stehenden Kartoffeln oder den zweiten Kleeschnitt, dann genügte ein leichter Pfiff und der Ruf „Morrek, na!", um den wachsamen Gehilfen in Bewegung zu setzen. Dann schoß er auf das unbotmäßige Mitglied der Herde los, fiel ihm mit scharfen Zähnen in die Flanke und trieb es auf das Weideland zurück. Und die Angst vor ihm blieb lebendig, als er längst schon gestorben war. Der Hirte brauchte in einem der zahlreichen Uebertretungsfälle sich nur aufzurichten und „Morrek, na!" zu schreien, um seine Schutzbefohlenen sofort wieder auf den rechten Weg zu bringen. Die älteren entsannen sich noch gar wohl der scharfen Zähne, die sie so oft in ihren Flanken gespürt hatten, und die jüngeren liefen mit, sobald sie das Beispiel der andern sahen, bis in ihnen die Wahrnehmung entstand, daß der Schlachtruf „Morrek, na!" eine Warnung vor Verbotenem bedeutete.

So führte Abel Orzécha mit seinem unsichtbaren Gehilfen sein Amt schon in das dritte Jahr, aber weder er noch die Malka hatten das Geld erübrigen können, das nötig war, um die Reise nach Westfalen zu zahlen. Die Malka nicht, weil sie überhaupt keins in die Hände bekam, und der Abel nicht, weil ein Thaler zu Weihnachten in zwei Jahren immer nur sechs Mark ausmachte, und das war für die weite Reise zu wenig. Den Mut aber ließen sie darum nicht sinken, dann dauerte es eben ein paar Jahre länger, bis der Abel um sie werben durfte. Er war jetzt sechzehn im siebzehnten und sie fünfzehn Jahre alt, also hatten sie beide noch Zeit, zu warten.

So war wieder einmal im Lauf des Jahres eine der Wochen gekommen, in der am Schulzenhof die Reihe war, den Dorfhirten zu speisen. Die Malka hatte ihm in einem Paartopf das Essen auf das Feld gebracht, und jetzt saß sie auf dem Hügel an der großen Kopéker Forst, die in weitem Bogen die Feldmark des Dorfes umrahmte, hielt den dunklen Lockenkopf ihres Liebsten im Schoß und sprach zu ihm allerhand zärtliche Worte. Er aber sah an ihrem Gesichtchen vorbei in die ziehenden Wolken und träumte von der Zeit, in der er als ein Besitzer unter den Dorfgenossen stehen würde und Sitz und Stimme in dem Rat der Gemeinde haben, die ihn einst nur widerwillig aufgenommen hatte. Der Herbstwind strich über die Felder und bog die schlanken Grannen der Gräser, in dem Wacholderbusch, der die zwei jungen Menschenkinder gegen unberufene Späheraugen deckte, schlüpfte und ziepte ein Meisenpaar, und hoch oben zwischen den Wolken, ein Zeichen des nahenden Winters, flog in spitzwinklig geordnetem Zug ein Schof wilder Gänse dem Süden zu. Ihr aus der Höhe undeutlich herunterdringendes Rufen weckte die zwei da unten aus ihren Träumen, fast als wenn die ziehenden Wildvögel sie vor kommender Gefahr warnen wollten. Malka griff nach dem Paartopf und sann über eine Ausrede, die ihr langes Ausbleiben vor Vater und Mutter entschuldigen sollte, Abel Orzécha aber richtete sich auf und ließ mit lauter Stimme seinen Schlachtruf „Morrek, na!" erschallen, denn die Herde hatte sich arg auseinandergezogen. Ein Teil war in die Kartoffeln gewandert und pflückte zwischen den gehäufelten Stauden saftige Kräuter und Gräser, von den Kühen aber waren gar etliche über den Grenzgraben der Forst gestiegen und weideten dort zwischen den dichten Haselbüschen, kaum daß man von ihnen hie und da noch einen bunten Farbenfleck schimmern sah. Auf den gefürchteten Ruf zwar kehrten sie um und trabten gehorsam nach der großen Roggenstoppel, ihrem Weideplatz, zurück, aber als Abel Orzécha zu zählen begann, ob auch keiner seiner Schützlinge fehlte, da wurde er blaß bis in die Lippen, und das Herz stand ihm fast

still vor Schreck und Angst. Die Mutterstute samt dem Füllen war verschwunden, verschwunden, als wenn sie die Erde verschluckt hätte. Vor der Malka freilich ließ er sich nichts anmerken, sondern wartete, bis sie nach kurzem Abschied hinter dem Kamm des Hügels verschwunden war. Dann aber rannte er, so rasch ihn seine Füße tragen wollten, nach dem Waldrand und fing dort an zu rufen, zu schreien und zu suchen, aber nichts antwortete ihm, kein Wiehern und kein Hufschlag, nur die Herde auf der Roggenstoppel drängte sich enger zusammen und reckte die Köpfe. Da warf der arme Bursch sich zwischen dem zertretenen Gras zur Erde, preßte die Fäuste in die Augen und fing an zu weinen, denn jetzt wußte er, was geschehen war. Während er da oben auf dem Hügel mit der Malka saß, hatte der Dieb sich im Graben bis zu der Stoppel geschlichen, der Stute die Koppelstricke an den Vorderbeinen gelöst und war auf und davongeritten. Das Füllen aber war in seinem Unverstand natürlich der Mutter nachgelaufen, ein Füllen, das dreijährig vor der Remontekommission zum mindesten seine hundertundzwanzig Thaler brachte, denn die Mutter war eine Trakehnerin und in der Gestütsrolle eingetragen. Ein Unglück also, gar nicht auszudenken, so groß, und ein Verlust, für den ihn der Besitzer der Stute, der Vater seiner Malka, sicherlich lahm und halbtot schlagen würde. Und das mit Recht, denn ihm war dies kostbare Gut ja anvertraut gewesen, und wohl hundertmal war ihm eingeschärft worden, doppelt und dreifach achtzugeben, wenn er so nahe an der Grenze hütete, wie heute. Hinter der Grenze trieb sich allerhand Gesindel herum, Zigeuner und Pferdediebe, und die paßten nur auf die Gelegenheit. War aber ein Pferd einmal erst über der Grenze drüben in Polen, dann konnte man die Hoffnung aufgeben, es je wiederzusehen. Höchstens daß man es zuweilen, gleich in den ersten Tagen, noch durch ein Lösegeld wieder zurückkaufen konnte, denn drüben in Polen, in dem Dorf Sokolowen, da saß ein Bauer Namens Abramczyk, der sich mit solchen Vermittlergeschäften befaßte. In Wirklichkeit aber stahl er die Pferde selbst oder steckte mit den andern Pferdedieben unter einer Decke. Und auf das Geschäft des Loskaufens ließ er sich ein, wenn es sich um einen gewöhnlichen Klepper handelte, oder er aus irgendeinem Grund mit den Behörden nichts zu thun haben mochte, seiner sonstigen Geschäfte wegen, denn er betrieb außer dem Pferdediebstahl noch einen lebhaften Handel mit geschmuggelten Waren. War es aber ein wertvoller Gaul, wie diese Trakehner Stute, die ihrem Besitzer noch ein halb Dutzend Fohlen bringen konnte, dann zuckte Herr Abramczyk auf eine Anfrage nur mit den Achseln und erklärte, nicht mehr helfen zu können. Und damit hatte er recht, denn in solchen Fällen befand sich der gestohlene Gaul längst fünfzig Meilen weit über der Grenze in dritter und vierter Hand, war geschoren und gefärbt und an den Zähnen „gemailacht", d. h., die Merkmale seines richtigen Alters waren mit einer scharfen Feile beseitigt.

So lag der arme Bursch in seinem Jammer und grübelte und merkte es gar nicht, daß die Sonne längst schon untergegangen war und die Herde sich allein auf dem gewohnten Heimweg gemacht hatte. Erst die Stimme des Schulzen, der sich mit dem Knecht aufgemacht hatte, nach dem Hirten und der fehlenden Stute zu suchen, weckte ihn aus seinem Brüten. Da drückte er sich nur aber fester in den Haselstrauch, neben dem er gelegen hatte, denn eine Aussprache hätte in diesem Augenblick doch keinen andern Ausgang genommen, als daß ihn der Bauer halb kreuzlahm geschlagen hätte. Nur einmal zuckte es ihm in den Gliedern, hervorzuspringen und dazwischenzufahren, als nämlich der Bauer zu dem Knecht sprach, daß er dem hergelaufenen Bengel nie recht getraut hätte. Der hätte die Stute sicherlich an vorbeiziehende Roßtäuscher verhandelt und wäre mit dem Geld jetzt schon längst auf und davon über die Grenze oder nach Westfalen. Da biß der Abel Orzécha nur die Zähne aufeinander und schwur sich im stillen einen Eid, sprach aber kein Wort, das ihn verraten hätte. Wozu auch, die gestohlene Stute brachte es ja doch nicht wieder. Und als am Abend beim Nachtessen der Dorfschulze den nämlichen Verdacht aussprach, da schlich sich eine still vom Tisch und weinte in der Bodenkammer ihre Kissen naß. Sie hätte den Vater leicht eines andern belehren können, aber sie durfte ja nicht die Lippen auseinandermachen, sonst brach mit einem Schlag zusammen, was sie sich von der Zukunft erwartete und erhoffte. Am andern Morgen aber, ganz in der Herrgottsfrühe, als sie im Garten stand, um Kraut für die Schweine zu pflücken, da hob ein blasses, verwachtes Gesicht sich über die Stakeln des Zauns. Sie wollte aufschreien, eine kurze Handbewegung aber hieß sie schweigen.

„Rasch, Malka, spring ins Armenhaus und bring mir aus meiner Lade mein Messer und die zwei Thaler. Da hast du den Schlüssel." Und als Malka wiederkam, da nahm er hastig das Gebrachte und raunte ihr nur ein paar Worte zu, die sie in ihrer Aufregung kaum ganz verstand. Wenn sie sich's aber später in den langen, einsamen Stunden überdachte, dann hatten sie gelautet: „Ohne die Stute komm ich nicht wieder."

* * *

In Stuczin, einer polnischen Kreisstadt, halbwegs zwischen dem Grenzort Grajewo und Suwalki, war Jahrmarkt. Zwischen den Buden mit allerhand buntem Tandelkram drängte sich eine lärmende Menge, und draußen auf einem freien Platz vor der Stadt waren wohl ein paar hundert Wagen angefahren, alle in langen Reihen nebeneinander, und dahinter, an hänfene Halfter gebunden, die zum Verkauf gestellten Pferde. Dazwischen feilschende Händler, die den Bestand des Marktes erst einer oberflächlichen Musterung unterzogen, ehe sie die ins Auge gefaßten Gäule sich zur näheren Prüfung vorführen ließen, allerhand fahrendes Volk und Gesindel, das einen Zwischenhändlergewinn zu erraffen hoffte, und ruhig dreinblickende polnische Bauern, die neben ihren Pferden warteten, bis ihnen ein annehmbares Gebot gemacht wurde. Diesmal aber war das Geschäft ein besonders lebhaftes, denn bis aus Riga waren Pferdeaufkäufer gekommen, und das Gerücht hatte sich verbreitet, sie kauften für die

englische Regierung. In der sich stoßenden und drängenden Menge strich auch ein schwarzhaariger Bursch herum, der an jedem Wagen stehen blieb und die zum Verkauf gestellten Pferde lange und aufmerksam musterte. Den gewerbsmäßigen Händlern war er schon aufgefallen, denn er zog gleich ihnen von Markt zu Markt, ohne aber, wie die andern Bursche seiner Sorte, sich zu einem Verdienst zu drängen. Immer nur dieses Herumstreichen, Suchen, Prüfen und Mustern. Und da sie den Betrieb kannten, wußten sie, mit wem sie's zu thun halten: ein Bengel von jenseits der Grenze, der hinter einem gestohlenen Pferd her war. Da, jetzt leuchtete es in den Augen des Burschen auf, er hatte gefunden, was er suchte. Acht Wochen war er unterwegs, von Markt zu Markt, die Kleider hingen ihm schon in Fetzen vom Leib, die Füße trugen ihm kaum noch den von Entbehrungen geschwächten Körper, aber wie Feuer rann es ihm durch die Adern, und ein höhnisches Lächeln hob ihm die schmale Oberlippe über den Zähnen. Die Dummköpfe, die da glaubten, sie könnten ihn täuschen, wenn sie der Stute Schweif und Mähne stutzten und mit einer ätzenden Beize ihr und dem Füllen die braunen Haare fuchsig färbten! Auf den ersten Blick hatte er sie erkannt, allein schon an dem Ansatz des Halses und dem feingeschnittenen Gesicht mit den rosigen Nüstern, ganz zu schweigen davon, daß sie auf den halblauten Ruf „Morrek, na!" den Kopf nach ihm gedreht und leise gewiehert hatte. Der Händler neben dem Wagen fuhr ihn scheltend an und fragte ihn, was das Herumspionieren bedeuten sollte. Er aber zuckte nur mit den Achseln, murmelte ein paar entschuldigende Worte und verschwand in der Menge, die durch die engen Gassen drängte. Dann schlich er sich an den freien Platz, auf dem die Käufer sich die Pferde in allen Gangarten vorführen ließen, stellte sich auf die Spitze des kleinen Hügels und wartete geduldig, bis seine Zeit kommen würde. Stunden- und stundenlang. Der Herbstwind pfiff durch die Löcher in seinen Kleidern, der Hunger schnitt ihm in die Eingeweide, aber er achtete dessen nicht, seine Augen nur bohrten sich in das Gewühl von Menschen und Pferden auf dem weiten Platz da unten, und so oft einer der Händler musternd an die Stute trat, ballten sich ihm die Fäuste, und das Herz pochte so laut, daß er's bis in die fest aufeinandergebissenen Zähne hinein spürte. Und jetzt, endlich kam der entscheidende Augenblick. Die Stute wurde losgebunden, ein halbwüchsiger Bursche nahm sie beim Halfter, um sie nach dem Laufplatz zu führen, hinter ihr aber trabte das Füllen und versuchte, ihr den Kopf unter den Leib zu stecken, denn es war von dem langen Stehen hungrig geworden. Ein paar Kerle jedoch warfen sich dazwischen, schlangen ihm einen Halfter um den Hals und hielten es fest, denn die Stute sollte dem Käufer allein gezeigt werden. Händler und Käufer waren an den Abhang des Hügels getreten, der führende Bursche setzte sich in Laufschritt und hieb der Stute mit einer Gerte gegen die Beine, um sie zunächst im schlanken Trab zu zeigen. Abel Orzécha aber reckte sich heraus, schob zwei Finger der Linken zwischen die Zähne und ließ einen weithin gellenden Pfiff ertönen. Und als daraufhin die Stute den Kopf hob, legte er beide Hände an den Mund und rief „Morrek, na!" daß es nur so hallte und schmetterte. Die Stute warf sich zur Seite, riß dem Führer den Halfter aus der Hand und jagte in langen Sätzen den Hügel hinauf. Dort aber stand einer mit leuchtenden Augen, faßte in die Mähne und schwang sich auf den Rücken. Ein helles Lachen kam aus seiner Brust, und höhnisch grüßend schwenkte er nach dem Platz die Mütze. Jetzt hatte er gewonnen, denn mit den Beinen seiner Stute konnte sich keiner von all den Krümpern dort unten messen. Als er aber nach dem Halfter griff und ihr die Hacken seiner bloßen Füße in die Flanken jagte, da blieb sie wie angemauert stehn und that nicht einen Schritt vom Fleck. Zwischen all dem Schreien und Rufen war ein leises Wiehern an ihr Ohr gedrungen, ihr Füllen, daß man festgehalten hatte, rief nach ihr. Und da blieb sie stehn und war weder durch Zuruf noch durch Schläge vorwärtszubringen, denn die Mutterliebe war stärker, als der Gehorsam.

Zehn, zwanzig Hände griffen zu, um den frechen Räuber von dem gestohlenen Pferd zu zerren. Er zog das Messer, um sich zu wehren, ein Stockhieb aber schlug es ihm aus der Hand, dann fühlte er einen stechenden Schmerz am Hals, und es wurde ihm dunkel vor den Augen. Als ein Polizeidiener den sich wälzenden Knäul auseinandertrieb, stand alles aufrecht auf den Beinen, nur einer lag am Boden, mit dem Gesicht zur Erde, und war trotz aller Mahnungen nicht zum Aufstehn zu bewegen. Da drehte man ihn herum und sah, daß er in der linken Seite des Halses einen Stich hatte, der die Ader getroffen. Wer diesen Stich aber geführt, und wie der braune Bursch da heißen mochte, der auf dem bloßen Erdboden lag, das war nicht zu ermitteln. Einer hätte es vielleicht sagen können, der Bauer, Pferdehändler und Schmuggler Abramczyk aus Sokolowen. Aber der hatte sich gleich nach dem Zwischenfall, der auf polnischen Pferdemärkten just nicht zum Ungewöhnlichen gehörte, auf den Heimweg gemacht . . .

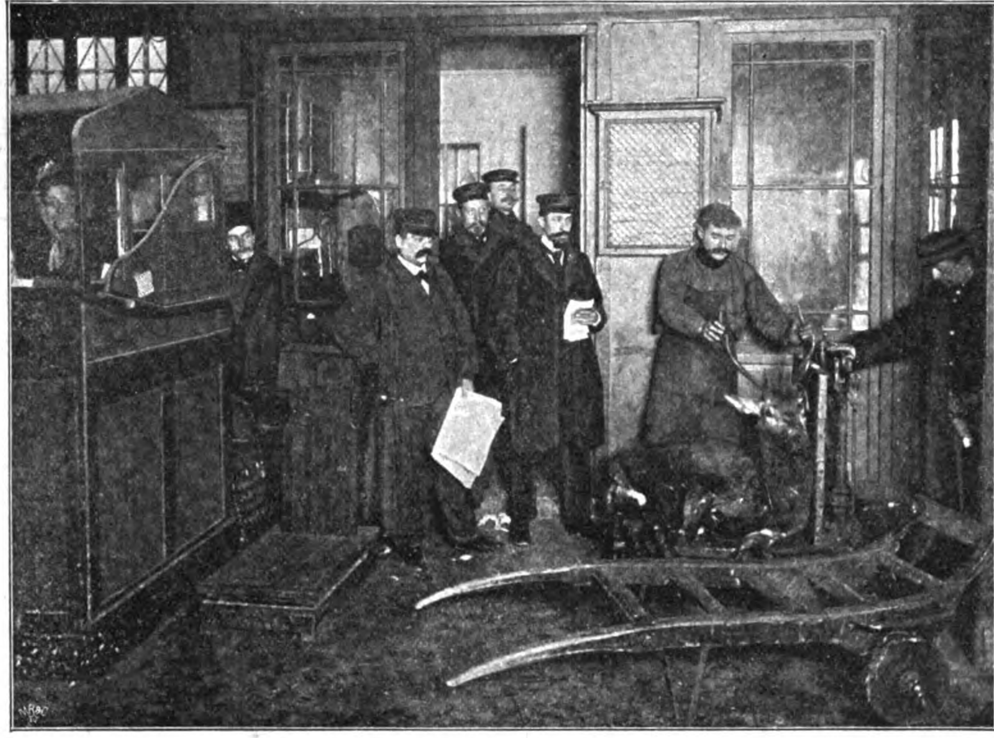
So kam es, daß in dem Dorf Dlugossen niemand erfuhr, wo der Abel Orzécha eigentlich geblieben sein mochte, der eines Tags mit der Stute des Dorfschulzen verschwunden war. Auch die Malka wußte es nicht, oder vermochte sich später an den Morgen, da sie ihm das Geld und das Messer aus dem Armenhaus geholt hatte, nicht mehr recht zu erinnern. Sie hatte einen Besitzerssohn aus dem Kirchdorf geheiratet, und er? Vielleicht war er doch nach Westfalen gezogen und kam nur deshalb nicht wieder, weil er zu Haus ja eine Strafe zu erwarten hatte.



Ein Gang durch die Pariser Markthallen.

Hierzu 6 Momentaufnahmen von Valla.

Die Versorgung einer Großstadt mit den notwendigen täglichen Lebensmitteln ist vielleicht eins der interessantesten Kapitel aus dem Leben der Großstadt überhaupt. Woher kommt die ungeheure Menge von Lebensmitteln, die eine mehrfache Millionenstadt täglich verbraucht, und wie wird die Verteilung des „täglichen Brotes“ an die Einzelnen bewerkstelligt — das sind Fragen, die wohl jeden Menschen einmal in seinem Leben bewegt haben. Unsere Bedürfnisse, für wie bescheiden wir sie auch halten mögen, sind außerordentlich vielseitiger Natur. Wenn wir nur das zusammenrechnen, was der Kulturmensch auch bei mäßigen Ansprüchen nur an einem einzigen Tag nötig hat, so verkörpert sich darin eine Summe von Einzelfaktoren, die in ihrem Zusammenwirken geradezu staunenswert ist. Wer des Morgens seinen duftenden Mokka schlürft oder seinen aromatischen Thee trinkt, denkt nicht im entferntesten daran, welche Mühe, welche Arbeit, welche Errungenschaften der Technik und des Verkehrs dazu nötig waren, um den Tisch des Europäers mit diesen Naturprodukten zu versorgen.



In der Pariser Zentralmarkthalle: Ein Hirsch wird abgewogen.

Am besten und deutlichsten aber sieht man, was eine Millionenstadt zur Erhaltung bedarf, wenn man dem großen Sammelbecken der Nahrungsmittel einen Besuch abstattet. Man ist in den meisten Großstädten jetzt davon abgekommen, auf Straßen und Plätzen offene Märkte in Lebensmitteln abzuhalten. Wo sich solche noch erhalten haben, sind sie Ueberbleibsel aus alter Zeit, und meistenteils sind ihre Tage gezählt. Die hygienischen Anforderungen der Neuzeit verlangen gebieterisch, daß den Behörden eine Möglichkeit der Nahrungsmittelkontrolle gegeben ist, und so ist man denn zum System der Markthallen übergegangen. Für die Großstädte des europäischen Kontinents waren in dieser Beziehung die großen Hallen von Paris mustergiltig, nach ihrem System sind



Bei den Verkäuferinnen der Totenkränze.

denn auch die Markthallen in Berlin eingerichtet worden. Heute nimmt man die Berliner Markthallen als etwas Selbstverständliches hin, aber ältere Berliner erinnern sich noch sehr gut der Klagen der Händler, die ihrem vermeintlichen Untergang entgegensahen, und denjenigen der Hausfrauen, die den neuen Instituten alles mögliche Nachteilige nachsagten. Heute jedoch denken alle mit Schaudern an die Zeiten zurück, wo die Lebensmittel auf offenen Märkten feilgeboten wurden und wo sie allen Einflüssen der Witterung und der Straße ausgesetzt waren.



Gemüseverkauf.

Die Zentralhallen von Paris bilden den bedeutendsten der überdeckten Märkte der Riesenstadt. Sie bestehen aus ganz in Eisen hergestellten Gebäuden, zwischen den einzelnen Hallen laufen bedeckte Straßen, die durch eine Art von Boulevard durchschnitten werden. Jede Halle enthält 250 Verkaufsstände oder Buden, die Warenlager in den Kellern sind in 1200 Abteilungen geteilt und elektrisch erleuchtet.

Man muß diesen gewaltigen Markt in den frühen Morgenstunden gesehen haben, um sich einen Begriff davon machen zu können, was zur Versorgung einer Stadt von weit über zwei Millionen Einwohnern mit Lebensmitteln gehört. Dabei darf aber nicht außer acht gelassen werden, daß es in der Stadt überall Fleischerläden und überdeckte Märkte ähnlicher, wenn auch kleinerer Art giebt, die ihre Waren direkt beziehen. Die Zentralhallen in Paris haben keinen Eisenbahnanschluß, wie dies zum Beispiel in der Berliner Zentralhalle am Alexanderplatz der Fall ist. Die Lebensmittel müssen daher von den Bahnhöfen per Achse nach den Hallen geschafft werden, und man schätzt die Zahl der Fuhrwerke, die abends und in der Nacht thätig sind, auf 15 000. Der Engrosmarkt dauert von 4 bis 9 Uhr früh im Winter und von 3 bis 8 Uhr im Sommer. Außer den Frühgemüsen, die jetzt künstlich in großen Mengen selbst im Norden erzeugt werden, erscheinen hier vor Ende des Winters die Erstlinge aus Algier, später sendet ganz Frankreich seine Produkte um die Wette, so daß man sie sich in Paris leichter und billiger verschaffen kann als in der Provinz.



Grosse Geflügelauktion.

Die noch immer unerreichten Meister in der Bereitung des Gemüses sind die Franzosen, die es mit heißem Wasser abbrühen und dann mit

Butter oder Bratensauce fertig schmoren. Es ist daher kein Wunder, daß die Gemüseverkaufsstände in den Pariser Hallen arg umdrängt werden, es wird mit großer Sorgfalt ausgewählt, denn der Franzose ist der geborene Feinschmecker. Und wohl nirgends in der Welt findet man so auserlesene Gemüse wie in Paris. Ebenso verhält es sich mit den Früchten. Frankreich ist ja im großen und ganzen ein wirklicher Obstgarten und der Franzose ein großer Freund von Obst. Aber von Gemüsen und Früchten allein kann der Mensch nicht leben, oder er müßte gerade Vegetarier sein. So sorgen die Zentralhallen denn auch für den Fleischesser, und zwar in jeder Art. Wir sehen in der Abteilung für Wildhandel, wie der stattliche Hirsch abgewogen wird (Abb. S. 478). Aber wenn das Wildbret von den Franzosen auch als angenehme Abwechslung im Einerlei der Fleischgerichte begrüßt wird, so ist doch der Wildverbrauch in Paris nicht besonders groß — abgesehen von den wilden Kaninchen, die allerdings in ungeheurer Menge verzehrt werden. Dagegen wird in den Hallen viel Geflügel verkauft. Wo giebt es auch Poularden von ähnlicher edler Feistigkeit wie in Frankreich? Unsere Geflügelmästereien stehen gewiß auf der Höhe, aber die französischen Poularden sind doch die Krone jeglichen zahmen Federviehs. Eine Poularde kann gar nicht fett genug sein; ist sie es aber, so liefert sie, besonders wenn man ihre Eingeweide durch Trüffeln ersetzt, den denkbar zartesten, saftigsten und würzigsten Braten, den freilich der Franzose nicht allein zu schätzen weiß. Wir sehen, wie die Bauern aus der Normandie mit ihren Hüten, die wie umgedrehte Schüsseln aussehen (Abb. S. 479), ihre gemästeten Lieblinge auf den Markt bringen, für die sie recht bedeutsame Preise erzielen.

Und überall wacht das Auge des Gesetzes. Es sollen keine verfälichten und keine verdorbenen Nahrungsmittel auf den Markt gebracht werden. Um das zu verhüten, sind chemische Laboratorien eingerichtet, und wir sehen, wie die Beamten beschäftigt sind, sich durch Stichproben zu überzeugen, ob die Eier, die eingeführt werden, nicht etwa „jenseits von gut und böse" sind. In der Eierproduktion steht übrigens Frankreich an der Spitze aller andern Länder. Es bringt jährlich etwa 2500 Millionen Stück hervor, von denen Paris ganz allein etwa 400 Millionen im Jahr verbraucht.

Eine äußerst interessante Abteilung in den Zentralhallen ist der Markt mit Blumen und Trauerkränzen (Abb. S. 478). Millionen von duftenden Kindern Floras müssen täglich ihr Leben lassen, um den Parisern eine kurze, vergängliche Freude zu machen oder die Gräber Dahingeschiedener in kunstvollen Dekorationen zu schmücken.

Prüfung der Hühnereier.

Das alles zeigen unsere Bilder. Was sie aber nicht erkennen lassen, ist folgende kurze Statistik, die in den einfachen Zahlen geradezu Bände spricht. Paris verbraucht in runden Summen im Jahr: 362 304 000 kg Brot, 518 976 000 Liter Getränke, 208 000 000 kg frisches Fleisch und 25 704 000 kg Fische, im Gesamtwert von über 1 Milliarde Frank, so daß also der tägliche Bedarf der Stadt nur an Brot, Wein und Fleisch den Wert von nahezu 3 Millionen Frank repräsentiert. Wenn man dazu noch die übrigen Bedürfnisse hinzurechnet, so hat man einen ungefähren Begriff davon, welche Summen dazu gehören, um einen Organismus, wie die Stadt Paris ihn darstellt, lebend und gesund zu erhalten. Einer der Hauptfaktoren hierbei sind die Zentralhallen, die den größten Teil der Lebensmittel in den Verkehr bringen.

K. C.



Obst und Südfrüchte.

Die junge Generation.

Roman von

Emma Merk.

6. Fortsetzung.



ichard hatte sich mit beleidigter Miene abgewendet. „Ich verstehe das eine sehr wohl, gnädige Frau, daß Sie mir den Abschied geben! Und ich, ich Narr, hatte an die Treue, an die Liebe einer Frau geglaubt!"

Sein vorwurfsvoller Ton erschütterte ihr das Herz. Nun, da sein Blick nicht mehr den ihren suchte, da er fremd und kalt vor ihr stand, fühlte sie erst, wie sie an ihm hing, fühlte sie wieder seine ganze Macht. Er durfte nicht in Groll von ihr scheiden. Sie wollten nicht auseinandergehn ohne ein heißes, unvergeßliches Lebewohl. Und sie sagte ihm liebe, zärtliche Worte, sie bat um seine Verzeihung: „Sie sei ja unverändert dieselbe; sie gehorche nur einem furchtbaren Zwang."

Während sie eine Versöhnung, einen letzten wehmütigsüßen Augenblick erflehte, lief der kleine Zeiger an der Rokokouhr unaufhaltsam weiter. Die stille Stunde verrann. Mit jähem Schrecken hörte sie, wie es fünf Uhr schlug.

Adalbert war in einen Wagen gesprungen und bis zur Straßenecke gefahren. Er kam ganz unbemerkt in das Haus. Die alte Johanna hielt Wache wie ein treuer Pudel; als sie einen Schritt hörte, kam sie gleich heraus an die Treppe.

Er bemerkte sofort ihr Erschrecken.

„Ach, der Herr Baron sind schon da!" sagte sie unwillkürlich.

„Ist Mama zu Haus?" fragte er, während er seinen Hut an den Nagel hing und die Dienerin ihm aus dem Ueberzieher half.

Eine Sekunde zögernden Schweigens.

Johanna wußte nicht, was sie sagen sollte.

„Nein!" log sie dann. „Die gnädige Frau ist ausgegangen." Aber sie konnte ihr altes Gesicht nicht gut beherrschen. Der Argwöhnische sah, wie verlegen sie war. Er hörte den ängstlichen Ton. Er ging in sein Zimmer. Von seiner Schlafstube aus führte ein Balkon ins Freie; von hier aus konnte man zu den Fenstern seiner Mutter hinüberschauen. Das elektrische Licht war in ihrem Salon angezündet. Er sah den hellen Schein durch die Vorhänge.

Gewißheit, Klarheit wollte er haben!

Die Teppiche dämpften seinen Schritt, als er in den anstoßenden Raum trat, in dem die große Bibliothek stand. Von hier aus führte eine Thür in die Zimmer der Baronin. Er hörte Stimmen. Sie war also hier! Sie hatte Besuch. Die alte Dienerin war gut abgerichtet, bestochen. Sie verleugnete die Herrin vor dem eigenen Sohn! Kein Zweifel mehr möglich!

Melanie hatte in wachsender Unruhe den Offizier fortgedrängt, ehe sie ihm noch ein Versprechen abzubitten vermochte.

„Ich kann nicht fort aus Ihrer Nähe!" hatte er immer wiederholt mit neu aufflammender Zärtlichkeit. „Nur sehn muß ich Sie können! Wenn auch nur aus der Ferne!" Sie wagte nicht die Unterredung länger auszudehnen. Adalbert durfte ihm nicht begegnen! Nun, da sie den Besuch verheimlicht hatte, wäre ein solches Zusammentreffen ja so viel tausendmal schlimmer gewesen. Nur das nicht! Um keinen Preis!

Als sie die Thür öffnete, der Offizier sich vor ihr verbeugte, schlich Johanna bedrückt heran.

„Der junge Herr ist schon zurück," sagte sie verlegen. „Er fragte mich — ich wußte nicht — ich habe gesagt, die gnädige Frau sind nicht zu Haus."

Melanie erschrak so heftig, daß sie sich an der Thür festhalten mußte, um nicht umzusinken. „Warum thaten Sie das? — Aber Johanna!" stieß sie ganz verzweifelt und fassungslos hervor.

Zanken konnte, durfte sie ja nicht. Die alte, treue Person hatte es gut gemeint. Vielleicht war es besser so.

„Bitte, Herr Oberleutnant, gehn Sie hier — über diese Treppe — es ist nicht nötig, daß Adalbert Sie sieht!"

Haller zögerte. Es war nicht nach seinem Geschmack, sich über die Hintertreppe fortzuschleichen. Aber er hatte heute so oft ein Nein erwidert. Er wollte sich einmal nachgiebig zeigen. So küßte er denn Melanie die Hand und flüsterte: „Wie Sie meinen! Ich gehorche!"

Adalbert hatte mit scharfem Ohr die Stimmen, die Schritte im Flur gehört. In besinnungslosem Zorn eilte er zu der Haupttreppe. Was er thun wollte, er wußte es selbst nicht. Sehn mußte er ihn, den Eindringling, ihm gegenüberstehn mit flammenden Augen. Ihm zeigen, daß er nun wachte über die Ehre dieses Hauses! Er, der Sohn!

Es blieb still.

Da sprang er mit ein paar Sätzen die breiten, teppichbelegten Stufen hinab, lief durch den Garten und stand atemlos, mit wildpochenden Pulsen an dem Eingang für Lieferanten, als eben der Offizier die Thür öffnete.

„Herr Oberleutnant! Sie nehmen einen falschen Weg!" schrie er ihn heiser an.

Haller warf den Kopf zurück, zog die Brauen in die Höhe mit einer unwillkürlichen Bewegung der Verblüffung. Aber er faßte sich rasch.

„Tag, lieber Herr Baron. Ich wollte eben ein Buch für die gnädige Frau abgeben. Sie ist nicht zu Haus."

Einen Moment ward Adalbert wirklich irre. Wenn er sich dennoch getäuscht hätte?

Aber nein! Er hatte ja deutlich die Stimmen gehört! Es war ganz unmöglich, daß der Offizier eben erst das Haus betreten hatte.

Gerade diese Mauer von Lüge und Verstellung, der er sich immer wieder gegenübersah, machte ihn rasend. Die eherne Stirn des Oberleutnants, die ihn einen Augenblick eingeschüchtert, reizte ihn aufs äußerste. Der Unverschämte! Er lächelte ihn an, so kaltblütig, so überlegen, als nehme er ihn überhaupt nicht für voll.

„Man schleicht nicht auf der Hintertreppe aus dem Haus, wenn man keine lichtscheuen Wege geht!“ stieß er hervor. „Wer hier herauskommt, verwirkt das Recht, die Treppe zu betreten, auf der die Gäste aus- und eingehn!“

Er hatte seine Stimme so laut erhoben, daß draußen auf dem nahen Trottoir die Menschen stehen blieben. Es war schon dunkel. Man konnte niemand erkennen. Nur von der Bogenlampe an dem Haus fiel ein schmaler Lichtstreifen auf die beiden Gestalten, die sich dicht gegenüberstanden.

„Machen Sie doch keinen Skandal hier auf der Straße. Bedenken Sie doch! Beherrschen Sie sich doch!“ mahnte der Offizier hastig, leise. Aber der junge Mann, dem heute seine Ideale in den Staub sanken, dem alles in Trümmern ging, was ihm lieb und teuer gewesen, war keiner Ueberlegung, keiner Rücksicht, keiner Beherrschung fähig in seinem Schmerz- und Zornrausch.

„Wer macht hier Skandal? Wer hätte bedenken sollen, was er that, ehe er in dieses Haus schlich, wie ein Dieb! Nein, feiger, viel feiger, viel schmählicher als ein Dieb!“

Der Offizier hatte den Stock fester gefaßt. Die Hand zuckte ihm, den Jungen zu züchtigen, der sich ihm in den Weg stellte. Aber er bezwang sich.

„Schweigen Sie doch!“ knirschte er zwischen den Zähnen, dann sich aufrichtend, warf er ruhig hin: „Sie werden von mir hören!“ langte mit militärischem Gruß an den Hut und hatte noch die Geistesgegenwart, den weiteren Weg durch den Garten zu wählen, damit die Leute, die gaffend auf der Straße standen, ihn nicht erkannten.

Als Adalbert dann in sein Zimmer zurückgekehrt war, ebbte langsam das Blut zurück, das ihm so heiß und wild an die Schläfen gepocht hatte.

Er würde sich schlagen mit dem Offizier.

Das war gut. Das hatte er gewollt.

Es erschien ihm als heilige Pflicht für seinen Vater einzutreten und dessen Ehre zu verteidigen.

Furcht kannte er nicht. Er hoffte, daß sein Gegner ihn töten würde. Junge Menschen sind ja so bereit, ihr Leben fortzuwerfen, wenn ihr Herz sich in der ersten, großen, niederschmetternden Enttäuschung zusammenkrampft.

Er hatte nur eine Sorge: würde er sich auch ganz korrekt benehmen? Fechten und Schießen hatte er ja gelernt. Aber es fehlte ihm jede Erfahrung für einen Ehrenhandel. Und er wollte doch tadellos und würdig an seinem Platz stehn.

In größter Erregung nahm er Hut und Mantel und eilte fort. Er mußte sich bei einem Erfahrenen Rat holen, sich von einem Freund belehren lassen.

Auf der Straße erst überlegte er, wohin er sich wenden sollte. Seit seiner Rückkehr war so kurze Zeit vergangen, daß er seine früheren Kameraden noch gar nicht aufgesucht hatte. Er brauchte auch einen Menschen, der ihm weltgewandt und sicher zur Seite stand.

Plötzlich schlug er sich an die Stirn: sein Vetter! Rechtspraktikant Düren! Warum ihm der Gedanke nicht gleich gekommen war?

Der blasse Rechtspraktikant lag in bequemer Stellung auf seinem Ruhebett und rauchte eine feine Havana.

„Du, Adalbert? Das ist aber hübsch! Ein angenehmer Zufall, daß ich nicht schon fort bin in den Klub. Du kommst doch mit?“

Als Walderstein sein Anliegen vorbrachte, richtete er sich aus seiner lässigen Haltung auf mit einem ganz bestürzten Blick.

„Du hast einen Wortwechsel mit Haller gehabt? Die Sache wird sich wieder einrenken lassen. Das laß mich nur machen.“

Er hielt inne, da er dem düsteren Blick seines Vetters begegnete.

„Ich bitte dich, die Sache ernsthaft zu nehmen,“ fuhr Adalbert heftig auf. „Nach dem, was ich dem Herrn gesagt habe, ist eine Versöhnung ausgeschlossen. Ich will auch keine.“

„Aber warum?“ stieß Düren noch hervor. Dann verstummte er, mit einer gewissen Verlegenheit. Es dämmerte ihm plötzlich eine Erinnerung. Man hatte ja allerlei gemunkelt über die Baronin und den hübschen Offizier, der ein so fabelhaftes Glück bei den Frauen hatte! Eine fatale Geschichte! Das gab ja einen Familienskandal! Der junge Hitzkopf kompromittierte ja seine Mutter auf die schauderhafteste Weise! Ihm war es persönlich peinlich. Er kam mit Haller im Klub zusammen. Sie waren befreundet.

Aber er konnte doch Adalberts Bitte nicht abschlagen. Wenn sie auch nicht sehr nah verwandt waren — sein Vater hatte eine Nichte des Barons Walderstein geheiratet — sie hatten doch immer freundschaftlich verkehrt. Mit einem reichen Vetter mußte man sich als armer Rechtspraktikant mit luxuriösen Gewohnheiten doch möglichst gut stellen.

„Ich stehe ganz zu deiner Verfügung,“ sagte er, Adalberts Hand schüttelnd. „Vor allem müssen wir Sorge tragen, daß die Geschichte vor deinen Leuten geheim bleibt. Nur keine häusliche Scene! Das ist das Fatalste, wenn man kaltes Blut braucht. Sag nur, du seist bei mir, oder du hättest dich in den Klub aufnehmen lassen.“

* * *

Melanie hatte den Wortwechsel nicht gehört. Sie atmete befreit auf, als es später hieß: der junge Herr sei gleich wieder fortgegangen. Aber es war nur eine kurze Erholungsfrist, die ihr vergönnt blieb.

Abends saßen die Eltern allein in dem großen, stillen Eßzimmer. Der Sohn kam nicht nach Haus.

„Er könnte doch Bescheid sagen, wenn er wegbleibt!" zankte der Baron enttäuscht.

Spät nachts kam er heim. Als Melanie zum Frühstück erschien, hatte er schon seinen Thee genommen und war fort. Er konnte seiner Mutter nicht vor Augen treten. Er wollte sie nicht sehn — nie mehr.

Mittags schickte er einen Boten: er speise mit Düren im Klub, habe Gesellschaft getroffen.

Auch der Baron wurde ungeduldig, nervös. Was bedeutete diese plötzliche Freundschaft mit dem Vetter?

Wieder ein einsamer Abend.

Melanie konnte sich kaum aufrechthalten. Sie fühlte, daß er ihr aus dem Wege ging. Ihr anklagendes Gewissen sagte es ihr. Sie erschrak, so oft es klingelte, bei jedem Schritt.

Wie ein Alp lag's auf dem ganzen Haus. Auch die Dienstboten machten traurige Gesichter. Sie wußten, besser als die Herrschaft, Bescheid über das, was geschehn war, was drohte. Ein Diener hatte den Wortwechsel zwischen den beiden Herren belauscht; er hatte wenigstens die lauten, zornigen Stimmen gehört. Man mutmaßte, man klatschte in der Küche. Die alte Johanna ging umher wie eine Schuldbeladene.

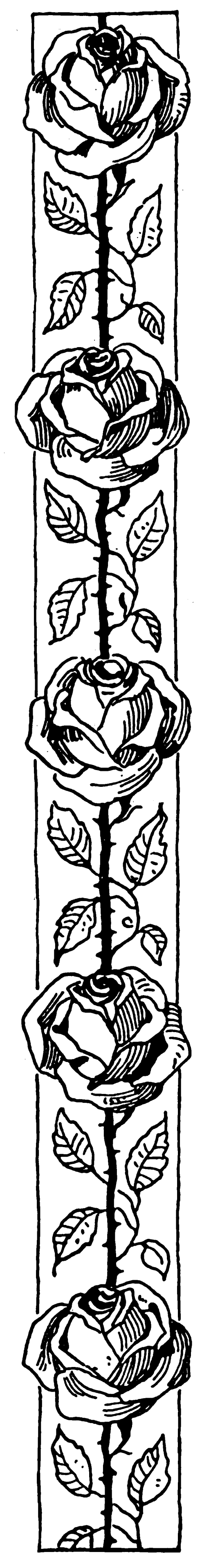
Um Mitternacht sah Melanie Licht in dem Zimmer ihres Sohnes. Sie hatte noch kein Auge geschlossen. Leise schlich sie an die Thüre mit einem unbezwinglichen Verlangen, ihn zu sehn. Aber als sie schon die Hand ausgestreckt hatte, um zu klopfen, verließ sie der Mut. Wenn sie in seinen Augen ihre Verurteilung lesen müßte, wenn er sich von ihr abwenden würde, kalt, verächtlich! Nein, sie konnte es nicht ertragen! Sie war zu schwach, zu elend; es stürmten in dieser Nacht zu wilde Schreckbilder auf sie ein; ihre Nerven zuckten zu schmerzlich!

Sie ging wieder in ihr Zimmer zurück. Ein Brompulver verschaffte ihr eine Art Betäubung, in der sie einige Stunden verbrachte.

Plötzlich fuhr sie auf. Es war ihr gewesen, als sei ein Wagen von dem Haus weggefahren.

Der Angstschweiß stand ihr auf der Stirn. Sie verzieh es sich nicht, daß sie so feige zurückgewichen war vor einer Begegnung. Nun mußte sie die Kraft haben, an dem Zimmer ihres Sohnes zu klopfen. Wenn sie nur seine Stimme hörte! Wenn sie nur wüßte, daß er da war. Dann war ja alles gut!

Sie warf ihr Morgenkleid über und schleppte sich durch den Flur.



„Adalbert?" fragte sie leise, ihren heißen Mund an die Thür drückend. Keine Antwort. Sie klopfte. Es blieb still. Nun versuchte sie zu öffnen. Das Schloß gab nach. Die Thür war nicht versperrt.

Sie trat ein. — Sie schrie auf vor Entsetzen. Leer, leer! Er war fort! Im winterlichen Dunkel! Ohne ein Wort über eine Reise!

Nun wußte sie, was geschah in dieser Stunde, wohin er gefahren war!

Die beiden, die sie liebhatte, sie standen sich gegenüber, mit der Waffe in der Hand! Um ihretwillen!

Nein! Um ihren Adalbert brauchte sie nicht zu zittern. Er war gefeit! Wer die Mutter liebte, der schoß nicht auf ihren Sohn. Und Richard hatte sie doch lieb! Er that ihm nichts zu leid! Das war ja unmöglich! Diese Angst war ja Wahnsinn!

Sie warf einen Blick auf den Schreibtisch. Alles schön geordnet. Sie suchte in der Mappe. Da lag ein Brief, ein dicker Brief.

„An meinen Vater."

Und darunter in kleiner Schrift: „Im Fall meines Todes."

Ihre Hände bebten, während sie weiter suchte.

An die Mutter kein Gruß! Kein Wort! Nichts, nichts!

„Im Fall meines Todes!" Wie spitze Pfeile bohrten sich ihr die Worte in das Gehirn! Ein Schauder rieselte ihr den Rücken herab.

„Wenn er stirbt, du hast ihn getötet! Du!" Eine dumpfe Stimme in ihrem Innern raunte es ihr zu, das Gräßliche, das Niederschmetternde, Herzzerreißende!

Das Gesicht in die Hände drückend, sank sie nieder vor dem Bett ihres Sohnes mit einem wilden, krampfhaften Aufschluchzen.

Auch der Baron hatte schlecht geschlafen. Er hatte Adalbert heimkommen hören, war dann lange wach gelegen. Gegen Morgen meinte er gedämpfte Schritte im Flur zu vernehmen; halb im Traum. Es dauerte eine Weile, bis er sich ganz aufzurütteln vermochte. Dann fuhr ein Wagen weg.

Er klingelte. Auffällig rasch für die frühe Stunde erschien der Diener. Der Mann war blaß, erregt.

„Herr Baron befinden sich nicht wohl?"

„Wer fuhr eben fort?"

„Ich weiß nicht — niemand —"

„Sie zittern ja, Anton. Kommen Sie hierher! Ist mein Sohn in seinem Zimmer?"

„Ich glaube; gewiß, Herr Baron!"

„Sehn Sie mir einmal in die Augen. Ich will wissen, was in meinem Haus vorgeht! Keine Ausflucht! Die Wahrheit!

Wenn Ihnen daran gelegen ist, in meinem Dienst zu bleiben, so reden Sie!"

Nun kam es stockend von den bleichen Lippen des ganz verstörten, überwachten Menschen: der Streit des jungen Herrn Baron mit dem Offizier — sein Befehl, am frühen Morgen ein Frühstück bereitzuhalten; darüber zu schweigen. Ein paar Herren hatten ihn im Wagen abgeholt. Er meinte, er fürchte, der junge Herr Baron habe ein Duell.

Anton hatte ganz ausführlich berichtet! Daß der junge Herr noch ein Glas Kognak getrunken, und daß er sich eine Zigarette angesteckt habe, und ihm habe er noch die Hand gegeben und gesagt: „Adieu, Anton! Seien Sie nur ganz leise, daß mein Vater nicht aufwacht!"

Aber als der Baron weiter forschte: „Wo war der Wortwechsel? Wo trafen sich die beiden?" verwickelte sich der Diener in Ausflüchte, zögerte, ward immer verwirrter.

Gerade diese stockenden, einsilbigen Antworten verrieten das Schlimmste. Mit einem Mal ward es still in dem Gemach. Der Baron fragte nicht mehr.

„Sie können gehn!"

Er hatte verstanden. Er war hellsehend geworden. Er wußte jetzt, was sich seine Untergebenen heimlich zuflüsterten. Er ahnte, was sein Sohn entdeckt, was ihn aus dem Haus fortgetrieben, was ihm die Waffe in die Hand gedrückt hätte.

In seinem leidenschaftslosen, ruhigen Herzen lebte nur eine einzige lebenswarme, tiefe Empfindung: die Liebe zu seinem Adalbert.

Er war jeder Erregung aus dem Weg gegangen. Er hatte keinen Argwohn, keine Eifersucht, keinen Zweifel an seiner Frau aufkommen lassen wollen. Volle Seelenruhe, Gleichgewicht des Gemüts gehörten zu seinem stillen, ästhetischen Lebensgenuß. Er hätte den Menschen gehaßt, der sich unterfangen haben würde, ihn aus seinem behaglichen Vertrauen aufzuschrecken.

Nun, da ein furchtbarer Schmerz ihn aus seinem friedvollen Hindämmern weckte, nun packte ihn zugleich eine heftige Empörung über das Leid, das über ihn hereinbrach, über die Frau, die ihn in diese qualvollen Wirren verwickelte, die Schuldige, die ihn einem solchen Sturm preisgab. Die Angst um den Sohn stachelte ihn auf zu einem kaum je empfundenen wilden Zorn. Er mußte seinen Jammer herausschreien; er mußte Rache, Vergeltung üben für das Unerträgliche, das ihm widerfuhr. Noch nie hatte er so rasch, so nachlässig die Kleider übergeworfen. Fassungslos, seiner selbst kaum mächtig, stürzte er aus dem Zimmer.

Er fand seine Frau nicht. Die Thür zu ihrem Boudoir stand offen. Das wilde Schluchzen der verzweifelten Mutter verriet ihm, wo sie war. Von Schauern durchrüttelt, bebend, öffnete er das Zimmer seines Sohnes.

„Melanie!" schrie er.

Sie erhob sich bei dem ungewohnt barschen Ton.

„Du! — Du!" keuchte er hervor mit erstickter Stimme. „Du bist hier! Du wagst es, hier zu sein? Du! Der nichts heilig ist, nicht der Name, den ich dir gab, nicht der Friede dieses Hauses — nicht einmal das Leben deines Kindes!"

Sie hatte sich oftmals ausgemalt, wie sie ihrem Gatten Trotz bieten wollte, wenn er je erführe, daß sie einen andern liebhabe. Eine schwere Anklage gegen ihn hatte sie sich als Antwort auf seine Anschuldigung zurechtgelegt.

„Du hattest dein Herz vergeudet," wollte sie ihm sagen — „vergeudet in zahllosen Abenteuern! Warum hast du mir vorgelogen von Liebe und mich dann allein gelassen, eingesperrt in diesem goldenen Käfig? Ich war so jung! Ein Mann, der mich liebgehabt, hätte die beste, treueste, hingebendste Frau an mir gefunden. Aber dir war ein neuer Teller für deine Sammlung wichtiger als ich, und eine hübsche Majolika hat dir viel größeres Interesse erweckt als deine Frau!"

Aber in diesem Augenblick fand sie kein Wort zu ihrer Verteidigung. Mit scheuen, furchtsamen Augen schaute sie in sein blasses, angstverstörtes Gesicht und wankte fort aus seiner Nähe.

Sie hätte sich schlagen, mißhandeln lassen, ohne zu murren. Jedes Opfer wollte sie bringen, jede Demütigung ertragen, stillschweigend aus dem Haus gehn, sich in irgendeinem Weltwinkel vergraben — wenn nur das Entsetzlichste ihr erspart bliebe! Wenn Adalbert nur gesund, unversehrt wiederkäme! Wenn nur diese Todesangst sich von ihrem Herzen lösen könnte!

Von Frostschaudern geschüttelt, kauerte sie in ihrem Zimmer in dem trübseligen Halbdunkel und wartete, wartete — in der marternden, aufreibenden Qual, in der sich Viertelstunden zu Unendlichkeiten zu dehnen scheinen.

Als dann der Wintermorgen heraufgedämmert war, hielt ein Wagen vor dem Haus. Man hörte schwere Männerschritte, gedämpfte Stimmen, Gemurmel.

Von Grauen überwältigt, vergrub sie ihren Kopf in die Kissen ihres Ruhebetts; — sie wollte nichts sehn, nichts hören! Sie fürchtete sich so unsagbar vor dem, was nun über sie hereinbrechen mußte.

Aber sie vernahm es doch, das Jammern und Weinen da draußen. Sie fühlte, daß man einen Schwerverwundeten brachte — vielleicht einen Toten.

Wie emporgeschnellt von einem wilden Entschluß richtete sie sich auf.

Nun wollte sie auch nicht mehr leben! Sie konnte ja nicht mehr leben! Sterben, sterben! Das war die einzige Rettung vor diesen Reuequalen.

Die furchtbare Erregung der letzten Stunde war vorüber. Ganz ergeben und still, wie gelähmt saß sie da, mit großen, irren, starren Augen, die ins Leere schauten. Sie hoffte nicht mehr. Ihr Todesurteil war gesprochen.

Johanna, die verwirrt und verstört hereinkam, um nach ihrer Herrin zu sehn, erschrak aufs heftigste über diese unheimliche Ruhe, diese Teilnahmslosigkeit.

„Um Gottes willen, gnädige Frau!" schrie sie auf.

Sie meinte, ihre arme Herrin sei in der Nacht gemütskrank geworden. Sie rieb ihr die bleichen Hände, sie suchte sie aufzurütteln.

„Er ist tot, nicht wahr, er ist tot!" murmelten die blassen Lippen in dumpfer Verzweiflung.

„Aber gnädige Frau! Kommen Sie doch zu sich! Der junge Herr Baron ist ja nur bewußtlos; der Herr

Doktor sagt, von dem starken Blutverlust. Es ist ja noch Hoffnung! Sie dürfen nicht so vor sich hinbrüten, gnädige Frau! Der Herr Doktor hat schon nach Ihnen gefragt. Der gnädige Herr ist ganz ratlos. — Alle haben den Kopf verloren. Sie müssen helfen — Sie sind ja die Mutter! Ihr Platz ist da drinnen, gnädige Frau!"

Sie suchte ihr zuzureden wie einem kranken Kind. Endlich kam wieder Leben in die schlaffe Gestalt. „Es ist noch Hoffnung?" wiederholte sie, wie erwachend, halb ungläubig, und umklammerte die rauhe Hand der Dienerin mit ihren weißen, feinen Fingern.

„Haben Sie auch recht gehört, Johanna? Ist es auch die Wahrheit?" Es klang wie ein Schluchzen.

„Gewiß, gnädige Frau. Gewiß. Wir wollen ihn schon wieder gesund pflegen, den jungen Herrn. Erinnern Sie sich, wie oft wir schon um ihn Angst gehabt haben. Er war ja immer ein Sorgenkind."

Sie zwang sich zu einem Lächeln, die gute Alte mit ihrem verrunzelten Altjungferngesicht, mit ihrem goldtreuen, aufopfernden Herzen. Melanie mußte sich auf Johannas Arm stützen, so wankten ihr die Knie.

Aber als sie dann das bleiche Gesicht ihres Sohnes in den Kissen liegen sah, als sie fühlte, daß noch Wärme in seinen Händen war, da durchströmte sie wieder Kraft — unerschöpfliche, wunderbare Kraft.

„Nein! Keine Pflegerin!" flehte sie mit einem festen, bestimmten Ton. „Ich weiche nicht von diesem Lager!"

Im Flur, am Fenster, in einer halbverborgenen Nische lehnte ihr Gatte. Sie mußte an ihm vorüber, um Tücher aus dem Schrank zu holen, die der Arzt brauchte.

Er hatte den Kopf auf die Hand gestützt. Das sonst so sorgsam geordnete weiße Haar hing ihm wirr in die Stirn. Wie gebrochen, haltlos, greisenhaft sah er aus, ganz zerrüttet vor Schmerz. Er konnte im Krankenzimmer nicht bleiben. Er konnte nicht helfen. Der Anblick des Bluts, der Karbolgeruch brachten ihn einer Ohnmacht nahe.

Melanie faßte seine schlaff herabhängende Hand.

„Laß mich bleiben, so lange er mich braucht!" stieß sie hervor, demütig, zerknirscht. „Laß mich ihn pflegen! Dann will ich gehn!" Er nickte, stumm, ohne sie anzublicken. Er war ja so ratlos, er fühlte sich so hinfällig, er wollte nicht allein bleiben mit diesem Schwerkranken, mit diesem Sterbenden.

* * *

Lolo war wirklich tief erschüttert, als sie hörte, Adalbert Walderstein hätte mit Oberleutnant Haller ein Duell gehabt, in dem er schwer verwundet wurde. Sie dachte mit heimlichem Grauen — in das sich aber



doch ein gewisses Prickeln der Eitelkeit mischte — die beiden Herren seien aus Eifersucht, ihretwegen, in Streit geraten. Allmählich freilich drangen die Gerüchte, die nun die Stadt durchschwirrten, auch an ihr Ohr. Man flüsterte sich mit neugierigem Gruseln die Skandalgeschichte zu.

Frau von Villena kam an einem Sonntag, an dem sich bei Riedenhofs immer verschiedene Bekannte einfanden, mit einer Miene sittlicher Entrüstung angerückt.

„Nein, der arme, junge Herr Baron! Was muß er gelitten haben! Welche Ungerechtigkeit, daß er getroffen wurde! Der Schuldige kommt mit einer Festungsstrafe davon, und er hat sein junges Blut vergießen müssen. Ich begreife nur eins nicht: daß die Baronin noch immer im Haus ist! Ich bin überzeugt, der große Krach kommt noch! Wenn erst der Sohn wieder genesen ist, was wir ihm ja von Herzen wünschen wollen, dem ritterlichen, jungen Helden! Und wenn es schlimm endet, wie kann diese Frau dann überhaupt noch weiterleben?"

Es klang keine Spur von Reue aus ihren Worten. Sie fühlte sich ordentlich als Wächterin über Moral und gute Sitte und war sich wohl selbst kaum klar darüber, aus welch kleinlicher Bosheit sie die Brandfackel in das fremde Haus geworfen hatte. „Ja, mein liebes Fräulein," fuhr sie, sich zu Lolo wendend, leise fort, „um Ihretwillen bin ich froh, daß die Geschichte endlich zum Klappen kam. Das war kein Verkehr für Sie! Es war doch sonnenklar, warum die Baronin Sie plötzlich so heranzog. Eine Art Blitzableiter!"

Mama Riedenhof machte ein ganz betrübtes Gesicht, eingeschüchtert und kleinlaut vor dem unerbittlichen Urteilsspruch der Gesellschaft, den Frau von Villena mit ihren geschminkten Lippen verkündete.

Lolo erinnerte sich sehr genau, welch krampfhafte Mühe sich die Dame gegeben hatte, um von der Baronin bemerkt und beigezogen zu werden. Sie zuckte pikiert die Achseln. Aber der Hieb saß doch fest. „Eine Art Blitzableiter!" Aehnliches hatte sie sich selbst schon gesagt. Ihr schönes Luftschloß stürzte ein. Ein voller Zusammenbruch, darüber war sie sich klar.

Einmal war Adalbert auf der Straße an ihr vorübergeeilt, mit finsterem Gesicht und steifem Gruß.

Instinktiv erriet sie das Richtige. Der Gedanke an sie war ihm so verwoben und verknüpft mit seinen düsteren Erlebnissen, daß seine Neigung für sie mitversunken war in das Chaos um ihn her.

Und nun schwebte er zwischen Tod und Leben, wochenlang. Er that ihr herzlich leid. Sie ließ eine Weile täglich nachfragen. Aber als immer derselbe Bescheid kam, erlahmte allmählich ihr Interesse an dem Kranken.

Die Geselligkeit hatte wieder begonnen. Sie wurde viel eingeladen. Sie traf auch zuweilen den hübschen Amtsrichter und fand ihn doch recht amüsant.

Ihr Interesse kehrte sich wieder dem heiteren Leben zu. Martha beneidete nun oftmals ihre Schwester um ihre elastische Natur.

Wenn sie nur auch imstande gewesen wäre, traurige Gedanken, Enttäuschungen so rasch abzuschütteln!

Moritz hatte ihr nach seiner ersten Ausfahrt geschrieben: wie schön ihm Paris, die ganze Welt in seiner Genesungsstimmung erschienen sei. Wie seine junge Pflegerin sich gefreut hätte über seine gute Laune, über seinen Appetit bei der Heimkehr!

Dann kam noch ein Brief, in dem er eingehend von seiner neuen Stellung an der Pariser Sternwarte berichtete, von den wunderbaren Instrumenten, die hier zu seiner Verfügung standen, von den interessanten Gelehrten, mit denen er zusammenarbeitete. Sie war sehr glücklich gewesen über diese engbeschriebenen Blätter. Nun war er doch wieder in der rechten Umgebung. Nun bedurfte er ihres Mitleids nicht mehr, nur ihrer freudigen Anteilnahme, ihrer Bewunderung und Mitbegeisterung für seinen Beruf, für sein Streben.

Sie schrieb ihm sofort; lieb, freundschaftlich, so herzlich, als sie nur sein durfte, ohne ihm das Gefühl seiner Freiheit zu beeinträchtigen. Keine Antwort. Wochen und Wochen — keine Zeile von ihm.

Er hatte ihr ja mit feierlichem Handschlag versprochen, daß er nur schreiben würde, wenn sein Herz ihn dazu trieb, wenn er Sehnsucht nach ihr hatte.

So bald, so erschreckend bald war der Moment gekommen, da er sich auf sein Versprechen besinnen mußte! Nun las sie seinen letzten Brief noch einmal, und es fiel ihr auf, daß kein Wort in den Zeilen stand von seiner heißen, ruhelosen Liebe zu ihr. Daß er so ebenso gut an einen Kameraden hätte schreiben können. Dagegen leuchteten wie mit grellen, flammenden Lettern die Sätze heraus, in denen er seine junge Hausgenossin, die hübsche Nini, erwähnte: „Das lachende Kind mit den Grübchen in den Wangen, mit dem Vogelstimmchen!" Es war immer wie ein jubelnder Lobgesang! Sie hatte es nicht glauben wollen! Sie hatte sich gewehrt gegen die eifersüchtige Beklemmung. Nun konnte sie nicht mehr zweifeln.

Gerade weil es so naheliegend, so alltäglich war, daß er sich in seine Pflegerin verliebt und sie vergessen hatte, weckte ihr diese Erfahrung solche Bitterkeit, solchen Zorn gegen ihre eigene Liebe.

Ihr saß dieses Gefühl für ihn so fest, so unverrückbar, so eingebrannt in ihr ganzes Wesen, und für ihn brauchte es nur einen Zufall, ein Zusammensein, die Nähe eines hübschen Gesichts, eine heitere Stimmung, und fort war die Treue, zerflattert die Erinnerung!

Manchmal sagte sie sich mit leidenschaftlicher Empörung: „Lolo hat so recht, daß sie sich amüsiert und ihr Herz nicht wegwirft. Keiner verdient, daß man sich um ihn grämt! Wir sind Närrinnen, wir braven, tugendhaften Mädchen mit unserer Sentimentalität, unserer Treue!" Aber sie rang umsonst um Vergessen, um Sorglosigkeit. Wie hätte sie an Zerstreuung, an Vergnügen denken können, wenn sie sah, wie das Haupt ihres Vaters sich immer tiefer beugte, wie herabgezogen von einer schweren Last!

Fortsetzung folgt.



Wechselbeziehungen zwischen Tier und Pflanze.

Von Professor Dr. W. Migula.

Zwischen den verschiedensten Wesen, die auf der Erde leben, existieren Beziehungen, die oft so inniger Natur sind, daß die einen ohne die andern gar nicht leben könnten. So giebt es Schmetterlinge, deren Raupen nur auf wenigen ganz bestimmten Pflanzen leben, wie die des Wolfsmilchschwärmers auf der Wolfsmilch, Insekten, die wieder nur auf ganz bestimmte Arten derselben Tierklasse Jagd machen. Aber hier ist von keinen Wechselbeziehungen die Rede, und auch das Verhältnis zwischen Tier und Pflanze wird im gewöhnlichen Leben meist nur von dem sehr einseitigen Standpunkt aufgefaßt, welchen Nutzen oder Schaden die Pflanzen für die Tiere bedeuten.

Man hat auch in früherer Zeit andere Beziehungen zwischen Tier und Pflanze nicht gekannt. Erst nachdem durch Sprengel und Kölreuter die Bedeutung der Insekten für die Bestäubung der Blüten erkannt und im Lauf des vorigen Jahrhunderts die Pflanzenbiologie zur Wissenschaft geworden war, entdeckte man mit Verwunderung, wie vielfach Pflanze und Tier aufeinander angewiesen sind. Gerade die Beziehungen zwischen beiden, die auf Leistung und Gegenleistung beruhen, zeigen uns den großen, innigen Zusammenhang der Natur, in der jedes Wesen nur mit Beziehung auf andere seine Bedeutung besitzt.

Freilich stehen wir hier noch vor vielen Rätseln; für manches haben wir gar keine Erklärung, für anderes nur sehr fragliche Deutungen. Sind doch auch manche Entdeckungen auf diesem Gebiet so eigenartig und überraschend, daß man im Anfang in der gelehrten Welt mancherlei ungläubiges Kopfschütteln beobachten konnte, und erst nachdem die Thatsachen mehrfach verbürgt waren, entschloß man sich widerstrebend, sie anzuerkennen. Jetzt, nachdem sich die Entdeckungen gehäuft haben, ist das freilich anders, und es wird auch in sehr großen und schön ausgestatteten Werken vieles als sichere Thatsache angegeben, was einer weiteren Bestätigung doch noch dringend bedürftig ist. Die Pflanzenbiologie ist in dieser Hinsicht eine gefährliche Wissenschaft; sie verlockt leicht dazu, Hypothesen als Thatsachen anzunehmen.

Aber unter der Fülle von Beobachtungen über die Wechselbeziehungen zwischen Tier und Pflanze, die gerade durch die Pflanzenbiologie bekannt geworden sind, giebt es doch auch viele, die im höchsten Grad unser Interesse wecken und dabei aus dem Rahmen der Hypothese hinausgetreten sind. Am längsten und besten sind uns die Beziehungen zwischen Blumen und Insekten bekannt. Wir wissen, daß die Blumen den Insekten Blütenstaub und Nektar liefern, und daß die Insekten dafür die Uebertragung des Blütenstaubes von einer Blüte auf die andere übernehmen. Dabei haben sich nun sowohl bei den Insekten wie bei den Blüten nach und nach Einrichtungen herausgebildet, die diese Wechselbeziehungen besonders begünstigen und in auffallender Weise den Stempel der Zweckmäßigkeit an sich tragen. Sie haben von seiten der Pflanzen den Zweck, ganz bestimmten, die Uebertragung des Blütenstaubs sicher vermittelnden Insekten den Zugang zur Blüte möglichst zu erleichtern, die Bestäubung möglichst zu sichern, unberufene Gäste, die eine Bestäubung nicht herbeiführen würden, aber thunlichst fernzuhalten.

Dies ist von den Pflanzen auf sehr mannigfaltige Weise erreicht worden, und die Fülle von Anpassungserscheinungen an bestimmte, die Kreuzung vermittelnde Insekten ist eine außerordentlich große, wie auch die Zahl und Verschiedenartigkeit der dabei in Betracht kommenden Insekten eine ganz enorme ist. Wie weit aber diese Anpassung geht, mag an einem der interessantesten, obgleich wenig bekannten Beispiele gezeigt werden.

Der Feigenbaum, der auch in Deutschland in großen Kübeln gezogen wird, hier aber nur Früchte von recht zweifelhafter Güte bringt, wächst im Süden in zwei verschiedenen Formen, als Caprificus und Ficus bezeichnet. Die als Feige bezeichneten Früchte sind eigentlich Fruchtstände; die junge Feige ist ein flaschenförmiges Gebilde, dessen innere Höhlung dicht mit kleinen, sehr einfach gebauten Blüten besetzt ist. Die als Caprificus bezeichnete Form trägt im oberen Teil der Feige männliche, im unteren weibliche Blüten, die jedoch narbenlos sind, einen sehr kurzen Griffel haben und nicht zur Samenbildung bestimmt sind. Bei dem ersten Ficus dagegen sind zweierlei weibliche, aber keine männlichen Blüten in der Urne vorhanden. Die einen sind so wie bei Caprificus gestaltet, die andern dagegen für die Samenbildung bestimmt, mit langem Griffel und mit Narbe versehen. Die narbenlosen, kurzgriffligen Blüten dienen nun einem ganz eigenartigen Zweck, nämlich zur Ernährung der Larven einer bestimmten Gallwespe, die dann später die Bestäubung zu übernehmen hat.

Die jungen Feigen besitzen oben eine sehr enge Oeffnung, durch die die sehr kleine Gallwespe eben hindurchschlüpfen kann, während andere sonst die Kreuzung vermittelnde Insekten, wie Bienen, Fliegen, Schmetterlinge, nicht hineinkönnen. Kriecht nun eine weibliche Gallwespe in eine Urne des Caprificus und legt dort ihre Eier in die narbenlosen sogenannten Gallenblüten, so entwickeln sich in einiger Zeit die jungen Gallwespen, die sich jedoch nach andern Feigen umsehen müssen, da die etwa nicht bewohnten Gallenblüten derselben Feige inzwischen verwelkt sind. Sie kriechen also zu der engen Oeffnung der Urne heraus, berühren aber dabei die obenstehenden geöffneten Staubbeutel und beladen sich mit Blütenstaub. Dann suchen sie andere Feigen auf, kriechen hinein und laden bei ihrem Suchen nach Gallenblüten den Blütenstaub auf die langgriffligen Blüten ab, damit ihre Befruchtung vollziehend.

Feige sowohl als Gallwespe haben sich so vollkommen aneinander angepaßt, daß die eine ohne die andere sich nicht weiter fortpflanzen würde; die Feige würde ohne Gallwespe keinen keimungsfähigen Samen bilden, und die Gallwespe würde ohne die Feige ihre Eier nicht mehr ablegen können. Gewiß ein merkwürdiges Beispiel inniger Beziehungen zwischen so ganz verschiedenen Wesen. Dabei mag aber erwähnt werden, daß eine Befruchtung zur Ausbildung schöner saftiger Feigen nicht notwendig ist, wenigstens nicht bei allen Sorten.

Auch die Weiterverbreitung der Pflanzen durch Tiere beruht vielfach auf Leistung und Gegenleistung. Zwar

giebt es auch viele Pflanzen, deren Samen oder Früchte auf eine Weiterverbreitung durch Tiere angewiesen sind, ohne daß sie dafür den Tieren eine Abgabe entrichten, wie die mit Borsten, Widerhaken u. s. w. versehenen Samen und Früchte; bei einer nicht geringen Zahl ist aber eine solche Gegenleistung in irgendeiner Form geboten. Dies ist beispielsweise in charakteristischer Weise bei den Beerenfrüchten der Fall.

Wählen wir als Beispiel die Mistel, die ja auch in anderer Hinsicht mancherlei interessante Eigenheiten besitzt. Die erbsengroßen weißen Beeren dieser auf allerlei Bäumen, namentlich Obstbäumen, schmarotzenden Pflanze reifen im Spätherbst und Winter, zu einer Zeit, wo die beerenfressenden Vögel, die bei uns brüten, meist ihre Winterquartiere aufgesucht haben. Dafür kommen Gäste aus dem Norden, namentlich Drosseln, die den nur spärlich gedeckten Tisch eifrig absuchen. Die weißen Beeren auf den wintergrünen kleinen Büschen werden bald entdeckt und gierig verschlungen; namentlich eine Art, die auch ihren Namen von der Pflanze erhalten hat, die Misteldrossel, zeigt eine besondere Vorliebe für diese Speise. Im Magen und Darm der Drossel wird das weiche, schleimige Fleisch rasch verdaut, der hartschalige Samen aber ohne Benachteiligung der Keimfähigkeit mit den Exkrementen ausgestoßen. Bei der raschen Beweglichkeit und Wanderlust dieser Vögel wird dies wohl selten auf demselben Baum, auf dem die Beere verspeist wurde, sondern in der Nachbarschaft oder selbst in weiterer Entfernung geschehen. Viele Samen freilich werden dabei auf den Erdboden gelangen und zu Grunde gehn, da sie kein passendes Substrat finden, viele aber werden auch mit den Exkrementen an den Zweigen hängen bleiben und sich zu neuen Pflanzen entwickeln können. Die Erhaltung der Mistel ist also sehr wesentlich, wenn auch nicht ausschließlich, von der Verbreitung durch Vögel abhängig, und sie bietet ihnen dafür Nahrung. Die Drosseln freilich sind weniger abhängig von der Mistel, denn sie finden andere Beeren, die ihnen Nahrung gewähren, aber in Zeiten der Not sind auch die Mistelbeeren für sie wichtig. Auch hier ist also ein Gegenseitigkeitsverhältnis ausgebildet, das freilich nicht in so enge Grenzen gebannt ist, wie bei dem vorhinerwähnten zwischen Feige und Gallwespe.

Sehr interessante Beziehungen sind in den letzten Jahrzehnten auch zwischen Pflanzen und Ameisen entdeckt worden, und die Zahl der sogenannten Ameisenpflanzen wird noch fortwährend vermehrt. Auch hier sind es z. B. Wechselbeziehungen, die unser besonderes Interesse erregen.

Die Blattschneiderameisen der Tropen beißen kleine Blattstücke ab, die sie in ihrem Bau zusammenkneten und einem besonderen, von ihnen gewählten Pilz als Nahrung darbieten. Dieser Pilz — übrigens bei verschiedenen Ameisen auch verschiedene Pilzarten — lohnt den Ameisen für seine Kultur durch die Bildung eiweißreicher, meist keulenförmig angeschwollener Fäden, die den Ameisen zur Nahrung dienen. Die Kultur der Pilze in den „Pilzgärten“ wird von den Ameisen ganz systematisch betrieben, und einzelne Ameisenarten scheinen hinsichtlich ihrer Nahrung ausschließlich darauf angewiesen zu sein. Daß solche Blattschneiderameisen, wo sie in Menge vorkommen, den Pflanzen recht beträchtlichen Schaden zufügen können, ist einleuchtend; und es ist eine gewiß interessante Erscheinung, daß diesen Räubern aus der gleichen Insektengruppe Feinde entgegentreten, die gegen gewisse Abgaben von seiten der Pflanzen ihren Schutz übernehmen. Die Schutzameisen weisen den Angriff der Blattschneider zurück und erhalten dafür von der Pflanze Wohnräume und oft sogar besonders für sie gebildete Nahrung, eine Form der Wechselbeziehungen, wie sie ausgebildeter kaum gedacht werden kann.

Ein besonders schönes Beispiel bietet die in den Tropen heimische Acacia cornigera. Sie besitzt Blätter, die im allgemeinen denen der Sinnpflanze Mimosa pudica ähnlich, aber nicht in derselben Weise für Reize empfindlich sind. Am Ende jedes der feinen Fiederblättchen ist ein kleines, weißes, eiförmiges Körperchen, Müllersches Körperchen genannt, vorhanden, die man zweckmäßig als „Ameisenbrot“ bezeichnen könnte. An der Basis der Blätter entwickeln sich mächtige Dornen, die innen hohl sind und in die von den Ameisen an der Spitze je ein Loch gebissen wird. So liefert die Pflanze den Ameisen in den hohlen Dornen Aufenthaltsräume, Wohnung und in den Müllerschen Körperchen eine Nahrung, die von den Ameisen sehr gern gefressen wird. Als Gegenleistung wird nun der Akazie von den Ameisen wirksamer Schutz gegen räuberische Insekten, insbesondere gegen die Blattschneiderameisen, gewährt, und die von solchen Schutzameisen bewohnten Akazien bleiben verschont.

Steigen wir in die niedersten Regionen des Tier- und Pflanzenreichs hinab, so finden wir oft noch in viel ausgesprochenerem Maß enge Beziehungen zwischen Vertretern der beiden Reiche. Sie gestalten sich oft so innig, Tier und Pflanze verschmelzen so sehr miteinander, daß man ein einziges Wesen vor sich zu haben glaubt und thatsächlich auch bis vor kurzem geglaubt hat. Bei dem grünen Wasserpolypen Hydra viridis ist der grüne Farbstoff nicht dem Tierkörper eigen, sondern gehört kleinen, grünen Algenzellen an, die in der inneren Wand des Polypen liegen und sich dort durch Teilung in demselben Maß vermehren, wie der Hydrakörper wächst. Selbst in die Eier der Hydra gehn diese als Zoochlorellen bezeichneten Algenzellen über und entwickeln sich mit diesen in dem neuen Polypen weiter. Daß es sich dabei thatsächlich um eigene Organismen, um Algen und nicht um Elemente des Tierkörpers handelt, wurde dadurch bewiesen, daß es gelang, die grünen Körperchen aus dem Polypen zu isolieren und von diesem getrennt weiter zu züchten. Man erkannte dann in ihnen eine gewöhnliche, als Chlorella vulgaris bekannte Alge. Wie sich in diesem Fall zwischen Tier und Pflanze Leistung und Gegenleistung verteilt, ist freilich schwer zu bestimmen; gewiß ist aber anzunehmen, daß beide Wesen voneinander Vorteil ziehn. Bei andern grünen Tieren niederer Entwicklung kommt ein ähnliches Verhältnis vor, oft ist die Selbständigkeit der einen oder andern Art noch mehr geschwunden.

Diese Erscheinungen der Symbiose zwischen Tier und Pflanze leiten uns zu einer andern Erscheinung über, zu dem Schmarotzertum. Zwischen diesem und der Symbiose wird die Grenze oft sehr schwer zu ziehn sein, denn auch in dem Schmarotzertum der Pflanzen giebt es Fälle, in denen der Wirt noch einen gewissen Nutzen von dem Schmarotzer haben kann. Freilich ist dies weniger bei den auf oder in Tieren schmarotzenden Pflanzen der Fall, als bei den Parasiten der Pflanzen. Hier ist das Verhältnis mehr einseitig; das Tier wird nur geschädigt, während die Pflanze allein den Nutzen davonträgt. Unter den Pflanzen sind

es aber nur die niedersten, Bakterien und Pilze, die auf und in Tieren schmarotzen. Bei den höheren Pflanzen hat sich eine andere Art von Schädigung der Tiere durch Pflanzen ausgebildet: der Insektenfang. Dieselbe Pflanze, deren Blüte der Insekten zur Fruchtbildung bedarf, fängt vielleicht andere, nicht zur Bestäubung geeignete Insekten mittels oft sehr komplizierter Fangeinrichtungen. Ursprünglich sind diese Fangapparate wohl nichts anderes als Schutzeinrichtungen gegen lästige oder schädliche Insekten gewesen, wie sie das gewiß noch jetzt bei manchen der insektenfangenden Pflanzen sind. Allmählich sind aber einzelne Pflanzen dazu übergegangen, die im Körper der gefangenen Insekten enthaltenen verwertbaren Stoffe für sich zu benutzen und durch besondere Drüsen aufzusaugen. Aber auch hier kann man nicht mehr recht von Wechselbeziehungen reden; während sonst die Pflanze direkt oder indirekt jedem Tier die Stoffe zur Bildung des Körpers liefert, lebt die Pflanze hier von den Stoffen des Tierkörpers. Zwischen diesen beiden Extremen kommen alle Uebergänge vor, in denen Pflanze und Tier voneinander Nutzen haben und von denen im vorstehenden einige der auffälligsten geschildert worden sind.



DIE ROSE

Stimmungsbild von Emil Ertl.

„Du solltest aber doch auch an die Luft gehn, Papa!" sagte Annie. „Den ganzen Tag sitzen!"

Sie nannte ihn fast immer „Papa", obgleich er der Papa ihrer Kinder war; aber sie sah ja alles mit den Augen der Kinder.

„Wo geht ihr denn hin?" fragte Oskar zerstreut.

„Zum Wohlthätigkeitsfest. Man ist doch wenigstens den Abend ein bissel im Grünen. Und die Kinder möchten natürlich den Jahrmarkt sehn."

„Natürlich, ja, ja, geht nur!" sagte er wie geistesabwesend.

Das neunjährige Mädchen und der zwölfjährige Rolf öffneten die Thür und schoben sich zögernd in Vaters Arbeitszimmer herein, sie im hellgelben Strohhütchen, mit nackten Beinchen und Halbstrümpfen, er schon ganz männlich in langen Hosen, Matrosenanzug mit himmelblauem Kragen. Draußen hörte man die gedämpfte Stimme Minnis, die im Alter zwischen diesen beiden stand: „Nicht hineingehn! Papa hat doch zu arbeiten!"

„Thür zu, bitte, es zieht!" rief der Papa.

Gretli und Rolf wollten zurückprallen, aber die Mama sagte: „Also rasch herein! Papa erlaubt schon, daß ihr ihm Adieu sagt."

„Aber gewiß!" sagte er, indem er nervös Krakelfüße auf den Rand eines Blatts malte, an dem er eben geschrieben hatte. „Lebt wohl und gute Unterhaltung!"

Nun trat auch Minni ein, das großäugige Kind, in ihrem Strohhut mit weißen Bändern. Der Reihe nach küßten sie ihn auf die Wange, erst Gretli, dann Rolf, dann Minni, und entfernten sich gesittet und eilfertig. Im Vorzimmer sagte Mama: „Gott, was für ein Stoß Zeitungen und Briefe! Trag sie hinein, Minni!"

„Was giebt es denn schon wieder?" fuhr Oskar auf.

„Nur Zeitungen und Briefe, Papa," sagte das Mädchen, gleichsam sich entschuldigend.

„Na ja, schon recht, leg sie hin."

Nachdem das Kind sich entfernt hatte, riß er die Briefumschläge auf und die Schleifen von den Zeitungen, dann zündete er sich eine Zigarette an und ließ das geübte Auge über Gedrucktes und Geschriebenes gleiten. Ein paarmal dazwischen schlug er mit der flachen Hand leicht auf den Schreibtisch. Daß es immer wieder neue Aergernisse gab, Mißverständnisse, Böswilligkeiten! Aber was läßt sich dagegen thun? Kämpfen heißt es eben, sich und seine Ueberzeugung verteidigen. Gerade das nennt man Leben.

Rechter Hand auf seinem Schreibtisch lagen nebeneinander zwölf Stück wohlgespitzter Bleistifte, links ein hoher Stoß Papier, zu Quartblättern zugeschnitten. Minnis, des älteren Mädchens, Geschäft war es, diese Vorräte in Ordnung zu halten. Sie war so eine von den Stillwaltenden, die man nicht hört, verdichtete Weiblichkeit im Keim, eins von jenen Kindern, die man leise aufs Haar küssen möchte und sagen: gesegnet, wer dich einmal heimführt!

Jeden Morgen, ehe Papa sein Zimmer betrat, zerschnitt sie das Papier und spitzte die Bleistifte, deren immer genau ein Dutzend sein mußte. Manchmal kam es vor, daß am nächsten Morgen alle zwölf abgebrochen waren. Sie setzte sie wieder instand und legte sie nebeneinander, daß sie aussahen wie Lanzen in einem Depot für die Ulanen. Den Papiervorrat aber füllte sie nach, wie die Danaiden das Faß.

Wenn Oskar während des Schreibens ein physisches Hindernis fand, konnte es ihn rasend machen. Darum hatte er sich's so eingerichtet. Das Papier brauchte man nur herzunehmen, Blatt für Blatt, und wie die Spitze so eines harten Stiftes über gut geglättetes Papier hingleitet, das ist ganz einzig, unvergleichlich.

Gerade jetzt, während Oskar so allein und ungestört am Schreibtisch saß, rissen ihn wieder die Gedanken hin. Was da in den Zeitungen stand, konnte er un-

möglich auf sich und seiner Partei sitzen lassen. Das mußte einmal gründlich widerlegt werden. Mit bestrickender Sachlichkeit, und doch zugleich temperamentvoll, schlagfertig, witzig. So ein Artikel von ihm — das sauste wie eine damaszierte Klinge durch die Luft.

Wie ihm die Worte aufs Papier flossen, aus der Ueberzeugung heraus! Jede Viertelstunde krachte eine Bleistiftspitze, und sofort flog der dienstuntaugliche Stift beiseite und ein anderer trat für ihn ein, aus der Reserve, die in Reih und Glied wartete, gleich kampfbereiten, todesmutigen Soldaten.

Und mit den Bleistiften, die in die Schreibtischecke flogen, flog auch die Zeit hin, ohne daß er es merkte, und er wunderte sich fast, als nach und nach ein leises Zwielicht um den Schreibtisch zu weben begann und plötzlich auch schon die Seinen vom Volksfest wieder heimkehrten, die ganze Rasselbande.

Die Kinder in ihrer Ausgelassenheit schlugen die strengen Vorschriften gänzlich in den Wind, die ihnen Mama immer einschärfte: Papas Zimmer wie ein Heiligtum zu betrachten. Glückselig stürmten sie herein, voll von Erlebnissen, umdrängten ihn, er hörte sie erzählen, berichten, schildern, plauderte mit ihnen, aber dabei saß er unbeweglich an seinem Schreibtisch und dachte nur immer an seine Arbeit, die er noch krönen wollte, deren letzte Gedanken und wirksamste Sätze in ihren Umrissen ganz deutlich vor seinem geistigen Auge standen und die er doch noch nicht hatte packen und festhalten können. Und darum war er sehr froh, als die Stimme seiner Frau ertönte: „Jetzt laßt aber Papa in Ruhe, er hat noch zu arbeiten!"

Eine halbe Stunde später saß er ganz vergnügt mit seiner Familie beim Abendbrot. Der Aufsatz war nicht nur vollendet, sondern sogar schon im Briefkasten. Er war zufrieden mit dem Artikel. Der saß!

Die Kinder zeigten, was sie sich gekauft hatten auf dem Jahrmarkt. Rolf Ansichtskarten. Er sammelte natürlich, und zwar vom geographischen Gesichtspunkt aus: Gegenden, nur Gegenden. Gretli hatte sich ein wunderbares Spielzeug gekauft. Das war ein Gestell mit vier Rädern und obenauf eine Schweinsblase, die sich mächtig blähte, wenn man hineinpustete. Die langsam wieder ausströmende Luft entfesselte den Ton eines Trompetchens und setzte zugleich das kleine Fahrzeug in Bewegung, wenn man es auf den Tisch oder Fußboden stellte. Es machte einen sehr drolligen Eindruck, wenn das Wägelchen selbstthätig dahinrollte unter dem Blasen des Trompetchens, während der aufgeblähte Sack, den es führte, allmählich einschrumpfte. Die Kinder unterhielten sich lange mit dem schnurrigen Spielzeug, ließen es umwenden, anhalten, bergauf und bergabfahren und bliesen es immer wieder auf, sobald ihm der Atem ausgegangen war. Belustigt sahen die Eltern zu.

„Was die Leute alles erfinden!" sagte Annie.

Oskar nickte: „Ja, und wenn man denkt, daß immerhin ein bißchen Genie dazu gehört, so etwas auszudenken."

Nachdem die Kinder zu Bett geschickt waren, steckte sich Oskar eine Zigarette an und fragte: „Ist die Lampe in meinem Schreibzimmer angezündet?"

„Schon wieder arbeiten?"

„Ja, diese Broschüre, die muß endlich fertig werden."

„Deine Zigarette wenigstens rauch noch hier zu Ende," bat Annie.

Er blieb sitzen. Sie nahm das Pustewägelchen, das die Kinder auf dem Tisch zurückgelassen hatten, blies es auf und ließ es über den Teppich hinlaufen. Es arbeitete sich mühsam, aber beharrlich durch das rauhe Terrain. Eine ganze Zeitlang zog es an wie eine kleine Lokomotive und ließ dabei das Trompetchen blasen. Dann schrumpfte die Schweinsblase ein, knüllte sich zusammen wie eine runzlige Haut, und mit einem langgezogenen, seufzenden Mißton entfloh der letzte Lebensatem. Da stand es stille. Oskar und Annie lachten.

„Du solltest nicht so viel arbeiten, Oskar," sagte sie. „Es muß dich ja ganz mißmutig und schließlich noch krank machen."

„O, ich halte etwas aus," erwiderte er behaglich. „Und mißmutig? Das Arbeiten macht mich nicht mißmutig. Das ist ja das größte Vergnügen, das es überhaupt giebt."

Er stand auf und ging im Speisezimmer auf und nieder, in Gedanken. „Siehst du," sagte er, „was mißmutig macht, das ist, daß man keinen Dank hat. Ich meine nicht Lohn, ich meine Dank. Ueberall nichts als Anfeindungen, Mißdeutungen, Verleumdungen, von allen Seiten. Und man giebt doch sein Bestes hin. Man will etwas Gutes erweisen, Liebe spenden, und die, denen es zugedacht ist, verstehen es nicht, merken es kaum."

„Ja, so ist es," seufzte sie bekümmert.

Er trat zu ihr und küßte sie auf die Stirn: „Na, das war nur so ein Ausbruch... Ich lasse mir meine Ziele nicht verrücken, und vorderhand bin ich noch obenauf." Und mit einem Blick auf die Uhr sagte er: „Jetzt heißt es aber fleißig sein!"

Er öffnete die Thür zu seinem Arbeitszimmer, blieb aber noch einmal stehn und fragte zurück: „Was hat sich denn eigentlich Minni auf dem Jahrmarkt gekauft?"

„Minni? Die Rose."

„Welche Rose?"

„Nun, die Rose, die sie dir brachte."

„Mir?"

„Ja. Sie brachte dir doch eine Rose!"

„Eine Rose? Mir?"

„Ja. Schon auf dem Hinweg fragte sie, ob man auch Rosen zu kaufen bekäme auf dem Jahrmarkt. Dann kaufe ich eine Rose für Papa, sagte sie."

„Aber sie gab sie mir doch nicht?"

„Ja, sie gab sie dir, als wir nach Hause kamen."

„Und ich?"

„Du nahmst sie und rochst daran. Und dann fragte sie, ob sie die Blume in die kleine Bronzevase stecken dürfe, die auf deinem Schreibtisch steht."

„Und ich?"

„Du sagtest: da darf man kein Wasser hineinthun."



„Und dann?"

„Dann brachte sie ihr eigenes kleines Porzellanväschen hinüber und fragte, ob sie die Rose hineinthun und auf deinen Schreibtisch stellen dürfe."

„Nun?"

„Da sagtest du: ja, gewiß! Aber ich merkte gleich, daß du gar nicht wußtest, wovon die Rede war, und daß dir andere Gedanken durch den Kopf gingen. Denn es flog ein seltsames Lächeln über dein Gesicht, und gleich darauf ergriffst du einen Bleistift und warfst ein paar Sätze aufs Papier."

Er wunderte sich.

„Sollte man gar nicht glauben!" murmelte er und warf durch die offenstehende Thür einen Blick auf seinen Schreibtisch. Da stand neben der Lampe eine kleine Porzellanvase mit einer schönen roten Rose. Es kam ihm vor wie ein Wunder.

Einen Augenblick stand er unschlüssig, dann drehte er sich um und schritt durchs Speisezimmer nach der gegenüberliegenden Thür.

„Muß doch sehn, ob sie noch wach ist?"

Nach einer kleinen Weile kehrte er zurück, vorsichtig, auf den Zehenspitzen: „Sie schläft schon."



Lebensdauer und Beruf.

Eine Studie von Fritz Zilz.

Von allen Knaben, die lebend geboren werden, stirbt rund ein Viertel, von allen Mädchen etwas über ein Fünftel im ersten Lebensjahr. Dann nimmt zwar die Sterblichkeit etwas ab, aber doch nur so weit, daß von allen Kindern nur zwei Drittel in der Lage sind, ihren vierten Geburtstag zu feiern; das fehlende Drittel deckt vor Erreichung dieses Zeitpunktes bereits der kühle Rasen.

Auf dies gewaltige Kindersterben folgt gewissermaßen eine Ruhepause; in Zeiten, die nicht durch Epidemien ausgezeichnet sind, holt sich der Tod nur hier und dort einmal ein Opfer aus den späteren Lebensjahren. Das geht so fast sieben Jahrzehnte lang. Gegen das 70. Lebensjahr aber setzt die zweite große Sterblichkeitsperiode ein, und die 17750 Männer und 21901 Frauen, die in Deutschland unter je 100000 Lebendgeborenen das siebzigste Lebensjahr erreichen, sind ihm nun in einem verhältnismäßig kurzen Zeitraum verfallen, wie hartnäckig sich auch jene 90—100jährigen und wohl gar noch älteren „Riesen der Langlebigkeit" gegen den Sensenmann zur Wehre setzen mögen.

Jene obenerwähnten, frühzeitig dahingerafften Kinder machen mit den Siebzigjährigen zusammen etwas mehr als die Hälfte aller Lebendgeborenen aus. Auf die Frage nach dem Verbleiben der kleineren andern Hälfte ist zu antworten: sie sind in der Zeit zwischen dem vierten und dem siebzigsten Lebensjahr verstorben, und zwar anfangs in sehr kleinem, bis etwa zum 14. Lebensjahr sinkendem und von da ab in allmählich wieder ansteigendem Prozentsatz.

Nimmt man mit Professor Lexis das Alter von 70 bis 75 Jahren als die „normale Lebensdauer" an, so hat man in allen denen, die es nicht erreichen, Opfer von allerlei ungünstigen Einflüssen und Zufällen zu erblicken, unter denen eine schwächliche Konstitution, Epidemien wie Typhus und Cholera und endlich Unfälle aller Art genannt sein mögen.

Einen ganz besonderen Einfluß aber auf die Sterblichkeit und damit selbstverständlich auch auf die Lebensdauer hat man seit längerer Zeit auch der Art des Berufs beigemessen, wenngleich an umfassenden wissenschaftlichen Arbeiten auf diesem Gebiet immer noch ein bedauerlicher Mangel herrscht. Der Grund dieser letzteren Erscheinung ist sicher in den ungeheuren Schwierigkeiten der zu lösenden Aufgaben zu suchen, auf die einzugehen wir uns indessen hier versagen müssen. Immerhin aber läßt sich an der Hand des vorhandenen Materials ein Einfluß des Berufs auf die Sterblichkeit genügend klar erkennen.

Das Verdienst, die gesamte Lebensstellung bei der Frage nach der Sterblichkeit berücksichtigt zu haben, gebührt Professor Conrad in Halle, der gemeinschaftlich mit einigen jüngeren Mitarbeitern die Sterblichkeitsverhältnisse von Halle während der Jahre von 1855—74 untersucht und das Ergebnis dieser Untersuchungen in den Seminarabhandlungen 1877 veröffentlicht hat. Nach den von ihm und seinen Mitarbeitern gefundenen Resultaten zeigen sich schon bei den Totgeburten und sodann bei der Kindersterblichkeit die Einflüsse der Lebensstellung in ganz markanter Weise. Professor Conrad und seine Mitarbeiter teilten die Bevölkerung in fünf Klassen: 1. die höheren Stände mit einem Einkommen von 3000 Mark und mehr, 2. Handwerker, 3. Subalternbeamte, kleine Kaufleute u. s. w., 4. Arbeiter, und 5., soweit die ersten Lebensjahre in Betracht kommen, uneheliche Kinder. Nach dieser Gruppierung starben von 100 lebendgeborenen Kindern im ersten Jahr bei den

	von 1858—62	von 1870—74
1. höheren Ständen	13,04	10,01
2. Handwerkern	15,83	19,98
3. Subalternbeamten	20,20	23,73
4. Arbeitern	16,28	20,26
5. unehelichen Kindern	58,67	36,10

In diesen Zahlen zeigt sich deutlich die Ueberlegenheit der höheren Stände. Durch größere Schonung der Mutter und sorgfältige Pflege des Neugeborenen, insbesondere durch Beschaffung gesunder Nahrung, wo der natürliche Lebensquell des Säuglings etwa versiegt sein sollte, wird die Kindersterblichkeit dieser Bevölkerungsschicht auf weniger als die Hälfte des Durchschnitts der andern Klassen herabgemindert.

So wird dem Tod manches Opfer entrissen, das ihm unter ungünstigeren Verhältnissen verfallen wäre. Aber freilich, der hinkende Bote kommt nach. Die Anstrengungen, die die Vorbereitung auf den höheren Staatsdienst erfordern, der Besuch der höheren Schulen und die Examina raffen so manchen Schwächling dahin, den die Sorge liebender Eltern und Anverwandten bisher vor dem Tod schützte. In dem Alter von 14—30 Jahren, das sich durch eine sehr geringe Sterblichkeit

auszeichnet, starben nämlich in Prozenten von der männlichen Bevölkerung:

In der 1. Kategorie 20,24
" " 2. " 19,26
" " 3. " 17,05
" " 4. " 17,11

Wir haben uns damit bereits der Frage des Einflusses genähert, die der Beruf auf die Sterblichkeit und damit auf die Lebensdauer der Berufsthätigen ausübt. Die umfassendsten Versuche ihrer Beantwortung sind in England von Ogle, dem früheren Leiter der amtlichen englischen Statistik, unternommen worden. Er hat bei seinen Erhebungen nur das männliche Geschlecht und auch bei diesem nur die Zeit vom 25.—65. Lebensjahr in Betracht gezogen, weil in diesen vierzig Jahren der Einfluß des Berufs auf die Sterblichkeit am klarsten zum Ausdruck kommt. Geht man von 1000 Lebenden im Alter von 35—65 Jahren aus, so starben davon in den Jahren von 1880—82:

	Im Alter von 25—45 Jahr.	Im Alter von 45—65 Jahr.	Verhältniszahl. 25—65 Jahr.
Gesamte männl. Bevölk.	10,16	25,27	1000
Männliche Erwerbsthätige	9,71	24,63	967
Nicht Erwerbsthätige (Beschäftigungslose)	32,43	56,20	2182
Männl. Bevölkerung ausgewählt gesunder Distrikte	8,47	19,74	804
Geistliche, Priester, Religionsdiener	4,64	15,93	556
Landwirte	6,09	16,53	631
Schullehrer, Lehrer	6,41	19,98	719
Fischer	8,32	19,74	797
Zimmerleute, Tischler	7,79	21,74	820
Juristen	7,54	23,13	842
Kohlenbergarbeiter	7,64	25,11	891
Schuhmacher	9,31	23,36	921
Handelsreisende	9,04	25,03	948
Müller	8,40	26,62	957
Bäcker, Konditoren	8,70	26,12	958
Bauarbeiter, Maurer	9,25	25,59	969
Grobschmiede	9,29	25,67	973
Handlungsgehilfen und Versicherungsdienst	10,48	24,49	996
Tabakarbeiter	11,14	23,46	1000
Schneider	10,73	26,47	1051
Drucker	11,12	26,60	1071
Aerzte	11,57	28,03	1122
Metzger	12,16	29,08	1170
Glasmanufaktur	11,21	31,71	1190
Bleiarbeiter, Maler, Glaser	11,07	32,49	1202
Messer-, Scheren-, Nadelmacher	11,71	34,42	1273
Musiker	13,78	32,39	1314
Brauer	13,90	34,25	1361
Droschken- u. Omnibusdienst	15,39	36,83	1482
Kaminfeger	13,73	41,54	1519
Wirte, Schankwirte	18,02	33,68	1521
Feilenmacher	15,29	45,14	1667
Töpferwarenverfertiger	13,70	51,39	1742
Bergleute (in Cornwallis)	14,77	53,69	1839
Viktualienhändler, Hausierer, Straßenverkäufer	20,26	45,33	1879
Arbeiter im allgemeinen (London)	20,62	50,85	2020
Wirts- und Gasthausbedienstete	22,63	55,30	2205

Die Verhältniszahlen der letzten Kolumne geben die Sterbeziffer an, die auf jeden der erwähnten Berufe fallen würde, wenn die Gesamtsterbeziffer des männlichen Geschlechts vom 25.—65. Lebensjahr gleich 1000 gesetzt würde. Eine genaue Durchmusterung der obenstehenden Tabelle zeigt mit genügender Deutlichkeit den Einfluß der Beschäftigung und des Berufs auf die Sterblichkeit und damit auf die Lebensdauer. Je höher die Zahl der dritten Spalte, desto ungünstiger die Sterblichkeitsverhältnisse des betreffenden Berufs. Von allerhöchstem Interesse ist dabei entschieden die Thatsache, daß die berufslosen Männer in den in Betracht gezogenen vierzig Jahren eine mehr als doppelt so große, ja in der ersten Hälfte dieser Zeit eine mehr als dreimal so große Sterblichkeit aufweisen als jene, die in überhaupt irgendeinem Beruf thätig sind. Das ist auch ein Beweis vom Segen der regelmäßigen Arbeit.

Unter den einzelnen Berufsarten nehmen die Geistlichen nach der erwähnten englischen Quelle die erste, die Gehilfen im Wirts- und Gasthausbetrieb die letzte Stelle ein. Das regelmäßige, ruhige, von Aufregungen aller Art gewöhnlich ebenso wie in der Regel von übermäßiger Arbeit und materiellen Sorgen freie Dasein eines Geistlichen bietet selbstverständlich mehr Aussicht auf ein langes Leben als die zu Unregelmäßigkeit aller Art, zum Alkoholgenuß u. s. w. geradezu herausfordernde, unsichere Stellung eines Kellners. So erklärt sich lediglich aus den Berufsverhältnissen heraus die Thatsache, daß der letzterwähnte Stand eine fast genau viermal so große Sterblichkeit zeigt wie die der Geistlichen.

Von deutschen Untersuchungen über die Sterblichkeit im Verhältnis zum Beruf liegt nicht allzuviel Material vor. Von besonderem Interesse sind jedoch einige Arbeiten in den „Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik", die sich mit den Sterblichkeitsverhältnissen einzelner Stände beschäftigen und dabei die langjährigen Erfahrungen einer großen Lebensversicherungsbank benutzen. Auf Grund des zuverlässigen Materials dieser Versicherungsanstalt sind bisher die Mortalitätsverhältnisse der Aerzte, Geistlichen und Lehrer untersucht worden. Dabei hat sich, so weit die Aerzte in Betracht kommen, eine Uebersterblichkeit (das heißt eine größere als die rechnungsmäßig zu erwartende) von 11,53 % ergeben, es ist also die oben mitgeteilte englische Erfahrung, wonach der Beruf der Aerzte eine verhältnismäßig große Sterblichkeit aufweist, auch hier durch einwandfreies statistisches Material bestätigt worden. Die Gründe für diese im ersten Augenblick befremdliche Thatsache hängen aufs engste mit dem Beruf zusammen, der die Aerzte in stete Berührung mit ansteckenden Krankheiten, namentlich Typhus, bringt, sie allen schädlichen Witterungs- und Temperaturverhältnissen aussetzt und überhaupt äußerst anstrengend ist.

Die Sterblichkeit der evangelischen Geistlichen Norddeutschlands betrug im Durchschnitt nur 89,3 % der rechnungsmäßigen, so daß eine Untersterblichkeit von 10,7 % vorhanden war. Im Süden Deutschlands wiesen dagegen die evangelischen Geistlichen in der Altersklasse von 56—70 Jahren eine Uebersterblichkeit von fast 20 % auf, so daß bei ihnen unter Berücksichtigung aller Altersklassen eine Uebersterblichkeit von 7½ % zu verzeichnen war. Noch auffälliger als dieser bisher nicht genügend aufgeklärte Unterschied zwischen Nord und Süd ist die Thatsache, daß die katholischen Geistlichen eine bedeutend größere Sterblichkeit aufweisen als die evangelischen. Sie hatten im Alter von 26—45 Jahren eine Uebersterblichkeit von 36,8 %, im Alter von 46—65 Jahren eine solche von 54,0 % und von da ab 17,7 %, im Durchschnitt also 38,4 %.

Was endlich die Lehrer im weitesten Sinn des Wortes anbetrifft, so bestätigen auch die obigen Erfahrungen ihre

günstigen Sterblichkeitsverhältnisse. Es hatten nämlich die Lehrer an den Universitäten eine Untersterblichkeit von 27,8, an den Gymnasien 16,5 und an den Volksschulen 12,2 %.

Nach der deutschen Sterblichkeitstafel für 1871/81 hat ein Mann im Alter von 40 (bezw. 50) Jahren noch Aussicht auf 24,46 (17,98) fernere Lebensjahre, nach den ferner gemachten Erfahrungen ein im gleichen Alter stehender Geistlicher auf 28,74 (20,62), ein Gymnasiallehrer auf 28,50 (20,75), ein Elementarlehrer auf 28,03 (20,29), ein Arzt auf 25,50 (18,55) Jahre. Es darf freilich nicht übersehen werden, daß es sich dabei nur um Personen handelt, die erst auf Grund einer strengen ärztlichen Untersuchung Aufnahme gefunden haben.

Diese immerhin beschränkte Anzahl von Beispielen mag genügen, um zu zeigen, wie einzelne Berufsarten einen lebenverlängernden, andere einen lebenverkürzenden Einfluß auf ihre Angehörigen ausüben. Je mehr man die letzteren Erwerbszweige durch weitere Aufdeckung des Zusammenhangs zwischen Beruf und Lebensdauer und durch Berücksichtigung der Todesarten in ihrem schädlichen Einfluß erkennen lernt, desto mehr wird man auch in der Lage sein, die erkannten Uebelstände zu beseitigen, so weit dies in menschlicher Macht steht. Es ist zweifellos in den letzten Jahren und Jahrzehnten auf dem Wege hygienischer Schutzmaßregeln mancher Mißstand beseitigt worden; aber ebenso zweifellos ist es, daß gerade auf diesem Gebiet noch ein beträchtliches Quantum sozialer Arbeit zu leisten ist.

Mittelmeerfahrten.

Von Dr. J. Krauß (Hamburg).

Hierzu 12 photographische Aufnahmen.



Marokkanischer Händler.

Typus eines alten Türken.

Dem uralten germanischen Drang nach dem Süden haben auch die in den letzten beiden Jahrzehnten zu steigender Beliebtheit gelangten Nordlandfahrten keinen Abbruch gethan. Man könnte allenfalls von einer Ablenkung des Stroms deutscher Wanderer nach Italien sprechen, dafür haben sich aber die südlichen Grenzen des Touristenverkehrs weit über das Land des angeblichen „ewig blauen Himmels“ hinaus bis zur afrikanischen und kleinasiatischen Küste verschoben und Algerien, Aegypten, Palästina und die Levante in ihr Bereich gebracht. Um die rapide Entwicklung der Verkehrsverhältnisse richtig zu würdigen, möge man bedenken, daß es erst seit dem Jahr 1888 eine direkte Eisenbahnverbindung zwischen dem Abendland und Konstantinopel giebt und daß eine Reise nach der Hohen Pforte und der kleinasiatischen Küste noch in den siebziger Jahren für ein beschwerliches und nicht ungefährliches Unternehmen gegolten hat, während sie heute als ein Ferienausflug betrachtet wird, der auch dem bequemsten Touristen keine größeren Strapazen bereitet als eine Reise innerhalb der Landesgrenzen. Das Morgenland da „hinten weit in der Türkei“ und noch viel weiter über den Bosporus hinaus ist uns kein Traumgesicht aus Tausendundeiner Nacht mehr; Kairo entwickelt sich mit Sturmesschritten zum winterlichen Rendezvous der internationalen eleganten Welt; mitten in der Sahara, in Biskra und in andern algerischen Oasen strahlen die elektrischen Lichter komfortabler Hotels über den nächtlichen Wüstensand, und wenn erst die Signale der Bagdadbahn ertönen werden, rücken uns auch die Gelände des Euphrat und Tigris, die biblische Wiege des Menschengeschlechts, in greifbare Nähe.

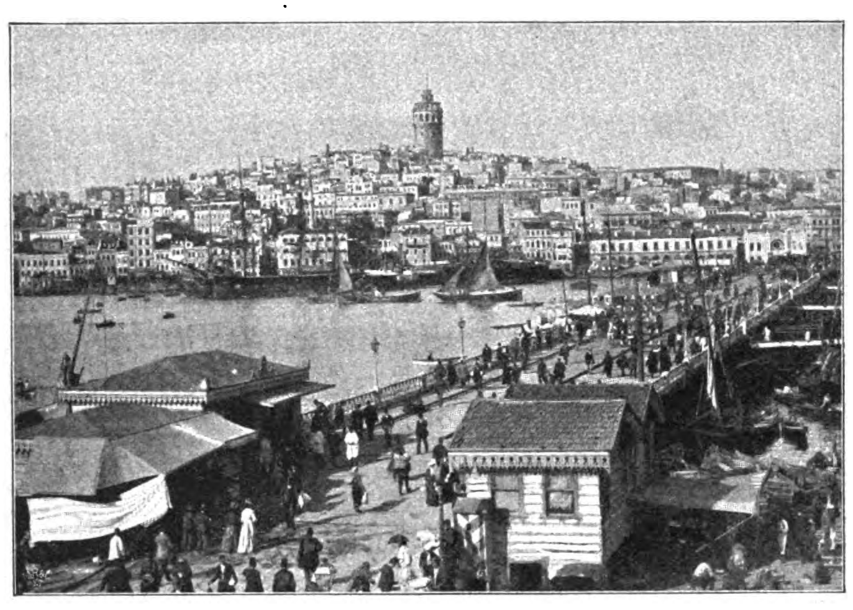
An dieser touristischen Eroberung des Mittelmeerbeckens hat die deutsche Seeschiffahrt und mit ihr unsere intensiv gesteigerte Neigung zu Seefahrten außerordentlich großen Anteil. In demselben Maß, wie die Hamburger und Bremer Reedereien aus ihren Schiffen immer mustergiltiger eingerichtete und verlockendere Aufenthaltsorte schufen und ärztliche Stimmen den wohlthätigen Einfluß längerer Seereisen auf Geist und Körper priesen, schwand die in noch so vielen steckende Scheu vor dem „balkenlosen Wasser“ und wich vor der Lust, dieses modernste Reisemittel einmal aus eigener Anschauung kennen zu lernen.

Es giebt aber auch nicht viele reizvollere Genüsse als den, sich von einem der komfortablen Dampfer der „Deutschen Levante-Linie“ zu den Hafenstädten des alten klassischen Meeres tragen zu lassen. Die Levante-Linie hat mehrere neue



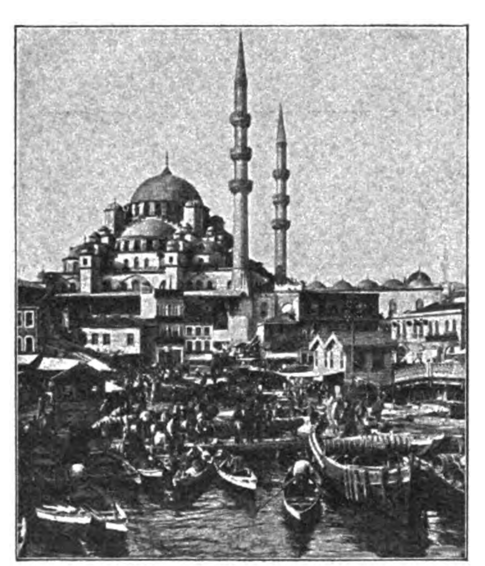
Der alte Hafen von Marseille.

Schiffe, die Expreßdampfer „Pera“, „Stambul“ und die soeben im Bau vollendete „Therapia“, speziell für touristische Zwecke in Dienst gestellt und unternimmt vom März bis Oktober ihre Fahrten, die von Hamburg nach Konstantinopel sowie an die Küsten des Schwarzen Meeres führen. Auf der etwa achtzehntägigen Fahrt nach Konstantinopel lernen die Reisenden eine Reihe der schönsten und interessantesten Hafenplätze des Südens kennen: Lissabon, Algier, Tunis, Malta, Piräus-Athen u. s. w., und überall ist die Aufenthaltszeit lang genug bemessen, um einen ausreichenden Ueberblick zu verschaffen.



Konstantinopel: Blick auf die Stadtteile Galata und Pera.

Es läßt sich ja nicht bestreiten, daß die moderne Form der Gesellschaftsseereisen leicht zu allzu oberflächlicher Beobachtung und allzu mühelosem Genuß des Reisens verführen kann, indessen muß man andrerseits bedenken, daß älteren, bequemen, nervösen oder im Reisen ungeübten Personen dadurch eine Wohlthat erwiesen wird, auf die sie sonst verzichten müßten. Es ist nicht jedermanns Geschmack, von Hotel zu Hotel zu pilgern, sich mit Prellern und trinkgeldheischendem Gesindel aller Art herumzuärgern und alle die hundert kleinen Unbequemlichkeiten einer beständigen Ortsveränderung in Kauf zu nehmen. Auf einer Gesellschaftsseereise geht man diesen Plackereien aus dem Weg, man hat sein sicheres Obdach, stets dasselbe Bett, stets dieselbe gute Kost und befindet sich in einem Kreise von Landsleuten, der durch den Geist der Solidarität und Kameradschaftlichkeit, wie er sich an Bord sehr schnell zu entwickeln pflegt, zusammengehalten wird und vielfältige Anregungen und Zerstreuungen bietet. Während bei langen Eisenbahnfahrten, trotz allen Komforts moderner Luxuswagen, eine allgemeine Ermüdung und große Abspannung unausbleiblich ist, wirkt eine Seereise gleich günstig auf Geist und Körper. Der gewaltige Eindruck des Meeres erweitert die Anschauungen und erhöht die Empfänglichkeit der Reisenden für all das Neue und Fremdartige, das sich ihnen bietet.



Der Emin Gunuplatz in Konstantinopel.

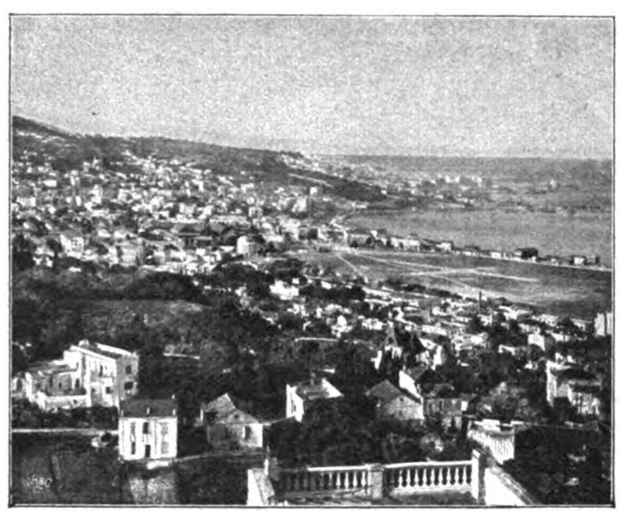
Aber nicht bloß die Psychiater brechen für Seereisen eine Lanze, auch die Hygieniker schätzen sie sehr hoch ein. Denn die völlige Ruhe und Weltabgeschlossenheit auf einem Seedampfer, die stete Anregung, die eine Seereise bietet, der Komfort des Schiffes im Verein mit dem Gefühl der absoluten Freiheit und voller Behaglichkeit sind in anderswie nicht zu erreichendem Maß geeignet, die im hastenden Leben der Gegenwart rasch sich verbrauchenden Kräfte zu erhalten und zu erneuern. Ganz verschwindend ist die Zahl derer, denen die Majestät des Meeres nicht auch das Herz weitete und sie mitteilsamer machte, und so geben sich auf einer Seereise die Menschen unmittelbarer als sonst. Man läßt leichter die Konveniens fallen, die zu Hause üblich ist, und der Verkehr gewinnt außerordentlich an Anregung, indem Berufsklassen sich nähertreten, die sich sonst entfernter stehen Das allgemeine Gefühl des Wohlbefindens stimmt die Mitreisenden leichter zu einander. Es drückt niemand den andern mit seinem Dasein und beengt keinen; man wird in einem gewissen Grad miteinander vertraut. Ein geistvoller Franzose hat solche ephemeren Freundschaften einmal „Zigarettenfreundschaften“ genannt, kurz von Dauer, aber ihr Duft haftet noch eine



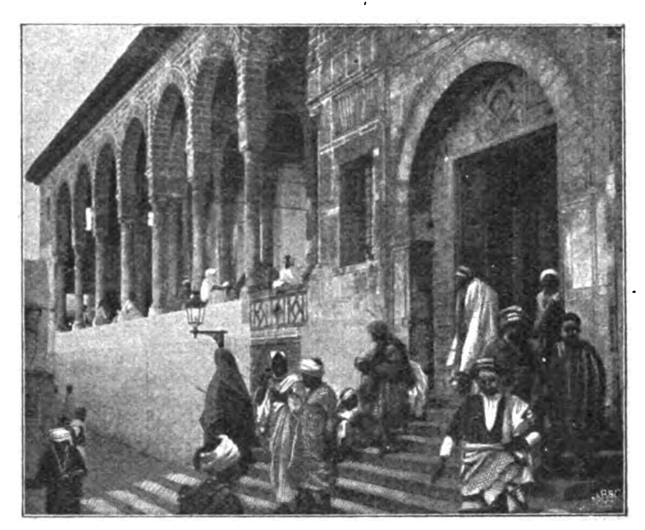
Albanesischer Wächter.



Vornehme Türkin.



Panorama von Algier.



Moschee in Tunis.

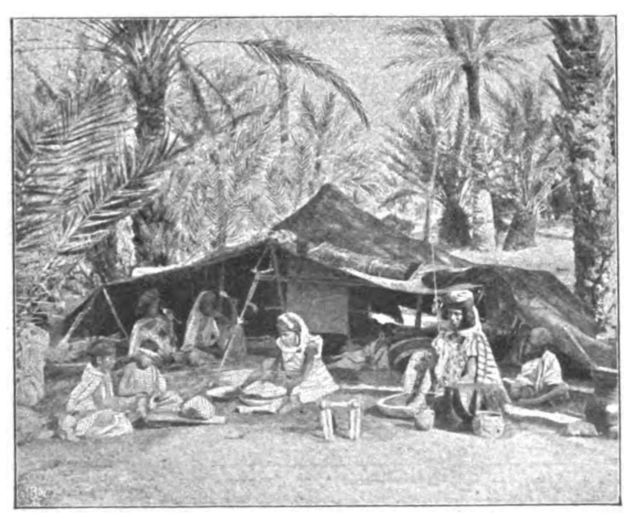
ganze Weile, nachdem die Zigarette längst zur Asche geworden ist: die Erinnerung an sorglose und genußreiche Stunden. Einen weiteren der wesentlichen Vorzüge einer längeren Seereise mit Unterbrechungen durch Aufenthalt an Land sieht Chevalley mit Recht darin, daß eine Seereise in weitgehendem Maß Gelegenheit giebt, die an Land gewonnenen Eindrücke zu fixieren, flüchtige Erlebnisse als dauernde, wertvolle Erinnerungen uns zu eigen zu machen. Man erlebt die genossenen Schönheiten zum zweitenmal, aber tiefer: bewußt, ruhig, mit bleibendem Eindruck.

Unsere Illustrationen führen einige malerische Städtebilder aus den Mittelmeerländern und ein paar orientalische Typen vor Augen. Da ist eine Hafenansicht von Marseille (Abb. S. 493) — nicht des neuen Hafens mit seinem Gewimmel von Dampferkolossen und großen Seglern, sondern des alten Hafens für den Kleinverkehr, mit dem Blick auf die östliche, von der stolzen Kirche Notre Dame überragte Vorstadt. Zwei weitere Bilder zeigen das wunderbar aufgeblühte Algier und eine Moschee in Tunis, daran reihen sich Aufnahmen von dem englischen Kriegshafenplatz von Malta und aus dem farbenbunten Konstantinopel (Abb. S. 494), wo Abendland und Morgenland sich finden und zu den seltsamsten Kontrastwirkungen zusammenthun.



Maurische Dame im Hauskleid.

Es ist stets etwas Wunderbares, eine Fahrt hinaus in das Meer. In seiner schier endlosen Pracht schaut es das Auge als glitzernde Schlangenhaut, als schillerndes Schuppenbild von einer Fülle der Farben und Formen, der Stimmungen und Temperamente, die im Bild, im Wort zu erschöpfen menschliche Kunst versagt. Das gewaltige, immer wechselnde Meer spricht seine eigene Sprache, voll zwingender Majestät wie kein anderes Stück der großen Natur und wiederum voll unvergleichlicher Lieblichkeit in seinem graziösen Wellenspiel und seiner krystallenen Anmut.



Nomadenzelt algerischer Wanderbeduinen.



Einfahrt in den Hafen von Malta.

Bilder aus aller Welt.



Meister Petz und Frau Holle.

Abendgebet der Kinder.

Photographische Aufnahmen von Ph. Beckel, Zürich.



Das Märchen auf der Wolke.

Kinderaufführungen im Züricher Stadttheater: Scenen aus dem Märchenspiel „Die Sonntagskinder" von Käthe Joël.

Photographische Aufnahme.



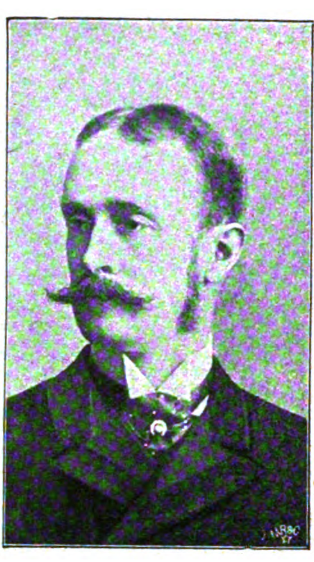
Prinz Karl von Baden,
Präsident der Badischen, I. Kammer,
feierte am 9. März seinen 70. Geburtstag.



J. V. Widmann,
bekannter schweizerischer Schriftsteller,
feierte seinen 60. Geburtstag.



General von Seebeck, Potsdam,
feierte sein 50jähriges Militärdienst-
jubiläum.

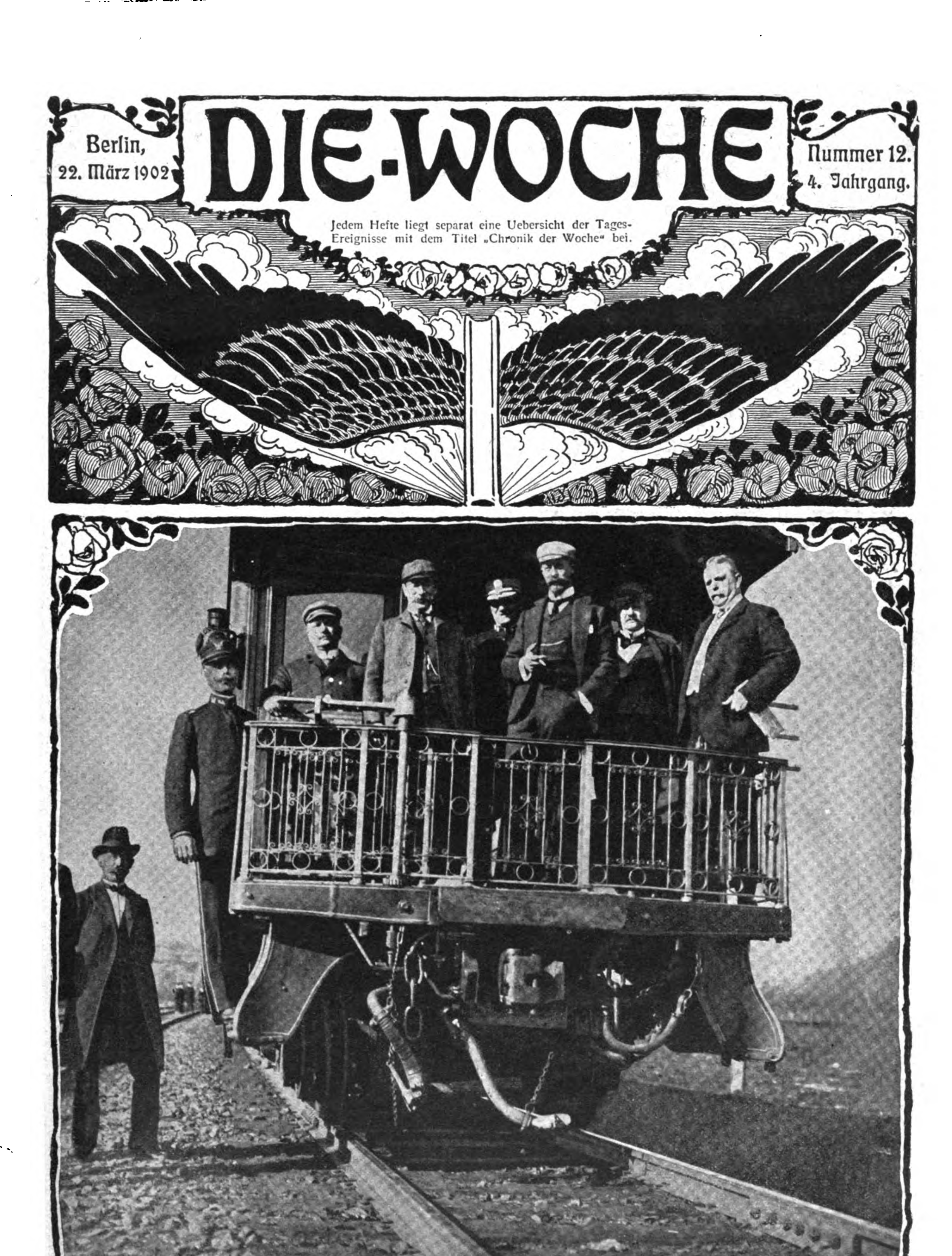


Fürst Albrecht zu Oettingen-Spielberg,
überbrachte dem Papst die Glückwünsche
des Prinzregenten Luitpold.

Von der Wohlthätigkeitsvorstellung der Berliner Hofgesellschaft im Lessingtheater:
Scene aus dem Tanzgedicht „Frühlingszauber" von B. von Uechtritz. Musik vom Prinzen Joachim Albrecht von Preußen.
Spezialaufnahme für die „Woche" von Zander und Labisch, Berlin.

Die Denksteine auf den Schlachtfeldern von Chickamauga Park, die Prinz Heinrich auf seiner Blitzfahrt durch Amerika besuchte.

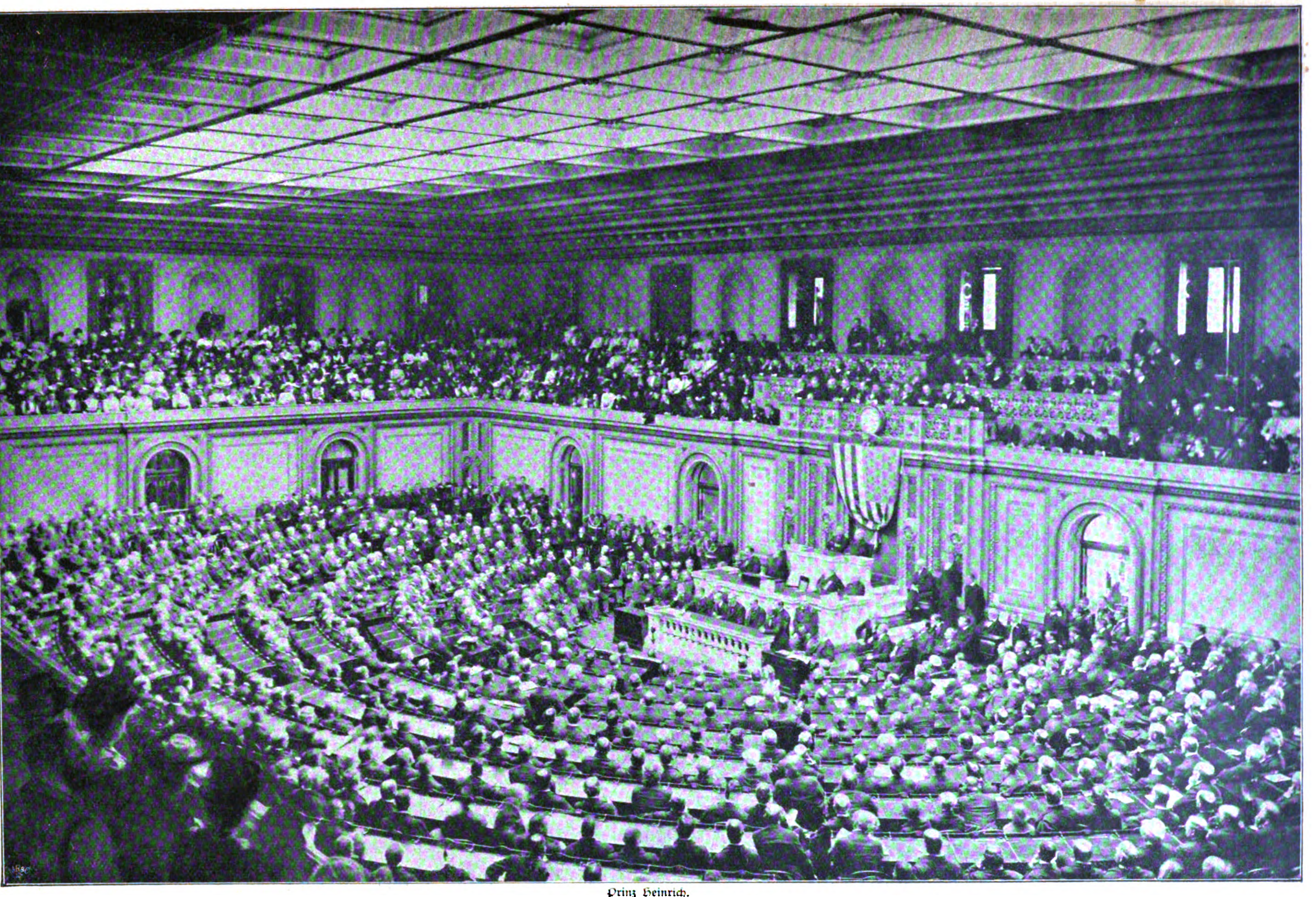
Schluss des redaktionellen Teils.



Admiral Evans. Prinz Heinrich. General Corbin.

Von der Blitzfahrt des Prinzen Heinrich durch Amerika: Auf der Plattform des letzten Wagens.

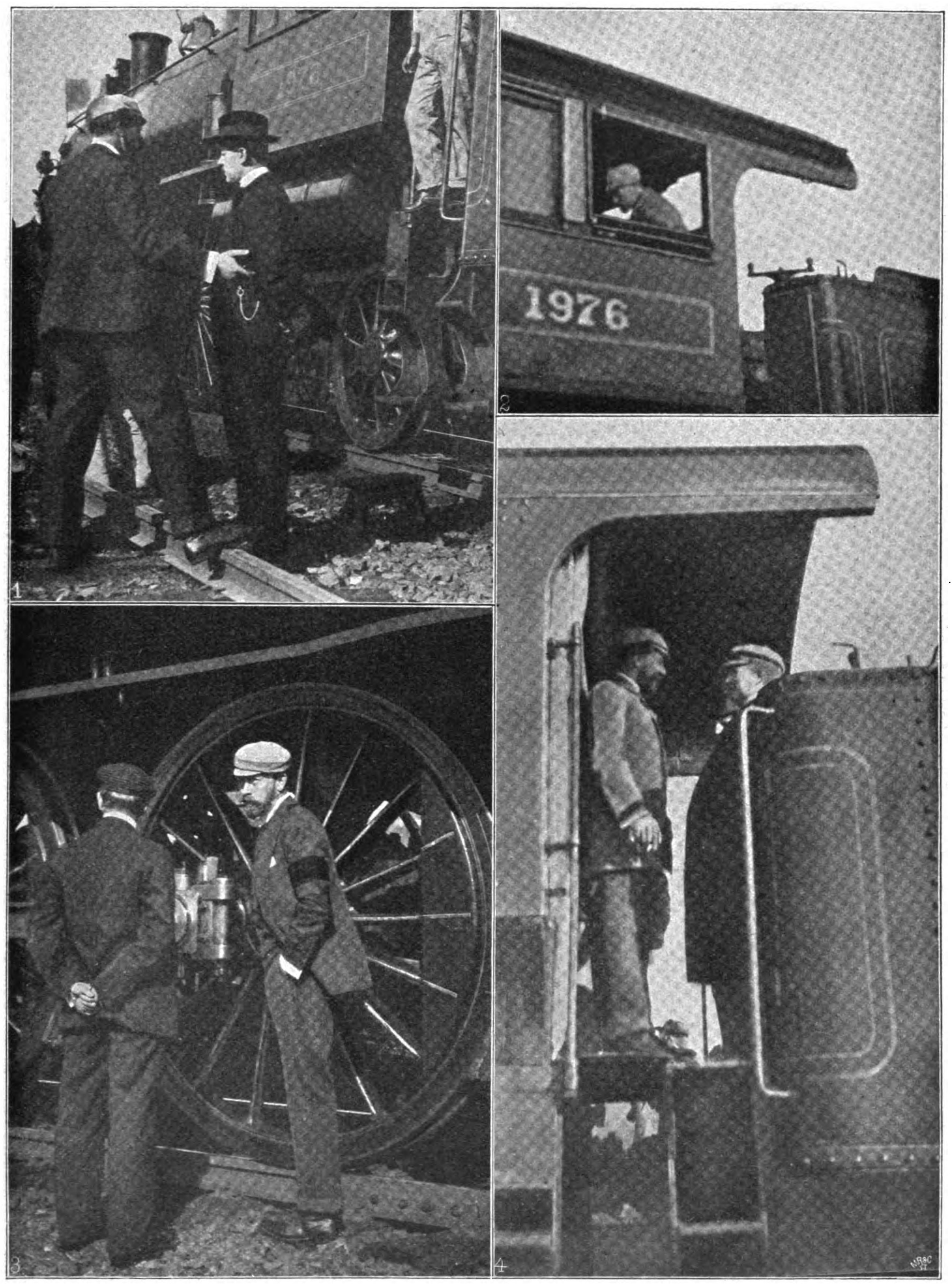
Photographische Momentaufnahme.



Prinz Heinrich.

Die Gedächtnisfeier für Mac Kinley im Kapitol zu Washington am 27. Februar, an der Prinz Heinrich teilnahm.

Photographische Momentaufnahme.



1. Prinz Heinrich im Gespräch mit einem amerikanischen Reporter. 2. Der Prinz auf der Lokomotive während der Fahrt durch das Alleghanygebirge, bei einer Geschwindigkeit von 55 englischen Meilen in der Stunde aufgenommen. 3 Prinz Heinrich und der Chef der amerikanischen Geheimpolizei besichtigen die Lokomotive. 4. Der Prinz auf der Maschine im Gespräch mit dem Zugführer.

Augenblicksbilder von der Blitzfahrt des Prinzen Heinrich durch die Vereinigten Staaten von Amerika.

Photographische Momentaufnahmen.



Prinz Heinrich und sein Gefolge auf dem Wege zum Grabe Washingtons.

Der Prinz besichtigt die Schlachtfelder von Chatanooga.

Prinz Heinrich in Washington und auf den Schlachtfeldern von Chatanooga.

Photographische Momentaufnahmen.

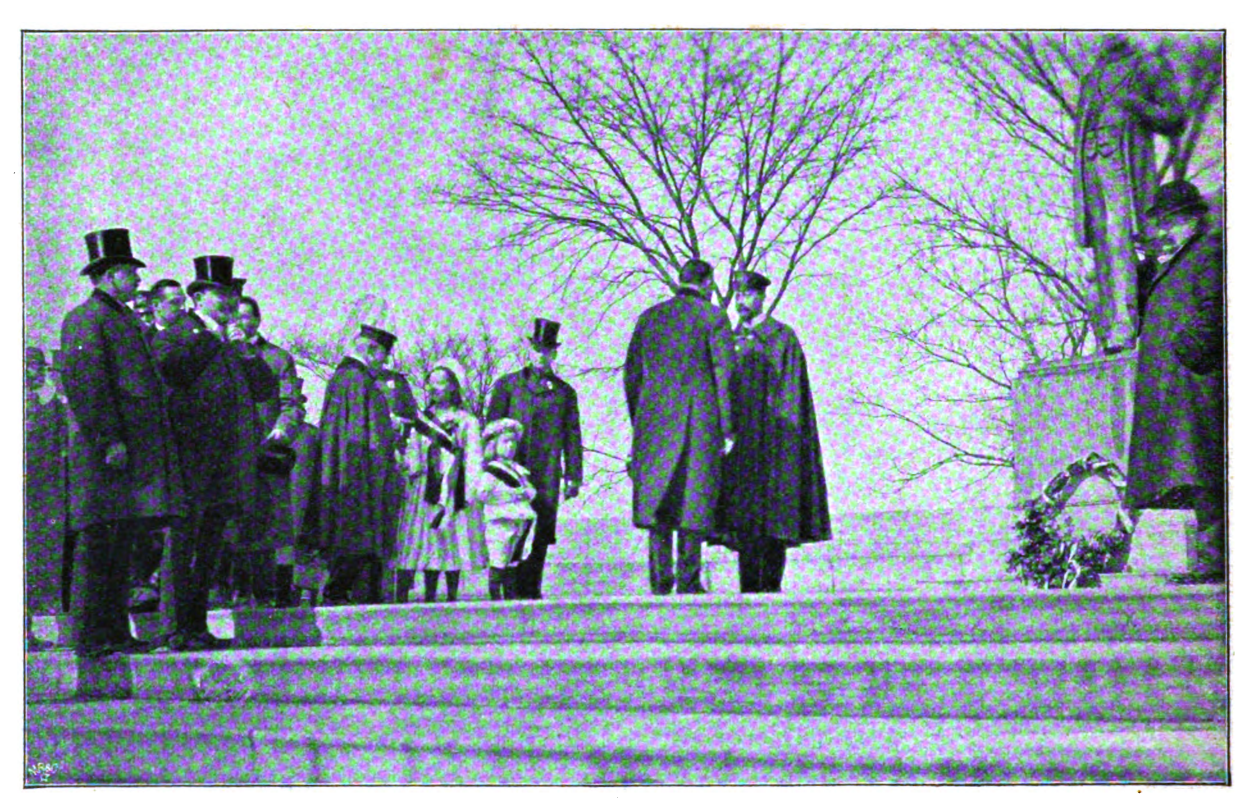


Abfahrt des Prinzen Heinrich im Viererzug nach den Niagarafällen.

Prinz Heinrich.

Prinz Heinrich auf dem Weg zur Kraftstation der „Niagara Power Company", der grössten der Welt.

Photographische Momentaufnahmen.



Prinz Heinrich vor dem Lincoln-Monument in Chicago.

Der Prinz.

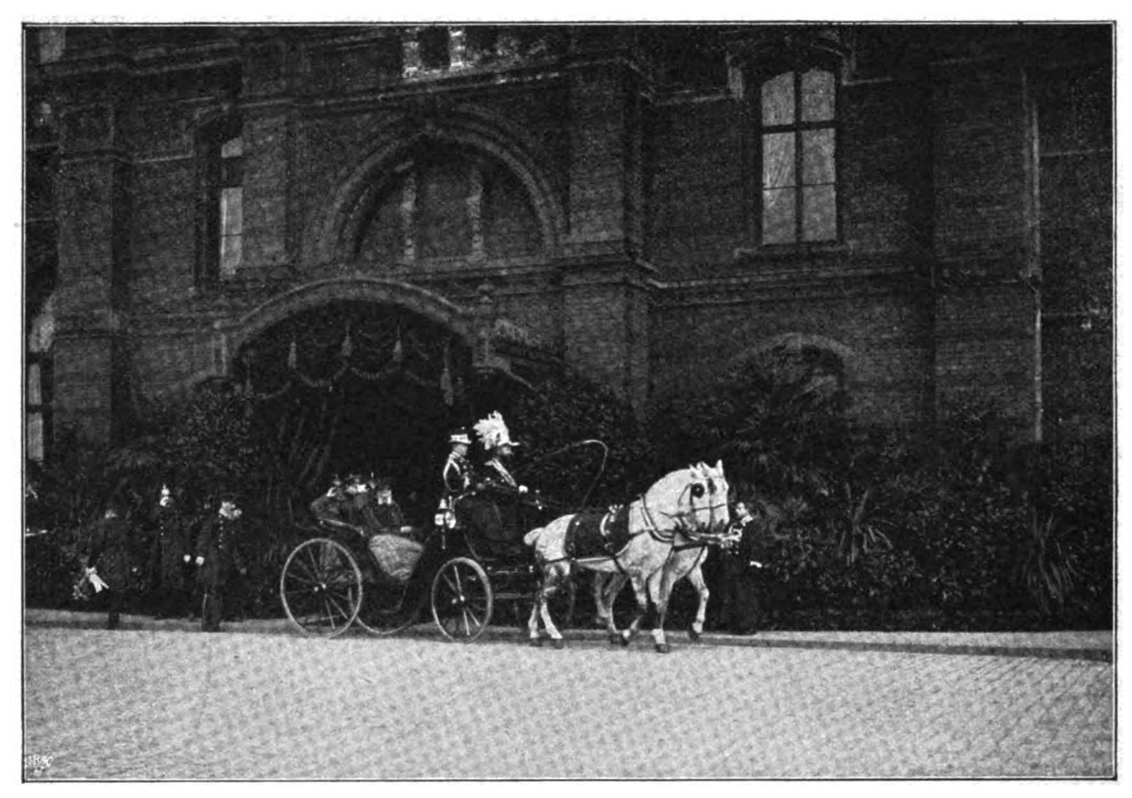
Die Menge begrüsst den Prinzen Heinrich bei seiner Ankunft in Pittsburg.

Photographische Momentaufnahmen.



Das Denkmal des verstorbenen Präsidenten des Westfälischen Bauernvereins Freiherrn von Schorlemer-Alst,
unmittelbar nach der feierlichen Enthüllung zu Münster i. W. am 15. März.

Photographische Aufnahme von A. Stalinski, Münster i. W.



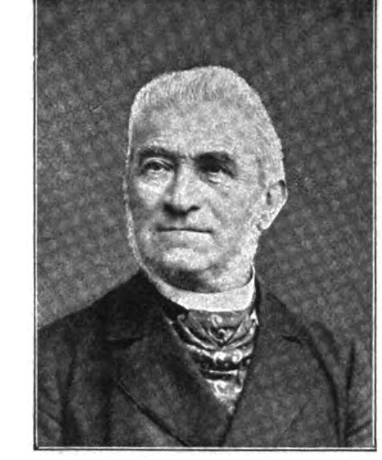
Der Kaiser in Bremen am 14. März: Die Abfahrt vom Bahnhof nach dem Rathaus.
Momentaufnahme des Hofphotographen Fritz Krüger, Bremen.

Von den Kaisertagen in Wilhelmshaven am 11. und 12. März:
Der Kaiser während der Parade nach der feierlichen Ueberreichung des Chinafahnenbandes an das II. Seebataillon.
Momentaufnahme von Fr. Kloppmann Nachf., Wilhelmshaven.



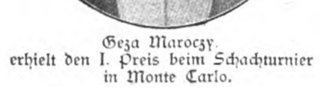
Die Parade zur Feier des 81. Geburtstages des Prinzregenten Luitpold von Bayern auf dem Odeonplatz in München am 12. März.

Momentaufnahme von Jaeger und Goertz, München.



Prof. Dr. Adolf Lasson,
feierte sein 25jähriges Dozentenjubiläum.
(Berlin).





Geza Maroczy,
erhielt den I. Preis beim Schachturnier
in Monte Carlo.

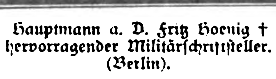


Alberto Franchetti,
Komponist der in Mailand mit großem Erfolg
aufgeführten Oper „Germania".



H. N. Pillsbury,
erhielt den II. Preis beim Schachturnier
in Monte Carlo.





Hauptmann a. D. Fritz Hoenig †
hervorragender Militärschriftsteller.
(Berlin).

1. Staatsanwaltschaftsrat Dr. Cretschmar, Stellvertretender Vorsitzender. 2. Regierungspräsident von Holleuffer. 3. Geschäftsführer des Kunstvereins für die Rheinlande und Westfalen Sandt, Schriftführer. 4. Erster Beigeordneter der Stadt Düsseldorf Feistel, Vorsitzender des Theaterausschusses. 5. Kommerzienrat Leiffmann, Vorsitzender des Finanzausschusses. 6. Finanzminister von Rheinbaben, Erster Vorsitzender. 7. Oberbürgermeister Marx, Vorsitzender des Ortsausschusses.

Eine Vorstandssitzung des Rheinischen Goethe-Vereins für Festspiele in Düsseldorf.

Spezialaufnahme für die „Woche" von Johannes Lüpke.



1. Vor dem Trauerhaus. 2. Der Sarg wird aus dem Haus gebracht. 3. Die Witwe Yang-Yüs. 4. Der Trauerzug.

Von der Beerdigung Yang-Yüs, des chinesischen Gesandten am Petersburger Hof.

Momentaufnahmen von K. K. Bulla, Petersburg.



1. Fritzi Georgette. 2. Konstanze Zinner. 3. Mia Werber. 4. Elise Hoffmann. 5. Klara Kollendt. 6. Sophie Pagay. 7. Frida Brock. 8. Hansi Reichsberg. 9. Emil Thomas. 10. Ottilie Brandt. 11. Adele Hartwig. 12. Sophie Heymann. 13. Ottilie Dvořák. 14. Dr. Kuffak. 15. Karla Ernst. 16. Ilka Grüning. 17. Leonore Bojé. 18. Max Pategg. 19. Paula Levermann. 20. Hedwig Gollandt. 21. Gisela Pahlen. 22. Gertrud Arnold. 23. Rosa Marton. 24. Otto Klett.

Das Komitee für den diesjährigen „Gesindeball“ der Berliner Bühnenkünstler.

Spezialaufnahme für die „Woche“ von Zander und Labisch, Berlin.

Wie unsere Leser gesehen haben, liegt der „Woche" seit mehreren Nummern eine

Chronik der Woche

bei, in der wir in gedrängter Form eine Uebersicht der wichtigsten Ereignisse auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens der jetzt abgeschlossenen Woche geben. Wir haben diese Einrichtung getroffen, um unsern Lesern auch die nach dem Schluß der Nummer eingehenden Nachrichten noch bieten zu können.

Verlag und Redaktion.

Unsere Bilder.

Von der Amerikafahrt des Prinzen Heinrich (Abb. S. 499 bis 504). Nachdem am 25. Februar die Taufe der kaiserlichen Rennjacht „Meteor" auf Shooters Island stattgefunden hatte, blieb Prinz Heinrich noch einige Tage in Neuyork, um an den zahlreichen, ihm zu Ehren veranstalteten Festlichkeiten teilzunehmen, und reiste dann zum zweitenmal nach Washington. Hier, wie an allen andern Orten, die er besuchte, benutzte der Prinz jede Gelegenheit, um nicht nur seine Kenntnis von Land und Leuten zu bereichern, sondern auch den großen Toten der Amerikaner Ehren zu erweisen. Da der Zufall es fügte, daß gerade am Tag seiner Ankunft im Kapitol eine Gedächtnisfeier für den ermordeten Präsidenten Mac Kinley stattfand, verabsäumte er nicht, daran teilzunehmen. Doch damit nicht genug, fuhr er nachmittags noch nach Mount Vernon und legte am Grabe Washingtons, der dort zur letzten Ruhe gebettet ist, einen Kranz nieder. In der Nacht zum 1. März trat er dann die Blitzfahrt durch die Vereinigten Staaten an, die ihn im Flug durch die größten Städte des Landes und zu dessen bedeutendsten Sehenswürdigkeiten führte. Um nach Möglichkeit auch die Gegend, die er durcheilte, kennen zu lernen, begnügte er sich nicht, auf der Plattform des letztens Wagens — übrigens mit Admiral Evans und General Corbin — sich aufzuhalten, sondern legte einen großen Teil der Reise auf der Lokomotive zurück, so daß er sich beispielsweise vor der Ankunft in Pittsburg, da er vollständig von Ruß geschwärzt war, einer gründlichen Reinigung und Umkleidung unterziehen mußte, um sich der etwa 20000 Köpfe zählenden Menge zu zeigen, die zu seinem Empfang auf dem Bahnhof und in dessen unmittelbarer Umgebung erschienen war. Nach kurzer Rast ging's weiter ins Gebiet des Ohio; von Chatanooga aus wurde ein Ausflug auf die nahegelegenen Schlachtfelder von Chickamauga und Lookout Mountain gemacht, auf denen im September und November 1863 die blutigsten Kämpfe zwischen den Truppen der Konföderierten und der Union durchgefochten wurden. Ebenso stattete in Chicago Prinz Heinrich dem Lincolnpark einen Besuch ab und legte, wie zuvor am Grab Washingtons, hier am Denkmal Abraham Lincolns einen Kranz nieder. Von hier aus brachte der Blitzzug den Prinzen über Milwaukee wieder ostwärts nach Buffalo, von wo aus er im Vierspänner zur Besichtigung der Niagarafälle fuhr.

Schorlemer-Alst-Denkmal (Abb. S. 505). Dem im Jahr 1895 verstorbenen Freiherrn Burghard von Schorlemer-Alst, dem Begründer und Präsidenten des Westfälischen Bauernvereins, ist von diesem in Münster i. W. ein Denkmal gesetzt worden, das am 16. März unter Teilnahme des Landwirtschaftsministers v. Podbielski, seines Vorgängers Freiherrn v. Hammerstein-Loxten und anderer hervorragender Persönlichkeiten enthüllt wurde. Freiherr von Schorlemer stand bekanntlich während des Kulturkampfes neben Windthorst an der Spitze des Zentrums, zog sich jedoch später aus dem parlamentarischen Leben zurück, um sich ganz der Bewirtschaftung seines Gutes Alst und der Förderung des Westfälischen Bauernvereins zu widmen.

Der Kaiser in Wilhelmshaven und Bremen (Abb. S. 506). Kaiser Wilhelm, der sich am 11. März zur Vereidigung der Marinerekruten nach Wilhelmshaven begab, hat daselbst auch dem zweiten Seebataillon das von ihm verliehene Fahnenband zur Chinamedaille überreicht und danach die Parade abgenommen. In der Regel hat der Kaiser auf der Rückfahrt von der Rekrutenvereidigung sich ein paar Stunden in Bremen aufgehalten. Im vorigen Jahr wurde er, wie man sich erinnert, bei dieser Gelegenheit durch eine Lasche, die ein unzurechnungsfähiger Epileptiker nach ihm schleuderte, verletzt. Um so größer war der Jubel, daß der Kaiser trotz der trüben Erinnerung auch jetzt wieder der alten Hansestadt seinen Besuch abstattete und im Senatszimmer des Ratskellers mit den Senatoren geraume Zeit verweilte.

Der Prinzregent Luitpold von Bayern (Abb. S. 506a) vollendete am 12. März sein einundachtzigstes Lebensjahr. Die Feier des Geburtstages trug, so weit sie sich öffentlich abspielte, einen überwiegend militärischen Charakter: morgens ein großes Wecken in der Garnison von München, mittags eine große Parade auf dem Odeonsplatz. Stundenlang vorher hatte sich bereits das Publikum angesammelt, und als dann zur festgesetzten Zeit der Prinzregent erschien und vor dem Ludwigdenkmal seinen Platz einnahm, um die Regimenter an sich vorübermarschieren zu lassen, schollen ihm donnernde Hochrufe aus vielen tausend Kehlen entgegen.

Eine Vorstandssitzung des rheinischen Goethevereins (Abb. S. 506b). Die Feier des 150. Geburtstags Goethes im Jahr 1899 ließ in einer Anzahl hervorragender Persönlichkeiten Düsseldorfs den Gedanken entstehn, in der Stadt, in der die bildende Kunst so reiche Pflege fand, auch für die dramatische Kunst mehr als bisher zu thun. Es dauerte denn auch nicht lange, und der rheinische Goetheverein für Festspiele in Düsseldorf war unter dem Vorsitz des damaligen Regierungspräsidenten, jetzigen Finanzministers von Rheinbaben gegründet. Der Verein hat in den vergangenen Jahren bereits gezeigt, daß er seine Aufgabe zu lösen versteht. Im Sommer, wenn die großen Hoftheater ihre Mitglieder freigeben, wurden wirkliche Musteraufführungen von Meisterwerken Goethes, Schillers, Lessings, Kleists und Hebbels veranstaltet. Allein, frei von Einseitigkeit, sagte sich der Verein, daß, wo dramatische Kunst gepflegt wird, auch Shakespeare nicht fehlen darf. Eine Auswahl seiner Tragödien und Lustspiele wird in diesem Juli zur Aufführung kommen. Auf der einen Seite die Gewerbe- und Kunstausstellung, auf der andern Seite Mustervorstellungen wahrlich, Düsseldorf giebt ein leuchtendes Beispiel, wie gleichzeitig mit den materiellen auch ideale Zwecke gefördert werden können.

Die Beerdigung des chinesischen Gesandten in Petersburg (Abb. S. 506c). Kürzlich ist in St. Petersburg der am dortigen Hof beglaubigte chinesische Gesandte Yang-Yü gestorben. Seine Beerdigung bot ein eigentümliches Schauspiel, da sie ganz nach chinesischen Bräuchen vollzogen wurde. Daher schreibt sich wohl auch die lebhafte Teilnahme der Bevölkerung an dem Leichenbegängnis, die sich um den lebenden Yang-Yü nicht viel gekümmert hat.

Der „Gesindeball" der Berliner Bühnenkünstler (Abb. S. 506d), der seine Entstehung der vor einigen Jahren von einem Richter gemachten Entdeckung verdankt, daß die Schauspieler der Gesindeordnung unterstehen, hat auch in diesem Winter, am 15. März, wieder einen höchst animierten Verlauf genommen. Unser Bild zeigt die Mitglieder des Komitees, deren Namen bekannt genug sind, um von ihren Trägern und Trägerinnen eine Vorstellung zu geben.

Prinz Eitel Friedrich in Stettin (Abb. S. 539). Der zweite Sohn unseres Kaiserpaares, Prinz Eitel Friedrich, ist jüngst à la suite des Grenadierregiments König Friedrich Wilhelm IV. (2. Pomm.) Nr. 2 gestellt worden. Man hat darin einen neuen Huldbeweis für das alte Regiment zu erblicken, das sich schon seit langer Zeit der besonderen Gunst der hohenzollernschen Könige erfreut.

Sport im bayrischen Königshaus (Abb. S. 540/41). Wie der Prinzregent Luitpold von Bayern sich die Liebe zur Jagd bis in sein hohes Alter erhalten hat, so hat er sie auch auf seine Kinder und Kindeskinder vererbt. Der Pflege des Körpers wird im bayrischen Königshaus die größte Aufmerksamkeit zugewendet, und deshalb treiben die Prinzen und Prinzessinnen neben der Jagd auch allerhand Sport.

Die Berliner Stadtmission (Abb. S. 539) feierte am 9. März ihr fünfundzwanzigjähriges Jubiläum, das mit einem Festgottesdienst in der Stadtmissionskirche begann. Abends fand ein Familienabend im Stadtmissionshaus statt, und einige Tage später fand die Feier mit einem wohlgelungenen Kirchenkonzert ihren Abschluß. Wir bringen aus diesem Anlaß die Porträts der leitenden Persönlichkeiten der Stadtmission, unter ihnen den Hofprediger a. D. Dr. Stöcker, der bei dieser Gelegenheit von der theologischen Fakultät der Universität Greifswald zum Ehrendoktor ernannt worden ist.

Hermann Allmers (Abb. S. 543). Eine Eiche im deutschen Dichterwald ist gefallen, Hermann Allmers, der auf seinem Gut Rechtenfleth, einundachtzig Jahre alt, gestorben ist, war eine Kraftnatur, die allerdings stärker noch als in den Dichtungen im Leben zur Geltung kam. Er hat der Poesie nicht neue Bahnen gewiesen, so wertvoll und reich an Schönheit auch seine Hauptwerke, vor allem sein „Marschenbuch" sind; als deutscher Mann, als fester, aufrechter Charakter gab er den Jüngeren ein leuchtendes Beispiel.

Personalien (Porträts S. 506b). Kurz hintereinander feierte der bekannte Philosoph und Pädagoge Professor Dr. Adolf Lasson in Berlin sein fünfundzwanzigjähriges Dozentenjubiläum und seinen siebzigsten Geburtstag. Lasson, der früher auch lange Jahre als Oberlehrer am Luisenstädtischen Realgymnasium gewirkt hat, wurde im Jahr 1897 zum ordentlichen Honorarprofessor ernannt. — Bei dem internationalen Schachturnier, das im Februar und März in Monte Carlo abgehalten wurde, erhielt den ersten Preis der Ungar Geza Maroczy, den zweiten der Amerikaner Harry Nelson Pillsbury. — Der am 18. September 1860 in Turin geborene italienische Komponist Baron Alberto Franchetti, der seine Studien in München und Dresden, hier als Schüler Draesekes, gemacht hat, erzielte neuerdings in Mailand mit einer Oper „Germania" einen großen Erfolg. Das Buch des neuen Werkes behandelt eine Episode aus den deutschen Freiheitskriegen. — In Halberstadt, wohin er sich begeben hatte, um sich in einer Klinik einer Operation zu unterziehen, starb, 53 Jahre alt, Hauptmann a. D. Fritz Hönig, einer der hervorragendsten deutschen Militärschriftsteller, der seine Feder wiederholt auch in den Dienst der „Woche" gestellt hat.

Die Gefahren der allgemeinen Bildung.

Von

Dr. S. Saenger.

Wir sind alle in dem Glauben an die „allgemeine Bildung" groß, viele von uns sind in ihm auch selig geworden. Wenn etwas spezifisch deutsch genannt werden konnte, so war es dieser Glaube. Und es war ein erhebender, ein erwärmender, fast möchte ich sagen: ein moralischer Glaube; — moralisch freilich ohne den philiströsen Beigeschmack, den die offiziellen Kulturvertreter ihm, nicht ohne Erfolg, zu geben suchten, sondern in dem hohen und menschlich freien Sinn, in dem die Heroen der deutschen Idealzeit (Lessing, Winckelmann, Herder, Goethe, Schiller) mit der Sache den Begriff schufen.

Dieser Glaube machte stark und zeugte ganze Menschen, solange er, in den höheren Schulen organisiert, unangefochten herrschte. Als aber, mit der verblüffenden Entwicklung der naturwissenschaftlichen Disziplinen, der neueren Technik und des Wirtschaftlebens, Zweifel aufkamen an der allgemeinen Giltigkeit der allgemeinen Bildung, die das Gymnasium als die allein berechtigte höhere Anstalt gab; als das pädagogische Denken aufhörte, das Vorrecht der Fachleute zu sein, und, unter dem Druck der neuen Verhältnisse, das Interesse der Laien, des „Publikums", gewann; als endlich die stark anschwellende Masse der wirtschaftlich Erstarkten und politisch Emanzipierten der klaffenden Kluft gewahr wurde, die sich zwischen dem Leben und der höheren Schule aufthat —: da wurde dieser Glaube anmaßend, unduldsam, verfolgungsüchtig, da wurden die Gläubigen nervös, reizbar, fanatisch blind gegen die Schranken ihrer Ueberzeugung und die Gefahren ihrer Ueberschätzung.

Seit ungefähr dreißig Jahren wächst stetig das Bewußtsein dieses Gegensatzes, und seitdem tobt der Kampf um Sinn und Geltung der allgemeinen Bildung. Er hat das höhere Schulwesen ergriffen, ohne zu wirklich charakteristischen Neubildungen geführt zu haben. Er hat das allgemeine Denken befruchtet, aber nicht geklärt, sondern in dem Dunkel einander widersprechender Behauptungen belassen. So finden wir das Problem, das anfangs im engen Bezirk der pädagogischen Litteratur als Gegensatz der Humanisten und Realisten sein Dasein fristete, als nationales Kulturproblem wieder.

Aber zunächst: was bedeutet der Zankapfel „allgemeine Bildung"? Der Ausdruck gehört seit beinahe hundert Jahren

zu den Requisiten jeder pädagogischen Unterhaltung — man sollte also meinen, er gestattete eine annähernd eindeutige Definition. Leider trügt diese Voraussetzung, und ich muß versuchen, aus dem Chor der Meinungen die führenden Stimmen auszusondern. Die Humanisten verstehen darunter zunächst eine historisch bedingte und gerichtete Bildung, wie sie durch die Anlehnung an das klassische Altertum, durch die Kenntnisse der im engeren Sinn als klassisch geltenden Sprachen und Litteraturen gewonnen zu werden pflegt. Dann, allgemeiner: die Pflege und Entwicklung des litterarisch aesthetischen Verständnisses, die Vertrautheit mit den hauptsächlichen, aus dem Altertum überkommenen philosophischen Lehrmeinungen. Es ist, wie man sieht, das Bildungsideal des klassischen Philologen, das auf dem humanistischen Gymnasium seine Verkörperung findet oder — finden soll. Dieses Ideal setzt voraus, daß die Antike in Dichtung, Kunst und Philosophie ewig Giltiges geschaffen hat und wahre Bildung, wahre Urteilsfähigkeit und Geschmackssicherheit nur durch Orientierung in und an der klassischen Welt zu erreichen sei. Ich füge gleich hinzu: solange und wo immer diese Bildung wirklich vorhanden war, rundete sie sich zu einer Einheit ab. Und diese Einheit, dieser harmonische Zusammenschluß der Ideenwelt, diese gleichstrebende Richtung der Ideale — welcher Segen, welches Glück für die Gläubigen des Humanismus. Er weckt den historischen Sinn des Menschen, erzeugt in ihm das Gefühl der geistigen Gebundenheit, der Abhängigkeit, macht ihn bedachtsam, besonnen, jähen Sprüngen in Denken und Handeln abgeneigt, stimmt ihn kritisch gegen Neuerungen, macht ihn heimisch in einem in sich abgeschlossenen Kulturkreis und giebt ihm dadurch eine in sich abgeschlossene Weltanschauung mit festen Wertmaßstäben. Noch mehr: er bewahrt ihn vor dem Unfertigen, Unabgeschlossenen, Sichwidersprechenden, Zweifelhaften, kurz: den weiten, ins Unendliche sich verlierenden Perspektiven, die bei der Beschäftigung mit den Sachwissenschaften (den Naturwissenschaften, den Gebieten der Forschung), bei der Bekanntschaft mit den neueren Kulturen und Litteraturen und ihren Problemen den Menschengeist — besonders den jugendlichen, in der Entwicklung begriffenen — zuerst so unendlich anzieht, so lebhaft anregt, so stark über das Alltägliche empor- und hinaushebt, dann aber oft so tief bedrückt, manchmal so unheilvoll verstimmt. Auch behaupten die Humanisten, die Beschäftigung mit etwas Fernem, Fremdem, in Zeit und Raum weit Abliegendem, nicht unmittelbar Nützlichem erzeuge den rechten Idealismus der Gesinnung und Denkweise, entwurzle den Materialismus, entkräfte den Hang zum Banausentum, der in dem durchschnittlichen Staubgeborenen sich rege. Daher glauben die Verfechter dieses Bildungsideals, daß es allein auf dem einzig sicheren Weg (altphilologische Schule, aesthetische Schulung) zu den Quellen der ewig giltigen menschlichen Werte führe. Daher ihr Anspruch: die so beschaffene und so übermittelte Bildung sei die allgemeine schlechthin. Daher ihre Forderung: das nationale Bildungsstreben auf die Grundlage dieser Vorbildung zu stellen.

Man pflegt heute diesem Bildungsideal einfach das realistische entgegenzustellen und glaubt nicht selten, es sei entstanden zu dem Zweck, ebenfalls allgemein menschliche Bildung zu übermitteln. Das ist falsch. Die realistischen Lehranstalten (Realschulen seit dem ersten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts) für „nichtstudierende" Jünglinge, die „unlateinisch" bleiben wollen und sollen, gaben zwar auch, im Anschluß an die auf der Volksschule erworbenen Elemente des Wissens, allgemeinbildenden Unterricht, doch in geringerem Umfang und gewissermaßen aus zweiter Hand: Hauptsache war die praktische, ja „handgreifliche" Vorbereitung für die Berufe des Kaufmanns, des Landwirts, des Technikers, des Bauhandwerkers u. s. w. Wenig theoretische, fast ausschließlich angewandte Mathematik, Mechanik und Naturwissenschaft: das war ursprünglich ihr Endziel. Diese Anstalten sind aus Nützlichkeitsrücksichten geboren, sie waren nicht auf ein Abstraktum: den Menschen schlechthin, sondern auf das praktische Lebensbedürfnis zugeschnitten, und kein Mensch dachte während ihrer ersten Entwicklung daran, daß sie einst dienen würden, ein dem klassischen gleichwertiges Bildungsideal zu übermitteln, daß die Naturwissenschaften nebst der Pflege neuerer Sprachen und Litteraturen fähig seien, höhere allgemeine Menschenbildung zu geben. Die Einsicht in diese Möglichkeit wuchs ganz allmählich mit dem Ausbau und dem echt wissenschaftlichen Betrieb der Naturforschung. So allmählich, daß, als die Geisteswissenschaften den Naturwissenschaften die Methoden abzugucken anfingen (bewußt seit Mitte des neunzehnten Jahrhunderts), also das geschichtliche Rangverhältnis zwischen beiden sich umkehrte, die Schulverwaltung den realistischen Vollanstalten nicht anders als durch die anorganische Einfügung des Lateinunterrichts in ihren Lehrplan den Stempel einer allgemeinen Bildungsanstalt glaubte aufdrücken zu können. Dadurch wurde natürlich das realistische Bildungsprinzip gefälscht. Man weiß, daß nun die beiden Bildungsideale nebeneinander bestehen und auf die Organisation der höheren Schule bestimmenden Einfluß zu gewinnen suchen, teilweise auch schon gewonnen haben. Aber noch ist das humanistische Bildungsprinzip das höhere, noch gilt es als das vornehmere, noch wird ihm vielfach die alleinige Kraft zugeschrieben, „allgemein" zu bilden, obgleich auf dem Bildungsmarkt infolge der angedeuteten, groben materiellen Einflüsse die realistische Bildung an Boden gewinnt.

Dies der knappe Rahmen der Entwicklung. Ich hob dabei schon hervor, daß Nützlichkeitsrücksichten die Entstehung der realistischen Anstalten bestimmt haben. Aber etwa nur dieser? Mit einer durch keine Kenntnis betrübten Zuversicht wird das behauptet. Thatsächlich ist das humanistische, gleich den platonischen Ideen über dem Leben zu schweben scheinende Bildungsideal aus ihm und dem nackten Bedürfnis geboren: die Lateinschule des Mittelalters diente der Theologie, der römischen Kirche, der öffentlichen Verwaltung mit ihrer lateinischen Amtssprache, der Rechtsprechung, die auf dem corpus juris beruhte, u. s. w. Daß man dies vergessen konnte, ist der Stagnation des rein wissenschaftlichen, des schöpferischen Denkens im Mittelalter zu danken. Daß man es vergessen hat, hat zu Einseitigkeiten geführt, die die allgemeine Bildung in humanistischem Sinn zur Gefahr für die Volksbildung machten. Die Vorzüge, deren sie mit Recht sich rühmen darf, sind schon gebührend hervorgehoben. Einzelne von ihnen grenzen an Mängel. Gesetzt, der antike Kulturkreis wäre im Ablauf der menschlichen Geschichte der an sich wertvollste gewesen — wer hätte den Mut, den Beweis dafür auf sich zu nehmen — so muß die Beschränkung auf ihn die bedenkliche Gewohnheit erzeugen, den Teil für das Ganze zu nehmen; dadurch aber wird die wissenschaftliche Auffassung der Geschichte zerstört. Ein anderer Vorzug, die logisch-grammatische Schulung, hat eine noch häßlichere Kehrseite: sie führt zum Wortkultus, zur Ueberschätzung der Rhetorik, weckt Advokatengewohnheiten, nährt den verhängnisvollen Glauben, der geschickt vorgetragene Wortzusammenhang decke sich mit dem Sachzusammenhang, und untergräbt die Bescheidenheit, wie sie die Beschäftigung mit den Naturerscheinungen hervorzurufen pflegt. Diese verlangen in der That stumme Hingabe an den Gegenstand der Erkenntnis, bescheidenes Stillhalten, viel mehr als die Beschäftigung mit ästhetisch-philologisch-historischen Dingen mit ihrer unermeßlich weiten Domäne des Sagens, Glaubens, Meinens, den Trübungen des Verstandes durch den Willen und das Inter-

esse. Goethe sagt einmal: was ich recht weiß, weiß ich nur mir selbst; ein ausgesprochenes Wort fördert selten, es erregt meist Widerspruch, Stocken und Stillstehen. Ein Ausspruch, wie geschaffen, den Verfechtern einer ausschließlichen Wortkultur ins Stammbuch geschrieben zu werden. Da in ihr das Trieb- und Wunschleben zum Ausdruck kommt da sich die persönlichsten, jeder Kontrolle von außen entrückten Seelenregungen in litterarischen und historischen Werken spiegeln, so ist auf diesem — an sich interessantesten, menschlichsten — Gebiet das heiße Bemühen nach gemeinsamen Maßstäben, nach gemeinsamer Grundlage der Bewertung und Beurteilung zu ewiger Unfruchtbarkeit verdammt. Und man wird einsehen, wie gefährlich es ist, so ausschließlich, wie es fast jetzt noch in unsern höheren Schulen der Fall ist, die Jugend en masse durch langjährigen Aufenthalt in diesem so gefährlich lockenden, so übermächtig anziehenden Dämmerreich zur Wahrheit, Sachlichkeit, Objektivität zu erziehen. Ein anderer Ausspruch Goethes giebt derselben Erfahrung Ausdruck: im Verkehr mit menschlichen Dingen, meinte er, wüßte er nie, was das Rechte sei, der Natur gegenüber wisse er sofort, woran er sei. Daher seine zuweilen bis zum Haß gesteigerte Ablehnung der Geschichte, die doch, in dem angedeuteten Sinn, mit die Grundlage der allgemeinen humanistischen Bildung ist. Im Zusammenhang damit steht noch eine andere weit größere Gefahr: sie verlockt „von der Thätigkeit gegen die Außenwelt zu einer falschen inneren Beschaulichkeit", deren üble Folgen jene halben, problematischen Naturen sind, jene willensschwachen Träumer, die nie den Ausgleich mit dem Leben finden, weil sie verschmähen, sich mit dessen wirklichen Bedingungen bekannt zu machen. Auch scheint mir die Dressur auf die allgemeine humanistische Bildung zur Unterschätzung der Gegenwart und ihrer Leistungen zu führen: sie macht gegen die lebendigen Bewegungen der Gegenwart leicht stumpf und raubt das Zutrauen zur eigenen Kraft. Das hat auf ästhetisch-litterarischem Gebiet besonders bedauernswerte Folgen gezeitigt. Ich müßte hier ein Kapitel über die Renaissance, die Neugeburt der Antike, einschalten, um zu beweisen, wie die gesündesten künstlerischen und kunstgewerblichen Traditionen zerstört, wie von da ab die Wurzeln der Heimatkunst (Gotik) abgetötet wurden. Das klingt ketzerisch, aber ich kann mich hier auf John Ruskin berufen, der als erster in Europa den Mut gehabt hat, einmal rücksichtslos auf die tiefen Schatten des glänzenden Lichtbildes „Renaissance" hinzuweisen.

Für keines der großen Kulturvölker hat diese Entwicklung so schwere Nachteile gehabt, wie für das deutsche, in dem die historisch-humanistische Bildung seit der Reformation am tiefsten Wurzeln geschlagen hat. Es blieb in Kunst und Litteratur mehr als andere Nationen unselbständig, mehr auf Anregungen von außen angewiesen. Seine Erfindungsgabe, seine Originalität vertrocknete. Seine im Mittelalter noch so kräftige, anschauliche, so sinnliche Sprache blieb, infolge der Lateinbildung, lange ungelenk, verlor viel von ihrer Plastik, wurde in syntaktischer Beziehung sogar vielfach (im Vergleich zum Französischen und Englischen) unbeholfen und weitschweifig. Volk und Gebildete sprachen zwei Sprachen, und das Gelehrtendeutsch — nun, jedermann kennt es ja. Wie die Phantasie bezeugt werden sollte durch massenhafte Anführungen aus antiker Mythologie und Geschichte, so wurde der Stil an den antiken Mustern (Cicero) gebildet und verbildet, wurde geschwollen, unübersichtlich, infolge der gewundenen Perioden und endlosen Schachtelsätze geradezu stickig. Dieses Deutsch der humanistisch oder „allgemein" Gebildeten war eins der am schwersten verdaulichen Uebel der deutschen Welt. Luther, der am wenigsten „allgemein" gebildete Humanist, schrieb noch volkstümlich — wir haben seitdem keinen Prosaiker gehabt, der so tief aus dem Bronnen der deutschen Volksseele geschöpft hätte. Die wirkliche, echte Kulturreinheit der deutschen Nation ging darüber thatsächlich zu Grunde, und längst, bevor die Wirtschaftsentwicklung in Deutschland wie anderswo die Scheidung in Besitzende und Proletarier durchgeführt hatte, war sie in die feindlichen Heerlager der allgemein Gebildeten und der Ungebildeten, der Leute mit vornehmer Lateinbildung und der des Lateinischen unkundigen Banausen zerrissen.

Die Zeit hat die Unmöglichkeit einer so beschaffenen allgemeinen Bildung als das Lehrziel der höheren Schule erwiesen. Erst hat sie, dem revolutionierenden Ansturm der neueren Bedürfnisse, der neuen Produktionstechnik und Wirtschaftsweise, der unendlich erweiterten Natur- und Sachkenntnis nachgebend, den geschlossenen Bildungsgang des humanistischen Gymnasiums durch Aufnahme realistischer Elemente gesprengt; nun zerbröckelt auch das Gymnasialmonopol. Jenes Bildungsideal war möglich, solange man Recht sprach nach dem corpus juris. Solange man Psychologie lehrte nach Aristoteles. Solange man Wissenschaft und Philosophie lernte aus in fremden Zungen geschriebenen Büchern. Solange das Kunstschaffen durch die ursprüngliche und neu aufgelegte Antike (Renaissance) in Fesseln geschlagen, solange das Kunstempfinden durch litterarisch-philologische Mittel erzogen wurde. Die allgemeine humanistische Bildung, erst ein Werkzeug der Befreiung aus dem Joch der Scholastik, der mittelalterlichen Theologie, blieb hinter dem wirklich gelebten Leben zurück. Sie befriedigt schließlich weder die Intelligenz, die ohne stets neue Erfahrungen verkümmert und in die Irrwege einer nur das alte wiederkäuenden Dialektik gedrängt wird, noch den durch unsere Triebe und Wünsche genährten Gefühlskreis, der ohne stets neue, sozusagen brühwarme Erlebnisse vereist und vergreist, starr und beklemmend eng wird, und wurde mit ihrem Anspruch auf zeit- und raumlose Allgemeingiltigkeit lästig bis zur Unerträglichkeit. Ihre gefährlichen Einseitigkeiten wurden aber erst erkannt, als mit einem Schlag fast und beinahe ohne Uebergänge das Bildungsbedürfnis von Millionen erwachte oder erweckt wurde — ich wage zwischen Aktiv und Passiv nicht zu entscheiden. Jedenfalls hatte und hat man in täglich bedrohlicherem Umfang mit der Notwendigkeit zu rechnen, das bisherige, in seinen Zielen und Mitteln aristokratische Bildungs-, Erziehungs- und Unterrichtswesen zu demokratisieren: ohne Zweifel die schwierigste, aber auch unerläßlichste Aufgabe unserer Zeit. Wer glaubt, sie durch Verweisung auf das „Altbewährte" lösen zu können, scheint mir pädagogisch — unzurechnungsfähig würde ich sagen, wenn der Ausdruck gestattet wäre; denn soviel ich sehn und begreifen kann, scheint der Versuch kläglich gescheitert, den Millionen „allgemeine Bildung" zu verabreichen, ihnen im Massenunterricht durch akademisch gebildete Drillmeister den berühmten historischen Sinn anzuzüchten und für die Schöpfungen längst vergangener Zeiten und Völker litterarisch-ästhetisches Verständnis beizubringen und zu antiquarischer Genußfähigkeit zu erziehn.

Nun sind wir dabei, die beschriebenen Gefahren zu beseitigen, indem wir andern Bildungsmöglichkeiten und Bildungswegen die Gleichberechtigung einräumen. Ich bin überzeugt, daß nur so ein einheitliches, modernes Bildungsideal geboren werden kann, das den Massen bekömmlich ist, ohne die Auslese an höherem Pflug zu hindern.




Die Stambulstrasse in Eyub bei Konstantinopel mit dem Friedhof.

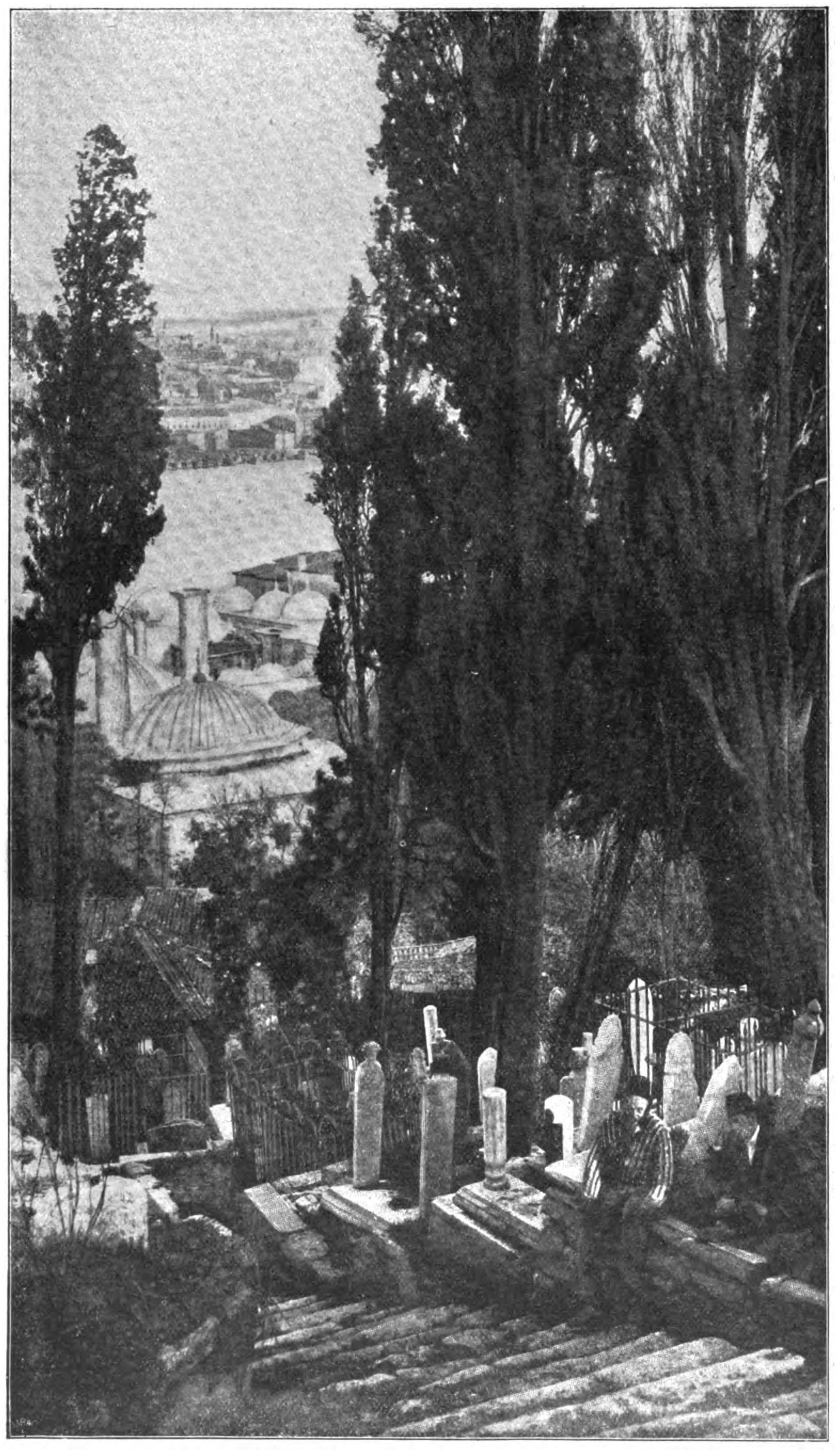
Türkische Friedhöfe.

Von H. von Kupffer.

Hierzu 5 photographische Aufnahmen.

Der Islam ist die Religion der Träumerei. Darum wohl auch der Dauerzustand innerer, selbstzufriedener Glückseligkeit beim Moslem. Wenn dieser Zustand auf den Beschauer oft den Eindruck unheilbaren Stumpfsinns macht, so wird man doch mit dieser Bezeichnung das Seelenleben eines frommen Türken schwerlich kurzweg charakterisieren können. Der aufmerksame Beobachter orientalischen Stadt- und Landlebens entdeckt doch recht viele Abweichungen von der dem Türken angedichteten chronischen Lethargie und Thatenlosigkeit. Man hat oft genug den Eindruck, als glimme es unter der Asche. Aber im großen und ganzen erzeugt freilich wohl die Vorstellung von dem Himmel der Propheten und von der unbesiegbaren Gewalt des Kismet jene Lust am Träumen und am Träumerischen, ohne die wir Abendländer uns den Türken gar nicht zu denken vermögen. Das kontemplative Wesen seines Innern überträgt der Muhammedaner auch auf seine Umgebung. Das ist eine der eindrucksvollsten Erscheinungen im orientalischen Leben. Die Galatabrücke, die das malerische Stambul mit dem schmutziggeschäftigen Galata über das Goldene Horn weg verbindet, bietet an sich dem Beschauer in jeder Sekunde einen Wandelbildabschnitt von beinahe sinnverwirrender internationaler Buntheit und Beweglichkeit dar, und die Wellen dieses Lebens zittern in unserer Seele nach, wenn wir bewundernd in den brausenden Menschenstrom hineinblicken. Aber blind müßte der sein, der nicht selbst inmitten dieses Bildes von rinnendem, wachendem Leben die Spuren des Träumens, Sinnens und Brütens fände. Das klingt so hinein wie plötzliche Mollakkorde in eine rauschende Marschmusik: langsam schreitende Turbanträger, gravitätische Herren in Leibrock und Fez, Knaben mit großen, schwarzen, schläfrigen Augen ins Weite starrend, verschleierte Weiber, im Flüsterton miteinander schwatzend, zerlumpte Bettler, in stiller Resignation ans Brückengeländer gelehnt, Kaikführer in der Spitze ihres Bootes mit offenen Augen schlummernd — Mollakkorde, alles Moll-

Ein türkisches Grabdenkmal.



Türkische Friedhöfe:
Der Friedhof von Eyub bei Konstantinopel.
Photographische Aufnahme.

akkorde in der Melodie dieses bunten Lebens.

Nirgends tritt das Träumerische des Orients so stark und so packend zu Tage wie in den Friedhöfen in und um Konstantinopel. Auch von unsern Begräbnisstätten sagt man: „Am Ruheplatz der Toten, da pflegt es still zu sein.“ Aber abgesehen von der nüchternstädtischen Umgebung unserer meisten Kirchhöfe liegt auch — von rühmlichen Ausnahmen nicht zu reden — eine starke Monotonie in unserm Gräberschmuck, unserer Friedhofsarchitektur. Monotonie soll man nicht mit den Eindrücken beschaulicher Ruhe verwechseln. Das Eintönige wirkt schließlich gerade ablenkend, sehnsuchtserweckend. Man vertieft sich nicht darin. Der Geist bettet sich nicht sinnend in das Eintönige, sondern sucht vielmehr nach Abwechslung. Der türkische Friedhof, und selbst wenn schwatzende Touristen, die sich laut aus dem Bädeker vorlesen, auf seinen stillen Pfaden wandeln, wirkt ganz anders, trotzdem die Grundform der Grabdenkmäler eigentlich nicht viel abwechslungsreicher ist, als bei uns. Da regiert die Zypresse. Vielfach tritt sie in imponierender Massenhaftigkeit auf, und dann herrscht auf dem Gottesacker etwas von Waldesruh. Selbst ein floridanischer Fichtenwald mit Tausenden gleichartiger Riesenstämme — wie man sie sonst wohl nirgends sehen kann — wirkt nicht so eintönig, daß man nach Leben, Bewegung und Farbe schreien oder gähnen möchte. Waldesruhe ist Gebetsruhe, Heiligung, traumhaftes Leben. Die schwarzgrüne Zypresse hat schon an sich



Der berühmte Friedhof von Skutari.

selbst eine eigenartige Wirkung. In ihr ruht Stimmung, wie sie in Böcklinschen Bildern wirkt. Sie steht so starr und unbeweglich in ihrer Düsterheit da, und kein Wind bewegt ihre Wipfel. Man denke sich den Friedhof von Skutari (Abb. S. 513), dem alten Chrysopolis, das heute die Türken Ueskudar nennen, jenseits des Bosporus, dem alten Stambul gegenüber: das ganze Gelände ragt hoch empor, eine Terrasse von Moscheen, Häusern, bunten Kuppeln und spitzen Minarets, von oben herab beschattet durch einen dunklen Wald von Zypressen. Und südlich vom Kloster der heulenden Derwische liegt der berühmte Totenwald von Skutari. Man wandert weit über eine Stunde durch die Baumreihen, in die wie in beabsichtigter malerischer Unordnung die türkischen Grabmäler zu vielen Tausenden hineingestreut sind. Weißer Marmor in dunkelgrüner Bettung. Ein hoher, säulenartiger, weißer Kopfstein über der Marmorplatte, geziert mit dem Marmorfez bei älteren Gräbern von Türken. Krönen kugelartige Gebilde oder gemeißelte Rosen die Spitze des Kopfpfeilers, so ist's das Grab eines weiblichen Wesens. Und ist's ein Größerer, ein Besitzender, der im Schatten der Zypressen ruht, dann bedecken auch noch vergoldete Namensinschriften, Koransprüche und Gedenkverse den schlanken, etwas breiter gehaltenen Marmorpfeiler. Dort in Skutari sieht man sehr alte Grabstätten, denen in den Jahren blutiger Kämpfe der Turbankopf abgeschlagen wurde. Der Friedhof von Skutari ist vielleicht das größte Totenfeld oder richtiger gesagt der größte Totenwald der Welt und wurde von besonders frommen Moslemiten, weil auf asiatischem Boden gelegen, immer bevorzugt. Der Leichnam, den nur die Hände des priesterlichen Imam berühren sollen, liegt auf ein Brett geschnallt, das Antlitz gen Osten gewandt, in der Erde, und die aufrührerische Hand der Kultur darf ihn nicht stören. Da giebt's keine Ausgrabungen, keine Verwandlungen von Friedhöfen in Baustellen. Man denke, welche Riesenmassen von Marmor seit Jahrhunderten in den düsteren Zypressenhainen allein in der Umgebung Stambuls aufgespeichert sind!

Ein ähnliches Bild bieten die andern Totenstätten der Türkei und insbesondere Konstantinopels. Etwas minder regellos, kleiner, aber nicht minder malerisch, liegt der Friedhof in dem in Bäumen versteckten, lieblichen Vorort Eyub am goldenen Horn (Abb. S. 511 u. 512), wo 672 Abu Eyub, der Fahnenträger des Propheten, fiel und begraben wurde, und wo heute die von Mohammed dem Eroberer erbaute Moschee, in der die Schwertumgürtung des Großherrn bei der Thronbesteigung vollzogen wird, sich befindet. Da lugt in die Gräberwelt idyllisches Dorfleben hinein, die Totenzypressen scheinen mit melancholischer Ruhe auf die dörflichen Häuser und weißen Moscheekuppeln herab, und in die Lichtungen hinein glitzert von Ferne der blaue Wasserspiegel des goldenen Horns.



Trauernde Türkenfrauen.

Wie das Volk von Konstantinopel zu den „süßen Wassern“ pilgert, so benutzt es auch die Friedhöfe zu Erholungsstätten, zum Ruhen, zum Träumen. Die lebendige Staffage der Totenhaine vermag den malerisch-melancholischen Eindruck dieser wundersamen Stätten nur zu erhöhen. Sinnend sieht man die verschleierten Frauengestalten und verwitterten Greise mit braunen Gesichtern und wallenden Bärten an den Marmorpfeilern, wohl stundenlang sitzend, als seien auch sie aus Marmorstein gemeißelt, während Hunde und Vögel aus den kleinen Trögen, die meist am Fuß der Grabstätten angebracht sind, zahm und friedlich am Regenwasser ihren Durst stillen. Ein Bild unendlichen Friedens, vor dem selbst die Schauer des Todes weichen.



Der Schimmel des alten Haida.

Eine Dorfgeschichte von Marie Stona.

Der Schimmel des alten Haida hatte seinesgleichen nicht im Dorf. Doch zeichneten ihn innere Eigenschaften weit über äußere aus, wie das auch bei Menschen manchmal vorkommt. Die Füße trug er zu kurz, den Leib zu dick, sein Fell war wie von Fliegen übersät, die gelbliche Mähne dünn, der Schweif spärlich und der Ausdruck seines Kopfes von stumpfsinniger Blödigkeit. Mit Vorliebe streckte er der Welt die Zunge entgegen. Allein innerlich war er eine Perle. Stets freudig bei der Arbeit, keine Müdigkeit heuchelnd, unverdrossen, gehorsam, anhänglich und bescheiden. Wenn die Haustiere ihre Dienstbücher hätten, wäre das seine von Anpreisungen überfüllt gewesen.

Er gehörte zu den Roßältesten der Gemeinde. Auf seinem Rücken hatten als Kinder gespielt, die heute schon erwachsene Männer waren. Ueber seine Jugend fehlten alle Daten. Haida hatte ihn einst um siebzig Gulden auf einem Markt gekauft. Ihm war es beschieden, die vier Ehefrauen seines Besitzers zu überdauern. Er hatte sogar noch die alte Haidula gekannt, die Stiefmutter seines Herrn, die böseste Sieben auf Meilen im Umkreis. Das war ein Weib gewesen, so gallenbitter, daß manche heute noch das Kreuz schlugen, wenn sie ihrer gedachten.

Ausgesehen hat sie wie ein alter Weidenstamm im Winter, und ihre Finger glichen verkrümmten Wurzeln. Sie haßte die Menschen, weil keiner sie liebte; und keiner liebte sie, weil sie alle haßte.

Unaufhörlich führte sie Prozesse, auch mit ihren eigenen Kindern, denen sie die Erbschaft des Vaters streitig machte. So gefürchtet war sie, daß alle ihr auswichen. Wer sie auf dem Feld sah, machte einen großen Bogen, um nicht an ihr vorbeikommen zu müssen. Das erbitterte sie dann so heftig, daß sie ihm laute Schmähreden nachschmetterte, wofür sie dann nicht selten wegen Ehrenbeleidigung verklagt wurde. Allein selbst der Richter wagte sich nur zaghaft in die Gerichtsstube, wenn die harte Alte mit dem Wurzelgesicht auf der Anklagebank saß.

Lange war es, als ob selbst Tod und Teufel nichts von ihr wissen wollten und ihr seliger Mann sich im Himmel noch vor ihr fürchte und immerfort den lieben Gott um ein recht langes Leben für sie bitte. Eines Tags starb sie dennoch, fast neunzigjährig. Das kam dem ganzen Dorf wie ein Wunder vor.

Die üblichen Messen wurden für sie gelesen — scheinbar Seelenmessen — in Wirklichkeit waren es Dankesopfer, bei denen die halbe Gemeinde sich in der Kirche zusammenfand.

Seither lebte die Familie Haidas friedlich weiter, mit ihren Tieren unter einem Dach. Die Kühe drängten sich im linken Mauerwinkel zusammen, die Menschen im rechten. Der linke wurde Stall, der rechte Stube genannt.

In der Mitte zwischen beiden herrschte der Schimmel allein. Selbst er atmete auf, als die Alte wegblieb, hatte sie ihm doch genug heimliche Püffe und Stöße gegeben. Von ihr hatte er das rasche Zuschnappen gelernt, wenn lästige Hände ihm zu nahekamen.

Sein Reich war das kleinste, allein da es finster war, blieben dessen Grenzen ihm unbekannt. Hier stand er gedankenvoll in seinen wenigen Mußestunden, das Haupt tief zur Erde geneigt, als spüre er den Rätseln seines Daseins nach.

Vor ihm lockte duftendes Heu aus der Raufe, neben ihm stand immer jemand von der Familie und streichelte ihn. Er war nie gefesselt. Diese Schmach that sein Herr ihm seit Jahren nicht mehr an. Er genoß vollständige Freiheit, die er nie mißbrauchte. Einer Bedienung bedurfte er fast gar nicht. Sonntags ging es ihm besonders gut. Da durfte er den ganzen Tag thun, wozu er Lust hatte. Er hatte aber zu wenig Lust. Er spazierte ein wenig im Hof umher, an dem halbverfallenen Lattenzaun entlang, an Brettern und Balken und zerbrochenen Rädern vorbei und guckte auf die Straße zur gelben Mühle hinüber.

Wenn ihn die Lust anwandelte, ein Bad zu nehmen oder auch nur zu trinken, schritt er in den Mühlbach, der vor dem Haus hinfloß. Ward er hungrig, stieß er mit der Schnauze die Holzthür auf und ging zur Wiese. Er kannte sie genau, sie lag gleich hinter dem Haus. Ein Graben durchquerte sie, an dem dickes, langes Schilf wuchs. Dem wich er aus, denn er liebte nur Blumen und die zartesten Gräser. Hatte er sich an ihnen satt gefressen, dann kehrte er wieder langsam und unbehelligt zurück. Jeder Unberufene hütete sich, ihn anzurühren; man wußte, daß er von der alten Stiefmutter das Beißen gelernt hatte.

Unter den Tieren im Hof nahm er eine isolierte Stellung ein. Er verachtete die Schweine sehr, weil sie immer quietschten und gegen die Thür ihres Verschlags polterten. Auch von den Kühen hielt er wenig; ihr Leben schien ihm gehaltlos und ohne rechte Thätigkeit. Hühner und Tauben umschwirrten ihn, ohne daß er sie bemerkte. So niedrigem Volk schenkte er gar keine Beachtung. Er blieb am liebsten allein. An den Verkehr mit andern Pferden, an ein verständiges Auswiehern mit ihnen, das die Menschen Aussprache nennen,

dachte er längst nicht mehr. Ihm genügte sein Herr und sein Beruf mit den mannigfachen Veränderungen, die die Jahreszeiten mit sich brachten.

Im letzten Sommer gab es lebenstolle Elemente in der Familie. Ein Sohn, der vom Militärdienst nach Hause gekommen war, spielte allabendlich Harmonika unter dem Birnbaum im Garten, wobei dann Mädel und Burschen um ihn herumsaßen und lärmten.

Der alte Haida duldete die ausgelassene Fröhlichkeit gern, weil er hoffte, daß sie den Müller im Schlaf störe. Denn dem einen Possen zu spielen, war seine größte Freude. Sein Aerger über den Nachbar stammte aus der Lebenszeit der alten Stiefmutter her; die hatte aus lauter Prozeßsucht mit dem Müller einen Grenzstreit um einen wertlosen Wiesenrain begonnen. Zehn Jahre dauerte der Kampf, den die Alte durch alle drei Gerichtsinstanzen jagte und schließlich doch verlor.

Der Haida haßte seine Stiefmutter, allein, daß der Müller den Prozeß gewonnen, konnte er ihm doch nicht verzeihen. Wo es nur immer anging, spielte er ihm zum Trotz irgendein Stückchen auf. An das Ufer des Mühlbachs, der durch seinen Garten floß, pflanzte er allerlei tief niederhängendes Buschwerk, das die Flucht des Wassers hemmte, und züchtete Scharen von Gänsen, die den ganzen Tag Fanfaren zu den Fenstern des Müllers emporschmetterten, als ob sie dazu abgerichtet wären. Vom Gutsherrn pachtete er die Fischerei und fing dem Müller im eigenen Fluß die Fische weg.

Der Müller war ein Philosoph. Schweigend duldete er die kleinen Freundlichkeiten des Nachbars und freute sich nur, wenn nach Regengüssen sein Mühlbach schwoll und Garten und Wiese des Haida unter Wasser setzte. Dann saß der Alte fluchend auf seiner Insel oder fuhr mit dem Fischerkahn im eigenen Hof umher.

Seinen Zorn klagte er am liebsten dem Schimmel. In dessen Stall hatte er sich ein Bänkchen an der Mauer gezimmert, just beim Kopf des Pferdes. Dort saß er stundenlang, rauchte seine Pfeife und murrte seinen Menschenhaß dem Freund vor. Der senkte den Kopf noch tiefer, als nicke er ihm Beifall, und ein Zittern flog durch seine alten Füße.

Floß das Wasser nach einigen Tagen ab, dann vereinigten Herr und Tier sich wieder zu kräftiger Arbeit. Der Vormittag wurde dem eigenen Besitz gewidmet. Nachmittags zog man auf Erwerb aus. Da wurde, je nach der Jahreszeit, in fremdem Dienst Kohle oder Ziegel gefahren, geackert oder geerntet.

Sie waren den ganzen Tag beisammen, der Haida und sein Schimmel. Der Haida machte mehr Worte, aber der Schimmel hatte mehr Gedanken. Der Alte freute sich an ihm herzlicher als an seiner ganzen Familie. Er hatte Rücksichten für ihn, wie er sie nie für einen Menschen gehabt. Stets teilte er sein Brot mit ihm, und überfiel ein Unwetter sie beide, dann warf er seinen Mantel dem Roß über den Rücken.

In der Ebene, wenn die Fracht leicht war, ließ der Schimmel den Kopf hängen, und seine Füße zitterten bei jedem Schritt. Doch galt es, mit dem vollgeladenen Wagen einen Berg zu nehmen, da spannten sich seine Muskeln, er hob den Kopf, blähte die Nüstern, und mit unverdrossener Emsigkeit, fast stolz ausschreitend, zog er die Last wie im Spiel empor, als freue er sich seiner Stärke. War die Schwierigkeit überwunden, dann glänzten die Augen des alten Haida mit dem Fell des Schimmels um die Wette.

Einst war die Zeit der Kartoffelernte gekommen. Das braune Erdreich lag aufgerissen; junge Saaten sproßten schon wie alte Wiesen, und die Lüfte durchdufteten Rauchwölkchen, die brennendem Kartoffelkraut entstiegen. Der Schimmel führte schwere Säcke, aber das machte ihm nichts. Rüstig schritt er hin. Neben ihm ging sein Herr, wie er es stets that, wenn der Wagen belastet war, als wollte er ihm durch seine Gegenwart Kraft geben.

Nun kamen sie an einem Schlag junger Luzerne vorüber. Köstlich reckten sich die feinen Blättchen an den steilen Stielen empor. Der Schimmel schlug die blaßrote Zunge um die Lippen, schnupperte vor Sehnsucht und schielte unaufhörlich nach dem freßlichen Grün. Plötzlich stieß er ein Wiehern aus.

„Na warte," sagte sein Herr und schlug ihn beruhigend auf den Hals. „Ich weiß schon, was du möchtest! Sollst deine Freude haben!"

Abends legte er ihm ein Bündel duftender Luzerne in die Krippe. Der Schimmel fraß, daß es eine Lust war. Freudig ging auch der Bauer an sein Mahl und zog dann befriedigt mit den Seinen zur Ruhe.

Gegen Mitternacht weckte sie heftiges Poltern und Stoßen. Sie fuhren auf. Die jüngste Tochter Maruschka war die erste, die aus dem Zimmer rannte, dem Stall zu.

„Vater!" schrie sie entsetzt zurück. „Der Schimmel is krank — wie verrückt is er!"

Dem Haida wurde himmelangst. Er stürzte hinaus.

Da lag sein Liebling, sein Freund und wand sich in Schmerzen und hieb und schlug um sich.

„Er hat Krämpfe!" rief Haida verzweifelt, mühte sich um den Leidenden und schickte Maruschka eilends zu einem weisen Mann ins nächste Dorf, der schon vielen Kranken geholfen hatte. Er behandelte die Menschen wie Tiere und die Tiere wie Menschen und verdankte dieser klugen Einsicht in die Natur alles Lebenden große Erfolge.

Es war zwei Uhr nachts.

Die ganze Familie umgab jammernd den Schimmel. Als die vier Hausfrauen gestorben waren, hatte kein ähnliches Wehklagen sich erhoben.

Haida gelang es, den Kranken auf die Füße zu bringen; nun führte er ihn im finsteren Hof auf und nieder, ihn streichelnd, aufmunternd, ihm durch zärtliche Worte Lebensmut zusprechend.

Endlich kam Maruschka mit den Ratschlägen des weisen Mannes zurückgelaufen. Gegen fünf Uhr morgens schien es, als ob der Schimmel gerettet wäre. Schon schritt er mühelos umher, blickte freudiger, trank Wasser und erkannte die ihn Umstehenden.

Da brach plötzlich ein neuer Anfall über ihn herein.

Er riß sich von Haida los, stürmte gegen den Bach, warf sich in die Flut, wälzte sich, jagte wieder in den Hof, stieß gegen den Lattenzaun, überrannte den Haida,

der sich ihm entgegenstellte und ihn auffangen wollte, und stürzte plötzlich im Garten zusammen, gerade unter dem alten Birnbaum.

Laut schreiend war die Familie hinter ihm hergelaufen und hockte nun, alle Heiligen um Hilfe anrufend, an seinem Lager. Da öffnete er noch einmal die verglasten Augen; die Haut spannte sich ihm über Magen und Rippen, als wollte sie bersten. Er stieß einen kurzen, brüllenden Laut aus — dann ein Zucken — ein Strecken — und alles ward stille.

Er hatte ausgelitten.

Tobender Schmerz erhob sich. Der alte Haida schlug mit dem Kopf an den Baumstamm. „Ich hab ihn gemordet — ich hab ihn gemordet!" schluchzte er unaufhörlich. „Zehn Jahre hätt er noch leben können ohne den verwünschten jungen Klee!"

Nie hatten seine Kinder ihn so verzweifelt gesehn.

Mit dem letzten Seufzer des Schimmels traten jene schmerzvollen Pflichten an ihn heran, die schon bei einem menschlichen Todesfall so peinlich sind. Der Tote mußte der Erde übergeben werden. Allein wo sollte Haida die Begräbnisstätte wählen?

Noch stand Haida grübelnd da, als drüben, hinter dem Lattenzaun, des Müllers hoher Kutschierwagen vor die Mühle rollte, zwei junge Braune vorgespannt. Eine förmliche Wut erfaßte Haida auf die gesunden Pferde und auf den Müller selbst. Der fuhr jetzt in aller Sonntagsfrüh fröhlich hinaus zu irgendeinem Fest!

Hallo — da kam dem Haida ein Gedanke. Ja — so ging's — so mußte es gehn!

Kaum war der Wagen davongesaust, da zog er mit Hilfe seiner Söhne und Schwiegersöhne, die Maruschka herbeigeholt hatte, den toten Schimmel an Stricken und auf Balken hinaus aus dem Hof.

Nach zwei Stunden kehrte er ein wenig gefaßter heim. Er säuberte den Stall und wandte dabei die sorgenden Blicke in die Zukunft. Wo sollte er einen Ersatz suchen für den Entrissenen?

Wenn ihm eine Frau gestorben war, wie leicht ist es ihm da immer geworden, die nächste zu finden. Die heiratslustigen Mädchen und Witwen winkten ihm aus allen umliegenden Ortschaften zu; er bekam sie umsonst, ja, er kriegte noch Geld dazu, wenn er endlich eine wählte. Aber die Schimmel winkten nicht!

In trüben Schmerz verloren, saß er des Nachmittags auf dem kleinen Bänkchen vor seinem Garten. Nicht einmal die Pfeife schmeckte ihm.

Da kam die Maruschka gelaufen. „Herr Vater!" rief sie schon von weitem, „Ihr sollt gleich zum Bürgermeister kommen."

„Zum Bürgermeister?" fragte der Haida verwundert und argwöhnisch.

„No ja freilich — zum Bürgermeister! Er wart schon auf Euch vor der Thür."

Haida nahm seine Mütze und schritt aus dem Hof. Ihm war nicht ganz sicher zu Mut.

Der Bürgermeister, in jeder Beziehung die schwerwiegendste Persönlichkeit des Dorfes, stand vor seinem Gasthaus, und als er den Haida gewahrte, ging er ihm sogar entgegen. Das gefiel dem Haida nicht sonderlich. Eine solche Ungeduld zeigte die sonst äußerst behäbige Amtsperson selten.

Nun nahm der Bürgermeister den Haida gar unter den Arm — das that er nur in ganz besonders dringlichen Fällen.

„Aber Onkel, Onkel!" sagte er leise, „was habt Ihr denn angestellt?"

„Ich?" fragte der Haida unschuldig. „Was soll ich denn wohl angestellt haben?"

„Wie könnt Ihr denn dem Müller das anthun! Ja — was ist Euch denn eingefallen?"

„Wie — so wißt Ihr?" zögerte Haida.

„Aber natürlich weiß ich, das ganze Dorf weiß es, und der Müller war der erste, der es wußte. Er tobt und flucht. Er schwört, jetzt sei seine Geduld mit Euch am Ende. Angezeigt hat er Euch!"

„A — a — angezeigt?"

„No ja freilich — erst dem Bürgermeisteramt, schriftlich; nachher will er Euch beim Bezirksgericht verklagen wegen Besitzstörung. Um den Gendarmen hat er auch schon geschickt, und dann will er noch der Bezirkshauptmannschaft den Fall melden. Ich sag Euch, Onkel — es kann Euch passieren, daß Ihr für Euren Einfall auch noch brummen müßt!"

„Brummen?"

„No ja freilich. Der Müller kennt diesmal keinen Spaß. Es ist ja unglaublich! Schleppt Ihr das umgestandene Vieh auf ein fremdes Besitztum und grabt es dort heimlich ein!"

Der Haida fuhr sich verzweifelt hinters Ohr. Jetzt schien ihm die Sache selbst gewagt.

„Ja um Gottes willen, was soll ich denn jetzt machen?"

„Den Kadaver sogleich ausscharren und ihn auf Eurer eigenen Wiese vergraben."

„O Gott — o Gott! — Der arme Schimmel — soll er denn keine Ruhe haben im Tod! Und schwer war die Bestie, Plag hat's genug gekostet, bis wir ihn so versichert haben!"

„Ja — dann geht halt zum Müller und bittet ihn um Verzeihung — vielleicht behält er den Schimmel."

„Um — Verzeihung bitten — den Müller?"

„No ja, freilich! Seid doch nicht so vernagelt, Onkel — eins oder das andere müßt Ihr doch thun — seht Ihr denn das nicht ein?"

Ja, ja — er sah's schon ein. Er sah auch, daß bei dem Bürgermeister die Geduld zur Neige ging, und er wußte nicht, ob er ein zweites Fäßchen davon im Keller hatte, wie er's beim Bier stets in sorgfältiger Gepflogenheit trug. So kraute er sich noch einmal über den ganzen Kopf und ging.

Zum Müller. Der war nicht zu Hause. Die Müllersknechte sahen ihn höhnend an, als er zwischen all dem Poltern und Rütteln und Klappern in dem feinen, weißen Staub der Mühle stand.

„Der Herr ist auf ein neues Grab gegangen — aber nicht, um zu beten," meinte der eine, und alle lachten.

„Er ist auf der Wiese," sagte ein alter Knecht gutmütig. Haida nickte, seufzte und ging auch der Wiese zu.

Schon von weitem gewahrte er die kraftvolle, hohe Gestalt des Müllers. Demütig nahte der Bauer.

„Ach, verzeiht mir — verzeiht mir, Herr —" rief er mit einer Stimme, die wie von Thränen zerweicht war.

„Ja — was ist Euch denn eingefallen?" wetterte der Müller. „Wie konntet Ihr Euch unterstehn — auf meiner Wiese — warum denn nicht auf Eurer? Die liegt Euch ja außerdem viel näher."

„Ach, ich weiß nicht — wie das gekommen ist — der Teufel oder die Stiefmutter hat mir den Einfall gegeben! — Habt Erbarmen — laßt schon der armen Bestie die Ruhe hier. Ich bin ja genug gestraft!"

Den Müller rührte der Schmerz. „Versprecht mir wenigstens, daß Ihr mir nie mehr einen Possen spielen werdet!"

„Wie könnt ich — wie wollt ich je! Ewig danken will ich Euch."

„Na — ich will Euch also diesmal glauben. Und so mag denn das Tier hier bleiben — vorausgesetzt, daß es tief genug eingescharrt ist."

„Zwei Meter — Herr Müller — ich schwör's Euch!" In seiner Angst log er einen halben Meter dazu.

„Und Ihr werdet keine Anzeige gegen mich machen?"

„Nein — wenn ich's Euch verspreche."

„Herr — Ihr seid ein guter Mann — das hab ich gar nicht gewußt."

„Und Ihr seid ein weicher Mann — das hab ich auch nicht gewußt. Wie Ihr so schnell nach dem Tod Eurer braven Frauen geheiratet habt — na — da hielt ich nicht viel von Euch —"

„Das waren eben nur Frauen, Herr! Aber paßt auf! Den Schimmel verschmerz ich nie! Noch im Tode hat er mir geholfen und mir Gutes gethan und mich mit Euch versöhnt. Die Weiber zerkriegen uns höchstens mit der Welt."

„Ja, der Schimmel war ein braves Tier," sagte der Müller. „Nur die Sprache hat ihm gefehlt — nur die Sprache."

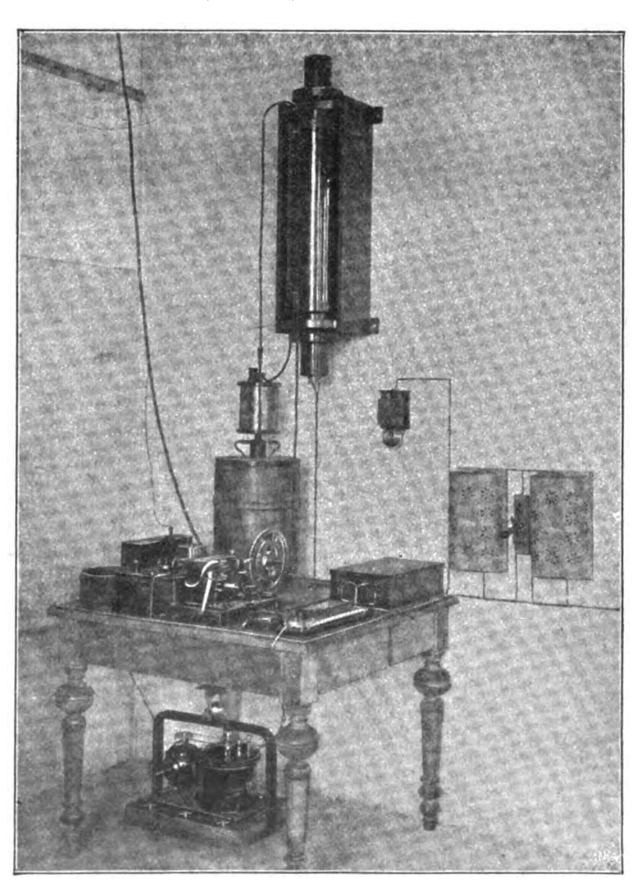
Ueber das durchfurchte Antlitz des Haida glitt ein pfiffiger Zug. Seine Stimme dämpfte sich. „Versteht mich recht, Herr Müller — das war ja sein größter Vorteil. Glaubt mir, ich weiß, was das wert ist — ich hab die fünfte Frau!"

Funkentelegraphie.

Von Dr. W. von Rüdiger, Geheimer Regierungsrat a. D.

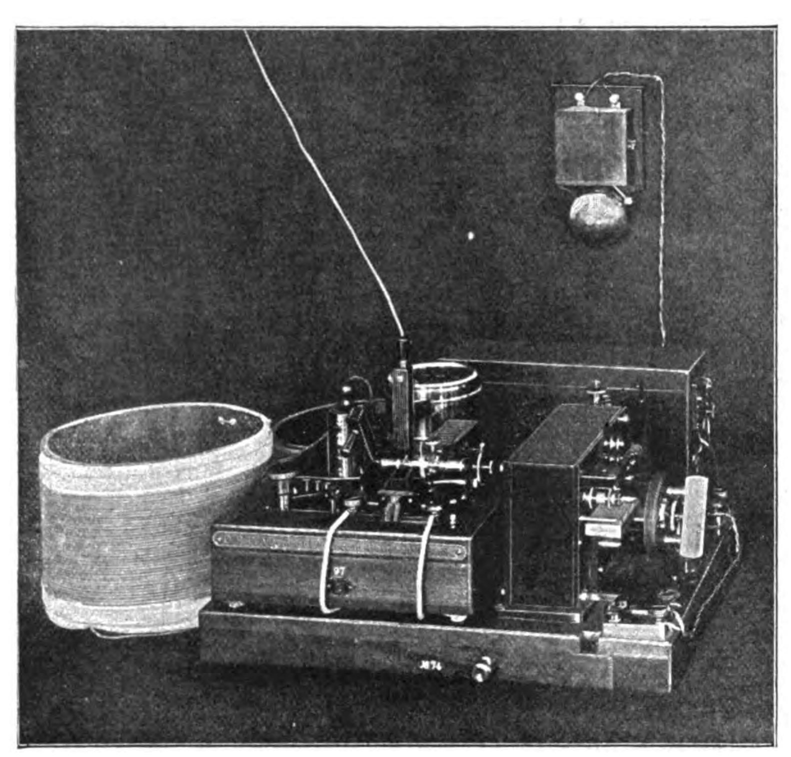
Hierzu 6 photographische Aufnahmen.

Zu den aktuellen Ereignissen der Amerikafahrt des Prinzen Heinrich zählt auch die drahtlose oder richtiger die Funkentelegraphie. Diese wurde von seiten der Schiffsstation auf der „Hohenzollern" im Hafen von Neuyork dazu benutzt, um unsern überseeischen Freunden und Landsleuten die erste Kunde von dem Herannahen des deutschen Schnellschiffs „Kronprinz Wilhelm" zu bringen. Das System Slaby-Arco hat sich auch bei dieser Gelegenheit bewährt; es hatte übrigens zuvor schon bei einer der jüngsten Ausfahrten des Schnelldampfers „Deutschland" mit dessen Schiffsstation und der Landstation Duhnen bei Kuxhaven auf 150 Kilometer Sprechweite klare Depeschen gewechselt und damit den Weltrekord für dieses Jahr errungen. Damit ist der unzweifelhafte Beweis geliefert, daß Funkentelegraphie keine bloße wissenschaftliche Spielerei mehr ist, sondern ein wichtiger Faktor im Nachrichtendienst. Besonders für die Marine ist die Funkentelegraphie von der allergrößten Bedeutung. Sämtliche Schlachtschiffe unserer Marine, alle großen Kreuzer, zusammen 40 Schiffe, darunter auch, wie erwähnt, die Jacht „Hohenzollern", sind mit Funkentelegraphie nach der neusten Bauart versehen.



Station für Funkentelegraphie mit Geber und Empfänger.

Viele, denen das Wesen der Funkentelegraphie fremd ist, werden sich fragen: wie ist es möglich, in Wind und Sturm auf See ohne irgendwelche Verbindung mit dem Land auf so weite Entfernungen sich verständigen zu können? Was ist eigentlich Funkentelegraphie, und mit welchen Hilfsmitteln wird die Verständigung erzielt? Wir wollen versuchen, die dabei gebräuchlichen Apparate, sowie deren Handhabung und Wirkung in möglichster Kürze zu erklären.



Der Empfangsapparat mit Batterie und „Fritter".

In allen Fällen handelt es sich zuerst um zwei Endstationen, zwischen denen depeschiert werden soll. Dazu braucht jede einen 40 bis 50 Meter langen Kupferdraht, der an einem Turm oder Mast senkrecht aufgespannt ist. Diese Sendedrähte nennt man auch Fühlhörner. Beide Stationen, die Land- und die Schiffsstation, sind mit den Apparaten, wie sie Abb. S. 518 zeigt, ausgerüstet. Eine komplette Station besteht aus dem Geber und dem Empfänger. Auf unserm Bild sehen wir links den Sendedraht, in der Mitte hoch an der Wand den Induktor und darunter auf einem Tisch die übrigen Apparate, die aus einer Leydener Flaschenbatterie, einem Primärkondensator, einem Unterbrecher und einem Stromumformer bestehen, auf deren Bestimmungen und Gebrauch wir zurückkommen. Der Empfänger, den obenst. Abb. in vergrößertem Maßstab wiedergiebt, ist gleichfalls auf dem Tisch vor der Leydener Flaschenbatterie befestigt und besteht, abgesehen von dem eigentlichen Morseschreiber, wie die Posttelegraphie solche benutzt, der Alarm- und Lockklingel, aus dem eigentlichen Empfangsapparat mit Batterie, dem Fritter und den Abstimmungsspulen.

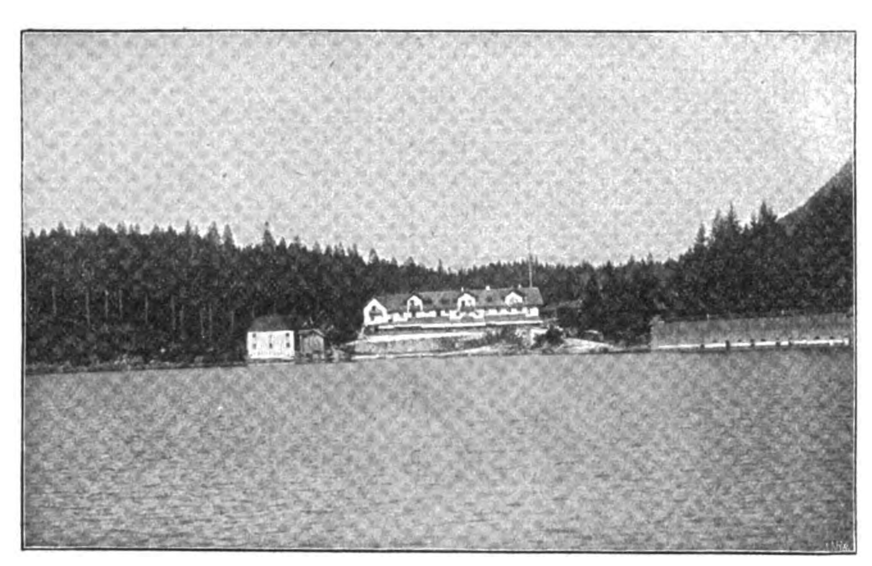
Zur Erklärung der Funkentelegraphie müssen wir uns vorerst mit der elektrischen Strahlung und Wellenbewegung bekannt machen. Die wissenschaftliche Erforschung der dahingehörigen Gesetze verdanken wir dem deutschen Gelehrten Heinrich Hertz, der in den achtziger Jahren durch entscheidende Versuche nachwies, daß als Träger der elektrischen Wellenbewegung der Weltenäther anzunehmen sei, den man bekanntlich auch zur Erklärung der Fortpflanzung des Lichts heranzieht, und daß elektrische Strahlen dieselben Grundgesetze befolgen, wie die Lichtstrahlen. Er hat auch zuerst die Einrichtungen angegeben, mit denen man in den Strahlen, die ein elektrischer Funke aussendet, elektrische Kraft nachweisen kann. Zu diesem Zweck bediente er sich der sogenannten Resonatoren, das sind offene Drahtkreise, deren Enden mit polierten Messingkugeln versehen sind. Bringt man einen solchen Resonator in den Weg elektrischer Strahlen, so wird in diesem elektrisches Mitklingen geweckt, das sich durch Ueberspringen von Funken an der Unterbrechungsstelle kundgiebt, in ähnlicher Art, wie etwa durch Schallwellen eine Stimmgabel zum Mittönen gebracht wird. Mit diesem einfachen Mittel des Resonators stellte Hertz auch fest, daß elektrische Strahlen von einer Metallwand zurückgeworfen werden, ähnlich wie das Licht von einer spiegelnden Fläche. Ferner ermittelte er durch Tastversuche mit dem Resonator auch die Wellenlängen elektrischer Strahlen und die Geschwindigkeit, mit der ein elektrischer Anstoß, Impuls, sich durch den Raum nach allen Richtungen hin verbreitet. Er fand annähernd 300 000 Kilometer in einer Sekunde, also fast übereinstimmend mit der Lichtgeschwindigkeit. Zum Verständnis des Zusammenwirkens der einzelnen Entdeckungen und der durch sie hervorgerufenen Apparate müssen wir nun noch die geistreichen



Feldstation für Funkentelegraphie.

Einrichtungen zur Verstärkung der elektrischen Strahlung, der dauernden Funkengebung, sowie Erzeugung kräftiger elektrischer Wellen und weitreichender elektrischer Impulse kennen lernen.

Die Signalübertragung mittels elektrischer Wellen zwischen zwei Stationen geht folgendermaßen vor sich.

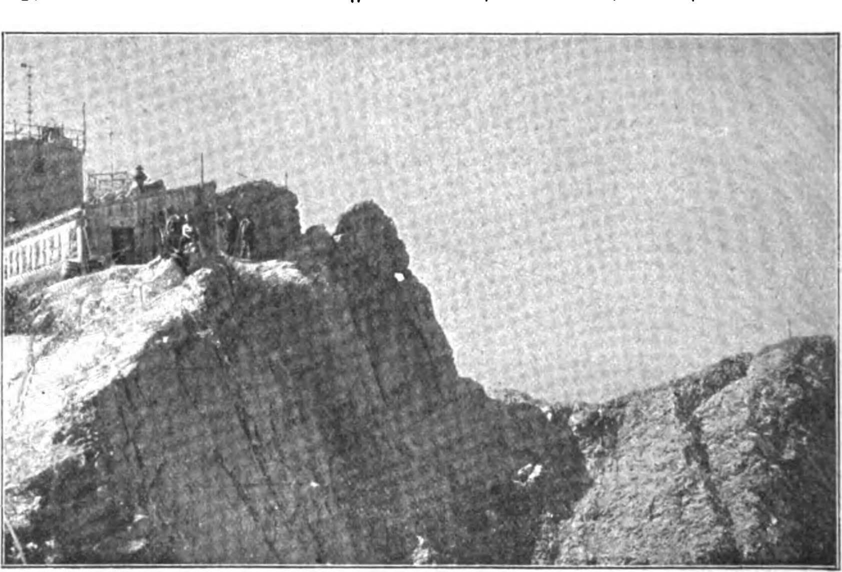


Station Eibsee.

An der Aufgabestelle des Telegramms wird der Sendedraht in elektrische Strahlung versetzt. Diese verbreitet sich mit Lichtgeschwindigkeit nach allen Richtungen des Raums, trifft also auch den Luftleiter der Empfangsstation und versetzt diesen in ähnliche Schwingungen wie die des Gebers. Der empfangende Luftleiter versetzt den S. 519 abgebildeten Empfänger in Schwingungen. In letzterem liegt der Fritter, der wichtigste Teil des Empfangsapparats. Dieser Fritter wirkt wie ein Stromschlüssel, der einen lokalen elektrischen Stromkreis automatisch schließt und öffnet und auf diese Weise die elektrische Strahlung des Gebers an der Empfangsstelle bethätigt. Der Fritter, auch Kohärer genannt, ist eine Glasröhre, in der lose übereinander geschichtete Metallkörner wie Eisen, Kupfer, Messing oder Nickelfeilspäne sich befinden. Eine solche Röhre bietet an und für sich dem Durchgang eines elektrischen Stroms unüberwindlichen Widerstand; sobald sie aber von elektrischen Strahlen getroffen wird, leitet sie den Strom, und eine leise Erschütterung, z. B. durch Klopfen an der Röhre nach erfolgter Bestrahlung, stellt den unendlichen Widerstand wieder her. Der englische Physiker Lodge ist wohl als Vater des Gedankens zu bezeichnen, mit elektrischen Strahlen und Frittröhren zu telegraphieren. Es fehlt nun noch ein Apparat, der die im Sekundärdraht erzeugten Wechselströme auffängt und zur Wahrnehmung bringt. Dies ist die uns bekannte Frittröhre. Um aus dieser die größeren Leistungen zu gewinnen, wird man sie dort an den Empfangsdraht anschließen müssen, wo die hervorgerufenen Wechselspannungen am größten sind. Dies wäre an der Spitze des Fangdrahtes. Da diese aber ein unzulänglicher Punkt ist, so hilft man sich in der Weise, daß man an das untere Ende des Fangdrahts einen zweiten Draht von gleicher Länge anschließt. Dieser Verlängerungsdraht erzeugt an seinem freien Ende einen kräftigen Schwingungsbauch der elektrischen Spannung, in ähnlicher Stärke wie die an der Spitze des Fangdrahtes, und bietet gleichzeitig den Vorteil der Zugänglichkeit. Es ist auch nicht nötig, den Verlängerungsdraht gradlinig zu führen, man kann ihn auf größere Spulen wickeln, wie aus der Abb. S. 519 ersichtlich. Durch dieses Hilfsmittel ist es jetzt gelungen, die Präzision und Sicherheit der Zeichengebung in ausgiebigem Maß zu verstärken.

Der Verlängerungsdraht ermöglicht aber noch andere nicht unwesentliche Vorteile, nämlich, daß man vorhandene Leiter, z. B. Blitzableiter, Fahnenstangen oder eiserne Schiffsmasten und dergleichen in bestimmten Fällen ohne weiteres als Empfangsdrähte für die Funkentelegraphie benutzen kann.

Bei leichtbeweglichen Feldstationen (Abb. S. 519) werden die Depeschen nicht mit Morseschrift gegeben und abgelesen, sondern mittels Telephonhörer abgehorcht. Als Stromquelle dienen bei solchen Stationen mehrere Trockenelemente; die hier zur Verwendung kommenden eigens konstruierten Induktoren geben eine Funkenlänge von drei bis fünf Millimeter. Ihr aus blankem Kupferdraht bestehender Sendedraht wird mittels Drachen oder Ballons in die Höhe gehalten. Eine interessante Landstation auf deutschem Boden



Station Zugspitze.

ist im vorigen Jahr auf der Zugspitze, dem höchsten Berg Deutschlands, ausgeführt worden. Sie korrespondiert mit der Station Eibsee bei einer Höhendifferenz von zweitausend Meter. Hierbei ist zu bemerken, daß sie mit minimalen elektrischen Kräften arbeitet und dennoch ganz tadellos funktioniert.



Akademischer Sport.

Von Dr. Robert Hessen.

Während das geistige Auge der Nation gespannt nach den Zolltarifsverhandlungen und andern Haupt- und Staatsaktionen schaute, hat sich in aller Stille ein Ereignis vollzogen, das mehr als nur symptomatische Bedeutung beansprucht und für die Sitten unseres Volkes die günstigste Nachwirkung erwarten läßt: in Heidelberg, der berühmten Stadt des Rodensteiners und der Hirschgasse, hat sich ein akademischer Sportklub gebildet.

Was in aller Welt bezwecken diese jungen Leute? hör ich fragen. Wie kommt es, daß ihnen das deutsche Fechten, Kneipen, Turnen nicht genügen will? Was ist denn gar so wichtig an dieser Neuerung?

Um es in einem Wort zu sagen: wenn eine Sache, wie der Freiluftsport, einmal zu den Wirklichkeiten unseres nationalen Daseins gehört, so sollten die jungen Studenten seine geborenen Führer sein, nicht bloß in der Vertretung des Gedankens, sondern vor allem in der Leistung. Dieser Aufgabe hat sich aber unsere Studentenschaft bisher im allgemeinen ferngehalten, um älteren Sitten treuzubleiben. Das deutsche Heer andrerseits ist eine so pflichtenreiche und ernste Institution, daß aus naheliegenden Gründen nur der Rennsport in ihr wirkliche Förderung findet. Das Homburger Offiziertennisturnier versammelt alljährlich höchstens zwanzig Teilnehmer, und von diesen verdanken die meisten ihre sportliche Ausbildung auch nur besonders günstigen Zufälligkeiten. Auf der Ruderbank hat man bei Regatten wohl noch nie einen Offizier gesehn, im Fußball stehn die jungen Kaufleute ganz in erster Reihe, und wo bisher — wenn man von Berlin mit seinen Ausnahmeverhältnissen absieht — auch von Studenten schwache Versuche gemacht wurden, den Sport systematisch zu betreiben, sind sie bald genug, wie unlängst in Straßburg, unter dem Druck der Umstände zur „Pflege der Geselligkeit" übergegangen, haben ins alte Fahrwasser zurückgelenkt.

Deshalb ist der akademische Sportklub in Heidelberg um so erfreulicher, weil er sichtbarlich einer treibenden Notwendigkeit entsprach, keine Anregung von außen, kein idealistisches Prinzip ihn entstehen ließen. Heidelberg ist reich an Schülern; es hat seit vielen Jahren einen sehr stattlichen Ruderklub, der zwischen der alten und neuen Heidelberger Brücke an klaren Tagen das Muster guter Leistungen bietet; in den Nachbarstädten Karlsruhe und Mannheim wird ausgezeichnet Fußball gespielt; der Neuenheimer Tennisplatz jenseits des Neckars ist dicht bevölkert. So traten denn dort allmählich Studenten auf, die ihre leidenschaftliche Vorliebe für das Tummeln an freier Luft nicht aufgeben wollten, vielmehr nach Halt und Stütze für ihre liebsten Gewohnheiten suchten, und dieser Halt ist jetzt gefunden. Eine große Zahl von Aktiven und Passiven, selbst aus den Nachbarstädten, schloß sich an, und das Glück hatte die Laune, das junge Unternehmen zu stützen; einige unserer vorzüglichsten Sportsleute siedelten nach Heidelberg über, und ein Gönner der Jugend schenkte Grund und Boden.

Der Schwierigkeiten, die ihrer noch harren, sind sich die jungen Leute völlig bewußt; denn das Vorurteil in Deutschland gegen Freiluft ist groß, und manches hat dazu beigetragen, den Sport in gewissen Kreisen unbeliebt zu machen. Um so dringender muß es betont werden, daß athletische Wettspiele dem germanischen Charakter von jeher mindestens ebenso geläufig und ein tiefes Bedürfnis waren, wie dem hellenischen, ja, daß nicht bloß die Sache, von der wir heut reden, sondern das Wort selbst zum Deutschesten gehört, was es überhaupt giebt. Es ist, wie Professor Hueppe nachgewiesen hat, kein Geringerer als der Westgote Ulfilas, der in seiner Bibelübersetzung ausdrücklich sagt: „Viele kämpfen im Sport, doch nur wenige erringen die Palme." Wir können England nur dankbar sein, daß es uns, während wir feierten, gewisse Sportarten musterhaft ausgebildet hat; aber so wenig sie drüben erfunden wurden, so wenig sind wir „Nachäffer", wenn wir sie heute betreiben; denn jeder Sport, der von einer Nation mit wirklicher Liebe gepflegt wird, entwickelt sich allmählich und nimmt nationale Eigenheiten an. Cricket ist nachweislich aus Friesland zu den Briten hinübergekommen, Tennis aber war vor dreihundert Jahren bei uns verbreiteter als heute; es wurde auch winters in eigens dazu errichteten Häusern ausgeübt. Ein bekannter Kupferstich zeigt uns Straßburger Studenten aus dem Jahr 1609 in einem Viererspiel mit quer gezogenem niedrigem Netz, und einer von den Vieren hebt mit einem „Rakett", wie wir es heute noch kennen, zu einem geradezu klassischen „backhander" aus. In Mannheim und Tübingen hab ich mit eigenen Augen die alten „Ballhäuser" stehen sehn, dergleichen vor dem dreißigjährigen Krieg fast jede deutsche Stadt besaß, und in denen nicht etwa getanzt, sondern Ball geschlagen wurde. Das beweist jene Lokalität des Heidelberger Schlosses, die noch jetzt als „Ballenhaus" geführt wird; denn der Pfälzer sagt nicht „die Bälle", sondern „die Ballen".

Nun ist ja wohl richtig, daß „Rugby", jene Art des Fußballsports, bei der auch Arme und Hände mitwirken, auf den ungeübten Zuschauer einen etwas wilden Eindruck macht; denn die erste Reihe der Spieler trägt nicht umsonst den Namen „Stürmer". Aber wer sich die Mühe nimmt, mehr als einmal zuzuschauen und sich in den Sinn des Spieles einweihen zu lassen, lernt bald aus dem, was ihm früher roh und rücksichtslos scheinen wollte, die Feinheit der Technik herausmerken und folgt allen diesen Thaten der Schlagfertigkeit mit schärfstem Anteil. Das Ding tobt wie eine Schlacht, und wenn man zwei Mannschaften, nachdem es eben heiß herging, sich wieder aufstellen sieht, schnaufend, mit jagenden Flanken und doch funkelnden Augen, bereit, sofort von neuem das Aeußerste daran zu setzen, der begreift es, warum die Zuschauer jede gelungene Phase des Spiels mit lautem Beifall belohnen. Und wie wird dieser Sport erst geliebt von seinen Teilnehmern, wie versteht man den Schmerz eines kräftigen Jungen, dem solche Bethätigung und Uebung von Herz, Lunge, Muskelsystem und Auge verboten wird! Wie mißverstehn doch jene das Wort „Erziehung", die hier nur immer von der „Gefährlichkeit" reden, als ob nicht jede Verbesserung des Straßenpflasters mehr Knöchelbrüche im Gefolge



hätte, als alles Fußballspielen in derselben Stadt; als ob man Knaben bloß immer in der Stube halten müßte, bis eines Tags, wie Präsident Roosevelt das an der früheren jeunesse dorée Amerikas beklagte, „die Jugend so weichlich und weibisch geworden, daß sie das Grün des Billards dem Grün des Rasens vorzieht.“

Der akademische Sportklub ist weit entfernt, sich solchen Vorwürfen gegenüber als das alleinige Heil zu betrachten. Alles Aggressive liegt ihm fern. Er ist überzeugt, daß auf alle mögliche Weise Tüchtiges erreicht, die Mannhaftigkeit gefördert, das gymnastische Ideal: vollständige Herrschaft über das Muskelsystem zu jeder verlangten Leistung und Tauglichkeit für jede Strapaze vorgeschrittener Kultur, verwirklicht werden kann. Kurz, er will niemand etwas nehmen; er glaubt nur, daß bei dem starken Bevölkerungszuwachs in Deutschland sportliche Organisationen praktisch sind. Er weiß ganz genau, daß die festgewurzelten studentischen Korporationen noch auf eine ferne Zukunft hinaus den Instinkten der großen Mehrheit am besten entsprechen werden, ist sich jedoch um so lebhafter bewußt, gewissen erst werdenden und wachsenden Anforderungen modernen Volkslebens entgegenzukommen. Denn wenn z. B. die Deutschen mit solcher Inbrunst Kolonialpolitik treiben, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß eine Ausbildung in Ertragung von Sonnenhitze und Durst mit der dazu gehörigen Mäßigkeit eine bessere Vorschule für den Tropendienst bilden, als der Kneipenbesuch, der erfahrungsgemäß die Leber anfällig macht und ungezählten Landsleuten in Afrika ein frühes Grab geschaufelt hat.

Die glänzenden Vorzüge des Fechtens werden am allerwenigsten dabei verkannt. Aber das verhängte Fechten begleitet den deutschen Musensohn leider nicht ins bürgerliche Leben. Es hört fast immer auf mit dem Verlassen der betreffenden Hochschule, und auf der Hochschule selbst führt es zum Mensurbetrieb, der wieder vom Kneipenbetrieb unzertrennbar ist und durch zu häufige Wiederkehr die Ausbildung fechterischer Vollkommenheit erschwert. Die möglichst vollkommene Technik aber ist, nächst dem freien Antreten zum Wettspiel und dem Zug zur Selbständigkeit, das Hauptmerkmal wahren Sports. Nur aus diesem Grunde, nicht weil er weniger gern lustig wäre, sondern weil der Alkohol die Exaktheit von Hand und Auge behindert, weil große Biermengen auf die Dauer das Herz schwächen und unnützes Fett ansetzen, so daß Leute, die ein paar Jahre lang scharf getrunken haben, für gewisse Höchstleistungen bei Rudern und Fußball nicht mehr tauglich sind — darum allein legt sich der sportliche Akademiker jene Mäßigkeit auf, die von seinem Spielhaus alkoholische Getränke verbannt.

Hier liegt aber zugleich auch die größte Schwierigkeit der kommenden Entwicklung. Denn wo sind die Räume, um in der Stadt selbst so gesinnten Leuten ihre Zusammenkünfte zu ermöglichen? Wir alle leben in einer Abhängigkeit von der Kneipe, die an Sklaverei grenzt, und müssen, sobald wir geschlossene Räume aufsuchen, etwas „verzehren“ oder mindestens bestellen; und das Bier ist dabei immer noch am billigsten.

Welche Hochschule wird als nächste Heidelberg folgen? Und wie lange Zeit wird hingehn, bis irgendein akademischer Sportklub ein geselliges Heim hat, das mit seinen Absichten im Einklang ist? Voller Licht und Luft, mit Bibliothek und Lesesaal, mit ein paar Billards und sämtlichen Vorkehrungen für leichte Athletik! Noch leben erst wenige Deutsche, die für solche Absichten schon etwas übrighätten, die solch einen Zweck zu fördern geneigt wären. Aber die Hauptsache ist vorhanden: die Jugend will. Und der Jugend pflegt die Zukunft zu gehören.

Der neue Kunstausstellungspalast in Düsseldorf.

Von Professor Dr. Paul Clemen.

Hierzu 3 photographische Aufnahmen.

Der lange, öde Uferstreifen, der sich am nördlichen Ende von Düsseldorf in weitgespanntem Bogen am Rhein hinzog, hat seit ein paar Jahren ein seltsam verändertes Gesicht erhalten. Erst haben riesenhafte gespenstige Baggermaschinen Tag und Nacht gearbeitet, um einen ganz neuen Stadtteil dem Rhein abzugewinnen: der gewaltige Strom, der das jüngste Wachstum der Stadt begründet hat, hat ihr auch dieses neue Gelände geschenkt. Und auf diesem langgestreckten Streifen, der Biegung des sich hier in behaglicher Breite dahinwälzenden Flusses folgend, ist in den beiden letzten Jahren ein ganzes Heer von großen und kleinen weißen und bunten Bauwerken emporgewachsen, in einer Ausdehnung von fast zwei Kilometern, von umsichtig und geschickt verteilten, über Nacht entstandenen gärtnerischen Anlagen eingerahmt. Bauten in phantastischen und abenteuerlichen Formen, Rundtempel und Kuppelbauten, Paläste, Zellenanlagen und zierliche Häuschen mit Lauben und Loggien, nur wenige das Material und die Konstruktion ehrlich offenbarend, die meisten verkleidet und umhüllt von einer vorgeklebten Außenarchitektur, die weder in der Formensprache noch in dem Maßstab dem Rechnung trägt, was diese Hallen im kommenden Sommer enthalten sollen. Es ist wieder einmal viel angewandte Kunstgeschichte, aber lustig und festlich anzusehn, trotzdem sich die Gebäude mit den Ellbogen fast berühren, in der Gesamtwirkung weit besser überlegt als vor zwei Jahren die langen Schauseiten auf der Pariser Invalidenesplanade. Der Kruppsche Pavillon, der wie eine drohende und trotzige Festung von derben, bewehrten Ecktürmen flankiert, von einem eisernen Schiffsmast überragt, sich wuchtig und machtvoll am Strom hingelagert hat, und das von dem zu früh verstorbenen Architekten Thielen entworfene Hauptausstellungsgebäude mit der gewaltigen dominierenden Kuppel bilden für das Auge in der Rheinansicht glückliche Ruhepunkte.



Vorderansicht des Kunstpalastes der Industrie-, Gewerbe- und Kunstausstellung in Düsseldorf.

Durch sechs Monate hindurch wird dies reiche Gelände von Millionen von Besuchern überflutet werden, die Gewerbe- und Industrieausstellung für Rheinland und Westfalen wird hier das beste Können von ganz Westdeutschland offenbaren, es wird hier der harte Kampf um das Eisen gekämpft werden, die größte Industrie Deutschlands wird hier umfassender und überzeugender als jemals vorher innerhalb unserer Grenzen oder im Ausland sich zeigen, die Ausstellung wird überhaupt die größte sein, die Deutschland, in dem für die Weltausstellungen kein Boden zu sein scheint, bislang gesehn hat. Aber schon in zehn Monaten wird dies ganze Gelände ein einziger riesiger Trümmerhaufen sein, nur das Skelett der Bauten wird noch dastehn — und nach einem weiteren Jahr wird hier ein neuer Park entstanden sein. Düsseldorf kommt dann eigentlich erst an den Rhein zu liegen, eine Villenstraße wird im Hintergrund diesen Parkstreifen säumen bis zu jener Florentiner Villa, die ein kunstsinniger Jungdüsseldorfer sich dort fern vom Getriebe der Stadt errichtet hat, und eine Rheinanlage wird hier aus dem Boden wachsen, als Fortsetzung des altberühmten Hofgartens, ausgedehnter noch als die Koblenzer Rheinanlage, freilich ohne den Hintergrund der bewaldeten Berge, dafür aber mit einem weiten Ausblick über den einem See gleich sich hier weitenden Strom, in eine in fernes Silbergrau getauchte, schon ganz holländisch uns anmutende Landschaft, für das malerisch empfindende Auge unendlich feine Reize bergend.

Aber ein Bauwerk aus dieser ganzen Legion wird die Zerstörung überdauern. Nicht für ein so ephemeres Dasein in leichter Eisen- und Rabitzkonstruktion errichtet, sondern für die Ewigkeit gefügt, erhebt sich in vornehmer Abgeschlossenheit, weit hinter die vierfache Mittelallee zurücktretend — der neue Kunstpalast. Gegen den Rhein zu verdecken ihn jetzt zum Teil die Kuppeln der großen Hüttenvereine. Später wird aus dem Grün des Parks allein dies weiße Haus der Kunst mit seinem kupfernen Dom auftauchen, in der Mittelachse, nach dem Rhein zu sich senkend, davor die große weitverzweigte Wasserkunst, die die deutschen Betonfabrikanten dort jetzt aufbauen, mit Karl Janssens in gigantischer Größe ausgeführter Kentaurengruppe in der Mitte.

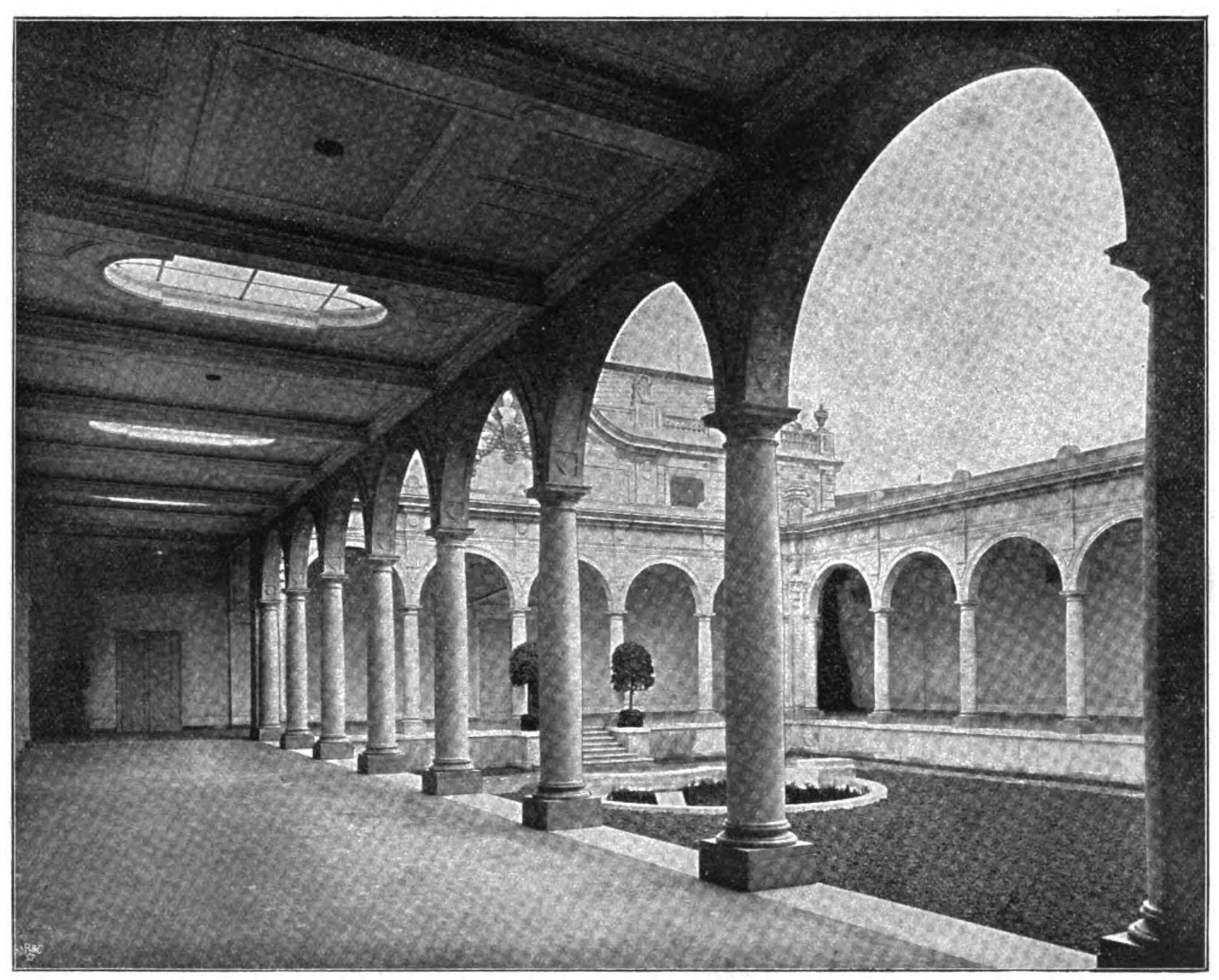
Am 8. März ist das Gebäude nach zweijähriger Bauzeit feierlich eingeweiht und von der Stadt als der dauernden Eigentümerin und Hegerin und von der Künstlerschaft für die deutsch-nationale Kunstausstellung dieses Jahres übernommen worden. Es sind viel Reden gehalten worden, weise und weniger weise, und der entwickelte Durst war nicht unrühmlich. Zum erstenmal ist auch den Fernerstehenden Gelegenheit geboten worden, in ruhiger Muße zu bewundern, was in stiller und mühevoller Arbeit von den Architekten und den Unternehmern, von dem unermüdlichen Vorsitzenden der Kunstausstellung und seinem Stab geschaffen worden ist. Nur wer hier selbst hat zusehen und mit Hand anlegen dürfen, weiß, welche Schwierigkeiten zu überwinden waren, weiß, welche Summe von Ueberlegung und Sorge in das Fundament des Baus mit eingebettet ist. Auf Grund eines preisgekrönten Entwurfs des Düsseldorfer Architekten Bender ist der Bau entstanden. Freilich ist zuletzt nicht vielmehr als die glückliche Grundrißdisposition und die Gliederung der Fassade übriggeblieben. Die Durchführung haben dann Philipp Holzmann & Cie. übernommen; nur eine Weltfirma wie dies Frankfurter Haus konnte die Garantie bieten, den Palast wirklich in so überraschend kurzer Zeit zu Ende zu bringen. Die Architekten Rückgauer und Kraefft haben die Ausführung

in Düsseldorf geleitet, der erste mehr für die Detailierung, der zweite für den technischen Teil. Die Gesamtkosten des Rohbaus betragen 1 200 000 Mark, dazu kommen 800 000 Mark für das Grundstück, das von der Stadt zur Verfügung gestellt ist. Die Ausdehnung der Fassade ist sehr bedeutend, sie beträgt 134 Meter, während z. B. das Reichstagshaus in Berlin nur eine solche von 114 Meter hat. Die lange Fläche ist durch zwei Eckrisalite und den kräftigen ausladenden Mittelrisalit gegliedert, hinter dem sich die in Kupfer eingedeckte Mittelkuppel erhebt. Es geht dieser Kuppel wie allen ihresgleichen, die den Tambour entbehren: sie brauchen einige Distanz, um zur vollen Wirkung zu kommen. Der ganzen Architektur liegen italienische Barockformen zu Grunde, die aber in künstlerischer Freiheit mit süddeutschen gemischt erscheinen, die Detaillierung ist dabei ziemlich modern; neben Louis XVI.-Motiven und klassizistischen Formen in dem Kuppelraum treten an den Eckrisaliten und im Aeußeren der Kuppel der Schule Otto Wagners verwandte Details auf. Die gesamten Einzelheiten sind aber einer großen einheitlichen Wirkung untergeordnet. In den langen Flächen der beiden Flügel wirken die wuchtigen Profile der Fensterumrahmungen schwer und ernst, ein großes Halbrund betont den Mitteleingang, nur an dem Balkonausbau hier kommen feinere, mehr spielende Formen zur Anwendung. Die hellschimmernden weißgelblichen Tuffquadern, aus denen die ganze Fassade aufgeführt ist, geben dabei dem ganzen Bau etwas festliches. Es ist eine würdige Heimstätte, die der ganzen Kunst hier errichtet ist, weit wirkungsvoller als der Dresdner Kunstpalast und unendlich monumentaler als das Münchner und das Berliner Ausstellungsgebäude. Der plastische Schmuck fehlt freilich noch, der die Silhouette reicher ausgestalten soll — für die ehernen Viergespanne auf den Eckrisaliten und die krönende Gruppe über dem Mittelgiebel sind erst die Untersätze vorhanden; nur das mittlere Giebelfeld und die Felder über den Seitenportalen haben ihren Skulpturenschmuck von Heinz Müller und Nieder schon erhalten. Die mächtige Eingangshalle, die sich nach den Emporen in großen Rundbögen öffnet, und die durch die obere Laterne ein feines, gedämpftes, gelbliches Licht empfängt, ist das Glanzstück des ganzen Gebäudes und von glücklichster Wirkung, die abgeschrägten Ecken sind in echtem Marmor verkleidet, Bronzekartuschen bilden den unteren Abschluß. Direkt hinter der Kuppel liegt dann in der Mittelachse des Gebäudes der Ehrenhof, der einem glücklichen Vorschlag des Kaisers entsprechend, als eine Art Kreuzgang in italienischen Hochrenaissanceformen ausgebildet ist, nach dem Quadrum zu Bogenstellungen auf Rundsäulen in mustergiltig exakter Sandsteinausführung zeigt. Wie ein Campo santo soll dieser Säulenhof die Skulpturen aufnehmen, niedere gärtnerische Anlagen werden wie in dem kleinen Binnenhof des Petit Palais in Paris das Quadrum einnehmen, ein breites, marmornes Brunnenbecken wird Kühle spenden. Hinter dem Ehrenhof liegt dann wieder der 28 Meter lange Mittelsaal, der mit einer geräumigen Apsis abschließt. Und auf beiden Seiten ziehen sich dann die mit doppeltem Oberlicht überdeckten Ausstellungssäle hin, bei deren Einrichtung alle Erfahrungen der letzten Ausstellungen, der neueren Ausstellungsgebäude besonnen verwertet sind und die durch ein raffiniertes System von verstellbaren Wänden das Schaffen großer wie kleiner Säle der mannigfaltigsten Form und von jeder Ausdehnung gestatten.

Mitteleingang des Kunstpalastes.

Nicht weniger als 8000 Quadratmeter beträgt die umbaute Fläche.

Das ist das Haus. Eine neue Heimstätte soll es sein für die Düsseldorfer Kunst, die deutsche Kunst. Die eigentliche Weihe wird es erst am 1. Mai erhalten, wenn unter dem Protektorat des Deutschen Kronprinzen die deutsch-nationale Kunstausstellung mit der kunsthistorischen Ausstellung in ihr eröffnet werden wird. Der zähen Energie, der bewunderungswürdigen Umsicht und dem diplomatischen Geschick des ersten Vorsitzenden der Ausstellung und des Kunstausschusses, des Professors — oder ist es ein Mädchen? — geleitet und geschützt von der Industrie, einer muskulösen Meunierschen Gestalt. Und ins herkömmlich Mythologische übersetzt bezeugt das zum zweitenmal das Giebelfeld über dem Mitteleingang. Ich möchte nur wissen, wer von den guten Rheinländern in dem bärtigen Kerl in der Mitte den Feuerspender Prometheus erkennen wird — und ob es den Vorgang verständlicher macht, wenn man dem Publikum den Namen nennt? Aber ohne diese längst zu Tode gehetzten Symbole scheinen wir nun einmal nicht auskommen zu können.



Der Ehrenhof des Düsseldorfer Kunstpalastes.

Fritz Roeber, ist es in vorderster Linie zu danken, daß der Bau emporgewachsen ist und daß eine Ausstellung in solchem Umfang überhaupt eingeleitet werden konnte. Es ist ein in den Annalen des Ausstellungswesens wohl einzigartiges Faktum, daß eine Künstlerschaft die Anregung zu einer Gewerbe- und Industrieausstellung giebt — und ohne Beispiel bisher auch die fürstliche Liberalität der privaten Industrie, die aus eigenen Mitteln der Kunst ein Haus errichtet. Mit vollem Recht erscheint drum auch auf dem offiziellen Plakat der Düsseldorfer Ausstellung, das schön gedacht, aber miserabel wiedergegeben ist, der Genius der Kunst, der Knabe Euphorion,

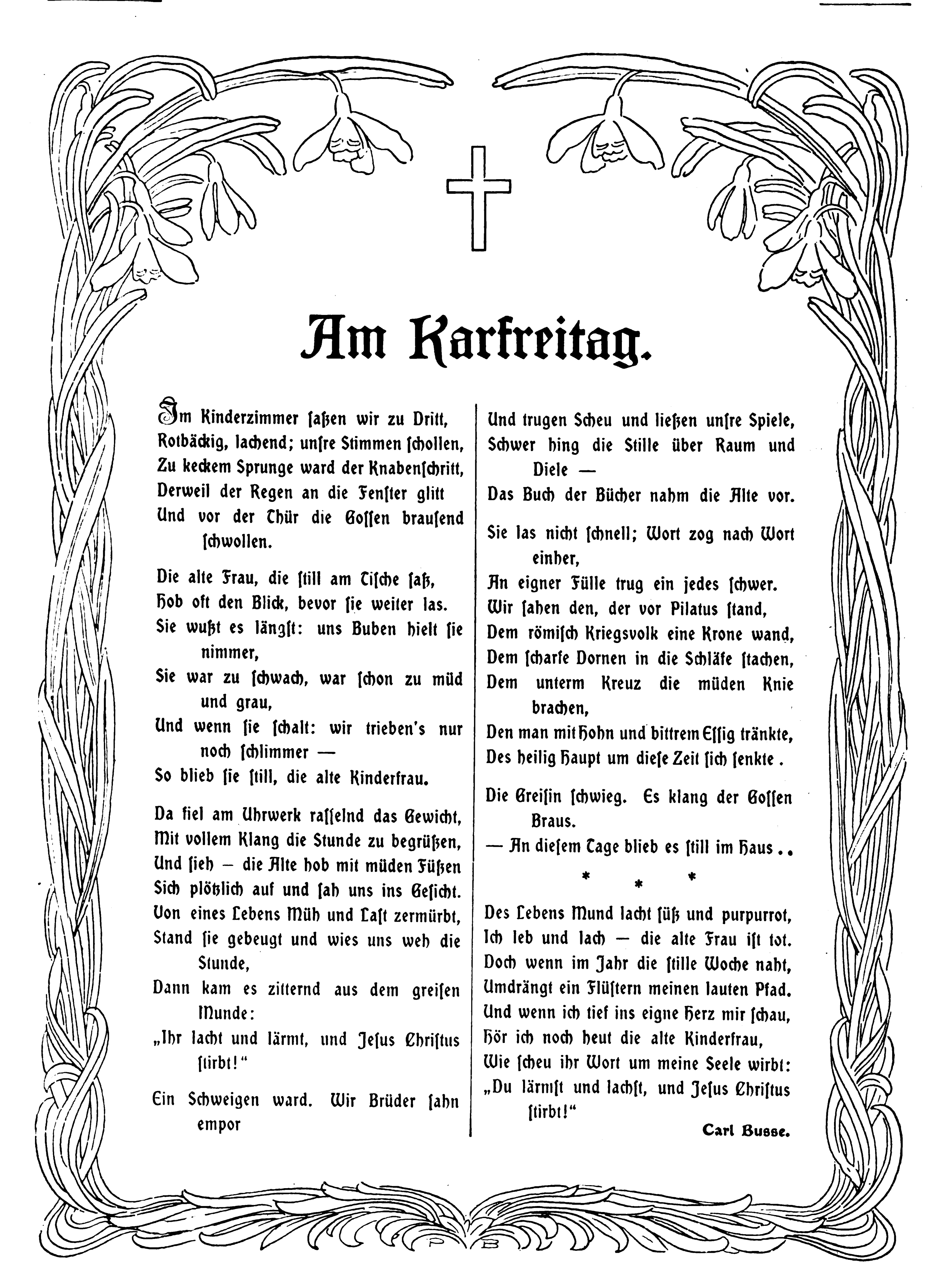
Was dies neue Haus für Düsseldorf bedeuten soll, hoffentlich bedeuten wird, braucht kaum gesagt zu werden. Bisher waren die Düsseldorfer Künstler auf den Ausstellungen Gäste, gern gesehene oder auch nur geduldete, jetzt werden sie selbst Gastgeber und Hausherren sein. Die ganzen Verhältnisse auf dem Kunstmarkt haben sich seit zwanzig Jahren durchaus verschoben. Die großen Ausstellungen bieten nicht nur mehr eine gelegentliche Revue über das zeitgenössische Schaffen, sie stellen auch die großen Markthallen für den gewöhnlichen Umsatz dar. Der alte gemütliche Bilderhandel, wie er in Westdeutschland noch bis vor

drei Jahrzehnten bestand, wo die Kunsthändler und die Liebhaber durch die Ateliers spazieren gingen und dort einkauften, ist fast ganz verschwunden, mit dem massenhaften Absatz der Düsseldorfer Bilder und Bildchen nach Amerika und England ist es vorbei. Allein maßgebend sind die Ausstellungserfolge zum Glück noch längst nicht — Boecklin, von Gebhardt haben ohne die Ausstellungen ihre steile Höhe erreicht. Aber die Ausstellungen fangen immer mehr an, wie im kaufmännischen Leben die Börsen, den Markt zu bestimmen. Selbst die alten und soliden Firmen dürfen sich nicht von der Börse fernhalten. Von den großen Wettkämpfen in München und Dresden war Düsseldorf aber fast ganz ausgeschlossen, nur Berlin gewährte ihm vorsichtige Gastfreundschaft: aber Berlin ist kein Olympia. In London, in Amsterdam, in Paris traf man einzelne Düsseldorfer, aber die Mehrzahl stellte überhaupt nicht mehr auswärts aus, und vor allem stellte Düsseldorf, das ganze Düsseldorf, das alte und das junge, nie mehr geschlossen aus. Wenn die Düsseldorfer Kunst heute von ihrem alten Piedestal, der zum Isolierschemel geworden war, herabgestiegen zu sein scheint, wenn die Düsseldorfer Malerei wohl auch hier und da von oberflächlichen Beobachtern über die Achsel angesehen wird, so liegt das eben zunächst daran, daß nirgendwo ein geschlossenes Gesamtbild von dem Wollen und Können der Düsseldorfer Kunst zu gewinnen war. Es fehlte freilich hier auch unter den Künstlern selbst an Korpsgeist: das kleine Düsseldorf leistet sich den lächerlichen Luxus von nicht weniger als sechs Künstlergruppen, alle stellen für sich aus und einige herzlich dürftig, die besten und vornehmsten Künstler überhaupt kaum. Nicht einmal dem Rheinländer war es möglich, auf einmal einen Ueberblick über die gesamte Kunst Düsseldorfs sich zu verschaffen. Weit schlimmer ward das, wenn die Düsseldorfer Kunst draußen erschien: in Paris waren ihr ganze zehn laufende Meter zugebilligt.

Daß eine kräftige, auf heimischem Boden erwachsene, ernsthaft arbeitende, blühende Kunst hier besteht und eine junge Kunst dazu, das wird hoffentlich die Ausstellung des Sommers erweisen. Auch wie viele starke Individualitäten hier im Feld stehen, wie fruchtbar ihr Schaffen ist, wird dieser Sommer zeigen. Es ist eine Jugend ohne Kinderkrankheiten. Wenn Düsseldorf jetzt die Künstlerschaften Deutschlands und Oesterreichs zum erstenmal zu feierlicher Veranstaltung bei sich zu Gast ladet, und wenn es nicht den Atelierabhub des letzten Winters, sondern das beste aus den letzten zehn Jahren für diese Dezennalausstellung begehrt, muß es wissen, daß es die stärksten Gegner sich ins eigene Haus holt. Ein furchtbar ernstes Ringen steht bevor: Düsseldorf muß seinen Platz an der Sonne behaupten, seine Stelle als eine der führenden Kunststädte, einen Posten, der vielen gefährdet, einigen verloren erschien, neu erkämpfen. Es kommt gar nicht auf Massenanhäufung in dieser Ausstellung an, auch nicht darauf, daß möglichst viele Künstler vertreten sind. Wirkt diese Ausstellung nicht überzeugend, so ist sie vergebens. So ist für die heimische Kunst diese Veranstaltung ein Signal zur Sammlung und eine Mahnung zur äußersten Anspannung aller Kräfte.

Aber wenn es nur auf die egoistischen Wünsche der Künstler und auf die Hoffnungen der Stadt Düsseldorf angekommen wäre, hätte die westdeutsche Industrie nie mit solcher Einmütigkeit diese großen Opfer beschlossen. Es handelte sich um weit mehr. Für die Provinzen Westdeutschlands galt es, ein Kunstzentrum zu schaffen, für das ganze deutsche Kunstleben einen Ankerplatz, vielleicht auch einen Stapelort. Es gilt, die beiden reichsten Provinzen von ganz Deutschland der Kunst überhaupt erst zu erschließen — der Kunst, nicht dem Kunstmarkt allein. Allzu rasch sind in den letzten zwanzig Jahren hier fürstliche Vermögen entstanden, die künstlerischen Bedürfnisse haben sich nicht im gleichen Schritt entwickeln können. Und doch zeigt das Beispiel des benachbarten Krefeld, wie leicht unter zielbewußter Leitung die Kräfte zu entfesseln sind, künstlerischer Sinn zu wecken ist. So soll dieser Kunstpalast mit seinen wechselnden Ausstellungen, der ersten großen deutsch-nationalen Ausstellung und allen ihren Nachfolgerinnen die leicht beweglichen und empfänglichen Rheinländer wieder daran gewöhnen, regelmäßig große Kunst zu sehen. Erst zu sehen und noch einmal zu sehen — dann vielleicht auch zu kaufen. Hat doch das Rheinland seit dem Jahr 1861 (in Köln) und 1880 (in Düsseldorf) überhaupt keine große Kunstausstellung mehr gesehen. Die direkten materiellen Erfolge dieser Ausstellungen sind doch nur gering im Vergleich zu den Mühen und Kosten, die sie bereitet. Es handelt sich hier weit mehr um große ideale Faktoren — um die Frage der künstlerischen Volkserziehung. Ich denke, die Samenkörner werden in den Rheinlanden auf einen fruchtbaren Boden fallen. Das Horoskop ist günstig. Und daß in einer wirtschaftlich so unsicheren Zeit zwei Millionen für einen rein künstlerischen Zweck geopfert werden konnten, wirkt versöhnend und frohe Hoffnung erweckend. Die Industrie hat jetzt in Düsseldorf bei der Kunst die Gevatterschaft übernommen — mag sie ihr eine gute Patin bleiben.





Am Karfreitag.

Im Kinderzimmer saßen wir zu Dritt,
Rotbäckig, lachend; unsre Stimmen schollen,
Zu keckem Sprunge ward der Knabenschritt,
Derweil der Regen an die Fenster glitt
Und vor der Thür die Gossen brausend schwollen.

Die alte Frau, die still am Tische saß,
Hob oft den Blick, bevor sie weiter las.
Sie wußt es längst: uns Buben hielt sie nimmer,
Sie war zu schwach, war schon zu müd und grau,
Und wenn sie schalt: wir trieben's nur noch schlimmer —
So blieb sie still, die alte Kinderfrau.

Da fiel am Uhrwerk rasselnd das Gewicht,
Mit vollem Klang die Stunde zu begrüßen,
Und sieh – die Alte hob mit müden Füßen
Sich plötzlich auf und sah uns ins Gesicht.
Von eines Lebens Müh und Last zermürbt,
Stand sie gebeugt und wies uns weh die Stunde,
Dann kam es zitternd aus dem greisen Munde:
„Ihr lacht und lärmt, und Jesus Christus stirbt!"

Ein Schweigen ward. Wir Brüder sahn empor
Und trugen Scheu und ließen unsre Spiele,
Schwer hing die Stille über Raum und Diele —
Das Buch der Bücher nahm die Alte vor.

Sie las nicht schnell; Wort zog nach Wort einher,
An eigner Fülle trug ein jedes schwer.
Wir sahen den, der vor Pilatus stand,
Dem römisch Kriegsvolk eine Krone wand,
Dem scharfe Dornen in die Schläfe stachen,
Dem unterm Kreuz die müden Knie brachen,
Den man mit Hohn und bittrem Essig tränkte,
Des heilig Haupt um diese Zeit sich senkte.

Die Greisin schwieg. Es klang der Gossen Braus.
— An diesem Tage blieb es still im Haus..

* * *

Des Lebens Mund lacht süß und purpurrot,
Ich leb und lach — die alte Frau ist tot.
Doch wenn im Jahr die stille Woche naht,
Umdrängt ein Flüstern meinen lauten Pfad.
Und wenn ich tief ins eigne Herz mir schau,
Hör ich noch heut die alte Kinderfrau,
Wie scheu ihr Wort um meine Seele wirbt:
„Du lärmst und lachst, und Jesus Christus stirbt!"

Carl Busse.

Die junge Generation.

Roman von

Emma Merk.

7. Fortsetzung.

Die Geschwister waren ja blind und taub, oder sie wollten nicht sehn, wie Riedenhof die Sorgen quälten. Die Mutter hatte immer so viele kleine Haushaltkümmernisse im Kopf, daß ihr für die großen, ernsten Fragen der Blick getrübt schien. Martha kam sich manchmal wie die Kassandra vor, die allein das drohende Unheil herannahen sah. Sie wollte auch niemand ins Vertrauen ziehen, auch den Onkel nicht; ihn am wenigsten. Das hätte ausgesehn wie eine Bitte, zu raten, zu helfen, und sie verstand in diesem Punkt sehr wohl den Stolz des Vaters, der seinem Schwager voll Scheu aus dem Wege ging.

Georg Brandner wohnte allerdings noch bei Riedenhofs, aber er kam nur noch selten zu den Mahlzeiten und dachte lebhaft daran, sich nun in einem eigenen Heim niederzulassen, in dem er selbst Gäste bei sich sehen, eine interessante Geselligkeit nach seinem Geschmack pflegen könnte. Er hatte so viele Verbindungen angeknüpft, er war in so verschiedenen Kreisen eingeladen worden, es näherten sich ihm so viele hervorragende Persönlichkeiten, daß er auf einen sehr regen Verkehr hoffen durfte, dessen Mittelpunkt er wäre.

Und doch — obwohl er rasch und spielend erreicht, was er gewollt, obwohl er das Gold, das er verdient, als Schlüssel für alle Thüren erprobt — doch ward es ihm ganz traurig zu Mut, als er im Atelier von Eda Kalkberg das im Herbst bestellte Bild und die hübschen Landschaftsstudien aus Fischbach wiedersah, die ihm die herzenswarme Stimmung jener ersten Wochen in der Heimat so lebhaft zurückriefen.

Eda hatte ihm erzählt, daß sie nach Berlin zu ihrer Schwester reise, und als sie dann später von Hedwig zu sprechen begann, sagte sie: „Um Hedwigs willen ist es mir leid, daß ich mein Atelier für einige Wochen schließen muß. Sie kommt so gern zu mir: ‚Hier bei Ihnen ist eine andere Luft wie bei uns!‘ sagt sie oft, ‚Hier ist Freiheit, Schönheit, Sonne!‘ In der letzten Zeit scheint sie einen besonderen Kummer zu haben, den sie mir verschweigt. Manchmal habe ich schon gedacht, sie sei verliebt!“

„Ist das Fräulein heute, am Sonntag, zu Haus? Ich würde ganz gern einen Besuch bei Winklers machen.“

„O, das wollen wir gleich erfahren. Einer Unterhaltung mit der Mutter allein möchte ich Sie nicht aussetzen. Das ist kein Genuß,“ lachte Eda. Sie öffnete das Fenster und pfiff ein paar Takte aus der Fledermaus.

„Das ist mein Lockruf für die Kleine! Wenn sie da ist, wird sie gleich herausschauen. Da ist sie schon!“

„Herr Brandner will dich besuchen! Er ist bei mir,“ rief sie lachend hinunter

Wenige Minuten später wurde bei der Malerin geklingelt. Schüchtern und verlegen trat Hedwig in das Atelier.

„Ich wollte Ihnen hier ‚Grüß Gott‘ sagen,“ meinte sie, Brandner die Hand reichend. „Was sollen Sie bei uns? Meine Mutter erzählt Ihnen doch nur unerquickliche Familiengeschichten, die Sie nicht interessieren!“

„Aber warum denn nicht, liebes Fräulein?“ sagte er, betroffen von ihrem herben Ton und dem bitteren Zug um ihre Lippen.

„Was kümmern Sie diese kleinen Verhältnisse!“ erwiderte sie. „Sie leben in einer andern Welt! Und wirklich, ich bin froh, wenn ich Lustigeres höre und sehe. Ich mag schon den Farbengeruch hier im Atelier so gern. Das erinnert mich so hübsch an den Herbst, an ihren Studienplatz, Fräulein Eda!“

„Sie denken gern an Fischbach zurück?“ fragte er herzlich.

„O ja!“ seufzte sie mit einem warmen Blick. Aber ihre Augen senkten sich gleich wieder.

Sie war verändert. Sie schaute nicht mehr lieb und vertrauensvoll zu ihm auf; sie sprach ungewöhnlich hastig, und durch ihre Stimme klang, trotz der Mühe, die sie sich gab, leicht und lebhaft zu plaudern, ein kranker, schmerzlicher Ton.

„Mir kommt es vor, als wäre es schon unendlich lang her, daß ich draußen war in der Natur, als sei ich seitdem ganz alt geworden.“

„Sie haben so viel erlebt in diesen wenigen Monaten?“ fragte er mit einer gewissen Verstimmtheit. Ihr fremdes Wesen kränkte ihn. Es war ihm eine große Enttäuschung, daß sie so zurückhaltend und kühl gegen ihn geworden war.

„Ach ja!“ erwiderte sie mit einem Zucken um die feinen Lippen. „So mancherlei!“

Die heitere, kindliche Gemütsruhe, die ihm so wohlgefallen hatte, schien ihr gänzlich verloren gegangen zu sein. Es war unverkennbar, daß ein bestimmter Gedanke sie völlig beherrschte, daß eine leidenschaftliche Erregung ihre Wangen so bleich und schmal gemacht, so tiefe Schatten unter ihre Augen gegraben hatte.

„Ein Liebeskummer!“ daran zweifelte er nicht. Sie war ja jung und hübsch. Sie sehnte sich nach Wärme, nach Schönheit, nach Sonne! Sie ließ sich locken von begehrlichen Augen und schmeichelnden Worten, wie tausend andere vor ihr. Und dann kamen die Sorgen, die Reue, die verweinten Nächte. Ein schmerzliches, zorniges Gefühl stieg in ihm auf. Die Vorstellung, daß dieser zarte Mädchenmund einen andern küßte, that ihm unsagbar weh.

Aber er hatte ja kein Recht, ihr zu zürnen. Er hatte geschwiegen. Und sie stand noch mit heißen,

ungestümen Wünschen im Leben, während sein reifes Herz schon allzu ruhig und vernünftig geworden war.

Freilich nicht so ruhig, nicht so vernünftig, daß es sich in dieser Stunde nicht mit rechter Bitterkeit zusammengekrampft hätte!

Bei allem Mitleid, das sie ihm weckte, konnte er nicht weiter mit Fragen in sie dringen, er fürchtete sich nun vor einer Rolle als Vertrauter, als „alter Freund!" Ziemlich hastig, nach einem gleichgiltigen, mühsam hingeschleppten Gespräch, nahm er Abschied.

In seiner Familie, bei den Brüdern, konnte er sich über Mangel an Vertrauen nicht beklagen. Er mußte da so manche Klage mit anhören.

Bei dem Oberst war die traurige Umwälzung im Leben eines Offiziers eingetreten: er hatte seinen Abschied erhalten. Nun mußte er auf einen bescheideneren Zuschnitt seiner Existenz bedacht sein.

Georg gegenüber schüttete er sein Herz aus. Er selbst fügte sich ja viel leichter in die veränderten Verhältnisse; aber seine Tochter vergoß Ströme von Thränen über jede Vereinfachung, die er in Vorschlag brachte. Sie fand es entsetzlich, drei Treppen hoch zu wohnen. Sie war untröstlich, sich mit einem Mädchen behelfen zu müssen. Und vom Wegziehn auf das Land, in eine Kleinstadt wollte sie auch nichts wissen.

Georgs Schwägerin, die Frau des Regierungsrats, jammerte über ihren Sohn Sigmund.

„Mein Gott, du glaubst nicht, wie nervös er ist! Es ist ja begreiflich in seinem Beruf, bei seiner zarten Erregbarkeit. Jede winzige Störung, ein Lärm auf der Straße raubt ihm jede Schaffensfreude; — tagelang kann er nicht arbeiten, wenn er einmal eine Störung erfuhr, und es wäre doch wirklich an der Zeit, daß er etwas veröffentlichte, als Dichter von sich reden machte!"

Sie war eben im Begriff, eine Kindergesellschaft für ihre zwölfjährige Tochter, den naseweisen Backfisch, herzurichten. Die Einladung rief eine Hausumwälzung hervor. Ein Taschenspieler war bestellt. Der Tisch wurde dekoriert. Eine Verlosung sollte stattfinden, und Frau von Brandner hatte sich in schlaflosen Nächten den Kopf zerbrochen, wie sie ein neues Arrangement finden könnte, um die kleinen Fräuleins zu überraschen.

„Man giebt sich überall solche Mühe, die Kinder zu amüsieren!" seufzte sie. „Sie werden so verwöhnt!"

„Ja, das muß wahr sein! Verwöhnt werden sie, eure Kinder! Ihr erzieht euch ja Tyrannen! Ihr macht sie ja selbst blasiert!" rief Georg zornig auflachend.

Er dachte an das ernste, tiefe Menschenleid, das aus Hedwigs Stimme, aus ihren umschatteten Augen zu ihm gesprochen. Er dachte an all die furchtbaren Sorgen und Kämpfe, mit denen Tausende und aber Tausende um ihre Existenz ringen, an all die tragischen Konflikte des modernen Lebens. Er schämte sich, angesichts von so viel wirklichem Elend, so viel schwerlastendem, wahrem Daseinsjammer diese Klagen seiner Verwandten anzuhören, die doch nichts weiter waren, als das Zugeständnis der grenzenlosen Schwäche der Eltern und der ins Absurde gesteigerten Ansprüche der Kinder. Bisher hatte er geschwiegen, zu allem, auch zu Theos und Kurts und Lolos unglaublichen Anforderungen an ihren Vater. Aber seine Geduld war erschöpft. Er fühlte, daß er bei der nächsten Gelegenheit einmal seiner Empörung Luft machen, daß er es einmal in dürren Worten sagen müsse, wie er über diese neue Jugend dachte.

* * *

Seit Wochen und Wochen hatte Melanie das Krankenzimmer ihres Sohnes kaum verlassen, seit Wochen und Wochen trug sie die schwerste Buße, die nur ein Frauenherz treffen kann. Der Schuß in die Schulter, den Adalbert bei dem Duell bekommen, war an sich nicht lebensgefährlich. Aber er hatte starken Blutverlust gehabt; und ein heftiges Fieber, das sich ein paar Tage später einstellte, verschlimmerte seinen Zustand.

In bangen Nächten hatte die Mutter die Hände gerungen in wilder Verzweiflung, wenn sie von dem Thermometer ablas, daß die Blutwärme immer noch stieg und stieg. Sie hatte sich zuweilen niedergeworfen vor seinem Lager und das Schicksal angefleht um Erbarmen, wenn er nach wilden Phantasien schwach, mit kurzen, mühsamen Atemzügen in den Kissen lag und sie mit Todesangst nach dem schwachen, kaum noch hörbaren Pulsschlag suchen mußte. Und während sie in Jammer und Sorge auf den Tag harrte, an dem er endlich mit klaren Augen aufblicken, aus dem krankhaften Fieberhalbschlaf erwachen würde, mußte sie doch unaufhörlich zittern vor dieser heiß ersehnten, schrecklichen Stunde. So lange er schwach und elend blieb, war er ja wieder das Kind, das sich von der Mama verwöhnen und warten ließ. Vielleicht erinnerte er sich ganz instinktiv, daß diese Hände ihm so oft die Kissen geglättet, diese treuen Augen in so mancher Nacht sich auf ihn gerichtet hatten, wenn er Schmerzen gelitten, daß diese schlanke Gestalt immer bei ihm gewesen, wenn Fieberträume ihn quälten.

Aber, wenn das Bewußtsein ihm wiederkehrte, würde er sich dann nicht mit Ensetzen von ihr abwenden? Würde er nicht Richter sein wollen über seine Mutter und mit dem kalten Blick in seinen Augen ihr Verdammungsurteil sprechen?

Es war ein heller Wintermorgen, an dem er nach ruhigerem Schlaf verwundert, nachdenklich im Zimmer umherschaute, sich zu besinnen schien auf das, was geschehen war, um klare Ueberlegung rang.

Langsam, zögernd trat Melanie zu ihm hin. Ihr Herz klopfte, daß sie kaum atmen konnte; die Tasse in ihrer Hand zitterte. Ein Sonnenstrahl fiel auf ihr Haupt, das sich zu ihm herabneigte. Er starrte sie an mit großen, bestürzten Augen. War das seine schöne, junge Mama? Welk und eingefallen das Gesicht, die Züge scharf und spitz; zahllose feine Fältchen um Mund und Augen. Das Haar lockte sich nicht mehr in weichen Ringeln um ihre Schläfen. Sie trug es in glatten Scheiteln, gleichgiltig zurückgestrichen, in einen Knoten zusammengesteckt. Sie hatte keine Zeit mehr übriggehabt für Eitelkeit, kaum mehr für einen Blick

in den Spiegel. Und dieses schöne, blonde Haar war grau geworden, ganz grau. Eine alte Frau!

„Arme Mutter!“ sagte er leise.

Ihr standen die Augen voll Thränen. Sie hätte sich niederwerfen, ihn mit einem Schluchzen an sich drücken mögen: „Mein Sohn! Mein Liebling! Mein Herzblatt!“ Aber sie mußte sich ja zusammennehmen, sie durfte ihn nicht aufregen. Draußen weinte sie sich aus. Heiße Freudenthränen, Thränen der Dankbarkeit, wie eine Erlöste, wie eine Freigesprochene!

Doch ihr Leidenskelch war noch nicht zu Ende geleert. Da die Gefahr für den Kranken vorüber schien, befahl ihr der Arzt mit größter Strenge, sie müsse wieder an die Luft, mindestens eine Stunde am Tag spazieren gehn. Sie gehorchte und schleppte sich durch die Straßen, die Anlagen. Sie fuhr wieder aus. Die Bekannten, die sich früher an sie herangedrängt, vermieden nun, sie zu grüßen. Die Herren zogen den Hut mit einer gewissen kecken Vertraulichkeit. Ein paar ältere Damen dankten ihr eisig kühl. Sie fühlte, sie war eine Verfemte. Sie stand im Bann der Gesellschaft. So lange es sich für ihren Sohn um Leben und Tod gehandelt, hatte sie alles vergessen, was noch drohte. Wenn er nur lebte! Alles andere war ja so nichtig! Nun besann sie sich erst, daß sie nur eine Geduldete war im Haus ihres Gatten. Daß sie sich selbst die Frist gesetzt: so lange Adalbert sie brauchte. Dann mußte sie fort, fort aus ihrem Heim, von ihrem Sohn; allein und einsam in die Fremde. Sie konnte ja nicht bleiben. Alle diese kalten Blicke, alle diese strengen Mienen sagten es ihr.

Sie fürchtete sich ordentlich, wenn ihr Mann das Wort an sie richtete, wenn er einmal seine müden, umflorten Augen zu ihr aufschlug. Nun kam wohl die unerbittliche Frage: „Wann gehst du?“ Diese Frage, der sie sich beugen mußte.

Adalbert war nun so weit, daß er aufstehn durfte. Er aß mit frischem Heißhunger; er lachte sogar schon wieder. Aber der Arzt kam noch täglich. Er sprach vom Süden. An ein Ausgehen in dem rauhen Winter wäre nicht zu denken. Die Lunge brauchte Schonung.

„Ich habe einen Entschluß gefaßt,“ sagte eines Tags der Baron, ohne seine Frau anzusehn. „Ich will das Haus hier verkaufen. Die Möbel, die Bilder, alles, was uns lieb ist, nehmen wir mit und ziehn in eine Villa in Nizza oder in Mentone — irgendwo an der Riviera, wo es warm und sonnig ist. Was kümmern uns die Menschen? Wir drei — wir müssen ja doch zusammenbleiben. Und ich sehne mich so fort aus dieser Kälte! — Ich friere; ich will Sonne haben, blauen Himmel.“

Er schaute schaudernd hinaus in das Schneetreiben, als läge ihm nichts weiter am Herzen als ein Klimawechsel. O sie fühlte die beschämende Großmut, die in seinen ruhigen, gelassenen Worten lag. Sie fühlte, daß er ihretwegen der Stadt den Rücken kehrte, in der er ein halbes Menschenleben in Frieden und Behagen zugebracht hatte, und daß er ihr das große Opfer noch zu verschleiern, zu verkleinern suchte.

Sie konnte nicht sprechen. Ihre Augen standen voll Thränen. Ganz schüchtern trat sie an ihn heran und zog seine Hand an ihre Lippen.

* * *

Es erregte großes Interesse bei Riedenhofs, als Georg eines Mittags, da er wieder bei der Schwester zu Tisch war, ganz gesprächsweise erwähnte: „Herr von Walderstein zieht mit seiner Familie von hier fort. Der Sohn soll in einem milden Klima leben. Ich habe die Villa gekauft und will mir da draußen meine Junggesellenbehausung einrichten.“

Sogar der Major blickte auf, mit einer auffallenden Freude. War es ihm eine Beruhigung, daß der Schwager ein Heim besaß, in dem auch noch Raum wäre für andere? Seine ernsten Augen streiften einen Moment seine Frau mit wehmütiger Besorgnis. Dann sagte er in dem vergnügt heiteren Ton, den er Georg gegenüber anzuschlagen pflegte: „Ich gratuliere dir von Herzen, Schwager. Es ist wohl eins der schönsten Anwesen in München, in dem du dich niederlassen willst.“

„Nun — die wunderbare Einrichtung, die kostbaren alten Sachen kommen natürlich fort. Nur ein paar Zimmer bleiben eingerichtet. Für das übrige muß Amalie mir an die Hand gehn, nicht wahr? Ich verstehe nicht viel von Möbeln; habe immer ein wenig wie ein Zigeuner gehaust, der keine bleibende Stätte hat!“

Lolo, die in der letzten Zeit viel mit Dörmann getanzt und sich wieder für den hübschen Amtsrichter erwärmt hatte, entwarf sofort im stillen einen reizenden Plan. Der Onkel sollte ihnen die Wohnung im zweiten Stock überlassen; sie würden sich die Zimmer dann einrichten. Das könnte prachtvoll werden! Die Wohnung stand ihr bei ihren Heiratsgedanken immer im Vordergrund.

Frau Amalie hatte gespannt aufgehorcht.

Ihr Theo lag ihr beständig im Ohr. Er müßte unbedingt Geld haben. Miß White verlange so oft seine Begleitung. Das verursache natürlich Kosten; er habe auch keine Zeit, etwas zu verdienen. Aber es läge ja nur an ihm, wann er sie um ihr Jawort bitten wolle. Die gute Partie war ihm einfach sicher. Der richtige Augenblick müsse nur abgewartet werden. Wenn der Onkel nur nicht so knickerig wäre! Zum Malen an dem langweiligen Bild hätte er nun einmal keine Stimmung. Wenn die Mama es einmal versuchte!

Die gute Mutter fand die Gelegenheit günstig.

Sie war nach Tisch mit ihrem Bruder allein; sie brachte ihm den Aschbecher, die Streichhölzer, und als er sich seine Havana angezündet, begann sie mutig ihr Anliegen vorzutragen.

Mein Gott! Wenn er das feinste Haus im elegantesten Viertel kaufte, dann konnte es ihm wahrlich nicht darauf ankommen, seinen Neffen mit einer bescheidenen Summe aus der Verlegenheit zu helfen.

Sie ahnte nicht, welchen Sturm sie heraufbeschwören sollte. Ihrem Bruder stieg gleich das Blut zu Kopf.

„Wenn du selbst etwas von mir willst, Amalie, bin ich mit Vergnügen bereit. Für Theo hab ich nichts übrig. Er soll das Bild fertig malen, dann bezahle ich ihm, was er sich durch seine Arbeit verdient hat.“

„Aber ich bitte dich, Georg," fuhr Frau Riedenhof fort, etwas eingeschüchtert durch die unerwartete, schroffe Abweisung. „Du bist gegen die Fremdesten so großmütig. Martha rühmt nur immer, wie viel du für die Armen thust. Warum willst du nur hart sein gegen meinen Sohn, der dir doch näher stehn müßte?"

„Für die Armen thu ich was, natürlich! Das halte ich für meine Pflicht, nachdem ich so glücklich war, mir mehr zu erwerben, als ich brauche. Ist dein Herzblatt Theo etwa ein Armer? Ich müßte mich ja schämen vor jedem armen Teufel, vor jedem hilflosen Greis, vor jedem hungrigen Kind, wenn ich, statt wirkliches Elend zu lindern, statt zu helfen, wo so viel Hilfe not thut, mein Geld einem jungen Müßiggänger hinwürfe, damit er spielen und Sekt trinken kann! Ja, höre, Amalie! Ich muß es dir einmal sagen! Ich begreife nicht, wie ihr die Kinder aufwachsen läßt! Sie machen ja Ansprüche wie die Märchenprinzen, diese jungen Herren! Alle wollen es den reichen Leuten gleichthun! Sie wollen genießen, ehe sie nur das geringste geleistet haben!"

„Geh, Georg! Du hast es gar nicht nötig, so streng zu urteilen," versetzte Amalie pikiert. „Du bist als junger Mensch auch kein Tugendspiegel gewesen — ganz im Gegenteil!"

„Habe ich auch nie behauptet, meine Liebe. Ich war faul, leichtsinnig, unbändig, tollköpfig! Das gebe ich alles gerne zu! Aber verwöhnt war ich nicht, wie diese neue Generation, die jetzt heranwächst. Aus materiellem Genuß habe ich mir nichts gemacht. Ich konnte, wenn es not that, ein Stück Brot und für ein paar Kreuzer Käse zu Mittag essen und Wasser trinken, ohne daß es mir die Laune verdarb. Ich mußte nicht ‚einige Gläser Sekt im Leib haben', um fröhlich zu sein, wie diese jungen Herren in Theos Klub! Ob ich auf einem Holzstuhl saß oder auf einem weichgepolsterten Fauteuil, das habe ich mit vierundzwanzig Jahren nicht gemerkt. Ich hätte auch auf einer Holzbank geschlafen, ohne ein Gesicht zu schneiden! Aber nun muß ein ganzer Apparat in Scene gesetzt werden, damit die Jugend sich nur überhaupt wohl fühlt. Nun sind sie Kenner in Delikatessen und sprechen über ein Menü wie alte Gourmands mit schlechten Zähnen und verdorbenem Magen! Nun haben die Herren ihre feinen Modenuancen und sind eitel wie die Mädchen, und die Damen müssen in raffinierten Toiletten erscheinen, wenn sie von diesen blasierten Gigerln nur überhaupt beachtet werden sollen! Wenn ich verzogen gewesen wäre, wie diese jungen Bürschchen, wie dein Theo, dann wäre nichts mehr aus mir geworden — das darfst du mir glauben, Amalie!"

„Mein Gott! Das liegt eben in der Zeit!" wandte die Schwester ein. „Alles lebt jetzt besser, alles stellt größere Anforderungen. Der Schreiner im Hinterhaus hat am Sonntag denselben guten Rock an, wie mein Mann. Ja, wenn ich nur die Dienstboten ansehe!"

„Bleiben wir bei der Sache, liebe Schwester. Bei der Jugend. Ich rede nicht von den Arbeitern. Ich rede von den jungen Leuten, die noch nichts leisten, die nichts verdienen, die ihrem Vater auf der Schüssel sitzen! Von den jungen Damen und Herren! Und ich frage mich, wie soll es werden, wenn ihre Ansprüche in dieser Weise weiter wachsen wie in den letzten dreißig Jahren? Wenn man den zwölfjährigen Kindern einen eigenen Spaßmacher bestellen und auf besondere Ueberraschungen bedacht sein muß, damit sie sich überhaupt amüsieren, wenn man sie einladet! Sigmund, der große Dichter, braucht ein für ihn umgebautes, raffiniert ‚stimmungsvolles' Zimmer, damit er aus seinem trägen Gehirn ein paar Gedanken herauspreßt! Und Konstanze macht ihrem Vater das Leben schwer, weil sie sich in einfache Verhältnisse nicht einfügen kann. Ja, zum Teufel! Ist denn die Wohnungseinrichtung, all der Trödel, mit dem ihr euch umgebt, das Wichtigste im Leben? Hat denn die Jugend nicht bloß keinen Idealismus und keine Begeisterung mehr, auch keinen Humor und keine lustige Phantasie, die sie über das Kleinwinzige emporhebt, das früher nur den Alten wichtig war? Es thäte wahrlich not, daß wieder einmal ein großer Sturm zwischen sie führe und alles Ueberflüssige wegfegte und der Jugend den rechten Ernst predigte, ihr wieder die Tiefe des Lebens vor Augen stellte! Dekadent ist sie! Verwöhnte Schwächlinge, Epikuräer mit vierundzwanzig Jahren, Prasser, die fremdes Geld und fremde Arbeitskraft vergeuden! Und siehst du, hierin liegt mehr als leichtsinniger Jugendübermut — Schlimmeres. Wenn die Söhne reicher Leute, wenn die jungen Kaufleute, die selbst schon ein glänzendes Gehalt beziehen, sich an diesem plumpen Lebensgenuß erfreuen, das ist ihre Sache. Nichts weiter als eine Frage des Geschmacks. Aber für die andern jungen Herren und Damen — ja auch für Kurt und Theo und Lolo — da wird's zum Charakterfehler, wenn sie ihre Anforderungen und Bedürfnisse nicht einzuschränken wissen!"

Frau Amalie war das Blut zu Kopf gestiegen. In ihrer Verwirrung, in ihrem heimlichen Aerger über den Bruder, dem sie doch nicht heftig zu widersprechen wagte, preßte sie das Taschentuch an die Augen und stieß ungeduldig hervor: „Ach, das wäre eben Sache ihres Vaters. Mein Mann müßte reden. Er seufzt nur immer und schweigt. Auch mit mir spricht er niemals über seine Verhältnisse."

Georg nahm Amaliens Hand und sagte leise, mit ernsten Augen: „Ja, siehst du denn nicht, Schwester, wie es mit deinem Mann steht? Mir gegenüber ist nie eine Klage über seine Lippen gekommen. Aber, ich fürchte sehr, er hat das Steuer aus den Händen verloren und läßt sich treiben. Er hat den Kampf aufgegeben. Er fühlt, daß das Schiff sinkt. Die großen, blühenden Kinder, die so heißblütig nach Leben und Genuß drängen, haben ihm die Kraft weggenommen, den Luftraum. Ausgebeutet, ausgesogen haben sie ihn. Und wenn diesen gesteigerten Wünschen der Jugend nicht Einhalt geboten wird, so muß es überall so werden, daß die Kinder heranwachsen wie Feinde, die fordernd, begehrend, rücksichtslos auf die Eltern einstürmen, die ihre Väter auspressen, bis diese zusammenbrechen unter der überwältigenden Last der Familie!"

Amalie starrte ihren Bruder mit erschrockenen Augen an. „Du bist grausam," sagte sie. „Ach, lieber Gott, wenn es wirklich so ist, wie du meinst, wenn wir wirk-

lich über unsere Verhältnisse leben, dann ist Theo doch am allerschlimmsten daran. Er, ein Künstler! Es wird dann doch am besten sein, er nimmt die Amerikanerin. Aber eben deshalb, damit er dieses Ziel erreicht und sich versorgt, solltest du ihm eine Weile aushelfen."

Sie war zäh für ihren Liebling.

Aber Georg lachte unwillig auf: „Die ‚Amerikanerin', die gute Partie! Natürlich! Das ist immer der Notanker! Ich muß sagen, wenn ich auch ein Thunichtgut war, so viel Respekt vor mir selbst hätte ich doch immer gehabt, daß ich mich nicht von meiner Frau hätte erhalten lassen mögen, daß es mir schmählich erschienen wäre, ein häßliches Mädchen zu heiraten, nur weil sie Geld hat. Aber das ist die logische Konsequenz! Vor lauter Vielbrauchen und Vielbegehren, vor all dem Kram, der so unentbehrlich scheint, ist es so weit gekommen, daß die Jugend auf das Schönste, Beste, auf das Lebenswerteste verzichten muß, daß keiner und keine mehr frei nach dem Herzen wählen kann. Es ist ein soziales Unglück, wenn ein Haushalt so kostspielig und schwer zu erschwingen ist, daß nur mehr die alten, die reichen Männer an die Ehe denken können. Wie oft wird denn noch aus Liebe geheiratet in euren Kreisen? Verkaufen müssen sie sich, eure Töchter und eure Söhne! Die Ehe ist ein Geschäft geworden — pfui Teufel! . . . Sage es nur deinem Theo, Wort für Wort, was ich von ihm halte. Mein Herz hat ihm wahrhaftig entgegengeschlagen, als er mir auf dem Bahnhof entgegentrat. So bildhübsch! So kraftvoll! So ein Prachtmensch! Aber ich bin hart gegen ihn geworden! Wenn er arbeiten will — gleichviel was, soll er einen Freund an mir haben! Einen faulen Schlemmer unterstütze ich nicht!"

Schwergekränkt hatte Amalie das Zimmer verlassen. Sie wollte über ihren Theo nicht die Wahrheit hören. Sie war empört über Georgs Eigensinn, wie sie seine Weigerung nannte, und zeigte sich sogar gereizt gegen Martha, weil sie die einzige war, die sich die Zuneigung des Onkels zu erhalten verstanden hatte.

Ein paar Tage später stand Lolo in Balltoilette vor dem Spiegel, zupfte beflissen an ihrer Frisur herum, betupfte sich noch einmal mit der Puderquaste, während Frau Riedenhof in größter Aufregung und Eile in ihr Seidenkleid schlüpfte. Sie hatte so viel Zeit versäumt, weil sie ihre Brillantnadel nicht finden konnte. Das ganze Haus war in Alarm gekommen, man hatte die Dienstmädchen verhört; es hatte Beteuerungen und Thränen gegeben; schließlich steckte die kostbare Brosche ganz friedlich am Vorhang, wo Amalie sie selbst in der Hast verwahrte, weil Theo ungeduldig nach ihr rief. Er ging auch auf den Ball, und sein Anzug machte ihm immer viel zu schaffen; jedesmal zankte er über die Wäscherin, über die Hemdkragen, und die Mama mußte raten, helfen, sich anbrummen lassen. Sie hatte schon eine Migräne, ehe sie nur fertig war.

Als man eben wegfahren wollte, kam ganz unerwartet, peinlich überraschend, Leutnant Kurt an.

Er sah nervös, erregt aus.

Die Mutter blickte ihn besorgt an. Lolo rief: „Du kannst gleich mitgehen — du bist ja in Uniform."

„Das wird sich nicht machen lassen," erwiderte er ausweichend. „Ich habe eine Verabredung. — Ich muß nachts wieder wegreisen. — Um 8 Uhr morgens stehe ich schon wieder in meiner Kaserne."

Theo flüsterte ihm rasch zu: „Papa ist schlechter Laune. Gnad dir Gott, wenn du etwas von ihm willst!"

„Adieu, Papa," riefen Theo und Lolo noch in die Studierstube. Frau Riedenhof hatte gar keine Zeit mehr, sich zu verabschieden. Die Kinder zogen sie fort.

In der Wohnstube saß nur Martha, die nicht zu bewegen war, in Gesellschaft zu gehen, und schrieb.

Sie legte die Feder weg, sobald sie allein mit dem Bruder war, und fragte leise, angstvoll: „Was ist denn, Kurt! Du hast doch nichts Ernstes? Du willst doch Papa nicht wieder plagen?"

„Ich muß allerdings mit Papa sprechen!"

„Nun, du darfst nicht, Kurt! Ich leide es nicht. Papa ist so verstimmt. Und wenn du wieder Geld willst, das ist ganz nutzlos! Diesmal wird er unerbittlich sein. Er muß ja. Er hat so geklagt über die Neujahrsrechnungen."

Der Offizier ging unruhig im Zimmer auf und ab und drehte verlegen an seinem Schnurrbart.

„Ich kann es ihm nicht ersparen. Meinst du, ich wäre zum Spaß hergefahren und hätte die Nacht geopfert? Ach was! Das Hinauszögern nützt doch nichts! Also avanti!"

Er mußte sich sichtlich selbst einen Stoß geben, um zu der Attacke vorzugehen.

Martha stellte sich ihm in den Weg.

„Hast du denn gar kein Mitleid? Papa sieht so schlecht aus! Ich will nicht, daß du ihn wieder quälst. Du sollst ihm nicht eine schlaflose Nacht verursachen."

„Und wenn er nun in den nächsten Wochen unter den Militärdienstnachrichten lesen müßte, daß ich den Abschied bekommen habe — glaubst du, das wäre ihm etwa erfreulicher? Willst du mich hindern, bei ihm meine Zuflucht zu suchen, ehe das Aeußerste geschieht?"

Martha war sehr blaß geworden. Sie kämpfte einen Moment mit sich, mit ihrem Stolz.

Als Kurt an ihr vorüber wollte, legte sie ihm die Hand auf den Arm.

„Ich will — um Papas willen — will ich dir ein großes Opfer bringen. Ich bitte den Onkel für dich. Meinetwegen gleich jetzt. Er hat heute abend eine Sitzung. Ich fahre hin, lasse ihn herausrufen!"

Er schüttelte den Kopf, verlegen, mit einer raschen Röte, die ihm in die Stirne flog.

„Das nützt nichts, das ist umsonst!"

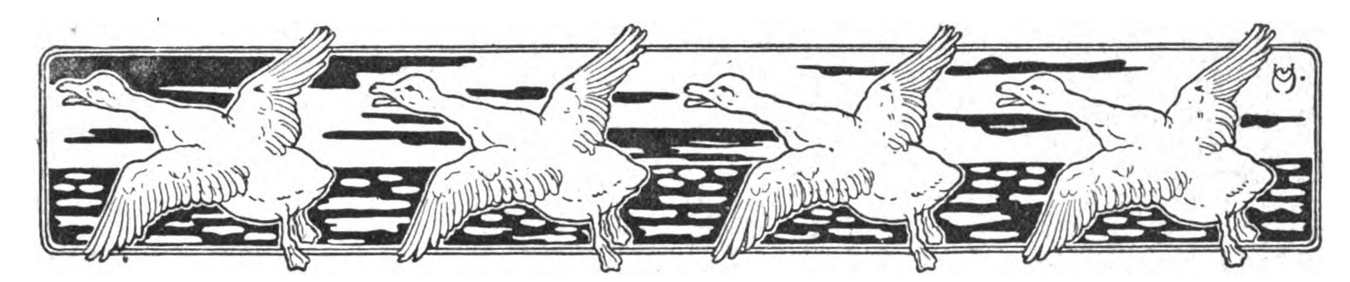
„Du warst schon bei ihm?"

„Nein, ach geh! — Frag mich nicht weiter! Ich habe keine Zeit zu längeren Auseinandersetzungen. Ihr Mädels versteht nichts von diesen Geschichten!"

„Als ob es nicht immer dasselbe wäre: Schulden! Geld!" sagte sie bitter. Sie war so zornig auf den Bruder in ihrer Angst um den Vater.

Fortsetzung folgt.





Neues vom Vogelflug.

Plauderei von Dr. Alexander Sokolowsky.

Was würde der Mensch geben, wenn er wie ein Vogel fliegen könnte! Wie ohnmächtig erscheinen seine Bemühungen mit der Flugmaschine den leichten Wendungen und der erstaunlichen Schnelligkeit einer fliegenden Schwalbe gegenüber!

Scheinbar unbegrenzt erscheint die Flugfähigkeit des Vogels: Wind und Wetter üben keinen ersichtlichen Einfluß auf ihn aus, Höhe und Geschwindigkeit des Fluges scheinen unbegrenzt der Wahl des Vogels freizustehn. Phantasie und Dichtung, jene hehren Eigenschaften der Menschenseele, haben hier eingesetzt, wo exakte Beobachtung und empirisches Wissen der Forscher nicht vorlagen. Das Leben der Vögel ist tausendfältig mit der Volksempfindung verbunden. Liebes- und Eheleben, Aufzucht der Jungen, Gesang und Wandertrieb finden ihren Wiederhall in der empfänglichen Brust des Menschen. Kein Wunder also, wenn der Vogel in all den Phasen seines Lebens beobachtet wird und die leichtbeschwingte Phantasie ihm Eigenschaften und Fähigkeiten andichtet, die das leibliche Auge des Forschers nicht gesehen hat.

So sind denn unsere Kenntnisse über die Schnelligkeit und die Höhe des Vogelflugs noch sehr mangelhaft. Wer wollte denn auch von der Erde aus die Höhendistanz eines fliegenden Vogels messen oder wer die Schnelligkeit eines dahinstürmenden Adlers feststellen? Die Unbegrenztheit der Flugfähigkeit des Vogels ist nur eine scheinbare, auch ihm sind von der Natur Grenzen gesetzt, denen er sich unabwendbar unterwerfen muß. So lange er auf der Erde steht, fühlt auch er die Wirkung des Windes, weshalb er sich in der Ruhe dem Wind entgegendreht, damit er ihm nicht sein Gefieder aufbläht. Ganz anders wird aber die Sache, wenn der Vogel sich vom Boden erhebt und fliegen will. Dann wendet er sich der Windrichtung entgegen und läßt sich entweder mit ausgebreiteten Flügeln vom Wind tragen, oder er manövriert durch die Muskelarbeit seiner Flügel unter Beihilfe des Schwanzes als Steuer in der Luft nach eigenem Willen umher.

Bei diesem Fliegen nach den verschiedensten Richtungen in der Luft kommen für den Vogel zwei Momente in Betracht. Entweder er findet durch den gleichgerichteten Windstrom eine große Förderung seines Fluges, der sich in diesem Fall zugleich aus aktiver Eigenbewegung und passiver Weiterbeförderung von seiten des Windes zusammensetzt, oder er fliegt gegen den Wind und ist hierbei allein auf seine aktive Muskelarbeit angewiesen.

Auf diese Weise kombiniert sich der Flug. Daß hierbei Wind und Wetter eine große Rolle als Förderer oder Hemmer des Fluges spielen, liegt auf der Hand. Um so erstaunlicher sind aber die Leistungen vieler Vögel trotz aller Hemmnisse, die ihrer Flugkraft entgegenwirken. Hier sind namentlich die Meeresvögel allen andern voran. Nach verschiedenen Beobachtern gilt der Fregattvogel als der schnellste Flieger auf dem Meer. Man sieht ihn oft in hoher Luft Kreise beschreiben oder dem Wind entgegen mit erstaunlicher Geschwindigkeit forteilen. Auch dem Sturm trotzt er oft stundenlang. Bei diesen Weltmeervögeln, denen sich Sturmvögel und Albatros anschließen, wird der Flug in weit höherem Maß als bei andern Vögeln Lebensaufgabe, da sie die größte Zeit ihres Lebens fliegend zubringen.

Zwei Einrichtungen sind es, die dem Vogel bei seinem Flug wesentliche Unterstützung bieten, nämlich Federkleid und Luftsäcke. Das erstere bildet durch dachziegelartige Lagerung seiner Federn eine leichte und dichte Fläche, die trotz ihres leichten Baus beim Fliegen der Luft genügend Widerstand entgegenbringt. Die Luftsäcke dringen nicht nur in die Knochen, sondern auch unter die Haut und zwischen die Fasern der Muskeln hinein. Sie stehen mit der Lunge in Verbindung, von der aus sie mit Luft gefüllt werden, und haben den Zweck, das spezifische Gewicht des Körpers zu verringern. Die Flügelschläge der vortrefflichen Flieger erfolgen bald rascher, bald langsamer, entweder sie werden gänzlich unterbrochen, oder die Flügel werden mehr oder minder hoch gewendet. Es richtet sich dies natürlich danach, ob das Tier steigen, sinken, schweben oder kreisen will. Beim Herabsinken zieht der Vogel plötzlich seine Flügel an den Körper zurück.

Was die Geschwindigkeit des Fluges anlangt, so liegen hierüber nur sehr spärliche Beobachtungen vor; sie genügen zur Zeit durchaus noch nicht, um ein befriedigendes Resultat verzeichnen zu können. Im allgemeinen läßt sich sagen, daß Vögel mit langen, schmalen, scharf zugespitzten und hartfedrigen Flügeln solchen mit breiten, kurzen und stumpfen Flügeln gegenüber durch raschen Flug sehr im Vorteil sind.

Auch über die Höhe des Vogelfluges sind wir noch lange nicht genügend orientiert. Es liegen hier nur sehr geringe glaubwürdige Beobachtungen vor. In den meisten Fällen handelt es sich hierbei um ungefähre Schätzungen oder ersichtliche Uebertreibungen, die keinen Anspruch auf wissenschaftliche Genauigkeit machen können. Bekannt ist die interessante Beobachtung Humboldts, der, als er sich in der Nähe des Gipfels vom Chimborasso befand, noch weit über sich einen Kondor schweben sah.

Mit großer Freude ist es zu begrüßen, daß in allerjüngster Zeit ein wissenschaftlicher Weg eingeschlagen

wird, der durch exakte Beobachtungen Licht in diese dunklen Fragen zu bringen verspricht.

Leutnant F. von Lucanus in Berlin, der in Fachkreisen als Ornithologe geschätzt wird, suchte die Höhe des Vogelfluges auf Grund aëronautischer Beobachtungen festzustellen. Zu diesem Zweck setzte er sich mit verschiedenen Luftschiffervereinen in Verbindung und forderte die Teilnehmer von Ballonfahrten auf, exakte Beobachtungen über die Höhe des Vogelfluges vorzunehmen. Die diesbezüglichen Beobachtungen ergaben bis jetzt als Resultat, daß über 400 Meter relativer Höhe nur ganz ausnahmsweise Vögel angetroffen wurden. Ueber 2000 Meter wurde nur ein einziges Mal ein Adler beobachtet. Genannter Herr, der auf dem fünften internationalen Zoologenkongreß seine erzielten Resultate vortrug, vertrat die Meinung, daß die Vögel im allgemeinen innerhalb 1000 Meter Höhe ziehen und daß 2000 Meter die äußerste Höhengrenze ihres Fluges sein wird.

Auf Veranlassung des Herrn von Lucanus wurden auf verschiedenen Ballonfahrten Vögel mitgenommen und während der Fahrt ausgesetzt. Es stellte sich hierbei heraus, daß über den Wolken freigelassene Vögel alle Anzeichen der Angst verrieten, ängstlich hin- und herflogen und sich auf der Gondel niederließen. Sobald aber ein Stückchen der Erde durch den zerrissenen Wolkenschleier sichtbar wurde, stürzten sich die Tiere sofort auf die Erde hinab. Freigelassene Brieftauben benahmen sich ebenso. Es beweist dies, daß die Vögel nicht über den Wolken ziehen werden, sondern unter ihnen, um stets die Erde zur Orientierung in Sicht zu haben. Es dürfte demnach die unterste Wolkenschicht die meteorologische Grenze für die Höhe des Vogelfluges abgeben. Ganz abgesehen hiervon, brauchen die Vögel sich nicht, um größere Fernsicht zu erzielen, über 1000 Meter relativer Höhe zu erheben, da nach praktischen Erfahrungen der Luftschiffer in größerer Höhe infolge von störenden Reflexen, die bei den langen, schrägen Sehlinien auftreten, keine größere Fernsicht erzielt wird.

Eine interessante Thatsache ist, daß eine in 1600 Meter Höhe ausgesetzte Brieftaube unfähig zu fliegen war und herabfiel. Vielleicht leistete die Luft in dieser Höhe wegen geringer Dichtigkeit zu wenig Widerstand. Obgleich diese Experimente noch lange nicht als erschöpfend für die Klarstellung der Frage über die Höhe des Vogelfluges angesehen werden können, so ist es doch erfreulich, daß man es hier mit positiven Beobachtungen zu thun hat. Während der erwähnten Sitzung des Kongresses wurde hervorgehoben, daß wir noch gar nicht erschöpfend orientiert sind, zu welcher Tageszeit die Vögel ziehen. Es wurde die Meinung ausgesprochen, daß dies hauptsächlich zur Nachtzeit stattfindet. Da die vorstehend erörterten Beobachtungen bis jetzt nur am Tage ausgeführt wurden, ist es wünschenswert, daß diese auch auf die Nachtzeit ausgedehnt werden. Hierzu würden sich Fesselballons besonders gut eignen, auch sollte man die verschiedenen zoologischen Stationen, namentlich die biologische Anstalt auf Helgoland und die vor kurzer Zeit neugegründete ornithologische Beobachtungsstation oder Vogelwarte in Rossitten, für die Lösung dieser Aufgaben mit Hilfe des Ballons zu interessieren versuchen.



Der scharfe Schuß.

Militärische Skizze von Freiherr von Schlicht.

Seine Excellenz war zur Besichtigung des Artillerieregiments für einige Tage auf dem großen Schießplatz eingetroffen und hatte, sich selbst zum Leid und eigentlich niemand zur Freude, in der Generalsbaracke Wohnung genommen. Als Excellenz am ersten Abend sich schlafen legte, schalt er nicht schlecht, das Bett war sehr kurz, die Matratze niederträchtig hart, und außerdem hatte er nach kurzer Zeit die Empfindung, als ob er in dem Bett nicht ganz allein sei, es war ihm immer so, als ob. Und als er schließlich Licht anzündete, da sah er denn auch, daß es wirklich so war. Wie kam das Gelichter in die Generalsbaracke — in der Mannschaftsbaracke läßt man sich die Mitbewohner zur Not noch gefallen, aber in einer Generalswohnung? Unerhört! Excellenz war sehr böse, nur eins tröstete ihn, die Nacht war nicht lang. Es war sehr spät im Kasino geworden, so bis kurz nach halb hatten alle beisammen gesessen, und man mußte sehr früh wieder aufstehn.

Als Excellenz sich nach einigen Stunden eines sehr unruhigen Schlafs erhob und während der Toilette seinen sterblichen Leib in dem großen Spiegel besah, wurde seine Laune immer schlechter, und seine Mienen verkündeten nicht allzuviel Güte, als er pünktlich auf die angegebene Minute bei der Batterie des Hauptmanns von Adorf eintraf. Diese sollte zuerst im Scharfschießen besichtigt werden und stand, weiterer Befehle harrend, in Marschformation auf der Chaussee bereit.

Seine Excellenz winkte den versammelten Herren einen flüchtigen Gruß zu und rief dann den Herrn Hauptmann mit seinen Offizieren zu sich heran, um ihm seinen Auftrag mitzuteilen. Wenig später trat die Batterie den Vormarsch an, und bald darauf wurden auf einen Wink Seiner Excellenz die Ziele auf dem großen Uebungsplatz sichtbar. Das Schießen nahm seinen Anfang, die scharfen Granaten und Schrapnells

fauchten und sausten durch die Luft. Stunde auf Stunde ging dahin. Endlich kam das letzte Ziel, und dem Befehl gemäß sollte eine bestimmte Anzahl von Granaten im Schnellfeuer hierauf abgegeben werden. Aber dieses Schnellfeuer dauerte Seiner Excellenz anscheinend viel zu lange, denn sehr ungeduldig und ungnädig sprengte er plötzlich auf die Batterie los: „Herrgott, sind denn die zwanzig Schuß immer noch nicht abgegeben, wie lange dauert das denn noch? Wie viel Schuß fehlen noch?"

Der Herr Hauptmann und Batteriechef sah seine Zugführer fragend an, diese wieder ihre Untergebenen, und schließlich kam die Meldung: „Die Batterie hat abgeschossen."

Das strenge Gesicht des Vorgesetzten wurde um eine Kleinigkeit freundlicher, denn er hatte Hunger und freute sich, nun frühstücken gehn zu können. „Na ja, also," sagte er, „endlich, lange genug hat es aber auch gedauert. Wir wollen jetzt nur noch schnell die Anzahl der Treffer feststellen lassen."

Das geschah, und die Batterie hatte so gut geschossen, daß sie das höchste Lob erntete.

In der denkbar besten Laune trabte der Hauptmann wenig später mit seiner Batterie wieder dem Barackenlager entgegen; allzufest hatte er nicht auf seinen Füßen gestanden, jetzt war er gerettet, wenigstens für ein Jahr hatten die Herren Vorgesetzten wieder mit ihm kapituliert. Er war glückselig, aber beim Militär wird schon dafür gesorgt, daß niemand vor Glück übermütig wird.

An der Seite des Herrn Hauptmanns erklangen plötzlich Hufschläge, und als er aufblickte, sah er seinen Oberleutnant neben sich. „Na, was giebt's, lieber Scholten?" erkundigte er sich.

Der Herr „Ober" war eine stattliche Erscheinung, aus seinem ganzen Wesen sprach eine gewisse Ruhe und Ueberlegenheit, aber zugleich auch etwas Burschikoses. Er hatte seinen Hauptmann in der Hand und konnte sich diesem gegenüber viel, beinah alles erlauben. Das merkte man an dem wenig dienstlichen Ton, in dem er jetzt antwortete: „Herr Hauptmann, ich muß eine Meldung machen, die leider wenig erfreulich ist: das eine Geschütz ist noch scharf geladen."

Der Hauptmann hielt sein Pferd vor Entsetzen an, so daß er um ein Haar von den hinter ihm reitenden Leuten umgeritten worden wäre, und starrte seinen Leutnant wie geistesabwesend an: „Was sagen Sie da? Das eine Geschütz ist noch scharf geladen? Aber das ist ja gar nicht möglich!"

„Doch, doch," widersprach der Herr Ober, „und die Sache hängt, wie ich auf Befragen erfahren habe, sehr einfach zusammen. Als Seine Excellenz herankamen, um sich zu erkundigen, ob die Batterie mit dem Schnellfeuer immer noch nicht fertig sei, wurden die Leute ängstlich und unruhig, und wohl mehr aus Unüberlegtheit als mit böser Absicht gaben sie die falsche Antwort, daß abgeschossen sei. Nun fahren wir hier mit einem scharfgeladenen Geschütz herum, Granate mit Zünder auf zweitausend Meter eingestellt."

Der Hauptmann rang die Hände, und sein Pferd schüttelte unwillig die Ohren; das war ja eine schöne Geschichte, die es da zu hören bekam.

„Was machen wir denn nur?" stöhnte der Hauptmann. „Herausnehmen können wir das Geschoß doch nicht, wenn wir uns nicht der Gefahr aussetzen wollen, daß das Satansvieh krepiert und mir einige Leute in Stücke reißt. Und dafür danke ich gehorsamst. Was fangen wir nur an?"

Der Herr Ober machte ein sehr nachdenkliches Gesicht, so ganz klar war ihm die Lösung der schwierigen Frage in diesem Augenblick auch noch nicht. „Es giebt nur eins, Herr Hauptmann," sagte er endlich, „das Geschütz muß abgefeuert werden. Ueber das Wann und Wie werde ich mir erlauben nachzudenken."

„Ja, denken Sie nur nach," stimmte ihm der Hauptmann bei. „Ich will mir ebenfalls Mühe geben, einen Ausweg zu finden."

Der Herr Ober warf seinem Vorgesetzten einen Blick zu, der nicht allzuviel Vertrauen verriet, dann ritten sie schweigend eine ganze Weile nebeneinander her.

„Wenn nur Excellenz nichts erfährt," stöhnte der Herr Hauptmann plötzlich von neuem. „Wenn der eine Ahnung davon hätte, daß ich hier mit einem geladenen Geschütz in der Welt herumgondele, dann brächte der Mann mich einfach um — es muß ihm heute nacht irgendetwas Gräßliches die Laune verdorben haben. Als er mich lobte, machte er schon ein Gesicht, als wenn er mich fressen wollte, und wie wird das erst, wenn er mich zur Rede stellt! Dann bin ich als Offizier einfach fertig."

„Na, na," beruhigte ihn der Herr Ober. Aber das kam nicht so recht von Herzen.

„Wir müssen den Schuß abgeben, das ist ja klar," begann der Hauptmann abermals. „Aber Excellenz darf den Schuß nicht hören, sonst fragt er: ‚Wer schießt hier ohne meine Erlaubnis?' Wenn Excellenz etwas hört, ist das Unglück fertig. Wie wir aber das Kunststück fertigbringen sollen, einen scharfen Schuß abzugeben, ohne daß Excellenz etwas hört, das weiß ich nicht."

„Ich auch nicht," meinte der Herr Ober, „aber vielleicht geht es doch irgendwie. Verlassen der Herr Hauptmann sich nur auf mich, ich werde schon etwas finden."

Nach einer halben Stunde erreichte man das Lager; die Geschütze wurden aufgestellt und die Posten kommandiert. Die zuverlässigsten Leute wurden heute hierzu beordert, und diese waren sich der Verantwortung, die auf ihnen ruhte, wohl bewußt. Wenn sie nicht genau aufpaßten, konnte die Granate mit einem Mal das Rohr verlassen und ein unabsehbares Unglück anrichten. Würde der Hauptmann nicht gefürchtet haben, Aufsehn zu erregen und dadurch die Wahrheit an den Tag zu bringen, dann hätte er am liebsten selbst den Säbel gezogen und Posten gestanden. So wankte er mehr tot als lebendig in seine Baracke. Er wagte es nicht, sich sehn zu lassen, und als er abends um sieben Uhr in das Kasino ging, um dort Mittag zu essen, da geschah dies nicht, weil er Hunger hatte, sondern lediglich deshalb, um mit seinem Leutnant zusammenzutreffen.

„Na, wie ist es?" fragte er seinen Ober. „Wissen Sie einen Rat?"

Der aber schüttelte den Kopf. „Noch nicht, aber ich werde schon noch etwas finden."

Diesmal warf der Hauptmann seinem Leutnant einen wenig vertrauensvollen Blick zu. Und doch: der Herr Ober war seine letzte Rettung; er wußte, ihm selbst würde absolut nichts einfallen.

Das Mittagessen nahm seinen Anfang, und im Barackenlager ist es nun einmal nicht anders, da wird gehörig gekneipt, und man bleibt bis zum Zubettgehn sitzen, weil man absolut nicht weiß, wie man sonst die Zeit totschlagen soll. Auch heute wurde brav gezecht, und sogar Excellenz sprach dem Wein fleißig zu. Der hohe Herr trank überhaupt sehr gern einen guten Tropfen, und heute mußte er eine besonders gute Marke erwischt haben, denn seine Augen wurden nach und nach immer kleiner, seine Wangen immer röter.

Niemand beobachtete den hohen Vorgesetzten so scharf, wie der Oberleutnant von Scholten, und plötzlich hatte er einen Gedanken. Er erhob sich und ging gleich darauf mit seinem Herrn Hauptmann, der seinem leisesten Wink folgte, in eine stille Ecke.

„Herr Hauptmann, ich hab's," rief er freudestrahlend. „Wir sind gerettet. Die Stimmung hat ihren Höhepunkt erreicht, selbst Seine Excellenz scheint mir nicht mehr weit von dem Einschlafen zu sein. Ich gehe jetzt fort, lasse das Geschütz anspannen und rase im Galopp mitten auf den Schießplatz. Dort feure ich das Geschütz ab, sause im Galopp zurück und bin in einer halben Stunde wieder hier!"

Aufmerksam hatte der Herr Hauptmann zugehört, aber noch aufmerksamer hatte er unterdes Excellenz angesehen. „Ja — ja — aber glauben Sie, daß Excellenz schon so weit ist? Mir kommt er noch sehr nüchtern vor — sehr nüchtern."

Der Herr Ober schüttelte den Kopf: „Da irren der Herr Hauptmann sich sehr. Ich habe mich vorhin da oben einmal vorbeigeschlängelt und dem Gespräch gelauscht. Ich will Excellenz nicht zu nahetreten, aber allzu gescheit war es nicht, was er sagte. Ich glaube, er wird bald schlafen."

„So — meinen Sie?" fragte der Hauptmann freudig, aber sein Mißtrauen schwand doch nicht dahin. „Ich traue dem Frieden nicht recht," sagte er endlich, „und wenn auch, selbst anscheinend Tote sind im letzten Augenblick wieder lebendig geworden, warum soll da nicht plötzlich wieder jemand hellhörig werden, dem man eigentlich gar kein Gehör mehr zutraut? Und wenn Excellenz es hört? Ihnen kann es ja gleich sein, aber ich habe Weib und Kind zu Hause, und meine Frau ist ehrgeizig, die will durchaus Major werden, ich meine natürlich Frau Major — wissen Sie, lieber will ich mich wirklich totschießen lassen, als daß ich meinen Tod diesem elenden Schuß verdanke. Da spiele ich nicht mit, denken Sie sich etwas anderes aus."

Das war leichter gesagt, als gethan, und grollend ging der Herr Ober von dannen; sein Plan war viel besser, als er im ersten Augenblick aussah, aber wenn der andere nicht wollte, dann war ja nichts zu wollen. So setzte er sich denn wieder an die Kneiptafel, und durch Zufall bekam er einen leeren Stuhl neben dem Hauptmann von Bensdorf. Der trank sich, wie er seinem Nachbar erzählte, gehörig Mut an, denn er kam morgen als Erster an die Reihe, und der Erste hatte es ja immer am schlimmsten.

„Sehen Sie, Scholten," wandte er sich leutselig an den Herrn Ober, „ich habe vorhin mit dem Regimentsadjutanten gesprochen. Verraten durfte er es ja eigentlich nicht, aber gethan hat er es dennoch: das erste Ziel, das ich morgen beschießen soll, ist feindliche Infanterie auf zweitausend Meter. Es sind Kolonnenscheiben, und ich soll Schnellfeuer abgeben. Ist ja Unsinn, ich bitte Sie, Schnellfeuer auf zweitausend Meter. Na, die Hauptsache ist ja, daß die Munition alle wird, die Brüder in der Munitionsfabrik wollen doch was zu thun haben. Na, was wollte ich denn eigentlich sagen — wissen Sie, dieser Rotwein ist ein niederträchtiges Gewächs, ich glaube, das Zeug wird hier im Lager selbst gebaut, es geht unheimlich ins Blut und in den Kopf. Ach ja, richtig, Ihnen kann ich es ja sagen: ich habe Angst vor dem ersten Schuß. Der muß schnell herauskommen, so schnell wie nur möglich, das kann den hohen Herrn nie schnell genug gehen, da soll man womöglich schon schießen, ehe man abgeprotzt hat, Zeit zum Laden lassen sie einem überhaupt nicht mehr. Na, überhaupt die Vorgesetzten."

Der Herr Ober hatte dem etwas weinseligen Hauptmann mit dem größten Interesse zugehört und nur schwer seine Freude verheimlicht. Jetzt war er nun wirklich gerettet.

„Sie haben recht, Herr Hauptmann," stimmte er dem Sprecher bei, um ihn seinem Plan geneigt zu machen, „mit dem ersten Schuß ist das solch eigen Ding, und wenn der nicht sofort abgegeben wird, dann ist die ganze Stimmung Seiner Excellenz zum Teufel, und ob sie überhaupt wiederkommt, ist eine große Frage. Aber, Herr Hauptmann, Sie haben ein wahnsinniges Glück. Wir haben zufällig — ganz zufällig — noch von heute morgen her ein geladenes Geschütz in der Batterie, wir haben aus Versehen vergessen, es abzufeuern. So etwas soll ja eigentlich nicht vorkommen, aber immerhin kann solche Kleinigkeit auch mal passieren. Ich will Ihnen einen Vorschlag machen, Herr Hauptmann. Ich spreche nachher mit meinem Kapitän, und wir pumpen Ihnen das Geschütz für morgen. Sie brauchen dann nur zu thun, als wenn Sie laden lassen, dafür, daß Sie nicht erwischt werden, werde ich schon aufpassen. Und ehe Excellenz es für möglich hält, kommandieren Sie dann: ‚Feuer', und das höchste Lob und die höchste Anerkennung werden nicht ausbleiben. ‚Sehen Sie, meine Herren,' wird Excellenz sagen, ‚das ist eine Feuereröffnung, wie ich sie liebe. Meine Herren, nehmen Sie sich alle an dem Hauptmann von Bensdorf ein Beispiel.'"

In dieser Tonart redete der Herr Ober noch eine Stunde auf den Hauptmann ein, und schließlich hatte er dessen Ehrenwort, daß er morgen früh das Geschütz mitnehmen wolle.

Gleich darauf suchte der Herr Ober seinen eigenen Hauptmann auf: „Gott sei Dank, Herr Hauptmann, den Schuß sind wir los, aber Mühe genug hat's gekostet, ich bin mehr tot als lebendig."

Und bis in die späte Nacht trank er sich neue Lebenskraft an.

Am nächsten Morgen stand die Batterie des Hauptmanns von Bensdorf zur Besichtigung bereit, und als Excellenz ankam, befand er sich in einer sehr guten Laune. Er hatte gestern seine Stabsordonnanz in die nächste Stadt geschickt und sich größere Quantitäten eines gewissen Pulvers holen lassen und infolgedessen sehr gut geschlafen.

„Na, Herr Hauptmann, nun zeigen Sie, was Sie können," sagte der hohe Herr zum Schluß leutselig. „Schnell in Stellung, schnell abprotzen, erstes Geschütz — Feuer — da muß auch schon der erste Schuß gefallen sein."

„Nur ohne Sorge," dachte der Herr Hauptmann, „das wollen wir schon machen." Dann jagte er zu seinen Leuten zurück.

Excellenz blieb mit den andern Offizieren noch halten, bis die Batterie sich in Marsch gesetzt hatte, dann gab er das Zeichen zum Erscheinen des Ziels, und gleich darauf fuhr die Batterie in Stellung. Excellenz wollte hinreiten und der Eröffnung des Feuers beiwohnen. Aber das durfte nicht sein. Hatte Hauptmann von Bensdorf Wort gehalten und das Geschütz mitgenommen, so mußte auch der Herr Ober Wort halten und den Herrn Hauptmann vor einer Entdeckung retten. Und so nahm er denn mit einem Mal allen persönlichen Mut zusammen und ritt mit solcher Vehemenz gegen Excellenz an, daß dieser sonderbarerweise zwar obenblieb, er selbst aber gleich darauf der Länge nach auf der Erde lag.

„Herrrr — sind Sie wahnsinnig geworden?" fuhr Excellenz den Sünder an, dann stürmte er davon, denn vorn hatte man schon geladen, und deutlich erklang das Kommando: „Erstes Geschütz — Feuer!"

Aber das Geschütz feuerte nicht.

„Erstes Geschütz — Feuer!" rief der Hauptmann noch einmal.

„Zum Donnerwetter, Herr Leutnant, so geben Sie doch mit dem ersten Geschütz Feuer!" hauchte Excellenz den Zugführer an.

„Kerls — eine neue Schlagröhre," rief der Offizier seinen Leuten mit halblauter Stimme zu.

Aber das Geschütz feuerte immer noch nicht.

Zuerst wollte seine Excellenz maßlos grob werden, aber statt dessen wurde er plötzlich nachdenklich.

„Meine Herren," sagte er, „wir haben hier einen Versager. Die Sache ist sehr lehrreich. Unter genauster Befolgung aller für diesen Fall erlassenen Vorschriften werden wir den Verschluß öffnen und feststellen, woran es liegt, daß der Schuß nicht losging. Das kann verschiedene Ursachen haben. Ich bin sehr neugierig, welche von den vielen es ist."

Als Seine Excellenz jedoch die richtige Ursache kennen gelernt hatte, war seine Neugierde zwar gestillt, aber zufrieden war der hohe Herr doch nicht. Er wurde so grob, wie noch nie zuvor in seinem Leben, und zwar nicht ohne jede Veranlassung: die Leute hatten gestern, als sie angeherrscht wurden, thatsächlich nicht mehr gewußt, was sie antworteten. Das Geschütz war gar nicht mehr geladen.

Am meisten fluchte darüber der Herr Ober, der sich beim Sturz vom Pferd die rechte Schulter ausgerenkt hatte und nun, ohne daß die Sache irgendwelchen sittlichen Wert gehabt hätte, wochenlang im Lazarett liegen mußte.



Frühlingsspiele der Kinder.

Von Dorothee Goebeler.

Wenn der Frühling auf die Berge steigt, schmilzt nicht nur der Schnee im Sonnenschein, auch die Kinder reiben den Winterschlaf aus den Augen. Kaum daß die ersten linden Lüfte wehen, sind sie da. Im Stadtpark, in den Anlagen, auf allen Straßen, in allen Höfen kribbelt und wimmelt es von Kindern. Die Kleinen liegen im Sand und mollen, bauen Schlösser und backen Kuchen, die Großen tollen umher, springen und jagen sich, jubeln und jauchzen und singen. — Kinder im Frühling, es liegt eine merkwürdige Poesie darüber, so ein „ich weiß nicht was?", das die Herzen weich macht und die Seele faßt, wie Erinnerung aus längst verklungenen Jugendtagen.

Freilich, sie spielen auch im Sommer, aber es ist dann doch etwas anderes. Das Lachen klingt nicht mehr so hell, der Jubel nicht mehr so laut, die Glut der Hundstage und — die Gewohnheit haben ihn in gleicher Weise gedämpft. Und dann hat der Frühling seine eigenen Spiele, Spiele, die schon an sich verkünden, daß es eben Frühling ist. Wenn auf dem Berliner Straßenpflaster die kabbalistischen Zeichen von „Himmel und Hölle" erscheinen, ist der Lenz nicht mehr weit, wenn die Murmel rollt und der Ball gen Himmel springt, fliegt die Krähe zu Holze, baut die Schwalbe ihr Nest.

Ballschlagen, Murmelschieben, Zeck, Versteck und Ringelreihen sind ausgesprochene Frühlingsspiele. Warum gerade sie? Die Antwort ist nicht schwer. Es sind mythologische Spiele, Ueberbleibsel uralter Frühlingsfeste. In vereinzelten Dörfern Westfalens schlägt alt und jung noch heute am zweiten Ostertag an einem bestimmten Platz vor dem Dorf, gewöhnlich an einer alten Opferstätte oder doch einer Stätte, die nach Sonnenaufgang liegt, den „Osterball". Der Ball ist rund, wie die Sonne, die im Frühling hoch und höher steigt, Wachstum und Gedeihen um sich her verbreitend. Als Symbol des sieghaften Frühlings warf der Germane an geweihter Stätte das Abbild der seelenreifenden Sonne, den Ball, zum blauen Frühlingshimmel hinauf. Je höher er stieg, desto heller, segenspendender lachte sie ihm und seinem Haus.

Heute ist der Ball nur noch Kinderspielzeug, Frühlingsspielzeug aber ist er noch immer. Unsere Jugend schlägt ihn in den mannigfachsten Formen; und wenn die Buben sich in zwei Parteien teilen, wenn eine der andern den Ball abzujagen oder ihn höher und weiter als jene zu schleudern sucht, erinnert es nicht an den Kampf zwischen Licht und Nacht, den uralt ewigen Kampf der Winterriesen um den Sonnenball? Dem Ball an Form verwandt ist die Murmel. Unsere Chroniken geben keinen Beleg, daß auch sie in irgendwelcher Beziehung zu germanischen Lenzfesten stand. Johann Fischart erwähnt in seinem „Gargantua" (16. Jahrhundert) das „Kluttern mit Marmorkügelein" indessen als altes deutsches Spiel. Die Form der Murmel, die Thatsache, daß auch sie ausschließlich als erstes Frühlingsspielzeug erscheint und im Sommer verschwindet, legt die Vermutung nahe, daß auch sie in naher Verwandtschaft zu den alten Frühlingsfesten steht. Das Kegelspiel, bei dem ja auch die Kugel ihre Rolle spielt, hat seinen Geburtstag am Sonntag Lätare und wurde als „Heidenwerfen" während des ganzen Mittelalters an diesem Sonntag geübt.

Zeck und Versteck sind ziemlich prosaisch, wenn sie auf finsteren Großstadthöfen zwischen allerhand Gerümpel vor sich gehen, in den Bergen Süddeutschlands aber singt die Jugend, während sie den Kameraden durch die Gärten jagt:

„Wir streichen durch die Hecken,
Den Frühling zu erwecken."
oder: „Wir wollen unter die Buchen,
Wir wollen den Sommer suchen."

Das Lied wird vielfach variiert, jedenfalls aber zeigt es, daß es auch hier der Sommer, die Frühlingsgottheit ist, der Buben und Mädel entgegenziehen, die sie aufstöbern, greifen und festhalten wollen! Es ist aber nicht bloß die Göttermythe allein, die in den Spielen unserer Kleinen zu neuem Leben erwacht. Längst entschwundene Kulturperioden stehen in ihnen wieder auf. Drüben auf dem Platz hat sich eine ganze Schar an den Händen gefaßt, sie drehen sich im Kreis, ihre feinen Stimmen tönen hell durch den lauen Frühlingsabend:

„Ringel, ringel Rosenkranz,
Fuchsschwanz, Kälberschwanz,
Morgen wollen wir waschen —
Trägt die Magd das Wasser ein,
Fällt der ganze Kessel ein.
Kikriki!"

Es ist ein Lied ohne Sinn und Verstand, ein Lied, das uns absolut nichts mehr sagt und am allerwenigsten etwas sagt, wenn es im Schatten enger Mauern erklingt. Aber denkt euch so um fünfhundert Jahre zurück. Zum Maitanz unter der Linde erscheinen Junker und Jungfräulein. Durch ihre Hände läuft der Kranz von erstem Maiengrün, sie drehen ihn im Kreis und tanzen und singen. In der Schweiz hat sich die Guirlande im Kinderspiel bis heut erhalten. Die Kleinen flechten sie aus den Stielen des Löwenzahns, lassen sie von Hand zu Hand gehen und singen:

„Trettet zu, trettet zu,
Trettet uf di nigen Schuh.
Trettet uf das Kettemli,
Daß es soll erklingele,
Wer die schönste Jungfer si
In dem ganzen Ringele." —

In die Jäger- und Ackerbauerzeit unserer Vorfahren führen uns „Häschen in der Grube" und „Putthönekin" zurück. Putthönekin ist ein allerliebstes Greifspiel, das heut schon etwas in Vergessenheit geraten ist. Die Spieler teilen sich in drei Parteien: die Bäuerin, den Fuchs und die Hühner. Die Bäuerin ruft: „Putthühnchen, Putthühnchen, kommt alle nach Haus!" und nun entspinnt sich folgendes Wechselgespräch: „Wir können nicht!" — „Warum denn nicht?" — „Wir fürchten uns!" — „Vor wem denn?" — „Vorm Fuchs." — „Wo sitzt er denn?" — „Unterm Fliederstrauch." — „Was thut er da?" — „Er pflückt sich'n Blümchen (Blömekin) und wind't sich'n Kränzchen und setzt sich's aufs Schwänzchen und geht damit in die Kirche." — „Putt, putt, Hühnchen, kommt schnell nach Haus." Nun beginnen die Hühner in den „Stall" zu laufen. Wer dabei vom Fuchs gefangen wird, muß das nächste Mal Fuchs sein.

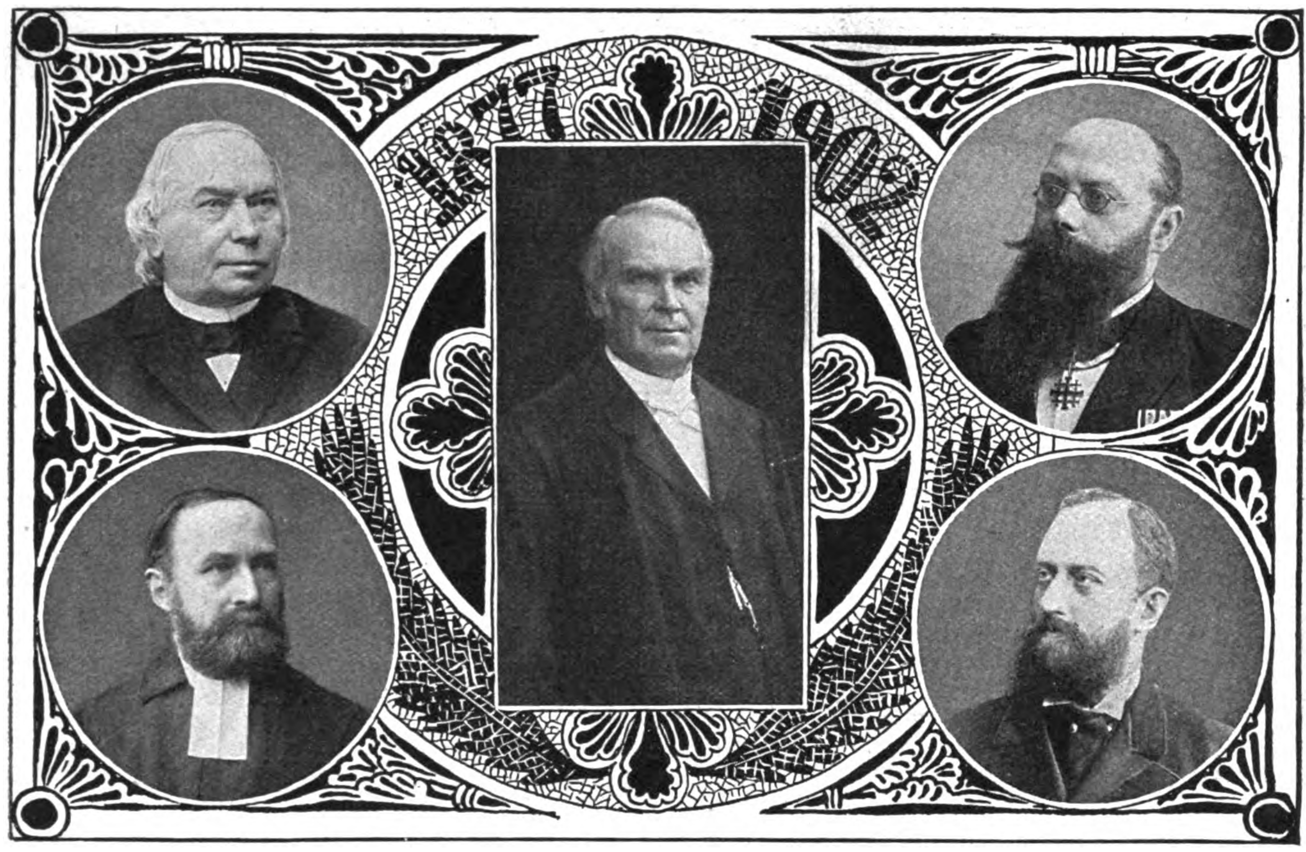
Wo die „Blindekuh" ihren Ursprung hat, ist schwer festzustellen, aber auch sie ist alt. Fischart erwähnt sie als „Blinzemaus". Er kennt auch schon das Hafen- oder Topfschlagen, sowie den „Fuchs im Loch". An längst vergangene Zeiten mit längst verschwundenen Vorstellungen knüpft wieder eins der liebsten Frühlingsspiele unserer Knaben an: „Räuber und Prinzessin" oder „Räuber und Stadtsoldat". Es sind die Tage schönster Mittelalterromantik, die das alte Spiel heraufbeschwört, dieselben Tage, die ein Mädchenspiel zu neuem Leben erweckt. „Es kommen drei Herren aus Mohrenland; schönste Antjeduse, sie wollen die jüngste Tochter haben" u. s. w., „Lange, lange Leinewand", die „goldene Brücke", „Blauer, blauer Fingerhut, spinnefeine Seide" gehören in dasselbe Genre. Und endlich das schönste und melodiöseste unserer Reigenlieder, das sich jedem einschmeichelt, das man nie vergißt: „Mariechen saß auf einem Stein und kämmte sich ihr blondes Haar". Es muß sehr alt sein. Es findet sich nach Tendenz und Inhalt wieder in den alten englischen Balladen von „Wilhelm und Schöngretchen", von „der nußbraunen Braut und der blonden Nanett".

Auf diese längst vergessene Urheimat weisen schließlich auch die kleinen Reime hin, mit denen die Jugend die Tierwelt des Frühlings lockt. Ruft der Berliner Junge: „Maikäfer, fliege, dein Vater ist im Kriege, deine Mutter ist in Engelland, Engelland ist abgebrannt" — so mahnt der kleine Engländer das Marienkäferchen: „Frauenvögelein, flieg nach Haus — dein Haus verbrennt, deine Kinder sind tot."

Die neue und allerneuste Zeit hat dem reichen Schatz unserer traditionellen Kinderspiele auch manche neue Kindererfreuung hinzugefügt. Wer über Berlins große Spielplätze geht, sieht bald, daß unsere moderne Jugend der verflossenen Jahrhunderte nicht nachsteht. Auch sie kopiert die Beschäftigung ihrer Umgebung und folgt den Zeitereignissen. „Bure und Engländer" haben „Räuber und Prinzessin" fast verdrängt. Die Indianer müssen ebenso herhalten, wie die Chinesen. Die Zirkuskünste, die man im Winter bewundert hat, feiern ein fröhliches Auferstehen. Straßenscenen werden mit viel Geschick kopiert, oft mit zu viel Geschick, denn es sind nicht immer die besten.

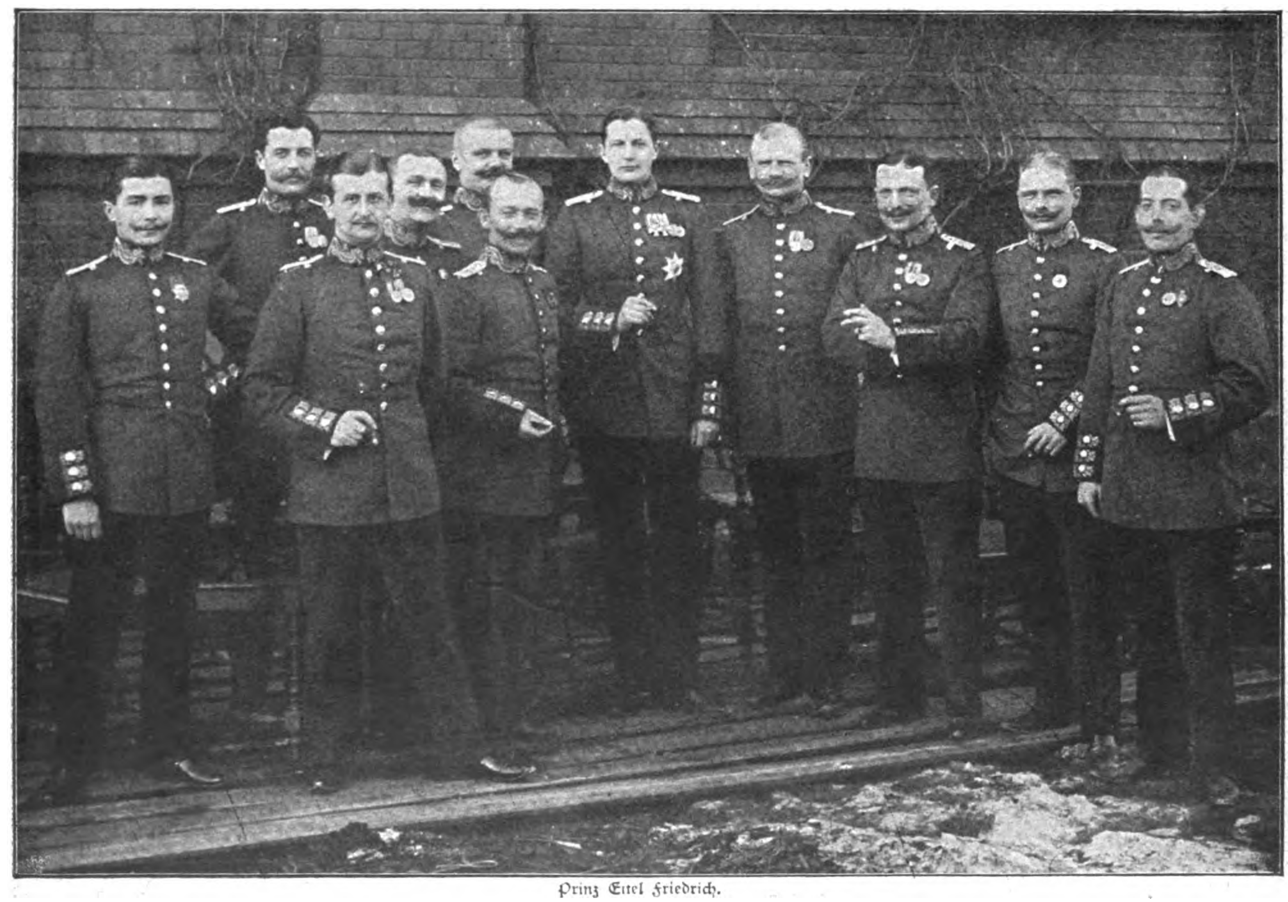
Daneben aber lebt und webt noch immer unser altes deutsches Kinderspiel, unverwüstlich mit jedem Lenz zu neuem Leben erwachend, mit jedem Lenz eine neue Brücke schlagend von der Gegenwart zurück in die Vergangenheit.





Wirkl. Oberkonsistorialrat Dr. Brückner. Hofprediger a. D. D. Stöcker. Generalsuperintendent D. Faber.
Pastor Ernst Ewers Graf A. Bernstorff.

Zum 25jährigen Jubiläum der Berliner Stadtmission: Gründer und Vorstandsmitglieder.



Prinz Eitel Friedrich.

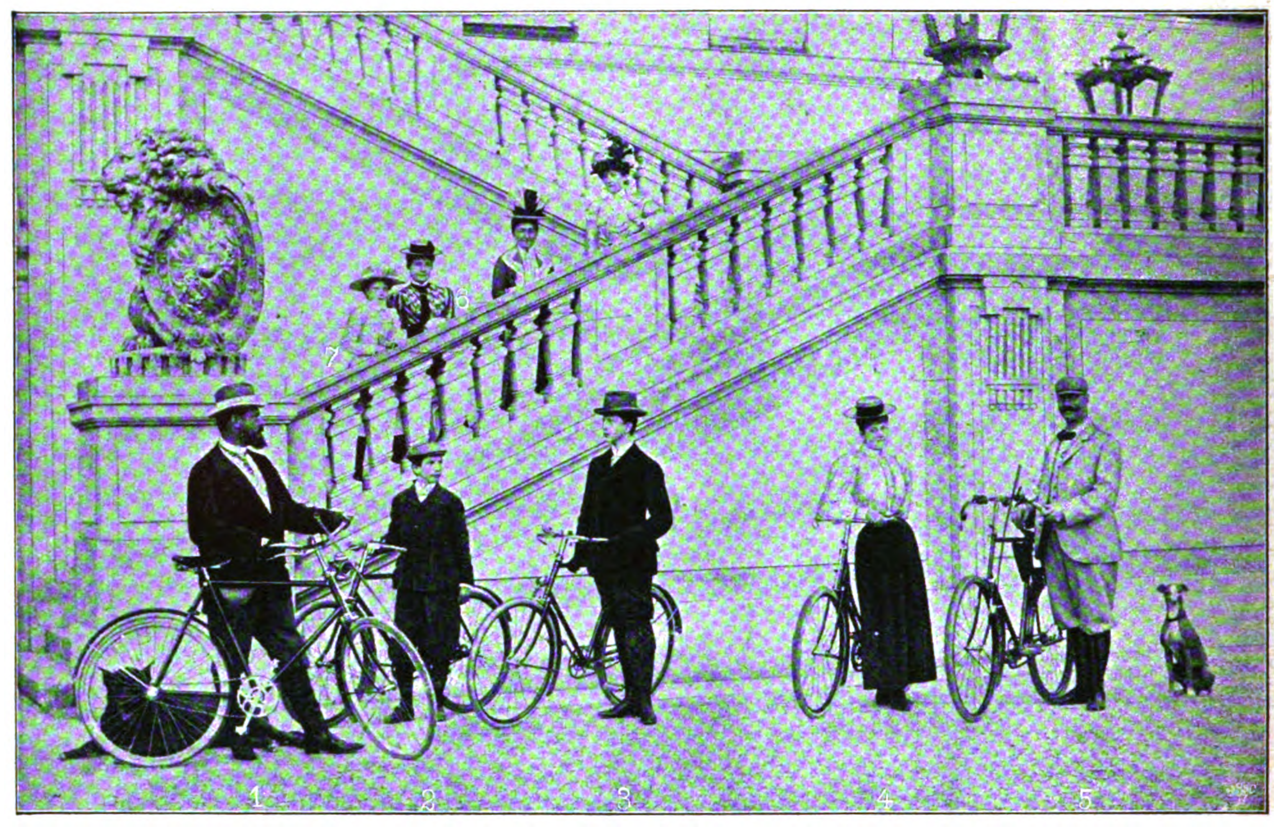
Vom Besuch des Prinzen Eitel Friedrich in Stettin:

Der Prinz im Kreise der Oberleutnants des Grenadierregiments König Friedrich Wilhelm IV.

Hofphot. C. Klett, Stettin.

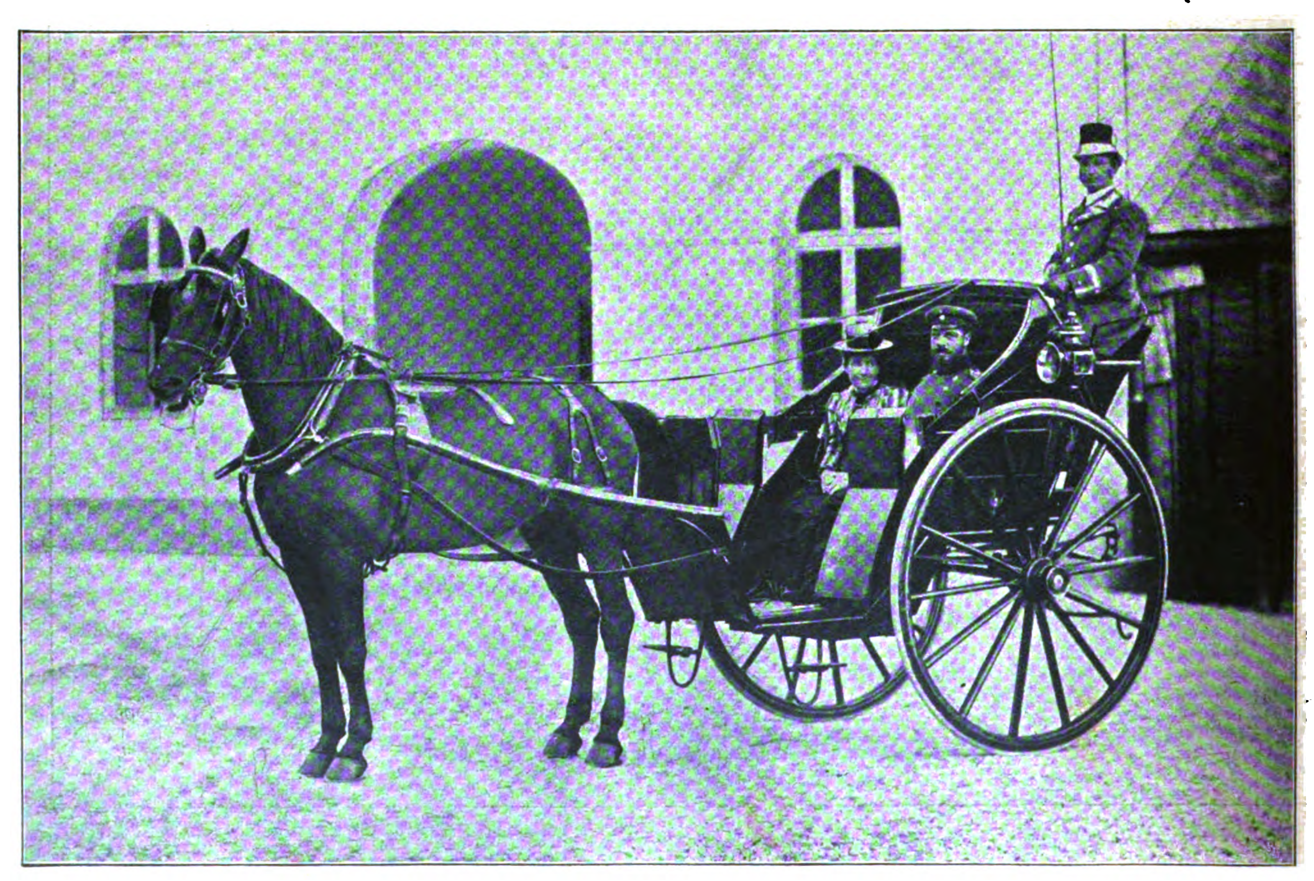
Der Sport im Bayrischen Königshaus.

Photographische Aufnahmen von Hans Franke und Co.

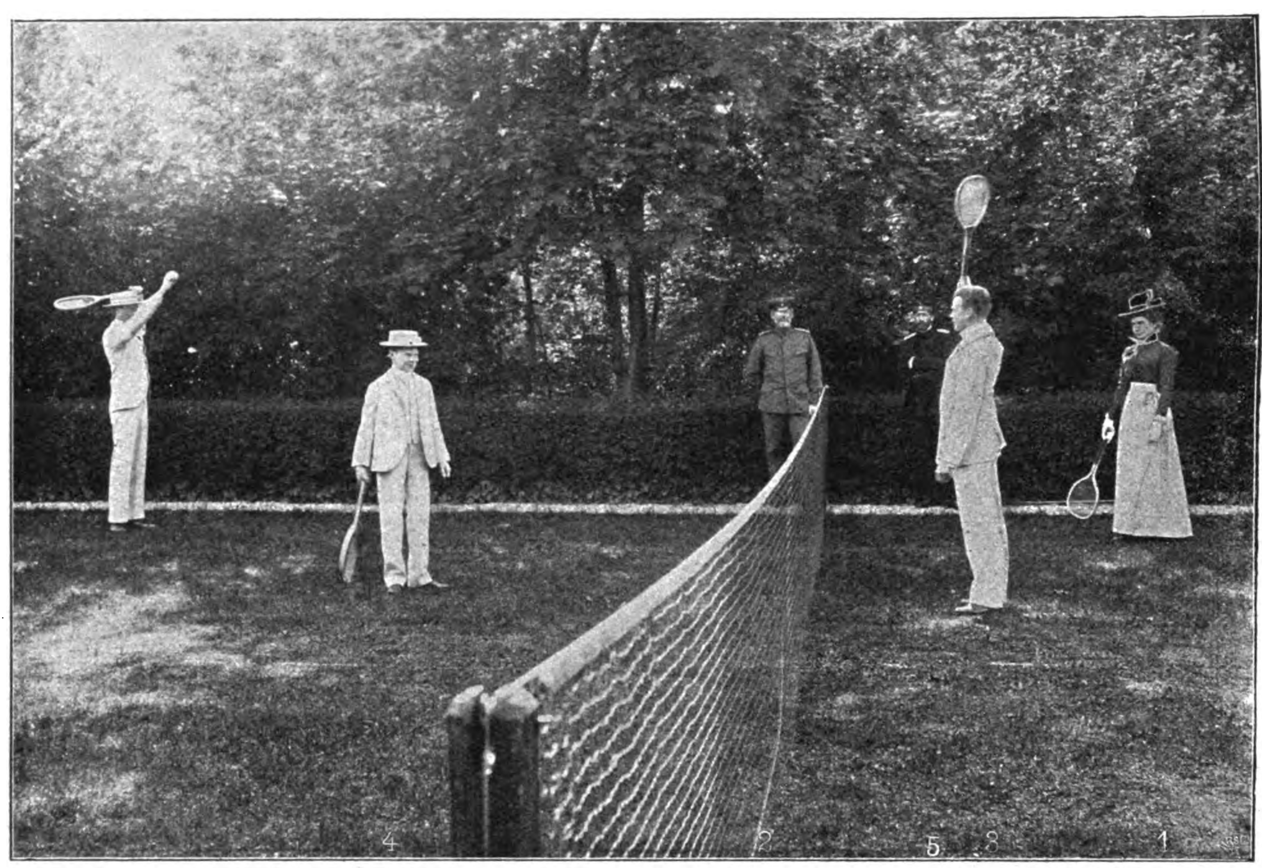


1. Prinz Ludwig Ferdinand von Bayern. 2. Prinz Adalbert. 3. Prinz Ferdinand. 4. Prinzessin Alfons. 5. Prinz Alfons. 6. Prinzessin Ludwig Ferdinand. 7. Prinzessin Maria del Pilar.

Ein Ausflug auf dem Rade.



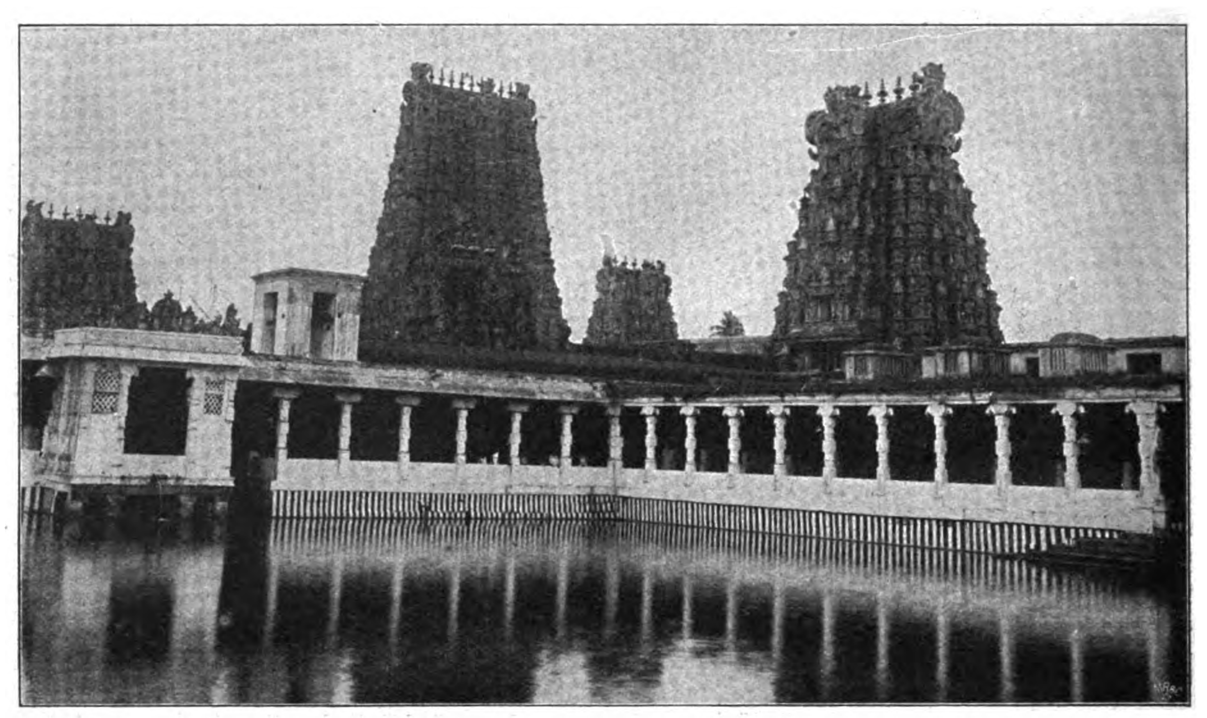
Prinz und Prinzessin Ludwig Ferdinand von Bayern in ihrem Kutschierwagen.



1. Prinzessin Leopold von Bayern. 2 Prinz Leopold. 3. Prinz Georg. 4. Prinz Konrad. 5. Baron von Perfall, Hofmarschall.
Beim Lawntennisspiel.



1. Prinz Leopold von Bayern. 2. Prinz Georg. 3. Prinz Konrad. 4. Rittmeister von Nagel.
Prinz Leopold von Bayern mit seinem Jagdgefolge.



Seitenansicht des alten Hindutempels in Madura.



Eingang zum Hindutempel in Madura.

Indische Tempel.

Hierzu 2 photographische Aufnahmen.

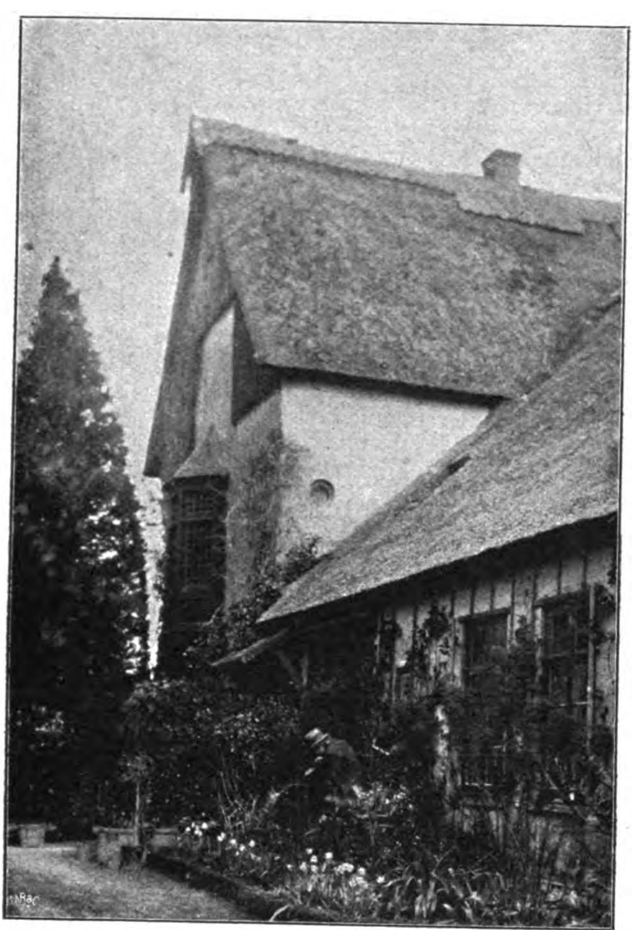
Auf dem Weg von Puticorin, Landungsplatz der Schiffe für die Passagiere, die sich weiter auf dem Landweg nach dem südlichen Vorderindien begeben, und Madras liegt die alte Tempelstadt Madura. Der Reisende hält sich hier gewöhnlich eine Nacht auf, um am nächsten Tag den uralten Hindutempel mit seinen eigentümlichen pyramidenartigen Aufbauten zu sehn. Diese Bauart charakterisiert alle südindischen Tempel, von denen der in Madura der großartigste seiner Art ist. Unsere zweite Abbildung zeigt den Eingang. Der Aufbau auf der rechten Seite hat zehn Abstufungen, die ringsherum mit allegorischen Figuren bedeckt sind. Sie sind alle wahrhaft künstlerisch von Fronarbeitern, die kleiner Vergehn wegen verurteilt wurden, ausgeführt. Die erste Abbildung zeigt uns die fünf turmartigen Aufbauten des Tempels. Der Turm am Eingang hat, wie schon erwähnt, zehn Abstufungen, die andern weisen in gleicher Ausführung sieben, fünf, drei und zwei auf. Die kleineren Nebengebäude des Tempels sind alle in gleichem Stil erbaut und mit goldenen Kuppeln geschmückt. In der Mitte die größte Kapelle, ringsherum die kleineren; in jeder von ihnen betet der einzelne Hindu bei besonderen Gelegenheiten, sonst wird niemand hineingelassen. Davor liegt der künstlich ausgegrabene See, zu dem, wie Abb. 1 zeigt, von den breiten Säulengängen hinab steinerne Treppen führen.

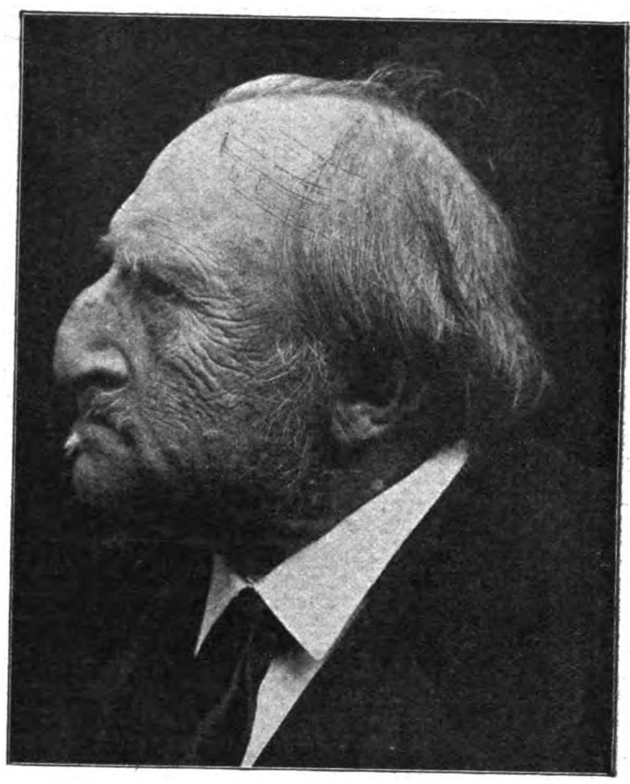
Das ganze Leben spielt sich in den Tempeln Indiens ab, das alltägliche wie das religiöse. Am Eingang sind Verkaufsbuden aufgeschlagen, man bietet Bananen, Kokosnüsse und Süßigkeiten an. Am Ausgang wieder treiben Schneider ihr Handwerk, Maschinen rasseln, Gefäße und Krüge für Küche und Haus werden verkauft, und alles geht ohne großen Lärm vor sich.

Gräfin Hedda Brockdorff.

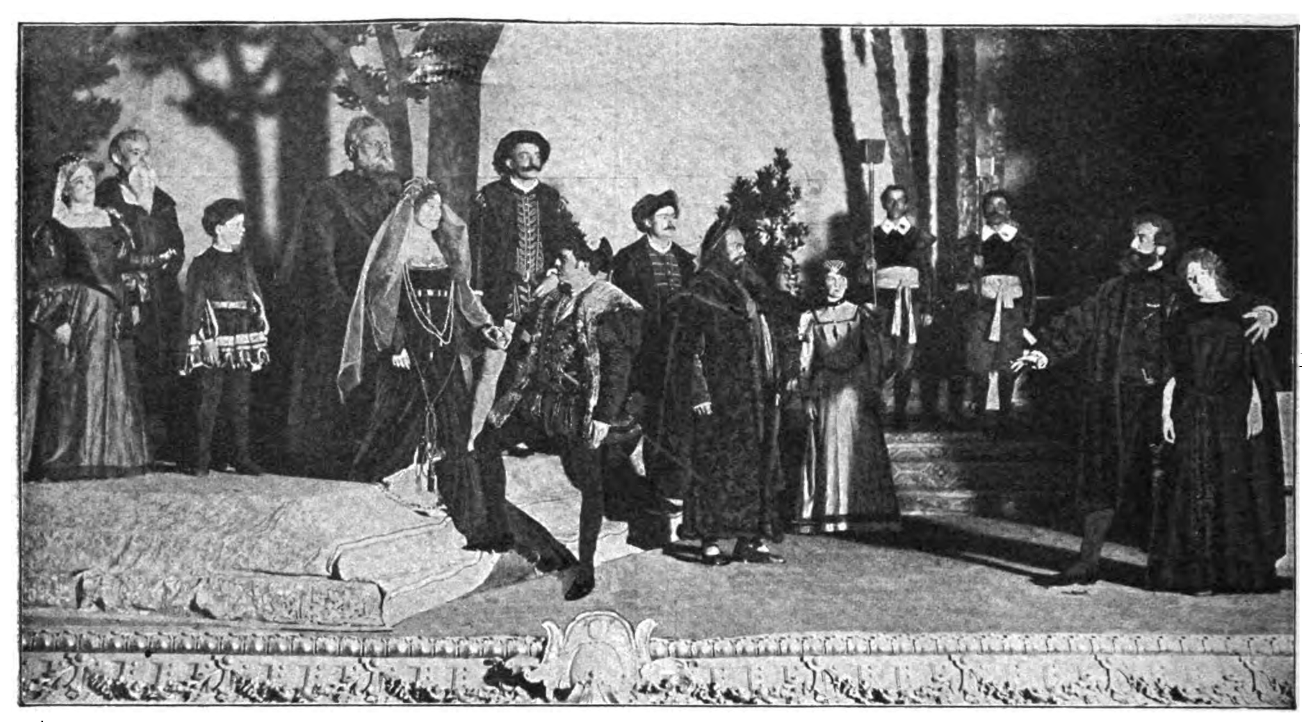


Hermann Allmers
und
seine Besitzung zu Rechtenfleth.


Allmers Wohnhaus in Rechtenfleth.


Der verstorbene Marschendichter Hermann Allmers.


Allmers Familiengruft in Rechtenfleth.
Aufnahmen von Hans Müller-Brauel.



Wilh. Mauren. Gertrud Kuhn. Jean Paul. Willy Eberhard. Paul Faber. Wilhelmine Brandes.

Scene aus dem Drama „Die Muse des Aretin" von J. V. Widmann, das in Zürich am 27. Februar zum erstenmal aufgeführt wurde.

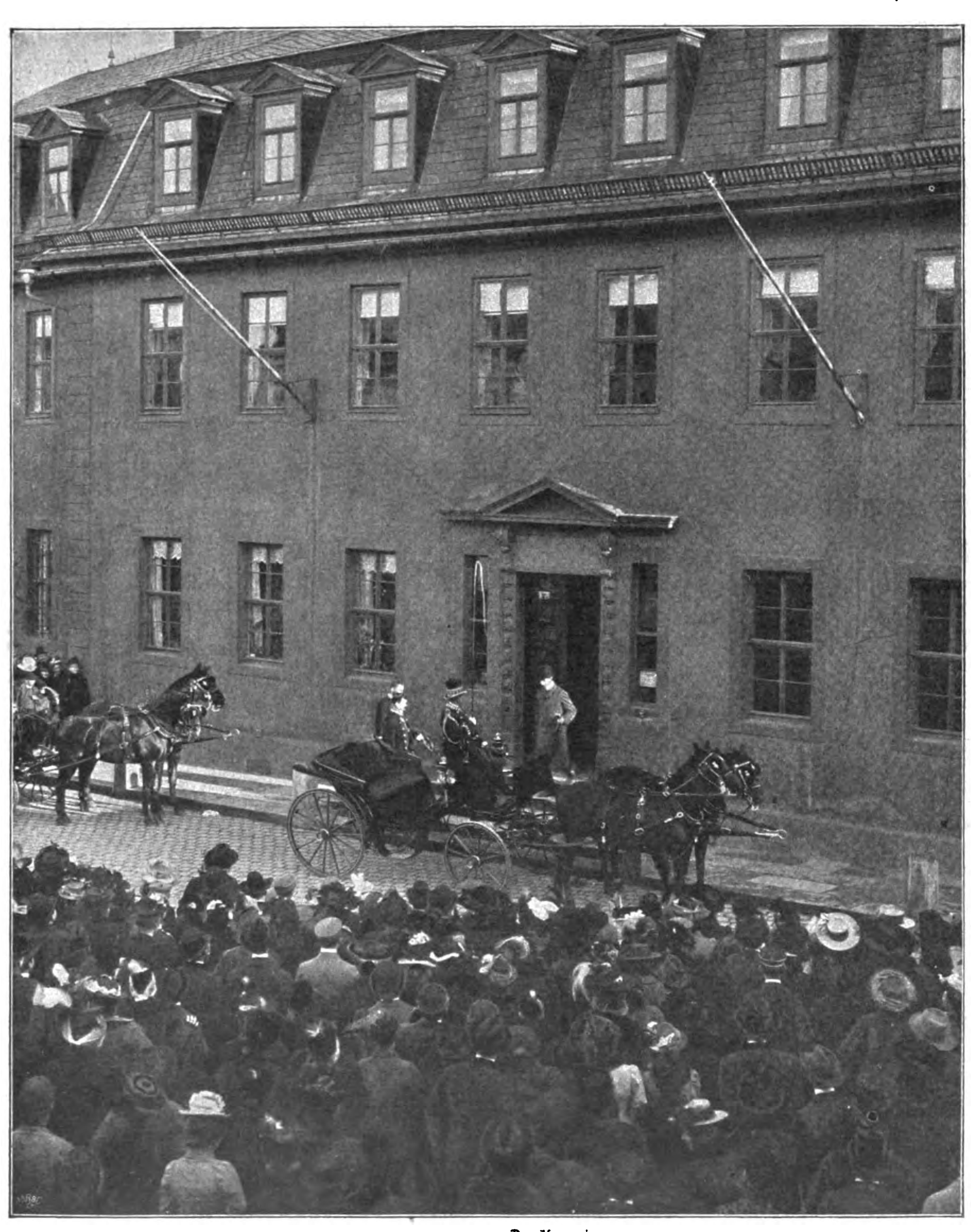
Phot. Bruno Hartung, Zürich.

J. V. Widmanns neustes Drama im Züricher Stadttheater. Die Erstaufführung des neusten Dramas „Die Muse des Aretin" von Joseph Viktor Widmann am 27. Februar im Züricher Stadttheater gestaltete sich zu einer schönen Huldigung für den bekannten Schweizer Dichter und Schriftsteller, der wenige Tage vorher (20. Februar) sein sechzigstes Jahr vollendet hatte. Im Mittelpunkt des Schauspiels steht der italienische „Gazettenschreiber" Pietro Aretino, der Zeitgenosse Michelangelos und Tizians, der sich durch seine böse Zunge und seine satirischen Verse viele Feindschaften zuzog. Was uns der Dichter schildern will, ist die Selbsterkenntnis und Selbstbefreiung Aretinos. Der Tagesschriftsteller mit großem litterarischem Ehrgeiz, der sich für einen Jünger der hohen Muse hält, muß schließlich erkennen, daß er seiner Begabung nach eben ein Tagesschriftsteller ist. Die Aufführung war sehr sorgfältig vorbereitet. Unter den Darstellern traten namentlich Paul Faber (Aretino), Wilhelmine Brandes, Mauren und so weiter hervor.

Schluss des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE.

Berlin, 29. März 1902. | Jedem Hefte liegt separat eine Uebersicht der Tages-Ereignisse mit dem Titel „Chronik der Woche“ bei. | 4. Jahrgang. Nummer 13.



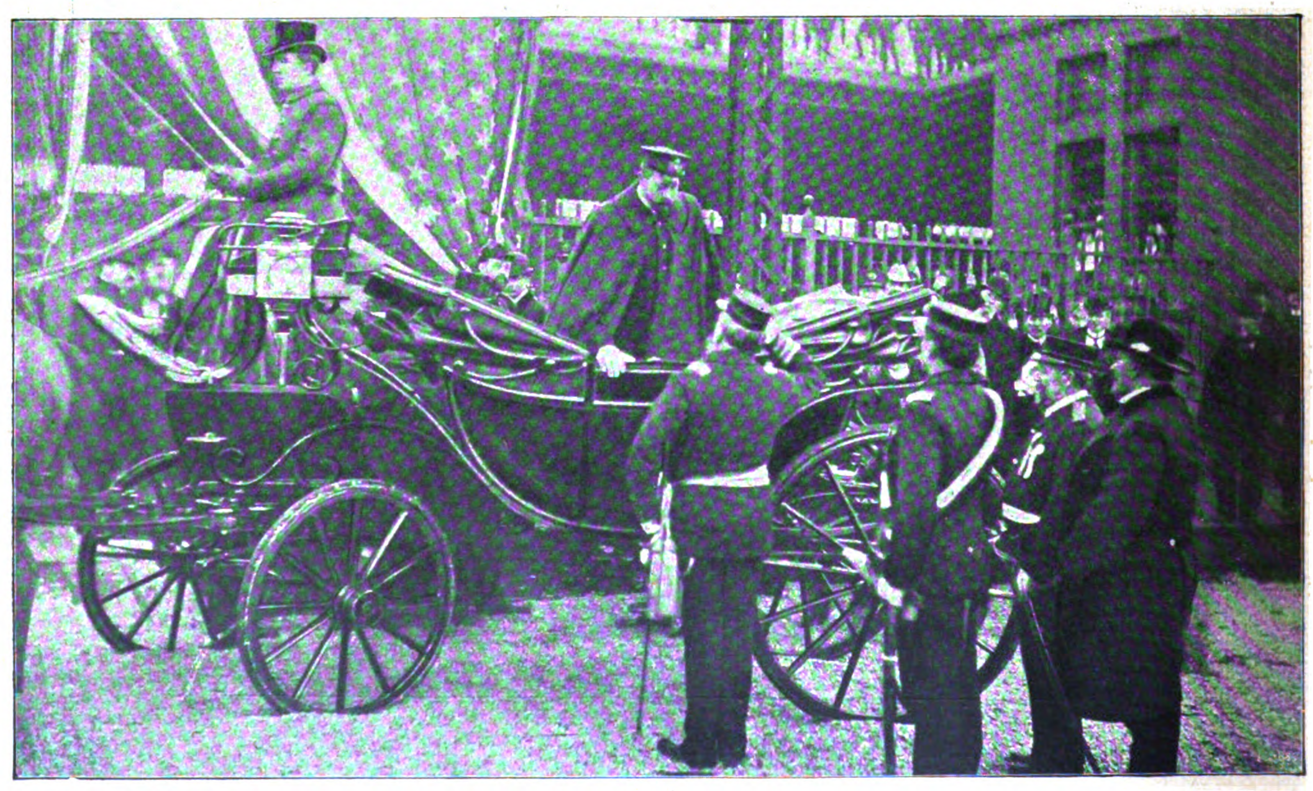
Der Kronprinz.

Der Kronprinz in Weimar, nach dem Besuch des Goethehauses.

Momentaufnahme von Hofphot. Louis Held, Weimar.

1. Der künstlerische Schmuck des von der Rheingauer Schaumweinkellerei A. G. Söhnlein und Co. in Schierstein gestifteten Kästchens, in dem die zur Taufe des „Meteor" bestimmte Flasche Rheingoldsekt überreicht wurde. 2. Künstlerisches Album, Geschenk der deutschen Frauen von Syracuse an Prinzessin Irene von Preußen. 3. und 4. Geschenke, die Prinz Heinrich bei der Ueberreichung des Ehrenbürgerrechts von Syracuse erhielt.

Von der Amerikareise des Prinzen Heinrich.



Prinz Heinrich in Milwaukee: Der Empfang am Bahnhof.

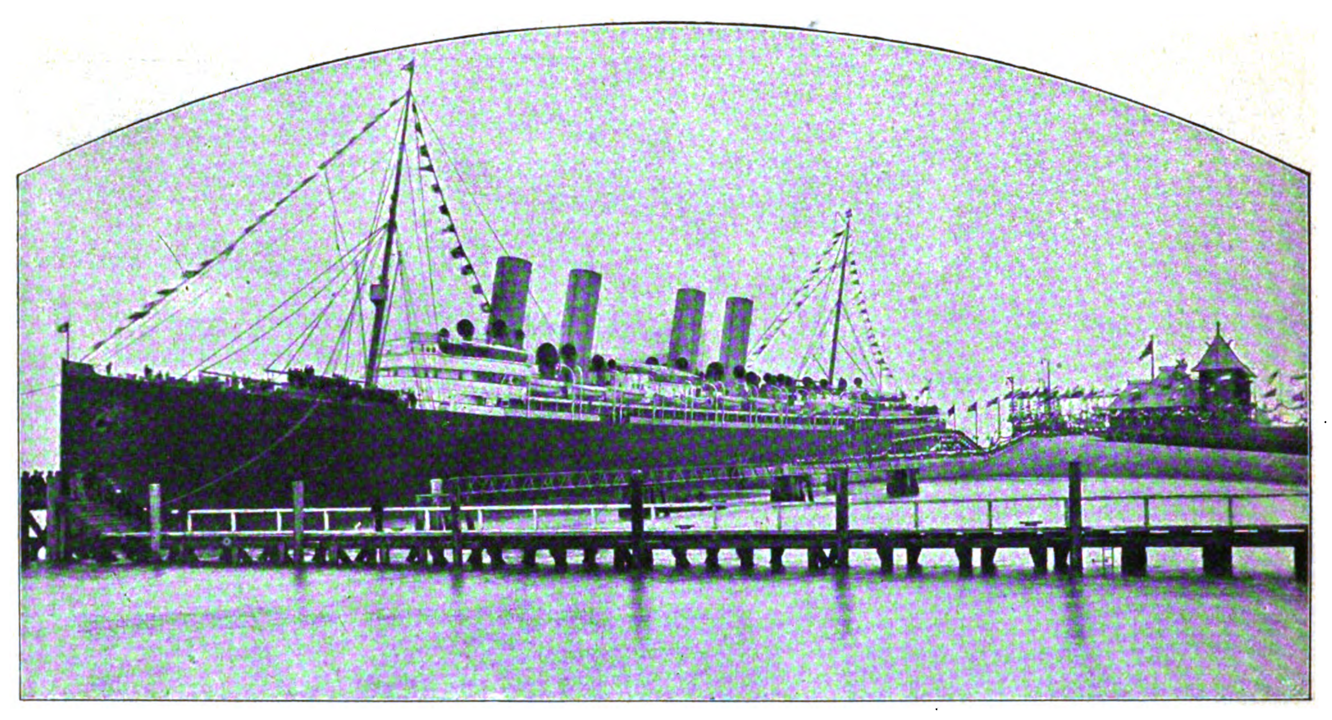
Photographische Momentaufnahme.



Prinz Heinrich.

Vom Besuch des Prinzen Heinrich in Philadelphia: Nach der Entgegennahme des Ehrenbürgerbriefes im Stadthaus.

Photographische Momentaufnahme.



Die Heimkehr des Prinzen Heinrich aus Amerika am 18. März: Die „Deutschland" legt in Kuxhaven an.
Photographische Momentaufnahme von Strumper und Co.

Der Kaiser. Prinz Heinrich.
Der Kaiser und Prinz Heinrich an Bord des „Kaiser Wilhelm II." auf der Fahrt durch den Kaiser Wilhelm-Kanal am 19. März.
Momentaufnahme von J. Lescher, Rendsburg.



Ministerialdirektor Dr. Kuegler, wurde zum Präsidenten des preußischen Oberverwaltungsgerichts ernannt.





Freiherr von Seherr-Thoß, der neuernannte Regierungspräsident von Liegnitz.



Siegmund von Hausegger, trat von der Leitung des Münchner Kaim-Orchesters zurück.

Koloman Tisza †
bedeutender ungarischer Staatsmann, früher Ministerpräsident.
Photographische Aufnahme von K. Koller.

Geheimrat Dr. Luthardt, Leipzig, Professor der Theologie, tritt am 1. April in den Ruhestand.





Zur Verlobung des Prinzen Mirko von Montenegro mit Natalie Konstantinowitsch.
Photographische Aufnahmen.



Oberleutnant Nolte †
verdienter Offizier der Kaiserlichen Schutztruppe, gest. in Kamerun.



Paul Bulß †
Königlicher Kammersänger, gest. in Temesvar.



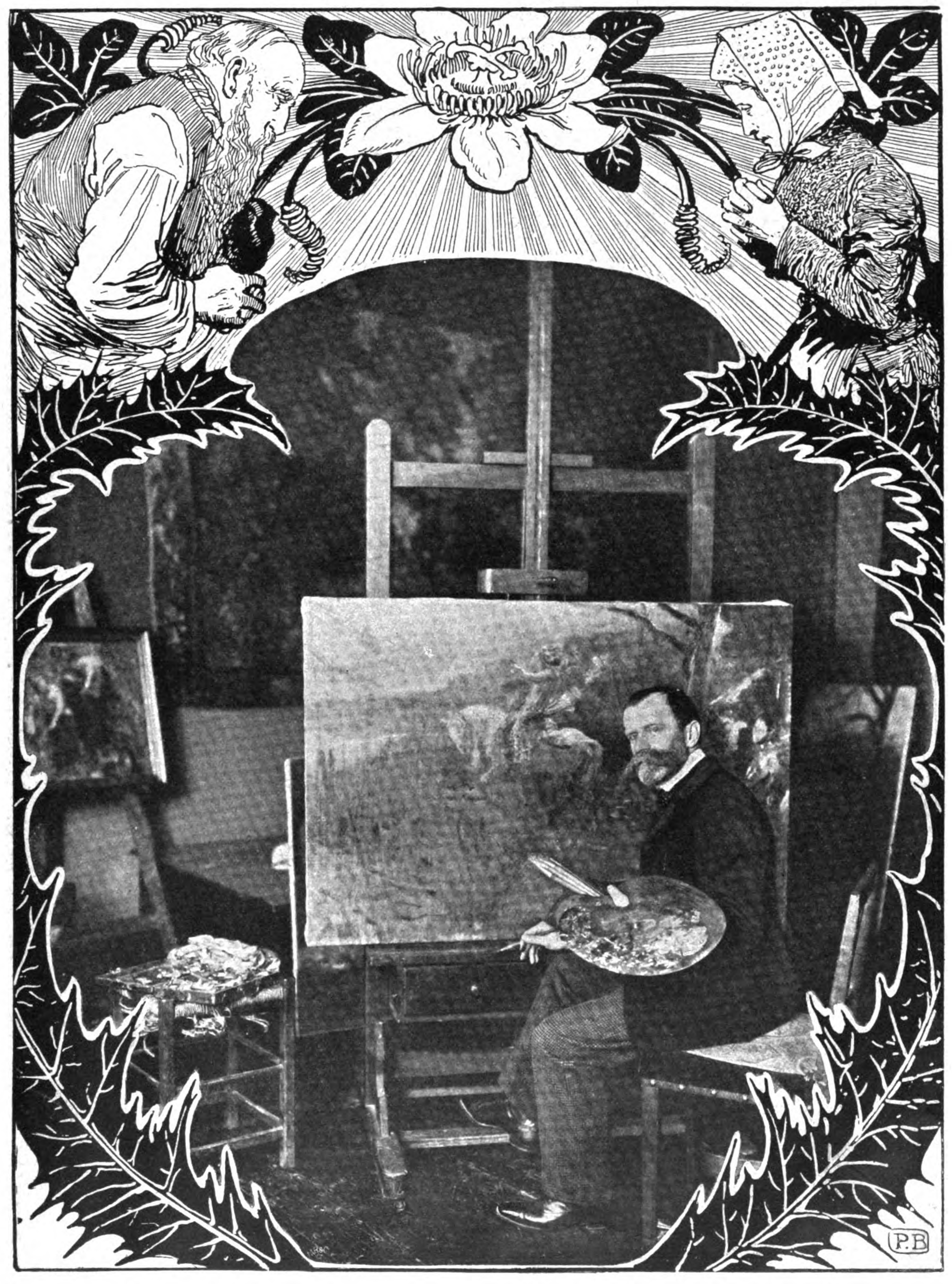
Franz Nachbaur †
hervorragender Wagnersänger, gest. in München.



Professor Hermann Vambery,
bedeutender Orientalist, feierte seinen 70. Geburtstag.

Kyrillus (Herr Krausneck). Anne (Frl. Poppe).

Die Erstaufführung von Marx Möllers Ostermärchen „Frau Anne“ im Berliner Königlichen Schauspielhaus am 23. März.
Photographische Aufnahme von Zander und Labisch, Berlin.



Professor Fritz von Uhde bei der Arbeit in seinem Münchner Atelier.

Spezialaufnahme für die „Woche“ von Michael Dietrich, München.



Gräfin Bülow, die Gattin des Reichskanzlers. Fürstin Lwoff (Vilma Parlaghy). Dr. Heck, Direktor des Berl. Zoologischen Gartens.

Von dem Fest zum Besten des Tierschutzes im Neuen Königlichen Opernhaus (Kroll) in Berlin.

Spezialaufnahme für die „Woche".

Unsere Bilder.

Kronprinz Wilhelm in Weimar (Abb. S. 545). Unser Kronprinz hat den Beginn der Osterferien benutzt, um von Bonn aus eine längere Reise nach Elsaß-Lothringen, der Schweiz und Süddeutschland zu unternehmen. Er hat unter anderm mehrere Tage in Bayern geweilt und Augsburg, Nürnberg, Rotenburg o. Tauber, Bamberg besucht. Ueberall, wo er sich dem Publikum zeigte, wurde der Kronprinz aufs freudigste begrüßt. Die größten Anstrengungen aber, ihn würdig zu empfangen, hatte vielleicht das kleine Weimar gemacht. Der Großherzog empfing seinen Gast bereits in Eisenach und fuhr mit ihm zusammen nach der Wartburg, wo eine Frühstückstafel stattfand. Gemeinschaftlich machten der Großherzog und der Kronprinz dann auch die kurze Reise nach der Stadt Weimar, die in reichem Flaggenschmuck prangte. Auf dem klassischen Boden huldigte der zukünftige Deutsche Kaiser den Manen des größten deutschen Geistesfürsten: er verweilte längere Zeit im Goethehaus. Den Moment, da er es nach eingehender Besichtigung wieder verließ, stellt unser Bild dar.

Nachklänge von der Amerikafahrt des Prinzen Heinrich (Abb. S. 546—548). Als Ehrenbürger von nicht weniger als 22 amerikanischen Städten ist Prinz Heinrich von seiner Reise über den Ozean heimgekehrt. Ueberall wo ihm die Bevölkerung feierlichen Empfang bereiten konnte, sei es in großen Städten wie Philadelphia und Milwaukee, sei es in kleinen wie Syracuse, wurde ihm neben andern Auszeichnungen auch the Freedom of the City zu teil. In Syracuse begnügte man sich übrigens nicht damit, den Prinzen allein zu ehren, die deutschen Frauen daselbst gedachten auch seiner Gemahlin und überreichten ihm als Geschenk für diese ein künstlerisch ausgestattetes Album. Legt dieses Zeugnis ab für den kunstgewerblichen Geschmack der Syracusaner, so sollte Milwaukee eine andere Gelegenheit bekommen, zu zeigen, was es auf diesem Gebiet zu leisten vermag. Das von der Rheingauer Schaumweinkellerei A. G. Söhnlein & Co. in Schierstein gestiftete Kästchen, in dem die zur Taufe des „Meteor" bestimmte Flasche Rheingoldsekt überreicht wurde, erhielt hier seinen künstlerischen Schmuck, zu dem auch die Inschrift gehört: „Des deutschen Rheines flüssiges Gold kredenzt von der deutschesten Stadt des Landes als ein Trankopfer der unverbrüchlichen Freundschaft zwischen den beiden Nationen, die unsern Herzen am nächsten stehen." Nun, die unverbrüchliche Freundschaft zwischen diesen beiden Nationen ist, das wurde bereits wiederholt betont, durch die ganze Reise des Prinzen Heinrich noch befestigt worden. Er hat die Aufgabe, seinen kaiserlichen Bruder drüben zu vertreten, glänzend gelöst und durfte frohgemut dem Augenblick entgegensehen, da ihn dieser nach der glücklichen Ankunft in Kuxhafen begrüßte, um ihn durch den Kaiser Wilhelmkanal in sein Heim nach Kiel zu geleiten.

Koloman Tisza (Abb. S. 549), der am 23. März nach langem Leiden gestorben ist, zählte zu den bedeutendsten und erfolgreichsten ungarischen Staatsmännern. Am 16. Dezember 1830 in Großwardein geboren, bethätigte er sich zuerst schon als achtzehnjähriger Jüngling während der Revolution in der Politik. Im Jahr 1861 wurde er, nachdem er sehr energisch für die Konstitution eingetreten war, ins Abgeordnetenhaus gewählt, in dem er bald eine führende Stellung errang. Er wurde der Mitbegründer und Führer der neuen liberalen Partei, die durch ihn zur Regierung kam und seit seiner Ernennung zum Ministerpräsidenten 1875 am Ruder geblieben ist. Tisza selbst führte die Zügel der Regierung fast ununterbrochen bis zum Jahr 1890.

Hermann Vambery (Porträt S. 550), der berühmte ungarische Orientalist, feierte am 19. März in Budapest seinen siebzigsten Geburtstag. Ausgestattet mit einer ungewöhnlichen Begabung für die Erlernung fremder Sprachen und mit seltenem Lebensmut, hat er es zu Ansehen und Ehren in der wissenschaftlichen Welt gebracht, obwohl er weder einen regelrechten Schulunterricht genossen, noch ordnungsmäßige akademische Studien getrieben hat. Ganz auf sich selbst gestellt, war der Autodidakt schon mit 18 Jahren imstande, erwachsenen Personen Unterricht zu erteilen. Später wanderte er aus der Heimat nach Konstantinopel aus, wo er, da er des Türkischen mächtig war, als Hauslehrer in vornehmen ottomanischen Häusern sich eine ganz angenehme Existenz zu schaffen vermochte. Allein sein Thatendrang und sein Wissensdurst trieben ihn weiter. Nachdem er neben mehreren kleineren Werken ein deutsch-türkisches Wörterbuch herausgegeben hatte, fand er die Unterstützung der ungarischen Akademie der Wissenschaften für eine Reise nach Turkestan. Kühn, wie er war, trat er sie in der Verkleidung eines Derwisches an. Die Gefahren, die ihm im Fall der Entdeckung drohten, galten ihm nichts gegenüber den Vorteilen für den Forscher, der auf diese Weise manches beobachten konnte, was ihm sonst verborgen geblieben wäre. Das Glück war mit ihm, er kehrte heil zurück und legte seine Erfahrungen in einer Reihe bedeutender wissenschaftlicher Werke nieder.

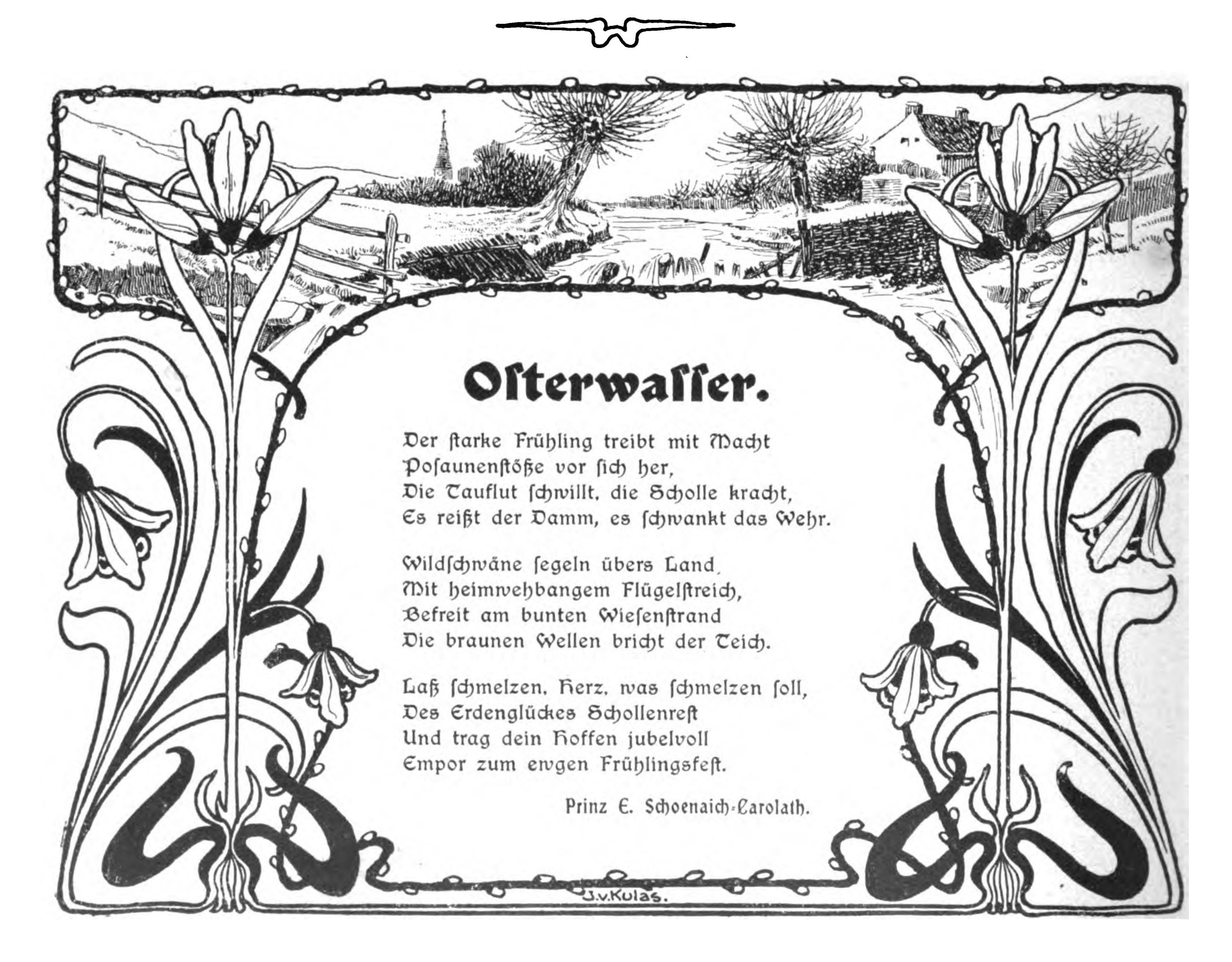
Frau Anne (Abb. S. 550) betitelt sich die letzte Novität des Berliner Königlichen Schauspielhauses, ein Ostermärchen von Marx Möller, dessen kritische Würdigung unsere Leser in der „Chronik der Woche" unter Theater und Musik finden. In der Form des Märchens erzählt der Dichter, wie eine Königin, die ihre Tochter verloren hat, Trost erhält, indem sie ihre Liebe fremden Kindern widmet.

Prinz Mirko von Montenegro und seine Braut (Abb. S. 549). Man muß es dem Fürsten Nikita lassen, daß er es ausgezeichnet versteht, für seine Kinder günstige eheliche Verbindungen zu finden. Für seinen zweiten, am 5. April 1879 geborenen Sohn, den Prinzen Mirko, Großwojwoden von Grahovo und der Zenta, hat er zwar eine Braut aus regierendem Haus nicht erkoren, aber eine, durch die Prinz Mirko noch einmal selbst zum regierenden Fürsten werden könnte. Fräulein Konstantinowitsch, die Tochter des serbischen Obersten, besitzt neben einem großen Vermögen auch noch den Vorzug, mit den Obrenowitsch verwandt zu sein. Der serbische Thron, den König Alexander niemand weniger gönnt als dem Prätendenten Karageorgiewitsch, könnte daher dem Prinzen Mirko einmal auf friedlichem Wege zufallen.

Fritz von Uhde, in dessen Atelier (Abb. S. 551) wir unsere Leser heute führen, gehört zu den bedeutendsten und merkwürdigsten Malern der Gegenwart. Schon sein Lebensgang ist nicht alltäglich. Daß jemand erst eine andere Laufbahn einschlägt, bevor er sich der Kunst widmet, kommt öfter vor, daß aber jemand seiner Kunst abhold wird und erst nach langer Unterbrechung wieder zu ihr zurückkehrt, ist gewiß eine Seltenheit. Uhde, der am 22. Mai 1848 zu Wolkenburg in Sachsen geboren wurde, besuchte bereits im Jahr 1866 die Kunstakademie in Dresden. Da ihm jedoch die dort herrschende Richtung widerstrebte, trat er in die Armee ein, in der er volle zehn Jahre diente. Als Rittmeister nahm er 1871 den Abschied und widmete sich erneut der Malerei, nunmehr in München. Vorübergehend malte er bei Muncacsy in Paris, in der Hauptsache aber sucht er seine Vorbilder in den alten Niederländern. Daher der Realismus in seinen Gemälden. Sein naturalistisches Prinzip, biblische Gestalten als moderne Menschen darzustellen, erfuhr natürlich vielfache Anfechtung, schaffte Uhde aber auch zahlreiche Anhänger.

Ein Fest zum Besten des Tierschutzes (Abb. S. 552) hat gerade noch vor Thoresschluß die Fürstin Lwoff (Vilma Parlaghy) unter lebhafter Anteilnahme der Frau Gräfin Bülow, der Gemahlin unseres Reichskanzlers, im Neuen Königlichen Opernhaus in Berlin veranstaltet. Während zweier aufeinanderfolgender Tage gab es dort sehr viel zu sehen und zu kaufen. Verschiedene Damen der Gesellschaft waren eifrig bemüht, die feilgebotenen Gegenstände auch abzusetzen, und so ist für den wohlthätigen Zweck denn auch ein recht erkleckliches Sümmchen zusammengekommen.

Personalien (Porträts S. 549 und 550). Als Nachfolger des Wirklichen Geheimen Rats Persius, der sich aus Gesundheitsrücksichten ins Privatleben zurückgezogen hat, ist der bisherige Direktor im Kultusministerium Dr. Kuegler zum Präsidenten des preußischen Oberverwaltungsgerichts ernannt worden. Seit 1867 im Staatsdienst stehend, gehörte er achtundzwanzig Jahre der Unterrichtsverwaltung an, zuerst als Justitiar des Provinzialschulkollegiums zu Posen, seit 1884 als Hilfsarbeiter, dann als vortragender Rat und schließlich als Leiter des Volksschulwesens im Kultusministerium. — Der Komponist Siegmund von Hausegger, der sich während der letzten Jahre um das Musikleben Münchens als Dirigent des Kaim-Orchesters große Verdienste erworben hat, trat von dieser Stellung zurück, um sich fortan ganz seiner schöpferischen Thätigkeit zu widmen. Hausegger, der am 16. August 1872 in Graz geboren wurde, hat bisher zwei größere Opern geschrieben, die sich indessen auf dem Theater nicht eingebürgert haben. Bedeutende Erfolge waren ihm dagegen als Sinfoniker beschieden, und namentlich, seit seine sinfonische Dichtung „Barbarossa“ bekannt geworden ist, zählt man ihn zu den hervorragendsten unter den jüngeren deutschen Komponisten. — Zum Regierungspräsidenten in Liegnitz ist der bisherige Geheime Oberregierungsrat im Landwirtschaftsministerium Königlicher Kammerherr Günther Freiherr von Seherr-Thoß ernannt worden. Er tritt sein neues Amt bereits am 1. April an. — Geheimrat Dr. Christoph Ernst Luthardt, der seit 1856 als ordentlicher Professor der Theologie gewirkt hat, tritt am ersten April in den Ruhestand. Luthardt, der nebenbei seit 1898 die „Allgemeine lutherische Kirchenzeitung“ herausgiebt, schrieb unter dem Titel „Erinnerungen aus vergangenen Tagen“ 1889 eine Selbstbiographie. Die Leipziger Universität wird den jetzt Neunundsiebzigjährigen schwer vermissen. — Auf einer Konzertreise, die ihn bis nach Konstantinopel führen sollte, starb am 20. März in Temesvar der Königlich sächsische Kammersänger Paul Bulß. Am 19 Dezember 1847 auf dem Rittergut Birkholz in der Priegnitz geboren, wandte er sich schon frühzeitig der Musik zu, so daß er bereits 1868 sein erstes festes Engagement als Baritonist am Lübecker Stadttheater antreten konnte. Ueber Köln und Kassel kam er 1876 nach Dresden und 1889 nach Berlin an die Königliche Oper. — Fast gleichzeitig mit ihm schied der Königlich bayrische Kammersänger Franz Nachbaur, ein Freund König Ludwig II., aus dem Leben. Nachbaur, der am 25 März 1835 auf Schloß Gießen bei Friedrichshafen geboren wurde, besuchte zuerst das Polytechnikum in Stuttgart, bevor er sich seiner glänzenden Laufbahn als Operntenor widmete. Nach einigen Wanderjahren kam er 1866 an die Münchner Hofoper, deren Mitglied er blieb, bis er sich 1890 ins Privatleben zurückzog. — Bei der Gefangennahme des Häuptlings von Banyo fiel am 1. Februar Oberleutnant Nolte, der früher dem Infanterieregiment 68 zu Koblenz angehört hatte und 1896 zur Schutztruppe für Kamerun übergetreten war. Als Stationschef von Jaunde beteiligte er sich mit Auszeichnung an den Kämpfen der Wute-Adamauaexpedition und gründete später die Station Yoko.



Osterzauber in der Natur.

Von Fritz Skowronnek.

Am Ostermorgen braucht der Hausprophet die fleißigen Mägde nicht zu wecken. Vor Tau und Tag sind sie aufgestanden, haben sich festlich gekleidet und geschmückt und sind hinausgeeilt, um am lebenden Quell das heilbringende Osterwasser zu schöpfen. Schweigend müssen sie ihren Weg wandeln, schweigend zurückkehren; kein Geschwätz, kein eitles Lachen darf die hehre Stille des erwachenden Morgen stören, an dem sogar die liebe Sonne aus Freuden dreimal beim Aufgehen hüpft.

Es giebt wohl kaum einen sinnigeren Volksbrauch als dies schweigende Wandern zur springenden Quelle! Wer hat unsern Altvordern die Weisheit von der Kraft des lebendig gewordenen Wassers gepredigt? Wer hat sie gelehrt, mit sinnigem Brauch die Naturkraft zu ehren, die so wunderbar den Auferstehungsgedanken verkörpert? Wer anders, als die Natur selbst, die jedem, der sich ihr mit Liebe naht, die Fülle ihrer Wunder in Herz und Gemüt gießt.

Ja, das Osterfest ist das Fest des springenden Wassers!

Monatelang hat der grimme Frost Seen, Flüsse und Bäche mit starrer Eisdecke gebändigt. Feld und Wald schlummern unter dem weißen Mantel, bis der Frühling seine Vorboten aussendet, den wärmenden Sonnenstrahl und den lauen Südwest, der mit jauchzendem Brausen über die Erde fährt. Sein Hauch weckt den toten Schnee zum Leben auf. Von den Bäumen tropft es, von jedem Abhang springen die Rinnsale, der Waldbach sprengt die Eisfesseln, gurgelnd und schäumend schießt das Wasser zu Thal. Wohl sieht es trüb und schmutzig aus, aber das ist ja das Zeichen seiner neuen Jugend, denn das, was seine Fluten trübt, ist der reiche Segen fruchtbaren Erdreichs, den er weiter abwärts den Fluren spenden soll.

Mit starker Hand hat der Wind an den Kronen der Bäume gerüttelt, bis es die Wurzeln tief unten im Erdreich merkten. Jetzt warten sie sehnsüchtig auf das Wasser, das ihnen neues Leben spenden soll. Zuerst haben die Moose sich satt getrunken und die kleinen Waldblumen, die dem Frühling den ersten Gruß entbieten wollen. Nun dringt es heran durch das Erdreich. Begierig saugen die Wurzeln es auf, denn ungeduldig harrt bereits der Baum, daß der belebende Saft auch zu ihm emporsteige und die schlummernden Knospen erwecke.

Ja, das Wasser ist lebendig geworden!

Auch im Wasser wird es lebendig. Hier weckt der Sonnenstrahl! Mücken und Libellen streifen die Hülle ab, in der sie geduldig ihrem kurzen Erdendasein entgegenträumten, und entfalten ihre zarten Flügel. In fröhlichem Gewimmel tanzen sie über dem stillen Wasserspiegel, und ein leiser Ton, wie Geisterhauch, zittert durch die laue Abendluft. Hier und dort sinkt einer der Tänzer auf die Wasserfläche hinab. Aber die Fischlein, die sonst so lüstern nach Beute sind, achten ihrer nicht. Sie haben Besseres zu thun. Ruhelos streicht der Hochzeiter umher, um eine Hochzeiterin zu suchen. Hier und dort brodelt über dem Getümmel der laichenden Fische das Wasser auf.

Ja, das Wasser ist lebendig geworden!

Ungeduldig wartet der Mensch auf das Erwachen der Natur. Mit frevelnder Hand bohrt er die Birken an, um den steigenden Saft zu fangen. Freudig spendet der Baum von seiner Fülle und achtet nicht der Wunde, wenn der hineingetriebene Holzpflock sie rechtzeitig schließt. Aber nicht genug damit. Auch zarte Reiser raubt der Mensch der Birke, um durch ein laues Wasserbad die zarten Blättchen vorzeitig aus ihrer Hülle zu locken. Er verlangt von der Natur, daß sie ihm seine Feste verschöne. „Weiße Weihnachten“ will er haben. Mit Pelzwerk wohlbewehrt will er im Schlitten durch den schneeverhangenen Wald spazieren fahren, mit Flügeln am Fuß will er auf blanker Eisdecke hinsausen. Dann will er „grüne Ostern“ haben. Aber der Kalendermacher richtet sich nicht nach der Natur. Wohl giebt ihm der erste Frühlingsvollmond den Termin für das Auferstehungsfest der Natur an, aber wie oft säumt der Frühling mit seinem Kommen. Dann lockt der Mensch mit frommem Trug aus den Birkenruten die grünen Blättchen, um an dem hellen Schimmer seine Sehnsucht zu stillen.

Ja, die Natur ist lebendig geworden!

Aus dem verdorrten Gras heben sich frische Spitzen, den Tieren des Feldes und des Waldes zu fröhlichem Schmaus! Kümmerlich haben sie dem rauhen Winter ihre Nahrung abgerungen. Jetzt erfüllt neue Kraft ihre Glieder. Auf den grünenden Fluren tummelt sich Meister Lampe, sehnsüchtig sucht er die Gefährtin. Unsere Altvordern sahen in seinem Liebesleben das Symbol der ewig aufs neue zeugenden Kraft, sie opferten sein Bildnis der Frühlingsgöttin Freya. Und wir? Wir muten ihm zur Osterzeit das absonderliche Geschäft des Eierlegens zu! Weshalb kürzen wir der fleißigen Henne ihr Recht?

Und all den kleinen Singvögeln, die von der Glutsonne des Mittags und aus der Märchenpracht der Tropen zurückgekehrt sind, um in der lieben Heimat das Nest sich zu bauen! Nie klingt ihr kleines Lied süßer und inniger, als jetzt, da sie dem Frühling entgegenjubeln! Von regenfeuchter Scholle steigt früh nach kalter Nacht die Lerche empor und begrüßt mit schmucklosem Sang die aufgehende Sonne, im Gipfel der Birke flötet die Drossel, und durch die niedrigen Büsche schlüpfen lustig zwitschernd die munteren Meisen. Wie das lebt und webt! Wie das schafft und hastet, getrieben von jener Naturkraft, die auch im Wasser lebendig ward und nun im kleinen Vogelherz den Trieb erweckt, der dem sinnenden Menschen das große Rätsel der ewigen Auferstehung erklärt.

Mögen die Dichter immer den Frühling preisen! Mögen sie schwelgen im Genuß der im Blütenschmuck prangenden Natur. Aber ist die Hoffnung nicht süßer

als die Erfüllung? Das Ahnen beseligender als die Wirklichkeit? Giebt es etwas Schöneres, als wenn unsere Lieblinge, die kleinen Menschenblumen, früh morgens aus traumlosem Schlaf erwachen und mit geröteten Bäckchen aus dunklen Augen in den neuen Tag schauen? So beginnt auch die Natur jetzt zu erwachen, schon reibt sie den Schlaf aus den Augen....

Darum feiern wir das Osterfest!

Zwecke und Ziele der ärztlichen Studienreisen.

Von Dr. P. Meißner.

Im verflossenen Herbst ist zum erstenmal in Deutschland ein Unternehmen zur Ausführung gelangt, das einige Jahre vorher in Frankreich bereits Eingang gefunden hatte. Es bildete sich unter Führung hervorragender Aerzte ein Komitee, das sich zur Aufgabe stellte, alljährlich Aerzte und Studierende der Medizin unter den denkbar günstigsten Bedingungen in Bade- und Kurorte zu führen und ihnen damit Gelegenheit zu geben, die Kurmittel aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Es leuchtet ja ein, daß es unmöglich ist, in den Hörsälen der Universitäten Klima, Quellen, Brunnen u. s. w. den Hörern zu demonstrieren und daß es als ein Mangel bezeichnet werden muß, wenn diese so ungeheuer wichtigen Heilfaktoren den Aerzten lediglich aus theoretischen Studien bekannt sind. Niemand wird heute die große Bedeutung der Badekuren und des Klimawechsels für die Behandlung der Krankheiten und ihrer Folgezustände leugnen können und wollen. Wenn es auch gewiß falsch wäre, anzunehmen, daß gewisse Krankheiten nur in einem Bade- oder Kurort zur Ausheilung gelangen, so wäre es gerade so falsch, anzunehmen, daß wir der von der Natur gebotenen Kurmittel in dem gedachten Sinn überhaupt entraten können. Ist es doch sehr häufig nicht der Gebrauch des an Ort und Stelle zu Tage tretenden heilkräftigen Wassers und der Luft, nicht der Gebrauch bestimmter spezifischer Kurmittel, sondern vielmehr die Aenderung der ganzen Umgebung und Lebensweise, die dem Kranken oder Rekonvaleszenten diejenigen therapeutischen Erfolge bringt, die wir beabsichtigen. Ein Arzt, der sich durch den Augenschein von den in Rede stehenden Verhältnissen an Ort und Stelle nicht hat überzeugen können, wird immerhin auf die teilweise von den betreffenden Bade- und Kurorten selbst ausgehenden Mitteilungen, teilweise auf die von Kollegen herstammenden Beschreibungen der Bade- und Kurorte angewiesen sein, ohne sich selbst ein Urteil bilden zu können. Wir dürfen daher mit vollem Recht die von dem Komitee beabsichtigte Institution als eine wichtige Ergänzung des Universitätsunterrichts bezeichnen. Solchen Ueberlegungen ist es wohl auch zu danken gewesen, daß schon bei Beginn der Arbeiten des Komitees sich in Aerztekreisen, in Kreisen der Hochschullehrer und der Medizinalreferenten der Ministerien ein lebhaftes Interesse für den Plan zu erkennen gab. Dank diesem Interesse gelang es in kürzester Zeit dem Arbeitskomitee, das sich aus den Herren Geheimrat Professor Dr. von Leyden und Geheimrat Professor Dr. Liebreich, Berlin, Dr. Gilbert, Baden-Baden, Dr. Meißner und Dr. Oliven, Berlin, zusammensetzte, ein Ehrenkomitee zu schaffen, das mit wenigen Ausnahmen die Fachlehrer fast aller deutschen Universitäten und die Ministerialreferenten der deutschen Bundesstaaten enthält. Größer noch bewies sich das Interesse der Aerzteschaft. In kürzester Zeit war eine unerwartet hohe Teilnehmerzahl für die erste Reise erreicht, ungefähr vierhundert Aerzte meldeten sich zur Teilnahme an der am 28. September v. J. in Hamburg beginnenden Studienreise in die deutschen Nordseebäder. Der Plan gelang über Erwarten gut. Das herrlichste Wetter, die ruhigste See ließ bis zum vorletzten Tag die Teilnehmer den schönen Herbst des Jahres 1901 genießen. In kürzester Zeit zogen an ihnen die überraschend wechselnden Bilder der Nordseeinseln vorüber, und schon nach wenigen Tagen stimmten alle darin überein, daß die auf dieser Reise erworbenen Kenntnisse durch bloße Bücherstudien niemals zu erwerben gewesen wären. Eine besondere Bedeutung gewann diese erste Studienreise dadurch, daß der Minister für Landwirtschaft und Forsten einen Vertreter gesandt hatte, daß das Reichsgesundheitsamt durch einen Referenten vertreten war, daß in dem staatlichen Bad Norderney der Regierungspräsident selbst die Güte hatte, die Teilnehmer bei der Besichtigung der Insel zu führen. Abgesehn von den für die Teilnehmer so wichtigen Beobachtungen, die sie selbst auf dieser Reise zu machen Gelegenheit hatten, wurden ihnen in jedem Badeort, veranlaßt durch das Komitee von dort praktizierenden Aerzten, Vorträge über die Bedeutung, die Heilerfolge, Frequenz, Statistik, Klima u. s. w. gehalten, so daß die zahlreichen Sitzungen ein Analagon der Universitätsvorlesungen darstellten, nur mit dem Unterschied, daß sie an dem Ort stattfanden, über den sie handelten.

Auf der andern Seite darf nicht verschwiegen werden, daß die Bade- und Kurorte ihrerseits durch die Demonstrationen, die gehalten wurden, sowie durch die Meinungsäußerungen der besuchenden Aerzte Anregungen genug erhielten, um etwaigen Mängeln abzuhelfen.

In diesem Jahr nun soll sich die ärztliche Studienreise in die sächsischen und böhmischen Bäder erstrecken, und zwar ist der Besuch von Dresden, Schandau, Königsbrunn, Bilin, Teplitz, Gießhübl, Elster, Franzensbad, Lobenstein, Steben, Marienbad, Karlsbad in Aussicht genommen. Der Beginn der Reise wird dieses Jahr wesentlich früher festgesetzt, besonders in der Absicht, Karlsbad, den Ort der diesjährigen Naturforscherversammlung, am Schluß der Reise zu besuchen, einen Tag vor Beginn der Kongreßsitzungen.

Das obengenannte Arbeitskomitee hat sich in einer am 20. Februar dieses Jahres abgehaltenen Generalversammlung auf 5 Jahre unter Zugrundelegung geeigneter Statuten konstituiert, und somit erscheint das Unternehmen als dauernde Institution gesichert. Wir sind überzeugt, daß die ärztlichen Studienreisen sich sehr bald zu einem notwendigen und schätzenswerten Teil des ärztlichen Fortbildungswesens gestalten werden.

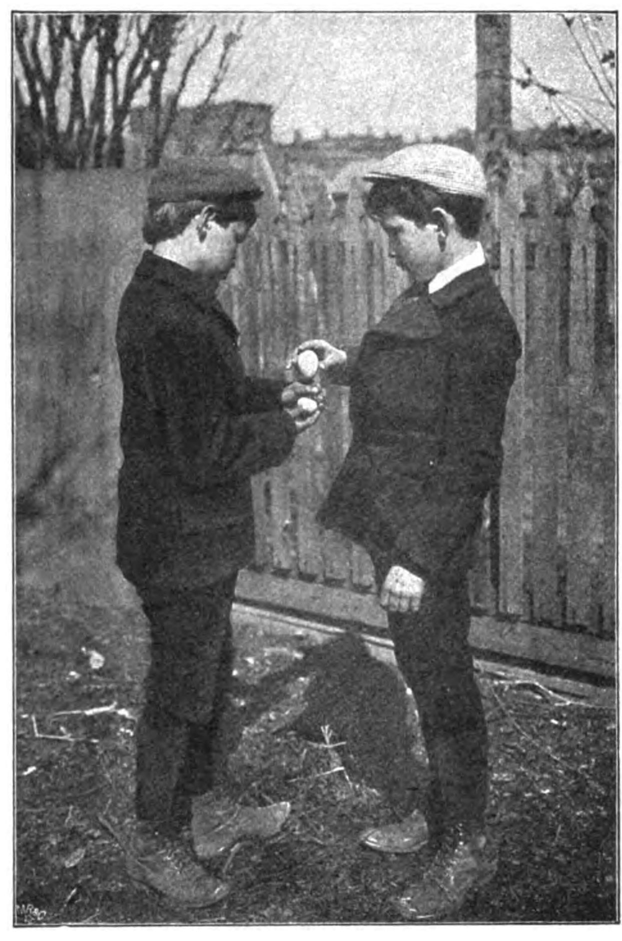


Amerikanische Osterbräuche.

Hierzu 4 photographische Aufnahmen.

Wenn nach langer Wintererstarrung die zarte Frühlingssonne die ersten verschämten Blüten und Blättchen an Strauch und Baum hervorlockt, wenn der milde, verklärende Schimmer über der ganzen Natur ruht, der das Frühlingserwachen ahnen läßt, dann feiert man in der ganzen Welt Ostern: das Fest der Auferstehung. Vielleicht sind keine Sagen so sinnig, keine Gebräuche so unauslöschlich in die Herzen und Gemüter der Völker eingedrungen, wie gerade die des Osterfestes, weil es ein reines Fest der Freude ist. Es stellt das Aufjauchzen der Natur und der Menschheit dar nach langer, unheilvoller Winternacht; das Verlangen nach dem Leben, die Lust an Sonne und Fröhlichkeit kommt überall zum Durchbruch.

Bei uns im deutschen Vaterland freuen wir uns der ersten, zarten, flaumigen Weidenkätzchen, die den Frühling zuerst grüßen, wir besingen das bescheidene Veilchen, das vorsichtig aus dürrem Laub der schmeichelnden Sonne entgegenlugt, und in der Osternacht geht heimlich die schüchterne Maid zum versteckten Quell, um Osterwasser zu holen; kein Wort darf gesprochen werden bei der wichtigen Verrichtung, denn sonst findet auch in diesem Jahr der Herzallerliebste nicht den Mut, sich zu offenbaren, und das Mägdelein muß wieder ein langes und banges Jahr warten, bis sie den Auserwählten ihr Eigen nennen darf. Und weiter webt ein geheimnisvolles Raunen und Wehen in der Osternacht durch die ganze Natur: Hexen und gute Geister gehen um, sie stiften Böses und Gutes, und es erfordert aller-



Ein beliebtes amerikanisches Osterspiel: Das Eiertippen.



Junge Geschäftsleute: Die Kinder plündern den Hühnerhof, um die Eier an die Mutter zu verkaufen.

hand Vorsichtsmaßregeln, um sich vor Schaden zu bewahren. Aus grauer Vorzeit her ist Christliches und Heidnisches bunt gemischt in den Gefühlen und Empfindungen des Volkes, und so haben sich die symbolischen Zeichen des alten Frühlingsfestes, die, wie Osterkuchen, Osterei und Osterhase, meist Symbole der Auferstehung und Fruchtbarkeit waren, bis heute erhalten. Die christlichen Osterglocken aber mit ihren frommen Klängen geben bei uns dem Fest die hohe Weihe, die uns herausreißt aus dem Alltäglichen und uns über die materiellen Anforderungen des Tages erhebt.

Anders ist es bei unsern Vettern drüben jenseits des großen Wassers. Sie sind genußfroher als wir, an ihnen haften die Traditionen alter Zeiten und einer alten Geschichte nicht mehr, sie fordern unbekümmert um die Ueberlieferungen der Väter den Genuß des Tages. Was für uns mit dem Edelrost des Alters umgeben, was mit pietätvollen, selbst von uns nicht mehr verstandenen Erinnerungen umgeben ist, existiert nicht mehr für sie, die ruhelos und rüstig vorwärtsschreiten, ohne von dem Schwergewicht einer tausendjährigen Vergangenheit und Geschichte, ohne von ahnungsreichen Sagen und Märchen beschwert zu werden. Sie, die aus allerlei Volk und Völkern bestehen, haben aus ihren Heimatländern die verschiedenen Formen mit hinübergenommen, ohne sich über deren Ursprung und Inhalt heute noch irgendwelche Illusionen zu machen. Nach sauren Wochen frohe Feste: das ist die Losung!

Wo Europäer und Christen wohnen, ist wohl das Osterfest ohne das Osterei nicht denkbar. Bei uns kann sich niemand Rechenschaft geben, woher eigentlich das Osterei stammt, weshalb gerade zu Ostern die frischen Eier, und sei es selbst nur mit Zwiebelschale, gefärbt werden müssen. Unsere Kinder suchen die sorgsam versteckten Eier mit heller Freude, sie freuen sich des Besitzes und sind fröhlich. Ganz anders der junge Amerikaner. Schon in frühester Jugend gewöhnt er sich an das Wetten und Wagen, von denen das erstere bekanntlich amerikanisches Nationallaster ist. Das sogenannte Eiertippen ist in Amerika zu Ostern ein weitverbreiteter Kindersport: die Knaben schlagen zwei Eier mit den spitzen Enden zusammen (Abb. S. 557), und der, dessen Ei ganz bleibt, erhält als Belohnung das eingedrückte. Daß es hierbei natürlich wahre Künstler giebt, und daß allerlei Kunstgriffe angewendet werden, darf bei der Frühreife amerikanischer Kinder nicht wundernehmen. Der jugendliche Amerikaner läßt nicht einmal das Osterfest vorübergehen, ohne sich in allen Praktiken seines späteren Lebens auszubilden. Auf den Hühnerhöfen werden Eier gesammelt (Abb. S. 557), die zu Hause der Mutter verkauft werden, die sie wieder verstecken muß, damit sie von den Kindern später gefunden und verspeist werden können. Der größte Jubel und das größte Fest aber spielt sich zu Ostern in der Bundeshauptstadt Washington ab. Die großen Anlagen um das Weiße Haus werden dann geöffnet und freigegeben, die ganze Bevölkerung zieht dorthin, und Jungamerika ist vollzählig auf den Beinen. Die Eltern verstecken die Ostereier in den Gebüschen, und dann beginnt das große „Preissuchen" (Abb. S. 559), ein wahres Vergnügen für die Kinderwelt, Negerboys und junge Weiße sind gleich eifrig bei der Arbeit. Hier ist Ostern ein wirkliches Volksfest, an dem sich jung und alt in gleich freudiger Weise beteiligen.

Ostergeflügel auf der Strasse.

Ostermorgen in den Anlagen des Weissen Hauses: Beim Suchen der Ostereier.

Aber genau wie bei uns entwickelt sich in Amerika zur Osterzeit eine förmliche Industrie in künstlichen Ostereiern. Zucker, Schokolade und Marzipan werden dazu verwendet, die Auslagen der Konditoren und Zuckerbäcker werden mit den hervorragendsten Kunstgebilden ausgestattet, um die Kauflust anzuregen, und die amerikanische Kunstfertigkeit steht in dieser Beziehung auf keiner geringeren Höhe als die unsrige.

Während aber bei uns als Osterspeise eigentlich das Osterlamm traditionell ist, bedeutet in Amerika das Osterfest für das Geflügel einen großen Sterbetag. Zu keiner Zeit des Jahres wird in Amerika so viel Geflügel gegessen wie zu Ostern, und wieder kümmert sich hier gerade die Jugend ganz besonders um die Schlachtopfer. Wir bevorzugen zur Weihnachtszeit die Gans, die als Familienbraten diesem Fest bei uns die höhere Weihe giebt; der Martinsvogel wird uns aber fast immer tot ins Haus geliefert, in Amerika dagegen bereitet die Auswahl des lebenden Geflügels der Jugend eine ganz besondere Freude und giebt ihr Gelegenheit, auch hierbei eine gewisse Schlauheit zu zeigen, indem aus den Geflügelkästen das feisteste und schönste Tier ausgewählt werden muß.

Doch was wäre das Fest des Frühlings, namentlich für die amerikanische Damenwelt, ohne die entsprechende Frühjahrstoilette und ganz besonders ohne den prominenten Frühjahrshut! In dieser Beziehung ist der Ostertag in Amerika für die Damenwelt geradezu ein Paradetag, an dem die neuen Moden zur Schau gestellt werden. Daß die schönen Trägerinnen dabei von dem Wunsch beseelt sind, alle ihre Nebenbuhlerinnen möglichst in den Schatten zu stellen, ist ein Bestreben, das nicht nur für Amerika typisch sein soll. Aber thatsächlich werden in keinem andern Land der Welt vor Ostern von seiten der Damen so ernsthafte Konferenzen mit Modistinnen und Putzmacherinnen abgehalten, wie gerade drüben in Amerika. Der Osterhut ist ein Gesprächsthema, das schon Wochen vor dem Fest in Permanenz erklärt wird, und der höchste und duftigste Glanz der Toiletten wird am Ostertag in Amerika gerade in den Kirchen gezeigt. Das ist kein Wunder, denn die ersten Frühjahrstoiletten, die die Mode hervorgebracht hat, sollen gezeigt und bewundert werden. Vielleicht ist es in andern Gegenden der Welt auch nicht viel anders, aber in Amerika wird zu Ostern vielleicht noch mehr von den Toiletten gesprochen. Anderwärts geht man lieber ohne viele Redensarten meist gleich zur That über.



R. C.

Durch die Zeitung.

Erzählung von Kurt Julius Wolf.

Als sie das Heiratsgesuch gelesen hatte, betrachtete sie sich lange im Spiegel.

„Ein älteres, erfahrenes Fräulein" — ja, das traf zu. „Zwei Kinder, ein trautes Heim" — danach hatte sie sich schon lange gesehnt. „Auf Vermögen wird weniger Wert gelegt, als auf Kinderliebe und häuslichen Sinn" — o Gott, Vermögen hatte sie freilich nicht, aber ein ganzes Herz voll Liebe für die Kleinen und Kleinsten. Als Hausfrau konnte sie sich zwar nur schwer vorstellen; sie dachte sich ihre schmale Figur in einer großen Blaudruckschürze, mit der Suppenterrine aus der Küche kommend, während „er" und zwei kleine, hungrige Mäulchen sie am gedeckten Tisch erwarteten, und mußte lächeln bei dieser ungewöhnlichen Vorstellung. Da er aber dem Inserat nach ein besserer Mensch und vor allem ein guter Familienvater sein mußte, dieser „Witwer und Beamte, Mitte der Dreißiger", so würde es gewiß nicht schwer fallen, sich mit gutem Willen in die Pflichten einer „treuen Lebensgefährtin" hineinzuleben. Mitte der Dreißiger sind freilich die Männer noch recht anspruchsvoll und vermissen alles lieber als ein hübsches Gesicht, und sie mit den stubenblassen Backen und den ersten Trockenfalten eines „späten" Fräuleins hatte in diesem Sinn nicht viel zu bieten.

Sie senkte wehmütig den Kopf und nahm sich vor, von dieser aussichtslosen Idee abzukommen.

Nach einer schlaflosen Nacht schrieb sie aber doch einen Brief an die angegebene Adresse. Darin redete sie weder von ihren Tugenden, noch nahm sie den gespreizten Ton der Ehrbarkeit zu Hilfe.

Sie schrieb ganz einfach so, wie ihr ums Herz war. Sie begann damit, ihre Verhältnisse darzulegen, und welcher Leute Kind sie sei, wie sie als Mädchen wohlgeborgen im Elternhaus aufgewachsen, das nur gute Tage zu kennen schien, wie dann der Vater plötzlich starb und über dem Nachlaß der Konkurs eröffnet wurde. Es war ein ehrenhafter Bankrott; aber ihr schönes Geschäft ging dabei verloren, und sie mußten fort aus der kleinen Stadt, in der sie jung und sorglos glücklich gewesen. Der Bruder war gezwungen, seine Studien abzubrechen und als schlichter Elektrotechniker das tägliche Brot zu verdienen. Die Mutter starb in Not und Kummer, und so stand sie allein in der Welt, allein und auf sich selbst angewiesen. Sie hätte dann jahrelang in verschiedenen Stellungen den Interessen fremder Menschen gedient, darüber zwar ihr Glück versäumt, aber neben einem Schatz von Erfahrungen auch so viel Erspartes davongetragen, daß sie schließlich im Heimatstädtchen ein eigenes Geschäft in der alten Branche eröffnen konnte. Aus kleinen Anfängen hätte sie sich emporgearbeitet und so das Ihrige gethan, den Vatersnamen wieder zu Ehren zu bringen. So weit hätte sie also keinen Grund, mit ihrem Schicksal unzufrieden zu sein, wenn es nicht in ihrem stillen Leben eben doch eine geheime Quelle der Unruhe gäbe, die sie das Behagen einer sorgenfreien Existenz nicht ungetrübt genießen lasse, und das sei die Frage, wofür sie eigentlich lebe und strebe. In ihrem Frauenherzen hätte sich in all den einsamen Jahren so viel Zärtlichkeit aufgespeichert, daß sie sich besser nicht ausgerüstet denken könne, diesen beiden halbverwaisten Kleinen eine zweite Mutter zu werden. Der Vater dürfe nun zwar einen zweiten Liebesfrühling nicht erwarten, in diesem Punkt habe ihr das harte Leben wenig übriggelassen; aber der ehrliche Vorsatz werde ihn gewiß ebenso zufrieden stellen, daß sie Freud und Leid als guter Kamerad mit ihm teilen, seine Häuslichkeit so angenehm gestalten wolle, als er sich immer wünsche.

Gleich am nächsten Abend kam die Antwort voll warmer Anerkennung für ihr hochherziges Anerbieten. Zugleich wurde sie gebeten, den nächsten Sonntagnachmittag, wenn es ihre Zeit erlaube, nach dem gar nicht fernen Wohnort des Briefschreibers zu kommen, der sie dort mit den Kindern am Bahnhof erwarten wolle.

Sie sagte zu.

Am nächsten Sonntagnachmittag wurde das Woll- und Weißwarengeschäft von Klara Hinkelmann in der Töpfergasse ein halbes Stündchen früher geschlossen.

Die Reise selbst erforderte nicht mehr als ein Stündchen Bahnfahrt, dann war das etwas aufgeregte Fräulein am Ziel. Die beiden Kinder sah sie zuerst auf dem Perron und wußte deshalb gleich, wo sie erwartet wurde. Beim Anblick des großen, fast eleganten Mannes aber, der da so hoch aufgerichtet die Ankommenden musterte, erschrak sie doch ein wenig. Sie schämte sich ihrer Absicht und ging fast zögernd auf ihn zu. Er entdeckte sie nun auch und kam ihr mit gezogenem Hut entgegen.

„Fräulein Hinkelmann?" fragte er.

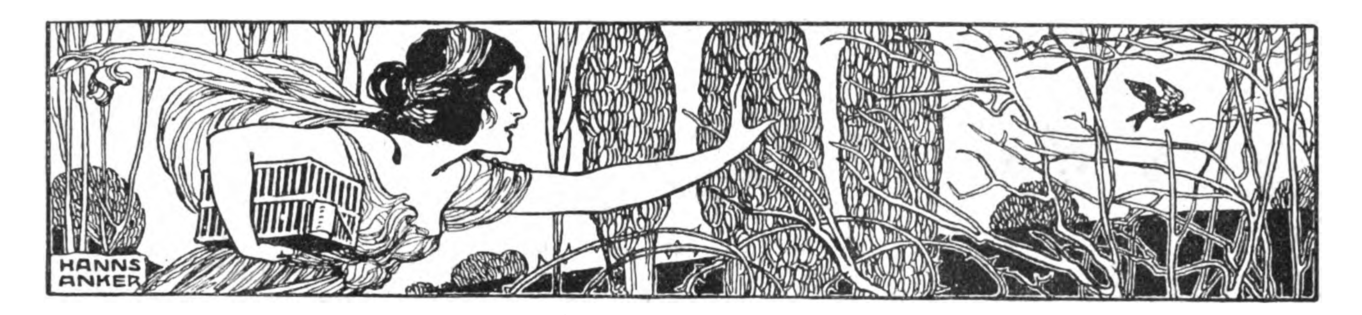
„Ja —" sagte sie stockend und wurde unter dem prüfenden Auge rot vor Verlegenheit.

„Meinen Dank, daß Sie gekommen sind," sagte er mit ruhigem Ernst und reichte ihr die Hand. Dann wandte er sich halb den Kindern zu: „Lieschen, meine Aelteste, und Karlchen, das Nesthäkchen. Und das ist Tante Hinkelmann. Gebt der Tante die Hand, Kinder."

Sie thaten's, halb kindlich scheu und halb neugierig. Dem Fräulein aber ging das Herz auf, als es die lieben kleinen Gesichter erblickte. Nun war ihr auf einmal alles leicht.

„Guten Tag, ihr Kinder," sagte sie herzlich und erfaßte zu gleicher Zeit die ausgestreckten weichen Händchen.

Lieschen war ein hübsches, sechsjähriges Ding mit großen, tiefernsten Mädchenaugen und einem süßen Wehmutsausdruck um den geschürzten Mund; ihr Blondhaar unter der aufgeschlagenen Krempe eines granatroten Schwedenhutes ringelte sich in glänzenden Haarschlangen um das zarte, weiße Gesichtchen. Karlchen dagegen strotzte



von Gesundheit und Leibesfülle; mit seinen neugierig-dreisten Schelmenaugen, dem feuchten Stumpfnäschen und dem beständig offenstehenden Kirschenmäulchen machte er den humoristischen Eindruck etwa eines Posaunenengels, eines jener drolligen, kleinen Kerls, deren Thun und Treiben eine unerschöpfliche Quelle der Erheiterung für ihre Umgebung bildet.

Im Wartesaal II. Klasse nahm man in der Ecke an einem Sofatisch Platz. Der Registrator bestellte Bier und für das Fräulein und die Kinder Kaffee und Kuchen. Der große Mann gab sich in der Nähe doch etwas unsicher, auch das Fräulein hatte schwer an seiner Befangenheit zu tragen; beiden war daher die unruhige Gegenwart der Kinder eine große Erleichterung. Die Beschäftigung mit ihnen bildete sozusagen die vermittelnde Brücke.

„Ein gewichtiges Herrchen, der Kleine, im Gegensatz zu seinem feinen Schwesterchen," meinte das Fräulein.

„Ja, ja. Sie werden es kaum glauben, er ist zwei Jahre jünger und wiegt ganze zwölf Pfund mehr. Lieschen 24 und dieser Dreikäsehoch 36. Weiteres bleibt noch abzuwarten. Kein Wunder, was das Freßsäckchen sich täglich einverleibt! Extrabutterbröte außer den Mahlzeiten sind seine Spezialität. Wenn das so fortgeht, kommt Karlemann auf die Ausstellung."

„Karlemann nicht ausstellen, Kuchen haben," mahnte der Kleine, mit langen Blicken den Kuchenteller beäugend.

Das Fräulein band ihm ihr Taschentuch vor die Brust und zerschnitt die Kuchenstücke zu Streifen, von denen er den ersten bekam. Es dauerte nicht lange, daß er den zweiten begehrte, und bis zum dritten war es auch nur ein Augenblick. Als er sich satt fühlte, verfeinerte er den Genuß, indem er mit flinken Mausezähnchen nur noch den süßen Belag des Streußelkuchens abschurfte, den trockenen Kuchenrest aber, sobald er sich unbeobachtet sah, unter den Tisch warf.

Der Vater merkte es schließlich und sagte streng: „Karlemann, was machst du da? Ich glaube, der Schlingel wirft den Kuchen fort."

„Für Rappo," erklärte er mit der unschuldigsten Miene von der Welt.

„Wir haben doch aber Rappo zu Hause gelassen."

Eine Weile blickte er verdutzt von einem zum andern, dann klärte sich plötzlich sein Gesicht, und er meinte freundlich: „Für Tante Himann sein Rappo."

Da mußte selbst der Vater über seinen kleinen Schlauberger lachen, und der benutzte den günstigen Augenblick zu einer Attacke auf den Kuchenteller.

Das Fräulein aber hielt ihn auf.

„Du hast genug, mein Junge. Was noch übrig-bleibt, das wickeln wir ein, und du kannst es mit nach Hause nehmen. Siehst du, dann hast du morgen auch noch Streußelkuchen."

„Ja, Tante," nickte der kleine Mann und gab sich zufrieden. Dann hielt er ihr mit stummer Bitte die klebrigen Hände hin, und das gute Fräulein säuberte sie mit dem abgenommenen Taschentuch von allen Brocken und Kaffeetropfen.

„Nun beschäftigt euch, Kinder," sagte der Vater. „Nehmt ein paar illustrierte Blätter vor; aber nichts zerreißen, verstanden?"

Karlemann entfuhr ein Jubelschrei, und er war bereit, sich mit der Wucht seines dicken Körperchens auf die Mappe zu stürzen. Lieschen aber beschwichtigte ihn, legte akkurat das Heft mit dem Titel vor sich hin, befeuchtete die Fingerspitze und drehte langsam Blatt für Blatt, die Seiten von oben bis unten nach der Bilderfolge wichtig betrachtend. Was sie davon verstand, erzählte sie köstlich ernsthaft dem Bruder. Der lauschte gespannten Blicks, von Zeit zu Zeit aus seinem ewig offenen Mündchen Brocken kindlicher Weltbetrachtung dazwischen werfend.

Plötzlich stand er auf, erfaßte das Heft und brachte es der Tante hin.

„Hier, Tante," sagte er, mit dem Finger auf ein afrikanisches Scherzbildchen tippend, „Negerlein —"

„Was ist damit?"

Erst sah der Junge seinen Vater an, und als dieser nickte, sagte er sein drolliges Verschen auf:

„Sieben kleine Negerlein,
Die liefen in den Snee,
Sie wollten keine mehr Schwarze sein —
Sind alle erfrorn — o weh!"

„Sehr schön," lobte das Fräulein und streichelte die roten Hängebacken. „Ein Prachtkerlchen," sagte sie zum Vater, als sich der Kleine entfernt hatte.

„Und ein großer Schlingel, liebes Fräulein. Lauter dummes Zeug im Kopf."

Und der ernste Mann erzählte nun mit der ihn plötzlich näherrückenden Weltsprache menschlicher Leiden von seiner verstorbenen Gattin, von der schweren Zeit, die ihrem Tod folgte. Er habe ja wohl jetzt das schlimmste überstanden; auf die Dauer aber sei das Zusammenleben mit der Wirtschafterin nicht auszuhalten. Es fehle im Haushalt an allen Ecken, die Kinder seien auf dem Weg zu verwildern, und er sehne sich nach

einem bißchen Wärme im Haus, nach der alten Behaglichkeit und der alten Ordnung.

Das Fräulein hörte ihn schweigend an; ihr Blick hing an den Kindern, und alles Mitleid, das seine bewegte Stimme auslöste, sammelte sich auf diesen unschuldigen Häuptern. Eine mütterlich-umfassende Zärtlichkeit machte ihr Herz erbeben und gab ihr heilige Vorsätze für das zukünftige Leben.

Nur sagen konnte sie es nicht. —

Gegen Abend, als sich der Zug näherte, verabschiedete sie sich.

„Tante Himann dableiben," bat Karlemann.

„Heute nicht, Karlemann," sagte der Vater, „es geht nicht. Aber vielleicht kommt Tante Hinkelmann wieder. Und das nächste Mal geht sie mit nach Hause, und du bittest sie ganz dazubleiben, wenn es ihr bei uns gefällt."

„Ja," nickte der Kleine, „und alle Tage Streußelkuchen."

Sie nahm die Kinder bei der Hand; ehe sie aber hinaustrat, bückte sie sich schnell und küßte sie, ohne daß es der Vater sehn konnte, fast leidenschaftlich auf den kleinen Mund. Lieschen bekam ganz feuchte Augen davon, Karlemann jedoch gab ihr den Schmatz kindlich lebhaft zurück.

Bevor sie einstieg, reichte ihr der Registrator die Hand, nahm den Hut ab und bedankte sich wiederholt und feierlich.

Er blieb auch auf dem Perron, so lange der schmale Oberkörper im Kupeefenster zu sehen war, so lange das blasse, freundliche Gesicht den Kindern Grüße zunickte.

„Es ist eben doch nicht das Richtige," seufzte er dann, nach der Stadt zurückkehrend, und dachte dabei an eine hübsche, lebensfrohe Witwe.

Das Fräulein aber fuhr wie im Rausch nach Hause, im Gedanken immer bei den Kindern. Nie war es ihr in ihrer stillen Stube so leer erschienen wie an diesem Abend. Als der Morgen kam und das kleine Städtchen mit aufgefrischten Werktagssinnen an die Wochenarbeit ging, war es ihre erste Aufgabe, über den weißen Wäschestücken und den bunten Kinderhäubchen im Schaufenster ein großes Plakat anzubringen mit der Aufschrift:

„Ausverkauf wegen Geschäftsaufgabe."

Zugleich setzte sie die Preise wesentlich herab.

Die Kunde von dieser überraschenden Thatsache verbreitete sich schnell genug in der kleinen Stadt, auch das Heiratsprojekt war aus Andeutungen und Beobachtungen leicht dazu konstruiert und nach bekannter Kleinstadtsitte, jede Neuigkeit als geistige Auffrischung auch ins Nachbarhaus zu tragen, bald Stadtgespräch geworden. Dies und die billigen Preise machten derartig Stimmung für das Hinkelmannsche Weißwarengeschäft, daß das Fräulein noch nie so viel Kundenbesuch gehabt hatte, wie in den beiden nächsten Wochen.

Leicht gab sich ihr auf einmal das Leben, sie hantierte wie getragen in ihrem Laden, und eine späte Glut stieg verschönend in das blutarme Gesicht. Wenn die Leute auf die Zukunft anspielten, wehrte sie bescheiden ab; aber ihre lächelnden Augen bedankten sich. Am liebsten verkaufte sie Kindersachen, das gab so hübsch Gelegenheit, sich mit den Müttern über die intimsten Bekleidungsfragen der kleinen Lieblinge zu unterhalten. Dann konnte sie mitunter doch das Geständnis nicht ganz unterdrücken, daß sie nun auch bald zwei allerliebste Kinderchen bemuttern werde.

Der Ausverkauf ging infolge der Preisermäßigung recht lebhaft von statten; immerhin konnte es noch Monate dauern, ehe alles zu Geld gemacht und schließlich auch die Ausstattung beschafft war. Und weil das Warten denn gar so eintönig verlief und sie innerlich über ihren Alltag hinaus schon ganz in der Zukunft aufging, schrieb sie ihm eines Tags einen herzlichen Brief mit der Bitte, ihr auf einige Zeit die Kinder zu überlassen. Er werde sie wohl einmal entbehren können, um so eher vielleicht, wenn er bedenke, wie gut sich so beide Teile schon vor der Zeit ineinander einleben könnten, sie in die Kinderherzen und die Kinder in ihre neue Mama.

Drei, vier Tage mußte sie auf Nachricht warten; dann kam eine Antwort, die niederschmetternd wirkte. Er schrieb:

Hochgeehrtes Fräulein!

Sie werden sich gewundert haben, daß ich seit jenem Sonntag weder schrieb, noch ihren Besuch erwiderte, und heute vielleicht mit Bedauern statt der Kinder meinen Brief empfangen.

Daß Sie gerade meinen Kindern so viel Liebe entgegenbringen, dafür weiß ich Ihnen herzlich Dank; gestatten Sie mir aber zu bemerken: ich habe nicht die Absicht, ein Kinderfräulein ins Haus zu nehmen, ich habe die Absicht, zu heiraten. So sehr mir das Wohl meiner Kinder am Herzen liegt, und wie viel Erfolg auch der erste Eindruck Ihres Wesens in dieser Beziehung garantiert — ich bin eben schließlich auch da und aufrichtig genug zu gestehen, daß ich im Gedanken an meine erste glückliche Ehe, die leider nur vier Jahre währte, nicht so zu kurz kommen möchte, als ich nach Lage der Sache befürchten muß. Ich gebe zu, daß ich den ersten Fehler gemacht habe, und daß man Unrecht thut, seine Interessen nicht von vornherein persönlich zu vertreten. Nur aus Liebe zu meinen Kindern beschritt ich diesen nicht mehr ungewöhnlichen Weg und würde es sehr bedauern, wenn ich damit auf Ihrer Seite eine Enttäuschung herbeigeführt haben sollte.

Viel haben Sie jedoch nach meiner Ansicht nicht verloren, verehrtes Fräulein. Die Ehe eines kleinen Beamten verlangt derartige Opfer von beiden Teilen, daß Sie mit Rücksicht auf Ihre Gesundheit nicht ungehalten sein dürfen, ihr enthoben zu sein.

Mit den besten Wünschen für Ihr ferneres Wohlergehen und vielen Grüßen von den Kindern

Ihr ergebenster

Theodor Zehrfeld, Registrator.

Alle diese glatten Worte drangen halb unverständlich, wie aus weiter Ferne, an ihr inneres Ohr; sie fühlte nur das eine, daß sie die Kinder verlor.

Wehmütig, mit feuchten Augen, begrub sie das Andenken dieser süßen kleinen Geschöpfe in ihrem gekränkten Herzen. Dann entfernte sie das Plakat aus dem Schaufenster, mußte sofort umfangreiche Neubestellungen aufnehmen und setzte auch die Preise wieder auf die alte Norm.

Abermals gab es im Städtchen eine Neuigkeit, zahlreiche Kundinnen kamen wie damals mit ihrer plumpen Neugier und ihrem verletzenden Mitleid.

„Es ist nichts draus geworden," sagte sie gleichmütig, und doch that es ihr jedesmal so weh.

Unbefriedigt zogen sich die meisten zurück, und was hier und da als gedankenlos hingeworfene Mutmaßung laut wurde, verallgemeinerte sich zu einer Stimmung von Geringschätzigkeit und Pharisäerfühle. Die Gelegenheitskunden, die im Notfall ab und zu vorsprachen, mäkelten über den Preis und meinten, man habe früher alles viel billiger bekommen. Vergebens machte sie geltend, daß sie erstens keine Schleuderware führe und zweitens nun wieder für ihre Existenz sorgen müsse. Die Leute sahen sie bloß an und dachten: warum hat sie nicht geheiratet, wenn sie es nötig hat?

Immer stiller wurde der Laden in der Töpfergasse, und die Lieferanten drängten alle auf einmal.

Ein halbes Jahr später, als der Registrator mit der hübschen, lebensfrohen Witwe Hochzeit hielt, machte die Firma Hinkelmann zum zweitenmal bankrott.



Neue Frühjahrsmoden.

Hierzu 5 photographische Aufnahmen.

Das Frühjahr 1902 bringt zwei Neuerungen: den zehn- bis zwölfteiligen Kleiderrock und die schwarzseidenen „veste-habits". Scheinbar sind das kleine Verlegenheitsdetails, die in Ermanglung thatsächlicher Aenderungen herhalten müssen, in Wahrheit aber treten hier — zwar noch ganz bescheiden — die ersten Vor-



1. Strassenkleid aus braunem Tuch mit Fuchspelzkragen.



2. Langer Mantel aus schwarzem Taffet mit hellem Atlasfutter.



boten einer neuen Modeepoche auf. Der „kommende Stil" läßt sich doch schon ziemlich deutlich herausfühlen. Die Tage der engen Kleiderformen sind gezählt, und die Aera des Faltenwurfs, der Faltendrapierung bricht heran. Endlich kommt man zu der Erkenntnis, daß der um die Hüften eng anliegende Kostümrock auf der Straße seine Schattenseiten hat. Die Gesellschaftstoilette gehört ja ohnedies schon lange dem genre flottant. Fürs erste bleiben die Kostümröcke zwar oben noch beinah so fest anliegend wie bisher; durch die vielen nach dem Gürtel zusammenlaufenden Nähte wird der Eindruck des Gespannten jedoch ganz erheblich gemildert. Die Längsnähte schweifen nach unten nicht mehr so bogenförmig aus, die dadurch verminderte Weite wird durch drei, vier übereinanderfallende, meist gerade geschnittene Volants ersetzt, oder aber der Rock nimmt in seinem Gesamtschnitt



3. Seidene Westenjacke mit Sammetband und Stickerei.
Phot. J. J. Roche, Paris.



4. Frühlingstoilette für kleine Gesellschaften.
Phot. J. J. Roche, Paris.

eine Stofffülle an, daß nur glatt aufgesteppte Stoffstreifen oder Ornamente als Verzierung dienen. Aendert sich die äußere Linie damit schon einigermaßen, so trägt das Westenjäckchen, gleichviel ob aus Taffet, Louisine oder Spitzenstoff, schon eine ausgeprägtere Tendenz zur „Weitschweifigkeit".

An einer ganzen Reihe moderner Kostüme bemerkt man bereits die Spuren des erwähnten Modenwechsels So z. B. in Abb. 1. Die Vorderansicht des Straßenkleides zeigt eine Teilung des Rockes über einem (falschen) Unterkleid, das auch auf der Rückbahn sichtbar wird. Durch die übereinandergeschobenen Säume des „Doppelrocks" fallen die gestrafften Nähte fort, das Ganze sieht bequemer aus. Der Volant setzt nur an den Rockseiten an. Dementsprechend erscheint das Arrangement der Taille, die sich herzförmig über einem Chemisett von

meerschaumweißer Seide öffnet. Zu dem einfachen Anzug paßt der breite Fuchskragen und ein Straußenfederhut ganz vorzüglich.

Abb. 2 bringt einen langen Mantel aus schwerem schwarzem Taffet, weit und schlicht in der Form. Seine Eleganz besteht ledig im Material, in dem Wert des Futters, dessen leicht graugrüner Ton zwar offiziell noch als „weiß“ gilt, aber doch mehr metallisch als seidig erglänzt. Eigenartig ist das Gewebe wie das Farbenspiel, das durch schwarze Sammetbänder noch mehr gehoben wird. Der kühn aufgeschlagene, mit Spitzeninkrustationen und wallenden Federn überladene Hut scheint das kleine Köpfchen schier zu erdrücken; weniger wäre auch hier mehr gewesen.

Auf Abb. 3 sehen wir eins der besprochenen Westenjäckchen, blusenartig in der Taille, mit weiten, etwas phantastischen Aermeln, einem spitzschnebbigen, etwa drei Finger breiten Gürtel und dem „Flitschen“, wie man in Wien sagt. Dieser Schoß, vorn flach, legt sich schon an den Seiten in tiefe Falten, die naturgemäß etwas auf- und abstehen und einen sezessionistisch schlanken Wuchs mit voller Absichtlichkeit vernichten. Reihenweise aufgesetztes schmales Sammetband und breitere Schleifen harmonieren mit dem Sammetkragen und den Musketieraufschlägen der Aermel, die farbige Stickereifestons verzieren.

Eine Frühlingstoilette, die die heutige Vorliebe für schwarze Sammetbandgarnituren ganz besonders illustriert, giebt Abb. 4 wieder. Der gelbliche Voile mit den



5. Spitzenjacke mit langem Schoss. Zwölfteiliger Rock aus gemustertem Foulard.
Phot. J. J. Roche, Paris.

gleichfarbigen Seidenstickereien an Aermeln, Kragen und Gürtelschoß läßt den blaßblauen Ton des Unterkleides durchschimmern. Die Taille, „à la corbeille“ besetzt, kann man auch dekolletiert tragen, das Fichu bildet dann eben die Umrahmung des Halsausschnittes.

Das langschößige, in der Taille anschließende Jackett aus schwarzer Chantillyspitze in Abb. 5 eilt seiner Zeit voraus — es ist nämlich hauptsächlich für solche Tage bestimmt, an denen die geschlossene seidene Jacke schon zu warm wird, doch sieht man diese „Weste“ in Paris schon vielfach, namentlich auf den augenblicklich allenthalben eröffneten Privatkunstausstellungen. Der faltige Ansatz, die breiten und langen Enden vorn, der Aermel mit sehr weiter Manschette, die Bluse — alles ist reich mit Sammetband verziert. Sehr originell wirkt zu der feinfädigen Chantilly der gelblichweiße Kragen aus kräftiger spanischer Spitzenapplikation, den eine volle Sammetbandrosette schließt. Die Nähte des schmalteiligen Rockes aus geblümtem Foulard sind von gepaspelten Stoffbiesen verdeckt.

Der neue Rockschnitt hat übrigens für praktische Damen einen erheblichen Nachteil — Stoffbreiten älterer Form passen durchaus nicht auf die vielteilige Abschrägung, so daß an der Weite schließlich immer drei bis vier Bahnen fehlen. C. Dockhorn.



Die kleinsten Bausteine des Weltgebäudes.

Plauderei von Dr. Joh. Schanz.

Daß es innerhalb der sichtbaren Welt noch eine ganz andere Welt geben könnte mit eigenartigen Gestaltungen und Bewegungen, die nur deshalb dem Auge verborgen bleibt, weil sie zu klein ist, um von ihm erblickt und entdeckt werden zu können, daran hatte bis tief ins siebzehnte Jahrhundert hinein kaum jemand gedacht. Wohl waren schon im Altertum Vergrößerungsgläser bekannt gewesen; sie vergrößerten aber nur in solchem Maß, daß sie dem Menschen nichts Neues über die betrachteten Gegenstände lehrten. Man kann sich heute nur schwer eine Vorstellung davon machen welches ungeheure Aufsehen die Erfindung des Mikroskops und die mit seiner Hilfe ermöglichte Entdeckung der Infusionstierchen durch Antony van Leeuwenhoeck aus Delft ungefähr ums Jahr 1673 in der ganzen gebildeten Welt erregte. Wo man bisher ein Nichts, Ruhe, gleichmäßige Stoffansammlung vorausgesetzt und für selbstverständlich gehalten, da tauchte auf einmal eine neue Welt auf mit neuen Formen, glänzenden Farben, mit allen Merkmalen eines eigenartigen Lebens. Was konnte man denn da noch von der Zukunft erwarten? War die Frage nach den äußeren Grenzen des unendlichen Weltalls von alters her eine offene gewesen und geblieben, so entstand jetzt die neue Frage nach den inneren Grenzen, nach der Teilbarkeit des Stoffs. Wo waren und welches waren die letzten nicht weiter zerlegbaren Urteilchen, aus denen die Schöpfung bestand?

Man wußte freilich, daß bereits im Altertum die Lehre aufgestellt worden war, daß alle Körper aus unteilbaren kleinsten Teilen, den Atomen, zusammengesetzt seien. Diese philosophische, durch nichts bewiesene Ansicht ist seit dem Altertum von den verschiedensten Gelehrten in stets neue Gewänder gekleidet worden, ohne daß hierbei das Wissen des Menschen eine Vermehrung erfahren hätte. Erst der neueren physikalischen Forschung blieb es vorbehalten, darauf hinzuweisen, daß es wohl vorläufig nicht möglich sei, einen direkten Nachweis für das Vorhandensein solcher kleinsten Stoffteile zu liefern, daß aber die Annahme von solchen alle Thatsachen, die uns über das Verhältnis der verschiedenen Stoffe zu einander in der Physik und Chemie oft rätselhaft entgegentreten, in überraschend einfacher Weise erklärt.

Welche Größe mögen denn nun aber jene kleinsten Bausteine besitzen, aus denen sich das Weltengebäude aufbauen soll? Hiervon können wir uns eine Vorstellung machen, wenn wir die Abmessungen berechnen, die die Stoffe da, wo sie uns in feinster Verteilung entgegentreten, noch besitzen. Unendlich groß ist das Gebiet, auf dem uns derartige Beispiele begegnen. So hat man in neuster Zeit die Dicke der Flüssigkeitsschicht zu bestimmen versucht, die sich auf einer zweiten Flüssigkeit ausbreiten kann. Jedermann weiß z. B., daß ein Tropfen Oel auf Wasser eine solche Schicht bildet. Man hat nun gefunden, daß sie bei einer Dicke von 1/10000 Millimeter noch vollständig zusammenhängend war; von einer Schicht von verdünnter Schwefelsäure auf Quecksilber konnte man sogar eine Dicke von nur 1/1000000 Millimeter nachweisen.

Die moderne Physik hat die Bezeichnung Atome, die die alten Griechen aufgestellt hatten, fallen lassen und nennt die kleinsten Stoffteilchen, die für sich noch bestehen können, Moleküle, d. h. kleine Massen. Aus den Messungen von Flüssigkeitsschichten geht also zweifellos hervor, daß die Dicke eines solchen Moleküls nicht größer als ein Milliontel Millimeter sein kann.

Einen vorzüglichen Anhaltepunkt über die mutmaßliche Größe oder Kleinheit der Moleküle bietet aber der Geruchsinn. Ist man sich auch über sein eigentliches Wesen noch nicht vollkommen im klaren, so steht jedenfalls so viel fest, daß eine Geruchswahrnehmung nur dann eintreten kann, wenn wenigstens ein Molekül des gerochenen Gases die Nasenschleimhaut trifft. Wie sehr aber der Geruchsinn die andern Sinne überragt, geht aus Messungen und Versuchen hervor, die z. B. für Moschus ergaben, daß er noch in der 4000sten homöopathischen Verdünnung gerochen wird. Was dies aber besagen will, veranschaulicht etwa der Hinweis darauf, daß die hundertste derartige Verdünnung eines Milligramms eine würfelförmige Lösung erfordern würde, deren Kantenlänge etwa 15 Billionen Siriusfernen betrüge. Wo fängt hier die Vorstellung an, wo hört sie auf?

Jedenfalls finden sich alle in diesem Würfel verteilten Moleküle des Moschus ursprünglich innerhalb

seines Milligramms untergebracht. Wie groß die Dicke solcher Moleküle sein mag, wer könnte dies in Zahlen angeben? Erfüllt doch ein Stückchen Moschus ein Zimmer jahrelang mit duftenden Teilchen, die sich zweifellos ununterbrochen von ihm ablösen, ohne daß ein nachweisbarer Gewichtsverlust eintritt. Hierbei muß man bedenken, daß unsere modernen Wagen feinster Bauart noch den tausendsten Teil eines Milligramms, also den millionten Teil eines Gramms anzuzeigen vermögen!

Auch bei flüssiger Verdünnung von Farbstoffen tritt eine außerordentliche Verteilung der kleinsten Körperteilchen auf, ohne daß sie irgendwo zum Verschwinden gebracht würden, da das Vorhandensein der Farbe auch in den größten Verdünnungen darauf hinweist, daß der Stoff noch im Zusammenhang auftreten muß. So läßt sich eine kleine Menge in Alkohol gelöstes Rosanilin um das Hundertmillionenfache verdünnen, wobei noch eine Schicht von 1/2 Millimeter Dicke deutlich die rote Farbe zeigt.

Bekannt ist auch die feine Verteilbarkeit der Metalle; ein altes Beispiel besagt, daß man mit einem Dukaten einen ganzen Reiter vergolden könne! Solche Goldfolien hat man neuerdings genau gemessen und gefunden, daß noch vollständig zusammenhängende Blätter eine Dicke von 1/40000 Millimeter hatten.

Unsere Mikroskope zeigen bei der stärksten Vergrößerung von etwa 3000 uns Lebewesen, die eben noch als Punkt, also unter dem Mikroskop höchstens 1/10 Millimeter im Durchmesser dick erscheinen. In Wirklichkeit ist also die Größe dieser Tierchen höchstens 1/30000 eines Millimeters. Bedenkt man nun aber, daß ein solches Wesen noch aus einer ganzen Anzahl von Organen besteht, von denen ein jedes aus verschiedenen Stoffansammlungen zusammengesetzt ist, die wiederum in viele Moleküle zerfallen mögen, so kann man sich von ihrer Größe einen Begriff, oder richtiger gesagt, keinen Begriff mehr bilden. Versucht man Bakterien unter dem Mikroskop zu füttern, so bringt ein trillionstel Teil eines Milligramms von Fleischextrakt noch eine ersichtliche Reizwirkung hervor.

Noch eine bekannte, aber bemerkenswerte Erscheinung, die hierher gehört, darf nicht unerwähnt bleiben: das Witterungsvermögen einiger Tiere. Es wirkt bekanntlich nicht, wie man früher angenommen hat, in die Ferne, sondern es ist dadurch bedingt, daß sich Teilchen des gewitterten Gegenstandes von ihm abgelöst haben und bis zur Nasenschleimhaut des witternden Tieres gelangt sind. Noch auf 100 Schritt Entfernung wittert die Gemse auf diese Weise den Jäger. Es ist klar, daß nur ganz verschwindend kleine Körperteilchen es sein können, die sich auf diese Weise ununterbrochen von den Körpern ablösen, denn die letzteren bleiben doch trotzdem wie sie sind und verlieren nicht an Gewicht.

Unter der Voraussetzung, daß unsere Hypothesen über die Beschaffenheit der Materie richtig sind, hat man nun thatsächlich versucht, die Größe der Moleküle zu berechnen. Man hat durch Versuche gefunden, daß man 1 Liter Wasserstoff nur auf 0,00062 Liter zusammenpressen kann, dies muß also das Volumen aller in 1 Liter Wasserstoff enthaltener Moleküle sein. Ihre Anzahl hat man aber auf 50 000 Trillionen berechnet. Hieraus folgt das Volumen eines Wasserstoffmoleküls, das 12 Quadrillionstel Kubikzentimeter groß sein muß. In 1 Gramm Wasserstoff wären hiernach 1/2 Quadrillion Moleküle enthalten. Wollte man sie entfernen und hierbei in jeder Sekunde 1 Million Moleküle fortnehmen, so würde diese Operation über 3000 Jahre dauern.

Doch genug mit diesen Zahlen, die uns schon lange nicht mehr tauglich erscheinen, ihnen mit unsern Begriffen und Vorstellungen zu folgen! Wir werfen nur noch die eine Frage auf, ob denn mit diesen Molekülen die Grenze der Teilbarkeit der Materie erreicht ist? Hierauf antwortet die Wissenschaft aber von neuem verneinend. Denn die Moleküle der einzelnen Körper sind, wie die Chemie lehrt, noch weiter zusammengesetzt und bestehen aus einzelnen chemisch nicht weiter teilbaren Körpern, für die die Wissenschaft das alte Wort der griechischen Philosophen beibehalten hat und die als Atome bezeichnet werden. Ueberall, wo wir die Beobachtung machen, daß eine stoffliche Aenderung auftritt, wenn also z. B. Eisen an der Luft rostet, da tritt auch ein Zerfall der Moleküle unter Bildung von neuen Molekülen ein: nur in solchen Fällen treten die allerkleinsten Bausteine der Welt, die Atome, in Wirksamkeit. Für gewöhnlich sind sie im Molekül fest vereinigt.

Welche Größe besitzen nun aber diese Atome? Nun, sie sind so wesentlich nicht von den Molekülen verschieden. Diese können aus 2, 3, 4, 10, 20 Atomen bestehen, bei komplizierten organischen Verbindungen, wie den Eiweißkörpern, auch aus Hunderten von Atomen; damit scheint aber die Grenze erreicht zu sein. Vorläufig hat die Wissenschaft keine Veranlassung, anzunehmen, daß das Atom noch weiter zerlegt werden kann, doch stehen die Vorboten für weitere Spekulationen in dieser Richtung schon vor der Thür, ist man doch in den letzten Jahren zu der Erkenntnis gelangt, daß alle bisher für einfache Stoffe gehaltenen sogenannten Elemente oder Grundstoffe aus einem und demselben Urstoff bestehen müssen. Ist dies aber zutreffend, dann sind auch die einzelnen Atome dieser Elemente ineinander überführbar, was notwendigerweise voraussetzt, daß diese Atome aus einzelnen Teilen zusammengesetzt sein müssen, die in irgendeiner Weise durch die Verschiedenheit ihrer Lagerung oder Anordnung die Stoffart bedingen, um die es sich bei dem betreffenden Körper handelt.

Wir sehen so, daß die Grenzen der Welt nach innen nicht minder wunderbar und rätselhaft sind, wie die Grenzen nach außen. Daß wir überhaupt von Grenzen sprechen und solche voraussetzen, erscheint in der menschlichen Natur begründet, ist aber bei näherer Betrachtung nichts als eine Selbsttäuschung. So wenig wie das Weltall nach außen irgendeine Grenze besitzt, so wenig ist dies nach innen der Fall; nur dem Zufall, der das menschliche Wahrnehmungsvermögen in bestimmte Schranken bannte, ist es zuzuschreiben, daß wir naiverweise die Dinge auch als innerhalb derselben befindlich voraussetzen, während ihnen doch nach keiner Seite hin eine Schranke gezogen sein kann.

Wäre das Infusionstierchen, dessen Länge ein 1/30000 Millimeter ist, mit Verstand begabt, so könnte es mit gleichem Recht wie wir die Frage nach den kleinsten Teilen, aus denen es zusammengesetzt ist, aufwerfen. Es würde aber wohl bei unsern Molekülen und Atomen nicht stehen bleiben, sondern noch weiter einzudringen wünschen in die Unendlichkeit des Weltalls.

Der sibirische Pelzhandel.

Von Woldemar Horst.

Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

Den ersten kaufmännisch betriebenen Pelzhandel besaß Kanada. Bereits 1628 trat dort eine französisch-kanadische Pelzkompagnie ins Leben, die anfangs große Erfolge erzielte, aber im Lauf der Zeit so ungeschickt ausbeuterisch mit den eingeborenen Kanadiern verfuhr, daß ihr bald aus Neuyork sehr erfolgreich Konkurrenz gemacht werden konnte. Später entwickelte sich aus diesem Wettbewerb heraus die berühmte amerikanische (englisch-holländische) Hudson-Bai-Compagnie, die noch heutigen Tags existiert.

In Rußland dagegen wurde ein organisierter Pelzhandel erst 1643 eingeführt. Zwar kannte man lange vor der Entdeckung Amerikas bereits den großen Pelzreichtum Sibiriens, aber nur wenige der kostbaren Felle gelangten im Tauschhandel über den Ural in das moskowitische Reich. Wilde kriegerische Nomadenvölker — Tscheremissen, Baschkiren, Ostjaken, Wogulen — verhinderten jedes friedliche Vordringen der russischen Kaufleute, denen außerdem in den räuberischen Kosakenhorden am Don und an der Wolga gefährliche, nicht zu überwindende Gegner erstanden, die die russische Oberhoheit erst nach langen Kämpfen anerkannten.

Im Februar des genannten Jahres 1643 konnte in Irbit die erste Messe abgehalten werden, deren Bedeutung, namentlich für den Pelzhandel, von Jahr zu Jahr stieg. Früher war es für den Europäer nicht leicht, nach Irbit zu gelangen, aber seitdem die große sibirische Bahn mit ihren Zweigbahnen nach Jekaterinenburg und Tjumén dem Verkehr übergeben ist, zieht es alljährlich auch viele Europäer, hauptsächlich aus Deutschland und England, hierher, und in den letzten Jahren waren zur Messe oft 30 000 und mehr Fremde aus allen Teilen Europas und Asiens anwesend.

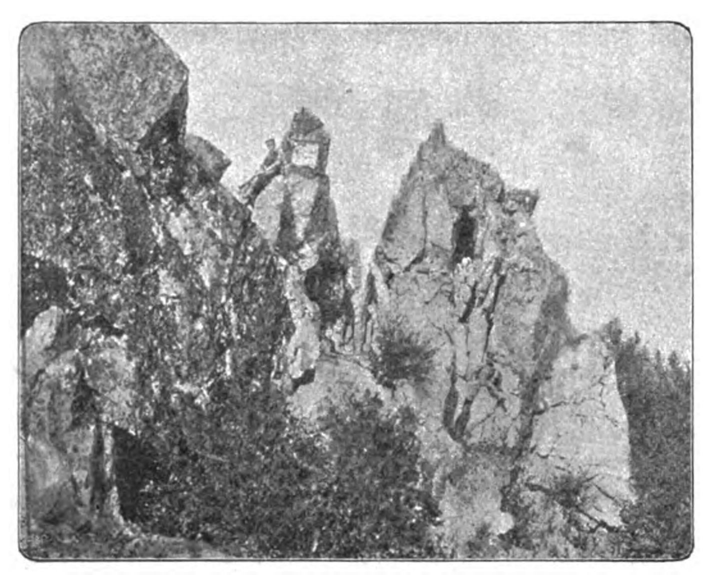
Die Fahrt nach Irbit ist heute ein Kinderspiel. In Moskau setzt man sich in die vortrefflichen Waggons der sibirischen Luxuszüge und gelangt in drei Tagen und drei Nächten bis nach Tscheljabinsk an der Grenze Sibiriens. Die Fahrt durch den Ural ist nicht ohne Interesse. Bei Slatoust, der berühmten Ural-Eisenindustriestadt, überschreitet man die Grenze Asiens (Abb. S. 569). Bei Tscheljabinsk zweigt sich die Bahn Tscheljabinsk-Kotlas ab. In nördlicher Richtung geht es bei nächtlicher Fahrt durch den Ural nach Jekaterinenburg weiter. Bis zur Eisenbahnstation für Irbit-Kamyschlów braucht man abermals eine Nacht. Hier macht jeder für die Weiterfahrt Toilette, da die letzten 108 Werst im Schlitten zurückgelegt werden müssen. Nach zehn bis zwölf Stunden, je nachdem man sich auf den Poststationen aufhält, wo immer, auch beim stärksten Verkehr, sofort frische Pferde zu haben sind, sieht man Irbit (Abb. S. 571) ganz plötzlich vor sich. Denn die langausgedehnte, wenig ansprechende Stadt liegt hinter einem Hügel, zu dessen Gipfel hinauf die Straße eine starke Krümmung macht.

Richtige Hotels giebt es in Irbit nicht. Das einzige Ding, das sich so nennt, darf keinen Anspruch auf diesen Titel erheben. Man findet indessen ein leidliches Unterkommen in den Privathäusern, wo auch oft zugleich die Kost zu haben ist. Die Preise der Zimmer werden für die ganze Dauer der Messe berechnet, gleichgiltig, wie lange man sich aufhalten will, und schwanken zwischen 50 und 120 Rubel. In den Restaurants ist das Leben sündhaft teuer. Eine Flasche ganz gewöhnlichen russischen Weins, die in Petersburg 45—60 Kopeken kostet, muß hier mit 4—5 Rubeln bezahlt werden; das Bier kostet für die Flasche 50 Kopeken u. s. w. Das Essen ist — für sibirische Verhältnisse — nicht gerade schlecht, aber immerhin noch teurer als in den teuersten Restaurants von Paris. Im allgemeinen leben die Russen, besonders die Sibiriaken, die sich ein ganzes Jahr auf die Genüsse der Irbiter Messe freuen, während dieser Zeit und besonders während der Nacht sehr leichtsinnig. Aber man würde fehl gehen, wollte man daraus schließen, sie wären deshalb bei Tage weniger gute Kaufleute. Der Russe, der kaufen will, spielt mit der Routine eines Schauspielers die Rolle des Verkäufers. Hat z. B. ein Russe Zobel zu verkaufen, und ein fremder Käufer kommt zu ihm und verlangt nur „erste Qualität," die allerbeste, teuerste dunkle Ware, so kann man überzeugt sein, daß ihm der Russe trotzdem noch lange nicht seine besten Zobelfelle zeigt. Erst bringt er ihm halbdunkle Mittelware, preist ihre Schönheit und ihren Wert in allen Tonarten und kommt nur mit einer besseren Sorte heraus, wenn der Käufer die Verhandlungen abbrechen will. Wieder geht der Handel los, bis er zum Schluß, als Knalleffekt, noch eine Partie ganz dunkler Zobelfelle hervorzieht, für die er dann fast berechtigt erscheint, eine unverschämte Forderung zu stellen.

Der Handel um Zobelfelle ist überhaupt eins der schwierigsten Kapitel in der Rauchwarenkunde. Selbst Fachleute fallen oft genug herein, und es gehören viele Jahre ununterbrochenen Studiums dazu, um die Ware mit Sicherheit taxieren zu können und gegen alle gaunerischen Kniffe, deren es unzählige giebt, gefeit zu sein. Man färbt (schmiert) die Felle, räuchert sie, um sie dunkler zu machen, denn die dunkelsten Zobel sind die wertvollsten, oder man entnimmt einer Anzahl schadhafter Felle die dunkelsten Teile und näht aus diesen neue dunkle Felle zusammen, deren Nähte inwendig mit einer dünnen, feinen Haut überklebt werden, so daß man den Betrug auch nicht sofort merkt, wenn man das Fell umkehrt.

Schon im letzten Drittel des Januar (russisch) langen aus allen Gegenden Sibiriens und Europas Käufer in Irbit an, und die Parole für die ersteren lautet dann: „Ware ansehen." Jeder Einkäufer hält seine Agenten, Kommissionäre, die ihn über das Eintreffen neuer Sendungen sofort unterrichten müssen. Nur gilt es, bei guter Ware möglichst zuerst zur Stelle zu sein, denn sonst kauft der Konkurrent. Handelt es sich um größere, sogenannte „geschlossene" Partien und kommt der Käufer zum Verkäufer, so riegelt dieser sofort die Thür ab, und die Besichtigung beginnt. Währenddem klopft häufig schon der nächste Reflektant an die Pforte, stört den Handel und verdirbt die Preise. Dann muß sich der erste Kaufliebhaber kurz entschließen, rasch

und sicher taxieren und sein Gebot machen. Ist der Händler ein Schlaukopf, dann geht er auf ein gutes Gebot ein. Denn für den zweiten ist es schon eine leise Warnung, wenn der erste Käufer resultatlos abzieht. Man ist so unendlich mißtrauisch im Pelzhandel. Viele kaufen überhaupt prinzipiell keine Felle, die ein anderer bereits zu Gesicht bekommen hat, und wer einmal gekauft hat, der verschließt seine Ware und läßt sie von niemand mehr anschauen. In Irbit gelangen natürlich nicht nur Pelzsorten, sondern überhaupt sämtliche Erzeugnisse Sibiriens (und einige Chinas) auf den Markt. Vor allen Dingen ist es ein wichtiger Handelsplatz für die Rohhäute aller möglichen Haustiere, ferner für Schafwolle, Ziegen-, Pferde- und Kamelhaar, für Därme, Leder, Thee, Getreide u. s. w.



An der Grenze von Europa und Asien: Die Alexandrowsker Bergkuppe im Ural.

Aber ihre europäische Berühmtheit verdankt die Meßstadt ausschließlich dem Pelzhandel. Und da, im Verhältnis zu seiner Größe, der Zobel das kostbarste aller Pelztiere ist und Sibirien wiederum die weitaus wertvollsten Exemplare liefert, die fast ausschließlich an diesem Platz verhandelt werden, so ist die kleine Stadt Irbit schon seit geraumer Zeit der einzig maßgebende Ort für den gesamten Handel mit Zobelfellen.

Die amerikanischen Zobel (richtiger müßte man sie kanadische Marder nennen) können sich an Feinheit, Farbe, Weichheit und Schönheit des Haars nicht mit den sibirischen messen; sie sind auch minderwertiger und stehen im Preise viel tiefer. Der sibirische Zobel gehört allerdings auch zur Familie der Marder. Aber er ist ein „Uebermarder", an den das Geschlecht der profanen Marder nicht heranreicht. Er unterscheidet sich auch auf den ersten Blick wesentlich von den übrigen Mardern. Er hat einen viel kürzeren „Schweif" (so heißt es in der Kürschnersprache), und im Vergleich zu dem Edelmarder zeigt seine Kehle viel weniger Gelb. Wer öfter mit der Hand über ein Zobelfell gefahren ist, der unterscheidet es auch in der Dunkelheit sofort von dem Fell des Marders. Die Dichte, die Feinheit des Haares, der unvergleichliche, seidige Glanz des Pelzes, dessen Farbe in allen Nuancen von Braun bis fast Schwarz und bis völlig Silberig vorkommt, machen das Zobelfell zum begehrtesten Pelzwerk der ganzen Welt.

Die Heimat des sibirischen Zobels erstreckt sich vom Ural bis zum östlichen Eismeer und südlich herab bis etwa zum 58. Grad nördlicher Breite. Die teuersten Sorten kommen aus dem Lena- und nördlichen Amurgebiet.



Die feierliche Einsegnung der Irbiter Messe.



Auf der Irbiter Messe: Handel mit Haushaltungsgegenständen.

Im Handel nennt man diese ganz dunklen Zobel gewöhnlich Jakutskische, und tüchtige Kenner sollen imstande sein, nach Farbe und Struktur des Haares genau die Herkunft der verschiedenen Arten anzugeben.

Die Preise der Felle schwanken so ungeheuerlich, daß ein jeder schon daran erkennen kann, wie unendlich schwierig ein richtiges Taxieren, überhaupt das Handeln mit Zobelfellen sein muß. Im vorigen Jahr zahlte man in Irbit für ganz helle, also für die schlechtesten, 26 bis 30 Mark und für dunkle und ganz dunkle 80 bis 400 Mark das Stück. Ja, es sind schon über 1000 Mark für einzelne Prachtexemplare bezahlt worden.

Dem Zobel am nächsten kommen im Preise (das heißt im Verhältnis zu der Größe des Felles) die seltenen Fuchsarten, unter denen der Schwarzfuchs obenan steht. Er kommt aber so gut wie gar nicht mehr vor, das heißt als richtiger Schwarzfuchs, schwarz vom Kopf bis an die unterste weiße Schwanzspitze, sondern höchstens als halb oder dreiviertel schwarzer Silberfuchs. Der Silberfuchs wird nämlich ein Schwarzfuchs, wenn er ganz schwarz auftritt; es besteht aber außer in der Farbe sonst kein zoologischer Unterschied zwischen den beiden Tieren. Auch ihre Heimat (Sibirien, Kamtschatka, Kanada, Alaska) ist genau dieselbe. Der Schwarzfuchs ist also nur die teuerste Spielart des Silberfuchses. Auf der vorletzten Pariser Ausstellung war, unter Glas und Rahmen, ein Schwarzfuchs zu sehen, den eine Pariser Firma aus Reklamebedürfnis für 24 000 Frank erstanden hatte. Indessen auch der Silberfuchs, sein Bruder, erzielt Preise, mit denen er sich sehen lassen darf. So ist es durchaus nicht selten, daß auf den Auktionen in London ein schönes Exemplar für 2000 Mark fortgeht. In Irbit halten sie sich zwischen 200 und 600 Rubeln; geringe, nicht reine Felle sind aber schon für 60 bis 200 Rubel zu haben. Ein Durchschnittspreis für den Silberfuchs läßt sich eigentlich gar nicht aufstellen. Je tiefer das Schwarz auf dem Rücken hinabreicht, um so wertvoller wird er.

Von den Füchsen wäre der Reihenfolge nach jetzt wohl der sehr geschätzte Blaufuchs zu nennen, denn man bezahlt sein Fell mit 30 bis 200 Rubeln. Aber er ist nur eine Spielart des Polarfuchses, der, ähnlich

Auf der Irbiter Messe: Handel mit Rohhäuten.

wie Schwarz- und Silberfuchs, weiß und blau und in noch andern Nuancen auftritt. Seine Heimat ergiebt sich aus seinem Namen, doch kommen die schönsten blauen Exemplare nicht aus Rußland, sondern aus Amerika. Die weißen Füchse stehen im Preise nur wenig höher als die gewöhnlichen Rotfüchse, deren edelster Vertreter aber, der Kreuzfuchs, den Weißfuchs wiederum im Preise um das Dreifache schlägt. Der Kreuzfuchs das „Wasser", und die seidige Weichheit des Zobelfelles. Im Vorjahr trat plötzlich ein großer Preissturz in Marderfellen ein; sie fielen um 100 Prozent, die Füchse um 50; es war überhaupt ein verhängnisvolles Jahr für den Pelzhandel.

Der Steinmarder hat weißes Unterhaar und langes, braunes Oberhaar; außerdem ist seine Kehle weiß, während die des Edel- oder Baummarders schön rot-



Blick auf den Pelzhandelsplatz Irbit in Sibirien.

ist im Winter oben rotgrau, auf dem Bauch ganz schwarz. Ueber seine Schulterblätter läuft ein breiter, schwarzer, in der Mitte durch einen Querstrich gekreuzter Streifen, der sich nach unten in dem übrigen schwarzen Haar verliert.

Von der Familie der Marder, die in Irbit gleichfalls auf den Markt kommen, wäre zunächst der dem Zobel sehr ähnliche Edelmarder zu nennen. Manches dunkle Fell kann man von weitem mit einem Zobel verwechseln. Aber so schön es auch ist, es fehlt ihm der Glanz, gelb ist. Die besten russischen Edelmarder kommen aus dem Archangelschen Gouvernement, sind aber aus erster Hand nur auf der Messe von Pinega (6. bis 21. Dezember russisch) zu haben. Dort findet man auch die schönsten Rotfüchse, die an Feuer alle andern Rotfüchse weit übertreffen. Die besten Steinmarder aber giebt es im Ural und im Kaukasus. An den schönsten Exemplaren ist das Oberhaar auffallend lang und tief schwarzbraun.

Nun ist noch ein Marder zu erwähnen, der tatarische, „Kolinsky" genannt; ein sehr interessanter Bursche, der

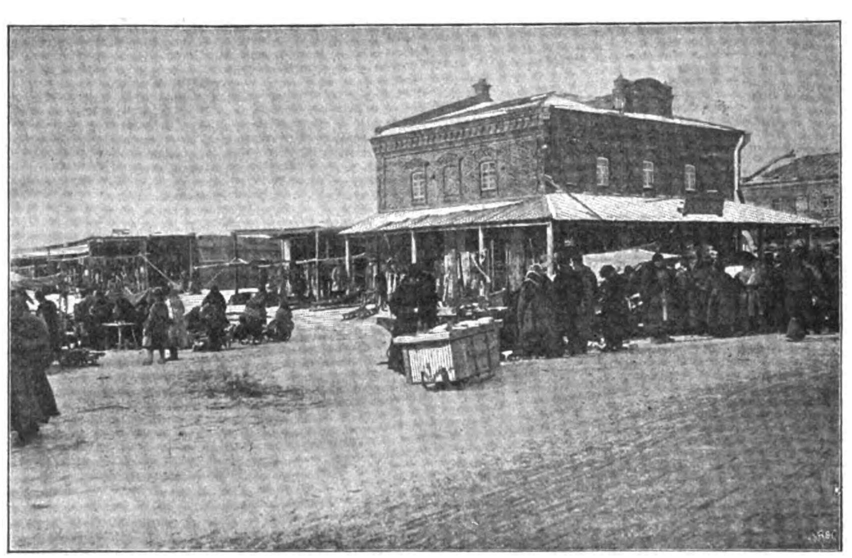
zu Zehntausenden in Irbit gehandelt wird. Denn er ist sehr billig (Preis etwas über einen Rubel) und eignet sich vortrefflich zur Zobelimitation. Sämtliche „Kolinsky" werden „auf Zobel" gefärbt (in Leipzig und Paris) und wandern dann als Zobelfelle niederen Grades in die Welt. (Die hellen Zobelfelle werden bekanntlich gleichfalls samt und sonders dunkel gefärbt, und zwar mit außerordentlicher Kunstfertigkeit).

Fast hätte ich eins der schönsten Pelztiere ausgelassen, den sogenannten Kamtschatkabiber, dessen Fell heute mit Tausenden bezahlt wird. Er ist nämlich so selten geworden, daß die russische Regierung Schonzeit für ihn angeordnet hat. Man findet ihn deshalb in Irbit jetzt nicht mehr, höchstens sieht man noch ab und zu alte Felle, bewundert sie auch häufig an Mützen oder als Kragen auf den Pelzen, denn die Russen lieben dieses Pelzwerk ungemein. Kamtschatkabiber sieht ähnlich aus wie dunkler Zobel, mit Silberspitzen im Granen- (Ober) haar, und wird von vielen seiner Dauerhaftigkeit wegen den besten Zobelfellen vorgezogen. Er ist heute auch teurer als dunkler Zobel, denn ein gutes Fell, das allerdings bis 1½ Meter Länge aufweist, ist unter 3000 Mark nicht zu haben. Da man sich über diese Größe eines „Biberfells" wundern könnte, so füge ich hinzu, daß der Kamtschatkabiber überhaupt kein Biber ist, sondern auf den zoologischen Namen Kalan oder großer Seeotter hört. Im Handel aber hat man ihm ruhig den Namen gelassen, den zwar Unkenntnis ihm einst gegeben, unter dem er aber berühmt geworden ist. Seine Heimat ist zu beiden Seiten der Behringsstraße zu suchen. Oft vergnügt er sich damit, auf treibende Eisschollen zu klettern und Entdeckungsreisen zu unternehmen, die jedoch nicht immer nach seinem Geschmack ausfallen. So treibt ein solcher Otter zuweilen von Amerika nach Sibirien hinüber oder umgekehrt. Aber diese Reise ermüdet und entkräftet ihn so, daß er dann gewöhnlich leicht eine Beute der ihm eifrig nachstellenden Eingeborenen wird. Deshalb wurde über den leichtsinnigen Gesellen in Rußland eine Schonzeit verhängt.

Sehr lebhaft war in den beiden letzten Jahren in Irbit der Handel mit Hermelinfellen, die, in Päckchen zu zehn Stück verschnürt, mit umgewendeten Fellen verkauft werden. Der Käufer fühlt nur mit den Fingern nach, ob die kleinen umgedrehten Felle genügenden Inhalt (Haare) haben. Die Farbe beurteilt er nach den herausstehenden weißen Schwänzchen mit schwarzer Spitze. Haben sie einen Schimmer von Gelb, so sind sie minderwertig oder unbrauchbar. Hermeline sind, in Voraussicht der Krönungsfeier in London, im Preis sehr in die Höhe getrieben worden. Vor zwei Jahren bot man mir im Archangelschen Gouvernement tadellose Hermelinfelle für zwanzig Kopeken an; im Vorjahr kosteten sie in Irbit schon einen Rubel mehr.



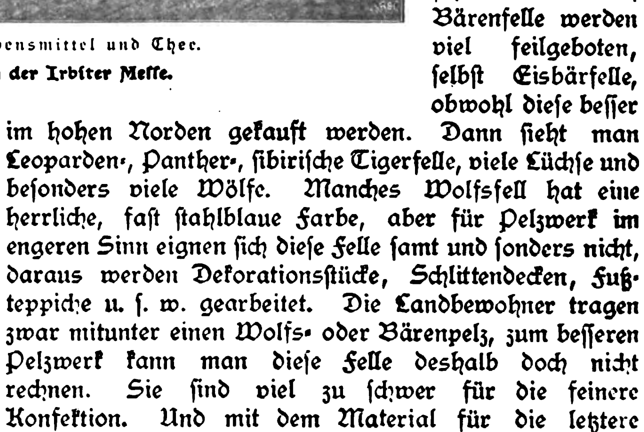
Verkaufsbuden für geringere Pelze und Kleidungsstücke.



Verkaufsbuden für Lebensmittel und Thee.

Augenblicksbilder von der Irbiter Messe.

Einen Hauthandelsartikel bildet ferner das Grauwerk, „Feh" genannt, das sibirische Eichhörnchen. Man kann dieses Pelzfutter aber in jedem Kürschnerladen sehn, und ich darf mir demnach die Beschreibung schenken. Auch Bärenfelle werden viel feilgeboten, selbst Eisbärfelle, obwohl diese besser im hohen Norden gekauft werden. Dann sieht man Leoparden-, Panther-, sibirische Tigerfelle, viele Füchse und besonders viele Wölfe. Manches Wolfsfell hat eine herrliche, fast stahlblaue Farbe, aber für Pelzwerk im engeren Sinn eignen sich diese Felle samt und sonders nicht, daraus werden Dekorationsstücke, Schlittendecken, Fußteppiche u. s. w. gearbeitet. Die Landbewohner tragen zwar mitunter einen Wolfs- oder Bärenpelz, zum besseren Pelzwerk kann man diese Felle deshalb doch nicht rechnen. Sie sind viel zu schwer für die feinere Konfektion. Und mit dem Material für die letztere sollte sich dieser Aufsatz in der Hauptsache befassen.

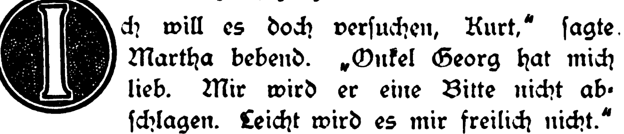


Die junge Generation.

Roman von

Emma Merk.

8. Fortsetzung.



Ich will es doch versuchen, Kurt," sagte Martha bebend. „Onkel Georg hat mich lieb. Mir wird er eine Bitte nicht abschlagen. Leicht wird es mir freilich nicht."

„In Gottes Namen denn! Wenn du es wissen mußt! Er wird doch nein sagen! Er hat mir schon einmal Geld geschickt, um meine Schulden zu bezahlen. Damals schrieb er mir einen lakonischen Brief dazu: ‚Einmal und nicht wieder. Bedenke das wohl! Ich mache keine Redensarten. Ein zweites Mal wäre ich taub gegen jede Vorstellung, jede Bitte.'"

„Und du hast wieder Schulden gemacht! In diesen paar Monaten! Ihr seid schrecklich! Gewiß hast du gespielt!" brauste Martha leidenschaftlich auf.

„Nein! Pech habe ich gehabt. Schauderhaftes Pech! So was kann nur unsereinem passieren! Also höre zu: ich hatte dem Onkel damals vorgeschlagen, mir ein Rennpferd zu kaufen, das verhältnismäßig billig zu haben war. Ein famoses Tier! Ich mußte einfach den Preis gewinnen. Das stand fest. Er wollte von dem Pferd nichts wissen. Er fragte nach meinen Schulden. Ich dachte schon, er würde überhaupt nichts mehr von sich hören lassen — er hatte sich über mich geärgert, weil ich gegen die kleine Telephonistin nicht dienerhafter gewesen bin. Aber eines Tags kam das Geld doch. Als ich nun die hübschen Scheine liegen sah, dachte ich: wenn du nur das Allernötigste bezahlst und dennoch das Pferd kaufst — dann kannst du dir den Preis holen; wirst deine Schulden nach dem Rennen los — und behältst noch einen netten Rest übrig. Meine Gläubiger warteten gerne zu, als sie mich auf dem ‚Cromwell' sahen. Und nun — es ist ja zum Verrücktwerden! — drei Wochen vor dem Rennen wird der Gaul krank und geht drauf!"

Er stampfte wütend mit dem Fuß auf.

„Das haben die Kerle natürlich gleich erfahren und sind Trab gelaufen um ihren Mammon. Mit einem notorischen Pechvogel hat niemand Nachsicht. Der eine, der Blutsauger, will mich beim Oberst anzeigen. Wenn der ein vernünftiger Mensch wäre, dann käme ich mit einer Moralpauke davon. Lumpige fünfzehntausend Mark! Gar nicht der Rede wert! Aber der ist wie ein Puritaner! Ich habe schon einmal ein Renkontre mit ihm gehabt. Der Alte ist ja voller Neid auf jeden, der sein Leben genießt. Seine Frau hält ihn straff am Zügel. Wenn er von Schulden hört, das regt ihn auf, wie den Stier ein rotes Tuch. Er wird sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, mir den Hals zu brechen, um ein Exempel zu statuieren!"

Er hatte in seinem Eifer so laut gesprochen, daß der Major in seinem Zimmer die Stimme hörte.

Martha sah, wie fahl der Vater war, als er dann mit der erschrockenen Frage: „Kurt, du hier?" die Thür öffnete. Und als Kurt in des Vaters Arbeitszimmer verschwand, war ihr so angstvoll schwer zu Mute, als würde da drinnen an einem schwerkranken Menschen eine Operation vollzogen.

Dann hörte sie den Vater sagen, so traurig, so herzerschütternd: „Ich kann es ja vor deinen Geschwistern nicht verantworten" — dann die hellere Stimme des Bruders: „Zieh es mir nur ab, Papa! Du kannst das ja verrechnen."

Eine lange Pause, es war still geworden.

Endlich kam Kurt heraus. Er hatte rote Flecken auf den Wangen nach der starken Erregung. Aber man sah ihm an, daß er seinen Zweck erreicht hatte. Martha konnte nicht mit ihm sprechen. Sie haßte, sie verachtete ihren Bruder in dieser Stunde.

Er pfiff leise vor sich hin, versuchte eine Unterhaltung anzuknüpfen, nahm dann, da sie einsilbig und finster blieb, ein Buch zur Hand, blätterte in der Zeitung. Schließlich sprang er heftig auf: „Das halte ich nicht aus! Dieses widerliche Gethue! Ich ziehe ein Paar Lackstiefel von Theo an und gehe für einige Stunden auf den Ball. Bis zwei habe ich noch Zeit. Gute Nacht!"

Martha versuchte weiterzuschreiben. Ihr war so bang vor dem kummervollen Gesicht des Vaters.

Der Tisch wurde gedeckt. Man brachte das Abendbrot. Das Stubenmädchen klopfte leise an die Thür des Studierzimmers: „Gnädiger Herr, bitte, zu Tisch!"

Martha wartete eine Weile. Der Vater kam nicht. Vielleicht hatte er Kurt nicht fortgehen hören; vielleicht schien es ihm unerträglich, mit dem Sohn zusammenzusitzen? Ach, der Appetit mochte ihm wohl vergangen sein, dem armen Vater!

Sie trat in das Studierzimmer. Auf dem Schreibtisch brannte die grünverhängte Lampe. Halbdämmrig war's in dem großen Raum.

„Papa!" rief sie, ganz überrascht, ihn nicht an seinem gewohnten Platz zu sehen.

Ein Stöhnen antwortete ihr.

Nun sah sie erst, daß er am Fenster kauerte, das er geöffnet hatte. Winterkälte wehte herein.

Sie stürzte zu ihm hin: „Was ist dir, um Gottes willen! Lieber Papa!"

Er deutete auf seine Brust. Sprechen konnte er nicht. In einer furchtbaren, krampfartigen Beängstigung rang er um Atem. Die bläulichen Lippen, dieser jammervolle, um Hilfe flehende Ausdruck des halb Erstickenden erschreckte sie so, daß sie meinte, sie müsse umsinken.

Sie drückte mit zitternder Hand auf die Klingel. Mit Hilfe der Dienerin brachte sie ihn zu Bett. Sein

ganzer Körper bebte vor Frost. Man legte ihm Senfteig auf die Brust und brachte warme Tücher, eine Wärmflasche für die kalten Füße. Kaum ihrer Stimme mächtig vor Angst, hatte sie dem Arzt telephoniert und um Eile gebeten. Es dauerte auch nicht lange, bis Geheimrat von Hagermann, ein alter Freund ihres Vaters, erschien. Er war mit Marthas Anordnungen zufrieden, er tröstete den Kranken: „Eine nervöse Geschichte! Bist überarbeitet! Nur Ruhe, Ruhe, mein Lieber!" Aber seine Miene war sehr düster, als Martha ihn hinausbegleitete. Die Arznei, die er verschrieb, mußte sofort bereitet werden. Am frühen Morgen wollte er wieder nachsehen.

Martha war ratlos, was sie thun sollte: auf den Ball schicken, die Mutter benachrichtigen? Aber ihre frühe Rückkehr würde den Vater nur beunruhigen, und helfen konnte ja auch die Mutter nicht.

Nachdem er die Tropfen genommen, ging es wieder etwas besser. Die furchtbare Beklemmung ließ nach. Er lag nun ganz still, wie schlummernd. Sie saß an seinem Bett, horchte mit schwerklopfendem Herzen auf seine kurzen Atemzüge, wagte sich kaum zu regen, um ihn nicht zu stören. Da hob er plötzlich die Lider und suchte nach ihrer Hand. Mühsam, mit versagender Stimme murmelte er: „Mein gutes Kind! Darfst mir nicht zürnen, wenn ich einmal fort bin — weit fort!" Er machte eine traurige Bewegung mit der Hand. „Ich war ein schwacher Mann. Das Herz hat zu matt geschlagen, lange schon."

„Lieber, armer Papa! Zu gut bist du, viel zu gut! Sorg dich nur jetzt nicht! Rege dich nicht auf! Es muß anders werden. Ich rede mit den Brüdern, mit Lolo! Wir wollen uns schon einschränken."

Er lächelte wehmütig.

„Wir können den Karren nicht aufhalten, wir beide! Er rollt, rollt abwärts, abwärts — ganz rasend geschwind!" Er hatte sich aufgerichtet. Der angstvolle Blick trat wieder in seine Augen. Aufs neue rang er nach Luft.

„Wenn sie alle wären, wie du," stieß er hervor. „Aber diese Jugend, sie ist so hastig, so ungeduldig, so selbstherrlich — sie fordert und fordert! — Was soll nun werden? Wie soll es nun weitergehen?"

Ein neuer schlimmer Anfall kam, auf den eine tiefe Erschöpfung folgte. Und als dann der Vater still und bleich, mit geschlossenen Augen in den Kissen lag, da schaute Martha mit einem großen, starren, entsetzten Blick auf seine schmalen Hände, die kraftlos auf der Decke ruhten: an den Nägeln waren blaue Flecke — furchtbare, untrügliche Todesmale.

In verzweiflungsvoller Angst schickte sie fort auf den Ball, um die Mutter, die Geschwister holen zu lassen. Wie gelähmt vor Schmerz wartete sie in der todesbangen Einsamkeit; schaudernd vor dem Unerbittlichen, das über sie alle hereinbrechen mußte, vor dem eisigen Hauch, den sie schon zu fühlen meinte, gegen den all ihre Liebe so machtlos war, kämpfend gegen das Schluchzen, das ihr den Hals zusammendrückte, nur zuweilen die Hände vor das Gesicht pressend in ihrer furchtbaren Herzensqual. Einmal regte sich der Vater. Sie beugte sich zu ihm herab, und er sah mit seinem weiten, glanzlosen, matten Blick in ihr verstörtes Gesicht.

Seine Hand tastete wieder nach der ihren. Leise, kaum hörbar hauchte er: „Nicht weinen! Nicht weinen! Gönn mir die Ruh, mein gutes Kind!"

Dann sank er wieder in das halb bewußtlose Hindämmern zurück. —

Frau Riedenhof hatte mit ihren Kindern den Ballsaal verlassen, ehe die Botschaft von der plötzlichen Erkrankung ihres Gatten sie erreichte.

Ahnungslos kamen sie heim; müde von Lärm und Licht, angeheitert von Sekt und Musik, deren übermütige Klänge ihnen noch im Ohr nachschwirrten, in dem leisen Taumel, in den Tanz und Lachen und fröhliches Treiben die Sinne einwiegen.

Theo allerdings war zornig erregt. Miß White hatte seinen Bruder Kurt ganz auffallend bevorzugt und ihm, ihrem bisherigen getreuen Ritter, mit ihrer unverblümten Aufrichtigkeit gesagt: „Warum sind Sie nicht Offizier? Ich liebe Offiziere. Ihr Bruder ist sehr hübsch in der Uniform!"

Und Kurt war sofort bereit gewesen, der jungen Ausländerin, deren launenhafte Gunst sich ihm zuwendete, mit größter Energie den Hof zu machen. Sie hatte ihm sogar versprochen, ihn in Würzburg zu besuchen. Theo fand diese freien Manieren der Amerikanerinnen plötzlich ganz geschmacklos und unerträglich. Lolo hatte sich um so besser amüsiert. Sie hielt einen wunderbaren Rosenstrauß in den Händen, den ihr Verehrer Dörmann ihr beim Kotillon gebracht, und überlegte noch auf der Treppe, ob sie Martha wecken und ihr gleich erzählen sollte, daß der hübsche Amtsrichter sich heute wirklich zu einer richtigen Liebeserklärung hatte hinreißen lassen, und daß sie sich wohl demnächst verloben würden.

Da sah sie die Schwester überwacht, verweint, totenblaß an der Thür lehnen und hörte die ernsten Worte, die so niederschmetternd in ihre übermütige Ballstimmung hereinfielen: „Papa ist schwerkrank — Papa stirbt!"

Einen Tag lang atmete der Kranke noch. Aber er lag schon weltentrückt, in seliger Bewußtlosigkeit. Wenn Martha, die unermüdlich bei ihm wachte, ihm von Zeit zu Zeit einen Löffel voll Portwein einflößte, öffnete er gehorsam die Lippen, wie im Traum.

Ohne Kampf, ganz still und sanft kam das Ende. Als der Vater dann in tiefem Todesfrieden ruhte, das schmale Gesicht so vornehm und schön in der starren Blässe, da überkam Martha eine wilde Sehnsucht, ihr Haupt niederlegen zu dürfen neben das seine — überwunden zu haben, wie er.

Der Lichtstrahl, der einmal ihr Leben mit Goldschimmer überschüttet hatte, war erloschen. Ihr Geliebter hatte sie vergessen. Nun war auch der Vater tot. Warum lebte sie noch?

Frau Amalie schluchzte ganz fassungslos. Sie konnte es sich nicht verzeihen, daß sie ihrem armen Walter an dem letzten Abend nicht mehr Adieu gesagt hatte. Dieser Gedanke quälte sie am allermeisten. Die Brillantnadel, die sie verlegt hatte, war schuld gewesen; Theo hatte immer wieder nach ihr gerufen; sie mußte sich so eilen!

„Ohne Gruß ging ich fort! Ohne Lebewohl!" Fühlte sie vielleicht doch in tiefster Seele, daß diese

letzte Versäumnis nur symbolisch war für ihr ganzes Zusammenleben mit dem Gatten? Vor so vielen kleinen Dingen, die sie beschäftigten, vor allzuviel häuslicher Unruhe und Hast und übergroßem Diensteifer für die Kinder hatte sie nie Zeit gehabt, ihre Hand in die des Gatten zu legen, war sie ihm fremd geworden, war er einsam geblieben.

Sie waren alle tief erschüttert, auch Lolo, auch die Brüder. Einige Tage lang lag auf dem ernstgewordenen Heim die tiefe, feierliche Weihe einer großen Trauer. Kurt, den ein Telegramm zurückgerufen, nachdem er kaum nach Würzburg gekommen war, schien doch sehr betroffen und verstört, als er seinen Vater als Sterbenden wiedersah. Er vermied es, Marthas Augen zu begegnen.

Sie begriff freilich nicht, wie er überhaupt einen Bissen über die Lippen bringen konnte; sie war empört, als sie ihn am Begräbnistag vor dem Spiegel stehen sah, sichtlich darauf bedacht, eine gute Figur zu machen, wenn er hinter dem Sarge ging. Regte sich denn sein Gewissen nicht? Quälte ihn keine Reue? Der Arzt hatte freilich von einer Verkalkung der Adern, von hochgradiger Herzschwäche gesprochen. Aber es blieb doch nicht wegzuleugnen, daß eine heftige Gemütsbewegung dem Vater den Todesstoß gegeben. Es that ihr so weh, daß sie ihm dieses Letzte nicht hatte ersparen können. Ihr stand es unzweifelhaft fest, daß der Seelenkummer, die seelische Depression seinen Organismus zerstört hatten.

Sie schwieg darüber. Ach, sie sah voraus, daß in der nächsten Zeit genug der bitteren Worte bei ihnen fallen würden. Sie allein wußte, was bevorstand: der Zusammenbruch.

Allmählich regten sich wieder die persönlichen Interessen. Eine und die andere Frage ward laut: was nun geschehen würde, wie man sich das Leben einteilen wollte, ob die Wohnung beibehalten werden sollte?

Ehe Kurts Urlaub zu Ende war, mußte wohl die Hinterlassenschaft geregelt werden.

Mit Thränen in den Augen öffnete Frau Riedenhof eines Tags im Beisein ihrer Kinder den Geldschrank des Verstorbenen.

Obenauf lag ein Zettel — die letzten Worte, die seine Hand geschrieben hatte.

Der Leutnant senkte nun doch sehr beschämt und verlegen den Kopf.

„Meinem Sohn Kurt 10000 Mark in Staatspapieren, ausgehändigt am 15. März 1900.“

Er hatte noch damit begonnen, die Nummern zu notieren. Dann war er zusammengebrochen.

Die Mutter legte die Mappe, in der ihr Mann seine Aktien verwahrte, auf den Tisch und zählte die Summe. „Dreißigtausend Mark“ sagte sie mit gepreßter Stimme. Einen Moment sanken ihr die Arme schlaff herab, sie schaute ihre Kinder an, die mit verstörten Gesichtern hinter ihr standen; dann suchte sie mit wachsender Aufregung in dem Schrank.

„Es muß doch irgendwo ein Depotschein liegen. Der arme Papa sprach allerdings nie davon, daß er sein Vermögen auf eine Bank gegeben hätte. Aber ich bin nun doch überzeugt.“

„Ich fürchte, Mama, du suchst umsonst!“ sagte Martha traurig. „Ich fürchte, wir haben jahrelang vom Kapital gelebt. Und das — das ist der Rest unseres Vermögens!“

Die Mutter warf ihr einen vorwurfsvollen Blick zu.

„Wie kannst du eine solche Behauptung auch nur aussprechen? Ich meine doch, ihr solltet mich aufzurichten suchen, statt mir das Herz immer noch schwerer zu machen. Man muß einfach bei den verschiedenen größeren Banken herumfragen. Vielleicht hatte der gute Papa sein Geld in seinem Bureau?“

Lolo, Kurt und Theo waren so erschrocken, als bebte die Erde, als müßten sie haltlos ins Leere sinken. Martha preßte nur das Mitleid mit dem Vater das Herz zusammen. Eine ganze Schublade billiger Lose lag in seinem Geldschrank; an jeder Lotterie hatte er sich beteiligt und gehofft auf einen Gewinn, der die große Lücke ein wenig ausfüllen, der einen Aufschub gewähren könnte. Sie erinnerte sich, daß sie ein paarmal eine Ziehungsliste in seiner Hand sah, daß er sich suchend auf die Zahlen herabneigte. Und immer nichts! Nichts! Keine Hilfe! Keine Rettung! Wie mochte er sich gesorgt haben vor dem Moment, der näher, der unaufhaltsamer heranrückte, in dem sein Schrank leer war, ganz leer. Und all den Kummer, all die Angst hatte er stumm und allein getragen und nicht mehr die Kraft gefühlt, die ernste Wahrheit zu bekennen, seinen Kindern zu sagen: „So kann, so darf es nicht weitergehen.“

* * *

Draußen war ungewöhnlich lichtes, sonniges Märzwetter, blauer Himmel, weiße Frühjahrswolken, milde Luft. Aber bei Riedenhofs war es frostig geworden: finstere Mienen, gereizte Stimmen, Seufzer, Thränen, peinliche Erörterungen.

„Natürlich, wenn der arme Vater beständig Leutnantsschulden hat bezahlen müssen!“ schrie Theo seinen Bruder an.

„Rede doch nicht von den zehntausend Mark, bitte! Die muß ich mir abziehen lassen! Die werden mir angerechnet auf Heller und Pfennig. Aber du warst doch die ganze Zeit zu Hause. Ueber das, was du gebraucht hast, ist nicht so genau Buch geführt worden!“

„Mir hätte der Vater keine tausend Mark gegeben, viel weniger zehntausend!“

„Da hat er sehr recht dran gethan! Was bist du denn? Nichts! Ein Bummler! Um zehn Uhr stehst du auf! Das bißchen Malen! O je!“

„Ich muß sehr bitten! Du hast ja ebensowenig eine Ahnung von Kunst wie der Onkel!“

„Um Gottes willen, erinnere mich nicht an den! Da steigt mir ja gleich die Galle auf!“

„Meinst du vielleicht mir nicht?“

Jeden Tag gab es nun eine Scene zwischen den Brüdern. Theo war so wütend auf Kurt, weil Miß White an den Leutnant ein Beileidsschreiben gerichtet hatte, auf englisch, das der Offizier doch noch besser beherrschte als er. An Theo hatte sie nur auf einer Visitenkarte ein paar fehlerhaft geschriebene deutsche Worte gekritzelt.

Nur in einem waren Kurt und Theo einig, und Lolo stimmte ihnen lebhaft bei: in ihrer Entrüstung über das Vorgehen des Onkels und in ihrer neidischen Feindseligkeit gegen Martha.

Nachdem die verzweifelte Frau Riedenhof es doch endlich hatte glauben müssen, daß das Vermögen ihres Gatten auf dreißigtausend Mark zusammengeschwunden war, daß ihr nichts blieb als diese bescheidene Summe, ihre Pension als Majorswitwe und den Policenbetrag der Lebensversicherungsgesellschaft, bei der ihr Mann aber wegen seiner Kränklichkeit auch nicht hoch versichert worden war, hatte sie doch wieder Zuflucht zu ihrem Bruder genommen, so schwer ihr auch das Eingeständnis fiel, daß er mit seinen ernsten Worten so grausam Recht behalten.

Georg Brandner hatte nach der Auseinandersetzung mit seiner Schwester möglichst rasch seinen Umzug in die Waldensteinsche Villa bewerkstelligt, obwohl es noch ziemlich ungemütlich war in den leeren Zimmern, mit den Handwerksleuten, die noch allerlei arbeiten mußten, mit den in Eile engagierten fremden Dienstboten. Sobald er aber von dem Tode seines Schwagers hörte, war er natürlich sofort gekommen, hatte der schluchzenden Amalie die Hand gedrückt und sie getröstet: „Ueberlaß es nur mir, für dich zu sorgen, liebe Schwester. Mein Heim ist das deine. Du kannst ganz ruhig sein über deine Zukunft.“

Und als Martha davon sprach, eine Stelle anzunehmen, hatte er sanft ihr Haar gestreichelt und gebeten: „Ja, ja, das thu nur, mein Kind! Das wollte ich dir auch vorschlagen. Aber eine Stelle in meinem Hause. Als mein Sekretär! Ich kann dich ja gar nicht entbehren. Du bist ja meine rechte Hand!“

Lolo aber war wütend auf ihn.

Man hatte ihn in die Verhältnisse einweihen müssen, da er doch Rat schaffen sollte, und er sagte ganz trocken: „Ich bin gern bereit, dir Unterricht geben zu lassen, liebe Lolo, denn du wirst nun doch wohl daran denken müssen, dir selbst etwas zu verdienen. Besinne dich nur, welche Beschäftigung dir am besten zusagt. Glaub mir, ernste Arbeit hilft am besten über traurige Zeiten hinweg.“

„Du scheinst mich dafür bestimmt zu halten, eine alte Jungfer zu werden!“ hatte sie schnippisch erwidert. „Ich bin mehr dafür, mich zu verheiraten, Onkel!“

Sobald sie allein waren, legte Martha den Arm um die Schultern der Schwester und fragte mit warmem Interesse: „Du bist mit Dörmann verlobt? Hat er sich erklärt? Wie ich mich freue!“

„Wie können wir uns denn verloben?“ fuhr Lolo auf. „Wenn ich arm bin, wenn ich nichts habe! Sollen wir von einem Amtsrichtergehalt leben?“

„Ich bin überzeugt, Onkel Georg giebt euch einen Zuschuß, wenn er weiß, daß ihr euch gut seid, daß es sich nur um die Geldfrage handelt.“

„Was der uns geben wird! Den kenne ich jetzt! Tausend Mark vielleicht im Jahr! Meinst du, ich mag eine solche Hungerleiderei? Eine Wohnung mit drei Zimmern und einem Dienstmädchen — und ich soll mir womöglich meine Kleider zu Hause machen und meine Hüte selbst aufstecken. — Nein! Für kleine Verhältnisse sind wir beide nicht geschaffen! Und du bist schuld! Du hast ihm immer noch vorgeredet von der edlen Einfachheit und gefunden, daß die Damen zu viel Luxus beanspruchen. Du mit deiner Scheinheiligkeit! Halte mich nur nicht für so dumm! Es war weiter nichts als Erbschleicherei von dir — du hast gewußt, wo er zu packen ist, der alte Geizhals!“

Kurt brummte auch zur Mutter hin: „Eine Kugel vor den Kopf! Das ist das einzige! Dahin treibt er mich! Ich soll mich in eine andere Umgebung versetzen lassen, wenn ich in meinem Regiment nicht bescheidener leben kann! Wenn ich mir für das bißchen Zulage, die er mir gnädigst in Aussicht stellte, auch noch eine Moralpauke gefallen lassen soll, da mache ich lieber gleich ein Ende!“

Mama Riedenhof rang nur immer die Hände und sagte: „Wäre ich doch vor meinem guten Mann gestorben! Alles stürzt auf mich herab!“

Ihr Liebling Theo hatte einfach aufgelacht in wilder Erbitterung, nachdem der Onkel ihn ins Gebet genommen.

„Für einen Künstler fehlt es dir an Fleiß und an Begeisterung! So viel verstehe ich auch von Kunst, daß man mit Leib und Seele dabei sein muß, wenn man was Rechtes schaffen will. Geh noch ein paar Jahre aufs Polytechnikum, mache dein Examen als Ingenieur. Dann will ich dir einen Posten im Ausland suchen. Du brauchst ein festes Geleise, einen Beruf, in dem du einfach Tag für Tag im Geschirr stehen mußt!“

Und solche Unverschämtheiten, solche Zumutungen sollte er sich ins Gesicht sagen lassen, ohne heftige Erwiderung, ohne Murren, nur weil man auf den alten Petroleumhändler angewiesen war! O, zum Glück gab es doch noch einen andern Ausweg aus all der Klemme und Misere.

Er freute sich schon auf den Moment, wo er dem Onkel den ganzen Bettel vor die Füße werfen und einmal seinem Groll Luft machen durfte.

Sobald er das Jawort der Amerikanerin hätte, würde er sich einmal eine gute Stunde gönnen und mit einem dicken, schwarzen Pinsel das Bild des Verhaßten zudecken, das ihn in seinem Atelier noch halbfertig angrinste und ihm die Laune verdarb.

* * *

Martha hatte auf dem Schreibtisch ihres Vaters ein paar Broschüren und Bücher gefunden, auf denen der Name Moritz Köster stand.

Erst wollte sie sie nur einpacken und als Drucksache nach Paris schicken. Aber im letzten Moment entschloß sie sich doch, ein paar Zeilen zu schreiben.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Vielleicht haben Sie schon aus der Zeitung erfahren, daß mein guter Vater gestorben ist. In seinem Namen sage ich Ihnen besten Dank für die beiliegenden Bücher, die er noch zuletzt in Händen hatte. Ich habe ja auf meinen letzten Brief vor ein paar Monaten keine Antwort erhalten. Das soll kein Vorwurf sein. Ich hatte es Ihnen zur Pflicht gemacht, wahr und aufrichtig gegen mich zu sein. Sie sind nur Ihrem Versprechen getreu geblieben. Aber ich wollte Ihnen doch Ihr Eigentum nicht wortlos zurückschicken, nicht ohne einen freundlichen Gruß und die besten Wünsche für Ihr Wohlergehen.

Martha Riedenhof.



Osterzauber.

Von **Max Kretzer.**

Ein Mann saß im Park auf einsamer Bank
Und lauschte der Vögel muntrem Gesang.
Die flogen schon sonnig von Nest zu Nest
Und kündeten das Auferstehungsfest.
Und als die Passionszeit ihm ging durch den Sinn,
Setzt sich ein Bettler dicht neben ihn hin;
Er trug langes Haar und ein weites Kleid,
Aus seinem Gesicht sprach ewiges Leid.
Und als demütig er um ein Scherflein bat,
Da gab stolz ihm der Mann den wohlfeilen Rat:
„Wende dich an den Verein für die Armen,
Ich zeige dort jährlich für euch mein Erbarmen."
Da erhob sich der Müde ohn allen Gram
Und ging just den Weg, den ein Kind daherkam.
Das zeigte ein wundersames Erstaunen
Und konnte vor Schreck „Herr Jesus" nur raunen.
Und in süßer Scheu und mit tiefem Regen
Empfing es vom Bettler den Ostersegen.
Der Mann aber blieb voll Beschämung stehn
Und hat lange dem Heiland nachgesehn.

Die Antwort kam so rasch, daß er wohl umgehend geschrieben haben mußte. Die teilnahmsvollen Worte, die er sagte, entlockten ihr heiße Thränen, die ersten, die sie nach dem Tode des Vaters hatte weinen können. Alle die Entsagung, zu der sie sich in der letzten Zeit durchgekämpft zu haben glaubte, war plötzlich wieder dahin, ihr Herz blutete aufs neue. Kein Mensch verstand sie ja so wie er; er allein hatte den sympathischen, in ihr tiefstes Innere dringenden Ton, der ihr Trost und neuen Mut hätte geben können.

„Ich fühle mich nicht schuldlos vor Ihnen, Martha," hieß es am Schluß. „Ich will mich nicht reinwaschen. Neues, Fremdes hat mein Leben beherrscht und Macht gewonnen über mein Empfinden. Aber eins will ich zu meiner Rechtfertigung sagen: ich mußte bis jetzt annehmen, daß Sie aufgehört hätten zu schreiben. Der Brief, den Sie erwähnten — die Antwort auf meine Zeilen nach meiner ersten Ausfahrt und nach meinem ersten Besuch auf der hiesigen Sternwarte — er ist nicht in meine Hände gekommen. Ich bitte Sie dringend, teilen Sie mir so bald als möglich mit, wann Sie diesen Brief abgeschickt haben. Es ist mir von großer Wichtigkeit, zu wissen, wo er geblieben. Adressieren Sie an die Sternwarte, damit ich die Nachricht rasch erhalte."

Martha war ganz beschämt, wie gut sie sich an das Datum erinnerte. Der 18. Dezember! Die Auskunft konnte sie ihm ja geben. Aber sie that es mit einem recht bitteren, wehmütigen Gefühl. Was lag denn daran, ob der Brief verloren gegangen war? Er hätte wohl auch ohne Antwort sich an sie wenden, er hätte ihr Vorwürfe machen, sie mit Ungeduld bestürmen können, von sich hören zu lassen — wenn es ihm danach ums Herz gewesen wäre. Warum nahm er den tückischen Zufall so wichtig? Es war ja so nebensächlich, so gleichgiltig, nachdem er selbst bekannte, daß „Neues, Fremdes sein Leben beherrschte und Macht über sein Empfinden gewonnen".

Es war ja zu Ende! Zu Ende!

Es schien ihr, als wäre auch ihre Jugend zu Ende,

als man nun das alte Heim auflöste, die Wohnung verließ, in der sie seit ihren Kindertagen geweilt hatten, als sie ihren Posten als bezahlter Sekretär des Onkels in der fremden Behausung antrat. Sie hatte sich erst geweigert, ein Honorar von ihm anzunehmen, und gemeint:

„Das ist ja doch nur ein Geschenk, Onkel, das du mir aus Gutmütigkeit anbietest, und ich möchte lieber nicht —"

Sie wollte den Satz nicht aussprechen: „ein Almosen empfangen." Aber er hatte ihr auf die Schulter geklopft und lachend erwidert: „O, da bist du vollständig im Irrtum. Ich brauche dich und werde eine ausgiebige Arbeitsleistung von dir fordern. Wo das Geschäftliche angeht, hört bei mir jede Gemütlichkeit auf, Kind!"

Mit Sack und Pack siedelte die Familie Riedenhof in die ehemalige Waldersteinsche Villa über.

Lolo, die in diesen Räumen ihre stolzesten Zukunftsträume aufgebaut und sich dann später hier an der Seite des hübschen Amtsrichters in einer modernen, prunkvollen Umgebung gesehen hatte, fügte sich nur in katzenjämmerlichster Stimmung in diesen Umzug.

Dörmann hatte einen Kranz und ein höfliches Beileidsschreiben geschickt. Er war nicht einmal selbst zu einem Kondolenzbesuch erschienen. Es war ja kein Geheimnis geblieben, wie bei Riedenhofs die Dinge lagen. Er fand wohl, daß er unter diesen Umständen besser daran thäte, jene am letzten Ballabend zwischen Walzerklängen geflüsterte Liebeserklärung in Vergessenheit geraten zu lassen.

Eine Frau ohne Vermögen kam für ihn gar nicht in Betracht. Der reiche Onkel, von dem sich wohl einiges hatte hoffen lassen, mußte ohnedies die Last der ganzen Familie auf sich nehmen. Es ging also nicht: Schwamm drüber! Wozu sich in peinliche Gemütsaufregungen stürzen? Er hatte sich ja noch gerade zu rechter Zeit aus der Schlinge ziehen können!

Lolo freilich dachte anders. Sie fand es empörend, daß er sich so ängstlich und vorsichtig zurückzog. Als ob sie eine sentimentale Närrin wäre, die zu einer dummen Verlobung das Zeug hätte!

Sie mußte Schönheit um sich haben, Fülle, Ueberfluß!

Ihrem Herzen konnte sie viel leichter Zwang anthun als ihrem Geschmack, als ihrem Verlangen nach all den Herrlichkeiten, die nur in den feinsten und vornehmsten Läden zu kaufen waren.

Ihr erster Besuch nach der großen Umwälzung, die ihr Leben erfahren, galt Frau v. Villena.

Fortsetzung folgt.



Amerikanische Lynchjustiz.

Von Dr. H. M. von Kadich (Neuyork).

Zu jenen bekannt gewordenen 3130 Fällen von Lynchgerichten, die sich laut statistischer Ausweise innerhalb des Gebiets der Vereinigten Staaten von Amerika im Laufe der letzten zwanzig Jahre (von 1880 bis 1900) ereignet haben, sind im vorigen Jahr 133 hinzugekommen.

3130 bekannt gewordene, d. h. in die Oeffentlichkeit gelangte Lynchgerichte in der kurzen Spanne Zeit von nur zwei Jahrzehnten, somit 156 in jedem Kalenderjahr durchschnittlich und 133 im ersten Jahr des zwanzigsten Jahrhunderts: das sind Thatsachen, die hier zwar noch durch viel speziellere Zahlen zu belegen sein werden, jedoch schon in dieser Fassung unbedingt zum Nachdenken anregen müssen.

Zunächst scheinen sie darauf hinzuweisen, daß die Gründe für das Vorhandensein Richter Lynchs überhaupt denn doch tiefer liegen, als man in der Zivilisation im allgemeinen und in den Oststaaten Nordamerikas im besondern gewöhnlich zu glauben geneigt ist, und daher auch viel tiefer gesucht werden müssen, als einzig in jenen rein theoretischen Momenten, die man einfach in die Worte zusammenfaßt: die amerikanischen Gerichtsbehörden sind zu umständlich, zu langsam, und die Justiz drüben ist — zu unberechenbar.

Ferner läßt gerade das so oft wiederholte Auftreten der Lynchjustiz und schließlich noch viel mehr der geradezu typische Charakter ganzer Gruppen von Fällen die Annahme zu, daß man es hier mit einer Erscheinung zu thun hat, die eigentlich nicht gar zu sehr obenhin und ausschließlich von obenherab mit stehenden Redewendungen, wie „vererbter Volksbrauch", „Pöbelherrschaft", „mittelalterliche Roheit", „Blutgier des Mobs", „Mordlust", kurzweg behandelt und ebenso abgethan, sondern vielmehr gründlich auf ihren Ursprung hin geprüft werden sollte.

Gewiß kam über die Existenzberechtigung oder gar über die Notwendigkeit des „Lynchlaw", von der man im Süden sehr häufig hört, unter Menschen mit modernen Rechtsbegriffen, die sich wiederum auf festgewordene, mehr oder weniger sichere, zivile Verhältnisse im weitesten Sinn stützen, weil sie aus solchen hervorgegangen sind, kaum ein Zweifel aufkommen oder bestehn; doch liefern die schon erwähnten Thatsachen und Zahlen den Beweis, daß es eben noch andere Verhältnisse, andere Auffassungen giebt, die es möglich machen, daß Richter „Lynch" überhaupt auftreten kann, und dies nicht etwa vereinzelt oder geheimnisvoll wie die Freischöffen der mittelalterlichen Feme, sondern in gewissen Fällen sogar mehr oder minder öffentlich, selbst am hellen, lichten Tag.

Ich habe nun der Lynchfrage, der ich, wie jeder andern Aeußerung des amerikanischen Volkslebens, als vorurteilsloser Beobachter gegenüber zu stehn glaube, insofern ein theoretisches Interesse gewidmet, als ich seit nahezu neun Jahren sämtliche Fälle von Lynchgerichten, über die in der Tagespresse in den verschiedensten

Teilen des nordamerikanischen Westens berichtet wurde, sammeln ließ oder selbst sammelte, und andrerseits habe ich lange genug unter der verschiedenartigsten Bevölkerung der wilden Welt Nordamerikas gelebt, um mir einiges Vertrautsein mit der sogenannten „Volksseele" und deren Aeußerungen zumuten zu dürfen.

Auf Grund dieses mir vorliegenden statistischen und anderweitigen, unmittelbaren Beobachtungsmaterials will ich nun erst versuchen, die Frage einmal nach ihren Hauptpunkten zu zergliedern.

Wer sich die Mühe nimmt, die 133 Fälle, in denen Richter Lynch im Jahr 1901 auftrat, genau durchzugehn, wird zunächst finden, daß sich diese Zahl aus 98 Farbigen (97 Negern sowie Mulatten und bloß einem Chinesen) und 35 Weißen zusammensetzt, daß darunter vierzigmal brutalster Raubmord, fünfzigmal Sittlichkeitsverbrechen, fünfzehnmal das Niederbrennen von Farmen, wobei Menschen umkamen, und zehnmal das Vergiften von Brunnen in wasserarmen Gegenden als Ursachen des summarischen Verfahrens ersichtlich sind, und daß die weitaus größere Mehrheit aller dieser 133 Verbrechen, nämlich 115, auf dem Lande, in verhältnismäßig sehr spärlich bewohnten Gegenden, teilweise sogar in der Einsamkeit begangen wurden. Und gerade dieses Moment scheint mir von der allergrößten Wichtigkeit zu sein, weil es bei näherer Betrachtung so manchen Fall von „Lynchlaw" erklärt. Es bringt uns nämlich auf jene starren, in Fleisch und Blut übergegangenen Eigentumsbegriffe, auf jene seltsame Wertschätzung von Hab und Gut, die als solche dem Menschen, der inmitten der Zivilisation lebt, ganz unverständlich vorkommen können, in der wilden Welt jedoch maßgebend sind, um hinüberzuleiten zu jenen örtlichen Verhältnissen, denen die Ueberzeugung, daß Selbstschutz notwendig und Selbsthilfe selbstverständlich sei, entspringt.

Fast in jeder Gegend der wilden Welt Nordamerikas gilt etwas anderes als unantastbares Eigentum. Im Stromgebiet des Mississippi wird der rauheste unter den dort hausenden und thatsächlich vom Fluß lebenden „Riverboys", der am Morgen seine Fischkästen nachsieht und findet, daß über Nacht ein halbes Dutzend der delikatesten und wertvollsten Marktfische verschwunden ist, bei dieser Entdeckung kaum mehr sagen, als: „da hat eben einer, der vorüberfuhr, Hunger gehabt und sich Nahrung geholt"; aber wehe jedem, der ein Ruderboot beschädigt oder gar stiehlt! Selbst die Gerichte in den Uferstädten bestrafen den „Skiffjumper", wie man Leute dieses Zeichens nennt, regelmäßig viel höher, als hätte der Mann Tausende von Dollars entwendet, weil der Eigentümer sein Boot zum Leben notwendiger braucht als bares Geld, so weit der Strom fließt. Dem Rancher oder Cowboy auf den großen und kleinen Viehweiden des Westens wird es sehr selten darauf ankommen, mit jedem ehrlich aussehenden und offen sprechenden Fremden lagernd Mahlzeiten zu teilen, ja im Bedarfsfall selbst das nächstbeste Kalb vor den Kopf zu schießen, und der Schafhirt wird kaum darüber klagen, wenn ihm gelegentlich der eine oder andere Hammel fehlt, auch wenn er Grund hat zu der Annahme, daß dieser von nicht geladenen Gästen verspeist wurde. Aber wehe jedem, der ihnen ein Pferd stiehlt oder, nicht von Hunger getrieben, Vieh fortreibt und dadurch die Leute des einzigen Verkehrsmittels beraubt, das ihnen auf der Prärie zur Verfügung steht, beziehungsweise ihnen das nimmt, was in ihrer Arbeitswelt einzig Wert für sie hat! Der kleine Farmer im angebauten Prärieland nimmt sich selten die Mühe, jeden Abend sein Geflügel zu zählen, das am Tage unbeaufsichtigt neben der Straße draußen umherlief, und vermißt er ab und zu einmal einen Truthahn oder etliche Hühner, oder findet er am Morgen, daß jemand über Nacht von seinem Feld fünfzig Maiskolben geholt hat, um mit diesen neben der Straße die eigenen Pferde zu füttern, so wird er bei sich selbst höchst wahrscheinlich meinen, daß es ein altes Suppenhuhn auch gethan hätte und daß für zwei Pferde auch dreißig Kolben hinreichend gewesen wären, sonst aber wird er keinen Schritt machen, um den Geflügelfreund oder die Radspuren des andern zu verfolgen. Doch wehe jedem, der ihm den Brunnen verunreinigt, der vielleicht auf Quadratmeilen das einzige Wasser enthält, oder auf seinem Land ein Riesenfeuer anzündet, ohne ihn um die Erlaubnis zu fragen, ohne sich um das summende, trockene Präriegras, um die Nähe von Strohmieten, Heuschobern, Häusern, sowie um die Windrichtung weiter zu kümmern, und durch seine Angriffe sein und seiner Familie Leben gefährdet. Am allerdrastischten ausgedrückt findet man diese gewiß eigenartige Auffassung persönlichen Eigentums in den Urwaldgebieten des Nordwestens, in denen es gar nicht weiter auffällt, wenn ein vollständig eingerichtetes, ausgerüstetes und verproviantiertes Kamp für einen und selbst für mehrere Tage nicht zugesperrt verlassen wird. Es geschieht dies nicht etwa deshalb, weil sich der Besitzer des Blockhauses oder die Mannschaft, die es gewöhnlich bewohnt, sagen: „Wer einbrechen will, der thut das doch und schlägt uns noch dazu die Vorhängeschlösser ab," sondern aus einem ganz andern Grund, und dieser ist, wie ich auf meinen Kreuz- und Querfahrten häufig zu sehn Gelegenheit hatte, regelmäßig auf einem Stück Papier oder auf einer Holztafel, die außen an der Thür befestigt ist, angegeben und drückt in lapidaren Schriftzeichen ungefähr Folgendes aus: „Tritt ungeniert ein, Fremder, und mache dir's bequem, so gut du kannst, aber verdammt sei der Mann, der eine Kleinigkeit stiehlt!" Beides ist wortwörtlich zu nehmen: die Einladung sowohl, wie die Warnung; erstere ist herzlich gut gemeint, denn sie fordert den Mann auf, von den Proviantvorräten dasjenige und von jeglichem so viel zu nehmen, als er zu seiner Mahlzeit notwendig zu brauchen glaubt. Er mag sich ruhig die neusten Wolldecken, die bestgefüllten Hafersäcke als Kissen zusammentragen und so lange hier rasten, als ein müde gewordener Mann in dieser Waldwelt Ruhe sowie Schlaf überhaupt benötigt. Das alles ist ihm herzlich gern gegönnt. Aber wehe jedem, der diese Gutthaten und dieses eigentlich ungemessene Vertrauen in irgendeiner Weise mißbraucht; sei es, daß er beim Weggehn das Feuer nicht ausmacht und daß die Zurückkehrenden statt der Heimstätte in der Wildnis einen rauchenden Holzkohlenhaufen vorfinden, in dem alles begraben liegt, was seit Jahren ihr Denken und Streben beschäftigt, ihre Welt gebildet hat, sei es, daß er böswilligerweise Einrichtungsstücke zerschlägt oder sonst beschädigt (es giebt, so seltsam das auch klingen mag, auch so geartete Menschen), oder aber gar seine Wanderung fortsetzt und etwas mitnimmt, das ihm nicht gehört. Immer und überall giebt es in derartigen Fällen bloß drei Worte, das sind jene, die an der Thür angeschrieben stehn und lauten: „Verdammt sei der Mann!" Einem solchen Mann winkt nur äußerst selten die Aussicht, auf den wenigen Straßen, die ihm der Busch bietet, weit zu kommen, denn er wird augenblicklich „getrackt" und verfolgt werden, selbst wenn es sich

bloß um eine neue Holzart oder eine neue Säge handelt, die er mitnimmt und die in der nächsten Stadt vielleicht schon um fünf Dollars zu kaufen ist. — Und was dann?

Angenommen, sie haben den Mann erwischt, der ihr Vertrauen so oder anders mißbraucht und ihnen das zur Arbeit gehörige Handwerkszeug, das zum Leben nötige Material oder Gerät gestohlen hat. Zum nächstgelegenen Städtchen, zum nächsten Gerichtssitz sind vielleicht nur fünfzig englische Meilen, das bedeutet für sie aber zwei volle Tage Fußmarsch bei gutem, wenigstens drei bei schlechtem Wetter und ebenso viele zurück, macht allein für den Weg eine volle Woche Arbeits-, d. h. Geldverlust, darüber ist sich jeder sofort klar. Der Gedanke an weitere Umständlichkeiten, wie: Gerichtsprozeduren, Vernehmungen, Zeugenaussagen u. s. w. braucht im Augenblick gar nicht einmal aufzutauchen, er wird sich sogar nur sehr selten äußern; stellt er sich dann aber ein, so sagen sich die Leute: was weiß denn der Richter in der Stadt, was der Advokat davon, was eine Axt oder eine Säge draußen im Busch wert sind, wie viel beide gerade jetzt für uns bedeuten. Das wäre jedoch schon der höchste Grad wohlerzogener, zivilisierter Ueberlegung, bis zu dem sie sich bei derlei Anlässen versteigen, auf den zu kommen sie sich die Zeit nehmen, wofern sie überhaupt so weit denken. In der Regel wird der gesunde Menschenverstand diesen einfachen, in der Wildnis hartgewordenen Leuten sagen: hat sich der Mann heute hier sattgegessen und ausgeschlafen und obendrein noch dazu gestohlen, so thut er das morgen wo anders, und das muß ihm ausgetrieben werden. Also: „auspeitschen und seiner Wege gehn lassen“, oder „teeren und federn“, wenn das Material dazu gerade bei der Hand ist, dann stiehlt dieses Opfer der Volksjustiz in dieser Gegend gewiß nicht mehr.

Das ist die rein menschliche Auffassung in der wilden Welt Nordamerikas, das der gewöhnliche Verlauf solcher Begebenheiten. Man braucht nur noch anzunehmen, daß der Flüchtling, durch die Verfolgung noch desperater geworden, sich nicht fangen und namentlich nicht körperlich züchtigen lassen will, eine Waffe bei sich trägt, sich der Festnahme widersetzt und einen seiner Verfolger dabei totschießt oder verwundet: die unbedingte Folge davon wird sein, daß er früher oder später überwältigt wird und auch auf dem Platz bleibt, durch mehrere Kugeln fällt oder — am nächsten Baum aufgeknüpft wird; aber in erster Linie nicht als ein „Opfer des Rassenhasses“, auch nicht als ein solches der „unzulänglichen, unberechenbaren Justiz“ oder „des Blutdurstes der Menge“, sondern zu allererst als ein Opfer der in solchen Gebieten herrschenden Verhältnisse, Rechtsauffassungen und Eigentumsbegriffe, die den Menschen in der Zivilisation zwar unverständlich erscheinen müssen, aber doch bestehen und bestehen werden, so lange es irgendwo noch eine — „wilde Welt“ giebt, in der Menschen wohnen, die etwas besitzen, das hart erworbene Eigentum hochhalten und auf oder mit diesem ehrlich ums Dasein kämpfen.

Dort wird sich dieser eine nach selbst miterlebten Begebenheiten geschilderte Fall allerorts mutatis mutandis, sofern das Objekt des Angriffs oder die Ursache in Betracht kommt, mehr oder weniger gleich abspielen: in den Farmergegenden und in den Weidegebieten des Westens, im Gebiet des großen Stromes, in den Weißföhrenregionen, wie in den „Mining-Camps“; er kann den Weißen ebensogut und schnell betreffen, wie den Neger oder Indianer. Das beweisen die statistischen Belege.

Wegen Brandstiftung auf Farmen und Heimstätten, wegen Straßenraub oder Diebstahl, teilweise verbunden mit brutalem Mord, sind 1898 — so weit bekannt geworden — 27 Menschen, darunter 14 Weiße, der summarischen Volksjustiz zum Opfer gefallen, 1899: 31 von 108: 16 Weiße, 13 Neger, 1 Vollblutindianer, sowie 1 Mischling; für das Jahr 1900 wird der fleißigste Statistiker genauere hierher gehörige Zahlen kaum zu ermitteln imstande sein, weil es schwerlich jemals festzustellen sein wird, wie viel Personen, Schwarze und Weiße, während der Unglückstage in Galveston kurzerhand durch das Volk abgethan wurden — und im abgelaufenen Jahr (1901) erlitten der obengenannten Verbrechen wegen 60 Individuen — darunter 20 Weiße — den Tod durch „Richter Lynch“. An dieser Stelle ist jedoch ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß es sich hier naturgemäß nur um bekannt gewordene Fälle, d. h. um solche handelt, die der Tagespresse mitgeteilt und von dieser gewissenhaft registriert wurden, während andrerseits darauf hinzuweisen ist, daß im großen Westen heute noch alljährlich so mancher Pferde- oder Viehdieb, bezw. Brandstifter kurzerhand aufgeknüpft wird, ohne daß man etwas in der nächsten Stadt oder in der nächsten Zeitungsredaktion erfährt, entweder, weil die Stadt zu weit vom Schauplatz der That entfernt lag oder aber weil beide Parteien die triftigsten Gründe zum Stillschweigen hatten.

Lassen nun die bisher erwähnten „lynchgerichtlich“ Abgeurteilten eine große Verschiedenheit in der Art der von ihnen begangenen Verbrechen erkennen, und verschiebt sich dieses Charakterbild naturgemäß von Jahr zu Jahr je nach der Zusammensetzung der einwandernden Bevölkerung, so weist das Verzeichnis der von den gelynchten Negern begangenen Unthaten im Jahr 1901 eine vollständige Uebereinstimmung im Charakter der letzteren auf; 48 verfielen Richter Lynch wegen versuchter und meistens auch gelungener Angriffe auf weiße Frauen, 32 wurden wegen offenkundigen Mordes abgethan, und in 17 Fällen wird die Ursache der Lyncherei als unbekannt angegeben. In keinem einzigen der mir vorliegenden Ausweise seit 1893 ereigneten sich die brutalen Angriffe seitens schwarzer Unholde mit einer so grauenhaften Regelmäßigkeit wie im verflossenen Jahr, aber noch nie wurden derartige Unthaten auch in einer so schrecklichen Weise bisher gerügt, wie dies 1901 geschah. Man braucht sich bloß an Fälle zu erinnern, wie an den des Farbigen Alexander, der am 15. Januar v. J. in Leavensworth-Cansas der Sheriffsmannschaft entrissen und im Beisein von 8000 Personen öffentlich auf dem Marktplatz verbrannt wurde, an jenen des Negers John Henderson, dem am 13. März in Corsicana-Texas dasselbe Schicksal widerfuhr, oder schließlich an den des Farbigen Fred Rochelle, der am 29. Mai in Bartow-Florida ebenfalls öffentlich am Pfahl verbrannt wurde, ohne daß die Behörden Anstalten getroffen hätten, um ein derart grausiges Lynchgericht zu verhindern.

Wie ist es nur möglich, wird man fragen, daß sich an der Verfolgung und Exekution eines solchen Negers nicht bloß alles beteiligt, was man mit Mob bezeichnen könnte, sondern kurz gesagt die ganze Bevölkerung der Stadt oder des Städtchens, unter der sich die leitenden Persönlichkeiten befinden, die in der Gegend überall bekannt sind und in ihrem Leben eine hervorragende Rolle spielen? Woher kommt es, daß nahezu sämtliche Lynchereien — selbst Weißer — die, wenn man sie einfach als Verbrechen auffaßt, als Morde qualifiziert, doch auf das Schwerste zu ahnden wären, gänzlich unbe-

straft bleiben, daß man darüber glatt zur Tagesordnung hinweggeht, trotzdem man die Thäter sehr häufig ganz genau kennt? Worin liegt der Grund, daß sich nach einem Lynchgericht farbigen Verbrechern gegenüber weder in der betreffenden Grafschaft, noch im ganzen großen Staat Behörden finden lassen, die man zur Erhebung einer Anklage oder auch zur Einleitung eines Untersuchungsverfahrens bestimmen könnte, daß der Wahrspruch der Untersuchungsjury in der Regel sehr vielsagend dahin lautet: der Mann hat so und so geheißen, hat das und das begangen und seinen Tod durch die Hände unbekannter Personen gefunden? Wie und wodurch sind bloß alle die hier aufgeführten Momente nach jedem Lynchgericht zu erklären, und wie werden jene auffallenden Erscheinungen überhaupt möglich, die so manchen Fall von „Lynchlaw“ einleiten und für die Mehrzahl derselben gradezu typisch sind? Hierzu rechne ich schon das Eindringen in ein festgebautes, sowie gutbewachtes Gefängnis, das Ueberwältigen der Sheriffsmannschaften, das Erhalten sowohl der Zellenschlüssel, wie die Angabe der richtigen Zellennummer, endlich das Herausholen und Fortschaffen des Gefangenen. Das alles betrifft doch Aktionen, die einen äußerst gewaltsamen Anstrich haben; es setzt Vorbereitungen voraus, es schließt Vorgänge ein, die bedrohlich, sowie tumultuös im höchsten Grad aussehen und doch in den meisten Fällen so glatt, so ruhig, ohne einen Schuß, ohne daß die Bürgerschaft außergewöhnlich alarmiert oder behelligt wird, ablaufen.

Wer löst diese Widersprüche? Wer hat den Mut, sie zu erklären? . . Die Thatsachen liegen vor, sie sind nicht wegzuleugnen und durch theoretische Phrasen oder abstrakte Abhandlungen weder zu bekämpfen, noch zu ändern!

Beobachtet und studiert sollte die ganze so heikle Lynchfrage werden, wenn auch nur auf Grund jenes Materials von 1000 Fällen, die sich im letzten Jahrzehnt in den verschiedenen Staaten ereignet haben und sich daher in allen Einzelheiten verfolgen lassen; streng objektiv beobachtet und kritisch gesichtet von Berufenen und zwar nach jeder Richtung hin: nach der rein menschlichen ebenso, wie nach der praktisch-wissenschaftlichen. Einzig dadurch können im Laufe der Zeit Mittel und Wege gefunden werden, die das „Lynchlaw“ von selbst verschwinden machen.



Das erlösende Wort.

Skizze von **Berthold Kuhnert.**

Der Herr Major und der Herr Oberstabsarzt waren seit ihrer Verabschiedung unzertrennliche Freunde geworden. Jeden Mittag Punkt zwölf Uhr trafen sie sich — der eine von Norden, der andere von Süden kommend — vor dem Café Bauer, gingen eine halbe Stunde auf und ab, bis die Wachtparade vorüber war, und bogen dann, ohne ein Wort zu sprechen, in die nächste Querstraße ein, um in einer alten, gemütlichen Weinstube zu verschwinden.

Dort saßen sie nun — je nach dem. Jedenfalls konnte sich nie ein Mitglied des runden Tisches rühmen, länger ausgehalten zu haben, als sie. Sie waren stets die letzten, die die Fahne der Wissenschaft hoch und in Ehren hielten. Mit geröteten Köpfen verließen sie als Sieger die Stätte ihrer Thätigkeit Arm in Arm, um jedoch schon an der nächsten Ecke sich wortlos die Hand zu drücken, der eine nach rechts, der andere nach links verschwindend.

Der Major war mit diesem Lebenswandel durchaus zufrieden. Er erfüllte ihn mit militärischer Pünktlichkeit und Gründlichkeit und dachte nicht weiter über ihn nach. In dem Doktor dagegen regte sich zuweilen noch der Stolz des alten Wissenschaftlers. Als sie einmal wieder beide als die letzten Säulen sich gegenübersaßen und an ihrem guten, alten Rüdesheimer kauten, da begann der Doktor plötzlich: „Wissen Sie was, Major? Wir beiden alten Kerls sollten uns doch eigentlich schämen.“

Der Major rührte sich kaum und fragte nur lässig mit müder Zunge: „Weshalb denn?“

„Wir sollten doch beide eigentlich noch etwas für das Vaterland und die Menschheit leisten.“

„Wollen Sie sich verheiraten?“ fragte der Major gelassen.

„Wäre auch nicht schlecht, aber daran habe ich eben nicht gedacht.“

„Woran haben Sie denn gedacht? Gehen Sie doch nicht wie die Katze um den heißen Brei!“

„Sehen Sie mal, Sie sind doch ein tüchtiger und schneidiger Offizier gewesen, in allen Sätteln wohlbeschlagen. Ich — mein Gott, ich habe auch einmal zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Trotzdem aber — sollten wir beide denn wirklich schon für die Welt abgeschlossen haben? Und kein anderes Ziel mehr kennen, als uns täglich zu betrinken?“

„Ich betrinke mich nie.“

„Lieber Major, zu weit davon entfernt —“

„Jedenfalls haben Sie mich doch noch nie betrunken gesehn.“

„Ich möchte das doch —“

„Niemals, sage ich Ihnen. Denn erstens kommt es nicht vor, und zweitens können Sie doch viel weniger vertragen als ich. Was aber meinen Beruf anbetrifft, so habe ich dreißig Jahre meinem Kaiser und König mit Leib und Seele gedient. Ich hätte ihm auch

gedient bis zum letzten Atemzug, als Oberst, als General, sogar als Kommandierender. Eines schönen Tags aber war ich abgesägt. Schwamm drüber! Wollen wir einmal annehmen, daß die andern so viel klüger und strammer waren. Was soll ich denn aber jetzt anfangen? Ich danke meinem Schöpfer, daß ich mit meiner Pension und meinem kleinen Erbteil auskomme und auf meine alten Tage nicht nötig habe, als Schnorrer durch die Welt zu laufen. Sie aber — Doktor, Sie waren ja stets ein herzensguter Kerl, aber von der Medizin haben Sie doch nie zu viel verstanden. Wenn unsere braven Pommern nicht so kerngesund gewesen wären — weiß Gott, an Ihnen hat es nicht gelegen, daß sie dick und fett und vor allem lebendig nach Hause kamen. Wollen Sie jetzt noch Menschenmörder werden? Hüten Sie sich: die hiesige Bevölkerung ist lange nicht so widerstandsfähig."

„Lieber Major —"

„Sie sind heute in einer griesgrämigen Jammerstimmung. Ueberlegen Sie sich die Sache heute abend oder morgen vormittag noch einmal gründlich, und reden Sie nie wieder davon. — Fritz! Noch eine Rüdesheimer!"

Es trat eine lange Pause ein, nur durch das Knallen des herausgezogenen Pfropfens unterbrochen. Endlich fing der Oberstabsarzt wieder an: „Außerdem ist es auch nicht gesund."

„Aha! Siehst du aus diesem Loch! Haben wohl auch etwas von Antialkohol gelesen?"

„Gar nichts habe ich gelesen."

„Hätte mich auch sehr gewundert. Wie kommen Sie denn aber darauf?"

„Wie ich darauf komme? Da brauche ich mir doch nur Ihr Gesicht und Ihren roten Nacken anzusehn, um mir zu sagen, der Mann macht das nicht mehr lange mit. Und das thut mir leid! Um Ihretwillen und um meinetwillen."

Jetzt schlug der Major aber mit der Hand auf den Tisch: „Schockschwerenot! Sind Sie denn des Teufels? Sich mit solchen lächerlichen Gedanken zu plagen! Was fällt Ihnen denn überhaupt ein? Und wenn Sie denken, Sie könnten mich bange machen, da irren Sie sich ganz gewaltig! Zehn Jahre garantiere ich Ihnen mindestens noch."

„Keine zehn Monate."

Jetzt lehnte sich der Major doch fassungslos gegen die Lehne des Stuhls und sah, ohne ein Wort hervorzubringen, zu dem Doktor hinüber, der in unerschütterlicher Ruhe ihm gegenüber saß und mit absolutester Sicherheit noch einmal langsam wiederholte: „Keine zehn Monate mehr, wenn Sie so fortleben."

„Aber leben Sie denn nicht genau ebenso wie ich?"

„Glauben Sie etwa, daß mir das gut bekommt? Ich habe neulich auch bei mir Inventur gemacht: vierzehn Monate. Keinen Tag länger."

„Aber, Doktor, das ist ja einfach schrecklich!"

„Ist es auch. Und deshalb hatte ich mir vorgenommen, heute mit Ihnen zu sprechen. Wenn Sie aber nicht hören wollen —"

„Sprechen Sie!"

Und der Doktor sprach, sprach lange und eindringlich, bis sie beide ganz windelweich waren und sich gegenseitig das Ehrenwort gaben, niemals wieder mehr als einen Schoppen leichten Mosels zum Frühschoppen zu trinken. Die frei werdende Zeit am Nachmittag sollte künftig zu Spaziergängen in freier Luft, zum Besuch von Museen und zu andern idealen Zwecken benutzt werden.

Nur eine Bedingung hatte der Major gemacht: bei besonderen Gelegenheiten müsse ein angemessener, kräftiger Schluck erlaubt sein. Wie hätte man sich sonst zum Beispiel an Kaisers Geburtstag benehmen sollen? Bei dem üblichen Schoppen Surius? Nein! Einer solchen Majestätsbeleidigung wäre der Major nicht fähig gewesen.

Nach einigem Zaudern hatte der Doktor schließlich eingestimmt, und beide hatten zum Schluß eine extragute Henkersflasche zur Besiegelung ihres Gelöbnisses geleert.

Dann waren beide in gehobener Stimmung nach Hause gependelt.

Am nächsten Tage hatte man sich wie gewöhnlich getroffen, sich über die aufziehenden strammen Elisabether gefreut und war dann wortlos wie immer den gewohnten Gang die kleine Treppe hinauf in das alte, verräucherte Lokal gegangen.

Beide richteten sich ängstlich mit ihrem Schoppen ein. Als er trotz aller Mäßigkeit endlich doch zur Neige gekommen war, hatte sich der Major zufällig einen Augenblick entfernt, und als er nach wenigen Minuten zurückkehrte, brachte der schmunzelnde Fritz ihm eine bessere Flasche Geisenheimer mit zwei Gläsern nach.

„Aber Herr Major," fuhr der Doktor auf. „Sie haben mir Ihr Ehrenwort gegeben —"

„Lieber Doktor! Darauf hätten Sie mich nicht aufmerksam zu machen brauchen. Das vergißt ein alter Soldat nicht so leicht. Aber wissen Sie denn nicht? Heut ist doch der 27. September! Nun? Wird es hell im Kopf? Immer noch nicht? — Kapitulation von Straßburg! Und daran habe ich auch mein bescheiden Teil mitgewirkt. Ich denke, das muß doch gefeiert werden. Ist das keine besondere Gelegenheit?"

Der Doktor wagte nicht zu widersprechen. Man trank wie üblich.

Am nächsten Tage erschien Fritz mit einer Flasche Johannisberger. „Aber Herr Major —"

„Ich hoffe, Sie werden mich nicht noch einmal an Selbstverständliches zu erinnern wagen. Heute ist der Jahrestag der Einweihung des Niederwalddenkmals, bei der, wie Sie wohl wissen, unser alter Kaiser einem bübischen Attentat glücklich entging. Ist das nicht eines Freudenschluckes wert?"

Der Doktor fügte sich und trank.

Am nächsten Tage war der erste Habsburger auf den deutschen Kaiserthron gestiegen.

„Bei unsern intimen Beziehungen zu Oesterreich — ich dächte doch —"

Am 30. September war Antanarivo von den Franzosen erobert worden.

„Wenn es auch die Franzosen waren — es war eine That der Waffen! Also —!"

Am nächsten Tag war der Gründungstag der Universität Heidelberg.

„Doktor, das ist was für Sie! Ich schließe mich gern an. Mars und Apoll waren immer Freunde."

Der Doktor gab seinen Widerstand allmählich auf. Der Major aber verschmähte es bald, täglich vom Tisch aufzustehen und nach dem Kalender zu sehen. Ihm wurde vom aufmerksamen Fritz jetzt gleich zu Beginn des Frühschoppens das abgerissene Blatt des Tags auf einem Teller überreicht.

So feierte man nach der Reihe die Begegnung Goethes mit Napoleon, den Geburtstag der Duse, die Unabhängigkeitserklärung von Belgien, die erste Besteigung des Kilimandscharo, den Tod des russischen Altertumforschers Alexander Nikolajewitsch Afanasjew, den Seesieg bei Lepanto und so weiter.

Und wirklich! Durch diese Feiern war ein höherer Schwung in die Tafelrunde gekommen. Man hatte doch jetzt einen Zweck! Man trank nicht sinnlos, um zu trinken, sondern man begeisterte sich für große Thaten, für bedeutende Männer, für Triumphe der Menschheit. Der ganze Frühschoppen schien veredelt, gehoben, dem gemeinen Zweck des Genusses entrückt. Nach kurzer Zeit schon begriffen die beiden nicht, wie sie früher so gedankenlos hatten dahinleben können.

Seinen nie recht ernstlichen Widerstand gegen das Trinken gab der Doktor vollständig auf. Die Sache hatte ja jetzt System, war zweckvoll geordnet, so daß höheres wissenschaftliches Bewußtsein einen Anstoß daran nicht zu nehmen brauchte.

Es war am 13. Oktober. Am Tage vorher hatte man die Entdeckung von Amerika gründlich gefeiert. Zur gewohnten Stunde betraten die Unzertrennlichen ihr Stammlokal. Langsam wurden die Ueberzieher ausgezogen, ein kräftiger Schluck von dem bereitstehenden Schoppen Moselwein genommen, und dann griff der Major nach dem Tageszettel, der ihm in angemessener Haltung von dem niemals lässigen Fritz gereicht wurde, neugierig, welche Genüsse ihm heute wohl bevorstünden.

Aber was war das? Auf dem Kalender war ja nichts verzeichnet! Nicht die kleinste Schlacht, der unbedeutendste Geburtstag, die gleichgiltigste Begebenheit! Der Major drehte den Zettel hin und her, auf diese und jene Seite; er hielt ihn gegen das Licht, er gab ihn dem Doktor zur Prüfung. Es war und blieb nichts daran zu ändern. Dieser Tag war kein Erinnerungstag.

„Natürlich der Dreizehnte! Ich hatte es ja geahnt, daß heut ein Unglück kommen mußte."

Eine tiefe Stille trat ein, in der die beiden ihre Schoppen leerten. Immer mehr neigte sich der Wein seinem Ende zu, immer unheimlicher wurde es. Kalter Schweiß trat dem Major auf die Stirn.

Fritz aber, der unbegreiflicherweise von dem Unstern, der heute über dem runden Tisch schwebte, nichts gemerkt hatte, brachte, ohne eine Bestellung abzuwarten, eine Flasche Scharlachberger, der heute an der Reihe war.

Da stand sie nun, die schlanke, hohe Flasche mit den bauchigen Römern, so einladend und appetitlich wie nur irgendmöglich und verbreitete aus ihrem Innern einen milden, edlen Duft, der durch das Zimmer schwebte.

Der Major war am Ende seiner Kraft.

„Doktorchen, was sollen wir machen? Sie ist aufgezogen! Und haben wir sie nicht verdient? Seit vierzehn Tagen sind wir jetzt getreu unserm Wort solide. Wollen wir heute einmal leichtsinnig sein?"

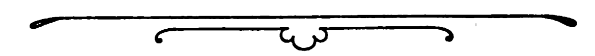
Das erlösende Wort war gefunden. Nassen Auges sah der Doktor auf seinen alten Kameraden. „Bravo, Major! Aus uns wird ja doch nichts mehr! Geben wir uns unser Wort zurück: seien wir leichtsinnig!"

Und so geschah es.

Nach zehn Monaten lachte der Major den Doktor noch einmal aus vollem Halse aus: „Wer weiß aber, was aus mir geworden wäre, wenn ich damals nicht das erlösende Wort gefunden hätte. Vielleicht hätte dann der alte Armeerevolver von 1870 doch noch einmal schießen müssen."

„Machen Sie nicht solche blutigen Späße! Was hätte denn da aus mir werden sollen?"

„Hätten ja nachkommen können. Jeder auf seine Art: ich mit der alten Schlachtenbüchse und Sie — Sie hätten es ja noch bequemer gehabt. Sie hätten sich ja nur zu behandeln brauchen. Erfolg garantiert. Exitus letalis. Heißt es nicht so? — Doktorchen, Doktorchen! Ein Segen für die Menschheit, daß Sie nicht gegen sie losgelassen worden sind! Was hätten Sie alles für Unheil anrichten können!"



Die Vorschußgenossenschaften.

Volkswirtschaftliche Studie von Oekonomierat Plehn.

In den meisten Zweigen geschäftlicher Thätigkeit strebt man den Zusammenschluß der Kräfte an, denn der Einzelne vermag in dem Kampf ums Dasein die entgegenstehenden Schwierigkeiten kaum zu überwinden. Diese Bestrebungen sind so alt wie die menschliche Kultur. Mark- und Gaugenossenschaften sind aus der Urgeschichte der Germanen bekannt, erstere, um die Grenzen gegen äußere Feinde zu schirmen, letztere, um die Verwaltung der gemeinsamen Ackernutzung u. s. w. in den einzelnen Stämmen oder Gemeinden zu besorgen. Die Gemeinden vergrößerten sich, es entstanden Städte, die bei größerem Wachstum kompliziertere Verwaltungsorgane schaffen mußten, untereinander sich verbündeten und so die größte aller Genossenschaften, die Hansa, schufen. In den Städten traten die Vertreter einzelner Erwerbszweige zu Innungen zusammen, dann entstanden

Vereinigungen zur Förderung bestimmter Zwecke, Handelsgesellschaften und Genossenschaften im modernen Sinn. Als Beispiel einer großartigen Kreditgenossenschaft sei die von Friedrich dem Großen begründete Landschaft erwähnt, in der die Gesamtheit der Rittergüter in den einzelnen Provinzen für gegebene Darlehen haften.

Nicht immer ist es leicht gewesen, die richtige Form für solche Bestrebungen zu finden. Die Zeit schafft ihre Männer, und wenn der richtige Mann zur rechten Zeit in die Erscheinung tritt und sieht, worin es seinem Volk fehlt, da findet er den Weg, Gutes und Großes zu leisten. Solch ein Mann war Hermann Schulze, 1808 in Delitzsch geboren, als Schulze-Delitzsch in weitesten Kreisen bekannt, 1883 gestorben. Er war Richter in der Provinz Posen, legte aus politischen Gründen 1850 sein Amt nieder und zog in seine Vaterstadt. In jener Zeit wurde eine außerordentlich große Umwälzung in dem Gebiet der deutschen Arbeit durch die Einführung der Dampfkraft hervorgerufen. Die durch sie bewegten Maschinen bewirkten riesige Leistungen und arbeiteten mit größerer Sicherheit als Menschenkräfte; unzählige fleißige Hände wurden brotlos, und es fehlte ihnen an der Möglichkeit, aus eigener Kraft ihren Lebensbedarf zu verdienen. Es fehlte an einer Werkstätte, an Werkzeugen, Rohmaterial und vor allem, woraus diese Bedürfnisse hätten befriedigt werden können, an Kredit. Diesen gab es damals nur gegen Verpfändung eines Wertgegenstandes, der dem Darleiher Sicherheit bot, falls das Geld nicht zurückgezahlt wurde.

Schulze setzte an die Stelle der mangelnden Wertgegenstände ideale Güter, die beliehen werden sollten: Arbeitslust, Arbeitskraft und moralische Zuverlässigkeit. Es war eine ganz neue Idee, ungläubig schüttelten die Mitbürger die Köpfe über den „sonderbaren Schwärmer", und dennoch ist die Idee zur That geworden und hat reichen Segen verbreitet.

Schulze begründete 1850 in Delitzsch den ersten Vorschußverein, der den mittellosen Arbeitern Kredit schaffen sollte. Er gewann für das Unternehmen einige wohlhabende Bürger, die durch eine Einlage den Grundstock des Vereinsvermögens bildeten. Diese Namen vertrauenswerter Männer lockten bald kreditsuchende Handwerker, Arbeiter u. s. w. heran. Jeder mußte einen kleinen Beitrag zahlen, was auch ratenweise in ganz kleinen Summen geschehen konnte, so daß kaum jemand wegen Armut ausgeschlossen wurde. Der Verein wurde in folgender Weise organisiert: sämtliche Mitglieder bildeten die Generalversammlung, diese wählte zur Geschäftsführung einen Vorstand, zur Kontrolle des Vorstandes einen Aufsichtsrat. Alle Mitglieder hafteten nach dem Handelsrecht solidarisch mit ihrem ganzen Vermögen für die Verpflichtungen des Vereins.

Anträge auf Gewährung von Darlehen wurden von dem Vorstand geprüft. Erwies der Darlehnssucher sich als zuverlässiger Mann, so wurde ihm das Darlehn gegeben, immer nur gegen Wechsel mit drei Unterschriften auf drei Monate, aber mit Aussicht auf Prolongation bei kleinen Abzahlungen. Die Bürgen, die ihre Unterschriften hergeben wollten, wurden natürlich ebenfalls auf ihre Zuverlässigkeit geprüft. Oft genug besaßen alle drei nicht so viel, daß sie zusammen das Darlehn hätten zurückzahlen können. Es wurden eben, wie gesagt, die idealen Güter Arbeitskraft, Arbeitslust und Zuverlässigkeit beliehen. Der Darlehnsnehmer konnte sterben, durch Krankheit am Erwerb verhindert werden, sich ein liederliches Leben angewöhnen und dadurch zahlungsunfähig werden — dann mußten die Bürgen eintreten. Diesen konnte das Gleiche geschehen, dann mußte der Ausfall durch das Vereinsvermögen gedeckt werden und, wenn dies nicht ausreichte, wurde das Vermögen der Mitglieder angegriffen. Alle Gegner Schulzes — und welcher Neuerer hätte deren nicht? — sagten baldigen Untergang des Unternehmens voraus. Sie haben sich getäuscht. Die als gefährlich verschriene Solidarhaft hat sich gerade als Schutz bewährt. Weil sie jedes Mitglied mit Verlust bedroht, ist der Vorstand aufs äußerste bemüht, sich über die Persönlichkeiten des Darlehnnehmers und der Bürgen zu unterrichten. Unglücksfälle sind ja nie zu vermeiden, aber Verluste, die durch moralische Mängel entstanden wären, sind außerordentlich selten gewesen. Der vielfach angezweifelte Gedanke hat sich glänzend bewährt. Das Beispiel fand Nachfolge, der von Schulze begründete Verband der deutschen Wirtschafts- und Erwerbsgenossenschaften zählt über tausend Vorschußvereine, an Darlehen werden jährlich rund zwei Milliarden Mark gegeben, in einem der letzten Jahre durchschnittlich in Posten von 383 Mark, woraus hervorgeht, daß die ursprüngliche Absicht, gerade den ärmeren Leuten zu helfen, glänzend erreicht ist.

Durch diese Erfolge aber war nur der erste Schritt gethan. Jetzt zeigte sich Schulzes Organisationstalent in vollstem Glanz. Der kleine Handwerker konnte nun mit dem geliehenen Geld Werkzeuge und Materialien anschaffen, mußte aber die letzteren in kleinen Mengen einkaufen und verhältnismäßig sehr teuer bezahlen. Schulze begründete Rohstoffgenossenschaften, durch die die zum Geschäftsbetrieb nötigen Materialien in größeren Mengen, in Eisenbahnwagenladungen, billiger bezogen werden konnten. Solche Genossenschaften traten zu Verbänden zusammen, diese mieteten z. B. ein Schiff, das aus Amerika Häute herüberbrachte, so daß die Schuhmacher in kleinen Betrieben das Leder billiger erhielten, als es der Großhandel liefern konnte.

Immer weitere Bedürfnisse traten hervor. Durch Magazingenossenschaften wurden gemeinsame Verkaufsstellen, durch Produktivgenossenschaften gemeinsame Werkstellen dargeboten, die alle bedeutende Ersparnisse im Vergleich zum Einzelbetrieb möglich machten. Dann wurden unter der Bezeichnung „Werkgenossenschaften" Vereinigungen zu andern Zwecken ins Leben gerufen, wie Baugenossenschaften, Genossenschaftsbäckereien, Sauerkrautfabriken und andere.

Endlich sorgte Schulze für billige Volksernährung durch die Konsumvereine. Dies war ein sehr schwieriges Geschäft, weil es sich um Waren handelte, die leicht dem Verderben ausgesetzt sind. Viele Vereine haben die Schwierigkeiten nicht überwinden können und sind eingegangen, andere blühen. Das Sparsystem ist zum Teil so organisiert, daß Marken für eine Mark abgegeben werden, für die der Inhaber Waren für 1,10 Mark kaufen kann, also dabei 10 Prozent gewinnt — teils so, daß die Waren zu Tagespreisen verkauft werden und den Mitgliedern am Jahresschluß im Verhältnis zu ihrem Einkauf eine Dividende ausgezahlt wird.

Was die Aerzte sagen.

Kakao als Nahrungs- und Genußmittel.

Die Genußmittel zerfallen in zwei große Gruppen, in alkoholische und nichtalkoholische, aber das Bestreben der Hygieniker geht schon lange dahin, den Verbrauch der alkoholischen Getränke zu Gunsten der nichtalkoholischen einzuschränken. Man mag darüber denken, wie man will, Thatsache bleibt, daß der Alkohol neben der Tuberkulose bei uns die meisten Opfer fordert. Als nichtalkoholische Genußmittel kommen für europäische Verhältnisse nur Kaffee, Thee und Kakao in Betracht. Während der Kaffee sich schon im 18. Jahrhundert in Deutschland eingebürgert hatte, waren Kakao und Thee selbst noch vor 50 Jahren einem großen Theil des Volkes ganz unbekannte Dinge. Im Jahr 1840 betrug der durchschnittliche jährliche Verbrauch an Kakao, auf den Kopf der Bevölkerung berechnet, 10 Gramm, im Jahr 1899 270 Gramm. Dieses außerordentlich auffällige Ansteigen des Verbrauchs ist neben dem Wohlgeschmack und der vielseitigen Verwendbarkeit des Kakaos hauptsächlich der Erkenntnis zuzuschreiben, welche eminente Bedeutung der Kakao zugleich als Nahrungsmittel hat.

Die Natur hat in den Kakaobohnen die sämtlichen Nährstoffe, die für die Ernährung des Menschen in Betracht kommen, einschließlich der für den osmotischen Druck in den Blutgefäßen so wichtigen Nährsalze vereinigt. Das Fett macht allein über die Hälfte aller Bestandteile aus; außerdem wird die Wirkung der Kakaogerbsäure, die für die peptische Verdauung des Magens von großer Bedeutung ist, im Darm aber leicht Verstopfung herbeiführen könnte, zum Teil paralysiert. Nun sind aber größere Quantitäten Fett nicht jedem Organismus zuträglich, ja oft wirken sie unangenehm störend, und man kam daher schon frühzeitig auf den Gedanken, dem Kakao einen Teil seines Fettes durch Pressen zu entziehn. Ferner fand man, daß, wenn man diesem entölten Kakao kohlensaure Alkalien in geringer Menge zusetzte, eine Lockerung und ein Aufquellen der Gewebefasern stattfand, wodurch ein viel gebundeneres Getränk erzielt wurde, ohne daß dadurch der Kakao an seinen sonstigen Eigenschaften einbüßte. Dies Verfahren wurde zuerst in Holland angewandt, deshalb führt der so präparierte, auch als „leicht löslich“ bezeichnete Kakao den Namen „holländischer Kakao“. Selbstverständlich konnte dieser Herstellungsprozeß kein Geheimnis bleiben, sondern ist längst in allen kakaofabrizierenden Ländern eingeführt worden und hat sich auch in Deutschland dauerndes Bürgerrecht erworben. Es ist gelungen, die ursprüngliche holländische Methode in rationeller Weise zu verbessern und danach einen Kakao herzustellen, der seinesgleichen sucht. Das deutsche Publikum kann seinen Bedarf an Kakao und Schokoladen ruhig durch inländische Fabrikate decken und hat nicht nötig, ausländischen Kakao zu kaufen; es wird ihm vielmehr im deutschen präparierten oder leicht löslichen Kakao ein Fabrikat geboten, das nach allen Richtungen hin selbst den verwöhntesten Geschmack befriedigt.

Kinderstudien.

Hierzu 6 photographische Aufnahmen von W. H. Esser, Mainz.

Welchen Zauber übt ein unschuldiges kleines Wesen aus, dessen Geist bereits seine Schwingen zu regen beginnt! Eine der reinsten Freuden des Lebens geht dem Menschen verloren, der nie die so bequem dargebotene Gelegenheit benutzt, sich in das kindliche Denken und Empfinden zu vertiefen. Des Kindes Seelenleben zu ergründen, seine geistige Entwicklung zu verfolgen, ist ein Studium, dem sich gelehrte Männer mit Eifer hingegeben haben. Umfangreiche Bände sind über ihre Forschungen auf diesem Gebiet geschrieben worden.

Bilder, die in der Vorstellung des jungen Erdenbürgers aufsteigen, nehmen Gestalt und Farbe an, sie beleben sich, sie werden ihm zur greifbaren Wirklichkeit. In seiner Welt, die er sich selbst geschaffen, giebt es Engel und Feen, die mit ihm spielen, Tiere und Blumen, mit denen er reden kann. In tote Gegenstände kommt Leben und Bewegung, sobald der kleine Hexenmeister, das Kind, es wünscht. Eine Schere, die es auf dem Fußboden oder Tisch entlangschiebt und dabei heftig auf und zu klappt, wird zum kläffenden Hund, das aufgerollte Zentimetermaß zur zischenden Schlange, ein harmloser schwarzer Pelzmuff zu einem blutdürstigen Raubtier.



Die kleine Rechenkünstlerin.

Eine sehr wichtige Rolle im Thun und Treiben unserer Kleinen beiderlei Geschlechts spielt der Nachahmungstrieb, den gewiß jeder schon zu beobachten Gelegenheit gehabt hat. Bei allen Völkern besteht mehr oder minder die Neigung, wahrgenommene Bewegungen, gehörte Redensarten, ja sogar Handlungen und Gewohnheiten anderer zu wiederholen. Bei Wilden ist der Drang, alles nachzuahmen, besonders stark ausgeprägt. Sie versuchen, ganze Sätze in einer ihnen fremden Sprache nachzusprechen, und imitieren das Husten, Niesen und Stottern der Zivilisierten, mit denen sie zusammenkommen. Beim Kulturmenschen wird freilich durch die Erziehung auf möglichste Unterdrückung des Nachahmungstriebes hingewirkt, doch macht sich dieser trotzdem immer von neuem geltend. Auch die „ansteckende Kraft“ der Begeisterung, des Lachens, Weinens und Gähnens beruht darauf.



Die originellen Menschen werden von den andern, den sogenannten Herdenmenschen, nachgeahmt. Im Bereich der Mode handelt es sich um die mehr oder minder geschmackvollen Erfindungen der Modistin und tonangebender Damen der Gesellschaft, manchmal auch nur um die Kaprize einer gefeierten Bühnenkünstlerin, über die alle Modesklavinnen herfallen und die sie sich zu eigen machen. Ein beliebter Schauspieler, ein hervorragender Parlamentsredner oder sonst eine bekannte Persönlichkeit braucht nur eine witzige Phrase fallen zu lassen, sofort wird das Bonmot von Tausenden aufgefangen und bei passender oder nicht passender Gelegenheit angewendet. Der angehende Bühnensänger nimmt sich einen Opernstar von Weltruf, die unbekannte junge Schauspielerin eine große Tragödin zum Vorbild, dem „unentwegt“ nachgeeifert wird. Kommis und Ladenjunge geben sich, wo es ihnen nur angebracht erscheint, die Airs des Prinzipals, der Diener kopiert seinen Herrn und das Kammerkätzchen die Gnädige in Haltung und Gebärden. So kann man überall die Wahrnehmung machen, daß Geringere den Mächtigen, Lernende den Gelehrten, Unbeachtete den Berühmten allerlei Eigentümlichkeiten ablauschen, um sie selbst zu verwerten.

Am markantesten ist diese Sucht, es andern nachzuthun, bei Kindern. Was aber bei den Großen meist unbewußt geschieht — denn der Erwachsene möchte doch um keinen Preis als Nachahmer gelten — das wird von den Kleinen mit voller Absicht ausgeführt. Das Kind fühlt instinktiv seine Hilflosigkeit, seine Schwäche und Abhängigkeit; es sehnt sich danach, stark zu sein, etwas zu bedeuten und etwas zu leisten. Dieses bei intelligenten Kindern besonders intensive Empfinden drängt sie dazu, alles nachzumachen, was ihnen an ihren Eltern und erwachsenen Geschwistern, an Dienstboten und Bekannten auffällt und imponiert. Das kleinste Bürschlein will beim Spiel stets Papa sein und verlangt oft vom älteren Bruder, er solle das Kind vorstellen. Mit welcher Würde hält der Knirps einen Stock oder einen kurzen Bleistift, die seine Einbildungskraft in eine Tabakspfeife oder in eine Zigarre verwandelt, im Mund, und wie ausgezeichnet weiß er das passende Geräusch zu imitieren oder sich den Anschein zu geben, als blase er Ringe in die Luft! Gemessenen Schrittes geht er auf und nieder und läßt sich auch wohl tief und seufzend in sein Sesselchen fallen. Manche Redensart des Vaters, wie: „Ja, ja, so ist's im Leben“ oder: „So muß man sich quälen“, kommt gewöhnlich in etwas verstümmelter Form, je nach dem Alter des kleinen Papas, von den jugendlichen Lippen.



Bei der Puppentoilette.



Der erste Schmuck.

Kleine Mädchen sind natürlich immer Mütter. Da giebt es so viele Puppenkinder, die versehen werden müssen, daß man wirklich alle Hände voll zu thun hat. Wer einer solchen vier- bis fünfjährigen Mama unauffällig zuschaut, der dürfte erstaunt sein, mit welcher Treue das Kind seine eigene Mutter kopiert. Gewissenhaft und mit bewundernswert richtigen Handgriffen wird das porzellanene Baby gebadet. Manches Dienstmädchen könnte von der Geschicklichkeit der Kleinen lernen. Beim Abtrocknen, Wickeln und Ankleiden, beim Füttern und Schlafenlegen der Puppen geht die Spielende mit einer Sicherheit zu Werke, die von der scharfen Aufmerksamkeit zeugt, mit der Mutter oder Amme bei der Wartung des Neugeborenen beobachtet wird. Besitzt ein kleines Mädchen keine jüngeren Geschwister, an denen es seine Studien machen kann, dann werden die Wickelpuppen begreiflicherweise nicht so sorgfältig behandelt. Es ist nur zu natürlich, daß Kinder am häufigsten die Personen ihrer

Eine schwierige Kunst.

nächsten Umgebung vorzustellen suchen. Wem es Vergnügen bereitet, im Sommer die öffentlichen Plätze und Anlagen zu besuchen, die den von Erwachsenen beaufsichtigten Kleinen zum Tummeln freigegeben sind, der kann aus dem Spiel und dem Verhalten dieser oder jener Gruppe ihm fremder Kinder bald erraten, welche Stellung die betreffenden Eltern einnehmen. Das Söhnchen eines Schutzmanns, eines Straßenbahnschaffners, eines Lokomotivführers oder eines Briefträgers wird selten etwas anderes sein wollen, als was „Vata" ist. Die Kinder eines Kaufmanns spielen am liebsten Verkauf, die eines Zahnarztes improvisieren, wo sie sich auch befinden mögen, mit Vorliebe das Atelier eines Dentisten. Der älteste Knabe ist der Mann mit der Zange, ein jüngerer Bruder giebt sich als Patient her, und das Schwesterchen erklärt sich bereit, Assistentin oder, in Ermangelung einer Sitzgelegenheit, auch gar der Armstuhl zu sein, in dem das Opfer Platz nehmen soll. Der Sprößling eines Beamten geht ins Bureau, der eines Offiziers zeigt sich gern in seiner „Uniform" und versteht es meisterhaft, ein Häuflein gehorsamer Rekruten um sich zu scharen. Das Töchterchen einer Lehrerin spielt Schule, die Kleine einer Putzmacherin garniert und verkauft Hüte, die einer Schneiderin nimmt Maß und probiert an, das Kind einer Wäscherin hantiert am Waschtrog und trägt die Wäsche aus u. s. w.

Die Welt stellt noch keine Anforderungen an Kinder von nicht schulpflichtigem Alter. In den jugendlichen Erdenbürgern aber dämmert schon das Bewußtsein, daß sie einen Lebenszweck haben, und ein gewisser Instinkt treibt sie, diesen zu bethätigen. Sehr früh erwacht in der Seele des Kindes der Trieb, sich zu beschäftigen. Das Spiel ist seine erste schaffende Thätigkeit, seine Arbeit, mit der es ihm heiliger Ernst ist. Und was es bei den Großen sieht, das will es auch thun. Sein Nachahmungstrieb erscheint fast wie Ehrgeiz. Es kommt sich ordentlich wichtig vor, wenn die Mutter es zu kleinen Hilfeleistungen heranzieht. M. W.



Grossmütterchen.



Wissbegier.





Von der grossen Ueberschwemmung in Patterson (Pennsylvanie-): Das einzige Beförderungsmittel.

Von der grossen Ueberschwemmung in Patterson (Pennsylvanien): Die improvisierte Fähre.

Photographische Aufnahmen.

Wie geht's?

Hierzu 6 photographische Aufnahmen.

Der hübsche Brauch, einem Bekannten zur Begrüßung die Hand zu reichen, dürfte so alt sein wie die Weltgeschichte. In früheren Zeiten hat man einen Händedruck wohl nur mit Menschen, die einem sehr teuer waren, ausgetauscht. Heute aber geben sich auch Leute die Hand, die durchaus keine herzlichen Gefühle füreinander hegen. Interessant ist es nun, die mannigfaltigen Formen des Händedrucks zu studieren.

In Abbildung 1 haben wir den sich für unwiderstehlich haltenden Don Juan vor uns, der jedes weibliche Wesen zwischen vierzehn und vierzig Lenzen auf diese Weise begrüßt.

Unser 2. Bildchen zeigt zwei Jünglinge, die nur so thun, als ob sie sich die Hand geben wollen. Ihre gekrümmten Fingerspitzen nähern sich zaghaft und werden dann plötzlich zurückgezogen. Viel männlicher ist im Vergleich zu dieser albernen Form der kräftige Händedruck, den zwei arme Kerle austauschen (Abb. 6).

Wenn befreundete Männer einander herzlich die Hand schütteln, so wird man wohl stets die Beobachtung machen können, daß sie sich dabei offen ins Auge schauen (Abb. 4). Bei den Frauen ist dies viel seltener der Fall. Während zwei weibliche Hände sich im Gruß begegnen (Abb. 3), läßt jede der beiden Damen ihre Augen mit wahrer Virtuosität über die ganze Toilette ihres Gegenübers schweifen.

Welches Maß von Zärtlichkeit liegt in der reizenden Art und Weise, in der sich Brautleute in Gegenwart anderer begrüßen. Der gute Ton verlangt es, daß sie von ihrem Recht, sich zu küssen, vor anderen Leuten keinen Gebrauch machen. Dafür aber blicken sie sich tief in die Augen; er erfaßt ihre beiden Hände, und während er die eine innig drückt, führt er die andere galant an seine Lippen (Abb. 5).





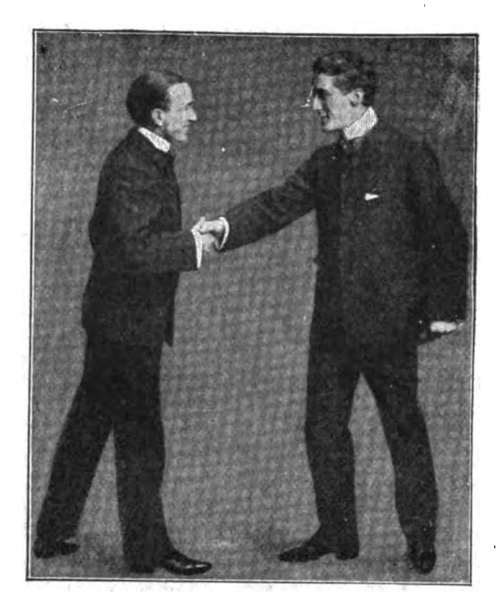
1. „Ergebenster Diener, Gnädigste!"



2. Die beiden Gigerl.



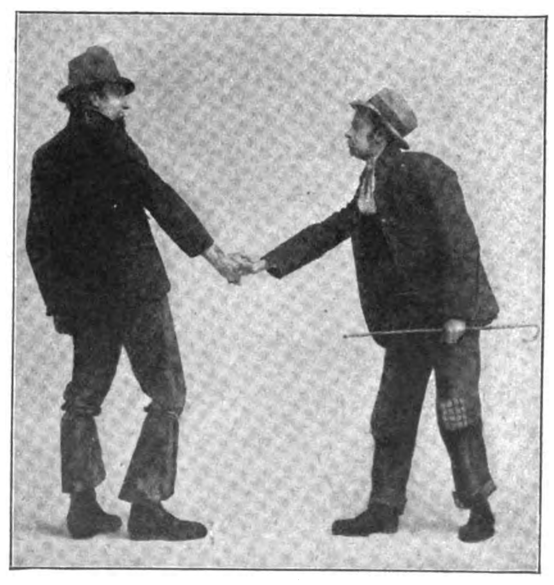
3. Wie zwei „Freundinnen" sich begrüssen.



4. Guten Tag, mein lieber Junge!



5. Braut und Bräutigam.



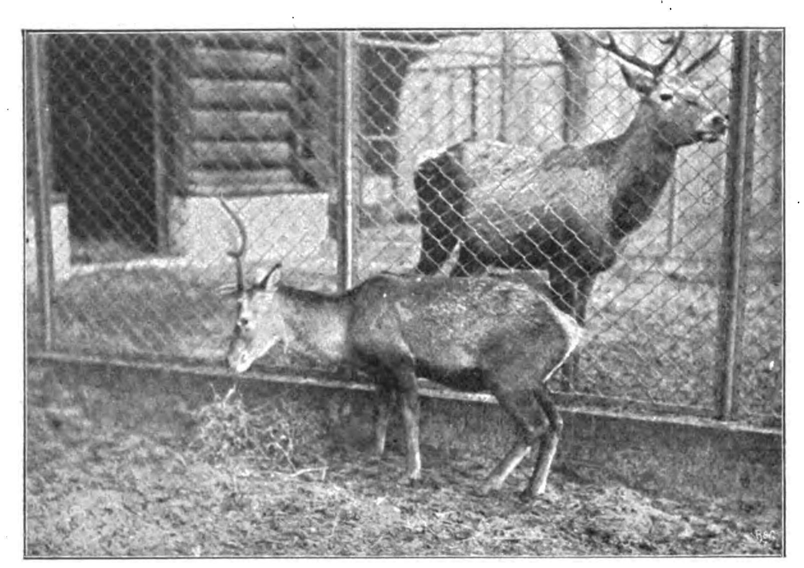
6. Ein kräftiger Händedruck.



Zwergedelhirsch aus Sardinien.

Ein erstaunlicher Größenunterschied zwischen dem eigentlichen Gegenstand unseres Bildes, der verkümmerten Zwergengestalt im Vordergrund, und dem Riesen im Hintergrund, den wir nicht ganz ohne Absicht mitphotographiert haben! Hier tritt so recht deutlich zu Tage, was aus demselben Lebewesen unter verschiedenen Lebensbedingungen werden kann: beides sind ausgewachsene Edelhirsche im allerengsten Sinn des Wortes, und doch ist der sardinische Zwerg kaum halb so groß wie der kaukasische Riese! Seit Jahren ist es schon mein Bestreben, hier im Zoologischen Garten vor Augen zu führen, wie dieselbe Tierform im Zusammenhang mit der Geographie, d. h. ihrer engeren Heimat, sich verändert, und ich darf wohl hoffen, daß ich damit der Wissenschaft manchen Dienst geleistet habe. Aber keine Zusammenstellung frappiert die wissenschaftlichen und weidmännischen Spezialinteressenten mehr als die auf unserer Augenblicksaufnahme festgehaltene. Der Jäger und Heger schlägt zwar angesichts des zwerghaften Sardiniers mit dem „leeren", unentwickelten Geweih bald drei Kreuze und denkt sich: „Gott bewahre mich vor solchem Krippzeug!" Aber der Naturforscher bleibt gerade vor dieser „vermückerten Kreatur" am längsten stehen. Ich freue mich, daß ich zu gleicher Zeit — endlich, nachdem ich jahrelang vergeblich Briefe darum geschrieben habe — Dammwild aus Sardinien erhalten habe, das nur so groß wie Rehwild, und Wildschweine vom vorigen Jahr, die nur so groß sind, wie bei uns Frischlinge von diesem Jahr. Wenn man sich erinnert, daß der sardinisch-brasilianische Muflon das kleinste aller Wildschafe ist, daß auf andern Mittelmeerinseln (Malta, Cypern) Knochenreste ausgestorbener Zwergformen vom Elefanten und Flußpferd gefunden worden sind, so erscheint alsbald der Zwergedelhirsch aus Sardinien dem schärfer blickenden wissenschaftlichen Auge in hochinteressantem Licht. Ob die insulare Abgeschlossenheit und damit notwendig verbundene Inzucht ihn so heruntergebracht hat? Wer will es sagen? Es giebt andere Inseln (Ceylon, Formosa), an deren Tierwelt von solchen Folgen nicht das Geringste wahrzunehmen ist.

Dr. L. Heck.



Sardinischer und kaukasischer Edelhirsch im Berliner Zoologischen Garten.

Phot. Ludwig Bab, Berlin.

Schluss des redaktionellen Teils.





	DATE DUE		

